Liebſchaften

der

Könige von Frankreich

und

ihrer Großen.

Jena,
gedruckt und verlegt bei Johann Michael Mauke.
1785.

I.

Karl VII.

und

Agnes Sorel.

1.

Karl VII.
und
Agnes Sorel.

Agnes Sorel war Kammer-Fräulein, der Herzogin Isabelle von Lothringen. Leztre kam zu Karl VII und hatte wichtige Staatssachen mit ihm zu verhandeln. Bei dieser Gelegenheit sah der König ihr Kammer Fräulein. Ihre Schönheit war bezaubernd, ihr Wiz unerschöpflich, und ihre Unterhaltung unbeschreiblich angenehm.

Mehr brauchte es nicht, um des Königs Herz zu gewinnen. Er entdeckte sich ihr und ward erhört. Da es aber zu vermuthen war, daß die Herzogin ihre liebe Agnes nicht gern einbüssen würde, so ward ein kleiner Kniff ersonnen. Agnes ward plözlich sterbenskrank und als die Herzogin abreisen wollte, konnte sie nicht mit. Uebrigens hatte sich der König diese kleine Gefälligkeit auf folgende Art von ihr verschafft.

Er verabredete mit einem damals sehr berühmten Astrologen, Merlin, daß er bei einer Gelegenheit, wo er sich mit Agnesen unter vier Augen befände, erscheinen und seine Rolle spielen sollte. Dies geschah. Merlin kam, als der König beschäftigt war, der Agnes seine feurige Liebe zu erklären. „Merlin, was glauben Sie, was das Schicksaal dieses reizenden Mädchens einmal seyn wird?" — O, Sire, die Gestirne lügen entweder, oder sie wird dereinst, die Alleinherrscherin über einen grossen Monarchen! —

Agnes sah zu hell, um nicht den Augenblick zu errathen, was dies Spiel bedeuten sollte. Sie erwiederte lächelnd. „Wenn der gelehrte Mann dort, Recht hat, Sire so erlauben mir, daß ich nach England gehn darf, um meine Bestimmung erfüllt zu sehn. Sie, kann diese astrologische Wahrsagerei unmöglich angehn, — Sie haben ja kaum noch das Drittel Ihres Reiches!"

Karl hatte bekanntlich seine meisten Provinzen an die siegreichen Engländer verloren.

Er verstand Spas, und deutete diesen witzigen Einfall der Sorel nicht übel. Agnes fühlte durch seine Liebe ihrem Ehrgeiz geschmeichelt, wenn er auch nur Herr von einem kleinen Theil seines Königreichs war. Um sie mit Muße erwiedern zu können, stellte sie sich, wie gesagt, krank und matt, und die Aerzte des Königs versicherten: sie könne nicht mit der Herzogin abreisen, ohne ihr Leben in Gefahr zu setzen. Die Königin selbst nahm Antheil an ihrem Unfall und versprach der Herzogin, die zärtlichste Sorge für die Kranke zu tragen, und sie nachzusenden, sobald sie wieder hergestellt seyn würde. Die Herzogin sahe wol, was die Krankheit ihrer Agnes zum Zweck hatte; sie ließ es sich aber nicht merken. Wie konnte sie auch etwas darwider haben, wenn die Königin selbst die Hand bot, den Kunstgriff der Sorel zu begünstigen?

Diese ward nach der Abreise der Herzogin mit jeder Stunde besser und verließ in wenig Tagen das Bette. Sie erschien am Hofe, mit jedem Reize des Körpers und Geistes geschmückt. Die Herzen aller Hofherrn waren bei ihrem Anblick beklommen, aber sie durften nur entfernten sehnsuchtvollen Regungen nachhängen, weil die Liebe ihres Königs mehr als zu bald sichtbar ward, und sich stillschweigend jeden Nebenbuhler verbat.

Er überhäufte sie mit Gunstbezeugungen, that nichts ohne ihren Rath, ertheilte keine Gnade oder Charge, ohne sie darum zu befragen, und sie war sein Alles in Allem.

Die übrigen Hofleute sahen ihre wachsende Grösse mit stillem, unter sich fressendem Neid an. Vor allen fühlte sich der Dauphin, durch die ausschliesende Gunst worin sie stand und durch den allgemeinen Einfluß auf alles was am Hofe geschah und geschehen sollte, beleidigt, um so empfindlicher, da er selbst schon in den Jahren war, daß man von Zeit zu Zeit einen kleinen unschuldigen Rath in der oder jenen Angelegenheit von ihm verlangen konnte. Aber Agnes wußte um alles, und er um nichts. Dafür beschloß er sich zu rächen, ob er ihr gleich vieles, welches ihm auf ihre Fürsprache von seinem Vater bewilligt worden, zu danken hatte.

Agnes

Agnes ſollte und mußte geſtürzt werden, und dieſen Zweck glaubte er nicht beſſer zu erreichen, als wenn er ſeinen Vater ihre Treue verdächtig machte. Deßhalb ſuchte er ihr einen Liebhaber zu erwecken, der ſich mit ihm einverſtünde, eine Liebſchaft mit ihr anſpönen und ſie denn verriethe.

Seine Wahl fiel auf den Graf von Dammartin, den ſchönſten Mann am Hofe. Er that ihm ſeine Abſichten kund. Aber den Graf dünkte das Spiel mißlich. Wie konnt' er ſich dem König als Liebhaber ſeiner Mätreſſe verrathen, ohne ſelbſt ſeine Ungnade zu befürchten? Doch drückten des Dauphins Vorſtellungen durch, und Dammartin entſchloß ſich, ihm zu willfahren. Es kam nur drauf an, die Intrique einzulenken.

Dammartin hatte einen Kammerdiener, einen ſchlauen, gewandten, liſtigen Kerl, dem that er ſein Vorhaben kund, und fand Rath bei ihm. Er verſprach, das Kammermädchen der Agnes auf ſeine Seite zu ziehn, das übrige ſollte ſich von ſelbſt geben. Kolombe (ſo hieß er) war ein ſchlanker, friſcher Kerl — es ward ihm alſo leicht, des Mädchens ganze Zärtlichkeit zu gewinnen. Er ſah ſich in wenig Zeit in Beſiz des Ringes, nach welchem er gerannt hatte, und rükte nun mit ſeinem Anſchlag hervor. Es wäre wohl beſſer, äuſſerte er ſich, wenn ſie ihre Herrſchaften näher mit einander bekannt machten, ſie könnten bei der Gelegenheit ihrer Liebe um ſo thätiger und ungehinderter pflegen. Dem Mädchen gefiel dieſer Vorſchlag, und da ſie das ganze Vertrauen ihrer Herrſchaft beſaß, ſo konnte ſie es ſicher wagen, die Sache mit Ernſt anzugreifen.

Einmal unterhielt ſie ihre Frau beim Schlafengehn mit einer ausführlichen Muſterung aller Hofherrn, und wußt' es ſo einzuleiten, daß ſie ihre Meinung von jeden ſagte. Sie kam auch auf den Graf von Dammartin — Bei dieſem Namen, gerieth Agnes in ſichtbare Unruhe, die ſie unter empfindlichem Verdruß und Widerwillen ſo gut zu verbergen wußte, daß es ihr Mädchen nicht ferner wagte, des Grafs zu erwähnen, aus Furcht ihr zu mißfallen.

Kolombe erfuhr diesen Umstand durch sie und überbrächte ihn seinem Herrn. Dieser überdachte sein ganzes Betragen gegen Agnes und grübelte sorgfältig nach, ob er ihr irgend einmal Ursach gegeben, auf ihn unwillig zu seyn; und da er sich nichts bewußt war, gerieth er in Unruh, und zweifelte an den guten Erfolg seines Unternehmens!

Der sonderbare Mann! Ob er denn die ersten Symptomen der Liebe gar nicht kannte? Nicht wußte, daß diese Heuchlerin Millionen Gestalten und besonders solche annehmen kann, welche ihren wirklichen Empfindungen gerade widersprechen?

Genug Agnes war nichts weniger als gleichgültig gegen ihn, und äusserte es bei jeder Gelegenheit ziemlich deutlich. Der Graf müßte ganz Neuling gewesen seyn, wenn er nicht endlich Augen bekommen hätte. Indessen sezt' er sich doch vor zu erwarten, daß sie ihm nähere Schritte entgegen thun sollte. Seine Foderung war nicht zu stark, denn seine ewige Gleichgültigkeit, regte den Ehrgeiz der Agnes, und sie sezte endlich einen Ruhm darin, sein fühlloses Herz zu erwärmen.

Einmal begegnete sie ihm in einer dunkeln Gallerie, welche aus des Königs Zimmer in das ihrige führte. Der Graf drängte sich an die Seite. „Nun Graf — sagte sie, indem er ohne sich aufzuhalten neben ihr hin strich! — ist Ihnen mein Anblick so schrecklich, daß Sie vor mir laufen?" — O, mehr als zu schrecklich — sagt' er — Ihre Reize könnten die Cäsar, und Brutus zum Zittern bringen! — „Wärs denn aber so ein groß Unglück, vor mir zu zittern. — Oder, wenn Sie mir näher ins Auge sehn, zu finden, daß ich nichts weniger, als fürchterlich bin? — Doch, gnädige Frau, wenn es nicht geschehn könnte, ohne seinen Herrn zu beleidigen!" — Ein sehr zartes Gewissen! Wahrhaftig! Graf, Sie müssen nicht länger am Hofe bleiben! Sie könnten die andern Herrn verführen! bekehren Sie sich, Dammartin, bekehren Sie sich!"

Das war doch genug gesagt! Dachte Dammartin.

Er

Er blieb noch einige Minuten wie angenagelt auf der Stelle stehn, und je ernsthafter er nachdachte, deſto unmöglicher ward es ihm, dem Dauphin zu Willen zu seyn! Sie war zu schön, zu gütig, zu herablassend, als daß sie verdiente betrogen zu werden. Die Liebe siegte, so glänzend sich ihm auch die Aussichten, die ihm der Dauphin geboten hatte, vors Auge legten. Er dachte auf nichts, als sich der Liebe der Agnes zu versichern, aber nicht, um sie zu verrathen, sondern in ihren Armen des süssesten Erdenglücks zu genieſſen.

Bei dem, was Agnes für ihn gethan hatte, ward es ihm leicht, sich näher an sie zu schlieſſen. Er ward nun der angreifende Theil; erstach das Kammermädchen der Agnes mit einem flimmernden Diamantring und erhielt dafür den Schlüssel zur Garderobe, aus welcher er in das Zimmer ihrer Gebieterin schlüpfen konnte.

Alles ging gut. Wie süß ward Agnes überrascht, als sie ihren lieben Dammartin plötzlich in ihren Zimmer sah. Sie wollte sich unwillig stellen, aber er bettelte so sanft, so süß! wußte sich so geschmeidig in ihr Herz hineinzuwinden, und ihr mit einer so feurigen Beredsamkeit Begnadigung abzudringen, daß sie nicht länger den Regungen der Liebe widerstand. Er war einmal da — die Zeit kurz — die Gelegenheit günstig, — die Dämmerung so einladend — seine Worte, seine Mienen, seine Bewegungen so beredt, feurig, dringend, ungestüm — Das Sopha, auf welchem er neben sie saß, so wollüstig gewölbt, — der Arm, womit er ihren Nacken umschlungen hielt, so brennend — der Finger, der auf ihrem schwellenden Busen tändelte so elektrisch — sein Kuß so herzig, seine Lippe so warm, so warm — ach! Das Uebermaas himmlischen Vergnügens drückte ihr die zitternde Wimper halb zu — sie sah nicht, was ihr Liebhaber begann — wie konnte sie 's ihm verbieten?

Auf diese Art sahen sie sich öfters, und ihr Verständniß blieb eine ganze Weile verborgen. Der Dauphin fuhr fort in Dammartin um Verrath zu dringen; aber dieser fühlte

nicht den mindſten Trieb, und hatte beſtändig die beſten Entſchuldigungen bei der Hand. Indeſſen war es unmöglich, den Dauphin in dieſer Täuſchung zu erhalten. Rache iſt ſo hellſichtig, wie Liebe. Er merkte endlich, daß Dammartins Herz zu ſehr gefeſſelt ſei, um von ihm freiwillige Handleiſtungen bei ſeinem Plan erwarten zu können. Doch wollt er ſich vorher völlig von ſeiner Treuloſigkeit überzeugen. Deßhalb vermogt' er ſeine Gemahlin, eine vertraute Freundſchaft mit der Agnes Sorel zu errichten, und ſie mit zu allen Luſtbarkeiten zu ziehn. Bei ſolchen Gelegenheiten ſtahl ſich Dammartin als Bedienter verkleidet ihr nach, und kam auch als ſolcher zu ihr, unter vielerlei Livree, und immer mit vorgegebenen Beſtellungen von ſeiner Herrſchaft. Einer von des Dauphins Lakaien nahm ihn bei ſolcher Gelegenheit ſchärfer ins Auge, und glaubte in ihm den Graf von Dammartin zu erkennen. Er that ſeinem Herrn dieſe Vermuthung kund, und dieſer nuzte ſie.

Einmal machte Dammartin auf obige Art der Agnes ſeinen Beſuch. Die Spione des Dauphin bemerkten ihn. Sogleich flog leztrer zum König und führte ihn unter irgend einem Vorwand zur Agnes. Welch ein Schreck! Aber ſie erfuhr ihre Ankunft früh genug, um den Graf zu einer andern Thür hinausſchlüpfen zu laſſen. Weil ſie indeſſen beſorgte, ſie möchten etwas bemerkt haben, ſo ſagte ſie, wie von ohngefähr: ſo eben habe ſie der Kammerdiener der Dauphine verlaſſen. Sie ſei zu Morgen auf eine Spazierfahrt eingeladen. Aber dieſe Erfindung war ſchlecht. Sobald der Dauphin zu Hauſe kam, fragte er ſeine Gemalin, ob ſie jemand zur Agnes geſchickt habe. Nein, hieß es. Mithin war es ſonnenklar, daß der vorgegebene Bediente, kein andrer als Dammartin geweſen ſei.

Aber dieſe Entdeckung war immer noch nicht hinlänglich, König die Augen zu öfnen. Er mußte ſelbſt ſehn, mußte eine Agnes ſelbſt in den Armen des Grafen Dammartin überraſchen. Und das war ſo leicht nicht, da er mit einer Dame zu thun hatte, der es nie an Gegenwart des Geiſtes fehlte.

Indeſſen machte der Dauphin noch einen Verſuch. Er gab einem Soldaten von der Garde den Auftrag, auf die Schritte und Tritte beider genau zu achten, und von dem kleinſten Umſtand, den er bemerkte, ſogleich Bericht zu geben. Dieſer Spürer entledigte ſich ſeines Amts mit glücklicher Genauigkeit, und kam nach ein paar Tagen gegen Abend geſprungen, mit der Nachricht, der Graf ſei als Spitzenhändler verkleidet zur Agnes gegangen. Der Dauphin flog zu ihr — fand nichts — Denn Dammartin hatte ſich auf das erſte Geräuſch verſteckt. Doch ſahe er aus dieſem unvermutheten Beſuch ſehr wol, daß er verrathen ſei, und befahl Kolomben, Acht zu haben, ob ihm nicht jemand nachſchliche. Dieſer entdeckte den Gardeſoldaten und ſagt' es ſeinem Herrn wieder. Sogleich ward bittre Rache über ihn beſchloſſen. Er ſollte mit dem Leben für ſeine Spionſchaft büſſen. Kolombe paßte ihm in einer engen Gaſſe mit ſechs Mann auf, die ihm den Reſt gaben.

Der Dauphin konnte genau wiſſen, von welcher Hand dieſer Mord kam. Aber er verſchloß ſeinen Verdruß und Verdacht in ſich, damit er nicht, wenn er den Thäter öffentlich angäbe, alle andre, die er zu Spionen wieder brauchen wollte, dadurch abſchreckte. Die Rache war zu fürchterlich, als daß er hoffen konnte, einen neuen Spürer zu finden, wenn es bekannt würde, wer den erſten ſo ſchrecklich auf die Naſe geſchlagen.

Er legte ſich neue Spione zu, und erfuhr einmal durch ſie daß ſich der Graf als ein Bücherhändler zur Agnes geſtohlen. Sogleich ging er zum König und ſagte ihm dreiſt heraus, es wäre ihm ein andrer bei ſeiner Mätreſſe ins Gehege gebrochen. Er ſollte kommen und ſehn. Unterdeſſen hatte der Dauphin jeden Schlupfwinkel genau beſetzen laſſen, und er war diesmal ſeiner Sache ſo ſehr gewiß, daß er den Zweck ſeiner Wünſche mit ausgelaßner Freude vor ſich zu ſehn glaubte. Aber Agnes bekam früh genug von dem, was ihr bevorſtand, Nachricht. Sie ſchloß den Graf in einen groſſen Schrank, der ſich hinter ihrem Bette befand, und den der König nie bemerkt hatte, weil Tapeten drüberher gezogen waren. Der König und Dauphin

traten herein — sahen nichts! Agnes lag auf dem Bette und blätterte andächtiglich in den Büchern, die ihr der Bücherhändler gebracht hatte. Der Dauphin fragte sie spöttisch: wo denn der Mann geblieben wäre, der ihr die Bücher gebracht hätte — „Ist er Ihnen nicht begegnet — erwiederte Agnes kalt — er kann nicht weit seyn. Ich will ihn zurückrufen lassen, wenn Sie ihn sprechen wollen!" — Der Dauphin biß sich mit Verdruß und Beschämung in die Lippen. Um aber nicht auf halben Wege stehn zu bleiben, nahm er ein Licht, und leuchtete überall umher. Als er nichts sah und hörte, entfernte er sich stillschweigend und mit bitterm Unwillen.

Der König war von Agnesens Unschuld klar überzeugt, und brach in tausend zärtliche Entschuldigungen aus, daß er sie so plötzlich überfallen hätte, und um sich gänzlich mit ihr auszusöhnen, verlangte er, diese Nacht in ihren Armen zu bringen zu dürfen. Was sollte sie thun? Sie konnt' es ihm nicht abschlagen. Aber ihre Unruhe war unbeschreiblich, und konnte nur mit Dammartins Angst in Vergleichung gebracht werden. Er stand in seinem Schrank wie angenagelt, durfte kaum athmen, durfte sich nicht regen! Und nun noch der Verdruß, einen Andern in den Armen der Agnes vollglücklich zu sehen, und sich ein Vergnügen nehmen zu lassen, das für ihn auf diese Nacht bestimmt war!

Aber wie süß ward er entschädigt, als sich der König am Morgen entfernte! Wie da alle aufgeregten und gespannten Empfindungen, sich an ihrem Busen ergossen, und wie er rang und strebte, um ihr zu beschreiben, wie groß die Unruh war, die er die Nacht über ausgestanden hatte!

Ihre Liebschaft blieb also unentdeckt; aber für die Angst, die ihr der Dauphin erweckt hatte, wollte sie ihn züchtigen. Sie that dies bei jeder Gelegenheit, und erwies ihm nicht die mindeste Achtung mehr. Einmal gerieth sie mit ihm in Wortwechsel. Beide wurden hitzig; sie gab nicht nach — plötzlich reicht' er ihr eine Maulschelle, daß sie da stand, wie an den Boden gezaubert. Sie beklagte sich beim König darüber, bekam aber nicht in dem Grade Genugthuung, wie sie verlangt hatte. Der innre Verdruß zog ihr eine Auszehrung zu, an welcher sie starb.

II.

Duc D'Andelot

und

Frau von Brion.

I.

Düc D'Andelot
und
Frau von Brion.

Düc D'Andelot sah die Frau von Brion mit Feuer in Herz und Auge an; aber sie sahe nicht das in ihm, was er von ihr bemerkt gewünscht hätte. Ihre ruhige gleichgültige Miene, ließ nicht viel hoffen, aber seine Liebe riß ihn aus der Unruhe, vielleicht sezt' er auf dieselbe zuviel Vertrauen, aber wie leicht glaubt man der Leidenschaft.

Einmal war er bei ihr, als ein italiänischer Maler ein Gemählde zum Verkauf brachte. Der Maler wußte so wenig französisch, daß man ihn kaum verstehn konnte, und als ihn Frau von Brion fragte, was für eine Scene sein Gemählde vorstellte, wußte er sich nicht auszudrücken. Als sie sahe, daß es der Düc aufmerksam betrachtete, bat sie ihn um die Erklärung. Wie gern nahm er diese Aufforderung an, da die Gruppe sein Herz so lebhaft interessirte.

Das Süjet ist aus dem Tasso — sagte er — Die Zauberin Armide war vom Ritter Renaud empfindlich beleidigt worden, ohne daß sie ihn kannte. Sie beschloß sich an ihm zu rächen, und begab sich in das Lager der Kreuzfahrer. Sie frägt nach dem Feldherrn Gottfried unter dem Vorwand eines dringenden Anliegens. Renaud sieht sie, sein Blick ist starr auf sie geheftet, und sein Herz wird von den süssesten Empfindungen der Liebe erwärmt. Wie groß war seine Freude, als sie ihn um Hülfe flehete, wie gern willigte er in ihr Verlangen! Das ganze Lager wäre ihr zur Hülfe geeilt, so sehr war alles von ihren Reizen entzückt, aber sie wählte nur ihn allein, ihn den Einzigen unter tausenden! Armide faßte ihren erbetenen Ritter näher ins Gesicht — plözlich schwanden alle Empfindungen der Rache. Liebe trat an ihre Stelle, und Renaud dachte zu ritterhaft, um ihre Neigung mit Kaltsinn zu erwiedern. Armide zauberte einen Pallast, flimmernd und blizend von Edelsteine

steinen und allen sterblichen Augen unsichtbar, nur nicht ihr und ihrem Geliebten. In den reizenden Auen, die ihn umgaben, und die Sie hier von der Hand des Künstlers dargestellt sehn — in diesen paradiesischen Zaubergefilden genossen beide das Glück der Liebe. Sehn Sie hier diese Nymphe, die am Rande der Fontaine in den weichen Klee hingegossen liegt — an ihren Blicken und Zügen müssen Sie die reizende Armide erkennen. Und dieser Jüngling, mit dem männlichschönen Gesicht und den kernhaften Gliederbau, und mit dem Auge, in welchem Freimuth und Tapferkeit weht — wer kann es anders seyn, als Renaud. O, Madam, wer kann diese beiden Glücklichen ansehn, ohne den feurigen Wunsch in seinem Herzen zu fühlen: wär' ichs doch auch!

Frau von Brion hörte seine Schwärmereien mit Vergnügen und kaufte das Gemälde. Das Feuer, womit er sprach, hatte ein Fünkchen in ihrem Herzen angefacht, — aber sie ließ es ihn nicht sehn! Es kam Gesellschaft und man hatte eine Promenade vor. D'Andelot wußte sich die Arme der Frau von Brion zu versichern.

„Ich habe Langeweile — hub letztre an, als sie einige Schritte auf und ab gemacht hatten — wissen Sie nicht irgend was zu erfinden, wovor sie flieht?"

Schon erfunden! — erwiederte der Duc — Ich weiß keine angenehmere Beschäftigung, Madam, als Liebe. Wir sind allein unbeschäftigt, lassen Sie uns diese wählen! Ich hoffe, daß mein Herz den lebhaftesten Antheil daran nehmen wird.

„D'Andelot, wo haben Sie diese Sprache gelernt?"

Welche schöne Gelegenheit, um ihr mit allem Feuer der Liebe zu antworten! Aber die Gesellschaft kam herzu; und sie mußten abbrechen. D'Andelot hatte den ganzen Abend keine Gelegenheit, den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen. Er stellte sich trostlos in den Erker und übersah die ganze Gesellschaft aber mit seiner Brion beschäftigten sich seine Blicke am meisten.

Es

Es dauerte nicht lange, so bekam er einen Gefährten seines Kummers an dem Prinz von Zweybrücken. Einer laß dem andern im Auge, wo es ihm fehlte. Ihre Herzen öfneten sich wechselweise. Der Prinz klagte, er habe sein Herz an Frau von Bourlemont verloren, und könn' es ihr nicht sagen; und D'Andelot klagte, er hab' es an die Frau von Brion eingebüßt, und habe keine Gelegenheit, es ihr zu entdecken. Was bedurft es mehr zu einer wechselseitigen Ergiessung der Freundschaft. Beide versprachen sich wechselsweise in ihrer Liebe zu dienen.

Kaum hatte sich der Prinz entfernt, so trat die Frau von Bourlemont zum Duc. „Sie sehn unsre Brion eines Blicks an, D'Andelot, sind Sie verliebt?" fragte sie — „Ja, so wie der Prinz in Sie!" — Sie wollte wissen, was er mit dem Prinz sagen wollte, und er erklärte sich näher. Sie that als glaubte sie 's nicht; erröthete aber — eine Anzeige, wie gern sie 's glaubte. Sie verließ ihn unter einem sehr gezwungenen Vorwand.

D'Andelot erzählte dem Prinz diesen Verfall, und schilderte ihm ihr ganzes Benehmen dabei. Dafür brachte ihm der Prinz auch von der Frau von Brion die besten Nachrichten, und D'Andelot schloß, daß es doch wol so ganz unmöglich nicht seyn würde, ihr die Zeit zu vertreiben.

Um diese Zeit kam der Duc von Aumale nach Orleans um von Seiten des Königs mit dem Prinz von Condi in Unterhandlung zu treten. Er brachte seine Gemahlin mit, eine junge reizende Dame, welche gleichsam die Losung zu ununterbrochenen, mannigfachen Festen und Lustpartheien gab. D'Andelot befand sich wohl dabei. Denn es konnte ihm nicht a Gelegenheit fehlen, seine Brion zu sehn und zu unterhalten. An dem Tage wo die Düchesse von Aumale ankam, verfügte sich D'Andelot zu ihr, um ihr diese Neuigkeit zu erzählen; aber

er

er sprang bald auf seine Liebe über. Frau von Brion antwortete auf alle seine Aeusserungen mit vielem Geist, aber er wollte Liebe, darum fand er ihre Antworten nicht befriedigend. Er sahe wol, daß sie sich an seiner Unruh belustigte, aber er liebte sie zu sehr, um ihr dies Vergnügen zu rauben.

„Sagt' ichs nicht — hub er an — daß die Liebe Sie belustigen würde? Sie wollten mirs nicht glauben!"

„Ich gesteh Ihnen — erwiederte sie — daß mich Ihre Unterhaltung divertirt. Ihr Vorsaz, mich zur Liebe zu zwingen, hat wirklich viel komisches! Aber wissen Sie wol, daß alle Zugänge zu meinem Herzen verwahrt sind? Ich kenne die Liebe nicht — mag sie auch nicht kennen lernen!

„Sie müssen sie aber kennen lernen — so weit bring' ichs! Ich versichre Ihnen, Amor nimmts sehr übel, daß Sie mich so unbarmherzig behandeln. Hüthen Sie sich, daß Sie nicht mit ihm zu Händeln kommen. Er wird sich an Ihrer Verachtung und Gleichgültigkeit rächen!"

Um Ihnen zu zeigen, daß ich mich nicht vor ihm fürchte, sez ich eine Wette, daß er nicht bis zu meinem Herzen dringen soll.

„Wagen Sie's nicht, Madam, Sie verlieren!"

Aber sie bestand auf eine Wette. Fräulein Sontpertuis ihre Freundin und Gesellschafterin kam dazu, und ward zum Zeugen und Richter der Wette eingesezt. Der Duc muste den Preis bestimmen und dieser bestand darin, daß sie ihn lieben sollte, wenn sie verlöre, und daß er sie nie wieder besuchen sollte, wenn er verlöre, beide sicherten die Wette durch Handschlag und Ehrenwort unter den Augen des Richters, welcher ihnen einen Termin von zwei Monat sezten, wo alsdann über die Wette entschieden werden sollte.

Den folgenden Tag gab der Prinz von Conde einen Ball. Auf demſelben zog D'Andelot die Blicke der Düchesſe von Aumale auf ſich, ohne es zu wiſſen. Er verlangte auch viel lieber von der Frau von Brion bemerkt zu werden; aber er hatte dies Glück nicht, denn der Düc von Aumale unterhielt ſie, und wie es ſchien, ganz zu ihrer Befriedigung. Der Nebenbuhler war furchtbar, Frau von Brion ſchien ihn mit Vergnügen zu hören, und ſeine Eiferſucht zeigte ihm tauſend Dinge gerade von der Seite, wo ſie ihm am fürchterlichſten ſcheinen mußten. Die Dücheſſe foderte ihn zum Tanz, und ließ ihn den ganzen Abend nicht wieder aus den Händen, Frau von Brion bemerkt es, aber um ſich zu rächen, ſezte er dennoch eine lebhafte Unterhaltung mit der Dücheſſe fort.

Den folgenden Morgen machte der Düc von Aumale der Frau von Brion einen Beſuch; D'Andelot traf ihn bei ihr, und nun fing er an, wegen ſeiner Wette zu fürchten, zumal da Frau von Brion, weil ſie ſeine Eiferſucht bemerkte ſo beflißen war, den Düc mit möglichſter Gefälligkeit zu empfangen.

Unterdeſſen arbeitete der Prinz von Zweibrücken unabläſſig um die Liebe der Bourlemont zu gewinnen. Er ward erhört, und machte den Düc D'Andelot zum Vertrauten ſeiner Liebe. Er gab ihm ein Billet welches er der Bourlemont aushändigen ſollte. Aber D'Andelot verlor es, und es fiel der Frau von Brion in die Hände. Sie erbrach es und fand folgendes:

„Ihre Beſchuldigung iſt ungegründet. Ich liebe die Frau von Brion nicht. Urtheilen ſie beſſer von Ihren Reizen und meiner Liebe und ſeyn Sie überzeugt, daß ich das, was ich liebe, nicht halb liebe. Ich weiß, daß ich Ihnen Urſach zu dieſer Beſchuldigung gegeben habe. Warum mußt' ich mich auch einigemal mit ihr unterhalten! Aber ich ſchwöre Ihnen es war nicht Liebe, was mich

mit ihr in ein Gespräch verwickelte. Wenn Sie den Grund davon wüßten, würden Sie Ihre Ungerechtigkeit bereuen, und ich hätte das Vergnügen, Ihnen keine Vorwürfe machen zu müssen. Noch einmal! Nie, nie, werde ich Sie gegen Frau von Brion vertauschen!"

Weil D'Andelots Hand der Frau von Brion nicht bekannt war, so hielt sie ihn für den Verfasser dieses Briefes, und glaubte, er sei an die Düchesse von Aumale geschrieben. Sie verbarg aber ihren Unwillen unter anscheinender Freude und Munterkeit.

Zwischen ihr und der Düchesse hatte sich eine Freundschaft angesponnen, die nicht zärtlicher seyn konnte. Sie kamen überein, unter einem Dache zu wohnen so lange sich die Düchesse in Orleans befände und führten noch an eben dem Tage diesen Entschluß aus.

In der ersten Nacht, die sie in Einem Hause zubrachten, entstanden Unruhen unter den Einwohnern von Orleans. Einer von den Lakaien des Düc von Aumale hatte einen Bürger Rebell gescholten. Der Bürger nahm dies übel, es kamen ihm mehrere zu Hülfe und der Lakai ward ausgeprügelt. Der Streit ward endlich allgemein, es zogen sich immer mehr Bürger zusammen; einer erhizte den andern und es ging soweit, daß sie in das Pallais des Düc drungen, und befürchten liessen, daß sie ihre Erbitterung an alle, die ihnen daselbst in den Wurf kamen, ausüben möchten. D'Andelot eilte in das Palais des Düc, gab sich den Bürgern zu erkennen, und kam überhaupt sehr zur rechten Zeit, denn die hizigsten waren eben im Begriff die Thür der Düchesse aufzusprengen. D'Andelot beruhigte sie, ließ sich die Thür der Düchesse öfnen und führte diese aus dem Palais: Er wußte noch nicht, daß sich Frau von Brion in eben dem Palais befände, sonst wäre er wol zuerst auf ihr Zimmer geeilt. Er flog also zurück, und erschrak nicht wenig als er sie an dem Arm eines seiner Freunde sahe, der sie in den

Pal

Pallaſt der Prinzen führte. Er entſchuldigte ſich, daß er ihren Aufenthalt bei der Düchesſe nicht gewußt habe; ſie nahm ſeine Entſchuldigung mit der größten Kälte auf, machte ihm nicht die mindeſten Vorwürfe, und ſagte, wenn er andre Verrichtungen hätte ſoll' er ſich ihrentwegen ja nicht geniren, ſie wäre an dem Arm ſeines Freundes recht gut aufgehoben.

Dieſe Gleichgültigkeit griff den Düc ans Herz: aber er wußte nicht, daß er ſich dieſelbe durch zwiefache anſcheinende Untreue zugezogen hatte. Indeſſen ſezte er ſeine Bemühungen bei der Frau von Brion fort, und beſchloß was es auch koſte, ihr Neigung zu ihm einzuflöſſen. Der Düc von Aumale hatte eben dieſen Vorſaz und es ſchien D'Andelot einigemal, daß es jenem eher gelingen würde, als ihm.

Unterdeſſen zeigte ihm die Düchesſe von Aumale bei jeder Gelegenheit, wie lieb er ihr ſei: aber er ſtellte ſich, als wenn er ſie nicht verſtände. Wie leicht wäre ihm der Weg zu ihrem Herzen geworden, wenn er Trieb gefühlt hätte, ſich deſſen zu bemächtigen. Aber ſeine Liebe zur Frau von Brion war zu feurig, und ließ keine andre Schönheit in ſeiner Seele Platz. Er wollte lieber ſtandhaft und unglücklich ihre Feſſeln tragen, als von einer andern zärtlich geliebt ſeyn.

Dieſe Geſinnungen wären wol werth geweſen, mit Gegenliebe beglückt zu werden, aber man ſahe in ihm nur den Treuloſen und Undeſtändigen und behandelte ihn als ſolchen.

Er befand ſich in der peinlichſten Ungewißheit und verlangte Aufklärung. „Ich ſehe wol — ſagte er — Sie werden mich nie lieben. Meine Wette iſt verloren; Sollte ich dies nicht dem Düc von Aumale zu danken haben? „Dies war die Looſung zu einem Strom von Vorwürfen und Beſchuldigungen von Seiten der Frau von Brion. „Sie werden ſich bei der Düchesſe leicht über dieſen Verluſt tröſten — erwiederte ſie — ihre Schönheit wird Ihnen alles erſetzen!"

O! Madam, nichts, nichts kann mir Ihren Verluſt erſezen. Nur Ihr Herz will ich, nur dies kann mich glücklich machen! Und ſollt' ich ſo unglücklich ſeyn, und es nicht erringen, ſo fühl' ich, daß ich Ihnen doch nie das Vergnügen machen werde, mich untreu zu ſehn!

Ach, das Vergnügen haben Sie mir längſt gemacht! (mit ſtolzem Lächeln) Aber Sie verdienen nicht, daß ich mich über Sie beklage. Wenn ich das ſollte, müßt' ich Sie ſchäzen, aber ich fühle nichts, als Verachtung für Sie.

Vergebens bat ſie D'Andelot um Erklärung dieſer unbarmherzigen Behandlung. Seine Bitten vermogten nichts über ſie; doch hatte er mitten in ſeiner Unruhe das Vergnügen, zu ſehn, daß er ihr nicht gleichgültig ſei.

Bald darauf reiſ'te der Düc von Aumale nach Paris zurück. Die Düchesſe ſah unſern D'Andelot traurig und zerſtreut, und ſchrieb es auf ihre Rechnung. Sie glaubte, ihre Abreiſe ginge ihm nahe, und Frau von Blois war mit ihr Einer Meinung. Sie fuhr fort, ſo lange ſie noch in Orleans blieb, ihn zu vermeiden, und ihn bei jeder Gelegenheit Gleichgültigkeit oder Verachtung blicken zu laſſen.

Endlich reißte ſie von Orleans ab, ohne von D'Andelot den Abſchiedsbeſuch anzunehmen. Er war in Verzweiflung, und lief nach der Straſſe, die ſie nehmen mußte. Er erwartete wenigſtens ein paar Blicke, aber auch dieſe arme Freude ward ihm verſagt. Indeſſen erhielt er von dem Fräulein Sontpertuis einige Winke und Blicke, die ihm Troſt einſprachen. Er dankte ihr mit andern Winken und Blicken dafür.

Einige Zeit darauf erfuhr er, daß ſich Frau von Brion auf einem Landſiz aufhielte, der nur zwo Stunden von dem ſeinigen entfernt war. Er nahm Urlaub und verfügte ſich auf ſein Guth Tanlay in den ſüſſeſten Hofnungen der Liebe verlorn.

Er schrieb an das Fräulein Fontpertuis, daß er Willens sei, Frau von Brion zu besuchen. Aber sie antwortete ihm, es sei noch nicht Zeit, ihre Freundin beklage sich noch zu lebhaft über ihn. Die Ursach davon schrieb sie ihm nicht, doch meldete sie ihm, sie würde auf 8 Tage zu einer ihrer Tanten reisen, wenn er dahin kommen wollte, so sollte er erfahren, weßhalb Frau von Brion wider ihn aufgebracht sei.

Er flog zu rechter Zeit auf das bezeichnete Guth, und ward von Fontpertuis mit allem Feuer der Freundschaft empfangen. Und nun erfuhr er den Vorfall mit dem verlornen Brief, und daß dieser ihre Freundin in Besorgniß und verliebten Kummer gestürzt hätte. Er rechtfertigte sich leicht, ward geglaubt und erhielt die Versicherung: daß ihn Frau von Brion nicht haßte.

Unterdessen kam der bestimmte Termin der Wette herbei. Er trauete der aufsprossenden Liebe der Frau von Brion noch nicht die Erfüllung seiner Wünsche zu, deßhalb beschloß er den Richter der Wette auf seine Seite zu ziehn.

Das Fräulein von Fontpertuis war schön, hatte Geist und Verstand, und war eine angenehme Gesellschafterin. Aus verschiedenen Blicken, die sie auf ihn geworfen hatte, schloß er, daß ein zärtliches Herz, unter ihrem wallenden Busen schlüge. Er wollte dessen gewiß werden, und gestand ihr seine Vermuthungen. Sie schlug ihre Augen erröthend nieder, und sie war zu schön in diesem Augenblick, als daß er nicht auf eine kleine Weile seiner Liebe zur Frau von Brion hätte vergessen sollen. Er drückte ihre reizende Freundin entzückt an seine Brust, und sein Richter ward in diesen Augenblicken bestochen.

Aber neue Unruhen! Wenn der Richter ein wenig mehr für ihn fühlte, als guten Willen, die Wette zu seinem Vortheil zu entscheiden? Wenn ihre Liebe, der Neigung ihrer Freundin entgegen arbeitete? Wenn sie ihn nicht in den Armen einer Andern sehen wollte, und das Herz der Frau von Brion an den Duc von Aumale auslieferte?

Das beste Mittel war, ihr diese Besorgnisse von weitem sehn zu lassen. Aber sie hob dieselben mit so theilnehmender Güte und Freundschaft, daß sich seine Unruhe zerstreuete, und daß er den Termin der Wette mit ungeduldiger Freude erwartete.

Einige Tage darauf ging Fontpertuis zu ihrer Freundin zurück. Sie rieth dem Duc zu einem Besuch, doch ohne vorher um Erlaubniß zu bitten — er würde sie schwerlich erhalten. D'Andelot folgte ihr den andern Tag nach. Fontpertuis erwartete ihn an der Thür und sagte ihm: er würde Ihre Freundin im Garten finden. Er eilte dahin, fand sie in keiner der Alleen und trat darauf in ein Gartenhäuschen. Welch ein Anblick für seine Liebe. Frau von Brion lag in leichtem Gewand auf einem Ruhebettchen und schlummerte. Ihr Athem war wie das Lispeln des leisen Abendwindes unter Rosen und Schasmin; ihr Haupt lag auf einem Arm, der die Weisse des Schnees überblendete und ihr voller, wallender Busen lauschte unter einem feinen Flortuch hervor und fesselte sein liebetrunknes Auge. Was sah er nicht alles! Was fühlt' er nicht alles! Wozu würde ihn nicht der Drang der Leidenschaft verleitet haben, wenn sie nicht plötzlich erwacht wäre.

Sie erschrack tödlich, als sie ihn erblickte. „Hä, D'Andelot, wer gibt Ihnen diese Erlaubniß? Haben Sie vergessen, daß ich Sie nie wieder sehn wollte?" — O, was vergißt man nicht im Drange der Liebe! erwiederte er und warf sich ihr zu Füssen.

Sie sprang auf und wollte ihn nicht hören.

„Wie unglücklich ich bin — rief er — unschuldig und nicht gehört zu werden! Ihre Ungerechtigkeit macht mir bittre Leiden. Ich liebe Sie so treu, so einzig; mein ganzes Herz mit seinen innersten Wünschen und Gefühlen, schlägt nur für Sie, undankbare, unbarmherzige Frau." —

Das

Das bin ich nicht, aber Ihr Flatterſinn zwingt mich, es zu ſeyn! Ich ſeh nur Ihr Verbrechen; Ihre Leidenſchaft mag ich nicht ſehn, und zum Glück hab' ich meine aufſteigende Neigung niedergedrückt!

„O, Madam, wie theuer kömmt mir dieſer Sieg, den Sie über ſich erhalten haben, zu ſtehn! Ich bin unglücklich, ganz ohne Hoffnung je wieder glücklich zu werden, und habe nichts verſchuldet!"

Ja, Sie ſind ſchuldig!

Und nun ging ſie im Detail von allen den Treuloſigkeiten, die ſie von ihm erlitten haben wollte, von dem Billet an bis zu ſeinen angelegentlichen Unterhaltungen mit der Dücheſſe von Aumale. Er fing an, ſich zu rechtfertigen, und that dies, mit ſo gutem Erfolg, daß ſich bald jede Spur von Verdacht in ihrem Herzen verlor. Fontpertuis hatte ihm dabei wahrſcheinlich die beſten Dienſte gethan und er entfernte ſich endlich gerechtfertigt und entſchuldigt und mit den angenehmſten Hoffnungen im Herzen.

Er bemerkte ſehr wohl, daß die zärtliche Fontpertuis einen kleinen Sold für ihre Dienſte verlangte; aber er war von ſeinem Glücke zu voll, und es fehlte ihm auch an Gelegenheit, ihr ſeine thätige Dankbarkeit zu bezeigen.

Einige Tage nach ſeiner Rückreiſe kam der Düc von Aumale mit ſeiner Gattin auf das Guth der Frau von Brion. Der Düc hatte ſeinem Herzen nicht länger widerſtehen können, er muſte Frau von Brion ſehn, und die Dücheſſe ließ ſich leicht zu dieſer Reiſe bereden, da ſie den Düc D'Andelot zu lange nicht geſehen hatte, um ſich nicht nach ihm zu ſehnen.

D'Andelot ſah ihre Ankunft ungern, denn beide waren ihm bei der Frau von Brion gleichhinderlich. Er konnt' es nicht vermeiden, mit der Dücheſſe zuweilen allein zu ſeyn, und

eben so wenig konnt' ers hintertreiben, daß der Duc nicht seiner Liebe bessrer Frau von Brion das Wort redete. Wie gern hätte D'Andelot alle die zärtlichen Aeusserungen der Ducheſſe gehört, wenn sie von der Brion gekommen wären!

„Sie sind in Gedanken verloren! — sagte die Ducheſſe bei einer Gelegenheit zu ihm und schüttelte ihm den Arm — D'Andelot wandte sich mit einem unwillkührlichen Seufzer zu ihr.

Was soll ich Ihnen antworten? — erwieberte er — Sie sehn, daß ich Ihrer Güte nicht werth bin.

Nie hätt' ichs geglaubt, daß ein Mann gegen mich den Grausamen spielen könnte. Meine Geburt und meine Reize, glaubt' ich, sicherten mich davor. Aber jezt mach' ich diese traurige Erfahrung, und sie wird mir ewig auf dem Herzen liegen, wenn Sie Ihre Gesinnung nicht ändern!"

O, reizende Freundin, wie unglücklich ich bin, daß ich Sie nicht lieben kann. Warum ist es mir nicht erlaubt, Ihnen das Geheimniß meines Herzens zu entdecken? Und könnt' ichs auch, was wäre Ihnen damit gedient. Sie behielten doch' immer Ursach, sich über mich zu beklagen! O, wenn ich mein Herz theilen könnte!

„Ich verlange es nicht getheilt! Mag es doch Frau von Brion nur immer ganz behalten!"

Zum Glück wurde diese traurige Unterredung bald unterbrochen. Es kam ein Kourier vom Prinzen von Conde mit Ordres. D'Andelot ward befehligt, sich innerhalb acht Tagen bei der Armee zu stellen.

Unterdessen genoß der Duc von Aumale des Vergnügens, seine angebetete Brion zu sehn, und D'Andelot hatte die Freude, den Wachsthum ihrer Liebe zu ihm, zu beobachten. Die Ducheſſe sahe daß er glücklich war, so angelegentlich ers auch vor ihr zu verbergen suchte.

Es

Es fehlten nur noch vier Tag, an den beſtimmten zwei Monaten, nach deren Verfluß die Wette entſchieden werden ſollte. D'Andelot erinnerte die Frau von Brion daran — ſie erröthete, und ſchwieg, aber er las tauſend Dinge in ihren Blicken, die ſeine Liebe ſehr wohl verſtand. Er fuhr fort, ſich den Wettrichter günſtig zu erhalten, freilich durch allerlei kleine Näſchereien, die dem treuen Liebhaber nicht entſchlüpfen ſollten; aber man kann auch die Grundregeln der Liebe ſanft von der Seite ſchieben, wenn es ihr eignes Intereſſe beſiehlt. Er war nur aus Politik der zärtlichen Sontpertuis gefällig.

Frau von Brion bekam um dieſe Zeit zwei prächtige chineſiſche Roben aus Paris. Eine davon gab ſie der Düchreſſe, und da dieſe die ihrige noch demſelben Tag anlegte, that ſie ein Gleiches. Sie brachten den Abend in Geſellſchaft D'Andelots und des Düc von Aumale im Garten zu. Auf einer ihrer Promenaden erſah Sontpertuis die Gelegenheit und ſagte dem Düc D'Andelot unvermerkt: er ſolle ſich die Nacht auf der Orangenterraſſe einfinden, ſie habe ihm etwas nöthiges zu ſagen. Er gab ihr ein Zeichen, leiſer zu reden, denn die Dücheſſe von Aumale war in der Nähe. Ihr Gemahl ſprach mit glühender Leidenſchaft zur Frau von Brion, aber er ward nicht gehört, und während ſie ihm antwortete, ſprachen ihre Blicke zu D'Andelot und ſezten den Düc in Verzweiflung. Erſterer war in deſto gröſſerm Entzücken, da er aus den liebevollen Winken und Bewegungen der Frau von Brion ſchloß, daß ſie ihn dieſe Nacht zum glücklichſten Sterblichen machen wollte. Denn wozu anders konnte ihn Sontpertuis auf die Orangenterraſſe beſtellt haben?

Er fand ſich zur geſezten Zeit auf derſelben ein. Es war eine trübe, finſtre Nacht, grade wie ſie bei den nächtlichen Streifereien der Liebe ſeyn muß. Er näherte ſich dem Zimmer der Frau von Brion, und ſahe, ſo weit es ihm das Dunkel erlaubte, eine Dame aus demſelben hervorſchweben. Sie kam ihm entgegen, und er glaubte, ſie an ihrer chineſiſchen Robe zu

erkennen; es war ihre Taille, ihr runder Arm, ihr voller Busen — genug sie war es. D'Andelot hatte ihr so viel Dringendes und Feuriges zu sagen: Die Dame hatte so viel Zärtliches so viel Brennendes zu erwiedern — beide sanken im rosenfarbnen Taumel der Liebe zu den Füssen eines Orangenbaumes. Ach! warum mußte sie die neidische Nacht so dicht in ihren Schleier verhüllen, und ihrem Geschichtschreiber nichts als undurchdringliche Finsterniß sehen lassen!

Auf einmal hörten sie ein Geräusch auf der Terrasse. D'Andelot sah den Duc von Aumale mit raschen Schritten auf und ab gehen; die Liebenden blieben auf ihrem Plätzchen, er bemerkte sie und schlich seufzend davon. D'Andelot erschrack über diesen Vorfall, hatte aber in eben dem Augenblick noch eine dringendere Ursach zu erschrecken. Er sah sich nicht in den Armen seiner geliebten Brion, sondern am Busen der Duchesse Aumale. Er fuhr zusammen. „Ich schliesse aus ihrem Erstaunen — sagte sie — daß Sie sich glücklicher dünkten, als Sie sind! Undankbarer Mann!

In dem Augenblick ging die Thür auf und heraustrat — Montpertuis. Die Duchesse schlich davon; aber D'Andelot hatte so viel und so kräftig zu ihr geredet, daß es ihm unmöglich war, die arme Montpertuis zu unterhalten. Sie machte ihm Vorwürfe über sein Stillschweigen, das sie nicht von ihm erwartet hatte.

Unterdessen war die Duchesse auf ihrem Zimmer in der peinlichsten Unruhe. Ihr Gemal mußte sie auf der Terrasse in D'Andelots Armen bemerkt haben — was sollte sie vorgeben, um seine Vorwürfe abzuwenden?

Aber dem Duc fiels nicht ein, daß sie die Dame gewesen, die er so vollglücklich in den Armen eines andern erblickt hatte. Seine Gedanken schweiften auf einer ganz andern Fährte. Auch ihn betrog die chinesische Rede. Er glaubte, es sei Frau von

Brion

Brion mit D'Andelot geweſen. Dieſer Anblick konnte ihm unmöglich freudig ſeyn, und er wartete mit Ungeduld, daß Frau von Brion aufſtehen ſollte, um ihr die bitterſten Vorwürfe zu machen. Aber ſie ſchlief lange, und dies ſchrieb der Duc dem Abentheuer auf der Terraſſe zu.

Uebrigens hatte die Ducheſſe von Aumale den vorigen Abend ſehr wohl gehört, daß Frontpertuis unſerm D'Andelot ein Rendes-vous auf der Terraſſe gab. Sie beſchloß, dieſer Entdeckung ſich zu bedienen, und es gelang ihr, wie wir geſehn haben. Aber ihr Gemahl hatte auch ſeine Plans. Sobald er ſie eingeſchlafen glaubte, ſchlich er ſich loſe und leiſe durch ihr Zimmer und gab ſich auf die Lauer. Denn er hatte den Abend aus verſchiedenen Bewegungen, Blicken und Winken, die zwiſchen D'Andelot und der Frau von Brion hin und herflogen, geſchloſſen, daß ſie ſich näher kennen müßten, und ſeine Eiferſucht ſezte ihm in den Kopf, dieſe Winke wäre Beſtellungen zu einem Rendes-vous. Er kam und ſahe. Wer konnte in ſeinen Augen die Dame ſeyn, als Frau von Brion, zumal da ſie eine chineſiſche Robe anhatte?

Frau von Brion ſtand ſehr ſpät auf. Sobald es der Duc erfuhr, eilte er zu ihr.

Wie undankbar Sie ſind! — rief er mit unterdrücktem Schmerz — Ich Unglücklicher mußte mit dieſen meinen Augen ſehn, wie lieb Ihnen D'Andelot iſt. Oder waren Sie's nicht, dieſe Nacht auf der Terraſſe?

Frau von Brion war eben nicht zum Lachen aufgelegt, aber ſie konnte ſich nicht enthalten, recht herzlich auszubrechen. Der Duc fühlte ſich dadurch empfindlich beleidigt. Zorn und Verachtung wären ihm nicht ſo ſchmerzhaft geweſen. Er wußte nicht, was er von ihrem Betragen denken ſollte, und hätt' ers gewußt, ſo würde er ſich ſehr gehütet haben, der Frau von Brion zu entdecken, was auf der Terraſſe vorgegangen war.

Der Duc von Aumale war in Verzweiflung, daß er alle ſeine ſtudirten Vorwürfe nicht an Mann bringen konnte. Sie

nannte ihn mondſüchtig und wollte durchaus nichts von einer Scene wiſſen, wobei er ſie doch als Hauptperſon geſehn zu haben glaubte. Sie trat lachend zur Dücheſſe ins Zimmer, ſagte ihr aber die wahre Urſache davon nicht.

Unterdeſſen durchſtrich D'Andelot unter Kummer und Betrübniß den Garten. Er zitterte bei dem Gedanken: wenn Frau von Brion ſeine Untreue erführe!

Aber ſie wußte ſelbige ſchon nach allen ihren Umſtänden. Ihr Zimmer ſtieß auf die Terraſſe und da ſie ein Flüſtern und Geräuſch auf derſelben hörte, ward ſie neugierig. Sie horchte und ſpähete, und glaubte D'Andelots und der Dücheſſe Stimme genau zu unterſcheiden. Sie blieb auf der Lauer, und ſahe bald darauf die Dücheſſe vorbeihuſchen, und nicht lange darauf auch ihren allertreuen D'Andelot. Das war ein Anblick zum Sterben. Sie warf ſich aufs Bette, aber kein Schlaf kam in ihre Augen.

Die Dücheſſe war ungeduldig ihren lieben Undankbaren zu ſehn. Sie ſchickte einen Lakaien ab, der ihm ſagen mußte, der Düc wünſche ihn zu ſprechen. Als er aber kam, fand er die Dücheſſe. Er wollte haſtig zurück, aber ſie hielt ihn.

„Wenn ich gewußt hätte — hub ſie mit ſchmachtendem Blick an — daß mein Herz, welches ich Ihnen die vorige Nacht ſo ganz ſchenckte, Ihnen Gleichgültigkeit ſtatt Liebe gab, ſo hätte ich meiner Zärtlichkeit widerſtanden. Was that Ihnen die Liebe, daß Sie ihre ſüſſeſten Freuden ſo kalt erwiedern? Haben Sie vergeſſen D'Andelot, wie feurig, wie innig ihre Liebe dieſe Nacht war, wie brennend der Kuß, den Sie auf meine zitternde Lippe hefteten — Ach, D'Andelot — wie himmliſch —

Ein raſches Feuer blizte aus ihrem Auge, und D'Andelot fühlte ſich plözlich von demſelben ſo erwärmt, daß wol zu einer zwoten Terraſſen-Scene hätte Rath werden können, wenn der Düc nicht in dieſem Augenblick ins Zimmer getreten wäre. Beide fürchteten, daß ein Ungewitter

über

über ſie ausbrechen würde; aber ſie hatten nicht Urſach, denn der Duc hatte ſeine Gemahlin nicht in Verdacht.

D'Andelot entfernte ſich, und ging in den Garten. Hier fand er Sontpertuis, die ihm ein Billet gab, ohne ihn eines Blicks und Worts zu würdigen. Er erbrach es und las:

An den undankbarſten aller Männer!

Greifen Sie in Ihren Buſen, treuloſer Mann, ſo werden Sie fühlen, daß dies Billet an Sie gerichtet iſt. Wie glücklich wäre mein Herz, wenn es gegen jeden Eindruck unempfindlich geblieben wäre! Was that es Ihnen, daß Sie es ſo grauſam behandeln, dies Herz, welches nur Sie kannte, nur für Sie ſchlug? Aber, wozu Vorwürfe und Klagen? Sie haben mich beleidigt — das vergeb' ich Ihnen nie! Bliebe mir doch nur, ach! nur der ärmſte Zweifel, wäre ich nur nicht ſo völlig von ihrer Treuloſigkeit überzeugt — ſo wäre mein Schmerz minder bitter! Aber ach! Dieſe meine Augen, haben Ihr Verbrechen in ſeiner ganzen Gröſſe geſehn. Sie lieben mich nicht! Sie können ſich nicht rechtfertigen? Entfernen Sie ſich; ich kann Ihren Anblick nicht mehr ertragen.

D'Andelot durchlas dies Billet in bittrer Verzweiflung. Er eilte hinter die Ueberbringerin her, bat und beſchwor ſie, der Frau von Brion eine Antwort auszuhändigen, aber ſie ſchützte das ſtrenge Verboth ihrer Freundin vor, und verließ ihn in tödlicher Unruh. Sontpertuis ſelbſt mußte ihre Vorwürfe hören. Denn auch ſie war eben ſo gut, wie alle übrige auf der Terraſſe von ihr bemerkt worden. Alle ihre Entſchuldigungen fruchteten nichts. Frau von Brion glaubte zu wiſſen, ſie ſei mit der Dücheſſe einverſtanden, um ihr den Streich zu ſpielen.

D'An-

D'Andelot wußte nicht, wozu er greifen sollte. Das sicherste wäre freilich gewesen, mit der Frau von Brion selbst zu sprechen, aber sie ließ ihn nicht vor sich. Mit Gewalt zu ihr zu dringen, durft' er nicht wagen, ohne sich ihren ganzen Unwillen zuzuziehn, mithin hielt ers für das Beste, ihrem Befehl zu gehorchen, und sich zu entfernen. Er that es auf der Stelle, und hoffte von der Zeit, daß sie ihn die besten Dienste bei seiner geliebten Orion thun würde.

Indessen vermogt' er doch noch vor seiner Abreise, das Fräulein Fontpertuis, ein Billet von ihm anzunehmen, mit dem Versprechen, es bei einer schicklichen Gelegenheit auszuhändigen. Darauf sezt' er sich zu Pferde und ritt zur Armee.

Seine Entfernung führte viel Unruhen für die Frau von Brion herbei. Sein zurückgelassenes Billet, that gute Wirkung, besonders da sie es in sehr günstigen Augenblicken bekam. Anfangs möchte sie zwar Schwierigkeit, es anzunehmen, aber die Vorstellungen der Fontpertuis drangen durch, sie erbrach es und fand folgendes:

„Ich bin nicht so strafbar, als Sie glauben. Nicht die Liebe führte mich dahin, wo Sie mich gesehn haben. Ach, ich glaubte eine Andre, die meinem Herzen so unendlich theuer ist, daselbst zu finden! Meine Entfernung von Ihnen drückt mich zu Boden, und der Gedanke, daß Sie mich schuldig und strafbar finden quält mich mit schrecklicher Verzweiflung. Ich wollte mich nicht über Sie beklagen, aber ich muß, ich muß; mein volles Herz drängt mich dazu, um sich leichter zu machen? Warum erlaubten Sie mir nicht, mich unter Ihren Augen zu rechtfertigen? Warum vertrieben sie mich unverhört? Sie, Sie, zerrissen die Bekanntschaft, die so süß uns anlächelte! Nein, Sie haben

haben mich nie geliebt, ſonſt würden Sie mich nicht ſo unbarmherzig behandeln. Leben Sie wol, Madam, nie, nie werd' ich Sie vergeſſen, nie, die traurige Erinnerung aus meinem Herzen verbannen können, daß ich ſo unglücklich war, Ihnen zu mißfallen. Ich liebe Sie, werde ewig nicht aufhören, Sie zu lieben, dieſe ſüſſe Beruhigung trage ich im Innerſten meines Herzens!"

Frau von Brion las dies Billet mit inniger Rührung und Fontpertuis that alles, um ſie dabei zu erhalten.

Uebrigens konnte ſich die Dücheſſe über D'Andelots ſchleunige Abreiſe nicht zufrieden geben. Sie ſahe wol, wie wenig Trieb er fühlte, ihre Zärtlichkeit zu erwiedern. Er war abgereiſ't ohne von ihn Abſchied zu nehmen.

D'Andelot kam mit Lieb' und Unruh im Herzen im Lager an und wenig Tage darauf marſchirte die Armee nach Havre de Grace. Die Stadt ward belagert und D'Andelot zeigte ſich als einer der tapferſten Grade an dem Tage, wo er eins der Hauptwerke eroberte, bekam er folgenden Brief:

„Verdruß und Unwillen vermogten nichts wider meine Liebe. Ich habe nicht mehr über Sie zu klagen — und wenn ich Sie bei mir ſehn könnte, ſo würden die feurigſten meiner Wünſche erhört ſeyn. Aber, D'Andelot, thue ich nicht zuviel für Sie? Verdienen Sie wol ſolche Güte? Vielleicht ſollt' ich Sie nicht lieben — Das Andenken Ihrer Untreu räth mir das von ab, und zuweilen bin ich bereit, dieſem Rathe zu folgen — aber Sie haben in meinem Herzen einen Vertrauten zurückgelaſſen der ihnen immer und immer das Wort redet. Kommen Sie! Eilen Sie in meine Arme! Laſſen Sie Waffen und Ruhm, meine Liebe ſoll Ihnen beides erſezen! Daran will ich ſehn, ob

Sie

Sie mich noch lieben! Erfüllen Sie mein Verlangen nicht, ſo machen Sie ſich keine Hoffnung, mich je wieder zu ſehn, dann lieben Sie die Ducheſſe mehr, als mich. Ich weiß ſehr wol, daß ſie ſich in Ihrer Nähe befindet.“

Wie muß ein Mann ſo ängſtlich zwiſchen Liebe und Ruhmbegierde hin und hergeſchwebt haben! Er vertraute ſich einem ſeiner Freunde. „Es iſt keine Frage — ſagte dieſer — Sie müſſen im Lager bleiben! Sie können die kleinſte Entfernung in den Augen Ihrer Freunde nicht entſchuldigen: Warten Sie die Belagerung ab, und dann, wohin Sie wollen. Fürchten Sie weder Eiferſucht noch Zorn Ihrer Brion; die Damen vergeben ſo gern, wenn ihnen der Liebhaber nicht gleichgültig iſt!“ Das war geſprochen, wie ein wahrer Freund ſprechen muß. D'Andelot folgte ſeinem Rath, und hatte Urſach ſich Glück zu wünſchen, daß ers gethan hatte, denn ein paar Tage nachher kapitulirte die Stadt, und D'Andelot konnte nun reiſen, wohin er wollte.

Er flog zur Frau von Brion und ohne ſich anzumelden trat er in ihr Zimmer. Himmel und Erde, wie ward ihm als er ſie — in den Armen eines jungen Ritters erblickte, den ſie feurig küßte. Sie ſah D'Andelot und eilte ihm freudig entgegen. Aber er wandte ſich von ihr, riß ſich mit den Worten: Ungetreues Weib! los, ſprang zum Zimmer hinaus, auf ſein Pferd, und fort, ohne ſich umzuſehn.

Seine Troſtloſigkeit ging über alles. Immer noch lebte Liebe in ſeinem Herzen, welche die Frau von Brion zu entſchuldigen ſuchte; aber es war ihr unmöglich. Ihre Untreue war zu ſichtbar! Es kamen Briefe über Briefe an D'Andelot, aber er ſandte ſie unerbrochen zurück. Er ging mit dem König nach Rouen und fand daſelbſt die Ducheſſe

von

von Aumale. Nur einen Tag länger — ſo vergaß er in ihren Armen ſeine Verbindungen mit der Brion; aber leztre wollte ihn um keinen Preis verlieren und griff zu einem Mittel, das die erwünſchteſte Wirkung that.

Sie ſandte ihre Freundin Sontpertuis nach Rouen, und dieſe brachte ihn zurück von ſeinem Verdacht. Sie bewog ihn, mit ihr zur Frau von Brion zu reiſen, und aus ihrem eignen Munde ihre Vertheidigung zu hören.

Er fand ſie ganz allein, ohne andre Beſchäftigung, als ſich mit ihm zu unterhalten. Wie ſchön ſie war! Wie unbeſchreiblich bezaubernd ihre Blicke! Wie ſchmachtend und herzlich ihre Klagen und wie geiſtvoll, feurig und überzeugend ihre Rechtfertigung!

Er ſank von heiſſer Liebe durchdrungen an ihren Buſen — plözlich — drang ein junger Ritter mit gezucktem Schwerd ins Zimmer. D'Andelot wußte nicht, wie ihm war. Aber Frau von Brion riß ihn aus der Ungewißheit. „Da, ſehn Sie den Ritter — rief ſie lachend — der Sie eiferſüchtig machte, den ich küßte! Wenn Sie mich noch lieben, ſo vertheidigen Sie mich gegen ihn!"

D'Andelot faßte den grimmigen Degen ſchärfer ins Auge und ſiehe da! es war das Fräulein Sontpertuis. Nun ſahe er, daß es damals ein angelegter Schertz geweſen war, um ihn zu überraſchen; ſeine Hize hatte ihm damals nicht erlaubt, die Sache von der komiſchen Seite anzuſehen, und abzuwarten. Sontpertuis entfernte ſich wieder, und die beiden Liebenden blieben — allein! — — Wie angenehm, ward D'Andelot aus ſeinem Verdachte geriſſen! Und die Wette hatte er auch gewonnen. Als Sontpertuis zurückkam, wunderte ſie ſich, wie man ohne ihr Beiſeyn als Richter, die Wette hätte entſcheiden können, und noch dazu, was nicht immer der Fall zu ſeyn pflegt, zur völligen Befriedigung beider Partheien.

Dem Fräulein Fontpertuis stiegen bei der glücklichen Zufriedenheit, in welcher sie den Duc D'Andelot und ihre Freundin sah, so verschiedene Wünsche auf, die der leztern nicht sehr angenehm gewesen wären, wenn sie selbige geahndet hätte. Die zärtlichen Unterhaltungen, die sie mit D'Andelot, auf dem Gute ihrer Tante gehabt hatte, traten ihr mit allen ihren Reizen von neuem vor die Seele. Sie hätte ihm grosse Dienste bei der Frau von Brion erwiesen, und könnte mit Recht ein wenig Dankbarkeit von ihm fodern. Auch schäzte sie D'Andelot, wie er mußte, und ihre Schönheit war keine der Gemeinen; aber sein Betragen gegen sie, blieb doch nur höfliche Kälte, mit der feurigen Leidenschaft gegen ihre Freundin Brion verglichen.

Einmal trat D'Andelot in das Zimmer der leztern, und glaubte, sie daselbst zu finden; aber er fand statt ihrer, das Fräulein Fontpertuis. Ihre Freude über diesen glücklichen Zufall, war zu lebhaft, als daß sie D'Andelot nicht hätte wahrnehmen sollen. Er wollte fort, weil er seine Treue hier nicht gesichert hielt, aber sie zog ihn sanft zu sich.

„Wo wollen Sie hin, D'Andelot — sagte sie mit einer so sanften, so herzrührenden Stimme — warum fliehen Sie mich? Sonst — ach sonst schien ich Ihnen einmal liebenswürdig — jezt nicht mehr? Ich habe Ihnen bei Ihrer Liebe so uneigennüzig und großmüthig gedient, daß Sie mich aus Dankbarkeit lieben müßten, könnt' es auch nicht aus Neigung seyn! "

Aber dies sanfte Girren des zärtlichen, guten Mädchens vermogte seine Treue nicht zum Wanken zu bringen. Er war ein Starrkopf und ließ sie wimmern. Und wenn sie ganz Taube gewesen wäre, hätte sie dies Betragen anstringen müssen. Sie beschloß sich dafür zu rächen.

Den Tag darauf erscholl das Gerücht, der König würde ein Ringelrennen zu Rouen geben. D'Andelot besaß viel Geschicklichkeit zu dieser Uebung, und beredete Frau von Brion, daß sie mit ihm nach Rouen reiste. Fontpertuis ward auch mit-

mitgenommen. Sie fanden zu Rouen den Düc und die Düchesse von Aumale, welche noch an eben dem Tage ihre Angriffe erneuerten — Er, auf die Frau von Brion, Sie, auf den Düc D'Andelot.

Das Ringelrennen ging vor sich. D'Andelot gewann einen der ersten Preise, eine brillantne Dose mit einem Portrait, die er für Frau von Brion bestimmte. Er gab sie der Fontpertuis, und diese bediente sich derselben, um ihm einen Streich zu spielen. Sie ging damit zur Düchesse von Aumale wußte sie vertraut zu machen, und als sie bei dieser Gelegenheit ihr ganzes Herz ausschüttete und der Fontpertuis gestand: sie liebe den undankbaren D'Andelot so feurig, und er wäre so kalt und gleichgültig — da nahm Fontpertuis das Wort, um sie eines bessern zu belehren, und reichte ihr die Dose, als Merkmal, daß D'Andelot nicht, so kalt und gleichgültig sey, als sie glaubte und wie leicht ließ sich die Düchesse überzeugen!

Unterdessen wartete Frau von Brion mit Ungeduld auf die gewonnene Dose, die ihr D'Andelot versprochen hatte. Fontpertuis erschien, und wollte von keinem D'Andelot und keiner Dose etwas wissen. Ihre Freundin wunderte sich über seine Nachläßigkeit, ließ aber nichts davon merken.

Den Tag darauf sagte Fontpertuis zu D'Andelot, er sollte sich gegen Abend bei der Düchesse einfinden, ihre Freundin Brion wäre bei ihr zu einer Spielparthie. Er kam und fand an der Thür einen Bedienten der Düchesse, der ihm die Nachricht gab, seine gnädige Frau sey ausgegangen, aber Frau von Brion und das Fräulein Fontpertuis wären auf ihrem Zimmer. Er eilte die Treppe hinan und fand das Fräulein von Fontpertuis. Sie sagte ihm auch, die Düchesse sey ausgegangen, und Frau von Brion habe sich in ihrem Kabinet niedergelegt, weil sie plözlich von einem heftigen Kopfschmerz sei befallen worden. Er ging in das Kabinet und fand es nur

ſchwach erleuchtet; nahete ſich dem Bette und weil er in demſelbem die Dame ſeines Herzens zu finden glaubte, ſpielte ihm ſeine Liebestrunkenheit einen grauſamen Streich. Er bückte ſich ſanft zu der ſchönen Schläferin hinunter, und heftete ihr einen der feurigſten Küſſe auf ihre Lippen, der eben ſo brennend erwiedert würde.

Was ſoll ich ſagen? Beide voll von den ſüſſeſten Regungen; beide von Gluth und Flamme gedrängt; beide ringend und ſtrebend nach Kühlung; beide jung und funtig — — was ſoll ich ſagen?

Nachdem die erſte gewaltſame Ekſtaſe vorüber war, und D'Andelot nun mit kältern Blut den Gegenſtand ſeiner beglückten Liebe ins Auge faßte — Da war es! Die Düchesſe von Aumale!

Starr und kalt wandte er ſein Geſicht von ihr; ſprang auf, und wollte zur Thür hinaus — Aber er ſollte noch einen tödlichern Schreck haben! Fontpertuis ſtürzte ihm auſſer Athem entgegen und rief: der Düc kömmt! Der Düc kömmt! D'Andelot wollte in aller Haſt in den Kamin kriechen, aber er beſann ſich anders und verbarg ſich zwiſchen dem Bette des Düc und der Düchesſe. Als der Düc hereintrat, klagte er über Froſt und Fieberſchauer und befahl, daß Feuer im Kamin gemacht werden ſollte. Welch ein Glück für D'Andelot, daß er nicht im Kamin ſteckte. Das Feuer hätte ihn ausgebraten, aber der Dampf erſtickt!

Die Düchesſe und D'Andelot waren gleichverlegen, wie ſie ſich aus der Sache ziehen ſollten. Noch grübelten ſie beide angelegentlich drüber nach, als das Unglück noch die Frau von Brion herzuführte. Sie hatte erfahren, daß ſich D'Andelot bei der Düchesſe befände, und wollte ihn über einer Untreue ertappen. Fontpertuis hatte Gelegen-

heit

heit gefunden, ihr ins Ohr zu sagen, D'Andelot stecke zwischen den Betten des Düc und der Düchesse. Der bitterste Verdruß kochte in ihrem Herzen, nur wußte sie noch nicht, wie sie ihn auslassen sollte. Endlich fand sich Gelegenheit. Des Dücs Fieber nahm zu, und er ließ sich in ein andres Zimmer führen und zu Bette bringen. Plözlich bekam die Frau von Brion Kopfschmerzen, und bat die Düchesse boshaft, ihr doch auf einige Minuten ihr Bette zu erlauben. Ohne ihre Einwilligung zu erwarten warf sie sich hinein, und siehe da! unsern D'Andelot. Ihm strömten bald alle Eisfluthen des Nordens über den Rücken, bald feuerte ein ganzer Aetna in allen seinen Adern. Frau von Brion sagte ihm kein Wort, aber einen Blick warf sie ihm zu, der mehr sagte, als hundert Vorwürfe. Indessen ward ihre angebliche Krankheit wirklich. Sie ward bei seinem Anblick ohnmächtig. D'Andelot, ohne zu bedenken, was daraus entstehn könnte, that einen gewaltigen Schrei, und sprang aus seinem Versteck hervor, um der Frau von Brion zu Hülfe zu kommen. Was leztre vorzüglich in Ohnmacht geworfen hatte, war wol der Anblick der Dose, die ihr D'Andelot versprochen hatte, und die sie auf dem Bette fand. Die Düchesse hatte sie auf demselben liegen lassen. Seine Untreue und Verachtung glaubte sie nun völlig dargethan zu sehn, und dies griff ihr so sehr ans Herz.

Unterdessen war auch der Düc auf das Geschrei zurückgekommen. Er staunte, als er so auf einmal den D'Andelot im Zimmer erblickte. Seine Eifersucht regte sich; doch wußt' er nicht, auf Wen er sie sollte fallen lassen — auf seine Gemahlin oder auf die Frau von Brion Leztre in Ohnmacht, und die beiden übrigen in äusserster Verwirrung! Aus dem Anblick der Dose konnt' er sich die Sache so halb und halb erklären, aber es blieben ihm doch immer noch eine Menge Zweifel, die er seiner Ehre und seiner

Liebe nicht auflöſen konnte. Er konnte freilich wiſſen, daß ſeine Gemahlin den Düc D'Andelot liebte, aber er wußte auch, daß er das ganze Herz der Frau von Brion beſaß! Kurz es lag ein tiefes Dunkel über der Geſchichte, welches er nicht vertreiben konnte. Er ging alſo in ſein Zimmer zurück.

Frau von Brion machte dem Düc D'Andelot nicht den mindſten Vorwurf; aber ſie befahl ihm mit dem Machtwort einer angebeten Geliebten, er ſollte ſich entfernen. Die Dücheſſe bat ihn mit Blicken: zu bleiben; aber ſeine Liebe ſchwoll über, und er entfernte ſich, das Herz voll nagender Vorwürfe. Soweit bracht' es die kleine Taube, die Jontpertuis!

III.

Königin Anna

und

Kardinal von Richelieu.

III.

Königin Anna
und
Kardinal von Richelieu.

Was der Kardinal Richelieu am franzöſiſchen Hofe für eine Rolle geſpielt hat; daß er König war, nicht Ludwig XIII. daß alles durch ſeine Hände gieng und dieſer König nur Amen ſagte, iſt bekannt genug. Und rühmlich iſt es für den Kardinal, daß alles gut und weit beſſer ging, als wenn der ſchwache König die Zügel der Regierung ſelbſt genommen hätte. Der Kardinal war die große und heilſame Quelle, aus welcher Segen und Gedeihen über Frankreich ſtrömte; der König ſtand nur am Ufer und ſahe zu, wie und wohin das Waſſer den Lauf nahm, wobei ihm aber doch die Freude gelaſſen ward, zu bemerken, daß er dem Fluſſe ſein Bette zeigte.

An dieſem wohlthätigen Bache, ſproßte ein Bäumchen hervor, ſchlank und voll Kraft. In wenig Jahren trug es Blüthen und Früchte und alles fand ſich herzu, um ſeines lieblichen Schattens zu genieſſen. An ſeine Früchte wagte ſich niemand. Man ſah ſie mit Staunen und Demuth an, und ließ höchſtens einen leiſen Seufzer zu ihnen hinanflattern.

Ohne Bild zu reden: der Kardinal hatte eine Nichte, die alle Herzen in Aufruhr brachte. Mit einer vollendeten Schönheit verband ſie alle jene reizende Gaben, die Herzen an ſich ziehn, zu Hochachtung, Bewunderung und Liebe. Ihre körperlichen Reize wurden durch Feinheit, Geſchmack und Urtheilskraft erhöht, und alles, was den Männern ſo gefährlich iſt, fand ſich bei ihr in höchſter Vollſtändigkeit neben einander. Karawanen von Liebhabern waren ihr Gefolge. Alle zerſeufzten ſich, alle hauchten ihr kleines Seelchen, in loſe Seufzer gehüllt,

in die Lüfte; aber vergebens, denn ihre Göttin hatte von ihrem Onkel eine groſſe Dosis Ehrgeiz und Eitelkeit geerbt!

Es iſt natürlich, daß ſich bei einem Mädchen von ihren Reizen, ſo von dem gröſten Mann im Staate geliebt, von ihm mit ſo ausſchlieſſender Sorgfalt erzogen und gepflegt, Glanz und Pracht im höchſten Grade vereinigen muſten, um ihr bei Hofe alle jene Vorzüge zu verſchaffen, die dem weiblichen Herzen ſo theuer, und ſo fähig ſind, ſie ſelbſt zu dem Gözen zu machen, dem alles huldigt, alles opfert. Der Kardinal theilte ſein ganzes Anſehn und ſein ganzen Einfluß mit ihr, oder wenigſtens ſtrömte der Glanz davon, auf ihre ganze Perſon. Die Königin Anna liebte und ſchäzte ſie anfangs in Rückſicht ihres Onkels, aber nachher ſchenkte ſie ihr ein Vertrauen, das ſie nicht zurücknehmen konnte, ohne ihrem Herzen wehe zu thun. Sie konnte bald ohne ihre Geſellſchaft nicht mehr leben, und keine Freude ſchmeckte ihr, wenn ihre Freundin nicht Theil daran nahm. Es würde zu wenig geſagt ſeyn, wenn wir ſie nur die Vertraute und Freundin der Königin nennen wollten — wenn ſie ihre Schweſter geweſen wäre, hätte ſie nicht auf gröſſere Zärtlichkeit Anſpruch machen können. Die Königin legte ihre ganze Würde ab, um ihren Umgang offner zu machen. Damit das Wort Majeſtät, nicht alle herzliche Ergieſſungen der Vertraulichkeit zurückhalten möchte, ſo nahm die Königin den Namen Statira *) an, mit der angelegentlichen Bitte, ſie nie anders zu nennen, wenn ſie unter vier Augen wären; und ihrer ältern Freundin gab ſie den Namen Pariſatis.

Pariſatis fand ſich nicht wenig durch dieſe Herablaſſung geſchmeichelt. Der Glanz ſolch einer gröſſen Beſchüzerin warf eine blendende Glorie, um ihre Stirn, und ihr angebohrner Ehrgeiz erhielt dadurch keinen geringen Zuwachs. Der Neid ſchwieg. Denn konnte wohl eine franzöſiſche Königin ihre Zärt-

*) Eine Königin des Alterthums, die allen bekannt iſt, welche vom groſſen Alexander gehört oder geleſen haben.

Zärtlichkeit an ein Mädchen verschwenden, das ihrer nicht würdig wäre?

Parisatis war beständig von einer Menge Hofleute umgeben, denn jedes Anliegen kam nur durch sie an die Königin. Sie war die kleine Heilige, an welche alle eifrige Gebete gerichtet wurden, und auf ihr Vorbitten folgte Erhörung von der grössern Göttin.

Aber alle diese Vorzüge wären nicht vollständig gewesen, wenn sie nicht die Liebe in ihrem Gefolge gehabt hätten. Diese allein setzt doch dem höchsten Erdenglück die Krone auf, und Fortuna wäre ungerecht gewesen, wenn sie in diesem Punkt ihre Hand von der schönen Parisatis abgezogen hätte. Aber es konnte solchen Reizen nicht an Anbetern fehlen! Amor hielt es für Ehre, seinen ganzen, starkbesetzten Köcher ihr zu Gunsten auszuleeren. Alle Männerherzen rund um sie her, bluteten, und was ihr Glück vollkommen machte, bluteten mit innigem Vergnügen. Eine Menge Hofleute waren in ihren Reizen verloren; aber keiner war wagehälsig genug, es ihr zu entdecken. Keiner hatte den Muth, mit den unzerbrechlichen Fesseln nur leise zu rasseln, wenn er nicht von königlichen Geblüt oder sonst ein grosser Prinz war. Ueber alle andre sahe sie, als kleine Irrsterne hinweg, die es nicht verdienten, von der Sonne ihrer Schönheit erleuchtet zu werden. Muth, Feinheit des Geistes, sorgsame unaufhörliche demüthige Huldigung, brennende Liebe, sind Eigenschaften, um jedes andre weichliche Herz zu erweichen, aber Parisatis blieb gegen alle diese Vorzüge unempfindlich. Es waren Opfer, die ihr gebracht werden mußten, und die sie gnädiglich ansah; aber ihren Dank und eine gütige Erwiederung zu verdienen, mußten Kronen zu ihren Füssen blizen. Erst mußte ihr ein Pallast gezeigt werden, ehe man auf den Altar winken konnte. Eine Vermählung konnte nur in königlichen, kaiserlichen oder mindestens fürstlichen Armen, Reize für sie haben.

Um ihren Ehrgeiz vollends unleidlich zu machen, mußte es dem Bruder des Königs, dem Düc von Orleans einfallen, das Gefolge ihrer Sklaven zu vermehren. Kein Tag gieng ohne die süssesten Zärtlichkeiten vorbei, die er zu ihren Füssen ausschüttete. Tausend Versicherungen, tausend feurige Wünsche flogen zu ihr hinauf. Er ließ keine Gelegenheit vorbei, ihre Reize zu erheben. Jeder seiner Blicke verrieth die brennendste Leidenschaft. Sie nahm das alles an; aber mit einem Betragen, das den strengen Gesetzen weiblicher Würde und majestätischer Kälte nichts vergab. Innerlich war ihr Vergnügen desto lebhafter. Ihr Herz ward durch die süssesten Hofnungen erwärmt: den Düc zu ihren Füssen, wie er sich wand, wie er seufzte und bat, ihre Fesseln tragen zu dürfen! Es war schon grosse Empfehlung für ihn, daß er der Bruder eines Königs war, es wäre, um ihr Herz zu erobern, nicht einmal nöthig gewesen, daß er sein vermuthlicher Thronfolger war. Hierauf bauete sie den Grund ihres Glücks. Der König, sein Bruder, war schwächlich, ohne Kraft und Muth, schon zwanzig Jahre schwelgte er an den Reizen der schönen Statira und noch war kein lebendiger Zeuge seiner Zärtlichkeit da, der dem Düc die Thronfolge hätte streitig machen können.

Diese Betrachtungen öfneten ihm das Herz der unerbittlichen Parasitis. Der Glanz der Krone strahlte ihr entgegen, und sie hielt es für sehr wahrscheinlich, daß sie so lange leben würde, um den Düc als König zu sehn. Und wenn sie dies auch nicht erlebte, so war es doch ausgemacht, daß sie sich als Mutter eines Königs sehn würde. Denn der Düc hatte schon Zeugen seiner Männlichkeit gestellt, (aber weiblichen Geschlechts) mithin konnte sie sehr bündig schliessen, daß auch sie Mutter werden (man sagt die Mädchen hätten zuweilen Wünsche in diesem Punkt) und daß sie, wo nicht selbst regieren, doch dem Throne einen Erben verschaffen könne. Wer die fruchtbare Einbildungskraft der Kokketere kennt, denen die Befriedigung ihres Ehrgeizes Alles in Al-

jem iſt, wird ohne unſer Erinnern einſehn, daß dergleichen Reflexionen für die ſchöne Paraſitis eine unerſchöpfliche Quelle von Vergnügen ſeyn mußten. Was ihr Anfangs bloß Traum war, befeſtigte ſich bald als unausbleibliche Wirklichkeit in ihrem Herzen.

Die Leidenſchaft des Düc war zu feurig, und der Paraſitis war ſie zu wichtig, um der Königin ein Geheimniß daraus zu machen. Und Paraſitis hatte es auch nicht nöthig, denn die zärtliche Neigung ihrer Freundin beſchäftigte ſich zu gern mit allem, was ſie anging. Dem Düc war es unmöglich, die Dame ſeines Herzens anders, als unter den Augen der Königin zu ſehn, Sie wich mit der ſorgſamſten Feinheit jeder Gelegenheit aus, wo er ſie hätte unter vier Augen haben können. Aber des Dücs Liebe riß ſich durch jedes Hinderniß. Sie brach ſelbſt unter den Augen der Königin aus, und ergoß ſich in Wünſchen, Bitten, Verſprechungen und Schwüren einer ewigen unerſchütterlichen Zärtlichkeit.

Weil die Königin nichts ſo ſehr wünſchte, als ihre geliebte Paraſitis mit Ruhm zu verſorgen, ſo hütete ſie ſich ſorgfältig den Düc zu unterbrechen. Sie lobte vielmehr bei jeder Gelegenheit die rühmliche Wahl, die er getroffen hätte, machte ihm ſeine Komplimente über ſeinen gebildeten Geſchmack des Schönen und verſicherte ihn: keine Dame verdiene ſeine Zärtlichkeit mehr, als Paraſitis, und er würde auch keine finden, die es wagen könnte, ſich einer Vergleichung mit ihr zu unterziehen. Dabei verſprach ſie ihm, alle ihre Gewalt, die ſie über das Herz ihrer Freundin hätte, zu ſeinem Dienſt zu verwenden, vorausgeſetzt, daß es ihm ein Ernſt ſey, eine ſo würdige Eroberung zu machen, und daß er nicht andre, unrühmliche Nebenabſichten dabei hätte. Auſſer ihren körperlichen Vollkommenheiten brächte ſie ihm das unumſchränkteſte Vertrauen ihrer Königin zur Mitgift zu.

Bei solchen Gelegenheiten ließ es denn freilich der Duc nicht an Tyraden fehlen, welche, wie er sagte, nur halb das ausdrückten, was sein von Dankbarkeit durchdrungenes Herz bei diesen ihm unendlich süssen Anerbieten fühlte; auch versäumte er nicht, in gewaltsame Ekstasen über die himmlischen Vollkommenheiten eines Mädchens auszubrechen, das sein ganzes Herze, sein ganzes Wesen, mit allen seinen Wünschen, allen seinen Hoffnungen in ihrem Auge mit sich herumtrüge! Ewig, ewig, wollt' er sie anbeten, und beim ersten unrühmlichen Gedanken an sie, wollt' er sich vernichten!

Bis jezt war der Kardinal nur Zuschauer bei dieser Begebenheit gewesen. Weil aber seine Neigung zur Parasitis nichts sehnlicher wünschte, als eine glänzende Entwickelung derselben — so trat er näher, und nahm selbst Rolle. Das erste war eine geheime Unterredung mit der Königin. In derselben sprach man anfangs im allgemeinen, von der grossen Partie, die der Parasitis bevorstehe, und nachdem die Königin ihren ganzen Einfluß, um sie zu befördern, versprochen hatte, rückte sie mit allen den Versprechungen, Betheurungen, und Wünschen, die der Duc vor ihr ausgeschüttet hatte, hervor, und überraschte den Kardinal so sehr damit, daß er Zeit bedurfte, sich zu erholen. „Wenn das Herz des Duc seinem Mund nicht Lügen straft — sagte sie — so hat es auf der Welt noch keinen feurigern Liebhaber gegeben, so liegt er in Fesseln, die ewig nicht zerreissen! Aber, setzte sie hinzu, er blieb, wie immer beim allgemeinen, und erklärte sich nicht rund heraus. Er rühmte zwar die Schönheit unserer Parasitis, und war entzückt — aber das alles mit den gewöhnlichen süssen Blümchen, welche die Liebhaber mit vollen Händen ausstreuen, um sich Eingang zu verschaffen. Auf die Hauptsache, auf Vermählung kam er nicht. Wenn meine Liebe zu Ihrer Niece in Lobeserhebungen ausbrach, und den Gemahl solch einer vollkommnen Gattin, als den glücklichsten Sterblichen pries, so be-

lam

kam er zwar über das süsse Wort Gattin unaussprechliche Verzuckungen und wußte diesen schönen Namen mit solcher Suade in den Himmel zu erheben — aber — „Ich will diesen süssen Namen aussprechen!“ — das sagte er nicht, mein lieber Kardinal, weder zu mir noch zu Ihrer Nichte.

Ueber diese Bemerkungen ward nun debattirt. Aber es war natürlich, daß die Liebe beider zur Parasitis, das Betragen des Duc zum Besten kehrte. „Es macht ihm zu grosse Ehre — hieß es — sich öffentlich um die schönste Dame zu bewerben, nach welcher tausend andre vergeblich seufzen; er ist nicht mehr in dem Alter, daß er den luftigen Schmetterling spielen sollte; solch eine Neckerei, wäre zu grob, um nicht den guten Ruf des vollkommensten Mädchens, deren Familie die unumschränkteste Ehrfurcht verdiente, zu morden — so niedrig kann der Duc nicht denken! „Dergleichen Betrachtungen überzeugten endlich die Versammlung, daß es mit der Neigung des Duc ernstlich gemeint sei.

Aber ein neuer Skrupel: „Wenn er wirklich so ganz in Liebe verloren ist, wozu die ewigen Versicherungen, die ewigen Schwüre; er liebe, er liebe? Warum nicht zur That geschritten? Es liegt ja nur an ihm, zu wollen! Er ist des Königs Bruder; ist Kronerbe: Glanz und Würde erlauben ihm, rasche Schritte zu thun, und reden ihm so kräftig das Wort, daß es aller der kleinen Formalitäten nicht bedarf, die bei niedern Ständen nöthig sind. Daß er ein Vergnügen finden sollte, an dem Altar seiner Göttin immer und ewig sich zu winden und durch langes, ehrfurchtsvolles Harren und Hoffen, sich endlich ihre Neigung zu erringen — das ist bei seinen Jahren nicht wahrscheinlich. Er ist schon einmal Gemahl gewesen, und sollte also wissen, wie höchst unnöthig es ist, sich lange mit Besorgnissen, und selbst gemachten Schwürigkeiten zu zermartern. Und überdieß ist er mir selbst — sagte die Königin — wenn ich

ihn

ihn auf den entscheidenden Punkt hatte, aus der Hand geschlüpft!"

Diese Reflexionen hatten die Folge, daß die Königin dem Kardinal den Rath gab, selbst eine Rolle zu übernehmen. Er sollte dem Duc danken für die Gnade, die er seiner Nichte erwiese, und sie ihm am Ende im Beiseln einiger Hofherrn zur Gemahlin anbieten. „Dies ist der einzige Weg, den ihre Liebe zu Parasitis nehmen kann, sagte die Königin, und hätte er dann Einwendungen, so sind Sie durch dieselbe entschuldigt! Der Stand des Duc, verlangt selbst, daß Sie ihm in diesem Fall einen Schritt entgegen thun, und vielleicht hat er nur darauf gewartet!"

Der Kardinal fand diesen Rath sehr gut, und machte Anstalt, ihn auszuführen. Er gab einen prächtigen Ball, lud König und Königin, und den ganzen Hof dazu ein, und glaubte mitten unter den Freuden desselben, dem Duc [illegible] günstige Sekunden abzulauern, um ihm seinen Vorschlag zu entdecken. Die Königin billigte diesen Einfall, und die geheime Session hatte ein Ende. Parasitis ward gerufen, und um ihre Meinung gefragt. Sie billigte gern alles, was die Königin und ihr Onkel verfügt hatten, und gab ihr ganzes Schicksal in ihre Hände.

Der Ball gieng also vor sich. Pracht und Glanz desselben, entsprachen der Erwartung, die man von einem Manne hatte, der König und Königin nebst ihrem ganzen [illegible] Hofe in sein Palais einladen konnte. Wir lassen uns nicht drauf ein, alle die Schönheiten zu schildern, die hier erschienen, oder zu bestimmen, wie weit Parasitis sie alle übertraf. Unsre Blicke hefteten sich allein auf einen jungen Herrn, der plözlich erschien, und aller Augen auf sich zog. Er war noch nicht bei Hofe gewesen, und ward nach der Zeit unter dem Namen Ritter N** bekannt. Weiber und Männer verloren sich in seinem Anschauen. Sein Wuchs und Gang bezauberte alle, sein Tanz war ein leich-

tes Hin- und Herschweben, und verschaffte ihm die Bewunderung aller Anwesenden. Er hatte die Ehre der Tänzer der Königinn zu seyn — ein Vorzug, der ihn in den Augen der übrigen Herrn, zum vollglücklichsten Sterblichen der Erde machte.

Während sich alles, was jung und lustig war, als Zuschauer oder Theilnehmer divertirte, gefiel es dem Düc von Orleans sich ein reelleres Vergnügen zu suchen. Er wählte sich ein Dutzend junger Herrn, und besezte mit ihnen ein Nebenzimmer, in welchem sie eine Tafel mit den schönsten, leckerhaftesten Gerichten servirt fanden. Der Kardinal, welcher den Düc mit Aug' und Herz gefolgt war, fand sich sogleich zu ihm und machte ihm und seiner kleinen, ausgesuchten Gesellschaft ein Kompliment, wie man es von so einem alten, studirten Hofmann erwarten konnte. Er richtete es um so eindrücklicher ein, da es eine Vorbereitung zu dem wichtigen Vorschlag seyn sollte, welchen er dem Düc zu thun im Begriff stand.

Nachdem einige Gläser des geistvollsten Weins herumgetrunken waren, brachte einer aus dem Zirkel die Gesundheit der schönen Parasitis aus, vielleicht mehr in der Absicht, um dem Wirth eine Verbindlichkeit zu machen, als in dem Gedanken, daß der Düc mit den feurigen Empfindungen eines Liebhabers daran Theil nehmen würde. Der Kardinal war erfreut, daß ihm einer die Bahn brach, um mit Manier auf seine Nichte zu kommen. Er nahm diese Gelegenheit, und sagte dem Düc sehr viel Verbindliches über die Gnade, womit er seine Nichte überschüttete, durch eine Neigung, die ihm nicht anders als unendlich schmeichelhaft seyn könne, und schloß damit: daß er dieselbe mit nichts erwiedern könne, als daß er sich seines Rechts über seine geliebte Nichte bediente, und sie hiermit dem Düc als Gemahlin antrüge. Er sei überzeugt, daß sie ihm mit dem pünktlichsten Gehorsam hierin gewärtig seyn würde.

Schon der Anfang dieser Rede hatte den Düc in Feuer gesezt. Mit unsäglicher Mühe hielt er seinen Zorn so lange zurück, bis

der Kardinal geendigt hatte — auf einmal sprang er auf, und zog dem alten Kardinal, statt aller Antwort, eine Maulschelle, daß er sich dreimal auf dem Absaz umdrehete: Heurathen — rief er dabei mit erstickter Stimme — Heurathen, stolzer Pfaff! Die Hofleute standen wie angemauert, starr und voller Erwartung und hatten nicht den Muth, Athem zu holen.

Eine Maulschelle dem ersten Minister, der im Besiz der höchsten Gewalt war! Würde und Rang beider, vielleicht nicht zu, daß die Anwesenden dazwischen traten. Sie zeigten mir durch Zittern, wie verstürzt sie dieser Vorfall gemacht hätte. Doch vermogten sie endlich durch Bitten, daß sich der Duc entfernte, und nicht die ganze Gesellschaft auseinander jagte, welches unausbleiblich war, so bald sie nur den kleinsten Wink davon erhalten hätte. Der Duc fand ihre Vorstellungen gegründet; und er zog sich unter Schwüren und hizigen Apostrophen zurück, von welchen man nur soviel hören konnte: der [illegible] seine Nichte, sollten wissen, daß es ihm nicht um Heurathen zu thun sey, genug Ehre für beide, wenn er das priesterliche Blut Sr. Eminenz, so groß, eitel und heilig es auch immer seyn möchte, ohne Vermählung — Die drauf folgenden Worte hat man nicht vernehmen können, der Duc sprach zu undeutlich, und entfernte sich zu rasch. Wir verlieren auch nichts; denn so viel ich aus dem Anfange sehen kann, waren sie nur eine Umschreibung oder Uebersezung der lakonischen Antwort, die dem Kardinal noch auf dem Backen brannte.

Eben so wenig lassen wir uns darauf ein, den Zorn des Kardinals zu schildern. Genug seine Ehre und heilige Person, waren im Innersten verwundet, und alles was wir nun noch zu erzählen haben, sind die allmähligen Ausbrüche der Galle, die sich bei dieser Gelegenheit auf sein Herz warf, und in demselben zur heissesten, aber heimlichen Rache ausgohren. Wenigstens drei Furien spuckten in dem guten Heiligen und trieben und peitschten ihn so lange, bis der Entwurf zur Rache fest war, dann liessen sie nach.

So stürmisch es indessen in seinem Innern aussah, soviel Gewalt that er sich an, seine Wuth zu verbergen. Er kam zur Gesellschaft zurück und zeigte soviel Munterkeit, daß niemand den Vorfall argwohnte, um so weniger, da sich die Augenzeugen desselben, mit dem Duc entfernt hatten. Aber es dauerte nur ein paar Stunden, so war der ganze Hof in Bewegung und man sprach ganz laut davon. Der Kardinal hielt nun nicht länger zurück. Er malte dem König den ganzen Vorfall mit so schwarzen Farben, daß der Duc den folgenden Morgen, noch vor dem Lever, die Ordre hatte, sich vom Hofe zu entfernen.

Unterdessen hatte sich Parasitis mit angenehmen Träumen und Hoffnungen, und mit der süssen Erwartung, daß ihr Onkel eine günstige Antwort vom Duc zurückbringen würde, so sehr beschäftigt, daß sie der Kardinal noch im Bette fand, als er kam, um ihr den Vorfall zu erzählen. Sie wußte noch nichts von allem, was sich zugetragen hatte, und schauerte in einen angenehmen Schreck zusammen, als ihr Onkel ins Zimmer trat. Jeden Augenblick glaubte sie, er würde mit der Erklärung herausbrechen; Der Duc liebt Dich im Ernst, er will Dich zur Gemalin! Aber die geringste ihrer Mägde hätte ihr sagen können, daß sie diesmal eine Niete gegriffen. Alles wußte die Geschichte, nur die Person, welche am engsten darin verwickelt war, erfuhr sie, (wie es immer zu seyn pflegt) gerade am lezten.

Parasitis glaubte, ihr Onkel könne vor herzlicher Freude nicht zu Worte kommen — aber, wie ward ihr, als er ihr mit zitternden Lippen die Geschichte der Maulschelle, mit allem was vor und nach ihr gethan und gesprochen worden, umständlich erzählte?

Sie brach, nachdem sie einige Minuten in starrer Betäubung dagesessen hatte, in einen Strom von Verwünschungen

aus. Sie soll den Duc bei dieser Gelegenheit sogar einen Satyr und Bock genannt haben! Gewisser ist es, daß sie ihn mehr als hundertmal in einem Athem einen Treulosen, einen Verräther, schalt, und auch zuweilen einige unartikulirte Töne, von Dolch und Gift fallen ließ. Aber mehr als alles sezte sie der Gedanke in Verzweiflung, was werden die Leute sagen? „Die schöne Parasitis hat des Ducs Maitresse werden sollen!" So wird es von Ohr zu Ohr laufen — sagte sie — und man wird es noch zum Schaden der Beleidigten auslegen. „Sie hat ihn ja gern gehört — wird man sagen — sie triumphirte ja an seinem Arm, und war die einzige Gresse, Reizende, Göttliche!" Wir waren ihr als Gemahl zu schlecht, werden die Herrn sagen, sie hatte Lust, eine Beischläferin zu werden! Daß sie ihr Onkel dem Duc zur Vermählung antrug, kömmt von seiner Seite; sie wäre nicht grausam gewesen." — So wird man sagen, rief Parasitis in bittrem Unmuth, und das überleb' ich nicht!

Der Kardinal suchte sie, so gut er konnte zu trösten. Er stellte ihr vor: die Welt sei nicht so ungerecht, als sie glaube. Ihre Aufführung sei bisher zu unbescholten und untadelhaft gewesen, als daß es der giftigste Neid wagen könnte, sie herunter zu sezen. Die Würde ihrer Tugend sei ausser aller Gefahr.

„Aber, erwiderte Parasitis, wenn die Welt auch meiner Tugend nicht schaden kann, wird sie nicht nach ihrer bekannten Billigkeit zischeln: die kleine Närrin, das dumme, eingebildete Ding, warum hörte sie denn den Duc so gern schwazen, warum nahm sie denn alle seine Schmeicheleien und Versichrungen für baar Geld an? Sie hätte doch wol gleich sehn können, was seine eigentliche Absicht war, da er so lange zögerte, und immer noch um Liebe flehete, da es nur auf ihn ankam, sie als Gemahl in seine Arme zu schliessen! Was hilft mirs nun, lieber Onkel, daß meine Tugend sicher ist, wenn man Mistrauen in meinen Verstand sezt. Man wird mit Fingern auf mich zei-

gen;

gen; ich darf mich nie wieder sehn lassen. — Nein, das Blut, des Treulosen, kann sein Verbrechen nicht wieder gut machen. Es haben sich wol eher Könige zu ganz gemeinen Mädchen herabgelassen. Schönheit und Verstand sind wol eher mit den größten Monarchen ins Bette und auf den Thron gestiegen, es bedürfte dazu nicht immer eines königlichen Geblüts — aber ich — ich — Unglückliche, habe weder Reize noch Geburt, noch Verstand genug, um einem simpeln Duc eine erlaubte Neigung einzuflössen. Die Nichte des Kardinals war dieser unendlichen Ehre so sehr unwerth, daß man es ihrem Onkel, dem grossen Richelieu, so bündig erklärte, wie man es einem Stallknecht kaum gethan haben würde. Rache, Onkel, bittre, blutige Rache!

„Sorge nicht, mein Kind — sagte der Kardinal in einem Ton, der gelassen scheinen sollte — Du und ich — wir rächen uns. Ich bin so sehr beleidigt, als Du, und wenn ich nicht das äusserste wage, um ihm die Beleidigung mit zehnfachem Interesse zu bezahlen, so soll mir Gott, weder hier noch dort, gnädig und barmherzig seyn!"

Dieses feierliche Versprechen brach auf einmal die Traurigkeit seiner Nichte. Sie fiel ihm dankbar um den Hals; ihr Gesicht heiterte sich auf; ihre Freude ergoß sich in tausend Ausrufungen; sie nannte ihn ihren besten, zärtlichsten Onkel, Vater, Beschüzer, Schuzengel — das alles mit einem Strom von Worten, die es beweisen, was der Gedanke an Rache für Wunder thun kann.

Sie wurden durch die Königin in ihrer Konferenz unterbrochen. Diese kam in eigner Person, um ihre liebe Parasitis und ihren Onkel über den traurigen Verfall zu kondoliren. Sie that dies mit solcher Theilnehmung, mit solchem glühenden Unwillen, über die niedrige Denkungsart des Duc, daß sie ihrer Freundin Thränen erpreßte — eine Schwachheit, welcher

cher Parasitis bis jezt noch nicht untergelegen war, sie hatte sich vielmehr bei ihrem Schmerz mit männlicher Fassung und Standhaftigkeit benommen. Sie war zu stolz, um zu diesen schwachen Waffen gemeiner Mädchen und Weiber, ihre Zuflucht zu nehmen. Indessen überraschte sie jezt die Rührung ihrer königlichen Freundin, und sie vermischte ihre Thränen mit den ihrigen.

Das von nun an ein schweres Gericht über den Duc ergieng, kann man sich leicht denken. Besonders war die Königin unerschöpflich, die ganze Niedrigkeit seiner Gesinnung, Zug vor Zug auszumalen, und in ihrer ganzen Abscheulichkeit vorzustellen! „Es wäre noch wol zu ertragen gewesen — meinte sie — wenn er eine Vermählung mit ihrer lieben Parasitis ausgeschlagen hätte; aber auf so eine boßhafte, grobe Art es zu thun! Und (bei diesem Gedanken zitterte die tugendhafte Delikatesse der Königin) in meiner Gegenwart, unter meinen Augen, Worte zu sagen, die, wie nun wol einsehe, ganz aus einer unerlaubten, lasterhaften Begierde entsprangen. Nein, das ist unerhört!"

Auf diese Art unterhielten sie sich Stunden lang. Der Duc war der Verbrecher, auf welchem sie alle ihre Geissein, Tag und Nacht, in Stücke hieben. Weit gefehlt, daß seine gegen Parasitis geäusserte Verachtung, dem Vertrauen, worin sie bei der Königin stand, hätte Abbruch thun sollen. Es ward vielmehr um so fester und lebendiger, je grösser die Beleidigung war. Anstatt daß sie sonst stundenlang Hand in Hand neben einander gesessen hatten, trieben sie dies jezt tagelang, und nichts ging über die Zärtlichkeit, welche Statira und Parasitis für einander fühlten.

Indessen fand lezte doch nicht für gut, ganz in ihrem Herzen lesen zu lassen. Daß sie sich mit ihrem Onkel verbunden hatte, um eine ausgezeichnete Rache an dem Duc zu nehmen,

sagt

sagte sie nicht, nach den ersten Grundsäzen der Politik, welche vorschreiben, jede Mine so tief, so unbemerkt und mit so wenigen Helfern auszugraben als möglich, um ihre Wirkung desto unerwarteter und gewisser vorspringen zu lassen. Vielleicht wußte sie auch, daß Empfindungen der Rache, einer so weichen und gutherzigen Seele, wie die Königin besaß, widerstehn, und von ihr nicht gebilligt werden könnten. Ueberdieß war diese Dame sehr religiös und gewohnt ihrem Beichtvater, alles, bis auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten zu entdecken — Umstände, die sie zu einer schlechten Vertrauten machten.

Unterdessen erzürnte sich der Düc im völligen Ernst über seine Verbannung vom Hofe. Einige Herrn, die ihm bei seinem Fall nicht verliessen, nahmen sich das Herz, aus Liebe oder Mitleid gegen die schöne Parasitis, ihr beim Düc das Wort zu reden. „Es wäre freilich unleugbar — sagten sie — daß es einem Prinzen von seiner Geburt nicht verargt werden könnte, wenn er glänzendere Verbindungen suchte, als jene mit der Nichte eines Kardinals. Aber man hätte doch Beispiele, daß sich grosse Monarchen tiefer herabgelassen hätten — und Se. Hoheit hätten ja schon eine Gemahlin von höherm Stande gehabt, um so weniger würde es Ihrer Würde kompromittiren, wenn sie jezt einmal Liebe vor Rang und Ehre gehn liessen, und die Nichte des Kardinals wählten. Leztrer gälte doch alles beim König und seine Nichte bei der Königin; das Mädchen sei jung, unendlich reizend, tugendhaft im höchsten Grade —

„Mit Eurer Tugend — erwiederte der Düc etwas hizig — sucht ihre Tugend bei dem alten, scheinheiligen Pharisäer! Er wird wissen, wo sie geblieben ist! Wenn sie sich hätte heimlich mit mir divertiren wollen, so würde ich nicht nein gesagt haben, aber, sie als eine Reliquie aus den Händen des alten Heiligen anzunehmen, und sie mir auf ewig an den Hals binden zu lassen — lieben Freunde, das wäre eine Donquixoterie, die einem Prinzen von Geblüt nicht kleidet!“

Diese und dergleichen boßhafte und bittre Aeusserungen kamen nach und nach dem Kardinal zu Ohren, und sein innerer Groll nahm mit jeder zu, denn sie thaten ihm weher als zehn Maulschellen; leztre konnten noch mit dem Ausbruch einer jachen Hize entschuldigt werden, aber jene beissenden Ausdrücke zeigten von einer studierten Bosheit. Parasitis war ausser sich, als der Kardinal ihr das alles wieder erzählte, und beschwor Himmel und Hölle zur Rache. Sie wollte nichts geringers als dem giftzüngigen Düc, das Herz aus der Brust reissen, und sich an seinen lezten, sterbenden Zuckungen ergözen. Genug, ihre Wuth überstieg alle Beschreibung und der Kardinal mußte seine ganze Beredsamkeit in Bewegung sezen, um den lauten, öffentlichen Ausbruch derselben zu verhindern.

„Die Verleumdung des Düc ist mir lächerlich — sagte er — wer vernünftig ist, wird wol unterscheiden, ob das väterliche Neigung, oder unheilige Liebe ist, die ich für sie fühle. Ich bin den Leuten zu groß — Daher solche kindische Beschuldigungen. Sie sollten aber wissen, daß solche grobe Afterreden, allemal auf ihren Urheber zurückfallen, oder nicht geglaubt werden, weil ihre Falschheit handgreiflich ist. Die Widerlegung derselben trag ich in flammenden Buchstaben auf meiner Stirn, und nur Dummköpfe, oder Böswichter, können oder wollen sie nicht sehn. Unter die Klasse der leztern gehört der Düc. Tröste dich, mein Kind!“

Mit diesen Worten verließ er seine Nichte, und legte sich nieder. Wir folgen ihm vor sein Bette, und beobachten ein wenig was er beschließt. Er sahe beim ersten Blick, daß der unleidliche Stolz des Düc, aus seiner Hoffnung zur Krone entsprang. Und diese war nicht ungegründet. Denn wir haben bereits oben bemerkt, daß Ludwig schon zwanzig Jahr der Gemahl der schöne Statira war, und noch hatte sich Lucina nicht in ihrem Schlafzimmer ertappen lassen. Der schöne Baum blieb unfruchtbar — nicht einmal ein Knöpfchen zeigte

sich.

ſich. Und es war auch keine Hoffnung da. Die geſchickteſten Aerzte bemerkten keine Symptome von einer Krankheit, die dem königlichen Paar und dem ganzen Lande ſo unendlich erfreulich geweſen wäre. Sie gaben zwar nach ihrer Art, die Hoffnung noch nicht ganz auf, aber es war mit Händen zu greifen, daß alle ihre Vermuthungen, Wünſche und Hoffnungen in den Wind gingen. Der ganze Hof, und das ganze Land, hatten ihre Augen auf den Duc gerichtet und ſahen in ihm ihren König. Die Ehrfurcht und Liebe, womit ihm alles entgegen kömmt — dachte der Kardinal — ſind, wo nicht die einzigen, doch die vorzüglichſten Urſachen ſeines Stolzes.

Dieſe Betrachtung leitete ihn auf andre. Sollt' es nicht möglich ſeyn, Mittel und Wege zu finden, wie die Königin, wenn gleich ein wenig ſpät, noch zu einem Thronerben käme. Sollten nicht Bitten, feine Wendungen und Vorſtellungen, ein rühmliches Verlangen in der Königin lebendig machen können, ihr Land einen König zu geben? Wenn mir das gelingt, ſo fällt des Duc's Stolz auf einmal und ich bin gerächt! Dieſe Vorſtellungen machten den Alten wieder lebendig. Er fand ein inniges Vergnügen daran ſie zu verfolgen, und ſie immer wieder zurückzuholen, und hielt ſie ſeines hohen Geiſtes ſo würdig, daß er alle ſeine Kräfte in Athem ſezte, um Mittel zu erfinden, die ſeinen Plan zur Wirklichkeit brächten.

Wenn der König keine Erben hat — dachte er — ſo iſt das ſeine Schuld; an der reizenden Anna liegt es nicht, daß das Land vergebens nach einem Thronfolger ſeufzt. Es kömmt nur darauf an, daß man irgend einen rüſtigen Mann aufſtindet, der ihr die Pflicht thut, die ſie von ihrem Ludwig ſo ſchlecht erfullt ſieht. Es iſt wol nicht der erſte Fall, daß man borgt, wenn man ſich ſelber nicht helfen kann!

Erdacht war der Plan, aber wie stand es mit der Ausführung? Die Königin war eine fromme, unerschütterlich keusche Dame, und liebte ihren Gemahl von ganzem Herzen. Der Kardinal konnte es, zu seinem Mißvergnügen nicht leugnen, daß sie von jeher einen Wandel geführt hatte, bei welchem selbst der bitterste Neid verstummen mußte. Er wußte, daß sie der bloße Schatten einer Sünde, untröstlich machen konnte, und daß ihre einzige und liebste Beschäftigung religiöse Handlungen wären, die sie so angelegentlich betrieb, daß oftmals ihrer Würde darunter zu leiden schien. Der Kardinal war Augenzeuge davon gewesen, und hielt es selbst für das mißlichste und beschwerlichste Unternehmen unter der Sonne, ihre wilde Tugend geschmeidig zu machen — aber eben darum ward er nur desto hitziger auf die Ausführung desselben, und beschloß, wenn ihm dies noch gelungen sei, sein Haupt auf den errungenen Lorbern niederzulegen, und mit der süssesten Befriedigung auf denselben einzuschlafen.

Er sondirte also als ein erfahrner Ingenieur das Terrain; studirte Lage, Schwäche und Festigkeit der Batterie, die er bestürmen wolte. Um dies mit desto gewisserm Erfolg zu thun, hielt er's für nöthig den Beichtvater der Königin auf seine Seite zu ziehen und durch ihn zugleich geistliche und weltliche Politik in Bewegung zu setzen. Wenn er diesen gewonnen hätte, glaubte er alles gewonnen zu haben. Es gab so viele Vorstellungen, die der Beichtvater mit Glück bei der Königin anwenden konnte. Das Wohl des Staats — kennt' er zum Beispiel sagen — Der Ruhm des Königreichs, das eigne Interesse ihres Gemahls als Königs, und Ihr eigenes, erfodern daß Sie diesen Schritt thun. Zu diesen Gründen könnte denn die geläufige Zunge des Beichtvaters noch eine Menge andrer hinzufügen, die um so schimmernder waren, je blendender die Hülle war,

die

die hier die Tugend dem Verbrechen unterwarf. Ueberdies trauete der Kardinal den Vorstellungen eines Gewissensrathes, wenn von Fleisch und Blut die Rede ist, zu viel Wirkung zu, um länger an den guten Fortgang seines Plans zu zweifeln.

Der Pater Joseph ein Kapuciner, schien ihm gerade der Mann zu seyn, wie er ihn brauchte. Er war Beichtvater der Königin und ein demüthiger Verehrer des Kardinals! Was hätte er nicht alles gethan, um sich leztern zu verbinden. Richelieu wußte dies, und zweifelte keinen Augenblick, daß ihm der gute Mann nicht mit allen seinen Kräften, mit aller seiner Treue und Verschwiegenheit gewärtig seyn würde. Und wirklich war der Pater Joseph ein Mann, mit dem sich etwas ausrichten ließ. Er stand in grossem Ansehn bei Hofe, und hatte Grund bei der ersten Gelegenheit auf den Kardinalshuth Anspruch zu machen. Ueberdies hatte er sein ganzes Glück dem Kardinal Richelieu zu danken, und hoffte es durch seinen Beystand noch höher zu bringen — mithin hatte Richelieu keine unrechte Wahl getroffen.

Pater Joseph ward gerufen, und hatte eine geheime Unterredung mit dem Kardinal, in welcher lezterer ihm erst die ganze Grösse des vom Duc erlittnen Schimpfs vorstellte, und darauf mit seinem Entschluß einer gerechten Rache hervorrückte. Er legte ihm seinen Plan vor, und bat ihn um seinen Beistand.

Der Pater war hoch erfreut, über das Vertrauen, womit ihn sein grosser Gönner beglückte, und versicherte er seimit allem seinen Kräften bereit, die Befehle Sr. Eminenz zu befolgen, und wenn er seinen Willen, mit der genauesten Pünktlichkeit erfüllte, so wäre dies nichts, als eine schuldige Erwiederung, aller der Wohlthaten, womit ihn die heilige

Hand

Hand Sr. Eminenz überschüttet hätte u. s. w. Zugleich versicherte er, daß gerade kein glücklicherer Zeitpunkt gewählt werden könnte, um die Königin zur Einwilligung zu vermögen, als der jezige. „Wenn ich Ihnen ein Beichtgeheimniß entdecken darf — sagte er — so hören Sie: Als die Königin das leztemal beichtete, gestand sie, daß sie heftig verliebt sei. Wir haben freilich den Schlüssel zu den Gewissen, und können uns durch ihn in die geheimsten Kabinetter des Hofs einschleichen; aber unsre Macht erstreckt sich in diesem Punkt nicht so sehr weit, daß wir nicht des Rufs grosser Personen schonen sollten. Ich fragte also nicht nach dem Namen des geliebten Gegenstandes. Es war genug, daß sich die büssende, einiger Warnungen und Vermahnungen von meiner Seite unterwerfen mußte; ich wollt' es also nicht noch weiter treiben, und nach dem Namen ihres Verführers fragen. Aber die gute unschuldige Dame kam selbst, und entdeckte mir alles, und beschrieb mir jeden Umstand, wo, und wie sie sich hätte von der Regin Liebe überraschen lassen, mit einer Zerknirschung, die nicht erbaulicher und reuvoller hätte seyn können, wenn sie bahsüchtige Hände an den heiligen Altar gelegt hätte. Sie gestand unter bittern Thränen, daß sie auf einen unbekannten Kavalier, der plözlich auf dem Ball Ew. Eminenz erschienen sei, unheilige Blicke geworfen, und dadurch wider ihre eheliche Pflicht gesündigt habe. Sie fühlte die Grösse dieses Verbrechens so tief, daß sie gern mit bloßen Füssen durch die längste Gasse von Paris gelaufen wäre, wenn ich ihr diese Büssung hätte auflegen wollen. Den Kavalier, nannte Sie mir freilich nicht, aber die Erscheinung war mir zu interessant, als daß ich mich nicht näher hätte darnach erkundigen sollen. Ich zog gewisse Nachrichten ein und schloß ziemlich wahrscheinlich, daß sie jenen bräven Unbekannten im Sinn hätte, der auf Ihrem Ball ihr Tänzer war und sich Ritter A** nannte."

Und

Und wenn der Kardinal eine Goldmine gefunden hätte, so hätte seine Freude darüber nicht grösser seyn können, als über diese Nachricht des Paters Joseph. Sein Vergnügen war um so grösser, da er bemerkte, daß gerade um die Zeit, wo ihm der Duc seine stolze Hand auf den Backen legte, schon die Aussichten zur Rache ihren Anfang und Grund genommen hätten. Er konnte sich nicht enthalten zu glauben, daß hier eine höhere Hand im Spiel sei, die in eben dem Augenblick, wo seine Ehre litt, einen Weg geöfnet hätte, um sie wiederherzustellen.

Er ließ also ohne Zeitverlust den Ritter R** zu sich rufen, versicherte ihn seines Schuzes, und führte ihn bei Hofe ein, um ihn den Anfang seiner Gewogenheit sehn zu lassen. Er versprach ihm eine Stelle, die es ihm zur Pflicht machte, oft um die Königin zu seyn. In solchen Fällen war sein bloßes Wort Patent, bei Hofe und im ganzen Königreich, mithin ward es ihm sehr leicht, den Ritter gerade an den Ort zu stellen, wo man die vortheilhafteste Entwickelung der Komödie, die man geben wollte, erwarten konnte.

Der Kardinal wußte sehr wohl, daß vergoldete Pillen am leichtesten hintergeschluckt werden, und daß ein glänzender Pfeil eher durchs Herz dringt, oder daß man wenigstens dem Schmerz den er verursacht mit mehr Nachsicht oder wol gar mit Vergnügen erduldet — deßhalb beschloß er dem Ritter, wenn seine Umstände nicht gerade die vortheilhaftesten wären, seine Börse anzubiethen, um sich zu equipiren und in eine Figur zu sezen, welche sich die Königin nicht schämen dürfe anzusehn.

Je näher er den Ritter kennen lernte, desto mehr gefiel er ihm und er gestand, daß die Königin nicht übel gesehn hätte. Er selbst war zur Zeit des Balls zu sehr mit andern

Din-

Dingen beschäftigt gewesen, als daß der Unbekannte damals auch auf ihn den lebhaften Eindruck hätte machen sollen, wie auf die übrige ganze Gesellschaft. Desto überraschender und angenehmer war es ihm, bei näherer Bekanntschaft an dem Ritter einen Mann zu finden, der mit den größten Vollkommenheiten des Körpers, alle jene Vorzüge des Geistes verband, die nöthig sind, um die Wirkung des erstern zu unterstüzen und lebendig zu erhalten. Der Kardinal überhäufte ihn mit Schmeicheleien und Versprechungen, die dem Ritter höchst erfreulich waren, da ers für das höchste Glück hielt eine Rolle am Hofe zu spielen, und keinen bessern Fürsprecher und Patron finden konnte, als den, der sich ihm so freundlich aufdrang. Er träumte bei Tag und bei Nacht von den Fortschritten die er machen würde, und hätte sein Leben hergegeben, um sich in der Gunst des Kardinals immer mehr zu befestigen.

Unterdessen begab sich der Kardinal zur Königin und kam nach einem kleinen Vorspiel seinem Zwecke näher. „Ew. Maj. schäzen das Verdienst — sagte er — jezt wäre eine Gelegenheit da, es thätig zu zeigen!" — Das Verdienst kann alles von mir fodern — erwiederte die Königin — und wenn es noch dazu einen Fürsprecher hat, wie der Kardinal Richelieu — „Sie sollen selbst über die Rechtmäßigkeit meiner Bitte entscheiden — nahm der Kardinal das Wort — Eine wichtige Staatsangelegenheit bringt mich, Ew. Maj. einen von Ihren Dienern zu nehmen, und einen andern an seine Stelle zu sezen. Der Mann, den ich Ihnen dazu empfehlen will, hat viel Freunde, aber noch viel mehr Verdienste. Er ist zwar noch nicht lange bei Hofe und wird Ew. Maj. ganz unbekannt seyn, doch glaub' ich, daß er die Gnade gehabt hat, schon einmal von Ihnen gesehn zu werden. Auf meinem Ball liessen Sie sich herab, mit ihm zu tanzen. So neu er noch ist, hat er sich doch schon von

einer

einer Seite gezeigt, die ihm die Achtung des ganzen Hofes erworben hat. Doch dieſes empfiehlt ihn nicht ſo ſehr, als ſeine übrigen groſen Verdienſte; ich nehme mir alſo die Freiheit, Ew. Maj. ihn als Ihren Kammerherrn vorzuſchlagen."

Die Königin gab ſich alle Mühe gleichgültig zu bleiben: aber ſie konnt' es doch nicht verhüten, daß nicht eine kleine Röthe über ihre Wangen flog, die ihr ſonſt nicht ſehr gewöhnlich war. Der Kardinal bemerkt' es mit heimlicher Freude, that aber ſein Beſtes, um nicht durch Blicke oder Mienen ihre jungfräuliche Schaamhaftigkeit in Verlegenheit zu ſetzen. Er ließ ihr volle Zeit, ſich zu erholen, und den ungezogenen Inkarnat, der ſich wider ihren Willen vorgedrängt hatte, zu zerſtreuen. Es regte ſich zwar in ihrem Herzen eine geheime Empfindung der Ehre, und ein entfernter frommer Entſchluß, ihre Tugend vor dem empfohlnen Kavalier zu bewahren, aber der Kardinal ließ ihr nicht Zeit genug, um auf einen gültigen Grund zu ſinnen, womit ſie ſein Anerbieten hätte ablehnen können. Sie konnte wider den neuen Kammerherrn und ſeine Vorzüge nichts Gründliches einwenden, und blos nein zu ſagen, ohne eine Urſach anzugeben, das hätte von einem Eigenſinne zeugen können, der dem Kardinal beleidigend geweſen wäre. Sie warf alſo in Angſt und Zittern ein paar Worte hin, womit ſie ihm zu verſtehen gab: „er habe nicht nöthig, ſo viel Umſtände zu machen. Er ſollte ſeiner eignen Neigung folgen und ihr einen Kammerherrn geben, der ihm gefiele, ſie dächte gerade am allerlezten an ihre Miniſter, er würde wiſſen, was ſich am beſten für ſie ſchikte" — Um einer zweiten Erröthung vorzubeugen, brach ſie hurtig ab, und knüpfte ein andres Geſpräch an. Sie war im Herzen vergnügt, daß ihr dies ſo gut gelang, und ließ ſich nicht träumen, daß ſie von einem Mann beobachtet würde, dem keine ihrer innerſten Bewegungen unbemerkt entſchlüpfte, und dem ihr Beſtreben, ſich vor ihm zu verbergen, ſo lächerlich war, und nur dazu diente, ihn ſeiner Sache deſto gewiſſer zu machen.

Am andern Morgen fand ſich der Ritter zum Lever des Kardinals ein. Er ward freundlich empfangen, und Se. Eminenz führten ihn ſelbſt in Ihr Kabinet. „Um Ihnen zu zeigen — hub der Kardinal an — daß ich Verſprechungen halte — Sie ſind von Morgen an Kammerherr der Königin, und damit Sie ſich würdig produciren können, hier ſind 30,000 Thaler, die wenden Sie an, wozu Sie wollen! Sparen ſie nichts, um in einem Glanz zu erſcheinen, der alle andre verdunkelt, meine Börſe ſteht Ihnen zu jeder Stunde offen, kommen Sie alle Tage, ſo oft Sie wollen, es ſoll Ihnen nichts fehlen!“ Der Ritter war auſſer ſich und wollte ſeinen Dank ſtammeln, aber der Kardinal unterbrach ihn, und ſagte: er könne ſeine Dankbarkeit mit nichts bezeigen, als wenn er Alles, was zwiſchen ihnen vorgefallen, in tiefe Verſchwiegenheit begrübe! Was hätte der Ritter nicht alles verſprochen! Und um ſo mehr, da er durchaus keinen Grund ſahe, der den Kardinal bewegen könnte, ſich mit ſo unendlicher Großmuth für ihn zu intereſſiren. Es fiel ihm nicht ein, hinter ſolch einem fruchtbaren Goldregen, ſchwarze Wolken der Rache und Erbitterung zu vermuthen. Denn für jezt fand es der Kardinal noch nicht thunlich, ihm mit ſeinem Plan vertrauter zu machen.

Noch zum Schluß fragte der Kardinal, ob er ſchon verheurathet ſey? Der Ritter antwortete mit Nein! „Nun — fuhr Richelieu fort, da ich Sie einmal an Kindesſtatt angenommen habe, will auch noch weiter für Sie ſorgen — laſſen Sie ſich vorerſt noch in keine zärtliche Verbindung ein, oder geſchieht es, ſo verlange ich, daß Sie mir ſogleich Nachricht davon geben. Auch für Ihr Herz will ich ſorgen, da ich mich Ihrer Perſon angenommen habe.“

Wir müſſen, um dem Ritter Gerechtigkeit zu geben, hier anmerken, daß nicht leicht ein ſo eitler und ehrgeizlger Mann gefunden werden konnte, als er war. Er beſchloß, dem Befehl des Kardinals in Abſicht ſeiner Equipirung nicht bloß zu gehorchen, ſondern

dern noch mehr zu verthun, als er verlangt hatte, und noch was er an eignem Vermögen besaß, hinzuzufügen, um in einem Glanz zu erscheinen, der männiglich die Augen blenden sollte.

So bald er einige Tage in seiner neuen Charge die Augen aller auf sich gezogen hatte, hielt es der Kardinal für Zeit, ihn zu sich kommen zu lassen, um ihm unter vier Augen das große Geheimniß zu entdecken, und ihm die nöthigen Verhaltungsbefehle zuzustellen. Um ihm aber vorher ein wenig an den Puls zu fühlen, fragte er ihn, was er von der Königin hielte, und wie er sich mit ihr fände.

O, rief der Ritter entzückt, was ich von ihr halte? Kein Sterblicher wird sich ausschliessen, ihrer göttlichen Güte zu huldigen. Selbst ihre Schutzengel, die um sie flattern und von Gott gesandt sind, um ihre geheiligte Person zu bewahren, müssen sie mit Empfindungen der Liebe anblicken.

Bravo, bravo Ritter! erwiederte der Kardinal — Sie sprechen, wie ein guter Höfling sprechen muß: Sie haben die Rolle des Schmeichlers mit Glück studirt. Fahren Sie so fort, Ritter!"

Schmeichler? Nein, Ew. Eminenz, kennen die unendlichen Vorzüge unsrer Königin zu gut, um zu wissen, daß ihr gar nichts schmeichlen kann. Alle Mahler der Welt mögen kommen, und ihre ganze Phantasie verschwenden, um das höchste Ideal eines Weibes, aus ihrem Pinsel hervorgehn zu lassen — es bleibt schlechte Kopie, gegen das Original der himmlischen Anna!

„Nun Ritter — erwiederte der Kardinal mit Lächeln — die Königin ist nicht undankbar. In dem Ton, worin Sie von ihr sprechen, spricht sie von Ihnen! Rasch und frisch geantwortet, Ritter! Könnten Sie die Königin wohl lieben?

Die Königin lieben? antwortete der Ritter verſtürzt —

„Ja, ja, lieben! Das himmliſche Weib lieben, wie Sie mir daſſelbe ſo glühend gemahlt haben? Fragen Sie ihr Herz. Es iſt mein völliger Ernſt, ich will Antwort.

Ich — ich weiß nicht — ich bin erſtaunt — Ich habe gar keinen Sinn, für das, was Ew. Eminenz von mir wiſſen wollen —

„Antwort, Ritter, Antwort!“

Nun ſo ſey's! Aber alles, was ich antworten kann iſt — daß wenn es dem Verhängniß gefällt, zwiſchen mir armen Ritter und der göttlichen Königin einen Faden zu ſpinnen, wenn es ihm gefällt, meiner Perſon eine Wirkung auf das vollkommenſte Weib zu verſchaffen — ſo — o, ſo würde ich dieſe Eroberung höher ſchätzen, als alle Siege des großen Alexander, höher, als alles, was ſich der Ehrgeiz dieſes Helden, unter den kühnſten Flügen ſeiner Einbildungskraft wünſchen könnte!

Der Kardinal ſahe nun wohl, daß er nicht an den unrechten Mann gekommen war. Der Ritter äuſſerte Ehrgeiz und Liebe genug, um nicht von ganzen Herzen auf ſeinen Plan zu entriren. Er erzählte ihm alſo umſtändlich alles, was die Königin Günſtiges vor ihm geſprochen, und legte ihm den Entwurf vor, welchen er darauf gebauet hatte. Nur verſchwieg er ihm, daß Rache, die Triebfeder der ganzen Maſchine ſey, und ſchob an ihre Stelle, das Wohl und den Ruhm der Nation. „Er würde wiſſen — ſagte er — daß dieſe beiden Stücke, der erſte und einzige Zweck ſeines ganzen Eifers und Fleiſſes bisheher geweſen wären, und um dieſen Bemühungen die Krone aufzuſetzen, gebe nun ſeine ganze Thätigkeit dahin, dem König einen Erben zu verſchaffen.

„Sie hab' ich dazu auserſehen — ſchloß er — dies groſſe Werk zu vollführen. Könnten Sie ſich wohl aus Armen los-

winden

winden, in welchen Sie alle Wonne der Erde und des Paradieses, bis in ihr Innerstes fühlen und geniessen würden? "

„Aber, unterbrach ihn der Ritter, das zarte Gewissen der Königin? Ihre Reize sind so eng mit einer strengen Religiosität verbunden, daß sie vor dem Gedanken zittern wird, der mich unbeschreiblich glücklich machen soll!

Lassen Sie den Muth nicht sinken, Ritter, auch dawider sind Mittel erfunden. Der Pater Joseph wird sein Bestes thun, um die bigotten Phantome am Eingang ihres Herzens von der Seite zu schieben, damit sie ungehindert eintreten können —

Ihre Unterredung ward hier durch Parisatis unterbrochen. Der Ritter empfahl sich mit aller Freude des geschmeichelten Ehrgeizes im Herzen. Es war ihm, als wenn er gar nicht mehr auf der Erde, sondern tief in die Fluren Elisiums verzückt wäre.

Parisatis wußte noch nicht, wie gut schon alle Anstalten getroffen waren, um das grosse Geschäft der Rache zu betreiben. Sie machte ihrem Onkel über sein langsames Verfahren Vorwürfe, und bot ihm willig alle ihre Kräfte an, um ihn dabei zu unterstützen. Aber der Kardinal begegnete ihrer Ungeduld mit einer umständlichen Erzählung von allem, was er schon gethan hatte, um seiner Rache näher zu kommen. Parisatis war ganz Ohr. Wenn gleich alles auf den Sturz der Tugend und Keuschheit ihrer Herzensfreundin gebauet war, konnte sie doch nicht umhin, es zu billigen, und erklärte sich sehr freimüthig: die lange Enthaltsamkeit ihrer Busenfreundin verdiene wirklich eine reellere Kost, als sie an der Tafel ihres Ludwigs genösse, und sie wolle von ganzem Herzen an dem Plan Theil nehmen, ohne von ihrem Gewissen Vorwürfe zu befürchten, daß Sie an ihrer frommen Königin treulos gehandelt habe. Sie wolle bei

jeder Gelegenheit des Ritters körperliche und geiſtige Vorzüge bis in den Himmel erheben, und die Königin immer mehr und mehr an den Gedanken zu gewöhnen ſuchen, daß es nicht gerade eine Sünde ſey, das vortreflich zu finden, was wirklich vortreflich ſey, wenn es ſich auch nicht gerade an Ludwig XIII. fände.

Die Allianz hatte kein unthätiges Mitglied an Pariſatis bekommen. Es ging kein Tag hin, wo ſie nicht ihre Freundin auf einen oder den andern liebenswürdigen Zug des Ritters aufmerkſam machte. Es gelang ihr bald, die Blicke der Königin auf den Ritter immer milder und kühner zu machen, und den Zugang ihres Herzens immer mehr und mehr zu erweitern. Sie verſchaffte dem Ritter immer mehr Auszeichnung und beredete ihre Freundin endlich, ſich von dem Ritter ſeine Begebenheiten, die er auf ſeinen Reiſen gehabt hätte, erzählen zu laſſen. Die Königin willigte, und der Ritter entledigte ſich dieſes Geſchäftes mit ſoviel Anmuth, Feinheit und Verſtand, daß ſeine königliche Zuhörerin mit jedem Augenblick neue Reize an ihm bemerkte, die ſehr lebhaft auf ihr armes Herz wirkten.

Pariſatis gab von allem, was vorging, den genaueſten Bericht, und der Kardinal ward ſeiner Sache immer gewiſſer. Indeſſen ſahe er wohl, daß die Königin noch nicht ſo leicht zu erobern ſey. Er beſchloß alſo, mit dem Pater Joſeph einen Generalſturm zu wagen, doch ſollte leztrer das meiſte dabey thun, weil er vermuthen konnte, daß die Königin ihn nicht völlig als einen gültigen Sprecher in dieſer Sache anſehn würde, da ſie ſein genug wäre, im mitten durch ſeine Vorſtellung doch endlich den Plan zu erforſchen, den er zur Rache angelegt hätte. Wenn ſie bemerkte, daß ſie das Werkzeug dazu ſeyn ſollte, ſo dürfte die Schwürigkeit um deſto gröſſer ſeyn. Um alſo dieſes Hinderniß aus dem Wege zu räumen, trug er drauf an, daß der Duc zurückberufen würde. Er that dies mit ſo vieler Kälte und Mä-

ſigung

ſigung, und äuſſerte ſo viel guten Willen, ihm die Beleidigung von ganzem Herzen zu vergeben, daß der ganze Hof voll Verwunderung ſeiner Großmuth war. Man pries ſeine hohe, chriſtliche Mäßigung, und ließ ſich nicht träumen, daß unter derſelben die bitterſte Rachgier verſteckt läge.

Unterdeſſen ſahe die Königin den Ritter mit jedem Tage lieber und lieber. Es lag freilich wie eine ſchwere Laſt auf ihrem frommen Herzen, ſich ſo vieler Schwachheiten bewußt zu ſeyn; doch fing ſie nach gerade an, allerlei Entſchuldigungen hervorzuſuchen, die ihr dies Verbrechen immer leichter machten. Sie ermangelte freilich nicht, ihrem Beichtvater alle die ſchweren Kämpfe zu entdecken, die ſie täglich mit ihrem hartnäckigen Herzen zu beſtehn hätte, und entſchloß ſich willig zu den härteſten Büßungen; aber ſie fand an dem Pater Joſeph keinen ſo unfreundlichen Mann, daß er ſie beim Worte gehalten hätte. Er abſolvirte ſie unter ſo bequemen Bedingungen, daß die Königin an zu glauben fing, die Sünde ſey doch wohl nicht ſo ſchrecklich, als ihre ängſtliche Einbildungskraft ſie mahlte.

Pater Joſeph erzählte dem Kardinal alles, bis auf die Sylbe wieder, und meinte, es ſey nun Zeit, das Eiſen zu ſchmieden, da es glühend ſey. „Gerade heute — ſezte er hinzu — iſt es die allerbequemſte Zeit!“ Man beſchloß alſo, um eine geheime Audienz bei der Königin zu bitten.

Beide waren der guten Dame zu ehrwürdig, als daß ſie ihr Geſuch hätte abſchlagen können. Der Kardinal machte den Anfang. Er hielt ihr eine bündige Rede, über Wohl, Glück, Ruhm und Glanz eines Staates, und pries den Fürſten ſeelig und glücklich, dem die Vorſicht, Kinder und Thronfolger ſchenkte. Dabei zog er verſchiedene Beiſpiele aus der Geſchichte an, welche bewieſen, daß die Nationen vorzüglich glücklich geweſen wären, wenn die Regierung vom Vater zum Sohn in gerader li-

nie fortgeerbt wäre, daß es aber immer traurige Folgen gehabt hätte, wenn ihr Oberhaupt ohne Erben aus der Welt gegangen, und die Krone an Seitenlinien gefallen wäre. Nach dieser allgemeinen Einleitung sprang er mit bewundernswürdiger Feinheit auf ihren Gemal über, beklagte es mit den rührendsten Ausdrücken; daß der gute Ludwig mit keinem Erben beglückt würde, und daß das arme Frankreich nach seinem Tode in alle die Verwirrung und Unordnung unvermeidlich stürzen würde, die er ihr vorhin unter ähnlichen Umständen aus der Geschichte citirt hätte. Endlich schloß er damit: daß die Titten und sehnlichsten Wünsche des Landes dahin gingen, daß es Gott gefallen möchte, ihm einen Dauphin zu schenken!

Weil die Königin nicht wußte, wohin er mit dieser ganzen pathetischen Tyrade zielte: so antwortete sie errötend: Sie danke ihm und der Nation von ganzem Herzen für diese treuen Wünsche. Aber, weil es dem Verhängniß [illegible] gefiele, so müßten Sie alle, und sie selbst, sich darunter fügen, und alle Bitten einstellen, da es schiene, als wenn Gott beschlossen hätte, sie nicht zu erhören!

„Beschlossen? nahm der Pater Joseph etwas gerührt das Wort — Nein, das hat Gott nicht. Wenn Ew. Maj. einen mitleidigen Blick auf ihr armes Land fallen lassen, und sich selbst seiner erbarmen wollten, so würde die Vorsehung nicht dawider seyn. Sie ist zwar das erste und grosse Triebrad, welches Welt und Menschen in Bewegung sezt, aber sie hat nicht immer gerade zu unmittelbar, sondern giebt auch zu, daß sich die Menschen ganz natürlicher Wege bedienen, um diesen oder jenen Zweck zu erreichen. Um sie davon zu überzeugen, hat uns Gott selbst gesandt, und wir vereinigen unsere Bitten, Ihr armes Land mit gnädigen Augen anzusehn, es mit neuer, mütterli-

terlicher Zärtlichkeit zu pflegen und zu beglücken, und sein wankendes Wohl und Ansehn wieder auf festen Fuß zu stellen!"

Ja, nahm der Kardinal das Wort, dies ist die Absicht unsrer Sendung. Ich beschwöre Ew. Maj. als Diener der Wahrheit, und Gesandter des Königs aller Könige — Lassen Sie sich durch die Thränen Ihres Landes, durch seinen sinkenden Ruhm und Glanz bewegen. Wenn Sie nur wollen — der Vorsehung ist es nicht unmöglich Ihnen noch einen Sprößling zu erwecken, der einmal das Glück und die Zierde des französischen Throns; ein grosser Held, und wie mir gleichsam ein prophetischer Geist in diesem Augenblick sagt, ein Heiliger werden wird, welcher dereinst im Himmel über alle andre hinwegstrahlen soll. — Aber ach! der schwächliche Ludwig! Durch ihn verdunkelt sich der Glanz unsrer Nation — möchte es doch Ew. Maj. gefallen, ein fremdes Licht zu borgen, um neue hellere Strahlen über dieselben zu ergiessen! — Erschrecken Sie nicht, Madame, was ich Ihnen sage, ist nicht fürchterlich. Die Sünde, vor welcher sie zittern, ist von der zweiten Tafel der Gebote, mithin eine ganz kleine unmerkliche Verstossung, Uebereilung, Schwachheit — oder wie Sie es sonst nennen wollen. Unverzeihliches Verbrechen wäre sie, wenn Sie dabei Ihren Gemahl aller seiner Länder und Würden berauben wollten — aber das ist doch nicht der Fall. So heilig auch die Verbindung ist, die wir Ehe nennen, ist sie doch nur in so fern gültig, wenn der Gemahl die Ehe vollzieht — aber ach! — wenn er es nicht thut, so ist es wirkliches Verbrechen sich blos auf seine kraftlose Umarmungen einzuschränken, denn der vornehmste Wunsch Gottes bei der Schöpfung des menschlichen Geschlechts war: Seyd fruchtbar und mehret euch! Ich gesteh, daß die Wünsche und Bitten, die ich jezt vor Ew. Majestät ausschütte, das Schändlichste wäre, was je über eine menschliche Zunge gegangen, wenn ihr Gemahl wirklich schon Erben mit Ihnen hätte: aber da dies nicht der

Fall ist, so kann die reizende Anna keine Ungerechtigkeit gegen ihren Gemahl begehn. Ueberdies ist nur das Sünde, was man in böser Absicht Unerlaubtes vollbringt — aber ist das eine böse Absicht: einem armen sehnsuchtsvollen Lande einen König geben, der seine sinkende Grösse wiederherstellt? Kurz, ich gebe Ew. Majestät den besten unbescholtensten Rath und ich nehme die Sünde auf mich, die Sie dadurch zu begehn glauben könnten, und will sie an jenem Tage an ihrer Stelle verantworten.

Dies ist ohngefähr die Hauptsumma der sophistischen Scheingründe, welche Richelieu vertrug, und noch mit vielen Ausschmückungen glänzender und einschmeichelnder machte.

Die Königin konnte während seines Vortrags von ihrem Erstaunen nicht zurückkommen, und blieb, noch eine Weile, da er schon geendigt hatte, stumm und sprachlos. Der Kardinal und der Pater sahen dies als eine stillschweigende Billigung ihrer Gründe an, und suchten immer mehrere hervor, um die Königin in dieser vortheilhaften Stimmung zu erhalten; aber endlich brach sie heraus: Gott ist es möglich, daß Männer, die sich Gesandte Gottes nennen, mir solch einen schändlichen Antrag machen können? Glauben Sie nicht, Kardinal, daß ich mir die Mühe nehmen werde, auf Ihren frommen Wirrwar zu antworten, oder seinen Grund oder Ungrund zu untersuchen — aber das sag ich Ihnen: eher hätten Sie sich die Zunge ausreissen sollen, als mit mir in dem Ton zu reden! Der Kardinal wollte antworten, Pater Joseph wollte ihm unterstützen, aber sie bediente sich ihres königlichen Machtworts, und befahl ihnen zu schweigen. Zugleich verließ sie hurtig das Kabinet, als wenn ihr der Anblick der beiden Sünder unerträglich wäre.

Diese

Diese sahen sich an, und sagten sich mit Blicken: was nun zu thun? Sie waren beide aus aller Fassung, vorzüglich Pater Joseph, der in der Angst verschlug: man müsse ihr einen Liebestrank reichen! Der Kardinal aber fand dies albern und meinte, man müsse es lieber veranstalten, daß sie dem Ritter plözlich und unvermuthet in die Arme gerieth und dann sehn ob sein Feuer, nicht ihre kalte Tugend erwärmen könnte. Sie hätte nur noch nicht das Glück gehabt, die süsse Frucht von einem kraft- und saftvollen Baum zu kosten, darum wäre es leicht die Gleichgültige zu spielen. Aber er stände dafür, wenn sie einmal davon gekostet, sollt' es ihr schwer werden das zweitemal zu widerstehn.

Hierbei blieb es also. Parisatis übernahm die Hauptrolle. Als sie eines Morgens die Königin allein fand, nahete sie sich ihr mit Thränen, seufzte tief und stammelte! „Ich bin wol das unglücklichste Mädchen auf der Welt!" Die Königin erschrak und fragte nach der Ursach ihres Kummers. Parisatis schluchste; die Königin ward dringender, und ihre Freundin sagte endlich wie in Verzweiflung! „Ach eben der, welcher mich von Anfang her unglücklich machte, läßt noch nicht ab, mich mit seinen Insolenzen zu verfolgen!" — Der Duc von Orleans? — „Ja, er hat neue Anfälle auf mich gewagt; mein Kammermädchen bestochen, daß sie ihn, wenn ich schliefe, in meine Kammer führen soll!" — Die Königin war wie vom Donner gerührt. „Das ist der Dank! fuhr Parisatis fort — Mein Onkel hat ihm die bitterste Beleidigung mit Beispielloser Großmuth vergeben, und um sie dankbar zu erwiedern, will er seine Nichte entehren!" Die Königin ward mit jedem Worte unwilliger. Sie verwünschte die Niederträchtigkeit des Duc und versprach ihrer lieben Parisatis ihren ganzen Beistand zur Rache. Parisatis, hatte dies gehofft. Sie warf sich ihr zu Füssen, und dankte ihr mit dem gerührtesten Herzen

für ihre zärtliche Theilnehmung. Die Königin hört sie auf, und thut ihr den Vorschlag: ihr Kammermädchen öffentlich zu verhören und des Ducs Bosheit aller Welt bekannt zu machen. Sie sollte sich vor ihm nicht fürchten; sie würde ihr mit allem ihrem Einfluß beim König und ihrer ganzen Macht zur Seite stehn. Das schaamlose niedrige Betragen des Duc verdiene eine auszeichnete Strafe — sonst wäre sie doch vor wiederholten Anfällen nicht sicher. Aber Parisatis hatte Ursach, diesen Plan zu verbitten. Sie sagte: der Duc habe seine Unverschämtheit so weit getrieben, daß es ihm nun ein leichtes sei, alles wegzuleugnen — Die Beschuldigung eines armen, unbedeutenden Mädchens hätte nicht Autorität genug, wieder die zweite Person im Königreich zu zeugen; sie würde auf die unglückliche Parisatis zurückfallen — Die Welt wäre schlimm! Das beste Mittel, den Duc zu bestrafen, sei dieses: der Duc müsse unter den Augen einiger gültigern Zeugen, als ein Kammermädchen sei, überfallen und in aller seiner Blösse dargestellt werden. Die Königin merkte wol, daß Parisatis von ihr diesen Dienst verlangte, und ihre Freundschaft konnte ihr nichts abschlagen, um so weniger, da sich der Duc erfrechte, in ihrem eigenen Apartement (Parisatis hatte ihr Schlafzimmer, dicht neben der Königin) sein boshaftes Vorhaben auszuführen. Sie kamen also dahin überein, daß die Königin den Duc zur bestimmten Stunde in dem Kabinet der Parisatis erwarten sollte.

Die Nacht kam, und die großmüthige Königin legte sich, in das Bette ihrer Freundin. Tausend Plans und Ueberlegungen, wie sie den Duc recht bitter empfangen wollte, schlu-

gen

gen ſich in ihrem Kopf herum. Aber ſie mußte ſehr lange auf ihn warten, und allmählig bemächtigte ſich ihrer ein leichter Schlummer. Auf einmal trat der Ritter R** im Schlafrock in das Zimmer und ohne Umſtände zu ihr ins Bette! Die Königin ſchlug beſtürzt die Augen auf, und ach! wie ward ihr, als ſie den Abgott ihres Herzens vor ſich ſah. Er umſchlang ſie mit einer Kraft und Gluth, daß ſie nicht Muth und Athem behielt, ihm zu widerſtehn. Der Schuzgeiſt der Religioſität und Tugend flatterte von dannen; denn er war unvermögend den innigen feurigen Liebesknoten zu zerreiſſen.

Der Kardinal, Pater Joſeph und Pariſatis waren im Nebenzimmer. Ihre Freude hatte keine Grenzen, da ſie nicht über Gewalt ſchreien hörten. Pariſatis bewies ſich am neugierigſten. Sie ſchlich auf den Zehen nach der Thür des Schlafzimmers, und hörte nur den leiſen Athem der Liebe, der vom Bette her ſäuſelte. Es ſollen ihr dabei gewiſſe Bilder und Empfindungen ans Herz gedrungen ſeyn, worüber ſie ſich aber niemals deutlich erklärt hat.

Der Ritter verließ die Königin an allen Sinnen trunken. Er war vollglücklich geweſen, und ging mit dem Beſcheid, ſich nach drei Tagen wieder einzufinden, auf ſein Zimmer. Die Königin ſchien nicht unzufrieden mit ihm geweſen zu ſeyn, denn ſie ſagte einige Stunden nachher dem Kardinal freundlich ins Ohr: triumphire Alter! Du haſt dein Spiel gewonnen! Aber verſäume nicht, mir die Barmherzigkeit des Himmels zu erflehen, die du mir verſprochen haſt! Pariſatis kam mit einem kleinen Verweis davon.

So pünktlich vorher die Königin in den Neigungen der Andacht gewesen war, so gewissenhaft war sie nun in den Cäremonien der Liebe. Die Folgen zeigten sich bald. Ganz Frankreich illuminirte seine Fenster und der gute Ludwig war ausser sich vor Vergnügen. Im neunten Monat ihrer Schwangerschaft und im drei und zwanzigsten Jahre ihrer Ehe, schenkte die reizende Anna ihrem Gatten, Ludwig den Vierzehnten, welchen die Franzosen nicht mit Unrecht den von Gott gegebenen, nannten.

IV.

Roger

Graf von Rethel

und

Alix von Roſoi.

IV.

Roger, Graf von Rethel und Alix von Rosoi.

Als Graf Roger das Alter erreicht hatte, wo er, nach errungenem Ruhm der Tapferkeit und des Verstandes, in den Armen einer Gattin ruhen, und seiner Familie einen Stammhalter verschaffen konnte, ließ ihm sein Vater die Wahl, sich unter den Töchtern des Landes eine zu suchen, mit welcher er Hand und Herz wechseln könnte. Er führte ihn zu verschiedenen Grossen des Landes. Der junge Roger sah Väter, die sich mit ihrem Verstande mit ihrer Mannhaftigkeit und mit ihren Burgen brüsteten; sahe Mütter, die auf die Schönheit ihrer Töchter stolz waren, und vergassen, daß sie durch die Jahre ihre eigene verlohren hatten; sah schöne Töchter, deren Reize nicht anzogen, weil es ihnen an Geist fehlte — er sagte seine Bemerkungen seinem Vater, und dieser lächelte, und reiste weiter mit ihm. Endlich kamen sie zum alten Herrn von Rosoi. Hier fand Roger alles ganz anders. Er sahe einen alten Held, der es andern überließ, ihn als den Mann zu erheben, der er sich zu seyn fühlte, und mit diesem Bewußtseyn, eine Feinheit, einen lebhaften, durchdringenden Geist verband, welchen nur ein langer Aufenthalt am Hofe, und ein angelegentliches Studium desselben verschaffen kann. Er sahe eine Mutter, die ihre Reize kannte, und von der Schönheit ihrer Tochter nicht gedemüthigt ward. Frau von Rosoi war dreissig Jahre alt, aber man hätte glauben sollen, sie wäre noch früh in den zwanziger. Die Reize ihres Körpers und Geistes liessen nichts zu wünschen übrig.

Wenn

Wenn ihre Tochter beim Eintritt des jungen Roger ihr nicht zur Seite gestanden hätte, so würde er ihr als dem höchsten Ideal weiblicher Schönheit gehuldigt haben. Er staunte. Seine Blicke theilten sich zwischen Mutter und Tochter, verweilten aber bei der leztern. Sein erstes Gefühl war Bewunderung — aber es wird bald mehr!

Sein Vater beobachtete alle seine Bewegungen. Er hatte ihn mit gutem Vorbedacht das beste zulezt sehen lassen. Denn es war sein Wunsch und Wille, seinem Roger mit dem Fräulein von Rosoi zu verbinden. Ihre Reize besiegten Rogers Herz und er gestand seinem Vater, was dieser aus seinem ganzen Benehmen längst wußte.

Nun erfuhr Roger, daß ihm das Fräulein zur Gemahlin bestimmt sey, aber er konnte sein Glück nicht fassen, und peinigte sich mit Zweifeln. „Vielleicht — sagte er — hält das Fräulein den Gehorsam gegen ihren Vater, für die Neigung, welche Herz an Herz knüpft. Vielleicht liebt sie mich nur, weil es ihr Vater will. Wie unglücklich wär ich, wenn sie mir ihre Hand, aber nicht ihr Herz gäbe!"

Der alte Graf lächelte über diese Klagen; aber sie machten ihm Vergnügen, weil sie seine Wahl bestätigten, und ihn überzeugten, daß die Reize des Fräuleins auf seines Sohnes Herz wirkten. Er wußte, wie sehr diese Ungewißheit dem Wachsthum der Liebe günstig ist, deßhalb nahm er sie ihm nicht völlig, und machte ihn nur auf das Ruhmvolle einer Verbindung mit dem Hause Rosoi aufmerksam. Aber alle die Schilderungen von Glanz und Ansehn, die ihm das Fräulein als Mitgift zubrachte, machten keinen Eindruck auf Rogers Herz. Es war von dem Gegenstand seiner Liebe an sich selbst zu voll, um auf das zu merken, was ihn Glänzendes umflatterte.

In wenig Tagen hatte Rogers Liebe ihren höchſten Grad erreicht. Sein groſser Wunſch war, der ſchönen Alix, (ſo hieſs das Fräulein) zu gefallen, nebenher ſich auch die Zuneigung ihres Vaters und ihrer Mutter zu erwerben. Er theilte die befliſſenſte Sorgfalt zwiſchen beide. Frau von Rosoi empfing ſein kleinſtes Beſtreben, ihr gefällig zu ſeyn, mit einem Weſen, welches mehr einen Kampf zwiſchen lautem Vergnügen und zwiſchen einer zerſtreuten Schwermuth, als angenehme Befriedigung zu verkündigen ſchien. Dieſes Betragen hatte ſie wenig Tage nach Rogers Ankunft angenommen.

So lebhaft auch der alte Rosoi Rogers Verdienſte anerkannte, wollte er doch ſeiner Tochter hinlängliche Zeit laſſen, um ihr Herz zu erforſchen. Er befürchtete durch Eil oder Zudringlichkeit eine gewiſſe Neigung bei ihr zu erwecken, die ſie vielleicht ſelbſt für Liebe halten könnte, die aber nichts als Unterwerfung in den Willen ihres geliebten Vaters geweſen wäre. Indeſſen hatte Roger freie Erlaubniſs mit ihr zu konverſiren und zu beobachten, ob ſie das für ihn, was er für ſie fühlte.

Alix vermied ihn nicht. Wenn er ſich dem Ausbruche ſeiner feurigen Empfindungen überlieſs, ſchlug ſie erröthend den Blick in ihren klopfenden Buſen und antwortete nicht. Die Sittſamkeit verbarg Rogern die wahren Empfindungen ihres Herzens. Aber dadurch bekam ſeine Liebe friſche Nahrung. Die Beſorgniſs, ihr mädchenhaftes Betragen ſey Unempfindlichkeit, die Hoffnung, vielleicht verberge ſie auch wohl nur darunter eine aufkeimende Neigung — beides fachte ſeine Liebe zur flammenden Gluth an.

Einmal ſah er ſie unter vier Augen. Seine Leidenſchaft brach durch. Er fiel ihr zu Füſſen und beſchwor ſie um Erklärung. Sie haben die Erlaubniſs — rief er — mich nicht zu haſſen — o ſagen Sie mir, ob Ihr Herz mit dem Willen Ihres

Vaters unzufrieden ist." — Alix erröthete, gerieth in sichtbare Verlegenheit, und suchte ihm auszuweichen. Er ward dringender. „Sie antworten nicht Fräulein — fuhr er wie in Verzweiflung fort — Sie können mich aus der Ungewißheit reissen und wollen es nicht? Fürchten Sie Ihren Vater zu beleidigen, wenn Sie gestehn, daß Sie seine Wahl nicht billigen? O, ich will es ihm selber sagen, und dann verzweifeln!"

Er sprang auf und wollte fort. „Bleiben Sie, Graf — rief das Fräulein, und hielt ihn — nicht zu meinem Vater — Sie stockte bei diesem Worte und sah Rogern mit himmlischer Rührung und Güte an. Der Blick gab ihm Leben und Muth. Er ergriff ihre Hand und drückte sie an seine brennenden Lippen.

In diesem Augenblick trat Frau von Rosoi ins Zimmer. Sie schien bestürzt und betroffen, den Graf zu den Füssen ihrer Tochter zu sehn, und sah beide mit einem strengen Blick an. Des Fräuleins Unruhe stieg auf den höchsten Grad. Sie warf sich ihrer Mutter zu Füssen und rief mit zitternder Stimme: Ists ein Verbrechen, dem Grafen sehn zu lassen, daß ich dem Willen meiner Eltern gehorche? Frau von Rosoi erwiederte mit sichtbarer Kälte: es wäre genug gewesen, wenn du deine Empfindungen uns erklärt hättest. Wir haben dir erlaubt, sie zu nähren, das ist wahr — aber es ist wider alle Sittsamkeit, dem Grafen zu gestatten, daß er sich dem Ausbruche seiner Empfindungen überläßt. *) Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer, und gab dem Grafen nicht Zeit, sich zu rechtfertigen. Alix folgte ihr unter Thränen, und hatte nicht Muth genug, nur noch einen gerührenen Seitenblick zum Trost des Grafen zurückzulassen.

Die-

*) Jtzt würde eine eifersüchtige Mutter schwerlich die Sittsamkeit citiren, um ihrer Tochter die Huldigungen eines Mannes, den sie lieber zu ihren Füssen sehn hätte, zu verleiden. Aber diese Geschichte ist aus dem 12 Jahrhundert.

Dieser stand starr und betäubt da, mit Freude und Traurigkeit im Herzen: die zärtliche Aeusserung des Fräuleins erhob ihn auf den Gipfel seines Glücks und das Betragen ihrer Mutter, sezte ihn in peinliche Unruhe. Auf einmal trat der alte Rosoi ins Zimmer und lief mit ausgebreiteten Armen auf Rogern zu. „In meine Arme lieber Sohn — rief er — meine Tochter liebt dich. Ihre Mutter hat mir alles erzählt und ich habe ihr Vorwürfe über ihr Betragen gemacht. Sie dringt nun mit Ungestüm auf eure Verbindung, und ich habe mit Freuden meine Einwilligung gegeben!"

Roger flog zur Frau von Rosoi, warf sich ihr zu Füssen und konnte keine Worte finden, um ihr zu danken und ihr sein Glück zu beschreiben. „Stehn Sie auf, Graf — erwiederte sie kalt und etwas mürrisch — ich seh, es gebricht Ihnen an Worten. Ich nehme Willen für That!" Wenn ihm nicht ein Blick von ihrer Tochter schadlos gehalten, oder gegen alles andre unempfindlich gemacht hätte, so wäre dieses Betragen kränkender für ihn gewesen. Aber der einzige süsse Gedanke: Alix ist die Deinige! schlug alle andere nieder. Indessen entdeckte es Roger seinem Vater, daß ihm das kalte und mißmüthige Betragen der Frau von Rosoi befremde; aber dieser entschuldigte sie damit, daß sie ihre Tochter über alles liebe, und schon im voraus sich betrüben würde, daß sie ihres Umgangs beraubt werden sollte.

Aber Roger wollte noch eine nähere Aufklärung hierüber haben. Er fand Frau von Rosoi im Garten. Sie ging tiefsinnig in einer finstern Allee auf und ab. Roger näherte sich ihr mit Ehrfurcht, und mit dem Gefühl der Besorgniß, daß er sie, nach dem von seinem Vater erhaltenen Wink, betrübt haben möchte. „Frau von Rosoi — hub er an — die Liebe zu Ihrer Tochter, macht Ihnen meinen Anblick unangenehm, sie stellt mich Ihrem Herzen als einen Mann

dar, der ihnen das raubt, was Ihnen auf Erden das liebste ist. Aber, gnädige Frau, es hängt nur von Ihnen ab — Befehlen Sie — ach! so kann ich Ihnen nichts rauben. Sie sind Meisterin meines Glücks und Unglücks! Wenn Sie wollen, so entreiß' ich Ihnen Ihre geliebte Tochter nicht — aber ach! Dann werde ich den Tod im Herzen umher irren, und meine Liebe wird mich verzehren."

„Sie thun mir sehr Unrecht — erwiederte Frau von Rosoi — wenn Sie glauben, Ihr Anblick sei mir unangenehm. Wollte Gott! — sezte sie mit einem Seufzer hinzu — Aber seyn Sie überzeugt, Graf, daß ich nichts eifriger wünsche, als Sie mit meiner Tochter verbunden zu sehn. Ich habe täglich und stündlich meinem Gemahl angelegen, die Sache rasch zu betreiben. Ihr alle wollt es ja — nun ich will es auch! Ich will euch dies Opfer bringen; aber ihr wißt nicht, wie viel es mich kostet! Ich erwarte den Tag Ihrer Vermählung mit banger Beklemmung — vielleicht stillt er alle die gewaltsamen Bewegungen, die ich Tag und Nacht bekämpfe; vielleicht" —

Hier wurde sie durch die Ankunft ihres Gemahls unterbrochen. Sie unterhielten sich nun noch eine Weile gemeinschaftlich über den Zeitpunkt der Vermählung, und Roger flog, um seiner geliebten Alix Nachricht davon zu geben. Nichts schien seinem Glücke mehr im Wege zu stehn, und er überließ sich an der Seite seiner Geliebten den süssesten Aussichten und Hofnungen.

Aber noch denselben Abend rührte den alten Rosoi der Schlag, und brachte ihn binnen zwo Stunden an den Rand des Grabes. Seine Gemahlin und Tochter waren ausser sich. Roger's Tröstungen vermogten nichts über sie. Der Kranke selbst richtete sein gebrochenes Auge auf beide, und stammelte ihnen Trost, aber ihr Schmerz verschmähete jede Linde-

Linderung. Das Fräulein Alix sank ohnmächtig über das Bette ihres sterbenden Vaters: er ergriff ihre Hand, drückte sie und verschied. Frau von Rosoi sank kraftlos zurück.

Sogleich entfernte sie Roger von diesem Schauplatz des Kummers. Beide waren ihm zu lieb, um sie länger allen Schrecken des Todtenlagers auszusetzen. Als sie sich wieder erholt hatten, drang er so lange und kräftig in sie, daß sie in eine Entfernung willigten. Er brachte sie auf ein andres Guth, und besorgte das Leichenbegängniß des alten Rosoi.

Zehn Tage darauf kamen sie zurück. Der Schmerz der Frau von Rosoi hatte sich sehr gelindert, aber ihre Tochter war trostloser als je. Leztre umarmte Roberts Vater mit stummen Schmerz, und sah seinen Sohn mit einem Blick an, der ihm das Herz durchbohrte. Irgend ein Gedanke schien ihre ganze Seele zu beschäftigen, aber sie konnte oder durfte sich nicht entdecken.

Unterdessen dankte Frau von Rosoi dem jungen Roger und seinem Vater für ihre Sorgfalt, aber sie that es mit einer Art, die einer studirten Danksagung ähnlicher war, als einer unwillkührlichen Ergiessung eines gerührten Herzens. Zugleich verbat sie sich (um, wie sie sagte, ihre Pflicht gegen den lieben Verstorbenen ganz zu erfüllen) jeden Besuch binnen hier und drei Monaten „Stöhren Sie während der Zeit meine gerechte Betrübniß nicht — sezte sie hinzu — verlangen Sie auch nicht, daß ich wegen der Vermählung jezt schon etwas näheres beschließe. Unser Schloß ist der Wohnplatz der Traurigkeit — ach! es wird lange dauren, ehe die Freude in demselben wieder einkehrt. — Ihnen, Graf — fuhr sie zum jungen Roger fort und entfernte sich, — ist es nun erlaubt, von meiner Tochter Abschied zu nehmen.

Roger war erstaunt und bestürzt. Er schüttete seine Besorgnisse an dem Busen des Fräuleins aus, aber sie vermogt ihn nicht zu trösten. Sie sah ihn in stiller Betäubung an und sagte endlich: Gehn Sie, lieber Graf, meine Mutter will es so! Aber sie hat Ihnen nicht befohlen, die unglückliche Alix zu vergessen. Roger mußte sich in sein Schicksal fügen. Er ging; und nahm die frohe Beruhigung mit auf den Weg, daß seine geliebte Alix über den Schmerz der Trennung den Tod ihres Vaters ganz vergessen zu haben schien.

Während den bestimmten drei Monaten wollte die Frau von Rosoi kaum erlauben, daß sich Roger nach ihrer Tochter erkundigte. Die Foderung schien ihm zu hart. Er konnte unmöglich in der quälenden Ungewißheit bleiben, ob sich das Fräulein auch je zuweilen seiner erinnerte. Er zog eine Freundin der Frau von Rosoi auf seine Seite, doch mit Bewilligung des Fräuleins, und durch diese erfuhr er, daß seiner oft gedacht würde. Ein kleiner Ersatz für die dreimonatliche Trennung.

Endlich lief die bestimmte Zeit vorbei und Roger eilte mit seinem Vater nach Rosoi. Aber seine ungestümme Freude ging bald in eine peinliche Unruhe über. Er fand seine Geliebte traurig, nachdenkend. Sie wagte keinen Blick und vermied jede Gelegenheit mit ihm unter vier Augen zu seyn. Alles schien ihn zu fliehen, und seinen Anblick zu fürchten, nur Frau von Rosoi machte eine Ausnahme. Ihre ehemalige Kälte war in eine zuvorkommende Heiterkeit übergegangen, sie hing mit seelenvollen Blicken an ihm, und wollte sich mit niemand unterhalten, als mit ihm.

Roger wußte nicht, was er aus dem Betragen der Mutter und der Tochter machen sollte. Beide wären ihm gleichbefremdend. Er sahe einen Sturm über sein Haupt zusam-

men-

menzichn, und wußte nicht, was ihm seine Entstehung gegeben. Endlich riß seine Ungeduld durch. Er bat die Frau von Rosoi um Erläuterung. Sie sah ihn mitleidig an, und brach endlich das Stillschweigen.

„Sie werden erschrecken, Graf — hub sie an — aber, da Sie in mich dringen, muß es heraus. Am Tage ihrer Ankunft stürzte Alix in mein Zimmer, warf sich mir zu Füssen und — denken Sie sich mein Staunen, Graf! — und bat mich, sie nicht zu einer Verbindung mit Ihnen zu zwingen! Ich schalt ihren Eigensinn, stellte ihr vor, daß sie einmal ihr Jawort gegeben, brauchte mein Ansehn als Mutter — aber ich muß gestehn, ich war zu schwach, gegen ihre Thränen und Bitten. Ich liebe das Mädchen zu sehr, um sie zu zwingen, und Sie sehn also, lieber Graf —

„Ich seh — rief Roger in bittrem Mißmuth — ich seh, daß ich auf immer elend bin!"

Bei diesen Worten trat das Fräulein ins Zimmer. Roger ihr entgegen, stürzte ihr zu Füssen. „Sie wollen, meinen Tod, Fräulein — rief er mit erstickter Stimme — jezt wollen Sie mir mein Urtheil ankündigen?" Das Fräulein machte sich sanft von ihm los; Thränen erstickten ihre Stimme. Sie entfernte sich und sagte: Vergebens thu' ich mir Gewalt an! Ich kann seine Klagen nicht hören! Diese Worte brachten den Graf in Verzweiflung und seine Traurigkeit ging in Wuth über. Er wollte dem Fräulein nach, aber ihre Mutter hielt ihn zurück.

„Brauchen Sie Verstand, Graf, sagte sie, und setzen sie ihn dem Starrsinn meiner Tochter entgegen!"

Meiner Verzweiflung will ich gehorchen rief er — sie zeigt mir einen bessern Weg. Aber Sie, Madam, fuhr er erhizt fort — Sie sollten sich Ihrer Nachgiebigkeit schämen.

men. Sie kleidet einer Frau von Ihrem Verſtande nicht; ſie macht mich unglücklich. Sie und Ihre Tochter ſind Schuld an meinem Tod!"

Mit dieſen Worten rannt' er aus dem Zimmer. Auf der Treppe gab ihm die Freundin der Frau von Roſei einen Wink ſie im Garten zu erwarten. „Sie dauern mich zu ſehr — ſezte ſie hinzu — um Sie länger über die Urſach ihres Unglücks in Ungewißheit zu laſſen!"

Er ging in den Garten und erwartete mit tödtlicher Ungeduld die Frau von Rochçville. Sie kam endlich und er lief ihr entgegen. „Reden, reden Sie! rief er, um Gotteswillen reden Sie!" — Das Fräulein, liebt Sie, Graf! nun beruhigen Sie ſich! — „Liebt mich, liebt mich?" — Liebt Sie; aber hören Sie weiter. Meine Freundin Roſei hat Tugend, aber mit Schmerz muß ichs geſtehen, Leidenſchaft hat ſie überwältigt. In dem Augenblick, wo meine Freundin Sie geſehn hat, — iſt ihre Ruhe und die Gleichgültigkeit, die bis dahin ihr Glück machte, verſchwunden! Die Pflicht gegen ihren Gemahl kämpfte wider ihre Liebe, und hätte überwunden; aber zu unſer aller Unglück iſt meine Freundin Wittwe geworden! Von der Zeit an herrſchen Vernunft und Leidenſchaft wechſelsweiſe in ihrem Herzen. Sie hoffte und wünſchte, Sie zu vergeſſen; deßhalb verbat ſie ſich ihre Gegenwart auf drei Monat. Aber vergebens. Ihre Liebe triumpfirt über Pflicht, Vernunft und Natur. Es iſt beſchloſſen, daß Sie ihre Tochter nie beſitzen ſollen, und daß ſie mit einem andern vermählt werden ſoll. Sie handelt nicht mehr als Mutter gegen ihre unglückliche Tochter, ſondern als eiferſüchtige Liebhaberin.

Drei Tage vor ihrer Ankunft ließ ſie die unglückliche Alix zu ſich rufen, und ſagte ihr mit eins: Graf Roger

Kann

Kann nicht dein Gemahl werden! Der Tod deines Vaters hat mir völlige Gewalt über dich gegeben. So lange er lebte, konnte ich nichts thun, als vorstellen, aber nun befehl ich! Stand, Vermögen und Schönheit geben dir höhere Ansprüche, als auf den Graf Roger. Erinnere dich, daß eine zärtliche Mutter mit dir redet, die nichts sehnlicher wünschet, als dein Glück so hoch zu treiben, als es möglich ist, und dann urtheile über ihr Betragen. Aus diesem Gesichtspunkt mußt du es betrachten, und dann wirst du sehn, daß meine Foderungen so ungerecht nicht sind. Wenn Graf Roger kömmt, so sag ich alles ab, und du bist verbunden, mich dabei zu unterstützen. Dein Blick muß ihm sein Schicksal ankündigen, wo nicht — so fürchte meinen Unwillen! Wenn er sich über deine Flatterhaftigkeit beklagt, so will ich dich rechtfertigen, und mich muß mütterliche Zärtlichkeit entschuldigen, daß ich deinem Eigensinn zuviel eingeräumt habe.

Roger wäre in Bewunderung über die kindliche Folgsamkeit seiner Geliebten ausgebrochen, wenn er nicht zuviel darunter gelitten hätte. Seine Verzweiflung ging in stille innere Wehmuth über. Er verlor das Unglück, welches eine eifersüchtige Mutter über ihn verhängte, aus den Augen und sah nur die Tochter, als das unglückliche Opfer ihrer unschuldigen Zärtlichkeit. Er hätte gewünscht, nicht von ihr geliebt zu seyn, so wäre sie jezt ruhig, und dürfte nicht unter der eifersüchtigen Raserei ihrer Mutter leiden.

Die Nacht überraschte ihn und die Frau von Rocheville über Klagen und Thränen. Sie schieden und Roger ging zu seinem Vater. Hier fand er ein Schmuckkästchen, welches er dem Fräulein zum Pfand ihrer Verbindung eingehändigt hatte. Frau von Rosoi hatte es dem Grafen selbst zurückgebracht, mit eben den Entschuldigungen, deren sie sich bei Rogern bedient hatte. Sie berathschlagten nun,

welchen Weg sie nehmen sollten; aber überall sahen sie unübersteigliche Hindernisse, in der Leidenschaft der Mutter und in dem unerschütterlichen kindlichen Gehorsam der Tochter!

Aber noch einen Versuch wollten sie machen. Sie drangen in Frau von Rocheville, eine Unterredung mit dem Fräulein zu vermitteln. Sie entschloß sich nur mit Mühe dazu, weil sie fürchtete, ihre Freundin möchte ihre Treulosigkeit entdecken; endlich gab sie dem Bitten beider Grafen Gehör und das Fräulein erschien.

Roger sprang ihr in die Arme, beide hielten sich in stummen Schmerz umschlungen. Ihre Blicke, ihre Thränen, und Seufzer sagten mehr als Worte. Endlich brach sich ihr Schmerz. „Wie viel Tugend brauch' ich — stammelte Alix — um unser Unglück zu ertragen! Nie, Graf, nie kann ich die Ihrige werden! Meine Mutter hat es geschworen!"

Sie hat es geschworen — erwiederte Roger — und Sie sind es zufrieden!

„Lieber Graf! mir nicht solche bittre Vorwürfe! Was kann ich wider den Willen einer Mutter?"

Ihr den Willen eines Vaters entgegensetzen! Er hat in unsre Verbindung gewilligt, und sie selbst hat gewilligt — ihr Eigensinn kann das Versprechen nicht zurücknehmen. Wenn Sie nur wollten, nur mehr für mich fühlten —

„Mehr für Sie fühlte? Ach! daß ich weniger für Sie fühlte, so wär' ich jezt nicht so elend!"

Die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen.

O, Fräulein — rief Roger mit freudiger Ungeduld — Sie lieben mich! Aber lieben Sie mich wohl genug, um eine hartherzige Mutter zu verlassen, und in meinen Armen —

„Nie,

„Nie Graf! zu diesen Schritt soll mich weder ihr Haß, noch ihre Verfolgungen, noch meine Zärtlichkeit zu Ihnen verleiten. Kindlicher Gehorsam ist mir heilig! Lassen Sie uns hoffen, Roger, es wird alles gut gehen! Meine gute Mutter hat mich immer zu sehr geliebt, und hat zuviel Verstand und Tugend, um nicht bald in sich zu gehn, und sich über ihre Ungerechtigkeit Vorwürfe zu machen. Auf diesen Zeitpunkt lassen Sie uns hoffen, Graf, er wird bald da seyn —"

Nimmer, nimmer! nahm der alte Graf das Wort —

„O, noch hab' ich an der Tugend meiner Mutter nicht verzweifelt! Was kan ich ihr zur Last legen? Ich bin ihr Eigenthum! Sie kann über mein ganzes Schicksal entscheiden. Sie kann mir nach Willkühr geben und nehmen, was sie will!"

Nein, Fräulein, das kann sie nicht — erwiederte der alte Graf — Ihr Vater hat zum Vortheile meines Sohnes entschieden, der Wille desselben muß Ihnen heilig und unverbrüchlich seyn, und sie sind durchaus nicht verbunden, die Sklavin des ungerechten Eigenwillens Ihrer Mutter zu seyn!

„Mein Vater ist tod und meine Mutter ist in alle seine Rechte getreten. Ich muß gehorchen, so schwer es mir auch wird, mein ganzes Glück ihrem Willen aufzuopfern!"

Sie entsagen also meinem Sohn völlig? — sagte der alte Graf hitzig — Hier sehn sie ihn zum leztenmal. Faß Muth, Roger und nimm Abschied. Bilde dich nach der Standhaftigkeit des Fräuleins, so wirst du dein Unglück ertragen lernen. Komm!

Das Fräulein fiel dem alten Graf in die Arme.

„Auch Sie wollen mich verlassen? Sie befehlen ihrem Sohn, mich zu vergessen? — O — alles, alles — verbindet sich wider mich! Meine Mutter haßt mich, Sie entziehen mir Ihre Freundschaft — beide wollen mir rauben, was mir auf Erden das Liebste ist!"

Der alte Graf nuzte diesen trostlosen Zustand des Fräuleins, und bat sie sogleich mit ihm zu gehn. Aber alle seine Gründe, alle Vorstellungen der Frau von Rocheville, die ganze Zärtlichkeit Rogers, konnten sie nicht vermögen, die Sklaventreue gegen ihre Pflicht zu brechen. Roger entfernte sich von Bewunderung und Schmerz durchdrungen; sein Vater folgte ihm und seufzte, bei dem himmlischen Mädchen eine Tugend zu finden, die sie so sehr achtungswerth machte, obgleich sie seines Sohnes Unglück war.

Sohn und Vater berathschlagten noch eine Zeitlang, was sie nun für Maaßregeln ergreifen sollten. Bald wollten sie das Schloß stürmen und das Fräulein öffentlich und förmlich entführen, bald sich zur Frau von Kosoi begeben, ihr das Schändliche ihrer Leidenschaft und ihres Betragens vorstellen, und drohen, ihre Schande öffentlich bekannt zu machen. Der lezte Weg schien ihnen der sicherste; aber sie hatten die Frau von Rocheville dabei aus den Augen verlohren. Diese bat und beschwor sie, ihre freundschaftliche Theilnehmung nicht mit Undank zu erwiedern, und sie der Beschämung auszusetzen, daß sie ihre Freundin, die doch immer noch ehe Mitleid als Haß verdiene, verrathen habe. Sie drang so lange in die beiden Grafen, daß sie endlich abstanden, und versprachen, die Zeit zu erwarten, wo sich die Neigung der Frau von Kosoi von selbst legen würde, da sie keine Hoffnung hätte, sie erwiedert zu sehn.

Sie beschlossen also abzureisen. Vorher verfügten sie sich noch einmal zur Frau von Kosoi. Wenn sie gewußt

wußt hätte, daß die beiden Grafen von dem Zustand ihres Herzens unterrichtet waren, so würde ihr die Rolle, die sie jezt übernehmen mußte, lächerlich und abscheuwürdig vorgekommen seyn. Sie empfing die Grafen mit verstellter Freundlichkeit, und bat sie, nicht zu zürnen, daß sie der mütterlichen Zärtlichkeit so viel Gewalt über ihr Herz liesse. Den jungen Grafen versicherte sie — er solle an ihr eine thätige Verspreecherin finden; sie wolle nichts sparen, um den Eigensinn ihrer Tochter zu beugen, wolle Güte und mütterliche Strenge wechselsweise anwenden, um sie andres Sinnes zu machen und sie zu seinem Vortheil zu stimmen. „Glauben Sie, Graf — fuhr sie fort — daß ich mit meinem Blute ihr Glück erkaufen wollte, wenn es möglich wäre! Welch ein Vergnügen für mich unter den Augen eines wackern Vaters und eines braven Sohns mein Leben hin zubringen — wie wollten wir vereint" —

Der alte Graf unterbrach ihre heuchlerischen Tyraden und fragte: ob sie seinen Sohn und ihn wollte abreisen lassen, ohne von ihrer Tochter Abschied zu nehmen?

„O, Rocheville, gehn Sie, laufen Sie, holen Sie meine Tochter — rief Sie auf einmal — aber sagen Sie ihr, daß sie Gesinnungen mitbringt, die mich nicht unzufrieden mit ihrem Betragen machen. Erinnern Sie sie an ihre Pflicht —"

Es fehlte wenig, so wäre die ganze kochende Wuth des alten Grafen ausgebrochen; aber ein Blick auf die Unruhe seines Sohns gab ihm von neuem Fassung.

Das Fräulein von Rosei erschien, und man sah in dem Angesicht ihrer Mutter eine tödtliche Unruhe aufsteigen. Aber sie ermannte sich bald, nahm ihre Tochter bei der Hand und führte sie herzu. Das arme Mädchen, kaum konnt' es sich aufrecht erhalten, und zitterte und bebte. Die Gra-

sen

sen wollten Abschied nehmen. Tochter! sagte Frau von Rosoi. Der alte Graf trat zum Fräulein. „Darf ich Sie um eine Erklärung bitten, Fräulein? Wodurch hat sich mein Sohn Ihr Mißfallen zugezogen? Was für Gründe bewegen Sie, dem Willen Ihres Vaters nicht zu gehorchen, und einer Mutter zu folgen, die von Ihnen verlangt, ein feierlich gegebenes Versprechen zu widerrufen!"

„Es ist die Pflicht einer Tochter, in Gegenwart ihrer Mutter zu schweigen — erwiederte das Fräulein mit zitternder Stimme — Sie muß reden, nicht die Tochter!"

Nein Sie, Fräulein, Sie müssen reden. Von Ihnen verlange ich rasche und laute Erklärung, daß Sie meinem Sohn auf immer entsagen, und daß er aller Verbindlichkeit gegen Sie, los und ledig ist.

Das Fräulein antwortete mit Thränen.

„Nun Tochter, nahm die Frau von Rosoi das Wort, aber ihre Stimme brach sich auf den zitternden Lippen erkläre dich. Oder willst du unsre Bitten erfüllen, den Graf zum Gemahl annehmen? Antworte dem Graf Rethel!"

Ein abscheulicher Blick bezeichnete der Tochter, was sie antworten sollte — Der Graf drang von neuem in sie, die Mutter fuhr fort, sie mit Blicken und Mienen zu bestürmen — das unglückliche Mädchen erlag der Last ihrer Verwirrung, Angst und Betrübniß. Man brachte sie ohnmächtig aus dem Zimmer. Noch einmal wollte des alten Grafen Zorn ausbrechen, ein bittender Wink von der Frau von Rocheville hielt seine Wuth zurück. Er entfernte sich in Haß und Eil von Rosoi.

Auf einmal bemächtigten sich Reue und Verzweiflung der Frau von Rosoi. Ihre Tugend gewann noch einmal Oberhand über ihre Leidenschaft. Sie machte sich Vorwürfe

über

über ihre Ungerechtigkeit, und sahe ein, wie hart es war, wenn sie verlangte, ihre Tochter sollte eine Neigung unterdrücken, deren Ungestüm sie nach der ihrigen abmessen konnte. Sie entlud sich an dem Busen der Frau von Rocheville aller ihrer Gefühle und bat um Trost, Beistand und Rettung. Ihre Freundin stellte ihr ungerechtes Betragen in aller Blösse dar, und fragte sie, was sie denn zum Vortheil ihrer Neigung daraus hoffen könnte? „Weiß ichs? erwiederte Frau von Rosoi — Ich kann, ich kann nichts hoffen und doch bin ich nicht Meisterin meiner selbst. Wir alle drei sind unglücklich! können nie glücklich werden! Meine Leidenschaft siegt über mein Herz, über mütterliche Liebe! Ich glaubte, Roger sollte mich wählen, da sich meine Tochter auf meine Drohungen von ihm loemachen mußte — aber, ich Unglückliche! er flieht mich!“

Diese und dergleichen Vorwürfe und Betrachtungen ängstigten sie Tag und Nacht; sie hatte nirgend Ruhe und sahe keinen Weg, sich dieselbe zu verschaffen. Zuweilen schien es, als wenn ihre Tugend siegen würde, aber sie ermannte sich nur, um desto tiefer zu sinken.

Unterdessen bewog der alte Graf von Rethel seinen Sohn, daß er sich nach Hofe begab, und sich daselbst zu zerstreuen suchte. Vorher hatte er an seine geliebte Alix um Erlaubniß dazu geschrieben, und sie hatte mit Freuden darein gewilligt. „Zerstreuen Sie sich, bester Graf — hatte sie geantwortet — überlassen Sie sich nicht Ihrem Gram. Sie sind mir zu lieb, als daß ich nicht eine baldige Rückkehr ihrer Ruhe wünschen sollte. Aber vergessen Sie auch unter den Freuden des Hofes Ihre arme, einsame Rosoi nicht.“

Diese lezte Clausel hätte beinah seinen ganzen Entschluß zum Wanken gebracht. Er bedurfte seines ganzen Muths

und der ganzen Ueberredungsgabe seines Vaters, um seinen Vorsaz auszuführen. Endlich reiste er ab, und wurde mit vielen Ehrenbezeugungen am Hofe empfangen. König Philipp August schäzte ihn sehr hoch, weil er und sein Vater der Krone die wichtigsten Dienste gethan hatten. Alles bestrebte sich um die Wette, ihm Vergnügen zu machen, aber er blieb gegen alles gleichgültig und seine Schwermuth schien um so heftiger zu werden, je rauschender und abwechselnder die Feste und Lustbarkeiten sich um ihn drängten.

Kaum war er vierzehn Tage bei Hofe, als Frau von Reiei erschien, doch ohne ihre Tochter. Da war er auf einmal in die tödtlichste Unruhe zurückgestürzt! Er sahe sie zuerst bei der Königin Mutter. Sie gab ihm ein Zeichen, auf sie zu warten, und bald darauf bot sie ihm ihren Arm. Er begleitete sie.

„Sie wundern sich, Graf, mich hier zu sehn — hub sie an — aber ich hatte mich nur meinem verstorbenen Gemahl zu gefallen von hier entfernt, eigentlich bin ich bei Hofe zu Hause!"

Ich wundre mich nicht so sehr, Sie hier zu sehn, als darüber, daß Sie Ihre Tochter nicht mitgebracht haben. Warum wollen Sie dem Hofe solche Zierde nicht gönnen?

„Wenn ich nicht fürchtete, Sie zu sehr zu betrüben, so wollt' ich Ihnen wohl sagen, warum sie nicht hier erscheinen will. Sie können sich nicht vorstellen, wie starrköpfig das Mädchen ist. Aber ich dringe durch — sie soll her, und sich dem König und der Königin vorstellen lassen. Dann sollen Sie sie sprechen!"

Ich fürchte, daß ich sie nie sprechen werde —

„Hören Sie mich an, lieber Graf, ich will Ihnen einen guten Rath geben. Lassen Sie das eigensinnige Ding fahren

ren. Hundert andre Schönheiten wetteifern, um Ihnen zu gefallen. Rächen Sie sich an meiner Tochter und wählen Sie sich die Schönste von allen!"

Ihre reizende Tochter kann freilich mein Glück nicht machen; aber nie werde ich aufhören, sie anzubeten.

Frau von Resel erröthete bei diesen Worten, schlug die Augen nieder, und hatte nicht gleich eine Gemeinfloskel bei der Hand, um ihre Verlegenheit zu verbergen. Eine Weile nachher sagte sie: Aber, lieber Graf, rauben Sie mir um meiner Tochter Eigensinn willen, das Vergnügen nicht, Sie zu sehn. Ich will sie zwingen, Sie nicht zu fliehn. Ich gehe Morgen nicht nach Hofe, besuchen Sie mich, wenn Sie wollen.

Roger versprach nichts, sondern eilte zu Hause, um Betrachtungen über diese Begebenheit anzustellen. Sein erster Gedanke war, sich der Abwesenheit der Mutter zu bedienen, und ihre Tochter zu entführen. Er war mit Plans darüber beschäftigt, als ein Bedienter kam und ihm ein Billet aushändigte. Seine Freude war unbeschreiblich, als er die Hand der Frau von Rocheville erkannte; aber der Inhalt schlug ihn zu Boden.

„Vermuthlich haben Sie Frau von Resel schon am „Hofe gesehn — schrieb sie — ihre Leidenschaft hat sie „dahin getrieben! Kommen Sie nach Chelles, *) da „werden sie die unglückliche Alix und mich finden. „Aber machen Sie sich sogleich mit dem Ueberbringer „dieses auf den Weg."

Auf einmal waren alle seine Entwürfe und alle die süssen Aussichten, die er darauf gebauet hatte, verschwunden. Er sahe nun wohl, daß Frau von Resel nicht ohne Plan und Vorsicht handelte. Sie hatte ihre Tochter während ihr-

*) Ein Kloster.

rer Abwesenheit, an einen festern Verwahrungsort gebracht, als das Schloß Rosoi war.

Roger reiste sogleich ab. Sein Begleiter führte ihn zu dem entlegensten Theil des Klosters, und verbarg ihn hinter einer dicken Hecke. Nicht weit von derselben befand sich eine kleine Thür, die in einen der Klostergärten führte. In Zeit von einer halben Stunde erschien die Frau von Rocheville und erzählte ihm alles, was während seiner Abwesenheit vorgefallen war. Frau von Rosoi hätte plötzlich den Entschluß gefaßt, ihre Tochter in ein Kloster zu senden. „Eine Vermählung, kann mich nicht von ihr befreien — hatte sie sich erklärt — aber Gelübde und Schleier können es! Sie, Rocheville, müssen Ihre Kräfte mit mir vereinigen, um ihr das Klosterleben angenehm zu machen. Darum wirds auch nöthig seyn, daß Sie auf eine Zeitlang selbst mit ins Kloster ziehn. Die Abtissin von Chelles ist meine Verwandte, Sie selbst haben eine Schwester und Freundinnen im Kloster — mit diesen vereinigen sie sich um das Mädchen zum Gelübde zu vermögen. Dabei wollen wir Rogers Aufenthalt am Hofe nutzen, und sie bereden, daß er ihr untreu geworden. Der Schmerz darüber wird sie dahin führen, wo ich sie haben will! Roger wird sie nach und nach vergessen, ich werde ihn mit zärtlicher Theilnehmung zu trösten suchen, und dadurch hoff ich seine Neigung von der Tochter auf die Mutter zu lenken!“.

Den Tag nach dieser Erklärung hatte Frau von Rosoi alles zu ihrer Abreise ins Werk gesezt. Ihre Tochter hatte sie mitgenommen bis nach Chelles und die Frau von Rocheville bei ihr gelassen, und endlich war sie, nach einem zweitägigen Aufenthalt im Kloster, der mit geheimen Unterhandlungen zwischen ihr und der Abtissin zugebracht worden, nach Paris abgereist.

Graf Roger fühlte sein Unglück in seiner ganzen Größe.

„Sie

„Sie haben mir das Herz mit Ihren unglücklichen Nachrichten zerrissen, sagte er — haben Sie nun auch Trost für mich? Wo ist meine göttliche Alix, kann ich sie sehn, kann ich sie sprechen? denkt sie zuweilen an mich?" — Immer! — erwiederte Frau von Rocheville — Sie sind der einzige Gegenstand ihrer Gespräche, wenn sie allein, oder bei mir ist. — „Wird sie sich nun entschliessen, den Schritt zu thun, um welchen mein Vater so sehr in sie drang?" — Nie und nimmer, Graf? Sie kann sich keinen Begriff davon machen, wie sich Kinder den Willen ihrer Eltern widersetzen können. Aber sie läßt Ihnen durch mich sagen, daß Sie sich beruhigen und nach Paris zurückkehren sollen. Gegen ihre Mutter müssen Sie den Schein annehmen, als wenn sich ihr Schmerz allmählig verlöhre; müssen Sie öfters besuchen; was sie zu Ihrem Troste sagt, gern anhören, und wenn sie denn eine Zeitlang an ihnen gearbeitet hat, und in Sie dringt, so gestehn Sie ihr mit markirter Verlegenheit: Sie hätten Ihre Gesinnungen geändert. Und dann sehen Sie zu, wie dieser Kunstgriff wirkt. Wir wollen unterdessen drauf denken, was alsdenn weiter zu thun seyn wird.

Rogers Schmerz ward durch diese Vorstellungen etwas gemildert. Er drang in Frau von Rocheville, ihm eine Unterredung mit seiner Geliebten zu verschaffen. Aber sie schlug es ihm geradezu ab. „Die Unternehmung wäre zu gefährlich. Sie hätte mit Mühe den Schlüssel zur Gartenthür von ihrer Schwester erhalten, und sie dadurch in Gefahr gesetzt, eine harte Strafe zu leiden, wenn es herauskäme. Er sollte sich beruhigen, es würde alles gut gehen." Mit diesen Worten verließ sie ihn, und bat ihn dringendst, sich zu entfernen. Roger reiste nach Paris zurück, und beschloß den Rath der Frau von Rocheville zu befolgen. Er verfügte sich zur Frau von Rosoi, und machte ihr durch einige Aeusserungen das Vergnügen, zu bemerken,

daß ihre Kunstgriffe gewirkt, und keinen Verdacht bei ihm übrig gelassen hätten.

Um sie desto gewisser in dieser Täuschung zu erhalten, suchte er sich unter den Hofdamen eine aus, deren Schönheit und Verstand werth wären, daß sich Robert mit ihnen beschäftigte. Seine Wahl fiel auf ein Fräulein du Mez, und dieser Kunstgriff that seine ganze Wirkung. Er fand einmal den Bruder des Fräuleins du Mez bei der Frau von Rosoi, und sogleich beschloß er leztre ein wenig unruhig zu machen. Er erkundigte sich bei dem Marschall du Mez, nach seiner Schwester, brach in feurige Lobeserhebungen ihrer Schönheit aus, zergliederte jeden Reiz ihres Geistes und Körpers, und sagte endlich, indem er die Augen niederschlug: Ich fühle, daß es für jeden gefährlich ist Ihre reizende Schwester oft zu sehn, für den der nicht lieben will, und für den, der über Untreue erröthen müßte!

Frau von Rosoi gerieth in sichtbare Verlegenheit, und machte dem boßhaften Roger das Vergnügen, die ganze Schwäche ihres Herzens sehn zu lassen.

Indessen war Roger nicht ganz mit der Rolle zufrieden, die er übernommen hatte. Er hatte zuviel Achtung für die Vorzüge des Fräuleins du Mez, um sie zu dem Werkzeug seiner Rache an einem unwürdigen Weibe zu brauchen. Und wer stand ihm dafür, daß das Fräulein sein Benehmen nicht für Ernst annahm? Roger war ihrer würdig an Stand, Reichthum und männlichen Vorzügen. Ihr Herz konnte sich an ihn hängen — beiden erwuchs daraus die traurigste Verlegenheit!

Roger wußte nicht, wie er sich dabei verhalten sollte. Indessen beschloß er, sein Betragen gegen das Fräulein so einzurichten, daß sie davon nicht Liebe, sondern blos Hochachtung und Vergnügen an ihrer Unterhaltung sehen sollte. Wenn also Frau von Rosoi zugegen wär, hielt er sich immer

kalt

zum Fräulein; hatte ihr immer was zu sagen; unterhielt sich nur mit ihr, und schien nur für sie Aufmerksamkeit zu haben. Frau von Rosoi studirte mit sichtbarer Unruhe alle seine Bewegungen, und es dauerte nicht lange, so blizten ihre Augen Eifersucht auf das Fräulein. Sie zermarterte sich, um Rogers wahre Gesinnungen zu erforschen, und um das Interesse zu verbergen, welches sie an dieselben nahm. Rogern ward sein Spiel sehr schwer, als er aber sah, daß es die erwartete Wirkung that, bekam er neuen Muth. Frau von Rosoi unterließ nicht, alles, was sie an ihm bemerkte, ihrer Tochter nach Chelles zu schreiben, und von daher erhielt Roger alle ihre Briefe zurück, und sahe aus demselben, mit welcher ängstlichen Theilnehmung sie sein jetziges Betragen schilderte.

Aber es war kaum zu erwarten, daß eine Frau von ihrer Feinheit sich nicht nach und nach gewisse Züge und kleine Bemerkungen gesammlet haben sollte, die ihr das Betragen des Grafen verdächtig machten. Ihre erste Meinung war, er habe es nur angenommen, um sie zu vermögen, daß sie ihre Tochter an den Hof kommen liesse. Um sich ein Licht darüber aufzustecken fing sie es so an:

Graf, sagte sie zu ihm, Sie spielen Ihre Rolle trefflich — ich mache Ihnen mein Kompliment drüber. Sie kennen die armen Weiber aus dem Grunde — sezte sie halblachend hinzu und laut genug, daß es das Fräulein du Mez, die nicht weit davon war, hören konnte — Man muß unsre Eitelkeit in Athem sezen, wenn man unsern Eigensinn beugen will. Bravo, Graf, bravo!

Roger gerieth in Verlegenheit und sahe nicht ohne Besorgniß, daß das Fräulein du Mez erröthete und ihn mit einer unruhigen Miene anblickt.

Einige Tage drauf ſahe Frau von Roſel den Graf bei der Königin. „Ich muß Sie ein wenig in Beſchlag nehmen, Graf — iſt doch das Fräulein du Mez noch nicht hier. — Aber ſagen Sie mir aufrichtig, hat Sie das Fräulein über den Flatterſinn meiner Tochter getröſtet.

„Ich muß geſtehn — erwiederte der Graf mit Kälte — daß mich das ſchwankende Betragen Ihrer Tochter abgeſchreckt hat, ſobald ich ſtark genug war, es ohne Vorliebe zu beurtheilen!“

Im Ernſt, Graf? Sie lieben meine Tochter nicht mehr? Es ſollte mir leid thun, wenn Sie mich hintergingen. Aufrichtig, lieber Roger? Ich habe von jeher zu groſſen und zu herzlichen Antheil an Ihrer Ruhe genommen — dafür verdien' ich gewiß Aufrichtigkeit. Wenn Sie aber das Mädchen nur durch irgend einen kleinen Künſtgriff zu Ihrem Vortheil ſtimmen wollten, ſo laſſen Sie mich Theil nehmen, ich ſteh zu Befehl.

„Sie trauen mir wirklich mehr Feinheit zu, als ich beſitze, Madam. Mein Betragen iſt unverſtellt, iſt wahr. Ich geſteh, daß ich Ihre Tochter liebte — ſie beſitzt alle Reize, die ein Männerherz feſſeln können — aber eine Gattin muß auch noch andre Vorzüge haben, um einen Gemahl vollkommen glücklich zu machen.“

Und glauben Sie dieſe Vorzüge, die Sie bei meiner Tochter vermiſſen, bei dem Fräulein du Mez gefunden zu haben?

„Ihre Liebe zu verdienen, iſt das glücklichſte Loos eines Sterblichen. (lebhaft und mit Feuer) O, ihre himmliſche Güte, ihr feiner Verſtand, mit allen den herzerobernden Reizen ihres Aeuſſern verbunden — nichts, nichts laſſen ſie dem kühnſten Wunſche übrig.“

Es iſt noch nicht lange, daß Sie von meiner Tochter in eben dem Tone ſprachen. (kalt und mit Unruh) Die Zeit hat Ihnen aus dem Traum geholfen und ich denke, ſie wird Ihnen bei dem Fräulein du Mez bald denſelben Dienſt thun!

„Vielleicht! — Wenn ich ſie oft ſehn könnte, als ichs wünſche, ſo würde ich entweder Ihre eben geäuſſerte Vermuthung rechtfertigen oder widerlegen können.“

Ihre Liebe zu meiner Tochter iſt alſo völlig verſchwunden?

„Sie riethen mir, nicht weiter an Sie zu denken — Ihr Rath, war mir Befehl! Sie hatten ſogar die Güte, mich zu einer neuen Wahl zu bereden — ſehn Sie wie gern ich Ihnen gehorche?

Das ſeh' ich freilich! Aber ſie haben nicht die Wahl getroffen, die ich zu Ihrem Glücke wünſchte —

Auf dieſe Aeuſſerung erwartete die Frau von Roſoi eine Bitte um Erläuterung, aber es folgte nur eine tiefe Verbeugung, denn das Fräulein du Mez erſchien, Graf Roger eilte ihr entgegen und bot ihr ſeinen Arm, um ſie zur Königin zu führen.

Frau von Roſoi war auſſer ſich, ihren ganzen Plan auf einmal vereitelt zu ſehn; und durch ihre eigne Schuld! Sie eilte in troſtloſer Beſtürzung nach Chelles, um ihrer Freundin Rochefille ihren Kummer zu klagen. Dieſe nuzte ihren Zuſtand, um ſie zur Tugend zurückzuführen, und machte es ihr einleuchtend, daß ſie mit allen ihren boshaften Künſten ſich ſelbſt den meiſten Schaden gethan. Aber je lebhafter Frau von Roſoi dies einſah, deſto hartnäckiger beſtand ſie auf ihrem Vorſatz. „Ich habe ſchon ſo viel aufgeopfert, daß ich nun alles aufopfern kann, ohne meine Strafbarkeit

und Schande zu vergrössern. Ich will mich von allen elenden Besorgnissen losmachen — Roger soll fühlen, daß er mit mir zu thun hat. Er soll das Fräulein dû Mez nicht besitzen, und wenn sich Himmel und Erde wider mich verbänden. Ich habe bemerkt, daß der Graf des Barres sie liebt — Diesen will ich Rogern entgegenstellen. Der weicht ihm keinen Schritt. Rogern als tod zu beweinen, ist für mich kein so grosses Unglück, als ihn in den Armen einer andern glücklich zu sehn!"

Frau von Rosoi kam unruhiger, als sie abgereiset war, nach Paris zurück. Wenig Stunden nachher wußte Roger durch die Frau von Rocheville ihren ganzen Plan. Um allen Verdrießlichkeiten entgegen zu kommen, verfügte er sich sogleich zum Graf des Barres. Frau von Rosoi war gleich bei ihrer Ankunft in seinem Palais abgestiegen, mithin war er schon ganz nach ihrem Willen gestimmt. Er empfing Rogern mit einer Kälte, die diesen mehr befremdet haben würde, wenn er nicht die Ursache davon gewußt hätte. Sogleich lenkte er die Unterredung auf den streitigen Punkt, versicherte den Graf auf Ritters Wort, er sei sein Nebenbuhler nicht, und da des Barres bei dieser Gelegenheit so offenherzig war, seine Liebe zum Fräulein dû Mez zu gestehn, so hielt es Roger für Freundespflicht, ihn umumständlich zu erzählen, wie er mit Frau von Rosoi und mit ihrer Tochter stände, und wie er sich sein Betragen gegen das Fräulein dû Mez erklären müsse. Diese wechselseitige Offenherzigkeit drückte ihrer Freundschaft das Siegel auf, und sie trennten sich beide mit sehr erleichtertem Herzen.

Frau von Rosoi sah also ihre Plans von neuem scheitern. Denn der Graf des Barres versicherte sie: Roger sei zu sehr sein Freund, als daß er sich seinen Bemühungen um die Liebe des Fräuleins von Mez widersetzen sollte. Er wolle selbst seinen ganzen Einfluß anwenden, um sein Vorhaben durchzusetzen, und ihm das gewünschte Glück zu verschaffen.

Nun

Man kann leicht denken, was Frau von Rosoi von dieser Erklärung dachte. Es fehlte wenig, so wäre sie in Ohnmacht gesunken. Sobald sich der Graf entfernt hatte, überließ sie sich der Heftigkeit ihres Schmerzes und verzweifelte. Aber sie erholte sich bald wieder und wunderte sich, wie sie schon alle Hofnung aufgeben könnte, da es immer noch nicht ausgemacht sey, daß er ihre Tochter wirklich vergessen hätte, und das Fräulein du Mez wirklich liebte. Wenn sie das bisherige Betragen des Grafen des Barres gegen das Fräulein mit kaltem Blute betrachtete, so überzeugte sie sich immer fester, er liebe sie feurig — und wäre dies gewiß, so wüßte sie zu gut, daß die Liebe nie der Freundschaft weicht. Mithin schien ihr zwischen Roger und dem Grafen Barres eine Verabredung getroffen zu seyn. Wäre diese Vermuthung gegründet — dachte sie — so liebt Roger meine Tochter bei aller anscheinenden Kälte doch noch — und das muß ich erfahren.

So bald Roger zu ihr kam, rückte sie ins Feld.

„Haben Sie wirklich Absichten auf das Fräulein du Mez? nahm sie das Wort.

In so fern ihr meine zärtliche Sorgfalt nicht mißfällt — ja!

„Also bin ich aller meiner Versprechungen, die ich Ihnen wegen meiner Tochter gethan habe, los und ledig? — Gut! von Stund an suche ich einen Gemahl für sie!“

Auf diesen Schlag war Roger nicht gefaßt. Er brach in Angst und Bestürzung mit seiner wahren Gesinnung hervor. Er vergaß seine Rolle, vergaß, daß dies nur eine Schlinge war, die ihm Frau von Rosoi legte, Alle seine Besinnung, Feinheit und Urtheilskraft erlagen dem schrecklichen Gedanken: Du sollst Alix verlieren! weil er zu plözlich kam. Er warf sich ihr zu Füssen, beschwor sie, ihn nicht unglücklich zu machen, von ihrem Entschluß abzustehn —

„Ist das Ihre Gleichgültigkeit gegen Mir?“ unterbrach sie ihn —

Er konnte nicht antworten, fiel ihr von neuem zu Füssen, beschwor sie bei seiner Zärtlichkeit, bei dem Andenken eines geliebten Gemahls, der in sein Glück gewilligt hätte —

Ihre Unruhe stieg — brach endlich in Thränen aus. Roger ward dringender, er schwur nicht eher aufzustehen, bis sie ihm sein Glück verkündigt hätte — aber sie sprang auf und lief, ohne ihn anzusehn und ohne Antwort in ihr Kabinet. Einen Augenblick nachher ließ sie um Entschuldigung bitten: sie befände sich nicht wohl, sie hätte sich niedergelegt.

Nun sahe Roger, was er für einen übereilten Schritt gethan hatte, und mußte nun alles fürchten, da er seine innere Gesinnung verrathen hatte. Noch ein Weg war ihm übrig, den er unverzüglich wählte — sich dem König selbst zu entdecken, und durch ihn die Frau von Rosei zur Einwilligung zu zwingen. Er rechnete um so gewisser auf die Bereitwilligkeit des Königs, da er bei ihm in hoher Gnade stand, und überdies von königlichem Geblüt abstammte. Er verfügte sich sogleich zum König, und als ihn dieser gewahr ward, winkt' er ihm in sein Kabinet. Hier gab er dem Grafen einige geheime Befehle, in Absicht des Herzogs von Burgund, die dem Vertrauten sehr rühmlich waren. Roger warf sich ihm zu Füssen und dankte gerührt für das ausgezeichnete Vertrauen, dessen Sr. Maj. ihn würdigte. Als er den König so gestimmt fand, als ers wünschte, faßt' er Muth, trug ihm seine ganze Lage mit der Frau von Rosei vor, und bat um seinen Schuz. Aber der König erwiederte als ein kluger Monarch: Als Freund, mein lieber Graf, nehm' ich Antheil an eurer verdrießlichen Lage; aber als König bin ich nur ein schwacher Helfer. Ich kann keiner Familie in ihrer innern Oekonomie etwas vorschreiben, so lange der Staat nicht darunter leidet. Faßt Muth; ich kenne die Rosei als eine vernünf-

künftige Dame; sie wird sich besinnen. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich ihr befehle, keine Wahl zu treffen, ohne mich vorher davon zu benachrichtigen. Seid überzeugt, daß ich während Eurer Abwesenheit auf alle Bewegungen der Rosei achten werde — vielleicht findet Ihr alles im besten Lauf, wenn Ihr von Burgund zurückkommt."

Roger fühlte sich durch diese Versicherung etwas getröstet. Aber er wollte doch nicht eher abreisen, bis er aus dem Munde seiner geliebten Alix gehört hätte; sie wolle nie eines Andern seyn. Wo aber und wie sollt' er das hören?

Die abentheuerlichsten Plans sind den Liebhabern gewöhnlich die liebsten — Er reiste mit Tagesanbruch nach Chelles, ließ sich nach dem Gärtner des Klosters erkundigen, erfuhr, daß er Frau und Kinder und unter andern einen verheuratheten Sohn hätte. Leztern ließ er zu sich kommen und hatte ihn bald durch Geschenke auf seiner Seite. Er bat ihn, eine Unterredung mit seinem Vater zu vermitteln. Der Sohn lief, mit den kräftigsten Gründen in der Tasche zum Vater, und kam in kurzer Zeit mit demselben zu Rogern zurück. Auch mit dem Vater fing es der Graf so an, wie mit dem Sohn — er steckte ihm die Hände von Geld und darauf fragt' er ihn, ob er ihn nicht als Gärtnerjunge in Dienste nehmen wollte. Der gute Mann machte wenig Schwierigkeit: das Geld, der Ordensstern und das Versprechen des Grafens, er steh' ihm für alles, wenn er entdeckt würde, machte ihm Muth. Roger mußte seine Kleider ablegen, und sich in einen schlechten Rock werfen, einen Spaten in die Hand nehmen, und so folgte er dem Gärtner ins Kloster, ohne daß man etwas argwöhnte.

Aber den Tag drauf fehlte wenig, so wäre das ganze Geheimniß entdeckt gewesen. Frau von Rosei war nur zwo Stunden nach Rogern von Paris nach Chelles abgereist. Als also Roger den folgenden Tag in den Garten trat, erblickte er sie plözlich

lich an der Hand der Frau von Rocheville. Er erſchrack und wußte nicht, ob er vor- oder rückwärts ſollte. Zum Glück waren die beiden Damen ſo ſehr im Geſpräch vertieft, daß ſie nicht auf ihn merkten. Er ſchlug ſich gleichſam, wie aus Ehrfurcht in eine Seitenallee und kam ihnen glücklich aus den Augen.

Darauf ließ er ſich von ſeinem Gärtner in der Gegend des Gartens, wo die Koſtgängerinnen zu promeniren pflegten, eine Arbeit anweiſen und bat ihn, ſich zu entfernen. Es dauerte nicht lange, ſo ſahe er das Fräulein von Roſoi ganz allein auf ihn zu kommen. Was für Empfindungen ſich an ſein Herz drängten! Sie ging dicht an ihm vorbei, ohne ihn anzuſehn, und trat in eine düſtre, dichtverwachſene Allee. Roger folgte ihr von weitem. Als ſie die Allee zu Ende war, kehrte ſie um, und Roger kam ihr gerade entgegen. Sie ſah in kommen, und ſchien ſeine Geſichtszüge genau zu muſtern — Auf einmal flog er ihr entgegen. Sie wand ſich erſchrocken und bebend aus ſeinen Armen. „Graf, ums Himmelswillen, Graf" — rief ſie. Es fehlte ihr an Athem. Beide ſtanden innig verſchlungen, ſtumm und auſſer ſich da. Es war eine himmliſche Scene!

Das Fräulein ermannte ſich zuerſt und riß ſich los. Welcher Gefahr ſetzen Sie mich aus! Meine Mutter iſt hier, um Gotteswillen, entfernen Sie ſich!

Ihre Furcht iſt immer gröſſer, als Ihre Liebe! erwiederte Roger — Wollen Sie derſelben nie — auch das kleinſte Opfer bringen.

Wie ungerecht, Roger! Muß ich Ihnen erſt verſichern, daß meine Zärtlichkeit das einzige und gröſte Glück meines Lebens iſt? daß ſie mich in allen Bedrängniſſen mit ſüſſen Hofnungen tröſtet. — Mein Vergnügen, Sie zu ſehn, iſt unbeſchreiblich — aber ich muß Sie verlaſſen. Ich kann vor tödtlicher Unruh nicht länger bei Ihnen bleiben. Meine Mutter wird den Augenblick abreiſen — erwarten Sie mich hier mit

der

der Frau von Rocheville. Bald, bald (sezte sie mit unaussprechlicher Zärtlichkeit hinzu) bin ich wieder bei ihnen, lieber Graf.

Mit diesen Worten entfernte sie sich, und der Graf fühlte, daß es mitten unter den traurigsten Unfällen glückliche Augenblicke geben könne.

Ohngefähr nach einer Stunde kam das Fräulein mit ihrer Freundin Rocheville zurück Aber Roger sah sie nur auf einige Minuten, denn sie hatten Ursach auf ihrer Huth zu seyn. Frau von Rocheville erklärte ihm die fernern Entschliessungen der Frau von Rosoi mit kurzen Worten, und versicherte, es sey ihm kein andrer Weg übrig, als es ihr ins Gesicht zu sagen, daß er ihre Neigung zu ihm wisse, daß nur diese seinem Glück entgegenstände, und daß ihn von Seiten ihrer Tochter nichts hinderte, um bald und vollkommen glücklich zu seyn. Dies müsse er unverzüglich thun, weil sie fest entschlossen sei, ihrer Tochter zu vermählen. Ueberhaupt würde dieses Mittel die Würkung haben, daß sie sich nun nicht mehr auf den Eigensinn ihrer Tochter berufen könnte, wenn sie ihm seine wiederhohlten Bitten abschlüge. Sie müßte ihm entweder einen förmlichen Heurathsantrag thun, oder in die Vermählung mit ihrer Tochter willigen.

Roger fand diesen Vorschlag gut erdacht, und hofte den besten Erfolg davon. Sie schieden unter Thränen und der Graf flog nach Paris zur Frau von Rosoi. Er fand sie allein.

„Völlig wieder hergestellt, Madam, von der Unpäßlichkeit, die Sie vorgestern so plözlich überfiel? Dazu hat wohl die heitere Luft von Chelles nicht wenig beigetragen?“

Wer hat Ihnen gesagt, daß meine Tochter zu Chelles ist, und daß ich sie besucht habe?

„Sagen Sie lieber, ihre Freundin Rocheville haben Sie besucht!“ Aber, wie können Sie's über das Herz bringen

vier

vier und zwanzig Stunden in Chelles zu seyn, und Ihre arme Tochter nicht zu sehn? Was für ein Verbrechen hat sie begangen, das diese harte Behandlung verdient?

Und was für ein Recht haben Sie, mich darüber zur Rede zu setzen?

„Das Recht, welches Ihr verstorbener Gemahl, Sie selbst und Ihre Tochter mir gegeben haben! — Sie sind erstaunt, Madam, und wissen nicht, wer mich davon unterrichtet haben könnte? Hören Sie also: Wir sind zu gleicher Zeit in Chelles gewesen! Sie waren bei der Frau von Rocheville und ich bei ihrer Tochter!"

Sie? (äusserst erstaunt und bestürzt!) Sie sind im Kloster gewesen? Haben meine Tochter gesehn?

„Ich bin im Kloster gewesen, und habe ihre Tochter gesehn — und auch Sie — Sie gingen dicht neben mir vorbei! — O, Madam, Sie — Sie wollen mich nicht glücklich machen — Ihre Tochter will es! darf ich es sagen? Sie ist das Opfer Ihrer Ungerechtigkeit! Sie haben ihr befohlen, nicht mehr an mich zu denken. Ihre Thränen, ihr Schmerz und Verzweiflung haben Sie nicht erweichen können" —

Gott! Alles, wie ich befürchtete! Sie wissen also alles, Graf? (mit Thränen) Roger, seyn Sie großmüthig, machen Sie mir keine Vorwürfe, ich erliege meinem Schmerz. Wenn Sie wüßten, wie traurig es im Innern meines Herzens aussieht — Sie würden Mitleid haben mit einem armen Weibe, welches Tag und Nacht nicht rastet, sich selbst zu bekämpfen! Vielleicht gelingt es mir nun! Aber Graf, es ist nicht das Werk eines Tages! die Zeit allein kann die Hindernisse wegräumen, die sich Ihrer Verbindung mit meiner Tochter widersetzen. — Machen Sie mir keine

Er-

Gegenvorstellungen, Graf, gehen Sie; hoffen Sie alles von meinem Bestreben, meine Vergehungen wieder gut zu machen!

Mit diesen Worten verließ sie ihn und eilte in ihr Kabinet. Rogers Unruh war grösser als vorher. Er sahe, daß er mit einem Weibe zu thun hatte, die jede Kunst der Verstellung gelernt hatte, und mit unbeschreiblicher Geistesgegenwart handelte. Er erwartete unter banger Besorgniß, was sie nun für einen Weg einschlagen würde, und war um so trostloser, da die Zeit seiner Abreise nach Burgund immer näher herzukam, und ihm alle Gelegenheit raubte, ihre Bewegungen zu beobachten.

Er sandte einen seiner Freunde nach Chelles, mit dem Auftrag, auf alles, was dort vorgienge, ein wachsames Auge zu haben. Den folgenden Tag kam dieser zurück und brachte die Nachricht, daß Frau von Rosoi plözlich zu Chelles erschienen sey, und Tochter und Freundin abgeholt habe. Dies fehlte noch, um Rogern in eine Verzweiflung zu stürzen, die um so schrecklicher war, da ihm jedes Mittel zur Beruhigung versagt schien. Noch stand er in stummen Schmerz mitten in seinem Zimmer, als ein Bedienter erschien und ihm ein Billet von der Frau von Rosoi brachte, worin sie unverzüglich um einen Besuch bat.

Mit bittrer Wuth im Herzen eilte er zu ihr? aber wie erstaunt' er, als er seine geliebte Alix zur Seiten ihrer Mutter sah! „Sehn Sie, Graf — sagte leztre und kam ihm entgegen — der erste Schritt, den ich zu Ihrem Glück thu! Ich kann es meiner Tochter nicht als ein Verbrechen anrechnen, daß sie Ihnen ihr Herz entdeckt hat — Euch beide entschuldigt die Liebe. Ich widersetze mich nun Eurem Glücke nicht mehr — aber, Kinder, laßt mir Zeit, die

Grün-

Gründe, die Euch bis daher entgegen ſtanden, ſind nicht ſo leicht von der Seite geräumt. Sie, Graf, müſſen ſich entfernen. Ihre Gegenwart würde alle meine Maasregeln unwirkſam machen. Folgen Sie mir, es iſt zu Ihrem und zu meiner Tochter Vortheil. Es wird Ihnen ſchwer werden, Roger, aber fürchten Sie nichts. Reiſen Sie unbeſorgt nach Burgund, und wenn ich Sie zurückrufe, eilen Sie Ihrem Glück in die Arme!"

Dem Grafen war jeder Aufſchub zu lang, aber Frau von Roſoi war nicht zu bewegen, daß ſie von ihrem Vorſatz abging. Alix ſelbſt drang in Rogern mit der Erklärung ihrer gütigen Mutter zufrieden zu ſeyn, und die Zeit zu erwarten. Er beruhigte ſich endlich, nahm Abſchied und reiſte nach Burgund, wiewohl nicht ohne gegründetes Mißtraun auf die Gewiſſenhaftigkeit der Frau von Roſoi.

Den Tag drauf wurde das Fräulein Alix dem König und der Königin vorgeſtellt. Alles erſtaunte über ihre Schönheit und pries Rogern glücklich, denn ſeine Verhältniſſe mit ihr waren am Hofe bekannt geworden. Frau von Roſoi ſah nicht ohne heimliches Vergnügen, wie ſich die Hofherrn um ihre Tochter drängten, wie glücklich jeder war, wenn er nur einen Blick, ein Wort von ihr erhalten hatte. Sie glaubte, daß irgend einer ſein Herz an ihre Tochter verliehren würde, um wieder Rogern ein neues Hinderniß aufzuführen, und ihre Hofnung ſchlug nicht fehl.

Robert von Dammartin war der erſte, der ſich als angelegentlicher Liebhaber zeigte. In kurzer Zeit bemerkt es der ganze Hof. Er hielt ſich zur Frau von Roſoi und man kann leicht denken, daß es ihm wenig Mühe koſtete, ſie in

ſein Intereſſe zu ziehn. Ehe er ſich aber in nähere Unterhandlungen einließ, ſchickte er ſeinen Bruder, den Graf Renaud zum König ab, um ſeine Einwilligung zur Verbindung mit dem Fräulein Roſoi zu erhalten. Er hielt dies für nöthig, da er wußte, daß der König Rogern in Schuz genommen hatte. Renaud trug ſeines Bruders Anliegen vor, aber der König erwiederte: er habe Gründe, ſich dieſer Verbindung zu widerſetzen, und ſähe es gern, wenn Dammartin davon abſtände.

Dieſe Antwort war für Frau von Roſoi und ihren künftigen Schwiegerſohn ſehr unerwartet. Aber erſtere beſaß Unternehmungsgeiſt, und leztrer Liebe genug, um alles zu wagen. Sie wurden einig, daß Alix ſollte entführt werden. Damit aber die Mutter ſchuldlos ſchiene, ſollte ein förmlicher Ueberfall gethan, und Alix aus dem Armen ihrer Mutter und der Frau von Rocheville gewaltſam entriſſen werden. In dieſer Abſicht ward eine kleine Luſtreiſe aufs Land veranſtaltet. Mutter, Tochter und Freundin fuhren ab, und waren kaum zwo Meilen von Paris entfernt, ſo wurden ſie am Eingang eines Gebüſches überfallen; Alix ward aus der Kutſche gehoben und davon geführt. Frau von Roſoi ſtellte ſich troſtloſer als ſie war; eilte ſogleich nach Paris zurück; flog zum König und forderte Rache. Aber der König hatte ſie aus Rogers Erzählung zu gut kennen gelernt, um ſich von ihrem anſcheinenden Schmerz hintergehn zu laſſen. Er kehrte ihr den Rükken zu und ſagte: ihre Unverſchämtheit wäre gröſſer, als das Verbrechen Dammartin's: Denn dieſer wäre doch wohl Entführer — wenn ſie es noch nicht wüßte, ſo wollt' ers ihr hiermit ſagen!

Frau von Rosoi war in Verzweiflung. Sie stammelte noch einige übel zusammenhängende Entschuldigungen, ward aber keines Blickes gewürdigt.

Unterdessen hatte sich Dammartin mit seiner Beute unter den Schuz des Herzogs von Brrtagne begeben. Kaum war er in Sicherheit, so erschien Frau von Rosoi. Sie konnte die Vermählung nicht rasch genug betreiben. In drei Tagen war die unglückliche Alix Gemahlin des Grafen Dammartin.

Rogers Schmerz und Verzweiflung waren ohne Grenzen, als er sein Unglück erfuhr. Sobald er seine Geschäfte in Burgund besorgt hatte, kam er nach Paris zurück und bat gleich in der ersten Audienz um Erlaubniß zu einer Reise nach Italien, um seinen Gram zu zerstreuen. Der König bewilligte sie ihm, und Roger reiste noch denselben Tag ab. Er ging von Land zu Land, von Hof zu Hofe, aber seine Ruhe war in Frankreich zurückgeblieben, und nichts vermogte, sie ihm wieder zu geben.

Aber Dammartin war eben so wenig glücklich. Er besaß die reizende Alix, aber nicht ihre Liebe. Die zärtlichen Bemühungen, die angelegentlichste Sorgfalt und Aufmerksamkeit konnte sie ihm nicht verschaffen. Ihr Herz war bei Rögern und dieser in fernen Landen!

Auch Frau von Rosoi sah, daß alle ihre Kunstgriffe den gewünschten Zweck nicht erreicht hatten. Sie hatte ihre Tochter unglücklich gemacht — und Roger war für sie verlohren. Sie fühlte quälende Reue, und machte sich die bitterſten Vorwürfe; aber es war zu spät. Sie ging endlich in ein Kloster.

Ihre

Ihre Tochter verblühete, wie die Blume an der Mittagssonne. Sie legte sich mit Kummer und Harm nieder, und erwachte mit jedem Morgen trostloser. Die Zärtlichkeit ihres Gemahls rührte sie, aber sie konnte dieselbe nicht erwiedern. Ihre Freundin Recheville verließ sie nicht, und das war für sie ein grosser Trost. Ihre süssesten und bittersten Stunden waren die, wo sie sich mit ihr von Rogern unterhielt.

Unterdessen wanderte dieser mit nagenden Kummer umher — Kein Vergnügen zog ihn an, keine Lustbarkeit, keine Lobeserhebung hatte Reiz für ihn. Ueberall wo er hinkam, waren rühmliche Nachrichten vor ihm hergegangen; überall beeiferte man sich um seine Freundschaft und Liebe. So kam er auch zum deutschen Kaiser. Dieser bot ihm Glanz, Macht und Ehrenstellen, aber er schlug sie aus. Auf einmal fiel ihm ein, einem Kreuzzug nach Palläſtina zu thun. Alles war veranstaltet und die Kreuzfahrer hatten ihn zu ihrem Oberhaupt erwählt. Plözlich erhielt er einen Brief aus Frankreich; er erbrach ihn bebend, und seine Freude war unbeschreiblich, als er die Hand der Frau von Recheville erkannte.

„Kommen Sie schleunigst nach Frankreich — schrieb sie ihm — Alix ist wieder frei. Ihr Gemahl ist auf der Jagd gestürzt, und der Fall hat ihm den Tod gebracht. Sie finden das Herz meiner Freundin, wie es sonst war — voll, voll von Ihnen! bringen Sie das Ihrige unverändert zurück?“

Roger hörte nun nicht mehr die Aufforderungen des Ruhms — flog in die Arme der Liebe. Wie ſüß war die Wonne des Wiederſehens, nach ſo langer ſchmerzenvoller Trennung. Nichts ſtand ſeinem Glücke mehr im Wege. In wenig Tagen ward er mit ſeiner Geliebten auf ewig verbunden; aber Frau von Roſoi wollte die Neuvermälten nicht ſehn!

V.

Ludwig XIV.

und

Madame la Valiere.

V.

Ludwig XIV.

und

Madame la Valiere.

Das Fräulein la Valiere war nichts weniger als schön. Sie war klein, mit kurzer Taille, ungewissem Gange, blondem Haare und blassem Teint. Ihr Mund war etwas zu groß; ihre Zähne nicht schön; der Busen flach; der Arm dünne und ohne wollüstige Ründung. Aber in ihrem Auge brannte ein geistvolles Feuer, und ihre Blicke spiegelten Wiz und Verstand. Lezterer war durch Umgang und Lektüre sehr ausgebildet, und ihre Unterhaltung konnte nicht angenehmer seyn. Sie dachte edel und groß, und wußte nichts von dem kleinen Geize der Mätressen, die des Liebhabers Börse höher schätzen, als seine Person. Ihre Freundschaft war treu und uneigennützig, ihre Liebe unauslöschliche Gluth und Flamme.

Ihre Liebschaft mit dem König nahm einen sonderbaren Anfang. Sie fand ihn in der Stille so liebenswürdig, daß sie ihr Herz völlig an ihn verlohr. Sie theilte einer ihrer Freundin dies Geheimniß mit, und diese ermangelte nicht, überall auszuposaunen: Die Valiere ist in den König verliebt! Man sagte dies dem König als einen Scherz wieder.

Er lächelte dazu: fühlte aber doch ein Gelüst, das Mädchen zu sehn, weil es selbst einem königlichen Herzen schmeichelhaft ist, wenn man ihm mit Liebe entgegen kömmt. Aus Dankbarkeit dafür, war er Willens, ihr einen Gemahl zu geben. Er sprach mit dem Graf von Guiche davon, und nann-

nannte ihm den Marquis, welchen er ihr bestimmt hatte; aber der Graf erwiederte: Mein Freund, der Marquis liebt nur schöne Damen. „Guter Gott sagte der König — muß sie denn grade schön seyn: Genug, ich lege ihr auf jede Blattergrube einen Doppellouis', und den Fuß, mit welchem sie ein wenig in die Grube tritt, füll ich mit gediegenen Goldblättern aus? Was meint Ihr dazu, Guiche?

Der Graf zuckte die Achseln und hatte weiter nichts zu meinen.

Ein paar Tage drauf sahe der König das Fräulein la Valiere in dem Vorzimmer der Herzogin von Orleans. Er unterhielt sich lange mit ihr und ward von ihrem Wiz und Verstand so bezaubert, daß das, was anfangs Erkenntlichkeit war, schnell in förmliche Liebe überging.

Nun war an keine Vermählung mehr zu denken! Einen Monat hindurch besuchte er die Herzogin tägläglich. Alle Welt glaubte seine Besuche gälten dieser Dame, und der König fand für gut, den Hof in diesem Wahn zu lassen. Er hielt es dem Wohlstand zuwider, wenn er unter dem Vorwand, als besuchte er die Herzogin, ihrem Kammerfräulein (denn diese Stelle hatte die Valiere bei der Herzogin) Liebesanträge machte; deßhalb rühmte er bei jeder Gelegenheit die Reize und Vollkommenheiten dieser Dame, brachte auch halbe Tage bei ihr zu, doch ohne die kleinste Sylbe von Liebe gegen sie fallen zu lassen —

Der Herzogin ward am Ende die Zeit lang, und sie harrte mit Sehnsucht auf seine Erklärung, aber sie blieb aus. Die Eifersucht hat helle Augen. Es kostete sie wenig Mühe, die feurige Art, mit welcher der König von Zeit zu Zeit auf die Valiere blickte, zu bemerken und daraus zu schliessen, nicht sie, sondern ihr Kammerfräulein, habe des Königs Herz erobert. Und das sezte bei ihr ganz natürlich böses Blut an.

Indeſſen dauerte es lange, ehe der König ſein Herz vor dem Fräulein ausſchüttete. Er benahm ſich diesmal mit einer ängſtlichen Furchtſamkeit, die ihm aber ſehr vortheilhaft war, und des Fräuleins Herz immer näher an ihn zog. La Valiere hatte freilich einige Merkmale geſammelt, die es ihr wahrſcheinlich machten, daß ſie dem König nicht gleichgültig ſey, aber ſie blieb doch in einer quälenden Unruhe, weil er ihr noch keine nähere Erklärung gethan hatte.

Dieſe kam denn endlich und endlich. Der König promenirte einmal im Park von Verſailles, und klagte über Unpäßlichkeit. Das Fräulein war zugegen, und äuſſerte die zärtlichſte Theilnehmung. Er bemerkte dies und zog ſie beiſeite.

„Wie gütig Sie ſind, reizende Valiere — ſagte er — Sie nehmen Theil an meinen Klagen. Aber wiſſen Sie auch wohl, daß ichs verdiene?

Das Fräulein glaubte ihn zu verſtehn, und ſchlug die Augen nieder.

„Ja, Fräulein — fuhr er mit Feuer fort, und nahm ihre Hand — Sie ſind Beherrſcherinn meines Lebens und meiner Ruhe. Beides können Sie mir geben und nehmen!“

Das Fräulein ſtummte und ſtuzte. Die Erklärung kam zu ſchnell, zu unerwartet, kam von einem groſſen König! Sie ſah ihn zu ihren Füſſen um Liebe flehn!

Lauter Dinge, die ihr Staunen, ihr Verſtummen und ihre tiefe Verwirrung entſchuldigen.

„Sie ſchweigen, Fräulein? Kein Wort zu meinem Troſt? — fuhr der König fort — O, Sie fühlen mein Unglück nicht. Sie ſind nicht ſo zärtlich, als Ihr ſeelenvolles Auge ſagt“ —

Nein, Sire, erwiederte sie endlich, ich bin nicht unempfindlich — ich fühle — zu lebhaft — daß ich der Liebe solch eines Königs unwürdig bin. Ich weiß, daß man mich mit meiner Liebe zu Ihnen lächerlich gemacht hat; ich besorge, auch Sie finden sie lächerlich — aber, Sire, es sey. Hier unter Ihren Augen gesteh ichs noch einmal: nicht Kron und Scepter, sondern der Mann, der sie trägt — der hat mein Herz tief verwundet —

Sobald das erste und schwerste Geständniß über ihre Zunge geschlüpft war, kannte sie keine Zurückhaltung mehr. Sie sezte ihre Erklärung mit Feuer und Gluth fort, und machte den König seines Glücks völlig gewiß.

„Aber Sire — sezte sie am Ende mit männlicher Entschlossenheit hinzu — ist das alles, was Sie mir gesagt haben, nur Plaisanterie. Haben Sie darum mein Herz geöfnet, um dem Hof ein schadenfrohes Vergnügen zu machen, um Wort für Wort wieder zu sagen, was meinem gepreßten Herzen entfuhr — so wissen Sie, daß ich eine Freundin, oder einen Freund finden werde, dem ich laut und ohne Zurückhaltung sagen kann: Unser König ist nicht so fehlerfrei, als man denkt. Er hat eines unglücklichen Mädchens gespottet, das durch sich selbst schon bestraft genug war!"

Wie schön — sagte der König, und schloß sie in seine Arme — wie schön denkt meine Valiere. Auch die Laster eines Königs will sie nicht gut heissen! Diese Erklärung hat Sie mir um so theuer gemacht. Aber Sie sollen mich kennen lernen, Fräulein, Sie sollen sehn, daß Sie mir diesmal wohl ein wenig unrecht thaten.

Beschämung, auch wohl Besorgniß, den König beleidigt zu haben, hielten dem Fräulein den Mund zu, und erlaubten ihr nicht, das noch zu ihrer Erklärung hinzuzusetzen, was er wohl noch gewünscht hätte. Die Liebhaber wün-

schen

ſchen viel; wünſchen immer, die ſchon geſchehene Erklärung noch feuriger wiederholt zu ſehn, und halten's für Gleichgültigkeit, wenn die Geliebte fünfmal geſagt hat: ich liebe dich! und es nicht zum ſechſtenmal wiederholt.

So ging es auch dem König. Er zweifelte immer noch an ſeinem Glück, wollte es immer noch mehr beſtätigt ſehn, und in dieſer Ungeduld ſchrieb er dem Fräulein folgendes Billet:

> Leben und Tod Ihres Königs, reizende Valiere, ſind in Ihren Händen. Ich bitte und beſchwöre Sie, erklären Sie ſich näher. Ihr Benehmen, Fräulein, iſt nicht kalt, nicht warm — es ſezt mich in Verzweiflung. Entweder ganz Feuer, oder ganz Kälte — ſo weiß ich mein Schickſal — und bin aus der tödtlichſten Unruhe geriſſen!

In weniger als funfzehn Minuten erhielt er folgende Antwort:

> „Und wenn auch alles, was Ew. Maj. Verbindliches ſagen, aus einer flüchtigen Galanterie floß; ſo fühle ich doch zu lebhaft, was es für einen kräftigen Eindruck auf mich gemacht hat. Ich muß Ihnen alſo noch ſchriftlich geſtehn, was ich ſchon mündlich unter Herzklopfen und Verwirrung geſtanden habe: ich liebe Sie, bete Sie an! Wenn ich es nicht wagte, Ihnen die Regungen meines Herzens ſo ohne Rückhalt zu geſtehn, wenn ich ſie ſogar niederzukämpfen geſucht habe, ſo war es nicht Kälte, ſondern unruhige Beſorgniß Ihnen zu mißfallen. Urtheilen Sie nun, ob dies offenherzige Geſtändniß meiner Schwäche, Mitleid oder Verachtung verdient.“

Des Königs Entzücken über dieſe deutliche Erklärung war unbeſchreiblich. Er eilte auf den Flügeln brennender Liebe

zu

zu ihr, um eine zweite Erklärung von ihrem Lippen zu küſſen; fand ſie allein; ſtürzte in ihre Arme; ſein Ungeſtümm machte ſie ſtolpern; er fiel mit ihr — und ach! den folgenden Morgen hatte das arme Mädchen wüthende Kopfſchmerzen und heftiges Erbrechen.

Was ein glühender, heftiger König für Unheil anſtiften kann!

Nun hielt der König nicht länger an ſich. Er ließ es der Herzogin von Orleans deutlich ſehn, daß er nicht ihrentwegen ſo oft gekommen war. Sie gerieth in Feuer und Flamme darüber, fuhr nach Verſailles, und klagt es den beiden Königinnen, daß ſie der König zum Deckmantel ſeiner Liebſchaften gebraucht hätte. Die Königin Mutter ließ das Fräulein la Valiere zu ſich kommen, und machte ihr ſo bitre Vorwürfe, daß das arme Mädchen, von Schaam und Unwillen durchdrungen, den hitzigen Entſchluß faßte, ſich auf Zeitlebens in ein Kloſter zu begraben. Nach zwei Tagen geſchah dies wirklich.

Der König hatte unterdeſſen einigen fremden Geſandten Audienz gegeben, und nicht Zeit gehabt, das Fräulein zu ſehn, mithin wußte er von allem dem, was vorgefallen war, nicht das mindeſte. Deſto heftiger war ſein Unwillen, als er es erfuhr. Er ließ eine Karoſſe vorfahren, und als man ihn fragte: wohin? ſagte er, nach Chaillot. (So hieß das Kloſter, wohin ſich das Fräulein zurückgezogen hatte.) Die Königin hörte dies, und wußte, was dieſe Fahrt zu bedeuten hatte.

„Sie ſind nicht Herr Ihrer ſelbſt, Sire!“ ſagte ſie unter Thränen, aber mit dem Ton beleidigter Liebe.

„Ha!

„Ha! erwiederte er mit blitzendem Auge — meiner ſelbſt bin ich nicht Herr, aber derer bin ichs, die mich beleidigen!“

Mit dieſen Worten ſtieg er ein und fuhr davon.

Sein erſtes Wort im Kloſter, war Befehl, das Fräulein vors Sprachgitter zu rufen. Sie erſchien und weinte.

„Wie wenig ſchonen Sie deß, der Sie liebt! rief er ihr entgegen.

Sie wollte antworten, aber Thränen erſtickten ihre Stimme. Er bat ſie, ſogleich das Kloſter zu verlaſſen. Sie weigerte ſich lange, und gab Furcht vor übler Behandlung der Königinnen zum Grund an. Aber endlich ſchlug ſie ihr naſſes Auge zum Himmel und ſagte: wie ſchwach iſt man wenn man liebt! Nun fuhr ſie mit.

Unterwegs bot ihr der König eignes Palais, Gefolge und Equipage an, aber ſie ſchlug es mit ungeheuchelter Beſcheidenheit aus, weil ſie beſorgte, groſſes Aufſehn dadurch zu erregen. Es blieb alſo dem König nichts übrig, als ſie zur Herzogin von Orleans zurückzubringen, und ſie derſelben dringendſt zu empfehlen. Die Herzogin glaubte, der Verdruß müſſe ihr das Herz abſtoſſen.

Von nun an beſuchte der König das Fräulein häufig und öffentlich, und ſandte ihr unter den Augen der Herzogin die prächtigſten Geſchenke. Sie gab auch endlich ſeinen Bitten Gehör, und nahm ein eignes Palais von ihm an, welches er mit unendlicher Pracht hatte ausmöbliren laſſen. Die armen Königinnen! Die arme Herzogin!

Um dieſe Zeit ward der König krank. So voll Liebe auch das Herz des Fräuleins war, wagte ſie es doch nicht, ihn zu beſuchen, aus Furcht, den Königinnen in den Wurf zu kommen. Sie ſandte ihm aber folgendes Billet!

„Man

„Man sagt mir, Sie wären krank — vielleicht, um mich in Unruh zu setzen. Oder, ist das Gerücht gegründet, so beschwöre ich Sie, bei allem, was die Liebe Göttliches und Himmlisches hat, erhalten Sie sich mir. Geben Sie mir Nachricht von Ihrem Befinden — ach! vielleicht trift mich Ihr Billet, da ich der Last meiner Unruh erliege!

Durch dies Billet soll der König auf einmal gesund geworden seyn. Er drückt' es entzückt an seine Lippen, und befahl auf der Stelle, das Fräulein zu holen. Sie kam. Welche Freude! Beim König ging sie so weit, daß er in der ersten Hitze einen kleinen Verstoß wider die Diät beging, der aber keine weitere Folgen hatte, als daß seine Geliebte neun Monate nachher einer Tochter von bezaubernder Schönheit genaß.

Von dieser Zeit an stieg des Königs Liebe so hoch, als sie steigen konnte, und mit ihr stieg die Anzahl der Neider des Fräuleins. Anfangs boten hundert Damen ihre Reize auf, den König zu fesseln; als er aber unempfindlich blieb, fielen sie mit bitterm Unmuth über seine Begünstigte her.

Eine gewisse Gräfin Soissons, die eine vertraute Freundin der Königin war, sagte bei einer Gelegenheit so laut, daß das Fräulein la Valiere es vernemlich hören konnte: Ich habe geglaubt, die Valiere hinkt nur; aber jezt seh ich, daß sie auch auf dem einem Auge blind ist: Das arme Fräulein hatte ein Staubkorn ins Augen bekommen und es sich roth gerieben, dies gab Gelegenheit zu dieser boßhaften Aeusserung.

Das Fräulein la Valiere war ausser sich über diese Bitterkeit. Sie sagte dem König alles wieder und regte damit seinen ganzen Zorn auf. Der Gräfinn ward der Eintritt zum Louvre verboten. Mehr konnte er nicht thun, weil

weil er ihrer Familie, und der Königinn doch schonen mußte.

Die Königin beschloß noch einmal, alles zu versuchen, ihren treulosen Gemahl zu sich zurückzuführen. Als er einmal bis spät in die Nacht beim Fräulein blieb, erwartete sie ihn am Kamin.

„Sie sind noch auf?" sagte der König mit einer erschrecklichen Kälte, als er ins Zimmer trat.

Ich wartete auf Sie! erwiederte die Königin mit Thränen.

„Es scheint, als wenn Sie sehr oft auf mich warteten."

Ja, das geschieht! erwiederte die Königin mit Würde. — Aber es gefällt Ihnen überall, nur bei mir nicht!

Der König sah sie mit einer Miene an, die nah an Verachtung gränzte und sagte: „Das haben Sie doch wohl von Ihrer Soissons?" — Gehn Sie zu Bette, liebe Königin, ich zanke mich heute nicht mit Ihnen!"

Die Königin hielt sich nicht länger: Sie warf sich ihm mit Thränen zu Füssen.

Was wollen Sie, Madam? sagte der König und wandte ihr den Rücken.

Ihnen sagen — erwiederte sie — daß ich Sie ewig — ewig lieben werde!

Mit den Worten stand sie auf, und ging in ihr Zimmer. Der König sah sich nicht nach ihr um.

Den folgenden Tag verlangte er von den beiden Königinnen, daß sie das Fräulein mit in ihre Gesellschaften ziehen sollten. Aber beide strebten aus aller Macht dagegen, besonders nahm die junge Königin diese unbillige Be-

de

derung dergestalt zu Herzen, daß sie einige Monate zu früh niederkam, und dabei in eine Krankheit fiel, die sie beinahe das Leben gekostet hätte. Dies nahm der König zu Herzen. Er sezte sich auf das Bette seiner sterbenden Gemahlin und schien innig gerührt. Die Königin Mutter nuzte diese Augenblicke, und bat ihn, daß er der Valiere einen Mann geben möchte. Der König versicherte in der ersten Hitze: er habe nichts darwider, wenn das Fräulein wollte. Man bestimmte einen gewissen Marquis von Vardes für sie, und that ihm den Antrag. Aber er war schon mit der Gräfin von Soissons in eine Liebschaft verwickelt, und lehnte dies ehrenvolle Anerbieten lachend ab. Als er sich aber nach der Zeit, einige witzige Aeusserungen über des Königs Mätressenwirthschaft erlaubte, zog er sich dadurch eine förmliche Verweisung vom Hofe zu.

Das Fräulein sezte sich in des Königs Gunst um so fester, besonders als bald darauf die Königin wieder genaß. Die Anzahl ihrer Neider wuchs mit jeder Stunde, und da es ihren Kabalen nicht gelang, sie zu stürzen, versuchten sie Gewalt.

Einmal war der König bis spät in die Nacht bei ihr gewesen. So bald er sich entfernt hatte, fiel das Fräulein in einen sanften Schlummer, der aber bald darauf durch das Gebell ihres Schoßhündchens unterbrochen ward. Sie schreckte auf, und sah beim Mondenlicht einen grossen maskirten Kerl, der im Begrif war, in ihr Fenster zu steigen. Sie sprang aus dem Bette und schrie Hülfe. Ihre Bedienten stürzten mit Lichtern herbei, trafen aber den Meuchelmörder nicht mehr, sondern nur noch die Strickleiter, auf welcher er herangestiegen war. Von Stund an gab ihr der König eine Leibwache, und einen Haushofmeister, der alle ihre Speisen kosten mußte, bevor sie davon aß.

Wenn

Wenn gleich dieſer Anſchlag mißlungen war, ließen ihre Feinde doch nicht ab, ſie zu drängen und zu verfolgen. Nichts blieb unverſucht, um ihr die Liebe des Königs zu rauben. Unter andern ſandten ſie einmal den Duc von Mazarin, der den gottſeligen Heiligen ſpielte, zum König ab. Er bat um geheime Audienz, die ihm zugeſtanden ward. — Ach! er hatte ein fürchterliches Geſicht gehabt! das Königreich würde untergehn, wenn der König nicht von der Valiere abließe! Es ſei eine Warnung von Seiten Gottes, die müßte mit tiefſter Ehrfurcht angebetet werden!

„Hört, Mazarin! gab ihm der König zur Antwort, in Eurem Cranium iſts nicht richtig! Ein Glück für Euch, daß es ſtille Wuth iſt, ſonſt lägt Ihr morgen im Tollhauſe an Ketten!“

Hu! wie dieſe Worte dem erſtarrten Duc durch die Adern grauſten! Er hatte nach der Zeit keine Erſcheinungen mehr!

Wenn nur die ſonderbaren Leute die Neigung des Königs ihren natürlichen Gang hätten nehmen laſſen. Sie hätte ſich von ſelbſt gelegt, wie es bald nachher wirklich der Fall war.

Das Fräulein ward von neuem ſchwanger, und dieſesmal überraſchten ſie die Geburtswehen, gerade als der König zugegen war. Ein kalter Angſtſchweiß trat ihm vor die Stirn, und doch wollt' er ſie nicht verlaſſen, weil er befürchtete, ſie möchte in dem Fall an ſeiner Liebe zweifeln. Man ſagt, daß er ihr bei dieſer Gelegenheit Dienſte geleiſtet habe, die es klar bewieſen, daß Ludwig der Groſſe auch zum Accoucheur Anlage hatte. Indeſſen erblickte er in dieſem kritiſchen Zeitpunkt gewiſſe Dinge, die er nie wieder aus dem Gedächtniß verliehren konnte, und die ihm um ſo

lebhafter gegenwärtig waren, wenn er nach der Zeit mit ihr koſte.

Soviel iſt gewiß, daß von dieſer Zeit an, ſeine Neigung zu ihr merklich erkaltete, wozu wohl ihre verminderte Schönheit nicht das wenigſte beitrug. Sie war von jeher keine der reizendſten geweſen, und jezt ſtieg ſie aus dem Wochenbette abgezehrt und ausgedörrt. Sie zog ſich dies ſo ſehr zu Gemüthe, daß ſie in eine förmliche Schwermuth verfiel. Der König fragte ſie nach der Urſache davon, und ſie geſtand ihm: es ſei Beſorgniß, ſeine Liebe zu verlieren. Er verſicherte ſie ſeiner ewig unerſchütterlichen Neigung; aber ſie hatte bald Urſach, Mißtrauen in dieſe Verſicherung zu ſetzen.

Um dieſe Zeit erſchien Frau von Monteſpan, mit allen verführeriſchen Reizen der Schönheit ausgeſchmückt, am Hofe. Des Königs Herz flatterte ihr entgegen, und die Valiere ward vergeſſen.

Sie hoffte zwar noch eine Zeitlang auf ſeine Rückkehr, aber vergebens. Endlich ging ſie in ein Kloſter und that das Gelübde. Dem König und der Frau von Monteſpan geſchah dadurch ein großer Gefalle. Er ward dadurch von den ewigen Klagen und Vorwürfen befreit, und ſie durfte nicht fürchten, daß der unerſchöpfliche Wiz und ſeine Verſtand der Valiere, ihr des Königs Herz wieder entwinden möchte.

VI.

Ritter von Fosseuse

und

Frau von Bagneux.

VI.

Ritter von Foſſenſe
und
Frau von Bagneux.

Herr und Frau von Bagneux lebten die erſten Monate nach ihrer Vermählung glücklich und zufrieden. Obgleich ihre Verbindung nicht das Bedürfniß des Herzens, ſondern das Intereſſe ihrer Familie, zum Grunde hatte, ſo fühlten ſie doch endlich eine wechſelſeitige Neigung, die weder aus zärtlicher Freundſchaft, noch aus Liebe, ſondern aus dem Bewußtſeyn entſtand, daß ſie der Wille ihrer Eltern doch nicht ganz unglücklich gemacht habe.

Nach einiger Zeit ſtieß der Frau von Bagneux eine kleine Unpäßlichkeit zu, wider welche ihr die Aerzte das Bad verordneten. Sie zog auf ein Landgut, welches ihr Gemahl zwo Meilen von Paris beſaß, und hoffte hier ihre Geſundheit wieder herzuſtellen. Ihr Körper ward geſund; aber ihre Seele fiel kurz nachher in eine unheilbare Krankheit. Und dies ging ſo zu:

Einmal hatte eine Freundin von ihr, die auch ein Landguth in der Nähe beſaß, Geſellſchaft aus Paris. Eigentlich giengen die Gäſte nur ihren Mann an, denn es waren lauter Mannsperſonen. Ihnen gefiel die ſchöne Gegend daherum ſo ſehr, daß ſie Jagd und Spiel vergaſſen, und den ſchönen Morgen auf Promenaden zubrachten.

Frau von Bagneux ward auch von dem ſchönen Morgen herausgelockt. Ohne zu beſorgen, daß ſie ein männli-

ches Auge in ihrer Einſamkeit belauſchen würde, ſezte ſie ſich unter einen ſchattigten Eichbaum nieder, um zu leſen. Noch hatte keine künſtliche Hand ihr braunes wallendes Haar in ängſtliche Locken gezwungen, es floß in ſanften Wellen über Schultern und Buſen herab. Ein leichter Anzug umſchloß ihren ſchöngebauten Körper und ließ alle Reize eines edlen Wuchſes und eines Buſens ſehn, welchen kein Erdenſohn über fünf Minuten ungeſtraft anblicken könnte.

Dem Ritter von Fossenſe war es aufbehalten, dieſe Huldin vor allen zuerſt zu bemerken. Im Nu waren Auge und Herz gefeſſelt. Er konnte nichts thun, als den andern winken, und als ſie herzukamen, ſtillſchweigend mit dem Finger auf die Dame zeigen.

Dieſe erſchrack, ſtand auf, und verſchwand.

Alle waren unerſchöpflich in Lobeserhebungen der ſchönen Unbekannten, der Ritter von Fossenſe allein ſtand ſtumm da und ſah unverwandten Blicks nach dem Ort hin, wo ſie verſchwunden war.

Die Freundin der Frau von Vagneur hatte genug zu thun, alle die neugierigen Fragen der Herrn zu befriedigen. Um ihrer auf einmal entledigt zu ſeyn, verſprach ſie, die reizende Unbekannte bitten zu laſſen. Dies geſchah und Frau von Vagneur erſchien mit ihrem Gemahl.

Alles geſtand, daß die Reize ihrer Seele mit den Reizen ihres Körpers Schritt hielten. Ihre Unterhaltung war ſo fein, ſo ſoßial und anziehend, daß die Herrn ſtundenlang wie eingepflanzt, um ſie her ſtanden, und alles über ſie vergaſſen.

Der Ritter verlor nun vollends alles, was er noch an ſie zu verlieren hatte. Alle die Schönheiten, welche er dieſen morgen nur von weitem erblickt hatte, ſtralten ihm jezt

im

im hellſten Licht entgegen und entzündeten eine Flamme in ihm, die beim kleinſten Windſtoß aufzuſchlagen drohte.

Um ihr ſchmachtendes Auge webte ein Wölkchen ſanften Trübſinns, und wenn ſie es von ohngefähr auf ihn heftete, war ſeine ganze Faſſung dahin.

Es ward ihr leicht, zu bemerken, daß in ſeinem Herzen glühendere Empfindungen lebten, als in den Herzen der andern. Auch ſie ſelbſt fühlte in ihrem Innern eine unwillkührliche Bewegung, die ihre Blicke öfter auf ihn, als auf die Uebrigen lenkte. Und wirklich hatte ſein Air etwas Groſſes und Edles, das keinen gewöhnlichen Menſchen in ihm vermuthen ließ.

Beiden flog der Tag, wie ein Augenblick dahin. Nach dem Souper entfernte ſich Frau von Vagneur, weil ſie des Badens wegen früh auf ſeyn mußte. Ihr Gemahl blieb zurück und ſpielte Schach.

Nun erſt fühlte der Ritter lebhaft, wie es mit ſeinem Herzen ſtand. Mit ihr war alle ſeine Ruhe verſchwunden. Er hatte keine Luſt zum Spiel, und fand keine Worte zum Geſpräch. Er fühlte, daß ſein Betragen auffiel, und wandte einen Anfall von Kopfſchmerz vor, der vergehn würde, ſo bald er in die freie Luft käme.

Man rieth ihm einen Spaziergang, und wie lieb war ihm dieſer Rath.

Aber er blieb im Freien ſo unruhig, als er im Zimmer geweſen war. Alle ſeine Wünſche flogen der Frau von Vagneur nach; aber bald kamen ſie zurück und koncentrirten ſich in den Einzigen: Wenn ich ſie nur noch einmal ſehen könnte!

Ohne daran zu denken, ſuchte er den Ort auf, wo er ſie dieſen Morgen zuerſt geſehn hatte. Er fand einen Fuß-

steig, verfolgte ihn und gelangte auf demselben zu einem artigen Landhause, das mit blühenden Wiesen, Gärten und Alleen umschlossen war.

Hier — hier mußte seine Angebetete wohnen! davon war er so fest überzeugt, daß er sich nicht einmal die Mühe nahm, zu fragen.

Am Ausgange einer dichten schattigten Allee stand ein Gartenhäuschen im chinesischen Geschmack erbauet. Er ging auf dasselbe zu, stieg einige Stufen hinan, und trat in einen Saal, der mit Pracht und Geschmack verziert war. Im Hintergrunde erblickte er eine Thür, die nicht ganz zu gemacht war. Er näherte sich derselben furchtsam und unter Herzklopfen, gerade als wenn er schon vorher gewußt hätte, daß er das hier finden würde, was er mit so vieler Sehnsucht suchte.

Und wirklich führte diese Thür in das Schlafzimmer der Frau von Bagneux. Sie sah ihn hereintreten und hielt ihn für ihren Gemahl.

„Haben Sie verloren, Bagneux?" rief sie ihm entgegen.

Ach — erwiederte der Ritter seufzend — mehr verloren, als ich je zu verlieren dachte.

„Welche Stimme!" rief sie erschrocken.

Die Stimme des unglücklichen Fosseuse, der zu Ihren Füssen liegt, und seiner Verwegenheit Gnade erfleht. Ich konnte nicht länger — ich mußt' es Ihnen sagen, daß ich Sie tausendmal liebenswürdiger fände, als alles, was ich je liebenswürdiges gesehn habe — Und nun entscheiden Sie über Leben und Tod eines Mannes, der beides in Ihre Hände gegeben hat.

Frau von Bagneux war äuſſerſt erſtaunt über dieſen Vorfall. Sie machte ihm über ſeine Verwegenheit die bitterſten Vorwürfe, bat, drohte und beſchwor — aber er blieb auf den Knieen vor ihrem Bette liegen. Sie rief endlich ihr Kammermädchen.

Nun erſt ſah der Ritter, in was für eine Verlegenheit ihn ſeine brennende, unbedachtſame Leidenſchaft geſtürzt hatte. Er ergriff die Rechte der Frau von Bagneux, die ihn zurückſtoſſen wollte, drückte und küßte ſie unter tauſend Thränen.

Madam — rief er — ich bitte Sie, bedenken Sie, was Sie thun. Was wird Ihr Mädchen ſagen, wenn ſie mich zu dieſer Stunde, allein vor Ihrem Bette findet? ſchonen Sie Ihrer ſelbſt, gnädige Frau, darum beſchwör ich ſie, und laſſen Sie mich den Einzigen Unglücklichen von uns beiden ſeyn!

Frau von Bagneux fühlte, daß ſeine Beſorgniß gegründet war, und als ihr Mädchen erſchien, machte ſie ihr mit dem gelaſſenſten Tone von der Welt einige Aufträge und ſandte ſie fort.

Und nun wandte ſie ſich an den Ritter.

„Glauben Sie nicht, Ritter, ſagte ſie, daß ich ſie fortgeſandt habe, um Ihnen die Beſchämung zu erſparen, die Ihre unerhörte Frechheit verdiente — meine eigne Sicherheit erfoderte es. Ich hatte groſſe Achtung für ſie gefaßt, und hätte Sie ſolch einer That nicht fähig gehalten. Aber es ſey! Ich will keine Rache dafür nehmen. Wenn Sie nur das kleinſte Gefühl für Ehre noch beſitzen, ſo werden Sie ſich ſelbſt dieſe That nimmer verzeihen können. Noch einmal ſag' ich Ihnen: entfernen Sie ſich!“

Der Ritter ſtürzte von neuem auf die Knieen, und verſicherte ihr mit der feurigſten Beredſamkeit der Liebe, daß

ihm seine Leidenschaft, Sinn und Verstand geraubt, und daß er lieber sterben, als ihr verschweigen wollte, welch einen gewaltigen Eindruck ihr Reize auf sein Herz gemacht hätten.

Bald erschien der Frau von Vagneur seine That in einem mildern Licht, und sie überzeugte sich, daß wahre Liebe die Triebfeder derselben gewesen sey. In dem Augenblick regte sich ein gewaltsamer Kampf in ihrer Seele. Die geheime Bewegung, welche sie bei seinem ersten Anblick in ihrem Herzen gefühlt hatte, besänftigte ihren Unwillen und machte dem süssen Entzücken, sich so geliebt zu sehn, Raum. Dies Entzücken hielt sie anfangs für Verbrechen; aber bald schmolz jede Besorgniß, in ein sanftes Freudegefühl dahin, das den lieben Verbrecher, wo nicht ganz entschuldigte, doch wenigstens gelinder behandelte.

Sie bewog ihn endlich, sich zu entfernen. Und wahrlich, es war Zeit. Denn kaum hatte er den Rücken gewandt, so erschien Herr von Vagneur. Seine Gemahlin faßte sich so gut, es sich thun ließ; war aber weit entfernt, die Begebenheit mit dem Ritter zu entdecken, und das war eine große Blöße, die sie dadurch der Liebe gab.

Indessen that sie alles, um ihr Herz zu verwahren. Sie machte sich die bittersten Vorwürfe, daß sie sich dem Ritter gegen das Ende ihres Zwistes, so nachgiebig und gelinde bewiesen; sie stellte sich das Unglück, welches eine Liebschaft mit dem Ritter, über sie bringen könnte, so lebhaft vor, daß nichts fester seyn konnte, als ihr Entschluß, ihn nicht zu lieben. Aber wie lange blieb er fest? Ein Rückblick auf die Stellung, mit welcher auf den Knieen an ihrem Bette, um Gnade und Liebe flehte, verscheuchte alle Vorwürfe, alle Besorgniß

In dieser Lage ihres Herzens, ging sie, nach gebrauchtem Bade, nach Paris zurück. Diät, Bad und heitere Land-

Landluft, hatten ihre Reize unendlich erhoben. Ihre Freunde und Freundinnen führeten sie, wie im Triumph auf alle Promenaden; aber sie vermißte auf allen etwas, alle waren ihr so leer, so enge!

Endlich sah sie den Ritter auf einer Morgenpromenade die sie einzig von ihrem Kammermädchen begleitet, machte. Der Ritter eilte ihr entgegen, und da sein Herz übervoll war, so brach er bald mit seiner ganzen Leidenschaft hervor.

Frau von Vagneux strebte aus allen Kräften, ihrem Vorsaz treu zu bleiben: Sie wollte ihn nicht hören. Aber der Ritter hatte zu genau gesehn, was ihr seine unverhoffte Erscheinung für eine lebhafte Bewegung erweckt, als daß er sich hätte abschrecken lassen sollen. Die süsseste Ueberredung wohnte auf seinen Lippen — und in ihren Herzen lauschte der schadenfrohe Gott, der so gern Unheil stiften mag — beiden zu widerstehn, war sie zu schwach. Ihre Stunde war da!

Der Ritter fühlte sich vollglücklich, daß er das Herz eines so vollkommnen Weibes hatte rühren können. Er schwur ihr ewige unerschütterliche Treue — und Tags darauf erndtete er den süssesten Lohn seiner Standhaftigkeit und feurigen Liebe.

Bonneville (so hieß das Kammermädchen der Frau von Vagneux) war eine ausgelernte Meisterin, wenn es drauf ankam, ein Paar Liebende glücklich zu machen. Herr von Vagneux durfte nur den Rücken wenden, so flog sie zum Ritter und brachte ihm süsse Botschaft. Durch die kluge Vermittelung dieses Mädchens eilten ihnen zwei Monat unter Götterfreuden dahin; aber nach Verlauf derselben traten trübere Stunden ein.

Ein Freund des Herrn von Vagneur, der Baron Villefranche, der lange in Portugal gewesen war, besuchte ihn nach seiner Zurückkunft. Er sah die Gattin seines Freundes, und ihre Schönheit erfüllte sein Herz mit peinlicher Unruh. Nun ging kein Tag hin, daß er nicht seinen Besuch gemacht hätte.

Frau von Vagneur bemerkte, was ihn so oft zu ihrem Gemahl trieb. Sie besorgte nicht ohne Grund, nahe Stöhrung des Glücks, welches sie in den Armen des Ritters genoß. Und Villefranche war wirklich nicht der Mann, der eine Leidenschaft lange bekämpfen konnte oder wollte. Keine Gesellschaft, wo er die Frau von Vagneur vermuthen konnte, ließ er unbesucht, und er nahm sich dabei so unbehutsam, daß selbst Herr von Vagneur Verdacht schöpfte. Aber seiner Gemahlin konnte er nichts verdächtiges absehn — sie behandelte den Baron auf eine Art, daß selbst der giftigste Neid kein Wörtchen zu ihrem Nachtheil aufbringen konnte.

Aber Villefranche ließ sich dadurch nicht niederschlagen. Je grösser die Hindernisse waren, die sich ihm entgegensezten, desto fruchtbarer ward sein Kopf an Mitteln, sie zu überwinden. Zuerst prüfte er die Bonneville. Er fand, daß sie nicht unbestechlich war, und in wenig Zeit hatte er sie auf seiner Seite. Durch sie erfuhr er dem Umgang ihrer Gebieterin mit dem Ritter von Fosseuse.

Diese Entdeckung war ihm nichts weniger als angenehm; doch sahe er daraus, daß Frau von Vagneur nicht unempfindlich war. Er beschloß, beide zu entzweien, und sich immittelst an die Stelle des Ritters zu schieben. Bonneville ward zu Rathe gezogen, und mußte ihm ihren Beistand versprechen, was sie denn auch für eine Hand voll Geld, gern und willig that.

Eine

Eine Tabatiere, worin ſich das Porträt eines hübſchen Mädchens befand, das Villefranche ehedem geliebt hatte, ſollte der Fels ſeyn, woran die Ruhe der beiden Liebenden ſcheiterte. Bonneville wußte ſie ſo geſchickt unter ein Sopha zu ſpielen, auf welchem der Ritter die Frau von Bagneux mit allem Feuer der Liebe ewige Treue geſchworen hatte, daß dieſe um ſo mehr erſtaunte, als ſie kurz nach ſeiner Entfernung die Tabatiere mit dem Bilde des ſchönen Mädchens fand.

Es konnte ſie kein andrer verloren haben, als er! Ihr Gemahl beſaß keine ſolche Tabatiere; es hatte kein Andrer auf dem Sopha geſeſſen? das Portrait ſollte und mußte ein ſprechender Beweis von des Ritters Untreue ſeyn!

Sie theilte ihre Unruhe der Bonneville mit, und dieſe ermangelte nicht, durch Achſelzucken und durch allgemeine Anmerkungen über den Flatterſinn der Männer, das zu erſetzen, was dem gefundenen Bildniß an ſtrenger Beweiskraft abging.

Tags drauf ſah ſie der Ritter auf einem Ball en Masque. Er näherte ſich ihr mit aller der Vertraulichkeit, wozu ihn die Liebe berechtigte — aber wie war er empfangen!

Sie wandte ihm den Rücken und ſagte ihm kurz und gut: er ſolle ihr nicht wieder zu nahe kommen!

Der Ritter war wie vom Himmel gefallen. Geſtern noch hatte ſie ihn mit Zärtlichkeit überſchüttet; und heute drehte ſie ihm mit bitterer Verachtung den Rücken zu?

Er ſtand wie vom Donner gerührt und ſah mit ſtarrem Blick in das bunte Gewimmel. Kein Funken Troſt wollte die tiefe Nacht erhellen, die ſich um ſein Auge gezogen hatte.

Er

Er durchlief sein ganzes Betragen, so lange er des süssen Umgangs mit der Frau von Bagneux genossen hatte, aber er fand nichts, was ihm diese harte Behandlung hätte zuziehen können. Endlich kam er auf die Spur. „Ein Anderer hat mich aus ihrem Herzen verdrängt — sagte er halblaut — und so fängt sie's an, um mit mir zu brechen!"

Nun beobachtete er alle ihre Bewegungen. Er sahe, daß der Baron von Villefranche eine Zeitlang angelegentlich zu ihr redete — nun blieb ihm kein Zweifel mehr übrig und alle Quaalen der wüthendsten Eifersucht bestürmten seine Seele.

Er versuchte noch einigemal mit ihr zu Worte zu kommen; aber sie wich ihm gefliessentlich aus, freilich nicht ohne Schmerz von ihrer Seite, denn sie bedauerte den Verlust eines Herzens, das ihr so rein von allen Fehlern der Männer schien, und in dessen Besiz sie tausend glückliche Stunden verlebt hatte. Doch ihr Verdruß besiegte diese Regungen, nur sie blieb unerschütterlich entschlossen ihn nimmer wieder zu sehn.

Villefranche erfuhr alles, was sein Kunstgriff angerichtet hätte, und schöpfte daraus die beste Hofnung für sich. Aber er fand sich betrogen. Hatte ihn Frau von Bagneux vorher streng behandelt, so behandelte sie ihn jezt noch vielfach strenger. Da sie den verloren hatte, welchen sie für den Vollkommensten seines Geschlechts hielt, so fing sie an, sein ganzes Geschlecht zu hassen.

Der Ritter suchte jede Gelegenheit hervor: sie nur noch einmal zu sprechen. Es gelang ihm endlich: Er fand sie allein, sie befahl ihm, sich zu entfernen; aber er wich nicht, bevor er die Ursach ihrer Unerbittlichkeit wußte. Er erfuhr

fuhr sie endlich; und seine Unruh verschwand, als er sah, daß nicht ein Nebenbuhler, sondern Verdacht der Untreue, ihr Herz von ihm abgewandt hatte. Aber wie sollt' er sich rechtfertigen? Womit sollt' er beweisen, daß die Tabatiere nicht ihm gehöre, daß das Portrait nicht des Mädchens sey, dem zu gefallen er seiner Bagneux sollte untreu geworden seyn.

Frau von Bagneux hielt ihn der Untreu völlig überwiesen, da er sich nicht rechtfertigen konnte, und ihr Betragen gegen ihn ward um nichts gelinder. Er entfernte sich unter Thränen und in bittrer Verzweiflung.

Einige Tage darauf war Frau von Bagneux in Gesellschaft. Sie kam von ohngefähr vor einem Spiegel zu sitzen, sah sich in selbigem und war sehr mit sich zufrieden. Es war natürlich, daß diesem Gedanken schnell ein andrer nachfolgte — es war dieser: ich hätte doch wohl verdient, daß mich Fosseuse treuer geliebt hätte. Diesem folgte ein dritter: wird das Mädchen wohl so erträglich aussehn, um des rentwillen er mich verlassen hat? Husch! fuhr die eine Hand in ihre Tasche und holte die obenerwähnte Tabatiere heraus.

Sie fand das Mädchen ziemlich erträglich, aber — „eine grosse Schönheit isis doch wahrhaftig nicht!" In dem Nu traten zwo Damen aus der Gesellschaft herzu, und bemerkten die Tabatiere und das Portrait. „Ihres Liebhabers Portrait, liebe Bagneux?" sagte die eine, und die andre griff nach der Tabatiere. „O, die Tabatiere ist mir bekannt — rief sie — der Baron von Villefranche hat sie mir hundertmal gezeigt! Nicht so heimlich, gute Bagneux! Das Mädchen, welches hier vom Elfenbein herlächelt, hat er Ihnen aufgeopfert? Erraten?

In

In dem Augenblick trat der Baron von Villefranche herzu, und bot sich zum Schiedsrichter an: wenn die Damen Streit hätten. Bravo! — sagte die eine Dame — Niemand kann hier besser entscheiden, als Sie! Kennen Sie diese Tabatiere?

Der Baron war wie vom Donner gerührt, aber als ein Mann von Kopf wußt' er sich augenblicklich zu helfen. „Wie, um alles in der Welt — rief er wie verwundert — Tabatiere, kömmst du hieher? — Ich hatte sie längst verloren gegeben, meine Damen, und nun find' ich sie in so schönen Händen wieder! — doch (indem er das Porträt ansah) wäre mir an dir noch etwas gelegen, so hätt' ich dich aufgesucht, und wenn du im Monde gesteckt hättest!"

Mit diesen Worten ließ er sie in die Tasche fallen. Nichts ging über die Freude der Frau von Bagneux! Ihren Ritter so auf einmal gerechtfertigt zu sehn! Sie ruhte nicht eher, bis sie ihm den Vorfall entdeckt und sich gänzlich mit ihm ausgesöhnt hatte. Nun flammte nach dieser Unterbrechung ihre Liebe um so gewaltiger auf, und der Baron von Villefranche sah sich von seinem Ziel entfernter als je.

Aber deßhalb verlor er es noch nicht aus den Augen. Er machte einen neuen Plan und führte ihn mit Hülfe der Bonneville aus. Sie mußte ihm versprechen, ihn, wenn dem Ritter ein Tete à Tete bestimmt wäre, statt seiner zur Frau von Bagneux zu führen.

Gelegenheit dazu bot sich schon den andern Tag dar. Herr von Bagneux reiste auf das Landguth eines seiner Freunde und gedachte erst in einigen Tagen zurückzukommen. Sogleich ward der Ritter bestellt. Er hätte bei Tage kommen kön-

nen,

nen, aber Bonneville fand nicht für gut, ihm dies zu sagen, weil sie sich vom Baron Villefranche eine Hand voll Geld verdienen wollte. Sie sagte also ihrer Gebieterin wieder, der Ritter sey verreist, und käme erst diesen Abend zurück. Sie hab' es aber seinem Kammerdiener gesagt, der ihm, so wie er zurückkäme, sein Glück verkündigen sollte.

Lauter Unwahrheiten! denn sie war nicht beim Ritter, sondern beim Baron gewesen, und hatte ihm die Stunde bestimmt, wo sie ihn zur Frau von Bagneux führen wollte.

Die Stunde kam und der Baron war da. Bonneville hatte alle Lichter bis auf ein Nachtlämpchen entfernt, das im Kamin brannte, aber nicht stark genug war, das Schlafzimmer zu erhellen. Dadurch entstand eine Dämmerung, die keinen Gegenstand unterscheiden läßt, sondern alle in eins zusammenschmelzt. Sie führte den Baron herein, und Frau von Bagneux schloß ihn sehnsuchtsvoll an ihren Busen.

In dem Augenblicke ging die Thür leise auf und hereintrat — der Ritter. Er hatte die Abwesenheit des Herrn von Bagneux erfahren, und war ackommen, sie zu benutzen. Der Baron sprang erschrocken auf, und des Ritters Degen blizte ihm entgegen. Er griff nach dem seinigen — wüthend drangen beide auf einander —

Plözlich sprang die Thür auf und Herr von Bagneux stürzte herein. Ohne auf die beiden Kämpfer zu achten, sprang er nach dem Bette, und stieß seiner Gattin, die vor Schrecken

halb tod war, mit wildem Geſchrei den Degen in die Bruſt. Dem Baron und Ritter ſanken die Degen aus der Hand. Ohne ſich um ſie zu bekümmern, eilte Herr von Bagneux aus dem Zimmer und ritt davon. Beide vergaſſen ihrer Wuth, und ſuchten Frau von Bagneux zu retten. Aber es war zu ſpät! Sie knieten vor ihrem Bette, und benezten ſie mit ihren Thränen.

VII.

Ludwig XIV.

und

Frau von Maintenon.

VII.

Ludwig XIV.

und

Frau von Maintenon.

Der Vater der nachmaligen Frau von Maintenon, hieß Daubigné. Er hatte in seiner Jugend das Unglück, man weiß nicht warum, der Justiz in die Hände zu fallen, die ihn festsetzen ließ. Alle Schrecken einer engen Gefangenschaft würden ihn getroffen haben, wenn sich nicht die Tochter des Gefangenwärters durch seine Jugend und Unglück gerührt, seiner angenommen hätte. Sie that ihm hundert kleine Dienste, um seine Lage erträglicher zu machen, und er nahm sie mit gerührtem Herzen und unter Thränen der Dankbarkeit an. Ihre Sorgfalt für ihn wuchs mit jedem Tage und endlich faßt' er Muth, sie um Befreiung zu bitten, aber nur unter dem Beding, daß sie mit ihm ginge, und mit ihm das Leben zubrächte, das sie ihm von neuem gegeben hätte.

Wie leicht läßt sich ein liebevolles Herz bereden! das Mädchen! dachte von Stund an auf nichts, als ihren lieben Gefangenen zu retten; aber es vergingen einige Tage, eh sich eine günstige Gelegenheit darbieten wollte. Endlich kam sie und that unserm Daubigné kund, sich auf künftige Nacht gefaßt zu machen. Vorher mußt' er ihr schwören, sie, sobald sie in Sicherheit wären, zu heurathen.

Die Nacht brach an, und Daubigné ging an der bebenden Hand seines Mädchens aus dem Gefängniß. Auf der Strasse erwartete ihrer ein Wagen; sie stiegen ein und fuhren davon.

Sobald sie über die Gränze waren, verband sie der Segen des Priesters auf ewig.

Ihre Entweichung machte ein grosses Aufsehn. Man setzte ihnen nach, aber zu spät, und nach einigen Tagen waren beide vergessen.

Unterdessen lebten die beiden Flüchtlinge so glücklich als wechselseitige Zärtlichkeit machen kann. Frau Daubigné hatte in der Eil alles zusammengepackt, was von Werth war. Dies machten sie zu Gelde und lebten davon eine Zeitlang zufrieden. Aber diese Quelle war nicht unerschöpflich! In wenig Zeit sahen sie sich dem drückendsten Mangel ausgesetzt.

Daubigné sah kein Mittel, sein geliebtes Weib und ein unerzogenes Kind vom Hungerstode zu retten. Er machte verschiedene Entwürfe — keiner gelang. Endlich wählte er den gefährlichsten. Er wollte zum Vater seiner Gattin, der ein vermögender Mann war, wollte ihn durch Thränen und durch eine lebhafte Schilderung seines Elend zu thätigen Mitleid erregen.

Er verschwand, und erst, als er eine Tagereise zurückgelegt hatte, that er seiner Gattin seinen Vorsatz kund. Diese gerieth in Verzweiflung, denn sie kannte die unmenschliche Gemüthsart ihres Vaters, und befürchtete alles für ihren armen Gattin.

Daubigné kam zu seinem Schwiegervater und entdeckte sich ihm. Stillschweigend nahm dieser sein Bund Schlüssel, ergriff ihn beim Arm und stieß ihn in das Gefängniß, aus welchem er eben entkommen war. Daubigné's Thränen hätten eher einen Tiger sanftherzig machen können, als diesen Unmenschen. In bittrer Verzweiflung wand sich der Unglückliche auf seiner vermoderten Streu.

Seine Gattin trauerte acht unruhige Tage hin, und als er am neunten nicht erschien; nahm sie ihren ganzen Muth zusammen,

men, und machte sich zu ihrem Vater auf den Weg. Retten konnt' sie ihren Mann nicht zum zweitenmal — aber wohl mit ihm sterben! Dies war ihr festester Entschluß.

Den ersten Schritt that sie zu ihrem Vater, den zweiten ins Gefängniß. „Nun liebt euch satt!" sagte der unnatürliche Vater, indem er sie zu ihrem Mann hineinstieß.

Ich wag' es nicht, die Scene zu mahlen, wo ein edler Mann und eine großmüthige Gattin sich wiedersahn. Ich resignire auf das eigne Gefühl meiner Leser.

Nach wenig Tagen kam die Daubigné mit dem Mädchen nieder, das nach der Zeit so viel Redens in der Welt von sich gemacht hat.

Daubigné's Anverwandten bekümmerten sich nicht um ihn, sondern überließen ihn seinem Elende, seine Schwester, Frau von Villete, ausgenommen, die ihn im Gefängniß besuchte. Sein trauriger Zustand rührte sie. Sie sandte ihm und seiner Gattin Wäsche und Kleidungsstücke, und nahm ihnen das arme Kind ab, weil die Mutter nicht im Stande war, es zu stillen.

Unterdessen bot sich dem Gefangenen ein Weg zur Rettung. Man versprach ihm Entlassung, wenn er sich zur römischkatholischen Kirche bekehren wollte. (Er war ein Hugonot, und seine ganze Familie war eben diesem Bekänntniß zugethan.) Er hatte nun die Wahl zwischen Leben und Tod. Blieb er seinem Bekenntniß getreu, so verdarb er binnen wenig Zeit im Gefängniß; schwor ers ab, so lächelte ihm süsse Freiheit.

Er wählte das letzte und ward frei. Seine Familie ward gezwungen, ihm sein Erbtheil herauszugeben, und mit diesem schifte er sich nach Amerika ein. Hier lebte er noch einige Jahre ruhig und zufrieden, und sehnte sich nie nach seinem Vaterlande zurück. Endlich starb er, und seine Gattin nicht lange nach

ihm. Sie hinterlieſſen zwei Kinder: Sohn und Tochter — die ſie mit der zärtlichſten Sorgfalt erzogen hatten.

Die junge Daubigné hatte viel von ihrem urſprünglichen Vaterlande gehört. Jugendliche Neubegierde erweckte in ihr eine Sehnſucht dahin, die ſie bei der erſten Gelegenheit befriedigte. Sie verdung ſich auf ein Schiff, das nach Frankreich ging, landete in Rochelle und wandte ſich darauf nach Poitou, wo ſie eine ihrer Pathinnen fand, die ſie ſo gut aufnahm, daß es ſie nicht gereuete, ihr Vaterland geſucht zu haben.

Aber dieſe Freude dauerte nicht lange. Ihre Pathin ſtarb, und hinterließ ihr nur ſoviel, als ſie brauchte um drei oder vier Monate auf ihre eigene Hand zu leben. Trübe Ausſichten! Aber ſie verbeſſerten ſich bald.

Eine alte Dame gewann ſie lieb, und nahm ſie zu ſich als Kammermädchen. Hier hatte Wilhelmine (dies war ihr Zuname) zuerſt Gelegenheit, ſich ein wenig in der Welt und ihren Sitten umzuſehn. Ihr heller, gelehriger Geiſt bildete ſich bald aus, und die Reize ihres Körpers gingen mit den Vollkommenheiten ihrer Seele Hand in Hand.

Der Marquis von Chevreuſe, ein Bekannter von ihrer Gebietherin ſah dieſe Roſe ſich täglich in gröſſerm Reize entfalten, und war nicht übel Willens, ſie zu brechen. Er griff, als ein erfahrner Weltmann, von verſchiedenen Seiten an, aber vergebens! Seine ganze Kunſt ſcheiterte.

Indeſſen wuſt' er zu gut, daß ein Mädchen, welches zehnmal geſiegt hat, doch das eilftemal beſiegt wird, als daß er ſich durch ihren Widerſtand hätte ſollen abſchrecken laſſen. Als Worte nicht helfen wollten, verſuchte er es mit einem Briefe. Er ſchrieb ihr dieſen:

„Oft

„Oft genug, reizende Wilhelmine, hab' ich Ihnen mündlich gesagt, daß ich Sie mehr als mein Leben liebe — jezt wiederhole ich es schriftlich: daß ich Sie, unabgeschreckt, durch Ihre Gleichgültigkeit, ewig — ewig lieben werde. Ich beschwöre Sie, legen Sie diese Kälte ab. Ein theilnehmender Blick von Ihnen — ach! und ich wollte mich für den Glücklichsten auf der Welt halten. Alles, was ich geben kann, gäbe ich dafür! Mein Herz besitzen Sie schon ganz — reden Sie — und ich theile mit Ihnen meine Güter, meinen Rang, meine Würden! Geben Sie Herz um Herz, himmlisches Mädchen — nie! nie! soll mich dieser Tausch gereuen.“

Chevreuse.

Anfangs war sie zweifelhaft, ob sie dies Billet erbrechen, oder, so wie es war, zu ihrer Gebieterin tragen sollte. Aber die Neubegierde siegte. Sie erbrach es; las es; und las es wieder und gestand sich nicht, daß sie es mit Vergnügen las!

Der Marquis hatte, wie man sieht, schon so ziemlich gewonnen. Aber es kam noch ein Umstand hinzu, der ihm siegen half. Sie verlor das Billet, und es gerieth einer alten Kammerfrau in die Hände. Sie las es, und sogleich stand der sehr christliche Plan in ihrem Kopfe fertig: Ich will beide glücklich machen! Ob sie sich aus bloſſer Freundschaft des Marquis annahm, ist nicht ausgemacht; aber gewiß ist es, daß sie ihn als einen reichen und freigebigen Herrn kannte.

Wilhelmine war in Verzweiflung, als sie das Billet noch einmal mit herzlicher Andacht durchstudiren wollte und es nicht fand. Sie durchsuchte alle ihre Taschen, alle ihre Schränke, Kästchen und Komoden — fort, war fort!

Der Verluſt des Billets quälte ſie nicht ſowohl, als die Beſorgniß, es möchte ihrer Gebieterin in die Hände fallen. Zwei Tage floſſen ihr in tödtlichſter Unruhe vorbei; die Roſen ihrer Wangen verblüheten zuſehends, und alle ihre Munterkeit und Geſprächigkeit war dahin. Ihre Gebieterin forſchte nach der Urſach, erfuhr ſie aber nicht. Die alte Kammerfrau, Agnes, wußte wohl, wo's dem armen Kinde fehlte, hatte aber nicht Luſt, der Wahrheit zu gefallen, die Plane aufzugeben, die ſie auf die Freigebigkeit des Marquis gebauet hatte.

Indeſſen konnte ſie es doch nicht über das Herz bringen, das gute Mädchen länger zu quälen. Sie ging in ihr Kämmerchen und fand ſie troſtlos und unter Thränen auf ihrem Bette.

„Was gilts, kleiner Schelm — hub ſie an — ich weiß, was die naſſen Augen bedeuten?"

Das weiß ſie nicht!

„Weiß ich nicht? Ha, ha! kennen Sie dies kleine niedliche Briefchen hier?"

Um Gotteswillen! rief Wilhelmine, und warf ſich ihr zu Füſſen —

„Beſorge nichts, Kleine! Es wär in guten Händen. Da haſt du es wieder. Aber künftig verwahre es beſſer!"

Liebe, liebe Agnes, womit ſoll ich dir meine Dankbarkeit erzeigen? Sag, rede!

„J, nu, wenn Sie mal Marquiſe von Chevreuſe ſind, will ich mir's ſchon abfodern! Es hat gute Wege!"

Die kleine Daubigné erröthete bis in die Fingerſpitzen — ein Beweis, daß der Gedanke, dereinſt Marquiſe zu werden, ſchon Wurzel bei ihr geſchlagen hatte.

Statt

Statt aller Belohnung bat ſich die alte Agnes nur die Ehre aus, die Vertraute ihrer Liebe zu werden; und dies ward ihr mit Hand und Mund verſprochen.

Unterdeſſen hoffte der Marquis mit Schmerzen auf eine Antwort — aber ſie erfolgte nicht. Er ſchrieb ein zweites Billet - immer noch keine Antwort! Die alte Agnes that zwar ihr Beſtes, Wilhelminen eine abzuzwingen, aber das gute Mädchen hatte in ihrem Leben noch keinen Liebesbrief geſchrieben, und wußte nicht, mit was für einen Ton ſie allen den ſüſſen Schmeicheleien des Marquis begegnen ſollte.

Dem Marquis ward die Zeit lang; er beſchloß nun ſeine Sachen wieder mündlich zu betreiben, da er ſich durch ſeine Briefe ein groſſes vorgearbeitet zu haben glaubte. Er beſuchte Wilhelminens Gebieterin und hoffte, Gelegenheit zu bekommen, mit der leztern ein paar ſüſſe Worte zu wechſeln. Aber ſie nahm ſich ſo meiſterhaft, daß er ihr auch nicht eine Sylbe ſagen konnte, ohne zu befürchten, daß ihn die alte Dame verſtände.

Er entfernte ſich voll Verdruß über die unerſchütterliche Tugend ſeiner Angebeteten. Beinah hätte er den fürchterlichſten Schwur gethan: nicht weiter an ſie zu denken, wenn ihn nicht die alte Agnes andres Sinnes gemacht hätte.

Dieſe nahm ihn ſanft beim Arm und zog ihn beiſeite. „Seyn Sie auſſer Sorgen, gnädiger Herr — ſagte ſie — es wird alles gut gehn!“

Der Marquis ſah ſie mit groſſen Augen an.

„Ja, ja, ich weiß alles. Genug, es ſoll gut gehn, da haben Sie meine Hand drauf!“

Der

Der Marquis hatte Glauben an die Ueberredungsgabe der alten Gelegenheitsmacherin. Damit sie ihm die Hand nicht umsonst gereicht hätte, füllte er sie mit zehn blanken Louis.

Nun konnte die Alte Berge versetzen!

Sie versprach ihm diesen Abend noch ein Rendez-vous, und bestimmte ihm sogar die Zeit schon, wo er sie mit der kleinen Daubigné im Garten treffen sollte.

Darauf ging sie zu ihrer jungen Freundin und bot alle ihre Kräfte auf, ihr den Kopf zu verrücken.

„Ach! daß ich kein junges Mädchen mehr bin — sagte sie unter andern — ich wollte das Hühnchen anders pflücken. Ein Liebhaber, ders so ehrlich meint, hätte mir nicht sollen aus dem Garne gehn. Gott weiß, daß ich dies Glück nicht würde ausgeschlagen haben!"

Aber was soll ich thun? sagte die junge Daubigné schon halb überredet.

„Was du thun sollst, Kind? Wie kannst du so fragen? Ihn lieben! Und das je eher, je lieber! Wie leicht kanns ihm einfallen, über deine Sprödigkeit aufgebracht zu werden, und sich ein ander Liebchen zuzulegen!"

Mein Gott, was soll ich aber thun? rief das arme Mädchen voller Unruh und Ungeduld.

„Du mußt ihm sagen, daß du ihm gut bist, und das diesen Abend noch!

Das kann ich nicht.

„Nu, so will ichs ihm in deinem Namen sagen. Nicht?"

Liebe Agnes!

„Nur

„Nur ruhig, nur ruhig! Ich will ihm schon sagen: Du wärst ihm zwar gut, könntest es ihm aber nicht gestehen. Jezt gleich geh ich zu ihm. Laß du mich nur machen!“

Mit den Worten entfernte sie sich, und ließ das arme Mädgen in der peinlichsten Unruh zurück. Dreimal war sie im Begriff, die Alte zurückzurufen, dreimal starben ihr die Worte auf der Zunge. Denn der Gedanke: er könnte eine andre liebgewinnen und sie zur Marquise machen, lag ihr schwer auf dem Herzen.

Unterdessen kam der Abend herbei', und Wilhelmine ließ sich von der Alten zu einem Spaziergang bereden. Kaum waren sie im Garten, so fing leztre an von ihren Verrichtungen beim Marquis zu reden, und Wilhelmine hörte mit gröſter Andacht zu. Auf einmal ergriff jemand ihre Hand. Sie sah sich erschrocken um und vor ihr stand der Marquis in Lebensgröſſe.

„Endlich — rief er im Tone des Entzückens — endlich hab' ich das unaussprechliche Glück, mein ganzes Herz mit allen seinen Wünschen und Empfindungen vor Ihnen auszuschütten. Ich liebe Sie, reizende Wilhelmine, bete Sie an. Ich beschwöre Sie, erwiedern Sie meine Liebe! (Nach einer Pause) Wie? Sie antworten nicht? Soll ich verzweifeln?“

Wilhelmine wuſte mit nichts zu antworten, als mit einem tiefen, herzlichen Seufzer, welcher den Marquis völlig überzeugte, daß die alte Agnes die Hände nicht in den Schoos gelegt hatte. Er drang weiter in Wilhelminen, und sie gestand ihm endlich mit zitternder Lippe: sie hasse ihn nicht. Er wollte sich durch einen Kuß davon überzeugen; aber sein Begehren schien ihr zu rasch; sie erlaubte ihm keinen.

Es fehlte wenig, so hätte ihm seine unmäßige Freude eine Ohnmacht zugezogen; doch es geschah nicht, und sein Entzücken brach sich endlich in ein Sonnet, welches er aus dem Stegereif machte, und seiner Angebeteten verdeklamirte. Dies Sonnet wird bis diese Stunde bei der Familie des Marquis Chevreuse mit schönen Buchstaben auf Pergament geschrieben, sorgfältig aufbehalten, weil sie es für eine unerhörte Naturerscheinung hält, daß ihr Aeltervater in solchen Augenblicken hatte Verse machen können.

Genug, dies Sonnet und das unwiderstehliche Feuer, mit welchem er es hersagte, schlugen eine grosse Bresche in das Herz der armen Wilhelmine. Sie konnte nicht länger widerstehn; sie mußte ihm sagen: ich liebe Sie!

Nun war beim Marquis kein Haltens mehr. Er riß, rang und strebte, und eroberte endlich das Gut, wornach er so lange geschmachtet hatte — einen Kuß. Er hätte gern noch mehr gehabt, aber Wilhelmine glaubte, es sei noch nicht Zeit, ihm das zu geben, was sie nur einmal geben konnte.

Sie versprach ihm also in diesem Punkt nichts, und als er es der Agnes klagte, machte auch diese die Hindernisse, die ihm in dem Weg standen, zu Riesengebürgen. „Es sei eine gar zu kützliche Sache, meinte sie, ein junges unerfahrnes Mädchen so weit zu bringen, als ers haben wollte — indessen — wenn —"

Bei diesen Worten spielte sie mit ihren dürren Fingern sanft in seiner hohlen Hand —

Der Marquis verstand diese Pantomime und zog die Börse. Jeder Louis trug ein grosses Stück von dem unersteiglichen Felsen ab, der sich zwischen ihm und Wilhelminens Bette hingepflanzt hatte — Agnes versprach ihm end-

endlich Wilhelminens Schlafzimmer für die morgende Nacht offen zu halten.

Der Marquis hüpfte mit regem Entzücken von dannen, und wußte sich kaum in sein Glück zu finden. Jede Minute ward ihm Jahre lang, eh die bestimmte Stunde erschien. Sie rückte herbei; er fand sich ein, alle seine Glieder zitterten vor Erwartung; Agnes erschien und brachte die Nachricht — Wilhelmine sei fort!

Der Marquis war wie vom Donner gerührt. Er beschwor die Alte um rasche Erklärung, erhielt sie aber sehr langsam, und mit einer Menge unbedeutender Nebenumstände verwebt.

Die Sache war kurz diese: Eine Freundin von Wilhelminens Gebietherin hatte binnen kurzer Zeit, zwei von ihren Mädchen verlohren, und war dadurch in große Verlegenheit gesezt. Ihre Freundin nahm sich ihrer an, und versprach ihr, so lange bis sie sich andre gemiethet hätte, ihr zwei von den ihrigen zu borgen. Dies geschah denn, und Wilhelminen traf das Loos, weil ihre Gebietherin für ihre Treu' und Ehrlichkeit bürgen konnte.

Zu grossem Verdruß des Marquis war er mit der neuen Herrschaft Wilhelminens nicht bekannt, und er sahe keine Möglichkeit unter diesen Umständen mit ihr zu Worten zu kommen. Aber, wenn hat noch je die Liebe verzweifelt! Für hundert gescheiterte Entwürfe hat sie in kurzer Zeit hundert neue.

Er trieb einen Bauer auf, der das Schloß, wo sich Wilhelmine jezt aufhielt, mit Fischen versah. Er beschrieb sie ihm so genau, daß er ihre Person nicht verfehlen konnte, und gab ihm folgenden Brief an sie mit:

„Wahr

„Wahrhaftig, reizende Wilhelmine, lebt' ich nicht ganz für Sie — ich wäre bei der Nachricht von Ihrer plözlichen Entfernung gestorben. Ein kleiner Troſt würde es mir noch geweſen ſeyn, wenn ich das bitterſüſſe Vergnügen gehabt hätte, von Ihnen Abſchied zu nehmen; aber dieſer lezte, arme Troſt wurde mir verſagt. Wer hätte dies geſtern geglaubt? Wir waren uns ſo nahe — und heute? — O, Sie müſſen mein hartes Schickſal mindern: Sie müſſen mir einen Ort beſtimmen, wo ich Ihnen tauſendmal wiederholen kann, daß ich Sie bis zu meinem lezten Athemzug anbeten werde!"

Sie beſann ſich nicht lange, ob ſie dies Billet beantworten ſollte oder nicht. Dieſe Zeiten waren vorbei, Sie ſandte ihm flugs folgende Zeilen zurück:

„Die Entfernung von Ihnen, gnädigſter Herr, hat Ihr Bild aus meinem Herzen nicht verbannen können, vielmehr ſind deſſen Züge um ſo lebendiger geworden. Ich kann mir das Vergnügen nicht entziehn, Sie mündlich meine Dankbarkeit für Ihre Theilnehmung an meinem Schickſal zu verſichern. Ich erwarte Sie morgen um vier Uhr, als Mädchen verkleidet, in dem Gehölz, das auf die Landſtraße ſtößt. Bis dahin

Ihre

Wilhelmine."

Nie muß ein beglückter Liebhaber eine ſo lebhafte Freude empfunden haben, als der Marquis über dies Billet. Tauſend und aber tauſendmal drückt' er es entzückt an ſeine Lippen, und küßt' es, daß die Tinte, womit es geſchrieben war, ſchier blaß ward. Es ward in aller Eil ein Frauenzimmeranzug beſorgt, und ſobald den andern Tag die Stunde des Rendez-vous ſchlug, begab er ſich verkleidet,

an den bestimmten Ort. Ob es Zufall war, oder ob er mit gewaltsamen Mitteln schwanger ging, ist nicht ausgemacht: es fiel ihm nemlich ein, seinen Kutscher in das Wäldchen fahren zu lassen, wo er Wilhelminen sehn sollte.

Sie erschien mit der Minute und das Entzücken des Marquis kannte keine Gränzen. Als der erste Sturm vorüber war, klagte sie ihm, daß ihre neue Herrschaft höchst stolz, herrisch und unfreundlich mit ihr verführe, und daß sie nichts sehnlicher wünschte, als zu ihrer alten Dame zurückzukehren. Der Marquis ergriff diese Gelegenheit beim Haar: er sagte ihr, wenn sie auch zu ihrer ersten Herrschaft zurückkäme, so wäre ihre Lage doch nur wenig gebessert. Jede vorübergehende Laune ihrer Gebietherin würde sie daran erinnern: daß sie in einem Zustand der Abhängigkeit und Sklaverei lebte — aber, fuhr er fort, und umschloß sie, — in meinen Armen sind Sie Königin, in meinem Hause und Herzen Monarchin — gehn Sie mit mir!

Dieser Vorschlag kam ihr freilich ein wenig zu unerwartet, als daß sie in den ersten Augenblicken eine befriedigende Antwort hätte geben können — aber der Marquis nahm ihr Schweigen für Einwilligung und kommandirte seinen Kutscher.

Nun hatte sie die Wahl entweder in einer geschmackvollen, prächtigen Karosse, ihrem Glück entgegen zu fahren oder zu ihrer stolzen, eigensinnigen Herrschaft zurückzugehn.

Mit einem Sprunge war sie in der Kutsche und nun gings fort. Alle ihre Sachen ließ sie im Stich — was hätte sie auch damit machen sollen, da sie nur für ein Kammermädchen geschnitten waren — sie war ja auf dem Wege Marquise zu werden!

Auf dem Schlosse zerbrach man sich den Kopf, wo sie möchte geblieben seyn. Man schickte zu ihrer alten Herrschaft, aber diese wußt' es eben so wenig. Es würde noch

lange gedauert haben, eh sie es erfahren hätte, wenn nicht einer ihrer Bedienten Wilhelminen im Hause des Marquis gesehn, und sie verrathen hätte. Die alte Dame, die mit mütterlicher Sorgfalt über das Blümchen gewacht hatte, war in Verzweiflung, es gepflückt zu sehn; sie verkündigte dem Marquis ihre ganze Ungnade — aber er kränkte sich nicht sehr darüber — war er doch ihrentwegen nicht so oft zu ihr gekommen!

Unterdessen genoß der Marquis des höchsten Erdenglücks in aller Fülle. Wilhelmine glaubte zu sterben, als er sie die erste Nacht, die sie in seinem Hause zubrachte, besuchte. Sie wehrte sich mannhaft, aber sie erlag — und ach! sie starb des süssesten der Tode, wohl zweimal, zweimal!

Vier Wochen verliefen ihr unter Jubel und Freude. Sie bekam prächtige Kleider, ein herrliches Zimmer, eine eigne Karosse, einen Kammerdiener — kurz alles, was ein brennender Liebhaber geben kann — nur nicht den Titel einer Marquise. Damit verzögerte sichs einen Tag nach dem andern, und Wilhelmine ward ungeduldig und wieder geduldig. Die Wahrheit zu sagen: dem Marquis wars noch nie eingefallen, sie zu seiner Frau zu machen. Er hatte etwas anders mit ihr vor:

Dem Gerichtshalter eines seiner Dörfer war seine Frau gestorben. Er war ein wohlhabender Mann von hellem Verstande und einnehmenden Betragen — und dünkte dem Marquis eine gute Parthie für seine Wilhelmine zu seyn. Er bat ihn zu Tische, behandelte ihn äusserst freundschaftlich und vertraut, beklagte ihn wegen des Verlustes seiner Gattin, und suchte ihn im Punkt einer neuen Heurath zu sondiren. Wilhelmine war fein genug, um auf den ersten Blick zu merken, was der Marquis mit ihr vorhatte. Die Ausflüchte, womit er ihren Anspielungen auf eine Vermählung, entgegen kam, hatten ihr den Wahn benommen: daß

sie

ſie dereinſt Marquiſe werden würde, mithin war es ihr nicht ganz unangenehm, daß er gerade den Gerichtshalter dazu erſehn hatte, ſich ihrer zu entledigen. Sie kannte ihn als einen wohlhabenden Mann, und hätte gern den ungewiſſen Stand einer Mätreſſe gegen den Eheſtand vertauſcht — wenn nur der Gerichtshalter auch ſo guten Willen gezeigt hätte!

Sie ließ es von ihrer Seite an nichts fehlen, ſeine Aufmerkſamkeit und Achtung zu gewinnen; aber der Gerichtshalter war ein erfahrner Mann, der ſehr gut wußte, daß ſein gnädiger Herr nicht des Betens halber, ſich ſolch eine reizende Geſellſchafterin hielte — mithin zog er ſich unter die Kanonen und wich dem Marquis meiſterhaft aus. Als dieſer ſah, daß auf dieſe Weiſe nichts auszurichten war, ſagt' er ihm geradezu: er ſey ein wackrer Mann, der eine eben ſo wackre Frau verdiene. Ob ihm Mamſel Wilhelmine nicht gefiele? Was er zu einer Verbindung mit ihr meine?

Die Sache ſey zu wichtig, erwiederte der Gerichtshalter, als daß er auf der Stelle einen Entſchluß faſſen könne. Der gnädige Herr ſolle ihm 14 Tage Bedenkzeit geben. Sie wurden ihm zugeſtanden.

Nach Verlauf derſelben kam ein ſehr artiger, verbindlicher Brief an den Marquis, mit einem eben ſo artigen Körbchen für Mamſ'll Wilhelminen. So ſcheiterten ihre und des Marquis Entwürfe auf einmal!

Der Marquis war ſehr verdrüßlich, daß ihm dieſer Plan mißlungen war, und er ließ es Wilhelminen deutlich merken. Dieſe war zu ſtolz, als daß ſie ſeine erſtorbene Liebe von neuem hätte anfachen ſollen; ſie foderte ihre Entlaſſung. „Es that ihm ſehr leid, daß es ihr bei ihm nicht gefiele;“ indeſſen macht' er wenig Umſtände, ihr die gebetene Entlaſ-

lassung zu bewilligen. Er gab ihr noch einige Louisd'or, und damit machte sie sich auf den Weg nach Paris.

Hier wirthschaftete sie eine Zeitlang sehr locker; als sie aber sah, daß ihr Geld zusehends abnahm, zog sie die Segel ein, und lernte am Ende die gute Tafel des Marquis vergessen. Demohngeachtet konnte sie um die Länge dem Hunger nicht aus dem Wege gehn, sie beschloß also, sich um eine Kondition zu bewerben. Sie ging zu einer alten Mäcklerin, stellte sich ihr mit allen ihren Reizen, und fand Beyfall. Die Alte versprach bei der ersten Gelegenheit an sie zu denken.

Und sie hielt Wort. Nach wenig Tagen ließ sie Wilhelminen rufen und that ihr die Erklärung, daß sie jezt versorgt werden könnte.

„Und bei Wem? fragte Wilhelmine.

„Ich muß dich ein Bischen vorbereiten, mein Kind — erwiederte die Alte — Siehst du, es ist ein Poet, Namens Scaron. Er ist jung, von mittler Taille, aber verwachsen. Seine Figur hat die Form eines Z. Seine Augen sind sehr groß und liegen ihm tief in dem Kopf — dazu denke dir eine Habichtsnase und schwarze übelrangirte Zähne. Alle seine Glieder, so weit sie sichtbar sind, scheinen von schwächlichem Bau zu seyn; aber dafür, Kind, hat er dir einen hellen Verstand, einen lebhaften, sprudelnden Wiz, und was mehr als alles andre gilt — hübsche Louisd'or. An diese halt dich, Minchen, so wirst du alles andre drüber vergessen. — Hast du nun noch Lust, ihn zu sehn?

„O, warum nicht?" — Nun, so komm!

Wilhelmine fand den Dichter Scaron um kein Haar besser und schlechter, als er ihr war beschrieben worden. Er hatte sich gepuzt wie ein Engel, und empfing die Da-

men

men ausserordentlich artig. Wilhelmine konnte sich über die schnurrige Figur kaum des Lachens enthalten. Aber er nahm es nicht übel, sondern both vielmehr allen seinen Wiz auf, um über sich selbst zu scherzen.

„Ich kann wohl denken, sagt' er unter andern, daß ein Mädchen von Ihrer Schönheit, sich für solch ein kleines Ungeheuer, als ich bin, bedanken wird; aber, liebe Kleine, drücken Sie die Augen zu, und brauchen sie nur, so lange Sie bey mir sind, denn Sinn des Gehörs, denn sag' ich Ihnen, wird meine kleine Person Wunder thun. Das Futteral, worin meine Seele verschlossen ist, ist höchst misgeschaffen, aber sie selbst ist es nicht, davon überzeugen Sie sich, reizende Wilhelmine, und dann werd ich Ihnen nicht halb so widrig vorkommen!"

Wilhelminen gefiel der poßierliche Mann. Sie machte nicht sehr die Grausame; wußte ihn doch aber immer in solcher Entfernung zu halten, daß er die Achtung nicht aus den Augen sezte. Er machte endlich aus der Geschichte völligen Ernst, und verlangte sie förmlich zur Frau. Wilhelmine hatte nicht Ursach, lange zu wählen. Sie gab ihm ihre Hand — und Scaron dachte Wunder, was er an ihr hätte!

Schon in der Hochzeitsnacht ward er aus seinem süssen Traum gerissen; aber als ein witziger Kopf tröstete er sich mit einem Bonmot, welches zum Unglück verloren gegangen ist. Es könnte auch in unsern Zeiten manchen jungen Ehemann in der Brautnacht zu statten kommen, wenn er das nicht findet, was er zu finden geglaubt hatte.

Doch der Eindruck des Witzes ist nur vorübergehend. Der arme Scaron wagt' es nachher wirklich: so etwas von gewissen Defekten, die er wahrgenommen hatte, im Ernst

fallen zu lassen, und darüber ward sein unschuldiges Weibchen ganz natürlich böse.

„Wie — sagte sie und warf sich in die Brust — ein Fi gürchen, wie du, kann noch lange mäkeln? Ich dächte, du könntest froh seyn, daß ich dich genommen habe!“

Ei! wie das dem armen Mann aufs Herz fiel! Er wußte in der ersten Bestürzung nicht, was er thun oder sagen sollte. Es war ein schlechter Dank für das, was er für sie gethan hatte.

Aber er war nicht mehr zu retten, und mußte seine kleine Thorheit schwer büssen. Seine Frau achtete ihn nicht; und er ward endlich das Märchen der ganzen Stadt. Alle seine Munterkeit verließ ihn, sein Wiz ward schwach, seine Lebenskraft durch ewige eheliche Streitigkeiten ausgesogen und endlich starb er. Er war edelmüthig genug, sich nicht an seiner Frau zu rächen, sondern vermachte ihr sein ganzes Vermögen. Sie betrauerte ihn, so lange der Wohlstand es verlangte, obgleich sie ihn schon drei Tage nach seinem Tode vergessen hatte.

Indessen reichte das Vermögen, welches er ihr hinterlassen hatte, nicht zu um sich damit auf Lebenszeit in Ruhe zu setzen. Sie führte also den Entschluß, den sie schon vor ihrer Verheurathung gefaßt hatte, aus, und sah sich ernstlich nach einer Kondition um.

Eine von ihren Jugendfreundinnen aus Poitou hatte das Glück gehabt in Diensten der Frau von Montespan bis zu dem Posten des ersten Garderoben-Mädchens sich hinaufzuschwingen, und sich einen grossen Theil des Vertrauens ihrer Gebietherin zu erwerben. Diese sorgte für die Witwe Scaron und verschaffte ihr die Stelle einer Gouvernante in einem angesehenen adelichen Hause in — Portugal. Sie hatte freilich eine lange und beschwerliche Reise dahin, aber

sie

ſie ließ ſichs gefallen, weil ſie als Gouvernante ein gewiſſes Brod haben konnte, was ſie als Mätreſſe nicht gehabt hätte. Ueberhaupt ſchien ihr der Stand einer Mätreſſe ſo gefährlich und ungewiß, daß ſie nie, auch das kleinſte ihrer Netze aufſpannte, um ſich einen Mann zu fangen, der ſie als Geſellſchafterin unterhielte.

Während ſie ſich zur Abreiſe nach Portugal fertig machte, beſuchte ſie ihre Freundin bei der Frau von Monteſpan einigemal, um ihr für ihre freundſchaftliche Verwendung zu danken. Bei dieſer Gelegenheit fiel ſie der Frau von Monteſpan in die Augen, und ſie hatte das Glück, dieſe Dame aufmerkſam auf ſich zu machen. Sie ließ ſich ihre Geſchichte erzählen, und wunderte ſich, daß die Wittwe des berühmten Scaron als Gouvernante nach Portugal gehn wollte. Endlich that ſie ihr die Erklärung: ſie ſollte nicht nach Portugal reiſen, ſondern bei ihr in Paris bleiben.

Die Scaron war es gern zufrieden, weil ſie nun ein großes Feld für ihren Ehrgeiz eröfnet ſah. Sie wandte alles an, das Vertrauen einer Dame zu gewinnen, die den König ganz in Händen hatte, und verzweifelte nicht daran, mit der Zeit, durch die dritte Hand Frankreich zu regieren.

Alles gelang ihr. Wer zum König wollte, mußte durch das Vorzimmer der Monteſpan, wer zu dieſer wollte, mußte ſich von der Scaron führen laſſen, ſo kam es doch am Ende immer auf leztre an, ob ein Geſuch an den König gelangen ſollte, oder nicht. Dieſer Poſten war für ſie ſehr vortheilhaft, denn es kamen Geſchenke über Geſchenke, und in wenig Zeit hatte ſie ſich ein Kapital geſammlet, mit welchem ſie kühnlich allen Launen des Schickſaals in die Augen ſehen konnte.

Frau von Montespan konnte endlich nicht mehr ohne die Scaron leben. Sie entdeckte ihr alle ihre Geheimnisse; vertrauete ihr die Briefe ihres königlichen Liebhabers, und bediente sich ihres Kopfes, um sie gut zu beantworten.

Durch eine solche Antwort, die ganz von der Scaron herstammte, und voller Geist und Wiz war, ward der König aufmerksam. Er kannte seine Freundin Montespan lange genug, um zu wissen, daß sie solch ein Billet nicht schreiben konnte, und wollte sich Aufklärung darüber verschaffen. Er ging zur Montespan, und fragte sie geradezu, wer ihr das Billet diktirt hätte? Sie leugnete nicht, und nannte ihm die Scaron. Um ihn ganz zu überzeugen, holte sie auch das Concept von ihrer Hand herzu.

Der König fühlte Lust, die Scaron zu sehn; aber — zum Unglück — war sie nicht da! wenigstens sagte Frau von Montespan so. Sie glaubte, Ursach zu haben, keinen Blick des Königs vor sich vorbei und auf eine andre fallen zu lassen. Aber sie sollte einmal ihrem Unstern nicht entgehn.

Eines Abends trat der König unangemeldet zu ihr ins Zimmer und traf die Scaron bei ihr. Diese wollte sich aus Ehrfurcht entfernen, aber der König gab es nicht zu, hielt sie mit eigner Hand, und sagte ihr sehr viel Schmeichelhaftes über ihre Talente zum Briefschreiben. Sie empfing und erwiederte sein Lob mit so viel Geist und Feinheit, daß der König nicht umhin konnte, ihr ein paar Beifallathmende Blicke zuzuwerfen, welche der Montespan helle Schweißtropfen erpreßten.

Von der Zeit an, schrieb er öfter, als gewöhnlich, blos um das Vergnügen zu haben, seine Billets von der Scaron beantwortet zu sehn. Aber dabei blieb es nicht. Er zeichnete sie immer mehr und mehr aus, und endlich sahe man

deutlich, daß er noch etwas mehr an ihr liebte, als ihre Fertigkeit, gute Briefe zu schreiben.

Frau von Montespan sah' ihre wachsende Gunst mit neidischen Augen an, aber es war zu spät, ihr Wachsthum zu verhindern, da ausser dem Vergnügen, welches der König bei der Scaron fand, leztre noch alle ihre Vollkommenheiten des Geistes und des Körpers aufboth, um seine Aufmerksamkeit zu fesseln.

Dieser fühlte endlich selbst, daß ihm die Scaron nicht gleichgültig war; aber er that sich keinen Zwang an, und glaubte, seine Neigung zu ihr würde eben so schnell gehn, als sie gekommen war. Aber er irrte; seine Leidenschaft schoß mit verdoppelter Gewalt empor, und zwang ihn endlich, sich ihr zu entdecken.

Frau von Montespan hatte einmal Fieberanfälle, die sie nicht aus dem Bette liessen, und jeden nähern Umgang mit ihrem königlichen Liebhaber unmöglich machten. Was er also bei ihr nicht fand, sucht er bei der Scaron. Frau von Montespan hatte ihn gebeten, sie ein wenig ruhen zu lassen. Er erfüllte diese Bitte gern und ging in das Zimmer der Scaron.

Die übrigen Mädchen entfernten sich und liessen beide allein. Des Königs Herz war zu voll, um lange zu schweigen.

„Schon seit einigen Tagen — hub er an — fühl' ich ein kleines Etwas für Sie, das mehr als Wohlwollen ist. Wissen Sie nicht, was es ist?"

Madam Scaron zitterte vor froher Erwartung.

„Sie wissen nicht, was es ist?" — Es ist eine Frage, die mir schwer auf dem Herzen liegt: Wollen Sie unumschränkte Beherrscherin meines Herzens und meines Königreichs seyn?

Wie erfinderisch sind Ew. Maj. — erwiederte sie — wenn es darauf ankömmt, Ihre Dienerin ein wenig aufzuziehn, meine Briefe haben schon einmal Gelegenheit dazu gegeben, aber ich schätze mich glücklich, daß der größte Monarch mich zum Ziel seines feinen Witzes gemacht hat. Was thät' ich nicht alles, wenn ich Ew. Maj. ein Vergnügen damit zu machen wüßte.

„Nein, nein — erwiederte der König lebhaft — ich scherze nicht, ich will Sie nicht aufziehn. Es ist mein fester, völligster Ernst. Glauben Sie mir auf mein Wort, reizende Scaron, und erwiedern Sie meine Liebe!"

Ist es möglich, Sire, daß Sie sich so herablassen wollen — ich fühle zu lebhaft, wie unwürdig ich Ihrer Aufmerksamkeit bin, als daß ich mich von meinem Glück überzeugen könnte —

„Keine Ausflüchte, liebe Scaron — sagen Sie lieber gerad' heraus, Sie wollen mich nicht lieben — Aber, ich bitte Sie, denken Sie ein wenig auf das, was ich Ihnen gesagt habe. Denken Sie ein wenig drauf!"

Mit diesen Worten verließ er sie und ging zur Montespan zurück.

Madam Scaron überdachte alles, was er ihr gesagt hatte, noch einmal von Sylbe zu Sylbe, und es schien ihr, die feurige Art dazu genommen, mit welcher er zu ihr sprach, ziemlich gewiß, daß sie dem König nicht gleichgültig sey. Doch beschloß sie, ihm nicht sogleich mit dem ersten Schlag in die Arme zu fallen, sondern ihm die Eroberung noch ein wenig zu erschweren. Er machte ihr noch drei Visiten und jedesmal sandte sie ihn ohne deutliche Erklärung fort. Seine Leidenschaft wuchs mit jedem Tage, und ließ ihn weder Ruh noch Rast, bevor er wußte, ob er wieder geliebt würde oder nicht. Endlich fand' er ihr folgendes Billet:

„Ich

„Ich muß es gestehn, reizende Scaron — Ihr Widerstand nimmt mich Wunder! Ich wars gewohnt, daß man mir entgegen kam, daß man mir keine Bitte abschlug. Als König, glaubt' ich, bedürf' es nur eines Winks, um Damen-Herzen zu fesseln — aber an Ihrer Strenge seh' ich das Gegentheil! O, wenn Sie selbige ablegten, so wäre der Hauptzweck dieses Billets erreicht! Ich bitte und beschwöre Sie, reizende Scaron, geben Sie mir Gegenliebe — oder thun Sie nur wenigstens so, als wenn Sie mich liebten. Diesen Abend bin ich bey Ihnen, behandeln Sie mich aber sanfter, als vor zwei oder drei Tagen, sonst bringen sie den treusten der Liebhaber in Verzweiflung."

Ludwig.

Ihre Freude über dies Billet war unaussprechlich. Aber nun hielt sie es auch für Zeit, ihn aus der Ungewißheit zu reissen, und ihm ihre Liebe zu gestehn.

Sobald er am Abend zu ihr ins Zimmer trat, eilte sie ihm entgegen und umarmte ihn feurig. „Ich kann nicht länger widerstehn — rief sie mit erstickter Stimme — Sie sind mein König! Ihnen dank' ich alles!"

Ludwig genoß diesen Abend in ihren Armen das Glück, wornach er so lange geschmachtet hatte, in aller Fülle. Und er wußte ihre Nachgiebigkeit zu belohnen — nach einigen Tagen hieß sie Marquise von Maintenon und ward als solche Besitzerin ansehnlicher Güter.

Nicht umsonst hatte sie mit dem König das Bette getheilt sie wollte nun, daß er auch mit ihr den Thron theilte, und sie müßte nicht die Gattin des witzigen Scaron gewesen

seyn,

seyn, wenn ihr dieser Plan mißlungen wäre. In wenig Zeit hatte sie den König und alles, was von ihm abhing, so in ihrer Gewalt, daß ihr Lächeln zu Ehren und Würden erhob, und ihr Zürnen tief in den Staub stürzte. Es ward dem König in der Folge geradehin unmöglich, sich von ihrer Herrschaft loszureissen, wie viel tausend hülfreiche Hände von Seiten ihrer Feinde, ihm auch dabei gebothen wurden.

VIII.

Ludwig XV.

und die

Marquise von Pompadour.

VIII.

Ludwig XV.

und die

Marquise von Pompadour.

Der Vater der nachmaligen Marquise von Pompadour war Invaliden-Schlächter und hieß Poisson. Kurz nach seiner Verheurathung fand sich ein beträchtlicher Defekt in seiner Kasse, und um aller Strafe zu entgehn, flüchtete er, und hatte das Glück, nur in Effigie gehangen zu werden. Sein zurückgelaßnes schönes Weibchen hatte keine große Lust, sich über seine Entfernung tod zu grämen. Sie tröstete sich in den Armen zweier Liebhaber. Der eine hieß Paris und der andre Normant; beide waren bei der Finanzkasse angestellt. Wenn eine Frau die Umarmungen zweier Männer aushalten kann — so kömmt es ihr auch wol auf drei oder viere nicht an. Madam Poisson war mit ihrer Gunst nicht geizig.

Während ihres Mannes Abwesenheit kam sie mit einer Tochter nie'er — eben mit der nachmaligen Pompadour — welche genau berechnet, unmöglich von ihrem Manne seyn konnte. Paris und Normant glaubten beide gleiche Rechte auf das Kind zu haben. Vielleicht stritten sie sich um's Kaisers Bart — wer weiß ob nicht irgend ein andrer das Naherecht auf diese Ehre hätte!

Indessen gab Madam Poisson dem Herrn Normant den Vorzug, und wohl mit den besten Gründen. Er nahm die Vaterschaft ohne fernern Beweis an, und sorgte zärtlich

für

für seine Tochter. Sie lernte Tanz, Musik, Zeichnung, und zeigte dabei die größten Fähigkeiten. Ihre körperlichen Reize entwickelten sich und gingen mit den angenehmen Künsten Hand in Hand — kein Wunder, wenn die junge Poisson bald den Männerherzen gefährlich ward.

Der Neffe ihres angeblichen Vaters, le Normant d'Etiolles, war der erste, der in ihr Netz flatterte. Er hatte Gelegenheit, sie alle Tage zu sehn — und sah sie nicht ungestraft! Die junge aufblühende Rose erregte Wünsche in ihm, die mehr als zu ernstlich waren. Er entdeckte sie seinem Onkel und trat ganz in seinem Schutz, weil er von seinem Vater sehr viel und sehr gegründete Einwendungen wider diese Verbindung zu besorgen hatte.

Doch wurde auch dieser bald gewonnen, als er seinem Onkel nur erst auf seiner Seite hatte. Dieser versprach dem jungen Ehemann gleich bei seiner Heurath die eine Hälfte seines Vermögens zu geben und ihn als Erben der andern Hälfte einzusetzen. Der Vater müßte sein Geld und seine Familie nicht so lieb gehabt haben, wenn er sich unter diesen Umständen dem Glücke seines Sohnes hätte widersetzen sollen. Kurz die junge Poisson ward bald Frau D'Etiolles.

Es scheint übrigens, als wenn man bei dieser Verbindung das Herz nicht sehr zu Rathe gezogen hätte. D'Etiolles hatte nichts Anziehendes. Er war klein und verwachsen. Indessen besaß er einige Eigenschaften des Geistes, die einem wohl die Augen gegen seinen Körper zudrücken konnten, und hoffen ließen, daß er durch sie die Neigung seiner Gattin gewinnen würde. Ueberdieß blieb er immer Liebhaber und hatte nichts von der mürrischen ehelichen Laune; er besaß Vermögen und legt' es zu Putz und Vergnügungen seines Weibchens an; war nie eifersüchtig, so sehr er es bei ihren Reizen auch Ursach gehabt hätte, und ließ ihr alle Freiheit, die sie sich nur wünschen konnte.

Er

Er hielt beständig Gesellschaft, um ihr die Zeit zu vertreiben, und alles, was galant war, fand sich zu ihm, um seinem reizenden Weibe zu huldigen.

Es konnte nicht fehlen, daß sich auch einige Ungläubige bey solchen Gelegenheiten mit einschlichen, um sich zu überzeugen, ob eine Frau von ihren Reizen, wirklich einen kleinen verwachsenen Mann lieben könnte. Man machte ernsthafte Plans auf sie, und die Ungezwungenheit des Umgangs, und das Feuer der jungen Frau, gaben bald Gelegenheit zu Erklärungen in diesem Punkt. Madam D'Estiolles war nicht unbändig — sie hörte sie mit an.

Sie sandte nie einen Liebhaber mit ganz leeren Händen fort; doch waren ihre Gunstbezeugungen nicht von Wichtigkeit. Wenn man mit allem Feuer der Leidenschaft um nähere Erklärung in sie drang, so antwortete sie gewöhnlich: „Nur dem König zu gefallen, könnte sie ihrem Mann untreu werden!" Man nahm diese Aeußerung für Scherz, aber ihre Anstalten wurden bald ernsthafter. Es galt dem König wirklich und sie vergaß kein Mittel, um sich diese Eroberung zu erleichtern. Sie wußte, daß die Jagd des Königs gröstes Vergnügen war; auf einmal war es auch ihr gröstes Vergnügen. Sie ließ sich einen Jagdhabit machen, und staffirte ihn mit jenem feinen Geschmack aus, den man nachher so sehr an ihn bewunderte. So folgte sie dem König auf allen Jagden als Zuschauerin.

Sie unterließ nicht, dem König so oft zu begegnen, als möglich; aber sie hatte das bittre Herzleid zu sehn, daß alle ihre Bemühungen fruchtlos waren. Und sie wäre doch so leicht zu unterscheiden gewesen! Ihre Figur fiel zu sehr in die Augen, um nicht bemerkt zu werden. Er bemerkte sie auch wirklich, und erkundigte sich sogar nach ihr, aber er that es mit einer Art, die weder Verlangen noch Liebe verrieth.

Desto unruhiger machte ihre Erscheinung die Frau von Mailly. Diese Dame war zu der Zeit die erklärte Mätresse des Königs und hielt alle Zugänge zu seinem Herzen strenge bewacht. Die Absicht der D'Estiolles entging ihren scharfsichtigen Blicken nicht. Es fiel ihr schwer aufs Herz, daß sich der König nach ihr erkundigte; und um allen Folgen zuvorzukommen, ließ sie der D'Estiolles geradezu verbiethen, sich nie wieder auf den Jagden sehn zu lassen, bei Strafe, von dannen gehezt zu werden. Madam D'Estiolles war zu schwach, um sich zu widersetzen. Sie mußte sich in ihr hartes Schicksal fügen, und in bitterm Kummer alle ihre Hoffnung in die Lüfte gesprengt sehn!.

Hier ist ein kleiner Stillstand in ihrer Geschichte. Um aber den Leser unterdessen bei Laune zu erhalten, wollen wir einen kurzen Abriß von Ludwigs Liebschaften geben, welches zu besserm Verständniß des folgenden dienen wird.

Ludwig XV. vermählte sich in seinem funfzehnten Jahre mit der Prinzessin Maria, Tochter des Königs von Polen, Stanislaus Leczinsky. Obgleich seine Gemahlin sieben Jahre älter und die Verbindung überhaupt nach der unter den Grossen der Erde gewöhnlichen Art geschlossen war, ohne Neigung und Herz zu befragen, so lebte er doch mit derselben in schönster Eintracht. Die Königin hatte nichts Anziehendes, und ihr höheres Alter gab ihr die Miene der Gesetztheit; aber eine Folge von Erben bewies, daß diese beiden Stücke die eheliche Liebe nicht hinderten. Die Gewohnheit kam dem König zu Hülfe, und überdieß entdeckte er von Zeit zu Zeit immer mehr schöne Eigenschaften des Geistes an seiner Gemahlin, worüber er am Ende ihre körperlichen Fehler gänzlich aus den Augen verlor.

In diesem vortheilhaften Lichte sah sie der König beständig. Wenn es einige gewissenlose Hofschranzen wagten, ihn andrer Meinung zu machen, so wies er sie mit Verachtung

tung ab. Einer unter andern rühmte ihm bei Gelegenheit die Reize einer gewissen Dame mit Feuer und Enthusiasmus, und hoffte dem König dadurch Liebe zu ihr einzuflößen; aber er verstummte in tödlicher Verwirrung, als der König in ernstem Ton erwiederte: „Wie? Sie finden sie reizender, als meine Gemahlin?“ So führte er die Schurken ab, die sich durch die Verführung ihres Königs eine glänzendere Laufbahn eröfnen wollten, und er behielt diese rühmliche Gesinnung gegen zehn bis zwölf Jahr unverändert bei. Aber es war schwer, den verführerischen Beispielen eines verdorbenen Hofs auf immer zu widerstehn.

Man sagt, daß steigende Alter und die wiederhohlten Wochenbetten der Königin hätten bei ihr eine Kälte oder Gleichgültigkeit bewirkt. Auch ward der Unterschied der Jahre immer fühlbarer. Es kann seyn, daß dem König der erste Schritt zur Untreue viel Kämpfe mag gekostet haben; denn seine Gemahlin blieb ihm doch immer als Mutter einer zahlreichen geliebten Nachkommenschaft ehrwürdig, aber als er einmal die Schranken der Treue überschritten hatte, glichen seine Neigungen einem Strom, der lange Zeit in seine Ufer aufs engste verschränkt, endlich mit desto größrer Gewalt, alle Felder der Liebe durchströmt.

Aber deswegen verlor er die Achtung vor seiner Gemahlin nicht. Sie blieb ihm immer lieb und theuer, und die kleinste, so wie die größte ihrer Foderungen, wurde ihr gern und willig zugestanden.

Sobald der Kardinal und Minister Fleury, welcher den König erzogen hatte, seine veränderte Gesinnung bemerkte, hielt er es der Politik und Vernunft gemäß, ihm unter der Hand selbst einen Fingerzeig zu geben, auf was für einen Gegenstand seine Wahl fallen sollte. Er schob dem König die Frau von Mailly unter die Augen. Sie gefiel, und

hielt sich lange in seiner Gunst. Aber sie verdiente es auch. Ihre Uneigennützigkeit war ohne Gleiche, ihre Großmuth ohne Beispiel. Nie foderte sie etwas für sich, durch sie strömte die Güte des Königs immer auf Andre. Sie war mitleidig, sanft, gefällig, gütig, und man kann sagen, daß ihre vortreflichen Eigenschaften den Makel ihres guten Rufs völlig auslöschten.

Als sie der König verließ, warf er sich in die Arme einer ihrer Schwestern. Es waren eigentlich ihrer fünf — alle Töchter der Marquise von Nesle. Sie wurden nach der Reihe des Königs Mätressen, eine ausgenommen, die Frau von Flavecourt — nicht als wenn es ihr an gutem Willen gefehlt hätte, sondern weil ihr Gemahl so unhöflich war und sich verlauten ließ: „sie könnte, wenn sie wollte, ihm untreu werden, aber kein Gott der Erde und des Himmels sollte ihn hindern, ihr vors Gehirn zu brennen!“

Frau von Vintimille war die zwote in der Reihe. Sie hatte einen Sohn vom König. Ihr folgte Frau von Tournelle, die aber in kurzer Zeit, wie man sagt, vergiftet starb. Mit der Frau von Lauregais hatte der König nur eine übergehende Liebschaft. Sie war seine Vertraute bei seinen Angelegenheiten mit ihren Schwestern, und bey dieser Gelegenheit träufelte auch etwas von seiner Gunst in ihren Schoß.

Nachdem der König diese ganze Schwesterschaft durchgeliebt hatte, flatterte er eine Zeitlang von einer zur andern, ohne sich an Einer ausschliessend zu binden. Er genoß das Vergnügen der Unbeständigkeit in aller Fülle und nahm alles, was man ihm vorführte. Der Duc von Richelieu leistete ihm dabei die besten Dienste. Dieser hatte nach den kleinen Soupers, die der König zu Versailles

gab

gab, immer ein paar Mädchen bei der Hand, die ihm in ſein Kabinet folgten, und ihm vermuthlich die kecken Fliegen abwehren mußten, die ſo unverſchämt waren, ſich auf ſeine königliche Naſe zu ſetzen.

Doch war die Wahl des Düc nicht immer glücklich. Beiſpiele davon gaben die Dames de la Pepeliniere und von Portais. Der König ſandte beide zu ihrem groſſen Leidweſen unberührt von dannen. Die eine fand er zu affektirt, und die andre zu platt und zu bürgerlich. Ueberhaupt fiel ſein Geſchmack an dergleichen kleinen verliebten Streifereien, in kurzer Zeit. Er fand, daß ſie zwar alle ſeine Wünſche befriedigten, fühlte aber auch, daß ſie ihm den Geſchmack verdarben. Er ſehnte ſich nach reellerer Koſt, und wünſchte, in einer Einzigen Alles zu finden. Einmal ließ er ſich beim Schlafengehn gegen ſeinen Kammerdiener Binet etwas von dieſem Wunſche verlauten, und fragte ihn, ob er nicht irgend eine Frau oder ein Mädchen wüßte, die reizend genug wäre, um ihn zu feſſeln, und Geiſt genug hätte, um ihn in Feſſeln zu erhalten.

Binet wär hocherfreut über das Vertrauen, deſſen ihn ſein Herr würdigte. Er verſicherte: ihm ſei eine Perſon bekannt, die Sr. Maj. gewiß gefallen würde. Sie ſey ſeine Anverwandte, und habe lange Zeit eine zärtliche Neigung zu ihrem Herrn und König genährt. Ludwig ward neugierig und erkundigte ſich näher. Er erfuhr, was er wiſſen wollte, und verſicherte: auch er habe dies Weibchen ſchon bemerkt.

Und wer konnte dies anders ſeyn, als unſre Madam D'Eſtielles? Der König wünſchte eine geheime Unterredung mit ihr und Binet verſprach ſie ihm.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ſie nicht Nein geſagt haben wird. So auf einmal, nach einem ſchmerzli-

chen Aufschub, mit der Erfüllung ihrer süssesten Wünsche überrascht! Sie flog zur bestimmten Stunde nach dem Rendez-vous. Der König brachte eine Nacht mit ihr zu, und sandte sie den andern Morgen ziemlich kalt zu Hause.

Das hatte sie nicht vermuthet, und sie war in Verzweiflung. Der arme Binet nicht minder. Es gingen Wochen hin, ehe der König ihrer auch nur mit einer Sylbe erwähnte. Endlich wurden beide auf einmal aus ihrem Kummer gerissen. Der König erkundigte sich bei Binet lächelnd nach seiner Verwandtin. „O, sie ist immer mit ihrem König beschäftigt! — erwiederte dieser — Sein Bild ist mit feurigen Zügen in ihr Herz gegraben!“ — So? — erwiederte der König — Mein Verdacht war also ohne Grund! Ich glaubte, sie wäre wie andre Weiber, die entweder Ehr- oder Geldgeiz in meine Arme trieb. Aber ich muß dir gestehn, sie gefällt mir. Ich wollte nur sehn, wie sie sich bei meiner anscheinenden Kälte benehmen würde.

Nun ermangelte Binet nicht, ihm seine Anverwandte als das uneigennützigste, edelmüthigste Weib zu rühmen, das nicht den König, sondern den Mann liebte und ihr Leben für ihn liesse, ob sie gleich ihre feurige Leidenschaft so gleichgültig erwiedert gesehn hätte. „Wenn das ist — sagte der König — so laß Sie wiederkommen. Ich werde sie mit Vergnügen sehn!“

Sie kam, und dieses zweitemal umwand sie den König mit dem Faden der Liebe um und um. Sie besuchte ihn von nun an Nacht vor Nacht, und bracht' es endlich so weit, daß er nur für Sie lebte.

Man sagt, daß ihr die feinen Lehren ihrer sehr erfahrnen Mutter bei dieser Gelegenheit die wichtigsten Dienste gelei-

geleistet hätten. Sie fielen bei der Tochter nicht auf den heissen Stein, und mußten bei den großen natürlichen Anlagen derselben unter ihren Händen nothwendig gewinnen.

Es war unvermeidlich, daß Herr D'Estielles bei den wiederholten Nachtvisiten seiner Frau, allmählig ein Jucken vor seiner Stirn empfinden mußte. Aber diese erwartete nicht erst den Ausbruch seiner Unruh und Besorgniß. Sie zeigte ihm bald durch einen herrischen Ton, wie es mit ihrer Treue stand. Er wollte Mannesrecht brauchen, aber Frau D'Estielles flüchtete nach Versailles und fand Schuz. Ihr armer Mann war in Verzweiflung, denn er liebte sie zum Sterben. Noch einmal wandt' er alles an, um sie zurückzubringen — zum Lohn dafür hatte er in wenig Tagen ein Lettre de cachet auf dem Zimmer, der ihn nach Avignon verwies.

Was sollt' er thun? Er mußte gehorchen. Aber Unwillen und Kummer wirkten so stark auf ihn, daß er in ein hitziges Fieber fiel, welches ihn dem Tod sehr nahe brachte. Indessen wirkten die Vorstellungen seiner Freunde endlich soviel, daß er sich beruhigte, und als nur erst die Seele gesund war, folgte der Körper bald nach. Nun arbeitete er an Zurückberufung nach Paris. Man bewilligte sie ihm gern, aber mit dem Beding, daß er sich um seine Frau nicht fernerr bekümmern sollte. Er versprach es, und dem war nicht undankbar gegen ihn. Ehrenstellen und Aemter suchten ihn, und wenn er etwas für sich oder für seine Freunde bat, ward es ihm nie abgeschlagen. Wenn er auch seine Frau nicht besuchen durfte, stand er doch beständig in Briefwechsel mit ihr. Wenn sie Willens war auszugehn, so that sie es ihm jedesmal vorher kund, um zu verhüten, daß sie sich nicht einmal in den Wurf kämen. Dies geschah vielleicht um nicht die Blicke und Erwartung des Publikums, wie sie sich

in solchem Fall benehmen würde, auf sich zu ziehn, oder es konnte auch Schaam seyn, einem Gemahl unter die Augen zu treten, den sie so empfindlich beleidigt hatte. Er that von seiner Seite, was er konnte, um sie zu vergessen und hielt sich Schaaren von Mätressen, welchen er sich ohne Rückhalt überließ.

Unterdessen war das höchste Bestreben seiner Gattin, die Fesseln immer dichter und enger um den König zusammen zu ziehn. Seine schwache Seite entging ihrer Feinheit und ihrem Forschungsgeist nicht, und sie brachte es in kurzer Zeit dahin, daß er fest glaubte: es könne auf der Welt keine Person geben, in deren Arme er seine Tage so ruhig und glücklich verleben könnte.

Sie hatte ihm abgemerkt, daß ihm niemand lieber war, als der ihm Zeitvertreib verschafte. Seine natürliche Ungeduld wollte ununterbrochen beschäftigt seyn, und fand sich nur die mindste Lücke, so quälte ihn die tödtlichste Langeweile. Er konnte in der That nicht glücklicher wählen, um sich dieses Uebel vom Leibe zu halten. Denn Frau D'Etioles verband mit den anziehendsten körperlichen Reizen, die große Kunst, kleine Sachen durch einen lebhaften Vortrag und witzigen Scherz, hervorzuheben, und niemand erzählte ein Hof- und Stadthistörchen mit so viel Leben und Anmuth. Dabei sang sie, und spielte fast alle Instrumente. Sie tanzte mit nymphenhafter Geschmeidigkeit, Feinheit und Grazie, und war Meisterin in der Kunst, ihre Talente und Vollkommenheiten immer zur rechten Zeit ins vortheilhafteste Licht zu setzen. Ihr Scharfsinn ging so weit, daß sie den Moment genau wußte, wo ihre Wirkung aufhörte — plötzlich wurde dann die Bühne verändert, und sie warf die Zuschauer von Bewunderung in Bewunderung. Ueberall floh die Langeweile vor ihr, als ihrer fürchterlichsten Feindin. Sie ward in Sachen des Geschmacks das Orakel

des Hofs und der Stadt. Keine Lustbarkeit war anziehend, wenn sie dieselbe nicht ersonnen und angegeben hatte. Jeder Finger ward a la Pompadour ins Wasser gesteckt und a la Pompadour wieder herausgezogen. Bei den kleinen Soupers, die der König so sehr liebte, und die nur aus einigen ausgesuchten Personen bestanden, welche nur als Freunde und nicht als Unterthanen eingeladen wurden, spielte Frau D'Estiolles die Hauptperson. Sie war Leben und Seele des Ganzen, und der König hatte gegründete Ursach zu glauben, daß sie zum Glück und Vergnügen seines Lebens höchstnothwendig geworden. Die Unbeständigkeit schien aus seinem Herzen verbannt zu seyn.

Nichts war ihm zu lieb, wenn es drauf ankam, ihr Proben seiner Liebe zu geben. Er war sonst sehr wirthschaftlich, aber der D'Estiolles und in ihrem mächtigen Umfang war es aufbehalten, die Schleusen seiner Freygebigkeit zu öfnen, und sie strömend über sich und die ihrigen wegzuleiten.

Ihr gab er ein Marquisat und den Titel Marquise von Pompadour.

Ihr Vater, der es nur insofern war, weil er sich mit ihrer Mutter vermählt hatte, erhielt Verzeihung und ward auf seine übrige Lebenszeit aufs Sanfte gesezt. Schade daß ihre Mutter schon tod war, sonst würde sie auch keinen geringen Theil an des Königs Gnade gehabt haben.

Ihr Bruder, ein höchstunbedeutender Mensch, ward zum Marquis von Vandiere gemacht. Aber er verbat sich diesen Titel, weil ihn die Hofleute zum Marquis D'Avantier (Marquis von Vorgestern) spöttelten, und erhielt dafür den Titel Marquis von Marigny, mit den ansehnlichsten Ehrenstellen.

Als die Marquise den König einmal zum Geben gestimmt hatte, ward es ihm nach und nach zur Gewohnheit. Er ließ sie mit beiden Händen in seine Börse greifen und sie griff herzhaft. Ausser den unermeßlichen Summen, die drauf gingen, um das prächtige Leben zu unterhalten, welches er mit ihr führete, nahm sie noch größere für sich, und sandte sie entweder in die größten Bänken von Europa, oder wandte sie zu prächtigen Gebäuden und zum Ankauf ansehnlicher Ländereien an.

Man kann sich leicht denken, daß es ihrem wachsenden Glanz nicht an Neidern werde gefehlt haben. Hohe und Niedre verbanden sich wider sie — erstre, um sie stürzen, leztre um sie zu schmähen. Aber ihr rastloser Geist riß sie aus allen Gefahren, und mit jeder sezte sie sich in der Gunst des Königs um einige Grade fester. Minister wurden abgesezt und Prinzen vom Geblüte mußten sich demüthigen, wenn sie es gewagt hatten, ihr die Spize zu bieten.

Nachdem sie einige Jahre auf diesem Fuß mit dem Könige gelebt hatte, stieß ihr ein weibliches Uebel zu, welches sie zu den feurigen Umarmungen eines brennenden Liebhabers unbrauchbar machte. Die Aerzte wiederriethen dem König allen Umgang mit ihr. Alles triumphirte und hielt nun ihren Sturz für gewiß!

Aber die Marquise hatte Reize, die anziehender waren, als alle körperliche Schönheit. Sie konnte die Begierden des Königs nicht mehr befriedigen, aber seinem Herzen blieb sie unentbehrlich. Man staunte, man wunderte sich — aber es war und blieb so. Sein Hang zum Vergnügen und Zeitvertreib, konnte von niemand so befriedigt werden, als von ihr. In jeder andern Gesellschaft gähnte er — nur unter ihren Augen nicht.

Ohn-

Ohngeachtet ſie ſahe, daß ſie als Liebhaberin unbrauchbar war, regte ſich doch Eiferſucht bei ihr, wenn ſie bemerkte, daß die Blicke des Königs auf andre Gegenſtände eilten. Sie war in beſtändiger Unruhe; aber es fehlte ihr nie an Mitteln, ſich aus derſelben zu reiſſen. Unter andern erſchien einmal eine gewiſſe Frau von Brionne am Hofe, und man glaubte, nicht ohne Abſichten auf den König. Es war eine vollkommne Schönheit, die auch ihres Zwecks nicht verfehlte. Der König konnte ſeine Blicke nicht von ihr loswinden, und brach in Gegenwart der Pompadour in ein feuriges Lob ihrer Reize aus. Um allen Folgen zuvorzukommen, wußt' es leztre ſo einzulenken, daß man dem Prinz Karl von Lothringen hinterbrachte: die Gemahlin ſeines Neffen ſey von Seiten des Königs in Gefahr. Der Prinz war im Punkt der Ehre ſehr empfindlich und raſtete nicht eher, bis er ſeinen Neffen Brionne vermogt hatte, ſeine Gemahlin auf der Stelle vom Hofe zu entfernen.

Wir haben ſchon erzählt, daß ſie nichts ſparte, um ihre Habſucht zu befriedigen — ſo ging es nun auch mit ihrem Ehrgeiz. Der Titel: Mätreſſe des Königs behielt doch immer (ſo glänzend er auch war) eine unvortheilhafte Nebenidee, die ſie gänzlich zu verjagen ſuchte. Je gröſſer ihr Glanz würde, dachte ſie, deſto leichter würde ſie verſchwinden, aber ſie ſchloß fehl. Je höher der Standort war, von welchem ſie ſich den Augen der Welt zeigte, deſto leichter konnte ſie um und um in ihrer ganzen Gröſſe geſehn und bekritteit werden. Indeſſen ſie handelte nach dieſem falſchen Grundſatz.

In dem Zimmer, wo ſie Kour annahm, durfte weiter kein Stuhl ſein, als ihr Lehnſtuhl. Es war eine beſondre Gnade, die nur dem König wiederfuhr, wenn ſie noch einen Stuhl hinſezen ließ. Die Prinzen vom Geblüt, die Kardi-

näle

näle und andre Personen vom ersten Range bekamen keine Stühle, doch wagte sie es auch nicht, sich zu sezen, sondern stand so lange bis sie sich entfernten. Einmal machte ihr der Marquis von Souvre seine Aufwartung. Sie saß und er mußte stehn. Aber dies ward ihm um die Länge zu sauer. Er sezte sich also geradezu auf den einen Arm ihres Lehnstuhls, und führte so die Konversation fort. Die Marquise ward über diese unerhörte Dreistigkeit Feuer und Flamme, und beklagte sich in dem ersten Ausbruch ihres Zorns über diese erlittene Beleidigung gegen den König. Dieser stellte den Marquis bei der nächsten Gelegenheit zur Rede: „Mein Gott — erwiederte der Marquis — ich war verteufelt müde, und hatte keinen Stuhl; ich mußte mir helfen, wie ich konnte!" Der König lächelte über diese kavaliere Antwort, und da der Marquis überdies eine Art von Günstling war, so endigte sich diese Geschichte gut. Jeder andre hätte an sich die traurige Erfahrung machen müssen, was das heißt, sich auf die Stuhllehne einer Pompadour zu sezen.

Zu ihrem Dienst hatte sie einen Edelmann aus einer der ältesten Familien; ihrem Haushofmeister verschaffte sie den Orden des heil. Ludwig. Es nahm sich hübsch aus, wenn der Mann mit dem blauen Ordensbande, und dem funkelnden Kreuze, die Serviette unter dem Arm hinter ihrem Stuhl stand!

Sonst machte sie noch auf eine Menge anderer Ehrenbezeugungen, die nur Personen vom höchsten Rang zukamen, Ansprüche, und sezte sie durch, mit List oder Gewalt. So hatte sie unter andern den Einfall, Kammerdame der Königin zu werden. Leztre widersezte sich nicht hizig, äusserte aber gewisse Einwendungen dagegen unter den Augen des Königs, die ihn in die traurige Verlegenheit sezten, entweder eine über alles geliebte Mätresse, oder eine über alles hochgeach-

achtete Gemahlin zu beleidigen. Lezre hatte unter andern die Einwendung gemacht, eine Frau, die von ihrem Manne getrennt lebte, und welcher man nicht einmal das heilige Abendmal gewährte, könnte unmöglich ihre Kammerdame werden. Wie bald wußte die Marquise diese Hindernisse aus dem Wege zu räumen! Sie wußte von ihrem Manne eine förmliche Erklärung zu erhalten, daß er sich ganz von ihr lossagte, und nun drängten sich die Priester, ihr das Abendmal zu reichen. Bald darauf ward sie wirklich Kammerdame der Königin.

Sobald es bekannt ward, daß die Marquise zu den Umarmungen des Königs unbrauchbar geworden, drängte sich eine Menge von Damen um den König das Herz zu rauben, und alle Hofleute beeiferten sich um die Wette, eine andre auf ihren Plaz zu schieben.

Einem der leztern gelang es, des Königs Begierden rege zu machen. Er zeigte ihm bei einer Gelegenheit das Bildniß eines ausserordentlich schönen Mädchens. Der König ging alle ihre hinreissenden Züge mit steigender Unruhe durch, und gestand endlich: er sey begierig zu wissen, ob das Original der Schönheit der Kopie entspräche, kaum könn' er glauben, daß die Natur solch ein Meisterstück gebildet habe. Der junge Hofmann versicherte, der Maler habe nicht geschmeichelt, wenn Maj. wollten, könnten Sie sich selbst davon überzeugen.

Das Mädchen, wovon die Rede ist, war kaum 14 Jahr alt. Sie war in Frankreich gebohren, aber ihre Eltern waren aus Irland herübergekommen und nannten sich Murphy's. Diese Familie befand sich in so schlechten Umständen, daß die eine Tochter der Malerakademie zum Model diente, und die zweite (eben die, deren Portrait der König gesehn hatte) auch dazu bestimmt war.

Bei ihrem ersten Anblick versicherte der König, die Kopey habe dem Original Unrecht gethan, er fände das Mädchen unbe-

beſchreiblich reizend. Alles, was er an ihr ſahe, bezauberte ihn. Ihr feiner friſcher Teint, der einer aufknoſpenden Roſe Ehre machte, wenn man ihn mit ihr verglich, ihre jugendlichen Reize, von einer ſanften Schaam gehoben, die ihren Jahren unter den Augen eines Monarchen, ſo natürlich war, und die ihre Unſchuld noch anziehender machte — alles dies regte in dem König ein Verlangen, welchem er nicht widerſtehen konnte und wollte. Er zerknickte dieſes reizende Blümchen, welchem ſich noch keine frevelnde Hand genahet hatte. Ach! zu ſchön für einen König, deſſen Nerven durch Künſtelei, gegen den liebevollen, herzlichen Reiz der unverdorbenen Natur unempfindlich geworden waren.

Die junge Murphy ward alſo die kleine Mätreſſe des Königs. Er hatte keine Luſt, ſie bei Hofe zu produziren, ob er gleich überzeugt war, daß ihre Schönheit den Kaiſerinnen diente. Aber er fürchtete mit Recht, daß ſie ſich durch ihre ungekünſtelten Manieren, durch ihre geringe Weltkenntniß, und durch eine kindiſche Bewunderung, welche ihr jeder noch nicht geſehene Gegenſtand erpreſſen mußte, den Spott und die Höhnereien des Hofes zuziehn würde. Deshalb hielt er es für rathſam, ſie an irgend einem entlegenen Hauſe für ſich zu hegen. Er war nur in Verlegenheit, wo er ein Oertchen für ſie finden ſollte, welches er ohne bemerkt zu werden beſuchen konnte.

Aber ſeine Freundin Pompadour riß ihn bald aus dieſer Verlegenheit. Sie war noch obendrein ſo großmüthig, ſich zu ſtellen, als wenn ſie nicht wüßte, was ſie ihm für einen groſſen Dienſt damit erwieſe.

Der König konnte keinen Schritt thun, von dem ſie nicht durch ihre Aufpaſſer Nachricht erhielt, mithin wußte ſie dieſe kleine Streiferei früher, als alle andere. Sie mußte freilich einen ſolchen Schritt von ihm erwarten; aber da er nicht ge-

fährlicher war, als dieser, gab sie sich bald zufrieden. Von einem jungen Mädchen, welches geradehin nichts anziehendes hatte, als ein hübsches Gesicht, und einen kleinen, runden Busen, hatte sie für ihr Ansehn nichts zu fürchten. Ueberhaupt schien diese Wahl des Königs ihrem Interesse so gemäß und günstig, daß man nicht unwahrscheinlich vermuthete, sie sey durch ihre eigene Vermittelung zu Stande gekommen. Wenigstens war es der beste Weg, den sie nehmen konnte, wenn sie die Augen zudrückte und that, als höre und sehe sie nichts.

Sobald sie also erfuhr, daß der König um ein Haus in Verlegenheit sey, wo er seine kleine Mätresse unterbringen könnte, nahm sie die Gelegenheit, ihn zu bitten, daß er ihr ein kleines Landhäuschen, welches ihr sonst sehr lieb gewesen war, abnehmen und ganz nach Willkühr damit verfügen möchte. Der König nahm dies Anerbiethen mit Freuden an, und um so rühriger, da ihr auch nicht der kleinste Zug entschlüpfte, der ihn hätte können vermuthen lassen, daß sie gut wüßte, welchen Gebrauch er davon zu machen gedächte.

Dies Häuschen, welches man die Eremitage der Pompadour nannte, war an sich nicht glänzend. Es war klein und nahm sich aus, wie ein Pachterhof. Aber im Innern herrschte der feinste Geschmack. Alles, was zum Gebrauch oder zur Zierde diente, war von bezaubernder Nettigkeit und mit Geist und Feinheit angeordnet. Man fand alles daselbst, was der Bestimmung eines Sommerhauses entsprach. Gemälde von der Hand der größten Meister, auf welchen Landschaften, ländliche Spiele, Feste und Vergnügungen in den lachendsten Farben lebten; kleine Bilder von Hirten und Hirtinnen, waren mit Geschmack vertheilt, und schienen durch eingestreute Zeichnungen von alten grauen Eremiten in Glanz und Schönheit des

heben zu werden. Alle Zimmer waren mit feinen persischen Tapeten ausgeschlagen, und gaben ihnen, nebst den Möbeln, die in eben dem Geschmack aufstaffirt waren, einen lachenden lebendigen Anblick. In den anstossenden Gärten ward die Natur nicht unter der Scheere gehalten, und alle ängstliche Regelmäßigkeit war aus denselben verbannt. Man sahe da unter frischen, düftenden Rosen, eine schlanke Tiane, und unter Schasmin und Myrthen einen reizenden Endimion. Ueberall dicht verwachsene Berceau's, deren traulicher Schatten zu süssen Schwärmereien der Liebe einlud, überall blühende Blumenstücke, deren mannigfacher himmlischer Duft die verklärten Sinne berauschte, und sie in ein süsses, schmachtendes Hinsterben einwiegte.

Den Ein- und Ausgang des Gartens umkränzten ofne Arkaden, die eine Art von Amphitheater bildeten, dessen Oberfläche mit Blumen und Orangerien aller Art besezt war. Terrassen, Fontainen, kleine Wasserfälle waren in diesem kleinen Umfang, ohne Ueberladung zusammengedrängt und kurz, keine der entzückenden Schönheiten, welche die Kunst der Natur oft abstiehlt, ohne daß sie es bemerkt, war in diesem Zaubersiz vergessen.

Dieser süsse Aufenthalt war für die kleine Murphy bestimmt. Ihre Person und Gemüthsart glichen demselben auch in der That, weit mehr, als seine ehemalige Besizerin. Der König begab sich so oft zu ihr, als ihn Lust oder Leidenschaft rief. Er hätte hier, unter den geselligen Beschäftigungen der stillen Zurückgezogenheit, seine glücklichsten Stunden durchleben können, wenn sich sein verstimmter Geschmack mit stillen Naturschönheiten hätte befrie-

edigen lassen. Aber er hatte der Gerichte a la Pompa-
ur zuviel und zu oft genossen, um einem andern, wel-
s aus den unschuldigen Händen der guten Mutter Natur
n, Geschmack abzugewinnen.

Indessen sezte er seine Besuche bei der jungen Murphy
paar Monate hindurch fleißig fort. Sie führte ein sehr
fsches und zurückgezogenes Leben. Nur sehr wenigen
fdamen war der Zutritt zu ihr erlaubt. Aber auch
se wenigen sah sie nicht ohne Gefahr, so giftig ist
r Umgang des Hofes. Folgender kleine Zug mag es
weisen.

In einem dieser glücklichen Momente, wo der König
n allem Zwang seiner Würde befreit, mit seiner kleinen
uberin scherzte und kos'te, wo sich die Liebe Freiheit
bt und nimmt, fragte die kleine Murphy den König schä-
nd, und mit einem kleinen spöttelnden Air: Wie stehts
n mit ihrer alten Frau? — Dem König drang diese
age, die in ihrem Munde äuserst unschuldig und naiv
r, ins Innerste, denn er konnte leicht sehn, daß sie nicht
s ihren Mittel kam. Er zog die Augenbraunen zusammen
sich in die Lippen, sah sie ernsten Blicks an, und befahl
, auf der Stelle die Person zu entdecken, die ihr
sen Ton angegeben hätte. Das arme Mädchen er-
ack zum Zittern über seinen Unwillen, warf sich
n zu Füssen, beichtete und verrieth die Marschallin
Ltrees.

Diese Dame war lange Zeit eine eifrige Freundin der
mpad ur gewesen. Aber so wie der Wind die Weiber-
zen usammen bläs't, so bläs't er sie auch auseinan-
. Beide zerfielen über die geringfügigste Ursach, und

haßten sich nun eben so sehr, als sie sich vorher zu lieben schienen. Aus dieser Ursach hatte sich die Frau D'Estrees zur kleinen Murphy gehalten, Bekanntschaft mit ihr gemacht, und ihr jene Frage an den König in den Mund gelegt, die jene alte Favorite um so lächerlicher machte, je unschuldiger und unbefangner der Mund war, dem sie entschlüpfte. Aber sie bekam der Urheberin übel. Sie ward vom Hofe verwiesen, und ihr Gemahl mußte bei hundert Gelegenheiten büßen, was ihre Zunge verbrochen hatte.

Der König war zu gerecht und großmüthig, als daß er auch die kleine unschuldige Fragerin seinen Unwillen hätte fühlen lassen. Weil aber das Vergnügen, welches sie ihm machte, gegen jenes gerechnet, worin ihnen die rastlose und erfinderische Pompadour einwiegte, zu sehr unbedeutend war, und weil sich Spuren einer Schwangerschaft anmeldeten, so brach er mit ihr, und verheurathete sie.

So endigte sich diese Liebschaft und die Marquise saß in seinem Herzen fester als je. Alles, was sie wollte, wollte auch er. Wenn sie sagte, der Minister ist Ihnen untreu — „Ja, er ist mir untreu!" — Er muß abgesezt werden — „Ich will ihm kund thun" — Jener ist ein geschäftiger, einsichtsvoller, gewissenhafter Mann — „Ja, er soll an Jenes Stelle rücken!" — So gab sie den Ton an, und der König betete nach. Zuweilen kam er etwas zum Nachdenken, aber es dauerte nicht lange.

Einmal kam er nach Paris. Das Volk umgab seine Karesse, aber nicht mit der gewöhnlichen Heiterkeit und Freude. Anstatt daß es sonst hieß: es lebe der König! erschall jezt die Luft von den ängstlichen Ausrufungen:

Brod!

Brod! Brod! Brod! Die Leibwache war nicht vermögend, dem ungestümmen Volke Einhalt zu thun, und der König mußte sich zurückziehn.

Dieser kränkende, beleidigende Vorfall griff dem König ans Herz. Er beschäftigte sich den ganzen Weg nach Versailles damit und die traurigsten Gedanken peinigten ihn. Als er auf seinem Schlosse ankam, war sogleich eine der Kreaturen der Pompadour bei der Hand, um ihn zu trösten. „Das Volk ist höchst unbillig und ungerecht — sagte dies Ding. Es würde um Brod schreien, wenn es auch bis über die Schultern im Getraide säße. Das Brod ist jezt auf so niedrigen Preis, daß es nicht die mindste Ursach zum Klagen hat!".

Der wackre Marquis von Souvre, welchen wir oben bei dem Lehnstuhl der Pompadour kennen lernten, konnte diese offenbare Unwahrheit nicht mit kaltem Blute anhören. Er nahm eilig Huth und Handschuh und that, als wenn er plözlich zum Zimmer hinaus wollte. „Wohin?" rief der König. — Meinen Haushofmeister hencken lassen — erwiederte der Marquis — Der Schurke rechnet mir das Brodkorn dreimal so hoch an als sonst. Er betrügt mich. Der Ehrenmann da, sagte ja, das Brod sey jezt nicht theuer!

Alle Anwesende lachten; aber es schien, als wenn sichs der König gar nicht annähme. Er brauchte die

Leute

Pompadour zu nothwendig, als daß er ihr bloß deswegen, weil seine Unterthanen nach Brod schrien, den Abschied hätte geben sollen. Und wer stand ihm denn dafür, ob es nicht eine angestellte Karte von ihren Feinden war? Sie konnten ja das Gesindel, das um Brod schrie, gedungen haben! Dieser Gedanke beruhigte ihn völlig. Die Marquise blieb noch lange nachher im ungestörten Besitz seiner Gnade, und man kann sagen, daß nicht er, sondern sie das große Frankreich regierte.

Kleine

Prosaische Schriften,

vom

Verfasser des Moriz.

Erstes Bändchen.

Weimar, 1788.
in der Hoffmannischen Buchhandlung.

Vorbericht.

Diese kleinen Aufsätze sind seit zwey oder drey Jahren nach und nach im Deutschen Merkur und Museum einzeln erschienen. Vielleicht bin ich zu zärtlich gegen diese meine Kinder, die vielleicht in eben dem Monat, worin sie gebohren wurden, zu sterben und nie wieder erweckt zu werden, verdient hätten: indessen, wenn ich diese väterliche Mühwaltung nicht übernommen hätte, so hätte es ein schmutziger Nachdrucker, der schon andre meiner Aufsätze häßlich verunstaltet hat, unberufen

ſtatt meiner gethan. Wenigſtens gewinnen die Leſer, die Unterhaltung ſuchen, bey dieſer ſelbſtveranſtalteten Ausgabe ſo viel: daß die Aufſätze von neuem durchgearbeitet, verbeſſert, und richtig und ſauber abgedruckt ſind, mithin weder ihrem Geſchmacke, noch ihrem Auge, ſo unbehäglich und widerlich ſeyn können, als die unſaubre Arbeit eines privilegierten Kaiſerlichen oder Fürſtlichen Großhändlers mit geſtohlnen Waaren. Weimar den 3. April. 1782.

Friedrich Schulz.

I.

Kinderſtreiche meiner Phantaſie.

I.

Kinderſtreiche meiner Phantaſie *).

Ich hatte bis in mein vierzehntes Jahr eine Erziehung erhalten, die mich zu jedem Stande geſchickt machte. Aber meine Hauptneigung gieng um dieſe Zeit aufs Studieren. Ich konnte mir nichts reizenderes denken, als in einem weiten ſchwarzen Talar

*) Dies ſind Geſtändniſſe eines alten Biedermannes, der ſich wundern würde, wenn er ſie gedruckt ſehen ſollte. Aber er wünſchte einmal ſelbſt, daß er den Roman ſeines Lebens ſchreiben könnte, und glaubte, daß er für Jung und Alt nicht ohne Nutzen ſeyn würde. Ich war eben der Meynung, und ſkizzirte nach und nach die Hauptſprünge ſeiner Seele, wie er ſie zu nennen pflegte.

auf der Kanzel zu stehen und die Gemüther meiner Zuhörer nach Belieben zu rühren oder zusammenzuschütteln. Mein groſses Vorbild war der Pfarrer unseres Dorfes, ein Mann von unerschütterlicher Redlichkeit, Sanftmuth, väterlicher Güte, den seine Gemeinde auf den Händen trug, und den sie als leiblichen und geistlichen Arzt, als Vater, Erzieher und Friedesstifter liebte und schätzte. In seine Fuſstapfen mit der Zeit zu treten, schien mir das höchste Glück auf Erden.

Mein Vater brachte mich also auf eine öffentliche Schule. Auf einmal lebten ganz neue Ideen und Bilder in meiner Phantasie: die alten erloschen nach und nach, oder drängten sich in eine neue Form zusammen. Auf unserer Schule wurden die klassischen Autoren mit Enthusiasmus getrieben. Unser Rektor setzte das Nonplusultra aller Gelehrsamkeit in Commentare über alte Schriftsteller. Dabey war er ein freundlicher Mann;

ich

ich hatte die Erlaubniß, so oft zu ihm zu kommen, wie ich wollte, und jedesmal traf ich ihn bey einem alten Schriftsteller an; jedesmal war er ein warmer Lobredner der Philologie, und ließ nicht ab, mich zu ermahnen, in diesem Fache vorzüglichen Fleiß anzuwenden. Sein Beyspiel hatte schon mehr als zu viel Autorität über mich. Ich arbeitete Tag und Nacht um Lateinisch und Griechisch zu lernen, und hatte bald die Befriedigung, meinen Fleiß öffentlich rühmen zu hören. Nun hielt mich nichts mehr! Wenigstens ein Gravius und Burmann mußt du werden! dachte ich, und machte nun alle Anstalten dazu. Ich nahm einen Bogen Papier, schrieb ein Kapitel aus dem Cornelius Nepos ab, und ließ unten Platz zu Noten und Commentar. Mit unsäglicher Mühe und eisernem Fleisse brütete ich über diesem Küchlein; aber als es entwickelt war, sagte mein Rektor: es würde nicht lange leben, es wäre zu früh ausgekro-

chen! Man denke ſich mein Staunen, Mit ſo viel Fleiß und Mühe nichts Geſundes hervorgebracht zu haben — das war bitter! Meine hohen Ideen von der Commentatorsſchaft erlitten einen groſſen Stoß!

Dazu kam, daß mich mein Vater in den Oſterferien zu ſich auf das Land holte. Ich war wie von neuem geboren. Die ſchöne, unangeſteckte, heitere Landluft, das Wandern zwiſchen grünen Saaten, unter blühenden friſchen Bäumen, das junge Vieh — kurz die ganze neubelebte Natur hatte für mich einen Reiz, den ich nicht beſchreiben kann. Es kam mir kein Gedanke ans Commentieren ein. Mein Wunſch, mit der Zeit die Herzen meiner Zuhörer zu rühren, war auch nicht lebhaft mehr: das Commentieren hatte ihn niedergedrückt, und der Tod des alten Predigers, der mein groſſes Vorbild war, kam dazu. Ein jüngerer trat an ſeine Stelle: er gefiel der Gemeinde nicht, meinem

nem Vater nicht — mithin auch mir nicht. Kurz, meine Neigung zur Kanzel gieng gänzlich verloren.

Die Ferien neigten sich zum Ende. Mir ward bange. Predigen und Commentiren — beydes hatte keinen Reiz mehr für mich. Ich ward mit jedem Tage niedergeschlagener, und mein Vater erkundigte sich endlich nach der Ursache. Es war an einem schönen, heitern Frühlingsmorgen, der Himmel, das Feld, die Fluren — alles bemächtigte sich meiner Phantasie so stark, daß ich mich nicht mehr halten konnte. Zuerst klagte ich über das alte finstere Schulgebäude in der Stadt, über den engen Zustand, worin ich daselbst lebte, und endlich gestand ich rund heraus: ich hätte nicht Lust zum Studieren.

Mein Vater wunderte sich; ließ mir aber meinen Willen, denn er sahe es im Grunde lieber, wenn ich bey der Wirthschaft blieb. Von dem Tage an ward ich Oekonom. Ich

ritt, sahe säen, pflügen, Holz fällen, und war bey allen ländlichen Arbeiten mit Lust und Liebe. Aber die schöne Jahreszeit dauerte nicht immer. Es traten schwüle, unerträglich heisse Tage ein; der junge Oekonom mußte dennoch aufs Feld, mußte sich ausbraten lassen und durfte nicht mucksen, wenn man ihm nicht alle Talente zum Landwirth absprechen sollte. Nun wünschte er sich in den finstern, aber kühlen Kreuzgang der alten räuchrigen Schule zurück, und hätte alles hingegeben, wenn er in dessen Kühlung hätte studieren können. Schon diese und dergleichen Wünsche und Empfindungen waren ein übles Vorzeichen für die Oekonomie. Plötzlich gefiel es einem Gewitittersturm, zwey meiner Lieblinge, schlanke, schöne Eichbäume, zu zerreissen: ich schwieg und war mißmüthig. Nach vier Wochen kam ein Hagelschlag, und verdarb die Saat, die ich mit so vieler Sorgfalt pflegen und jäten half, an deren sprossen-

den

den Aehren ich mich so innig ergötzt hatte. Sie ward bis auf die Wurzel zerschlagen, und ich mußte sie umpflügen lassen. Mein Vater wimmerte; ich weinte. Darauf kam großes Wasser, überschwemmte meine blühenden Wiesen; und als es wegtrocknete, war mein fetter Klee verschwemmt, und einige meiner Schaafe, die davon gefressen hatten, starben: „Das ist nicht auszuhalten!" sagte ich zu meinem Vater. „Ja, es ist auszuhalten — erwiederte er — oder rechnest du die Hoffnung, daß uns Gott diesen Schaden übers Jahr zehnfach ersetzen werde, für nichts?" — Ich schüttelte den Kopf. Meine Neigung zur Oekonomie war verschwunden. Ich that alles, was noch im Felde zu thun war, mit Unmuth und Widerwillen. Mein Vater bemerkte es, und stellte mich zur Rede. Ich wollte nicht Oekonom bleiben. „Was willst du denn?" — Das wußt' ich noch nicht.

Aber ich erklärte mich bald. Wir hatten einmal Besuch von einem benachbarten Amtmann, der sich eine schöne goldene Repetieruhr aus Leipzig mitgebracht hatte. Er zeigte sie uns, und keinem gefiel sie so als mir. Solch ein Werk zu verfertigen, schien mir die Gränze aller Wissenschaft, und diese Gränze wollte ich erreichen. Ich sagte zu meinem Vater: ich hätte Lust ein Uhrmacher zu werden, und schwindelte ihm in einer Art von Begeisterung Worte vor, die mein Glück nur halb ausdrückten, wenn er mich diese Kunst wollte lernen lassen! Auch diesmal war mir mein Vater zu Willen.

Ich kam zum Künstler. Alles, was ich bey ihm sahe, setzte mich in Erstaunen: alles sachte meine Begierde an, mit ihm zu arbeiten. Das Künstlichste gefiel mir am besten, und schon am ersten Tage bat ich ihn dringend, mich ein Kammrädchen machen zu lassen. Mein Lehrherr lächelte und meynte,

damit

damit hätt es noch Zeit. Ich sollte erst gröbere Arbeit versuchen — und ich wollte gerade feinere machen. Das war mir schon zuwider. Halbe Tage lang mußte ich ihm oder seinem Gesellen zusehen — das war mir zuwider. Wenn gegessen wurde, stand ich mit den andern Lehrpurschen, und der Herr und Gesell sammt der Familie saßen — das war mir zuwider. Ich hatte Arbeit, die mein Herr grob nannte, noch zu grob gemacht: er gab mir Verweise — das war mir zuwider. Ich würde nicht fertig, wenn ich alles herstellen wollte, was mir schon in den ersten acht Tagen zuwider war. Um mir die Kunst vollends zu verleiden, kamen von Zeit zu Zeit blinde Uhrmacher zu meinem Herrn und bettelten. O, wie oft wünschte ich zwischen meinen Saaten zu seyn, auf meinem Pferde zu reiten, mein Vieh zu füttern! Ich härmte mich ab und verblühete; meine Gesundheit schwand mit meiner Munterkeit. Je höher mein Widerwille gegen

die

die Kunst stieg, desto derber wurden die Verweise meines Herrn. Was sollte ich machen? In gewissen Stunden schämte ich mich vor mir selbst und stellte ganz vernünftige Betrachtungen an; aber der Schluß war immer: in jedem andern Stande würde ich aushalten, nur nicht in meinem jetzigen. Und doch wagte ich es nicht, mich meinem Vater zu entdecken, weil der meiner veränderlichen Gemüthsart satt und überdrüssig seyn mußte.

In den langen Winterabenden vertrieb ich mir die Zeit mit Büchern. Ich gerieth auch über den Robinson Crusoe. Sein Charakter hatte ausserordentlich viel Aehnliches mit dem meinigen. Ich gewann ihn bald lieb, und wünschte nichts sehnlicher, als seine Fata zu haben. Seine gefährlichsten Begebenheiten hätte ich gerade am liebsten gehabt. Meersturm zu erleben, vor Menschenfressern in beständiger Angst zu seyn,

als Sklav zu entwischen, auf einer wüsten Insel, in einer Hütte von lebendigen Gebüschen, mit einem Papagey zu leben, schien mir das beneidenswertheste Loos eines Sterblichen: und die Folge dieser Einbildung war, daß ich mit einem Bündel unter dem Arme plötzlich verschwand.

Man mußte gerade so wenig Welt- und Menschenkenntniß haben, als ich, um mit so unaussprechlichem Vergnügen die Ketten zu zerbrechen, und getrosten Muthes immer nach einer Seestadt zuzuwandern. In den ersten acht Tagen war niemand glücklicher, als ich. Noch bis diese Stunde erinnere ich mich an die unbeschreibliche Wohllust, die ich empfand, wenn ich nach einer unruhvollen, beschwerlichen Tagereise ein Nachtlager fand, mich satt aß, und dann ruhig einschlief, um die Träume schlafend fortzusetzen, die mich wachend so angenehm beschäftigt hatten. Aber in der zweyten Woche

traten ſchon Wehen ein. Ich hatte meinen Marſch zu ſehr forcirt, um meinen Füſſen nicht Ueberlaſt zu thun. Sie wurden mit jedem Tage verdroſſener, und was noch das ſchlimmſte war, mein Geld fieng an auf die Neige zu gehen. Nun ſparte ich. Je matter ich ward, deſto weniger hatte ich aufzuwenden, um mich an Eſſen und Trinken zu erholen. Indeſſen ward mir auch diese Lage noch intereſſant, wozu wohl eine Doſis Eigenliebe, daß ich, trotz allen dieſen Hindernissen, doch Muth genug hatte meinen Stab weiter zu ſetzen, nicht das wenigſte beytrug.

Es kam endlich ſo weit, daß ich förmlich betteln mußte. „Nichts iſt ſüßer, als Bettelbrod!“ ſagt man, und ich habe dieſen Spruch bewähret gefunden. Ohne Geld in einer Welt fortzukommen, die keine Hand rührt, wenn ſie nicht Münze ſieht — das war für meine Eigenliebe ſehr ſchmeichelhaft, und ich foderte tauſend Andere im Triumph

auf,

auf, ob ſie mir das nachmachen könnten! Ich kam endlich abgeriſſen und hungrig in Hamburg an, und machte nun das erſtemal die Bemerkung, daß die Leute in den Städten nicht ſo gutherzig ſeyen, als auf dem Lande. Ich kam in drey Gaſthöfe; in keinem wollte man mich beherbergen. Ich klopfte an zehn Thüren, und bekam erſt an der eilften einen Zehrpfennig. Jeden andern hätte dieſes niederſchlagen können, aber mein Muth wuchs mit jedem Hinderniß. Die wüſten Inſeln mit ihren unermeßlichen Schätzen kamen vor meinen Augen nicht weg. Je trüber und abſchreckender mir der Horizont in Hamburg ward, deſto lebendiger und heller ward er mir auf den lachenden Fluren der Inſel, auf welche ich verſchlagen zu werden hoffte.

Den zweyten Tag meines Aufenthalts in Hamburg wandte ich mich an einen Mann, den ich für einen Schiffer anſah, und erklärte

klärte ihm mein Verlangen, nach Ostindien zu gehen. Ich unterließ nicht, ihm zu schildern, was ich für grosse Hoffnungen auf solch eine Reise setzte. „Kann Er sich Proviant schaffen?“ sagte der Mann. Ich stutzte. „Nu, Er muß doch erst nach Amsterdam, eh' er nach Ostindien kann? (fuhr der Schiffer fort) von hier sind schon alle Schiffe fort: wenn er sich auf vierzehn Tage verproviantiren kann, will ich ihn für ein Paar Mark mitnehmen“ — Ich erstaunte, daß man sich verproviantiren müßte — und hatte Ursache dazu, denn mit zwey Schillingen konnte ich das nicht; das war meine ganze Habe: und nun noch ein Paar Mark Fracht!

Der Schiffer nahm sich nicht die Zeit auf meine Erholung zu warten. Ich lief hinter ihm her, bat und flehte, er sollte mich nur mitnehmen, ich wollte alle Arbeit thun, die er von mir verlangte.

„Mensch

„Mensch — sagte er — Er muß noch nicht wissen, was Wasserarbeit ist: seine Händchen da — die bleiben mit Haut und Knochen am Tau kleben: geh Er wieder hin, wo er hergekommen ist: es ist besser für ihn!“ — Ich stellte mich erstaunlich stark, und erzählte ihm Heldenthaten, die meine Arme verrichtet hätten. Er gerieth darüber ins Lächeln; und mein anhaltendes Bitten vermochte ihn endlich, mich, wie er sagte, aus Gnade und Barmherzigkeit mitzunehmen.

Den folgenden Tag giengen wir unter Segel. Denken kann ich mir mein damaliges Entzücken noch wohl; aber es zu beschreiben ist mir unmöglich. Den ersten Tag gieng alles unvergleichlich; aber um Mitternacht erhob sich ein rascher widriger Wind, der eine Welle nach der andern über unser Schiff spühlte. Wenn so eine Woge im Anmarsch war, ermangelte ich nicht jedesmal

hurtig ins Schiff zurückzuklettern. Mein Schiffer bemerkte das: „O, sagt' er, Umsonst ist todt! 'Raus und arbeite!" — Ich mußte aufs Verdeck. Himmel und Erde, wie ward mir! Jeden Augenblick glaubte ich in die See zu stürzen: meine Hände erklommen an den Tauen, und meine Füsse standen bis über die Schenkel im Wasser. Nun sahe ich also einen Sturm, den ich so sehnlich gewünscht hatte. Und das wäre nur eine Tasche voll Wind! sagten die Matrosen. Wie wird das werden in der offenbaren See! dachte ich, wo die Orkane wüthen? Kurz, diese erste Nacht war ich schon des Sturmes satt und müde, und ich konnte nicht umhin, meine Phantasie nach meines Vaters Guthe zurückfliegen, und sie auf den dortigen schönen Wiesen und Auen herumflattern zu lassen. Es schien mir auf dem traurigen Verdecke, von Wind und Regen bis in mein Innerstes durchdrungen, hungrig, durstig, abgemattet, nichts in der Welt angenehmer,

als

als auf dem festen Lande, bey irgend einer stillen sitzenden Handthierung mein Leben hinzubringen, und ich wünschte nichts sehnlicher, als in Amsterdam zu seyn, um mich zu einem Uhrmacher zu begeben, ihm meine ganze Lage zu entdecken und ihn zu bitten, daß er mich in die Lehre nehmen möchte.

Diese Ideen setzten sich während unsrer Reise immer mehr bey mir fest, und mußten es wohl, da mir der Schiffer in meiner Arbeit nichts nachsah. Dazu kam Seekrankheit. Ich glaubte meinen Magen ausschütten zu müssen — und meine Kameraden lachten desto herzlicher, je trostloser mein Zustand wurde. Niemand sah sich nach mir um; mein Schiffer begnügte sich mir zu sagen: ich sollte mir nur nicht einbilden, daß ich krank wäre, dann würde ich von selbst besser werden!

Alles dies verleidete mir die Seefahrten bis zum Ekel. Mein erster Schritt ans Land deutete auf Flucht. Ich hatte mein Bündel geschnürt, und entfernte mich aus allen Kräf-

ten vom Schiffe. Mein erster Wunsch war nun, einen Uhrmacher zu finden. Ich war so glücklich gerade an einen deutschen zu kommen. Nachdem ich ihm eine Generalbeichte abgelegt hatte, sagte er: **ich halte nichts von Leuten, die aus der Lehre laufen!** Man muß mein reizbares Herz haben, um sich den Zustand zu mahlen, worin ich mich jetzt befand. Zum Glück war ein junger Herr bey dem Uhrmacher, der sich Uhren aussuchte. Er hatte meinen Antrag und den darauf erhaltenen Bescheid angehört, und erst näher Mein Gesicht schien ihm zu gefallen. Er fragte mich, ob ich lesen, schreiben und rechnen könne? Ja, erwiederte ich freudig, (denn auf diese blosse Frage bauete meine Einbildungskraft schon wieder Luftschlösser). Er nahm mich mit, und stellte mich seinem Vater vor. „**Ein Landstreicher?**" sagte dieser; und ich dachte vor Schrecken zu Boden zu sinken. Ich sahe ihn mit Thränen in den Augen an, und erzählte ihm nach und

nach meine ganze Geſchichte mit der ſtrengſten Wahrheit. Mein ganzes Weſen mochte ihn wohl überzeugen, daß ich keiner der böſartigen Vagabunden ſey: er verſprach, mich als den Bedienten ſeines Sohnes bey ſich zu behalten, wenn ich mich gut aufführen wollte. Ich wurde von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet, und meine jetzige Lage ſchien mir die glücklichſte, die es auf der Welt geben könnte. Man ſetze ſich in meinen damaligen Zuſtand — wo ich vom Uhrmacher ſo kurz abgewieſen, und dadurch aller meiner Hoffnungen ſo auf einmal beraubt ward — und ſehe ſich nun plötzlich in Vollem, auf feſtem Lande, bey gutem Eſſen und Trinken, guter Kleidung, und in der Liebe ſeines Herrn — ob dies nicht ein Glück war, welches ich mit meiner ganzen Phantaſie nicht umſpannen konnte?

Es iſt ſonderbar, daß in trüben, düſtern Tagen die Farben der Phantaſie um ſo heller

und lebendiger sind. An einem solchen Tage stellte ich mir das Vergnügen noch einmal recht lebhaft vor, welches ich auf meiner Reise nach Hamburgh unter Hunger, Mangel und Betteley empfunden hatte — und (sollte man es denken?) mein jetziger Zustand gefiel mir nicht einen Augenblick mehr. „Was es für ein Vergnügen seyn müßte — dachte ich — alle die Bäume wieder zu sehen, wo ich ein erbetteltes Stück Brod mit so grossem Appetit verzehrte; die Hecken wieder zu finden, wo ich vor den Sonnenstrahlen geschützt, in halben Tagen so süß schlummerte, und mit neuem Muth wieder erwachte! Auf diese Art schwebte alles, was mir begegnet war, im himmlischen Sonnenlicht, meiner Seele vorüber; und selbst die glücklich überstandene Seefahrt hatte einen Reiz für mich, dessen Wesen sich nur Leute von meiner Gemüthsart denken können.

Darf ich es gestehen? — Ich foderte meinen Abschied. Mein junger Herr gab

ihn

ihn mir in bitterem Unmuth; aber sein Vater nahm mich in die Presse. Er kannte meine sonderbare Denkart, und ermangelte nicht, mir eine so lebhafte Schilderung davon zu machen, daß ich selbst über die Planlosigkeit, mit welcher ich zu handeln gewohnt war, erschrack. Ich versprach ihm zu bleiben; und mein Herr nahm mit Vergnügen den Abschied zurück, den er mir in der ersten Anwandelung seiner Heftigkeit zugeworfen hatte.

Mein junger Herr war der einzige Erbe seines Vaters, eines sehr reichen Kaufmanns. Es ward nichts gespart, seinen Geist und Verstand auszubilden. In jeder Wissenschaft und Kunst hatte er Lehrer. Er erlaubte mir bey ihren Lectionen zugegen zu seyn, und nach und nach fand sich ein starker Geschmack an Büchern, besonders aus dem Fache der schönen Wissenschaften bey mir ein. Wir wetteiferten in Prose und

Werfen; und der Unterschied zwischen meinem und seinem Stande verlor sich beynahe völlig. Es war thörigt über meine jetzige Lage zu klagen; und doch ließ ichs daran nicht fehlen. Meine Einbildungskraft schweifte über See und Länder hinaus, und es war Zeit daß sich der Vater entschloß, meinen jungen Herrn nach Deutschland zu schicken, daß er einige Jahre auf einer dortigen Universität zubringen sollte: sie wäre sonst mit mir heimlich davon gegangen.

Die Zeit unsrer Abreise rückte heran. Der Vater erklärte mir, daß ich seinen Sohn nach Göttingen begleiten sollte: aber nicht als Bedienter, sondern als Gesellschafter, und mit meinem freyen Willen, daselbst in irgend einer Fakultät zu studieren. Alle dazu erforderliche Kosten würde er tragen. Ich dankte ihm mit dem gerührtesten Herzen und unter dem festen Vorsatz, sein gutes Vertrauen nicht Lügen zu strafen. Und nun

konnte

konnte ich die Zeit nicht erwarten, wo wir nach Göttingen kommen sollten. Wir giengen in einem sehr bequemen Reisewagen mit Extrapost ab; aber weit gefehlt, daß mir diese bequeme Reise, wo es mir an nichts mangelte, hätte gefallen sollen! Jene nach Hamburg war mir unendlich angenehmer. Wenn mein Freund mir den Willen gelassen hätte, so wäre ich auf der vierten Station vom Wagen abgestiegen, und hätte den übrigen Weg zu Fuße gemacht.

Wir kamen in Göttingen an, und suchten uns Collegia aus. Wir wählten besonders historische, geographische und philosophische. Nichts gieng über den Fleiß mit welchem ich sie besuchte und zu Hause wiederhölte: aber er hatte seine gegründeten Ursachen: denn mein Plan gieng auf nichts geringers, als binnen ein Paar Jahren selbst auf das Katheder zu treten und zu lehren. Gleich der erste Anblick eines Professors,

wie

wie er auf dem Lehrstuhle steht, und das Orakel von zahlreichen und wißbegierigen Zuhörern ist, machte auf mich den stärksten Eindruck; und besonders anziehend war mir der Gedanke, wie sich mein Vater freuen würde, wenn er auf einmal von einem Professor einen Brief bekäme, und dieser Professor wäre sein Sohn!

Aber vergebens! Meine kindische Einbildungskraft spielte mir von neuem einen Streich, und ich Geck, ließ es mir gefallen. Es kam eine Gesellschaft Schauspieler nach Göttingen: ich flog in ihre erste Vorstellung, (denn ich hatte noch kein Schauspiel gesehen) und kam berauscht und verzückt nach Hause. Was das für ein Leben seyn muß! dachte ich — So da zu stehen auf dem Theater, und dem Zuschauer Thränen und Lächeln wechselsweise abzulocken! — Gute Nacht, Professorschaft! Gute Nacht Katheder-glanz! Ich kannte einen andern Stand! Einen himmlischen

lischen Stand, worin man durchaus unabhängig lebt, und geschätzt, gefeyert und bewundert wird!

Mein Freund sagte mir alles was Liebe und Freundschaft sagen können, um mich von meinem Entschluß abzubringen: aber meine Phantasie war einmal im Schwung, und nun war kein halten mehr. Indessen erhielt er doch so viel von mir, daß ich mein Vorhaben noch so lange aussetzte, bis sich die Gesellschaft von Göttingen entfernte. Vielleicht glaubte er dadurch mehr Zeit zu wiederholten Vorstellungen zu gewinnen, und mir am Ende meine Schauspielergrillen auszureden. Aber weit gefehlt! Es kam ein anderer Umstand hinzu, der mich gänzlich unheilbar machte.

Die Schauspielerin, welche die ersten Liebhaberinnen spielte, war ein frisches rosiges Mädchen, und schien mir gerade so tugendhaft und unschuldig, wie die Rollen, die

sie

sie spielte. Bedurfte es mehr, um mir ihren Besitz als das höchste Erdenglück vorzuphantasiren? Der erste Trieb der Liebe erwachte in mir mit aller seiner Gluth! Nur sie sah ich in dem ganzen Getümmel, was mich umgab, nur für sie hatte ich Sinn und Gedanken!

Gab es einen glücklichern Menschen als mich, da ich ihr unter Zagen und Zittern erklärte, was ich für sie fühlte, und sie mir gestand, daß sie eben das für mich fühlte? Dies Geständniß kostete mich freylich einen ganzen neuen prächtigen Anzug, den sie so gütig war mit der unschuldigsten Offenherzigkeit von mir zu fodern, aber ich hätte tausend Leben hingegeben, wenn ich ihr einen Dienst damit hätte erweisen können.

In Hannover betrat ich das erstemal die Bühne in einer Bedientenrolle. Das machte freylich einen starken Absatz gegen meine Einbildungskraft, die mich als den

ersten

erſten Helden im Trauer- und Luſtſpiele hatte agiren ſehen. Aber ich fügte mich darein, weil meine Liebe ſagte: es gienge einmal nicht an, daß man gleich mit hohen Rollen debütirte. Ich ertrug es, ſo demüthigend es mir auch vorkam: denn ſie erklärte ſich zugleich, daß morgen, wenn ich wollte, unſere Verbindung durch Prieſtershand geſchloſſen werden könnte. Kein Glück gieng über das meinige! Ich konnte die Stunde nicht erwarten, wo der Prieſter kommen ſollte. Er kam, verband uns; und ich gieng in die Brautkammer mit einer — Schwängern!: Ich glaubte zu ſterben, als ſie mir mit der unerhörteſten Kaltblütigkeit dieſe Entdeckung machte, und ſich fürs erſte allen nähern Umgang verbat. Und das beſte war noch, daß ſie mir die Verheyrathung mit ihr als ein übergroßes Glück vorſtellte! — „Welche Perſon, die in meiner Gage ſteht und meine Rollen ſpielt, ſagte ſie, wird ſich mit einem

Akteur verbinden, der nur noch Anfänger ist, und lange Jahre arbeiten muß, eh' er zu größern Rollen gelangt?" — Wie mir da eigentlich zu Muthe ward, das denke man sich selbst! — Und als das Kind kam, mußte ich noch obendrein meinen Namen hergeben!

So war denn also die Erfüllung aller meiner heissesten Wünsche da! Ich war Schauspieler, und hatte die liebenswürdigste Aktrice zur Frau, hatte noch zum Uebermaaß meines Glückes, ein junges Söhnlein, das, wie die Mutter sagte, seinem Vater wie aus den Augen geschnitten war; und der Vater war bald Baron, bald Reichsgraf, bald Reichsfürst! Konnte es eine größere Ehre auf der Welt geben?

Ich gieng und hieng den Kopf. Meine Einbildungskraft hatte nun Zeit sich mit den süssen Scenen der Vergangenheit zu beschäf-

schäftigen; denn meine Bedientenrollen machten mir wenig Mühe, so wenig, wie meine Frau, die so billig war, von mir keinen Zeitvertreib zu verlangen. Es wimmelte immerfort an ihrer Toilette von jungen Herren, die mir alle — sehr wohlgefielen.

Dieser ganze Zeitraum meines Lebens war ein immerwährendes Ach! Ich kam meiner Frau sehr absurd vor. Wie sie mir vorkam, — das verschloß ich in mein Inneres. Mein ganzes Wesen nahm eine Bitterkeit an, die mir alle Lebenskräfte aussog. Ich hielt die Ketten, die mich an meinen gegenwärtigen Zustand fesselten, für unzerbrechlich und — sonderbar! — beschäftigte mich mit Aussichten und Träumen über ein künftiges, ewiges Leben!

Aber ich kam bald wieder zur wirklichen Welt herab. Es gefiel meiner Frau, mit

einem Edelmanne auf seine Güter zu ziehen und seine Beyschläferin zu werden. Ich härmte mich nicht darüber, so wenig als sie sich mag gehärmt haben. Auf einmal schien mir eine neue Sonne; ich war wieder frey wie vorher. Sogleich verließ ich Hannover, und setzte meinen Stab weiter. Anfangs hatte ich gar keinen Plan, was ich von nun an für einen Stand ergreifen wollte. Ich wollte nur blos eine so angenehme Wanderung antreten, wie die vor einigen Jahren nach Hamburg: und dieses Glück wurde mir in vollem Maaße zu Theil. Ich mußte noch mehr hungern als damals, und meine Einbildungskraft machte mich jetzt schon nicht mehr so satt, als in meinen frühern Jahren. Man ist gegen einen gesunden, ausgewachsenen Mann nicht so mitleidig, als gegen einen Knaben.

Ich wandte mich nach Berlin. Hier fühlte ich bald, daß ich irgend eine Hand-

thie-

thierung würde ergreifen müſſen, denn das Feüer brannte mir auf den Nägeln. Ich meldete mich bey dem daſigen Theater, man wollte mich nicht. Ich ſchlug an allen öffentlichen Oertern Zettel an, und erbot mich, in Sprachen, Geſchichte und Geographie Unterricht zu geben: niemand verlangte mich! Ich both mich in einigen groſen Häuſern zum Bedienten an: aber ich konnte nicht friſiren und raſiren. Eine Collekte, die man unter den Schauſpielern für mich geſammlet hatte, war bis auf einige Groſchen aufgezehrt. Welch ein Zuſtand, wenn ich meine wohlthätige Phantaſie nicht gehabt hätte!

Einmal gieng ich in Gedanken verlohren vors Thor. Es war in der Exercierzeit. Auf einmal kam das Regiment Zicthen angeſprengt. Da leibte und lebte alles! Die Huſaren waren ſo ſchön geputzt, die Pferdchen ſo munter, ſo luſtig! Meine Einbil-

dungskraft that ihre Pflicht. „Wenn's Krieg giebt, — raunte sie mir ins Ohr — ist unter den Husaren starkes Avancement!" Die schönen, glatten Offiziers gefielen mir. Ich gieng hin und meldete mich als Rekrut. Man nahm mich mit beyden Händen auf, und in wenig Minuten hatte ich das Glück, in solch einem glatten Jäckchen zu stecken, die mir vorhin so sehr gefallen hatten. Aber ich mußte Pferde füttern, striegeln und bürsten; mein Korporal war ein sehr unsanfter Mann, der mich nicht mit Güte im Reiten und Exercieren unterrichtete. Mein neuer Stand ward mir bald zur Last: und Krieg wollte auch nicht einbrechen; mithin hinkte es mit dem Avancement. Nun wünscht' ich wieder in Amsterdam, oder in Göttingen und Hannover zu seyn. Nun wünschte ich zu wissen, was meine Frau machte? Was hatte ich nicht alles zu wünschen!

Ich

Ich war jetzt in einem Käfige von dikkem Drath. Hindurch sehen konnte ich, aber nicht herausgehen. Indessen ward es noch schlimmer.: man sagte mir ins Gesicht, ich sey ein schlechter Husar, und verkaufte mich unter das Regiment Anhalt nach Halle. Jetzt komme ich auf den Zustand meines Lebens, der mich endlich meiner Phantasie Meister machte. Ich blieb vierzehn Jahre in Halle eingesperrt, und darf sagen, daß ich nicht weiß, wie die Gegend um diese Stadt aussieht. Ich war in ihre Ringmauern verschlossen, und durfte keinen Schritt aus dem Thore, ausser wenn ich mit dem Regiment ausmarschirte, um zu exerciren. Ein trauriges, unglückliches Leben, und um so bitterer, da ich es mir selbst zu danken hatte! — Von hier aus schrieb ich an meinen Vater. Die Antwort, die ich von ihm erhielt, habe ich zum ewigen Andenken aufbewahrt. Ich kann sie jetzt noch nicht ohne Thränen lesen. Er

ſchloß etwas Geld bey; und von nun an ward meine Lage um ein Großes erträglicher; aber es konnte auch nicht fehlen, daß meine Einbildungskraft von neuem einen Schwung bekam. Dieſesmal that ſie mir die beſten Dienſte, denn ſie half mir auf ein Mittel ſinnen, aus meinem Gefängniſſe zu entlaufen. Mein Hauptmann kannte mich gegen vierzehn Jahr als einen guten Soldaten, und gab mir immer mehr Vertrauen. Er nahm mich zu ſeinen Kindern, um ihnen Information zu geben. Ich gieng mit ihnen in der Stadt umher, aber aus dem Thore durfte ich nicht. Die Kinder waren ſehr an mich gewöhnt, und wünſchten mich auch bey ſich zu haben, wenn ſie aus der Stadt geführt wurden. Sie baten einmal ihren Vater ſo lange, bis er mir einen Thorpaß gab, und mir erlaubte, ſie aus der Stadt zu führen. „Nun Kamerad, — ſagt' er zu mir, als wir giengen, — ſieh' zu, daß meine Kinder nicht

nicht zu Schaden kommen: um fünf Uhr erwarte ich euch zurück!" — Wir giengen. Eine halbe Stunde von Halle geht der sächsische Boden an: konnt' ich der Versuchung widerstehen? Wie wird sich mein Vater freuen — dacht' ich — wenn du ihn so auf einmal überraschest. In diesen Gedanken verdoppelte ich meine Schritte, und sobald ich in dem ersten sächsischen Dorfe war, sagte ich zu meinen Kleinen: lebt wohl, Kinderchen, kommt wohl nach Hause. Auf einmal verschwand ich, und ließ sie allein. Bey dem letzten Bayerischen Kriege habe ich einen von ihnen als Fähnrich gesprochen.

So war ich denn wieder auf dem Boden meines Vaterlandes. Ich marschirte Tag und Nacht, und kam noch gerade zur rechten Zeit, um meinem Vater die Augen zuzudrücken. Er sahe mich an und verschied. Ein Gütchen fiel mir zu, und nun hatte

ich Rasttag. Ich bin nun sechzig Jahr alt, und denke hier zu sterben. Ich sehe sehr klar ein, daß ich meiner Einbildungskraft alle meine Unfälle zu danken habe, und daß ich, so lange ich sie herrschen ließ, nicht die besten Wege zur Ruhe betrat, und doch habe ich sie noch nicht so ganz am Zügel. Da mich das närrische Ding nicht mehr auf der Erde umher jagen kann, hebt sie mich zum Himmel, und berauscht mich mit dem Anblick von Freuden, die kein menschliches Auge gesehen hat, — und das ist doch wohl der beste Dienst, den sie mir thun konnte?

II.

Eine
höchstseltsame Naturerscheinung.

II.
Eine höchſtſeltſame Naturerſcheinung.

M. am 24ſten Febr. 1784.

Sie mögen gerne der Natur auf ihren verſteckteſten Wegen nachgehen, mein lieber * * und ſich mit den unendlichen Geſtalten, Abſtuffungen und Sonderbarkeiten, die ſie hervorbringt, unterhalten. Eine wahrhaft fruchtbare Beſchäftigung für den denkenden Kopf! Hier haben Sie einen Beytrag zur Naturforſchung, deſſen Gegenſtand Ihnen ſehr ſeltſam und merkwürdig vorkommen wird.

In einer der hieſigen Vorſtädte wohnt eine Familie, die aus drey Schweſtern beſteht. Das vierte Glied derſelben iſt ein Geſchöpf, welches ſich weder unter eine der Menſchen- noch der Thier-Klaſſen ſetzen läßt. Es hat eine menſchenartige Geſtalt, und frißt und handelt wie ein Thier. Wenn

ich nicht durch das Studium der Naturgeſchichte abgehärtet wäre, ſo hätte mich bey dem Anblick deſſelben ein Grauſen durchſchüttern müſſen.

Dieſes wiſſen die drey Schweſtern, und darum hält es ſchwer, dies Geſchöpf zu ſehen zu bekommen. Sie halten es in einer Hinterſtube entfernt, und haben ſchon ſeit Jahren ins Publikum zu verbreiten geſucht, es ſey todt. Ich erfuhr aber, daß es noch lebte, und gab mir die möglichſte Mühe, es mit eigenen Augen zu ſehen. Der Ruf machte ein groſes Ungeheuer daraus; aber ich fand es noch fürchterlicher, als es mir war beſchrieben worden.

Man führte mich in eine kleine Stube hinten im Hofe. Bey dem Eintritte ſchlug mir ſchon ein widerlicher Geruch entgegen, der noch ſchlimmer ward, als ich näher trat, um einen ungeſtalteten Fleiſchklumpen

zu

zu betrachten, der auf einer Matraze ausgestreckt lag. Das Geschöpf hatte einen unnatürlich dicken Kopf, auf welchem nur hie und da einige Zöpfchen blonder Haare zu sehen waren. Die Stirne war breit und flach wie eine Ochsenstirne, aber glatt und ohne die mindeste Runzel. Augenbraunen hatte es gar nicht. Die Nase war volle zwey Zoll breit, und schien so breit gedrückt zu seyn. Sie hatte nur ein Loch, das andere war mit dem Scheidekörpel zusammengewachsen. Die Oberlippe fehlte ganz; aber zu deren Ersatz sahe ich eine schöne, dichte und weisse Reihe von Oberzähnen, die aber ungewöhnlich breit waren. Die Unterlippe war rund und sehr dick, aber blau und häßlich. Gleich unter dem Kinne stand ein Fleischgewächs, größer als ein gewöhnlicher Kropf, aber hängend und schlaff. Nahe unter demselben erhob sich eine hohe gewölbte Brust. Ein paar kleine, runde Tetons, wie eines vierzehnjährigen Mädchens,

das

(das Geſchöpf iſt weiblichen Geſchlechts) ſchwebten hier auf und ab, und dicht unter ihnen wölbte ſich ein hoher Bauch, wie einer ſchwangern Weibsperſon. Die Füſſe waren krumm, und giengen einwärts. Zehen fand ich gar nicht ſie waren zuſammengewachſen. Eben ſo ihre Finger. Ihre Arme waren dünn und ungeſtaltet. Der Knochen ſchien nur mit einer dünnen, gelben Haut überwachſen zu ſeyn. Sonſt war das Ganze mit einer hochgelben Farbe tingirt, die es unbeſchreiblich häßlich machte.

Das Geſchöpf ſchlief gerade, und ich äuſſerte gegen das Kammermädchen, meine Führerin, den Wunſch, es wachend zu ſehen. Sie ſagte: ich ſollte nicht erſchrecken, und rüttelte es. Plötzlich ſchlug es die Augen auf, mit einem Geſchrey, das mein Innerſtes durchſchnitt. Es war das natürliche Blöcken eines Kalbes, und dabey ſchlug es mit Händen und Füſſen um ſich. Um es

zu

zu beruhigen, ſetzte das Mädchen eine flache Schüſſel mit Brey, von Milch und geriebener Semmel, ihm dichte vor den Mund. Es ſchien zu riechen, und ſogleich fiel es mit zugedrückten Augen und mit dem ganzen Kopfe in die Schüſſel, und ſchlappte, nach Hundesart, die Milch auf. Wenn ihm Semmel zwiſchen die Zähne kam, ſo käuete es und hob dabey den Kopf ein wenig aus der Schüſſel empor. Es war ein ſcheußlicher Anblick.

Das Geſchöpf iſt ſo gierig, daß man ihm die einmal hingeſetzte Schüſſel nicht nehmen kann, ohne daß es ein fürchterliches Geblöck erhebt, und mit Händen und Füſſen um ſich arbeitet. Ich hatte einen kleinen Hund bey mir, welchen der Geruch der Milch anlockte. Ehe er ſich an die Schüſſel wagte, gieng er dreymal um das Geſchöpf herum, und als dieſes nicht wich, fieng er an zu bellen. Es ſchien zu horchen, ließ

ſich aber übrigens im Lecken nicht hindern, und hörte nicht eher auf, bis die ganze Schüſſel leer war; und da noch ſchnupperte und leckte es auf dem Boden.

Darauf blöckte es von neuem, aber nicht ſo ſtark als vorher, ſondern ſo ſchwach und ſchwer, ungefähr wie die Stimme eines Betrunkenen, der ſeine Zunge zu ſchwer und ſeinen Magen zu voll fühlt. Nun fieng es an ſich von einer Seite auf die andere zu werfen und zu wälzen und dabey mit Händen und Füſſen auszuſchlagen. Das Mädchen ſagte: ſo mache ſie es immer wenn ſie gegeſſen hätte, ſchien auch öfters zu lächeln, welches ich aber diesmal nicht bemerkte. Vermuthlich iſt das ein Wohlbehagen nach geſtilltem thieriſchen Bedürfniß.

Es ſchien darauf, als wenn es wieder einſchlafen wollte, aber dies geſchah nicht.

Es

Es wälzte ſich ſtärker als vorher, und gerieth endlich von ſeiner Matraze auf den harten Boden. Dies ſchien es nicht zu fühlen; vielmehr ſetzte es dieſe Bewegungen lebhafter fort, als vorher, und verlor am Ende den Mantel oder das Tuch, worein es gewickelt war, gänzlich, ſo daß es nackend vor mir lag; denn es leidet kein anſchlieſſendes Kleidungsſtück am Leibe; und wirklich wüßte ich nicht, was für eins ſie ihm anziehen wollten, da es ſich gewöhnlich auf dem Bauche oder auf Händen und Füſſen von einem Orte zum andern wälzt und ſchleppt.

Hunger hat es beſtändig; und wenn man ihm ſtündlich eine Schüſſel voll hinſetzte, ſo würde es nicht eher ablaſſen, als bis ſie auf den Grund ausgeleert wäre. Gewöhnlich frißt es täglich ſechsmal, und ein ungeſtümes Geſchrey kündigt ziemlich genau die Stunde an, wo es zu eſſen haben muß.

Brod, Fleisch und Hülsenfrüchte mag es gar nicht. Wenn man ihm davon vorsetzt, so ißt es zwar eine Zeit lang, scheint aber auf einmal zu schmecken, daß es nicht seine gewöhnliche Kost ist, und dann erhebt es ein grosses Geschrey, welches nicht eher nachläßt, als bis es Milch und geriebene oder eingeweichte Semmel bekömmt. Dieses Gericht muß deshalb immer bey der Hand seyn; denn öfters macht es mitten in der Nacht oder früh morgens mit seinem Geschrey das ganze Haus wach, und hört nicht eher auf, bis man ihm zu essen gebracht hat.

Uebrigens kann es nicht reden, nichts als blöcken. Hören kann es auch nicht recht; denn ich machte den Versuch und trat neben ihm stark auf den Boden, schlug auch mit einem Röhrchen auf einen dabeystehenden mit Leder überzogenen Stuhl, aber es schien nicht zu erschrecken. Doch soll es jedesmal

desmal horchen, wenn die Thüre aufgeht; und das Mädchen wollte bemerkt haben, daß ihm immer ein helles Waſſer aus dem Munde gienge, wenn es die Thür aufmachen hörte. Und das iſt wohl natürlich, da die Thür nur dann aufgeht, wenn man ihm zu eſſen bringt. Die übrigen Schweſtern bekümmern ſich nicht um daſſelbe — und auch ich mag es nicht wieder ſehen.

Noch erkundigte ich mich nach vielen Umſtänden, um aus deren Zuſammenſetzung zu ſchlieſſen, ob das Mondkalb nicht irgend etwas menſchenartiges, ob es auch andere Begierden und Triebe, als den thieriſchen Heißhunger zeigte; aber ich bekam keine Auskunft, theils weil das Mädchen daſſelbe nur einigemal des Tages und zwar auf kurze Zeit ſieht, theils, weil es ihr auch ſchon zu gewöhnlich geworden iſt, um etwas auffallendes an ihm zu erblicken. Ich wünſchte es wohl acht oder vierzehn Tage

beobachten zu können: aber das ist unmöglich. Ich hatte Noth genug, daß ich es einmal — nicht umsonst — sah; und ich kann es auch den drey Schwestern nicht verdenken, daß sie der Neubegierde den Zugang erschweren.

Den Sommer über haben sie das Geschöpf öfters in ihrem Garten, der mit einer hohen Mauer umzogen ist. Die Nachbarn waren auf das Blöcken aufmerksam geworden und hatten über die Mauer gesehen — die Schwestern beschwerten sich bey der Obrigkeit, und es ward den Nachbarn untersagt, was um so billiger war, da sich mehrere Neugierige und einmal ein ganzer Cirkel von Herren und Damen auf Leitern gestellt und über die Mauer gesehen hatten.

Darauf liessen die Schwestern ein bedecktes Lusthäuschen bauen, und es mit Rasen aussetzen, um die Misgeburt im Sommer

daſelbſt zu halten (denn der Geruch ihres Zimmers iſt unleidlich und ſteckt das ganze Haus an, wenn die Thüre aufgeht) aber anfänglich hat ſie darin durchaus nicht bleiben wollen, bis man endlich herausbrachte, daß ſie die Sonne liebte. Man ruckte alſo das Häuschen gegen die Sonne, und nun liegt ſie tagelang da und wälzt ſich auf dem Raſen, wobey ſie öfters aufblöckt, aber kurz und abgeriſſen, wie Freudengeſchrey. Man hat öfters vergeſſen ſie in ihr Zimmer zu tragen (ſo gewohnt kann man des Ungewöhnlichen werden) und hat ſie den andern Morgen friſch und munter, und noch dazu unbedeckt wieder gefunden.

Eines kleinen Zuges muß ich noch erwähnen, der dem Kammermädchen vielleicht nur entfuhr. Wenn das Geſchöpf an der Sonne liegt (beſonders im Frühling) ſo wälzt es ſich ſolange, bis es ganz entblößt iſt, und dann ſtöhnt und drängt es, bis

kurzen Athem und scheint zu lächeln. Drängt? (sagte ich in aller Unschuld) das Mädchen ward über und über roth. Ich merkte nun wohl, was sie damit andeuten wollte. Diese Bewegungen, die das Thier macht, sind nichts anders als Aeuserungen des Naturtriebes, die man auch bey noch sehr jungen Mädchen beobachtet haben will.

Ich meyne, einem Naturforscher sey es erlaubt, über Dinge zu sprechen, die man sonst mit Stillschweigen übergeht, vorzüglich wenn von irgend einer interessanten Entdeckung in der Natur die Rede ist. Hat man doch über S — und Infusionsthierchen grosse Bücher.

Während das Geschöpf im Garten ist, räuchert man sein Zimmer aus. Doch kann man dies nicht oft thun. Denn es hat gewöhnlich die ganze Nacht keine Ruhe, wenn den Tag über ist geräuchert worden. Sobald

bald man es dann hineinbringt, fängt es vier bis sechsmal hintereinander an zu niesen, und darauf blökt es stark, und setzt dies fort, so oft es in der Nacht wach wird. Es muß also doch reizbare Nerven haben. Im Winter haben es die Schwestern in dieser Absicht sehr schlimm, weil kein Zug gemacht werden kann, und das Geschöpf so frostiger Natur ist, daß sein Zimmer schon im Anfange des Septembers des Morgens geheizt werden muß.

Was das sonderbarste ist — dieses unglückliche Geschöpf ist schon zwey und dreyssig Jahr alt. Sonst pflegen Seinesgleichen kurz nach der Geburt zu sterben; aber dieses macht eine Ausnahme. Doch soll es vor einigen Jahren noch weit munterer und fleischigter gewesen seyn, auch soll es öfters gelacht und noch mehr gegessen haben als jetzt. Nur einigemal soll es unbäßlich gewesen seyn, und öfters in zwey Tagen nichts

zu ſich genommen, aber dafür deſto ſtärker gegeſſen haben, wenn ihm wieder wohl geworden. Trinken mag es gar nicht. Dafür wird aber über ſeinen Brey Milch gegoſſen, die es jedesmal zuerſt ableckt. Füttern läßt es ſich auch nicht. Es iſt nur in den erſten 12 Jahren gewachſen, und von da an nicht gröſſer geworden. Jetzt iſt es etwa drey und einen halben Fuß lang. Ich wünſchte nun noch eine Zeichnung davon beyſchlieſſen zu können: aber ich kann nicht zeichnen, und einen andern, der es gekonnt hätte, durfte ich nicht mitbringen.

Uebrigens iſt dieſes Geſchöpf ſeiner Mutter zur Strafe gebohren — ſagt die Legende. Eine Frau, mit einem Kinde auf dem Arme, kam zu ihr und bettelte. Das Kind hatte einen unförmlichen Kopf und dabey eine Haſenſcharte. Als es den wimmernden bettelnden Ton ſeiner Mutter hört, fängt es an zu ſchreyen. Gehr — ſagt die

die Mutter des Geſchöpfes — Gebt mit eurem häßlichen Kinde! Es blökt wie ein Kalb! — O, gnädige Frau, erwiederte das Bettelweib: ſpotten Sie meines elenden Kindes nicht! Der liebe Gott kann ſie dafür ſtrafen. — Und ſiehe da! nach einiger Zeit kömmt dieſe Mißgeburt blökend auf die Welt.

Ich halte dieſe Geſchichte für eben ſo wahr, als jene Anekdote von einer franzöſiſchen Gräfin. Dieſe ſpottet über eine Zigeunerin, die fünf Kinder um und an ſich hat, und ſagt: Ihr habt ja ſo viel Bälge wie Tage im Jahre! — Kaum ausgeſagt, fühlt ſie plötzlich Wehen, ſie kreiſet, und gebiert ein Kind; den folgenden Tag wieder eins, den dritten Tag wieder, und das ſo fort, bis nach Verlauf des Jahrs volle drey hundert und fünf und ſechzig Kinder da ſind, deren jedem ſie, nach franzöſiſcher Sitte, eine Amme gab und ſie in Gottesfurcht

furcht erziehen ließ. Aber ihr Gemahl, der dem kommenden Jahre mit Zittern entgegen sah, ließ sich zur Strafe ihrer Fruchtbarkeit von ihr scheiden.

III.

Eine Reihe von Familiengemählden.

III.

Eine Reihe von Familiengemählden.

Dieſe Familiengemählde ſind wahre Stadtanekdoten dramatiſch behandelt. Die erſte iſt aus Dresden, die übrigen ſind aus Berlin. Letztere hat man neuerlich *) auf eine ſehr unfreundliche Art unter die Klaſſe ſogenannter Antiberliniſcher Schriften geſetzt, und dem Verf. derſelben nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, als habe er damit der guten Stadt Berlin einige heimtückiſche Streiche verſetzen wollen. Durch eine grüne Brille ſieht man alles grün, durch eine ſchwarze, alles ſchwarz. Der Verf. jenes Aufs

*) Berl. Monatsſchrift. Oktobr. 1785.

Aufſatzes, den ich nicht kenne, ſo wenig als er mich kennen mag, wollte einmal alles ſammlen, was man Böſes, Albernes, Kindiſches, Schiefes und Falſches über Berlin hat; ſo gerieth er auch über jene Familienſcenen, von denen er ſtracks vorausſetzte, daß ſie in der Abſicht geſchrieben ſeyen, um Berlin als ein neues Sodom und Gomorrha der Welt darzuſtellen. Wahrlich! nur vorausgeſetzt hat er dies. Denn wo ſteht ein Wort, wo nur ein entfernter Wink, der den Leſer auch nur glauben zu machen ſcheine, als ob dieſe Anekdoten darum da ſtänden, daß man daraus den Charakter, die Sitten, den Ton und die Moralität der Bewohner von Berlin kennen lernen ſollte? Der Berliniſche Patriot lieh mir alſo Abſichten, und es thut mir, um ſeinetwillen, leid, daß er ſie mir lieh und eben dadurch ungerecht gegen mich wurde. Ich müßte wohl wenig über fünfe zählen können, wenn ich glauben wollte, ſolche Scenen könnten nur ausſchlieſ-

ſchlieſſend in Berlin ihre Bühne finden, und wenn ich nicht feſt überzeugt wäre, daß ſich in jeder Mittelſtadt, in welchem Lande man will, Gegenſtücke zu jenen Perſonen und ihren Handlungen ohne Mühe auffinden lieſſen. Ich wiederhole es noch einmal, daß ich keine böſe Abſicht bey dem erſten und bey dieſem zweyten Abdrucke der Familienbegebenheiten hatte, die überall ſich zutragen können, in Berlin aber ſich würcklich zugetragen haben. Darum kann man auch nur die Wahl und die Behandlung dieſer Geſchichten tadeln. An der Wahl finde ich nichts ſo ſündhaft und anſtöſſig, was in der Geſchichte Onans, im Hohenliede, und in den Begebenheiten der berühmteſten Griſetten des Alten Teſtaments Ahala und Ahaliba nicht noch dreymal anſtöſſiger und ſündhafter gefunden würde. Oder hat Moſes die Geſchichte Joſephs und ſeiner Brüder darum beſchrieben, daß man daraus den Bruder verkaufen und den Vater ſchmerzlich betrüben lernen ſoll?

Die Behandlung haben viele Leſer lebhaft, und der Natur bis auf die kleinſten Züge getreu zu finden geglaubt; ich ſelbſt kann nicht darüber urtheilen.

1.

O matre pulchra filia pulchrior!

Perſonen:

Herr G.
Madam G.
Karoline } zwey erwachſene Töchter.
Rahel }
Malchen, von ungefähr acht Jahren.
Fritz, ein Knabe gleichen Alters.
v. May, Kornet.
Selm, Kaufmanns-Diener.
Wahl, Barbier.
Doctor Below.
Ein Bedienter.

1.

Herr G. Es iſt ſehr warm. Ich will noch ein wenig zu Hauſe bleiben.

Madam G. Wie viel Uhr iſt es?

Hr. G. Es geht auf drey.

Mad. G. (bedenklich) So?

Hr. G. Was? Kömmt jemand zu unſern Mädchen?

Mad. G. Ja, lieber Mann.

Hr. G. Nun, warum nicht gerade herausgeſagt? Ich dächte wir wären es ſchon gewohnt!

Mad. G. (will gerührt ſcheinen) Ach!

Hr. G. (unfreundlich) Frau! ich dächte unſere Pflicht wäre zu ſehen, daß wir nicht verhungerten. (nimmt Hut und Stock.)

Mad. G. Laß mir doch ein Paar Groſchen Geld hier!

Hr. G. Ich? Geld? Sieh hier! Drey

Groſchen, ſechs Pfennige — dafür will ich dieſen Nachmittag trinken. Ich glaube, es iſt wenig genung — oder — ich will dirs geben und hier bleiben? Nicht wahr? Und denn verhungern? Deine Mädchen werden wohl noch Geld haben. Sieh zu! (geht.)

2.

Madam. G. und Malchen.

Madam. G. Malchen, geh doch einmal zu Raheln, und frag: ob ſie nicht ſo gut ſeyn, und mir einige Groſchen Geld geben will.

Malchen. Sie ſchlägt mich, Mama.

Mad. G. Nun, ſo ſags Karolinen.

3.

Karoline. (kömmt) War nicht von mir die Rede?

Mad. G. Ja, Kind. — Gieb mir einige Groſchen Geld!

Karo-

Karoline. Ich habe nichts!

Malchen. Ja, Mama, ſie hat was in ihrer Börſe, heute früh hat ſie den Friſeur bezahlt. Da hab ichs geſehn!

Karoline, (giebt Malchen einen Stoß) Da! für die gute Nachricht.

Mad. G. Ich bitte dich um Gottes willen, Karoline —

Karoline, (boshaft, indem ſie in die Kammer geht) Kommt etwa der Barbier **Wahl**, Mama?

4.

Malchen. Was weinen Sie denn, Mama? Soll ich hurtig zu Raheln laufen und Geld holen?

Mad. G. Rahel iſt ein eben ſo ungezogenes Weibsſtück wie Karoline.

Karoline, (in der Kammer zu Raheln) Rahel, du biſt ein eben ſo ungezogenes Weibsſtück wie ich —

Rahel. Sagt das unsere liebe Mama? (kömmt aus der Kammer gesprungen) Hier, Mamachen, haben Sie zwey Groschen. (spötisch) Thun Sie sich dafür gütlich mit Herrn Wahl. (geht zurück)

5.

(Mad. G. steckt das Geld ein.)

Malchen. Geben Sie mir doch ein Dreyerchen ab, Mama!

Mad. G. (nachdenkend.)

Malchen. Liebe Mama —

Mad. G. (verdrüßlich) Nun, was willst du?

Malchen. Ein Dreyerchen!

Mad. G. (giebt ihr einen Puff) Unverschämtes Naschmaul!

Malchen dreht sich kurz um, stellt sich von der Seite, und nickt aufgebracht mit dem Kopfe.

6.

Kornet von May.

Bon jour, liebe Mama! So allein?

Mad. G. Sie iſt in der Kammer.

Kornet. Vermuthlich bey der Toilette?

Mad. G. Ja!

Kornet. (an der Kammerthür) darf ich kommen?

Karoline. Gut Freund?

Kornet. Ich denke. (geht hinein)

Mad. G. (für ſich) Weniger freundlich ſollten Sie ſeyn, Herr Kornet, und mehr Geld haben!

Malchen. (ſpringt auf) Ach, warten Sie, das ſag ich dem Herrn Kornet wieder! (will in die Kammer)

Mad. G. (hält ſie) Male!

Malchen. Ja, ich thu's doch, ich thu's doch!

Mad. G. Malchen sey nicht albern! Siehst du, diese schöne Haube hier will ich für dich zurecht machen lassen.

Malchen. Ne, die mag ich nicht!

Mad. G. Du sollst eine funkelneue haben!

Malchen. Ne! — Ich sags dem Hrn. Kornet.

Mad. G. Ungezogenes Ding! — sey ruhig. Da hast du einen Sechser. Geh, wechsle und bring mir einen Dreyer wieder!

Malchen. (läuft davon) Sie kriegen nichts wieder!

7.

(Selm, der Kaufmanns-Diener kömmt.)

Mad. G. (auf ihn zu) Ach, siehe da, Herr Selm, willkommen!

Selm. Ihr Diener, Madam G.!

Karoline und Rahel. (kommen aus der

der Kammer gesprungen) Willkommen, willkommen Herr Selm!

Kornet. (kömmt aus der Kammer) Meine schöne Damen, ich empfehle mich Ihnen.

Karoline. May, wo wollen Sie hin?

Kornet. (in der Thür) Mich in ein Incognito werfen. Wir gehen doch ein bischen spazieren zusammen? (für sich) der Lasbenjunge hat immer Geld, und ich nichts.

Selm. Der Herr Kornet sind doch wol nicht böse?

Rabel. Er wird wohl Geld holen wollen! ha, ha, ha! — Kommen Sie, Selm, wir wollen gehn! Du warteſt doch auf deinen lieben Incognito, Karlinchen? — Er wird jezt die Juden in Athem sezen! Uhr, Weste, Beinkleider — wie wird das fliegen, Karlinchen, wie wird das fliegen! Und wie wird Er fliegen, wenn er einen Gulden zusammen gepreßt hat! Adieu,

liebe Schweſter! Kommen Sie, Selm!

Selm. Ich empfehle mich Ihnen, Mamſel und Madam.

Rahel. (kommt zurück) Ein guter Junge, der Selm! Er ſagt, du ſollteſt nur den Kornet holen laſſen, er wollte für ihn bezahlen.

Karoline. (mit bitterm Verdruß) Geh nur!

Rahel. Siehſt du, Schweſterchen, Selm hat keine Achſelbänder, hat kein Gold auf dem Rock — aber in der Taſche, Kind, in der Taſche. (geht.)

Mad. G. Ihr ſeyd wie die Katzen unter einander.

Rahel. (kömmt noch einmal zurück) Wenn Euch an unſerer Geſellſchaft was gelegen iſt, ſo kommt in den R — Garten. Selm hält Wort. — Mama, um 11 Uhr komm ich wieder, halten Sie den Hausſchlüſſel bereit!

Mad.

Mad. G. (zu Karolinen) Das hat ſie ſich von vorgeſtern gemerkt! Warum erhebſt du auch einen armen Kornet über einen reichen Kaufmanns-Diener. Aber gieb dich nur zufrieden —

Karoline (erboßt) Denken Sie denn, daß ich mich ärgre? (reißt ſich die Haube herunter) Ich geh nun nicht aus, Mama.

Mad. G. (erſchrocken) O, Kind, der Kornet wird gewiß wiederkommen.

8.

Ein Bedienter. Ein Billet von meinem Herrn an Mamſel Karoline G. Er läßt ſich Antwort ausbitten.

Karoline. (freudig) Holen Sie Tinte, Papier, Feder, Mama!

Mad. G. (eilt und holt) Hier Karlinchen!

Karoline. (ſchreibt ein Paar Zeilen und

und giebt sie dem Bedienten) Meine Empfehlung!

Mad. G. Von wem, Karlinchen?

Karoline. Vom Dokter Below, Mas machen, vom Doktor Below! (läuft hurtig zum Spiegel) Er wird gleich kommen!

Mad. G. Karlinchen, kannst du mir nicht ein Paar Groschen geben?

Karoline (zieht die Börse) da Mas machen, da! Kömmt Wahl?

Mad. G. Ja Kind!

9.

Doktor Below. Ach, Karlinchen, so muß man Sie überraschen! (Küsse hin und her) Sie gehen doch ein bischen spazieren mit mir?

Karoline. Gehn? Liebster Herr Doktor, ich habe Fußschmerzen. Ich habe gestern einen zu starken Spaziergang gemacht. — Wenn's nicht weit seyn soll?

D. Below. O, da ſind Gegenmittel — Johann, (er kömmt) beſtelle gleich einen Fiacker hierher!

Mad. G. (am Fenſter) Da fährt gerade einer vorbey!

D. Below. Ihren Arm, Karlinchen! Wir konnten es ja nicht bequemer haben.

Karoline. Wir fahren doch in den R — Garten?

D. Below. Hm! — es ſind da immer ſo viel Leute!

Karoline. Bitte, bitte, lieber Herr Doktor!

D. Below. Ich kann Ihnen nichts abſchlagen. Adieu, Mamachen!

01.

(Auf der Gaſſe.)

D. Below. Fahre vor, Kutſcher, (hilft Karolinen in den Wagen) Nach dem R — Garten!

Fort

Kornet von May (kömmt gesprungen) Karlinchen!

Karoline. Ich fahre mit dem Herrn Doktor aus. Fahr zu Kutscher!

Kornet. (starr) Himmel und Hagel! (geht) Den Kerl soll die —

Mad. G. (aus dem Fenster) Herr Kornet, Herr Kornet!

Kornet (ungezogen) Ha! Madam.

11.

Wahl, der Barbier. Guten Tag, liebes Kind!

Mad. G. Willkommen, lieber Wahl! Ein bischen ausgehn?

Wahl. (trostlos) Ach — Herzenskind!

Mad. G. Ich verstehe schon, kleiner Narr. Sieh hier! (sie zeigt ihm Geld.)

Wahl. (freudig) Wohin damit?

Mad.

Mad. G. Wir wollen ſchon ſehen, wenn wir unterwegs ſind. Wir müſſen aber noch ſo lange warten, bis Malchen kömmt. (Malchen erſcheint) Da iſt ſie ſchon!

Malchen. Mitgehn, Mama?

Mad. G. Nein, bleib nur zu Hauſe, Kind.

Malchen. Ach ne!

Mad. G. Soll ich dir Fritzen rufen? Da könnt ihr hübſch mit einander ſpielen.

Malchen. Ach ja, Mama!

Mad. G. (macht die Thür auf) Sieh, da iſt er ſchon!

Malchen. Nu, gehn Sie nur Mama!

Mad. G. Wollen wir, Herr Wahl? (ſie gehn)

Malchen. (zum kleinen Fritz) Komm, Fritzchen, wir wollen Braut und Bräutigam ſpielen.

II.

Eheliche Toleranz.

Personen.

Herr Möller, Kaufmann.
Madam Möller, seine Frau.
Minchen } ihre Kinder.
Karl }
Monſ. Hellmann, Diener aus einer Galanterieſhandlung.
Mamſel Lehr, Blumenfabrikantin.

1.

Zimmer der Madam Möller

Madam Möller. Minchen.

M. Möller. Nein, Minchen, das mußt du dir abgewöhnen! Es ſchickt ſich gar nicht für Kinder, wenn ſie ſich um alles bekümmern; dadurch werden ſie naſenweiſe. Sie müſſen die Augen zudrücken, wenn ſie auch zuweilen etwas ſehen, das ſie nicht begreifen

greifen können! (Es klopft an der Thür) Herein!

Mſr. Hellmann, (tritt herein) Bon jour, Madam!

M. Möller. Ah, bon jour, Mſr. Hellmann! Schon ſo früh adoniſirt? Man möchte ſie küſſen!

Mſr. Hellmann (mit einem Handkuſſe) Wehr' ichs ihnen, Madam?

M. Möller. Sieh doch, Kleiner! du wirſt alle Tage trolligter.

Mſr. Hellmann. Das dank' ich ihnen, Madam!

M. Möller. O, mir wol nicht allein! Madam A? Madam B? Madam C? Nicht?

Mſr. Hellmann. Ein wenig — aber Ihnen — Alles!

M. Möller. (nimmt ihn lächelnd bey der Hand, mit der Pantomime, als wollte

ſie ihm den Mund reichen.) Erkennen Sie das gehörig?

Mſr. Hellmann. Wie ich ſoll und muß!

M. Möller. (mit der obigen Pantomime.) Ich ſehe nichts!

Mſr. Hellmann, (umſchlingt und küßt ſie)

Minchen, (ſchüchtern) Mama, muß ich die Augen zudrücken?

M. Möller, (ſpringt auf, und führt ſie unſanft zur Thür hinaus.)

2.

Saal.

Karl. (kömmt langſam herzu.) Wo willſt du hin, Minchen?

Minchen. Zum Papa!

Karl. Ja, da wirſt du ſchön ankommen! Zu mir hat er geſagt, ich ſollte weggehn

gehn und da hab ich zur Stube raus ge-
mußt!

Minchen. Es ſind wol Fremde bey ihm?

Karl. Mamſell **Lehr** iſt bey ihm, und ihrentwegen hat er mich fortgeſchickt. (reibt ſich die Augen). Als ſie kam, ſagte Papa zu ihr: Willkommen kleine Hexe! und darüber mußte ich lachen. Als er das ſah, nahm er mich beym Arm und führte mich zur Thür hinaus, und ſagte: Kinder müßten thun, als wenn ſie nichts hörten! Und ſo (nickt ſtark mit dem Kopfe) und ſo — ſchlug er mir die Thür hinter dem Rücken zu, und ich durfte nicht wieder nein!

Minchen. Aber, ich gehe doch zu ihm. Mich wird er nicht rausſchmeiſſen! — Mama (ſchluchzend) Mama hat mich auch aus ihrer Stube fortgejagt!

Karl Ho, mich wird ſie nicht fortjagen!

3.

Zimmer der Madam Möller

Mad. Möller. Mſr. Hellmann.

Karl (tritt herein.) Guten Morgen Mamachen! (geht ſchmeichelnd zu ihr.)

M. Möller. Was willſt du, Karl? Ich habe nicht Zeit! (führt ihn zur Thür.)

Karl (weinend) Liebe — liebe Mama, ich will ja gern thun, als wenn ich nichts hörte!

M. Möller. (beſtürzt) Junge — Karl! Iſt das Dummheit, oder Bosheit?

Karl. Papa hat mich auch zur Stube 'rausgeführt!

M. Möller. (ſanft) Warum denn das, Karlchen?

Karl. J, Mamſel Lehr iſt bey ihm!

M. Möller und Mſr. Hellmann (zugleich) Mamſel Lehr!

Karl.

Karl. Ja!

M. Möller. Wollten Sie nicht ein wenig warten, Mſr. Hellmann? Ich bin den Augenblick wieder bey Ihnen!

Mſr. Hellmann. Darauf werde ich nicht warten: Jettchen Lehr, meine Braut!

4.

Zimmer des Herrn Möller.

Herr Möller. Mamſel Lehr.

Minchen. (tritt ſchüchtern herein) Ich will ein bischen bey Ihnen bleiben, Papa!

Herr Möller. Jetzt gehts nicht an, Minchen, ich habe zu thun! (führt ſie zur Thür)

Minchen (weint laut) Ich — ich — will ja gern die Augen zu — zu — drücken, liebſter Papa!

Herr Möller. (ſieht ſie ſtarr an) Mädchen — Miene — was ſagſt du da?

Minchen. (ſchluchzend) Mama — hat mich auch fortgejagt! Mſr. Hellman iſt bey ihr!

Herr Möller, zur Lehr. Nur eine Minute, liebes Jettchen, ſo bin ich wieder bey Ihnen!

Mamſ. Lehr. Ich habe nicht Zeit, Herr Möller! Dienerin! — Hellman? Der Schurke!

5.

Saal.

Herr und Madam Möller, (kommen einander entgegen.)

Herr Möller. Wohin, Kind?

Mad. Möller. Zu dir! Und du?

Herr Möller. Zu dir!

Mad. Möller. Wir kommen uns alſo erwünſcht! (beyde eine Zeitlang ſtumm, mit weggewandtem Geſicht.)

Herr

Herr Möller. War nicht der kleine Hellman bey dir?

Mad. Möller. Und bey dir die kleine Lehr? (beyde von neuem ſtumm.)

Herr Möller. Ich habe dir eine Garnitur Bluhmen beſtellt!

Mad. Möller. So? — Und ich dir eine Weſte mit der allerneueſten Stickerey!

Herr Möller So? (beyde etwas unruhig, lächeln, ohne ſich anzuſehen, mit zitternden Lippen.)

Mad. Möller. (lächelt bedeutender) Adieu, Herr Gemahl!

Herr Möller. (eben ſo) Adieu, Frau Gemahlin! (jedes in ſein Zimmer.)

6.

Auf der Treppe.

Mſr. Hellmann. Mſſle. Lehr.

M. Lehr. So früh hier, Herr Hellmann?

Mſr. Hellmann. Gerade ſo früh, wie Sie!

Mſlle. Lehr. Sie ſind beſtürzt, kleiner Bräutigam!

Mſr. Hellmann. Sie nicht minder, kleine Braut! Sie wiſſen es nur beſſer zu verbergen!

Mſlle. Lehr. Mad. Möller iſt eine freundliche Dame,

Mſr. Hellmann. und Herr Möller, ein ſehr freundlicher Mann! (beyde ſtumm die Treppe hinunter.)

Mſlle. Lehr. Sie ſind ja ſo ſtill!

Mſr. Hellmann. Nicht ſtiller, als ſie.

(Unten an der Treppe.) Mſlle. Lehr. Leben Sie wohl, Herr Hellmann! (ſie reicht ihm lächelnd die Hand.)

Mſr. Hellmann. Gleichfalls! (mit

weg-

weggewandten Geſichte.) Treffen wir uns morgen früh wieder hier?

Miſſe. Lehr. Wenn Herr und Madam Möller befehlen!

(An der Thür) Miſſe. Lehr. Sind ſie wirklich böſe, Hellmann?

Miſr. Hellmann. Böſe? (mit erzwungenen Lachen) ha, ha, ha! Weshalb denn?

Miſſe. Lehr. Alſo haben wir uns verſtanden?

Miſr. Hellmann. Ich denke! —

Miſſe. Lehr. Alſo. — Null mit Null? —

Miſr. Hellmann. Geht auf! —

Miſſe. Lehr. Biſt doch mein lieber Junge! —

Miſr. Hellmann. Und du — doch meine kleine Braut! Heute Abend? —

Mſlle. Lehr. Sprechen wir uns um 9 Uhr!

III.

Der Freund vom Hauſe.

Perſonen.

Kriegsrath F.
Referendar F. ſein Sohn.
Henriette, ſeine erwachſene Tochter.
Heinrich, ſein kleiner Sohn.
Moſes, ein Jude.

1.

Zimmer des Kriegsrathe.

Der Kriegsrath. Moſes.

Der Kriegsrath. Genug, du mußt, Moſes! Bey deinen weitläuftigen Verbindungen, ſind dir funfzig Piſtolen ein Kleines! Und mich reiſſeſt du damit aus einer groſſen Verlegenheit.

Moſes.

Moſes. Au, Herr Kriegsrath, es iſt wohl viel! Wenn ich für alle die Lumpen, die in meinem Gewölbe hangen, das Geld hätte, wollte ich gar keine Umſtände machen!

Der Kriegsrath. Was geht das mich an! Geld, Geld, ſchaffe! (er ſieht nach der Uhr) In zwey Stunden muß ichs haben, oder du kömmſt nicht wieder in mein Haus. Du verlierſt an mir einen guten Kunden — ich dächte, das ſollteſt du wiſſen!

Moſes. Weiß wohl, Herr Kriegsrath! Aber ich kanns mir doch nicht aus der Haut ſchneiden. Ich habs nicht ſelbſt.

Der Kriegsrath. So habens Andere! Wenn du funfzig Piſtolen bringſt, ſind zwey davon deine! Und das Intereſſe verſteht ſich von ſelbſt. Geh, lauf! Und nimm dieſe Uhr zu Hülfe! (giebt ihm ſeine Uhr.)

Moſes. Will thun, was ich kann!

Möcht

Möcht Sie nicht gern verlieren, Herr Kriegsrath, bin ja ein alter Freund vom Hauſe.

2.

Saal.

Referendar F. Moſes.

Der Referendar, (ſpringt herbey) Bringſt du, lieber Moſes, bringſt du?

Moſes. Aber nicht baar! Hab keinen baaren Heller im Vermögen! Dieſe Uhr hab ich meiner Frau heimlich weggenommen, es iſt ihr Brautgeſchenk: die will ich ihnen verkaufen für acht Louisd'or, und Sie geben mir ein Wechſelchen, als wenns baar geweſen wäre.

Der Referendar. Das iſt recht gut! Aber was ſoll ich mit der Uhr? — ich muß Geld haben!

Moſes. Haben Sie denn nicht Geldes werth? Schicken Sie den erſten beſten Bedienten fort, und laſſen ſie verſetzen. Da iſt mein Schwiegerſohn Iſchmael, der giebt

Ihnen

Ihnen gern vier Piſtolen drauf. Es iſt ein ehrlicher Mann!

Der Referendar. Vier Piſtolen ſind ſo gut als nichts! da geht übermorgen die Geldnoth von neuem an.

Moſes. Ey, er giebt auch wohl ſechs, wenn Sie ſie verkaufen wollen. Ich will ſelbſt gehn und mit ihm ſprechen. Was kann ich mehr?

Der Referendar. Gut, gut, thu das!

Moſes. Aber das Wechſelchen, Herr Referendar?

Der Referendar. Solſt du finden, wenn du wieder kömmſt!

Moſes. Möchts aber lieber jetzt, Herr Referendar! Sicherheit hält mit baarem Gelde gleichen Cours. Wiſſen ſelbſt, Herr Referendar!

Der Referendar. Ihr Juden trauet auch eurem eignen Vater nicht. (geht.)

Moſes. Mein Vater kann auch ein

Spiz-

Spizbub seyn, wie andere ehrliche Leut. Ich weiß viel Exempel.

5.

Henriette (schüchtern an dem andern Ende des Saals.) Moses! Moses! bst!

Moses. Ach! schöne Mamsell, ich hab auf sie gewartet! (zieht ein Billet heraus.)

Henriette. Hast du ihn gesprochen? Wo war er? Wie lebt er?

Moses. Ach, der junge gnädige Herr ist lauter Liebe! Er gab mir dies Billet hier, und sagte: bring's ihr richtig, oder ich erschieße dich, wo ich dich treffe!

Henriette. Der liebe Hitzkopf! (indem sie das Billet erbricht.) Aber er ist Soldat, Moses, du mußt es ihm nicht übel nehmen!

Moses. Fürchte mich auch nicht! Die Herren Soldaten dürfen's mit uns Hebräern nicht verderben.

Henriette. (für sich, indem sie das Billet lieset) Wie feurig, wie wahr der

Junge

Junge ſchreibt! O, warum iſt es nicht ſchon Drey Uhr!

Moſes. Schön Wetter giebts heute zum Ausfahren!

Henriette. Ausfahren?

Moſes. Hat er nichts davon geſchrieben?

Henriette. Im Billet ſteht nichts!

Moſes. Nu, nu, er wird mit ihnen ausfahren. Es iſt gewiß! Sehn Sie, (er zieht ein Paket heraus) da hab ich ſeine Feldbinde! Sie ſoll Gevatter ſtehn! Sie wiſſen wohl, daß die jungen Herren viel Geld brauchen!

Henriette. Der gute Junge, um mir ein Vergnügen zu machen verſetzt er ſeinen Hauptſtaat! — Aber nein, das ſoll er nicht! Gieb mir die Feldbinde, Moſes!

Moſes. Warum, ſchöne Mamſell?

Henriette. (löſt ein Kreuz mit Brillanten ab, das auf ihrer Bruſt hängt.) Nimm dies für die Feldbinde!

Moſes. Ich bekomme mehr drauf, als auf die Feldbinde!

Henriette. Das Geld, was du drauf bekömmſt, gieb ihm, und ſag, es ſey für die Feldbinde. Aber heut Abend beym Abſchiedskuß, ſteck' ich ſie ihm in die Taſche. Gefällt dir dieſe Idee?

Moſes. Warum nicht, ſchöne Mamſell, verdien' ja doch auch dabey?

Henriette. Nun, Gott befohlen, Moſes! beſorge alles, wie ich dir geſagt habe, es ſoll dein Schade nicht ſeyn, alter Judenbart!

Moſes. Glaubs wohl, ſchöne Mamſell! — (ſie geht) Hab auch nicht gerne Schaden von meinen Kunden!

4.

Der kleine Heinrich (tritt ſchüchtern in den Saal, und trägt etwas unter dem Rocke.) Moſes! Moſes! Iſt ſie weg?

Moſes. Was wollen ſie, kleiner Muſje?

Heinrich. (kömmt ſchüchtern näher) Iſt ſie weg, Moſes, iſt ſie weg?

Moſes.

Moſes. Ja, ſie iſt weg! Wollen ſie mir was ſagen, kleiner Mudje?

Heinrich (ſieht ſich ängſtlich um) Wenn nur keiner kömmt, lieber Moſes, ich — ich — bin —

Moſes. Was haben ſie denn da unter'm Rocke, kleiner junger Herr?

Heinrich. Es iſt — eine — wenn nur keiner dazu kömmt (er zieht ein paar Beinkleider unter dem Rocke hervor) du ſollſt mir, (ſieht ſich ſchüchtern um) du ſollſt mir Geld dafür geben!

Moſes. Geld dafür? Es ſind ja alte Lumpen, haben ſie nichts beſſers?

Heinrich. Nein, ich habe nichts! Gieb mir was dafür!

Moſes. Ey, das kann ich nicht brauchen. Sie müſſen andere Sachen holen, Hemdeknöpfe, Schuhſchnallen, oder ſo was, die Hoſen kann ich nicht brauchen.

Heinrich. Gieb mir nur vier Groſchen dafür, lieber Moſes. Siehſt du, ich und

Wilhelm und Fritze und Karl wir haben ein Kränzchen unter uns, da kaufen wir uns immer Gebackenes bey Pitty, und ſetzen uns in den Luſtgarten, und eſſen es. Heute muß ich' was kaufen, und Papa will mir kein Geld geben, und die Reihe iſt doch an mir, da werden mich die andern auslachen, wenn ich kein Geld habe, und über acht Tage laſſen ſie mich denn nicht miteſſen, weil ich heute nichts gekauft habe! (weinend) Lieber, lieber Moſes, gieb mir nur vier Groſchen dafür. Wenn das Kränzchen wieder an mich kömmt, will ich dir ja gern meine Hemdeknöpfe geben!

Moſes. Nun, wenn ſie Wort halten wollen, kleiner Mußje —

Heinrich. O, gewiß, gewiß, guter Moſes.

Moſes. Hier ſind vier Groſchen! —

Der Referendar (erſcheint) Heinrich (läuft) Heinrich, Heinrich, wo läufſt du hin?

Hein-

Heinrich. (ängſtlich) Ich muß fort, ich muß fort! (zu Moſes) Verſteck doch, verſteck doch!

Der Referendar, (hält ihn) Du ſollſt aber hier bleiben, Steh!

Heinrich. Lieber Bruder!

Der Referendar. Junge, ich glaube, du machſt ſchon Geſchäfte?

Heinrich. (in Angſt) Nein — nein —

Moſes. Wie alt iſt der kleine Mußje?

Heinrich. (weinend) Zwölf Jahr und ein halbes.

Moſes. (dem Referendar ins Ohr) Sie waren noch ein Jahr jünger, Herr Referendar, als wir die erſten Geſchäfte machten. Weiß noch wohl, Herr Referendar! Bin ja ein alter Freund vom Hauſe! Ach als die ſel. Mama noch lebte! da waren gute Zeiten!

IV.

Frommer Vater, fromme Kinder.

Personen.

Christian Hartmann, Raschmacher, der sein Handwerk niedergelegt hat.
Friedrich, sein Sohn.
Karoline, } zwey erwachsene Töchter.
Marie, }
Christine, Köchin.
Franz, Musketier.

1.

Winterabend.

(Die ganze Familie sitzt um einen Tisch.)

Hartmann. Betet, Kinder, ach betet, daß ihr nicht fallet in Versuchung und Stricke! Ach, wie böse ist die Welt! Es wird Berlin ergehen, wie Sodom und Gomorrha, Pech und Schwefel wird vom Himmel fallen und die Sünder verzehren. Aber die Gerechten werden gewarnet werden zur rechten

ten Zeit, und zur Stadt hinausgehn, wie der fromme Lot mit seiner Familie. Betet, Kinder, daß wir würdig werden mögen, gewarnet zu werden, ehe das Verderben hereinbricht. (zur Köchin) Christine, komm doch 'mal mit heraus, du sollst mir leuchten.

Karoline. Kann ichs nicht auch verrichten, Vater?

Hartmann. Nein, mein Töchterchen, bleib du nur da und lies in der Bibel fort.

Marie. (leise zu Karolinen) Also liesest du wirklich in der Bibel?

Karoline. (stößt sie an) Bst! Laß ihn nur erst weg seyn!

Hartmann. Nu, so schlaft wohl, Kinder, und vergeßt euren Abendsegen nicht. Ich will ein bißchen zu Biere gehen! werde wohl vor zehn Uhr nicht wieder kommen, ihr könnt euch immer zu Bette legen. Junge Leute können immer besser schlafen, als alte. (er geht)

Marie. (leiſe zu Karolinen) Hm! bey Chriſtinen ſchläft es ſich auch gut. Der alte Lot! — Was lieſeſt du denn da ſo andächtig?

Karoline. Briefe über die Galanterien von Berlin! Sie haben gerade das Format, wie mein Geſangbuch, und weil ich immer ein Papier drum ſchlage, ſo weiß er viel, ob es mein Geſangbuch oder was andres iſt! Siehſt du, um beyde iſt blau Papier. Aber Du haſt in der Bibel geleſen?

Marie. Freylich! Sieh nur her.

Karoline. (lieſt): Mein ſüſſes Mariechen, dieſen Abend um 9 Uhr werde ich unter ihrem Fenſter ſeyn. — Sieh doch, einen Brief von deinem Scharmanten!

Marie. O, ich habe ihn wohl funfzigmal geleſen, ſo lange der Vater geprediget hat. Ich habe meinem Jungen das Maaß von meiner Bibel gegeben, und nach demſelben ſchneidet er alle ſeine Briefe zu, ſo daß ich ſie hineinlegen, und ohne Verdacht

leſen

leſen kann, ſo lange die Betſtunde dauert. Iſt der Einfall nicht gut?

Friedrich, (in Gedanken) Franzöſches Schloß? Hamburger, nimm den kleinen Diedrich — es muß auf — die verfluchte Patrouille! —

Marie. Friedrich! Friedrich! Träumſt du wieder? Die Gerichts-Diener!

Friedrich. (ſpringt erſchrocken auf) Hagel und Wetter! Infames Menſch!

Marie. Nu, nur gnädig. Sie ſind ja noch nicht da!

Karoline. Friedrich, du wirſt es noch ſo lange machen, bis du an den Galgen kömmſt.

Friedrich. Davon ſprich morgen weiter. Warum giebt mir der Vater kein Geld.

Karoline. Uns giebt er auch nichts! aber wir ſtehlen doch nicht!

Marie. Wir ernähren uns ehrlich.

Friedrich. H * * und ſtehlen kömmt auf eins heraus!

Marie und Karoline. (zugleich) Infamer Dieb!

Friedrich. Infame H * * ren! (geht zur Thür hinaus.)

Karoline. Ich ſehe dich längſt noch beym Büttel!

Friedrich. Wer weiß, wer zuerſt hinkömmt!

2.

An der Hausthür.

Der alte Hartmann und Chriſtine.

Hartmann. Nu, haſt du deine Sache gut gemacht?

Chriſtine. Ich denke ja! Ew. Hochwürden, Herr Konſiſtorialrath, ſagte ich zu ihm, ach ich habe kaum ſo viel Kräfte gehabt, zu ihnen zu kommen. Aber der liebe Gott, ſagt' ich, hat mir hergeholfen, zum

Heil

Heil meines Leibes und meiner Seele. Ach, da ich ihr Angeſicht ſehe, ſagt' ich, habe ich auf einmal ſo viel fromme Regungen verſpürt, und es iſt mir ſo freudig, ſagt' ich, als wenn ich das Lamm ſelbſt geſehen hätte. — „Ihr dauert mich, gute Frau, ſagt' er, ihr habt ja nicht 'mal Schuh an den Füſſen!„ — Nein, ſagte ich, ich habe ſchon in drey Monaten keine gehabt. Da ſagte er: Hier habt ihr acht Groſchen, über acht Tage kommt wieder, es ſoll euch jedes mal ſo viel aus der Armenkaſſe gereicht werden. Ich will mir auch eure Wohnung aufſchreiben, und euch wöchentlich einige Scheite Holz ſchicken. —

Friedrich, (kömmt aus der Stube)

Hartmann. Wo willſt du hin, Friedrich?

Friedrich, (geht nach der Hofthür.) Ich will nur mal —

Hartmann. Geh in Gottes Namen, mein Sohn!

Chriſtine. Aber ich ſagte, ich hätte kein Logis, und müßte mich auf die Barmherzigkeit der Leut verlaſſen, die mich beherbergen wollten. (heimlicher) Ich wollte ihm meinen Aufenthalt nicht ſagen, weil ich doch immer noch bange bin, daß man mich einſtecken wird, weil ich damals auf den Brand gebettelt habe. Und Er käme auch in's Teufels Küche, weil Er die Brandbriefe geſchrieben hat. —

Friedrich, (an der Hausthür für ſich.) Noch nicht fort? — Nu, was will ich auch warten! Ich kann ja zu jeder Thür ſagen: Thürchen thu dich auf! Alſo, fort, zur Hinterthür!

Hartmann. Das haſt du gut gemacht, Chriſtine. Geh nur hinein, um zehn Uhr bin ich wieder da!

Chriſtine. Nu, adje unterdeß. (der Alte geht! ſie bleibt in der Thür ſtehn, und ſieht ihm nach.) Bſcht, bſcht!

Franz,

Franz, der Musketier. (kömmt gesprungen.) Nu Christinchen, hat sie mich denn gesehen?

Christine. Freylich, langer Schurke. Du hattest dich da in der Ecke postirt. Da geht der Alte hin.

Franz. (schlägt ihm drey Kreuze nach) Christinchen es ist kalt! Burr — rr — rr!

Christine. Ich versteh dich! Da hast du Geld, fülle deinen Buddel, dann wollen wir ein bischen in dein Quartier gehn!

Franz. (nimmt das Geld und läuft.)

3.

In der Stube.

Marie. Karoline.

Karoline. Aber sag mir nur, Mädchen, wie lange das dauern soll?

Marie. I, so lange es gehn will!

Karoline. Wenn es aber 'raus kömmt,

biſt du unglücklich! Es iſt ja noch ein wahres Kind; wenn man Unrath merkt, und geht' ihm hart zu Leibe, ſo geſteht er alles, was er weiß.

Marie. Hm! davor iſt mir nicht bange. Sein Vater hat ſo viel Geld, daß er's nicht merkt, wenn ſein Sohn einen Griff mit allen Fünfen in ſeine harten Thaler thut. Wie geſagt, Karlinchen, mir iſt nicht bange.

Karoline. Aber mir iſt recht bange!

Marie. Wie ſo?

Karoline. Nu, ich muß dirs nur geſtehen — ich will fort!

Marie. Fort, Line? Biſt du klug? Es iſt nur dein Spaß.

Karoline. Wahrhaftig nicht, Mariechen! Sieh nur, der Vater hält mich ſo eingeſchränkt, das habe ich Herrmannen geklagt, und da ſagte er: wenn ich wollte, wie er, ſo giengen wir beyde zum Thore hin-

hinaus. Sein Cornet hätte ihn gestern ohne Ursach geschlagen, und das litte er von solch einem Gelbschnabel nicht; das Husarenleben wäre ihm überhaupt zuwider. Sein Vater hätte ein Gütchen in Sachsen, da wollte er mich heurathen, und da könnten wir recht ruhig leben. Wenn wir nur erst glücklich fort wären! Er will auch noch einen guten Freund mitnehmen.

Marie. Mein Gott, wenn das nur gut geht! Es wäre doch besser, du bliebst hier, Karlinchen! Denn wenn Herrmann eingeholt würde, hiesse es: du hättest ihn verführt, und dann wäre dir das Zuchthaus gewiß!

Karoline. Nein, ich kann von dem Menschen nicht lassen, es ist so ein guter Mensch. Hier ist für mich auch nichts zu holen. Unser Vater ist ein alter Filz, und sperrt uns ein, und unser Haus fällt uns über den Kopf zusammen. Unsrer drey sind

dazu

dazu — was ſoll man da groſſes erben?

Marie. Das iſt wohl wahr! Wenn eher willſt du denn fort?

Karoline. Die Minute! Der Vater iſt fort, und Chriſtine darf nicht mucksen, ſonſt ſagſt du dem Vater die Geſchichte mit Franzen! (ſie holt ein Paquet aus der Kammer) Siehest du, alles iſt reiſefertig.

Marie. Ich weiß auch nicht wo Engelhart bleibt! Es iſt ſchon halb zehn! Ach, Karlinchen, wenn du nur hier bliebſt, es iſt mir ſo bange! (Es pocht an der Thür) Da kommt er, da kommt er!

4.

Zwey Gerichtsdiener (treten herein.)

Der erſte. (zu Marien) Heißt Sie Karoline Hartmann?

Marie. (ängſtlich) Nein! (auf Karolinen zeigend) die heißt ſo!

Der

Der zweyte. (zu Marien) Und ſie heißt Marie Hartmann?

Marie. Gerechter Gott, ja!

Beyde. Fort, ohne Umſtände!

Der erſte. (zu Karolinen) Ihr Huſar hat auch ſchon Quartier!

Der zweyte. (zu Marien) Steck ſie doch ein paar harte Thaler von Mſr. Engelhart ein. Sie wird ſie bey uns brauchen können.

Karoline und Marie. (zugleich) Alles verrathen, alles verrathen!

Der erſte. Aber ihr beyde ſeyd noch nicht genug. Aus eurem Hauſe gehören uns noch ein Paar. Wo iſt euer Vater und eure Magd? Nicht zu Hauſe? (zu zwey andern Gerichtsdienern, die vor der Thür ſtehen) Wartet ihr bis der Alte und das Menſch kommen und nehmt ſie gewiß. Wir wollen dieſe in Sicherheit bringen. (zu Marien und Karolinen drohend) Wo

ihr

ihr Lärm macht, so soll euch — (zu den andern Gerichtsdienern) Seyd behutsam, der alte Schurke soll nicht dumm seyn. Laßt ihn erst ins Haus, und dann macht zu. Vorher haltet euch ein bischen entfernt, daß er euch nicht wittert! (ab)

5.

Im Hause.

Christine. (kurz darauf) Der alte Hartmann.

Christine. Schon alles still? Die Mädchen müssen schon zu Bette seyn. Auch nicht die Nachtlampe haben sie brennen lassen. Ich muß nur Licht anschlagen, wenn mein Alter kömmt. — (gehet ins Haus)

Hartmann. (in der Thür) Polterst du da im Hause herum, Christine?

Christine. Der Wind hat mir das Licht ausgeblasen.

Hartmann. Schon alles zu Bette?

Christine.

Chriſtine. Ja!

Hartmann. Nun, ſo mache, daß wir auch zu Bette kommen — Paulus ſagt: Es iſt beſſer freyen, als Brunſt leiden! Verſtehſt du mich, Chriſtine?

Chriſtine. Ich verſteh euch wohl, alter Sünder. Ihr wollt die Nacht in mein Bette kriechen?

Ein Gerichtsdiener. (der ſich herzu geſchlichen hat) Diesmal nicht! — Leuchte, Müller! (der andere zieht ſeine Laterne hervor)

Hartmann. In Gottes Nahmen, was wollt ihr?

Ein Gerichtsdiener. Dich holen!

Hartmann. Sie ſind unrecht, lieben Kinder!

Ein Gerichtsdiener. Euer Name iſt doch Chriſtian Hartmann?

Hartmann. Zu dienen, mein Freund

Der Gerichtsdiener. Alſo marſch, ohne Umſtände!

Der andere. (zu Chriſtinen) Und ihr mit! Er hat ſie geſchrieben und ihr habt darauf gebettelt!

6.

Gefängniß.

Friedrich. Marie. Karoline.

Friedrich (liegt mit dem Kopfe auf dem Tiſche.) Der Krug gehet ſo lange zum Born bis er bricht! (die zwey Mädchen weinen.)

Der alte Hartmann und Chriſtine. (werden herein geführt)

Der alte Hartmann. (troſtlos) Guten Abend, Kinder!

Die beyden Mädgen (wehmüthig.) Guten Abend, Vater!

(Friedrich dankt nicht)

Ein

Ein Gerichtsdiener. Eine ſchöne Familie! Ein andermal betet ihr nicht ſo viel, ſondern arbeitet brav, ſo wird euch ſolch vertraktes Zeug nicht in den Kopf kommen!

V.

Die Freude in den letzten Sekunden.

———— ——

Perſonen.

Herr R. * * abgeſetzter Kriegsrath.
Seine Gattin.
Malchen, ſeine erwachſene Tochter.
Zwey kleinere Töchter.
Ein kleiner Sohn.
Aſſeſſor W.

1.

Ein armſeliges Zimmer.

(Herr R. liegt im Bette. Die kleinern Kinder ſtehen um ihn herum. Seine Gattin ſitzt vor dem Bette.)

Herr R. Ach, ich fühl' es, armes Weib, daß ich am Ziele bin! Wie freudig

wollt' ich ſterben, wenn ich nur euch — nur euch verſorgt wüßte! (er hüllt ſich weinend ins Kopfküſſen.)

Seine Gattin. (bückt ſich zu ihm herunter) Beruhige dich, lieber Mann, es kann uns nicht ſchlimmer nach deinem Tode gehn, als es uns jetzt geht. Wir haben lange gelitten und können nicht immer leiden, ſonſt gäb' es keine Vorſehung!

Herr R. Sage das nicht, liebe Frau! Es giebt Familien, deren Vater den Becher der Leiden ſchon anſetzte, und deren jüngſter Sprößling als Mann denſelben noch nicht ausgeleert hatte. Wer ſagt dir, daß es uns nicht eben ſo gehen könne?

Ein kleiner Sohn. (leiſe zur Mutter) Mama, mich hungert!

Eine kleine Tochter. Sey doch ſtill, daß es Papa nicht hört.

Herr R. Was habt ihr unter euch, liebe Kinder?

Seine

Seine Gattin. Dem kleinen Wilhelm thut der Kopf weh! (leiſe zu dem Kleinen) Sey nur ruhig, Wilhelmchen, deine Schweſter wird bald kommen und Brod bringen.

Eine kleine Tochter. (etwas aufgebracht) Der Wilhelm iſt auch immer!

Herr R. (der alles gehört hat.) Gerechter Gott! (die Augen gen Himmel geſchlagen, und die Hände ringend) du ſiehſt, du kennſt meine Leiden. O, allgütiges Vaterherz, kannſt du es anſehen, daß ein Vaterherz bricht? Kein Brod für meine Kinder!

2.

Malchen. (tritt ängſtlich herein. Die Kinder laufen auf ſie zu) Ach, da iſt ſie!

Herr R. Malchen, was iſt dir? Du thuſt ſo ängſtlich. Wilſt du mir nicht gern ſagen, daß man dich auch da abgewieſen

hat? O Kind, ſage es immer. Dein Vater iſt ſtark unter der Laſt Kummers geworden.

(Die Kinder ſind erſchöpft um Malchen! eins durchſucht ihre Taſchen, das andere ſieht nach ihren Händen. Die beyden Mädchen ſehen ſich mit ſtummen Schmerz an, als ſie nichts finden.)

Der kleine Wilhelm. (mit lautem Geſchrey) Sie hat nichts mitgebracht!

Herr R. (Sieht in ſtummen Schmerz vor ſich hin)

Malchen (auſſer Athem) Ach Mama! Ich bin ſo erſchrocken, ſo gelaufen —

Herr R. Alſo bringſt du nichts, Malchen?

Malchen. (giebt ihm ſtillſchweigend ein Billet. Leiſe zur Mutter:) O liebſte Mama, kommen Sie doch in die Kammer — ich muß — ich muß ihnen Alles ſagen. (ſie gehen in die Kammer)

Der kleine Wilhelm. (auf das Billet zeigend) Iſt Geld drinnen, lieber Papa?

Herr

Herr R. (ſieht ihn in gedankenloſem Schmerz an) Nein, mein Sohn!

(Der kleine Wilhelm hüllt ſich mit dem Kopfe in des Vaters Deckbette und ſchluchſt)

3.

In der Kammer.

Malchen. So oft ich ausgegangen bin, habe ich ihn hinter mir geſehn! er folgt mir auf allen Schritten, und wenn er mir in der Nähe iſt, ſpricht er hinter mir, aber ich habe ihn in der Angſt immer nicht verſtanden.

Die Mutter. Der Bube! (weinend) Unſere einzige Stütze verführen! (bitter) verführen!

Malchen. Heute war er dicht hinter mir, und ſagte: Laſſen ſie ſich denn nicht ſprechen, liebes Mädchen? Mir vergieng Hören und Sehen, und ich weiß nicht, was er weiter ſagte. Es war mir, als wenn mich alle Leute anſähen, und ich lief ſo

ſchnell, als ich in meinem Leben noch nicht gelaufen bin. Ich weiß nicht, ob er mir gefolgt iſt; ich hatte nicht Muth genug mich umzuſehen! Was ſoll ich anfangen, liebe Mama? Ich darf nicht aus dem Hauſe gehen, ſo iſt er hinter mir.

Die Mutter. Ich weiß nicht, Kind, wir müßen es dem Papa ſagen.

Malchen. O, beſte Mama, er würde ſich nur kränken! (Herr R. ruft in der Stube. Sie gehen zurück.)

Herr R. Lieben Kinder, glaubt nicht, daß ihr meinen Kummer lindert, wenn ihr euch beſtrebt, mir den eurigen zu verbergen. Malchen, du weinſt, daß deine Bemühungen fruchtlos abgelaufen ſind?

Die Mutter. Ach!

Herr R. (richtet ſich mit gefalteten Händen auf.) Kinder! — Kinder! — Wenn ihr mich je geliebt habt; reißt mich aus dieſer Unruhe. Ihr ſeyd troſtloſer als je — und

doch

doch ſollten euch die Beyſpiele von Harthers zigkeit nicht mehr ſo ſehr niederſchlagen! O, eure Blicke ſagen mir, daß noch ein anderes Unglück über uns ſchwebt. Malchen, (reicht ihr die Hand) meine Tochter, was iſt dir? (Malchen ſieht ihre Mutter ängſtlich an.)

Die Mutter. Wir wollten dich nicht gern kränken, armer Mann — aber weil du es wiſſen wilſt — Malchen wird ſchon ſeit einiger Zeit von einem jungen Menſchen verfolgt, der mit ihr ſprechen will — du weißt wohl —

Herr R. (gelaſſen) Ich weiß wohl, liebes Weib! Aber deine Beſorgniß iſt ungegründet. So lange Malchen dir noch entdeckt, daß ſie verfolgt wird; ſo lange ſie ſich noch auſſer Athem läuft, um dem Verfolger zu entgehen — liebes Weib, ſo lange ſey auſſer Sorgen. Und du, Malchen, haſt auch nicht nöthig dich zu ängſtigen.

Wenn er dir wieder nachgeht, und mit dir ſprechen will, ſo lauf nicht, mein Kind, dadurch machſt du nur die Welt aufmerkſam, und den jungen Menſchen deſto unternehmender. — Laß ihn ausreden, und dann antworte ihm, was das Gefühl deiner Würde dir auf die Zunge legt — ſo biſt du ſeiner auf einmal los! Und Gewalt kann er ja nicht brauchen, liebes Kind, am hellen Tage, in der volkreichen Stadt! — Jetzt lies mir dies Billet, meine Augen ſind trübe.

Malchen. O, zerreiſſen ſie es lieber!

Herr R. Nein, Kind, nein, lies nur, du ſiehſt, wie gefaſt ich bin.

Malchen. (lieſt mit zitternder Stimme.) „Bey ihrem ehemahligen Poſten hätten Sie leicht ſo viel erwerben können, daß Sie jetzt, da ſich das Blatt gewandt hat, zu leben hätten und nicht andern Leuten, die es eben ſo wenig übrig haben, beſchwerlich fallen dürften. Alles, was ich für Sie thun kann,

kann, iſt, daß ich die Armenvorſteher bitte, ihnen wöchentlich etwas an Geld und Holz zu bewilligen; jede andere ihrer Forderungen kann ich nicht erfüllen!"

Herr R. (mit der ſchrecklichen Kälte, die überſpannter Schmerz bewirkt) Ein barmherziger Mann!

Malchen. Ich bat nur um acht Groſchen.

Herr R. Nur um acht Groſchen bateſt du! (er ſchaudert zuſammen, wie vom Fieberfroſt erſchüttert.) Der Mann war mein Freund! — (gelaſſen) Nun liebes Malchen, geh zum Kriegsrath B. — zu dem, der den erſten Tag nach meiner Kaſſation ſchon meine Stelle hatte. (Malchen ſieht ihre Mutter an) Ja, Malchen, noch dieſen letzten Gang für deinen armen Vater! (Malchen geht mit Thränen in den Augen; ihre Mutter ſteht zweifelnd von der Seite.)

4.

Malchen. (ſpringt herein) Gerechter Gott, er kömmt!

Aſſeſſor W. Diesmal ſollſt du mir nicht entlaufen, kleine — (fährt beſtürzt zurück, und bleibt ſtumm an der Thür ſtehen.)

Kriegsrath R. (richtet ſich im Bette auf.) Kommen ſie näher, junger Mann, kommen ſie näher! Dieſer Anblick (er zeigt auf ſich und ſeine Kinder) war ihnen neu? Kommen Sie näher! Wenn Sie zu dem erſten Schritte Muth genug hatten, müſſen Sie auch beym zweyten nicht verzagt ſeyn.

Aſſeſſor W. (tritt ſchüchtern näher.)

Kriegsrath R. Ich kenne Sie, Herr Aſſeſſor! Wenn Sie mich nicht mehr kennen, ſo ſchreib' ichs meinem achtwöchentlichen Krankenlager zu. Ich bin der Kriegsrath R.

Aſſeſſor W. (in äuſſerſter Verwirrung.) Herr Kriegsrath, ich bitte, ich bin, ich weiß —

Kriegs-

Kriegerath R. (nimmt seine Hand) Dies Mädchen (auf Malchen zeigend) ist meine Tochter. Daß ich noch lebe, und diese hier (mit einem sprechenden Blick auf Mutter und Kinder) das dank ich ihr. Sie hat uns bis hieher mit unermüdetem Fleisse Brod verschafft; sie hat Demüthigungen ertragen, die nur durch allerhöchste kindliche Liebe entschuldigt werden können, um es uns zu verschaffen. Sie hat ihr letztes Kleid zerschnitten, um ihre kleinen Geschwister darein zu kleiden; sie hat — (mit bitterem Schmerz) sie hat — gebettelt, um mir Medicin zu kaufen — wenn sie diesen Engel verführen können (er schleudert des Assessors Hand fort, und hüllt sich ins Kopfküssen) so verführen sie ihn!

Assessor W. (springt auf, nimmt Malchens Hand und führt sie vors Bette.) Deinen Seegen, Vater, ehe du stirbst!

Kriegrath R. (sieht ihn gerührt an)

Du

Du wollteſt mein Sohn ſeyn? — O, Gott, in den letzten Sekunden noch Freude! (mit ſchwacher Stimme) O Sohn, ſey der Sohn dieſer Mutter, und der Va — Vater dieſer Kinder! (verſcheidet.)

VI.

Inſtinkt der Knechtſchaft.

Perſonen:

Geheimderath v. —
Seine Gemahlin.
Luiſe, Kammermädchen.
Fritz, Kammerdiener.

I.

Bey Tiſche.

Geheimderath. Seine Gemahlin.

Er. Sie eſſen ja nicht!

Sie. Sie noch weniger!

Er. Ich habe keinen Appetit, aber Sie haben keine Andacht.

Sie.

Sie. Wie verſtehen Sie das?

Er. Sie ſchweben ſchon in Gedanken auf dem Ball' auf und ab.

Sie. Vorbeygeſchoſſen! Ich werde gar nicht dort ſeyn!

Er. Und warum? Er wird ſehr brillant ſeyn!

Sie. Mags! Mein Kopf iſt ſeit einiger Zeit von Tanzmuſik nicht leer geworden, ich hab' es ſatt!

Er. Geſtern fiel ihnen dies nicht ein, indeſſen — aber womit wollen ſie den langen Abend zubringen? In meiner Geſellſchaft?

Sie. Lieber noch auf dem Ball: wir ſind langweilig unter vier Augen.

Er. (ſteht auf) Das fühl' ich, wenn wir allein eſſen!

Sie. (ſteht auch auf.) Ich bin nicht Schuld, daß wir allein eſſen!

Er.

Er. Künſtliche Muſik iſt Ihnen alſo zuwider! Aber Nachtigallen?

Sie. Dreymal glücklicher Einfall! Ja, Nachtigallen! Eine Nachtparthie in den Thiergarten! Was meynen Sie dazu?

Er. Nichts, als daß Sie ihren Willen haben!

Sie. (aus dem Zimmer gehend) Gütiger Mann! Aber eben dadurch haben Sie auch Ihren Willen?

Er. Das folgt natürlich daraus!

Sie. (in der Thür) Aber wenn ich keine Parthie zuſammenbrächte?

Er. Das ſollte mir leid thun! So müßten Sie allein fahren! — Alles, was ich thun könnte, wäre, daß ich Ihnen meinen Fritz erlaubte. —

Sie. (mit tiefem Knixe) Danke, danke, Sie ſind zu gütig, Herr Gemahl. — Und

Sie

Sie würden ſich die Zeit vertreiben? — Mit meiner Luiſe?

Er. Sollte mir willkommen ſeyn, meine Gebieterin, recht ſehr willkommen!

2.

Saal.

Friz. Luiſe.

Luiſe. Ach, geh er mit ſeinem plumpen Witze!

Friz. Mamſell, ich verbitte mir ſolche Anzüglichkeiten.

Luiſe. So ſprech er nicht mit mir!

Friz. Sieh doch! Nun gar das Maul verboten! (ſtolz) Mamſell, das haben andere noch nicht gethan, die wohl ein bischen mehr ſind, als ſie! (bedeutend) Verſteht ſie mich?

Luiſe. O, was ſollte ich nicht! Das iſt es eben, daß man ſolche Leute mit Herablaſſung ſtolz macht. Aber das heißt ſich weggeworfen, nicht herabgelaſſen!

Friz. (zupft ſich mit bedeutender Mine an der Naſe und ſieht ſie an) Mamſell!

Luiſe. (mit Naſerümpfen) Hm, ich verſteh ihn wohl! (wirft ſich in die Bruſt) Aber mit mir iſt das was andres!

Friz. (lacht laut auf) Ha, ha, ha! Weiß ſie denn, wer ſie iſt? — Sie iſt Kammerjungfer, und ich Kammerdiener. Wenn wir uns wiegen ſollten. —

Luiſe. So würde er freylich ſchwerer ſeyn, er hat ſtarke Knochen!

Friz. O, Bauernſtolz iſt auch nicht leicht! (es klingelt; beyde ab.)

3.

Zimmer des Geheimderaths.

Geheimderath. Friz.

Geheimderath. Ich habe dich heute an meine Frau abgetreten, Friz, was ſie dir ſagen wird, thu du.

Friz. O, der Herr Geheimderath ſind zu gütig! (wird feuerroth) Ich wollte ſagen, der Herr Geheimderath wären —

Geheimderath. Sag du, was du willſt, es wird allemal dumm herumkommen. Du kannſt gehn!

Friz. (vor der Thür) Ich groſſer, dummer Dummkopf! Bald verſchnappt! Herr Jeſus, ich wäre des Todes geweſen, wenn er gefragt hätte, wie ich das meinte!

Luiſe. (kömmt geſprungen) Er ſoll ſeinen Herrn fragen, ob es noch dabey bliebe,

daß er sie in den Thiergarten begleiten sollte. —

Friz. (roth über und über) Ach, frag sie ihn selbst!

Luise. (mit sichtbarer Freude) Nein, nein! Ich getraue mich nicht zu ihm.

Friz. Nu, ich will ihr die Thür aufmachen. Luischen, ich kann wirklich nicht zu ihm gehen.

Luise. Warum denn, närrischer Mensch?

Friz. (stottert) Weil — weil — weil ich erst bey ihm gewesen bin.

Luise. Nun, so will ich gehn! Mach auf. (sie geht hinein)

Geheimderath. Sieh da, was bringst du, Luischen?

Luise. (roth) Die Frau Geheimderäthin laßen den Herrn Geheimderath fragen, ob

ob es noch dabey bliebe, daß Fritze mit in den Thiergarten fahren ſollte? Es würde noch eine kleine Geſellſchaft dabey ſeyn, und Frizen könnten die Frau Geheimderäthin gut brauchen. —

Geheimderath. (die Finger unter ihrem Kinne) Ja, es bleibt dabey! (ſie will fort) Nun, Luischen? (hält ſie)

Luiſe. (leiſe) Laſſen Sie mich, gnädiger Herr, Frize ſieht draußen.

Geheimderath. Nur hürtig ein paar Worte, Kleine! Wie wirſt du denn den Abend zubringen? Doch nicht allein?

Luiſe. Die Frau Geheimderäthin haben mir erlaubt, bis zehen Uhr zu meiner Schweſter zu gehen.

Geheimderath. Den Beſuch mußt du aufſchieben! Komm du zu mir bis zehn Uhr!

Luiſe. Ach nein, gnädiger Herr, die

Köchin und das Hausmädchen passen auf alle meine Schritte und Tritte. Ach und wenn es die gnädige Frau erführe! —

Geheimderath. Du kannst dich ja her schleichen, ohne daß sie es merken.

Luise. Ach nein, gnädiger Herr!

Geheimderath. Furchtsames Ding! Nun höre! Geh du um neun Uhr in den Thiergarten; rechter Hand in der zweyten Allee, will ich dich treffen.

Luise. Sie wollen mich nur aufziehn, gnädiger Herr!

Geheimderath. Wenn ich ein Wort sage, Luischen! — Du weißt doch —

Luise. Aber die gnädige Frau ist auch im Thiergarten!

Geheimderath. Das ist sie nicht.

Luise.

Luiſe. Aber ſie hat es doch geſagt!

Geheimderath. Eben, weil ſie es geſagt hat — Und ſollte ſie auch da ſeyn, ſo iſt ſie bey dem Hofjäger. Genug, du biſt da, und ich treffe dich, wo ich geſagt habe. (ſie geht)

(vor der Thür)

Friz. (zu Luiſen) Das hat lange gedauert.

Luiſe. (ohne ihn anzuſehn, ſpringt davon) Ja, es hat lange gedauert!

4.

Abend. Thiergarten.

Die Geheimderäthin. Friz (hilft ihr aus der Kutſche.)

Geheimderäthin. (zum Kutſcher) Fahre er zu den Zeltern, da will ich ihn treffen. (der Kutſcher fährt zu) Wir gehn hier herum, Friz. Ob wir unſer altes Plätzchen wohl wieder finden werden?

Friz. O, und wenn es um Mitternacht wäre!

Geheimderäthin. Es muß dir also dort sehr wohl gefallen haben!

Friz. (zärtlich) Ey, was sollte es nicht? (sie reicht ihm lächelnd den Arm)

(Von der andern Seite)

Der Geheimderath. Luise.

Geheimderath. Muß, Luischen? Du bist nicht recht munter! Warte! (Umarmung und Kuß) Wird dir nun besser?

Luise. Ach, mir zittern alle Glieder! Wenn nur nicht die gnädige Frau —

Geheimderath. Furchtsames Ding! Das ist deine ewige Klage! Ich will dir auf einmal alle Furcht benehmen — wir suchen uns ein Plätzchen hier im Gebüsche! (sie gehn hinein) Hieher wird sie doch nicht auch kommen sollen? (sie setzen sich; der Geheimderath

rath umſchlingt Luiſen; Geräuſch von der andern Seite.) Halt dich ſtill, Luischen! (Die Geheimderäthin und Fritz kommen.) Keinen Laut! Sie können uns nicht ſehn!

Geheimderäthin. Mich deucht, das mals waren wir auf jener Seite!

Luiſe. (Mit lautem Angſtgeſchrey) Lieber Himmel, die gnädige Frau! (läuft davon)

Geheimderath. Ums Himmelswillen, bleib!

Friz. Barmherziger Gott, die Stimme des gnädigen Herrn! (reißt ſich los, und rennt)

Geheimderath. (ſpringt auf) Wer da?

Geheimderäthin. Sind Sie's? (ſie kommen ſich näher, und ſtehn eine Weile ſtumm ohne ſich anzuſehn; die deutſche Sprache erſtirbt ihnen auf den Lippen.)

Geheimderath. He bien, Madame?

Geheimderäthin. He bien, Monſieur?

Geheimderath. Nous ſerion done ſeuls?

Geheimderäthin. Helas, Monſieur!

Geheimderath. Helas, Madame!

IV.

Anekdote von Boissy.

IV.

Anckdote von Boissy.

Ich glaube, daß es in unſern Zeiten nicht undienlich ſeyn kann, folgende Geſchichte einmal wieder zu erzählen und ins Gedächtniß zurückzubringen. Unſere jungen Leute haben in allen ernſthaften Studien ein Haar gefunden, und laufen den Muſen in die Arme, um mit Wonnegefühl zu verhungern.

Boissy, der Verfaſſer verſchiedener Theaterſtücke, die mit Beyfall aufgenommen wurden, hatte das Schickſal aller, welche ſich den Muſenkünſten ausſchlieſſend ergeben. Er arbeitete und arbeitete unermüdet; dafür hatte er Ruhm, aber kein Brod. Er ſchmachtete mit Frau und Kind in der drückendſten Armuth.

Aber

Aber so niederschlagend auch seine Lage war, verlor er doch nichts von jenem Stolze, der den großen und kleinen Genien so eigen ist; er konnte nicht wimmern und sich zu den Füssen eines Mäcenas winden. Er hatte Freunde, die ihn wohl unterstützt hätten; aber sie erfuhren seine ware Lage nie, oder hatten nicht freundschaftlichen Ungestüm genug, ihm Hülfe aufzudringen.

Boissy erlag seinem Elende und seiner Verzweiflung. Der nächste Weg, sich auf einmal allen Drangsalen zu entreissen, schien ihm der Tod. Er mahlte sich ihn als Freund, als Befreyer und Erretter, und gewann ihn lieb. Seine zärtliche Gattin, die des Lebens eben so müde war, hörte theilnehmend zu, wenn er von Befreyung aus diesem Kerker, und von lachenden Aussichten in die Zukunft mit allem dichterischen Feuer schwärmte, und beschloß endlich, seine Gefährtin im Tode zu werden. Aber unmöglich konnten sie ihren fünfjährigen geliebten Sohn

Sohn in der Welt des Elends und Jammers zurücklaſſen; er ſollte die Reiſe in eine andere und beſſere mit ihnen und an ihrer Hand thun.

Sie waren feſt entſchloſſen, zu ſterben. Aber welche Todesart ſollten ſie wählen? Sie griffen zur ſchrecklichſten — zum Verhungern; und ſo erwarteten ſie in ihrem einſamen verlaßnen Zimmer, den Tod, in ſeiner fürchterlichſten Geſtalt. Ihr Entſchluß, ihre Standhaftigkeit waren unerſchütterlich.

Sie verſchloſſen ihr Zimmer und fiengen an zu faſten. Wenn jemand kam und pochte ſo flohen ſie zitternd in die Kammer, und waren immerfort in Beſorgniß, daß ihr Vorhaben entdeckt werden möchte. Ihr kleiner Sohn, der noch nicht gelernt hatte, ſeine Eßluſt mit erkünſtelten Gründen zu ſtillen, wimmerte je zuweilen, und verlang-

te

te weinend noch Brod; aber ſie fanden immer Mittel ihn zu beruhigen.

Einem von Boiſſy's Freunden kam es ſonderbar vor, daß er ihn nie zu Hauſe fand. Anfangs glaubte er, die Familie wäre ausgezogen; da man ihm aber das Gegentheil verſicherte, ward er unruhiger. Er fand ſich in einem Tage mehreremal ein: immer niemand zu Hauſe! Endlich ließ er die Thür ſprengen — o, welch ein Anblick!

Er ſahe ſeinen Freund mit Gattin und Sohn auf Einem Bette liegen, bleich und entſtellt, kaum fähig einen Laut von ſich zu geben. Der Knabe lag in der Mitte, und Gatte und Gattin hielten ſich innig umſchlungen. Der Knabe ſtreckte ſeine Aermchen ſchmachtend dem Retter entgegen, und ſein erſtes Wort war — Brod! Es war ſchon der dritte Tag, daß nichts über ſeine Zunge gegangen war.

Gatte und Gattin lagen in einem betäub-

ten

ten Hinſterben! ſie hörten nicht mehr, daß ihr Zimmer aufgeſprengt ward, fühlten die Umarmungen ihres gerührten Freundes nicht mehr. Ihr gebrochenes Auge war auf den Knaben geheftet, und ihr ganzes von Mitleid durchdrungenes Herz lag in dem Blicke, womit ſie ihn zuletzt angeſehen hatten und ſterbend immer noch anſahen.

Ihr Freund machte ſchleunige Anſtalt zur Rettung; aber es gelang ihm nicht ohne groſſe Mühe. Sie glaubten ſchon alle Mühſeligkeiten der Welt im Rücken zu haben, und wurden plötzlich aufgeſchreckt und gezwungen in dieſelbe zurückzutreten! Sie überlieſſen ſich Empfindungs- und Gedankenlos allen Verſuchen, die man machte um ſie ins Leben zurückzurufen. Endlich wählte ihr Freund das würkſamſte Mittel. Er nahm den Knaben aus ihren Armen, und weckte dadurch den letzten Funken väterlicher und mütterlicher Zärtlichkeit. Man gab dem Kinde zu eſſen: in der einen Hand hielt es

ſein Brod, mit der andern kützelte es Vater und Mutter wechſelsweiſe, und ſein Angſtgeſchrey weckte ſie endlich aus ihrem Todesſchlummer. Es ſchien auf einmal neue Liebe zum Leben in ihrem Herzen zu erwachen, als ſie ſahen, daß ihr Kind das Lager und ihre Umarmungen verlaſſen hatte.

Die Natur that ihre Pflicht. Ihr Freund verſchafte ihnen ſtärkende Brühen, die er ihnen mit möglichſter Behutſamkeit einflößte, und verlies ſie nicht eher, als bis alle Spuren des wiederkehrenden Lebens da waren. So wurden ſie gerettet.

Dieſe Begebenheit machte Aufſehen in Paris, und kam auch vor die Marquiſe von Pompadour. Boiſſy's traurige Lage rührte ſie. Vorläufig ſandte ſie ihm hundert Luisd'or, und bald darauf verſchafte ſie ihm die einträgliche Stelle eines Controleur du Mercure de France nebſt einer Penſion für Gattin und Kind, wenn ſie ihn überlebten.

V.

V.

Geſchichte meiner Hypochondrie.

Ein Beytrag zur Seelen-Naturkunde.

V.

Geſchichte meiner Hypochondrie.

Ein Beytrag zur Seelen-Naturkunde.

Man wird bey meiner Krankheitsgeſchichte wechſelsweiſe lachen und zittern, und oft wird man nicht wiſſen, zu welchem von beyden man ſich in der Eil entſchlieſſen ſoll. So wahr iſt es, daß die ernſthafteſte Sache ihre lächerlichen Seiten hat, und daß das Auge, welches Thränen der Wehmuth vergießt, auch voll Waſſer ſteht, wenn ſein Beſitzer nicht weiß wie er ſein übermäßiges Lachen los werden ſoll.

In den Wintermonaten des Jahres 1784. hatte ich eine litterariſche Arbeit unter den Händen, die ihrer Natur nach raſch hintereinander gefördert werden mußte. Ich

lag über dieſer Arbeit mit einer Anſtrengung und Hartnäckigkeit, die mir kaum erlaubte, Mittags und Abends in aller Eile zu eſſen. Zum Unglück war der Gegenſtand trocken, und konnte der Seele keine eigentliche Abwechſelung gewähren. Das ewige Sitzen, das anhaltende Wühlen unter meinen Quellen und Hülfsmitteln, die angeſtrengte Aufmerkſamkeit, die einem ſo natürlich iſt, wenn man ſeinen Gegenſtand bis auf den innerſten Grund durchſchauen will, alles, gab ſeinen reichlichen Beytrag, um meine Seele zu ſchwächen.

Mein Körper, der überhaupt nicht von ſtarkem Stoffe war, hielt ſich dennoch einen ganzen Monat, bey dem Mangel aller Bewegung, bey vorübergehenden Unverdaulichkeiten, die eben daher entſtanden, unerſchütterlich. Aber in der Mitte des zweyten Monats fühlte ich ein Drücken unter der Herzgrube, eine Lähmung in den Schen-

keln,

keln, periodiſchen Kopfſchmerz, ſtarkes Zittern der Hände und Trockenheit der Zunge. Um letztere zu tilgen, trank ich des Morgens lange Koffee, und nach Tiſche, Breihan, der ſchon an ſich, wie alles Getränke das aus Waitzen gebrauet wird, ſtark ſchleimen ſoll. Je mehr ich trank, deſto trockener ward meine Zunge; das Drücken nahm mit jeder Mahlzeit zu, der Kopfſchmerz ward anhaltender, die Lähmung meiner Glieder artete oft in ein förmliches Einſchläfern aus, und das Zittern meiner Hände ward mit jedem Tage heftiger.

Bey der unſeligen Beharrlichkeit in meiner Arbeit, fühlte ich das alles nicht in dem Grade, als wenn ich minder beſchäftiget geweſen wäre. Meine Freunde verſicherten mir bey jedem Beſuche, ich würde zuſehends bläſſer und ſchwächer, ſie redeten mir zu, mir Bewegung zu machen, und droheten mir mit allen den Uebeln, die nach der Zeit

über mich zuſammenſchlugen; aber ich hörte ſie nicht, ich achtete ihre Warnungen nicht, ich arbeitete fort, und ſchloß mich ein, wenn ich Beſuch von ihnen vermuthete.

Dies trieb ich noch acht Tage ſo, und das Uebel rückte nun immer näher. Wenn der Tiſch knackte, an welchem ich ſchrieb, fuhr ich erſchrocken zuſammen; wenn mein Licht hell aufflackerte, däuchte mir der Vorhang zu brennen; wenn die Uhr ſchlug, glaubte ich Sturm läuten zu hören; die klagende Stimme eines Betteljungen rührte mich bis zu Thränen, und wenn jemand an meine Thür pochte, erſchrack ich, als wenn mir irgend eine Unglückspoſt bevorſtünde.

Von dieſer Zeit an ſchmeckte mir alles, was über meine Zunge gieng, bitter, mein Appetit war verſchwunden; oder ſtellte er ſich jezuweilen ein, ſo war er unordentlich, und ſehnte ſich nach abentheuerlichen Gerichten.

Zu Ende des zweyten Monats, an einem Sonntage, ſitze ich des Abends um 11 Uhr noch unter meinen Büchern. Ich greife nach der Feder, finde ſie nicht, ob ich ſie gleich vor mir ſahe. Ich richte meine Augen ſtarr auf ſie; plötzlich werden zwey aus einer; ich greiffe zu, greiffe ein paar mal nach dem Schatten und habe endlich die würkliche zwiſchen den Fingern. Ich will eintunken — ſiehe da! zwey Tintenfäſſer! Ich tunke und tunke — immer keine Tinte in der Feder! Endlich nehme ich die linke Hand zu Hülfe, greiffe nach dem einen Tintenfaße, mein Auge iſt ſtarr darauf gerichtet, ſieht zwey Hände nach demſelben greiffen, jede verſichert ſich eines Faſſes, hebt es in die Höhe, bringt es mir näher, ich ſtrecke die rechte Hand aus um einzutunken, ſie verzwiefältigt ſich, und ſo war alles verzwiefältigt.

Meine Seele (wenn ich in dieſen Aus-

genblicken eine hatte) verhielt ſich leidend. Sie ſah es mit einer Empfindung an, die ich mich nur in meiner Kindheit gehabt zu haben erinnere, wenn ich etwas unerwartetes ſah, das aber keinen fürchterlichen, ſondern halb lächerlichen, halb erſtaunenswerthen Eindruck auf mich machte. Kurz ſie war in dem Zuſtande derjenigen kindiſchen Unempfindlichkeit oder Dummheit, die aus Mangel an hellen Begriffen nicht weiß, was ſie zu den Erſcheinungen, die ſich ihr darbieten, denken, und wie ſie ſich dieſelben erklären ſoll. Sie erlag den Dünſten (oder was es ſonſt ſeyn mochte, das ihr Auge umnebelte) ſah den Erſcheinungen eine Zeitlang zu, und endlich — lachte ſie!

Wiederum das ganze fade Lachen, welches bey Kindern die letzte Zuflucht iſt, wenn ſie nicht wiſſen, was ſie zu einer Erſcheinung denken ſollen, die ihnen nicht fürchterlich iſt.

Ich

Ich ſetzte das Tintenfaß hin, legte die Feder weg, ſtreckte die rechte Hand aus; ſie blieb doppelt; die linke, ſie blieb doppelt; ich nahm den Schirm vom Lichte, und ſahe zwey Flammen und anderthalb Lichter, denn das eine ſonderte ſich allmählig von dem andern ab, ſo daß ſie oben zwey Finger breit von einander ſtanden, unten aber zuliefen; wollte ich nun aber recht feſt den Ort beſehen, wo ſie zuſammenliefen, und fuhr ich mit meinen Augen herunter: ſo trennten ſich beyde augenblicklich, und liefen weiter herunter, erſt wieder zuſammen, und ſo gieng das fort, je tiefer ich mit meinen Augen herunter kam, bis zum Leuchter, der ſich im Nu verzwiefältigte, als ich endlich den Punkt gefaßt zu haben glaubte, in welchem beyde Leuchter zuſammenfloſſen.

Meine Seele lachte immer noch in obiger Dummheit fort, hatte aber doch ſo viel menſchenſeelenartiges, daß ſie wußte: es

ſind

ſind nicht zwey Leuchter, nicht zwey Hände, und zwey Tintenfäſſer, ſondern nur eins, das ſich auf eine komiſche Art verzwiefältigt. Das wußte ſie, aber ſie hatte nicht Kraft genug zu unterſuchen, woher dies zunächſt entſtehen könnte, und die Urſachen, welche die Veranlaſſung dazu gaben, aus dem Wege zu räumen.

Es war mir ſchon oft vorgekommen, und iſt auch bey andern Leuten ein ſehr gewöhnlicher Zufall der Augen, daß ſie nach einer Anſtrengung, beſonders bey hellem Sonnenſcheine oder bey Lichte, einige Minuten alle Gegenſtände doppelt; oder wenigſtens mit einer Art grünlich-grauen Dunſt umfloſſen ſehen; deßhalb achtete ich dieſe Erſcheinung nicht ſonderlich, und glaubte, ſie würde in wenig Augenblicken von ſelbſt vergehen. Sonſt half ich mir bey ſolchen Zufällen gewöhnlich damit, daß ich die Augen eine Weile feſt zudrückte und langſam wieder öffnete;

nete; aber dieſesmal half auch dieſes Mittel nicht, oder vielmehr ich konnte es nicht anwenden. Denn ſobald ich meine Augen zudrückte, war es mir, als läge ich in einem unermeßlichen Gewölbe. Ströme von Farben, die in ihrer Miſchung den Farben des Regenbogens ſehr ähnlich, aber doch überhaupt bald finſterer, bald feuriger waren als dieſe, wogten und webten vor meinem geſchloſſenen Auge, wirbelten bald zuſammen, bald mit Gewalt auseinander, und arbeiteten in ſchrecklichen Bogen, Kugeln und Schlangengewinden in- und durcheinander, den Gewitterwolken ähnlich, wenn ſie bald zuſammen rollen, bald auseinander ſchnellen. Dieſer Anblick, oder dieſe Empfindung, oder dieſer optiſche Wahn, (ich weiß nicht, wie ich es nennen ſoll) war mir fürchterlich, und zwang mich, die Augen, nach jedem vergeblichen Verſuche, von neuem aufzuthun. Endlich ſtand ich auf, um im Zimmer auf und ab zu gehen. Meine

ne Brust war beklemmt, und mein Herz pochte gewaltsam. Drey Schritte vom Lichte entfernt, konnte ich es nicht mehr sehen, sondern eine hochgelb-grün-bläulich-schwarzer Dunst flirrte vor meinen Augen, und schmolz alle Gegenstände in einen Nebel zusammen, der mir bald eben so schrecklich ward, als vorhin das unermeßliche Farben-Chaos, welches vor meinen geschlossenen Augen webte, aufschwoll und zusammenfiel.

Jetzt schien meine Seele in ihre alte Rechte wieder einzutreten; wenigstens hatte sie doch soviel Kraft, auf Mittel zu sinnen, die mich aus diesem unerträglichen Zustande ziehen könnten. Ich sah aus dem Fenster; rieb mir die Augen; ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab; spielte mit meinem Hunde; that ein paar Sprünge, sang, gieng in mein Schlafzimmer und verhüllte den Kopf in Küssen — kurz ich machte

te eine Menge Bewegungen, die zum Theil höchſt poſſierlich waren, die aber eben durch ihre Mannigfaltigkeit bewieſen, daß ſich meine Seele von neuem einiger Nervenfaden bemächtigt hatte, und es nun darauf anlegte, ſich aus ihrer Betäubung zu reiſſen. Nach und nach gelang es ihr wirklich. Der Nebel ſchwand allmählig vor meinen Augen. Wenn ich nahe zum Lichte trat, brannte es nur einfach! einige Schritte weiter aber brannte es doppelt, doch ſo, daß die Pſeudo-Flamme nur ganz ſchwach, und gleichſam nur als ein Schatten des wahren Lichtes dicht an demſelben brannte. Eine Weile darauf hatte ich auch nur noch zwey Hände, es ſtand nur noch ein Tintenfaß vor mir, und die Feder, die nahe bey dem Lichte lag, hatte nur noch einen ganz ſchwachen Nebenſchatten, der ihre Form nur halb zeigte. Mein Herz ward wieder ruhiger, und das Athemholen ward mir minder beſchwerlich. Doch war es mir nicht möglich, das, was

ich

ich geschrieben hatte, zu lesen, sondern der Bogen lag in einer weißlich grauen Masse vor mir, und schien an allen vier Seiten, wenn ich meine Blicke auf seine Mitten richtete, wie verbrannt, oder (wie soll ich sagen?) wie verflosset und verblasset mit den andern Gegenständen, die ihn umgaben.

Von dem was ich kurz vor dieser Art von Seelenzerrüttung gedacht und geschrieben hatte, wußte ich nichts. Ich sah die Bücher, die um mich lagen, mit kaltem, starren Blicke an, nahm eins nach dem andern in die Hand, blätterte darinn — kein Gedanke wollte kommen! Und in diesem Augenblicke (so schien es fast) muß ich zwey Seelen gehabt haben, wie vorhin vier Hände. Die eine stand in banger Erwartung, was aus diesem Zustande werden sollte; sie drängte und trieb, um sich aus selbigem zu reissen; sie war es sich bewußt, daß sie ehedem, wenn sie ihre Aufmerksamkeit auf

Bücher

Bücher gerichtet hatte, etwas dabey hatte denken können; sie wollte auch jezt denken: es war mir, als wenn ich eine innerliche Stimme hörte, die ewig rief: Fritsch! denk doch nach! Um was steht im Buche? Diese Stimme rief; und wem rief sie das? Doch wohl einer andern, die sie zur Thätigkeit ermuntern wollte? Sie selbst dachte ja, handelte ja, bestrebte sich ja, um zu denken, warum sollte sie es nicht gethan haben?

Unbegreiflich, unbegreiflich! und immer unbegreiflicher, je tiefer ich darüber nachdenke! Kein Lichtstrahl fällt in die Finsterniß, die alle Untersuchungen dieser Art umgiebt! Die Seele wird irre, wenn sie über sich selbst nachdenkt, so irre, als wenn sie über die vollkommenste Seele, von der sie ein Ausfluß ist, nachdenken will! Beyde sind in diesem Falle einerley Natur und Wesens, freylich nur so, wie sich Sonnen-

ſtrahl zur Sonne verhält. Ihr könnt unermeßliche Magazine von dem ſammeln, was die Seele hat, aber wie ſie es that, warum ſie es that, mit was vor Kräften ſie es that? — Wendet Eure Blicke, Ihr ſeht vergebens und ſeht euch blind!

Dieſer Zufall hätte mich aufmerkſam machen ſollen. Aber nein! denn ich ſuchte ihn mir damit zu erklären, daß ich mitten unter dem Nachdenken eine Weile, ohne es zu wiſſen, in die Lichtflamme geſehen, und dadurch meinen Augen eben den Schaden gethan, als wenn ich in die Sonne geſehen hätte. Ich legte mich beruhigt nieder, hatte aber die ganze Nacht hindurch bald ſchreckliche bald lächerliche Träume.

Ich lebte noch acht Täge nach meiner alten Weiſe fort. Meine Aengſtlichkeit, oder Schüchternheit nahm mit jedem Tage zu. Der unbedeutendſte äuſſerliche Zufall durch-

ſchüt-

terte mein ganzes Nervensyſtem in dem
e, daß ich ſtarr ſitzen blieb, und kei
Athem hatte. Nach und nach entſpann
ſich gewiße, peinigende Gedanken in
deren ich mich ganze Tage und Nächte
urch nicht erwehren konnte. Einmal
nte mir: ich hätte mir den Kopf zer
n, daß er blutete — und den ganzen
f folgenden Tag, gieng ich mit geduck
Kopfe umher, und hütete mich ängſt
der Wand oder dem Ofen zu nahe zu
en. Ein anoermal bildete ich mir ein,
äre von Herzen krank, und würde ſter
wenn ich mich nicht augenblicklich zu
legte. Ich ließ mir ein groſses Tuch
n Kopf binden, ließ mich von zwey
nen (damit alles in gehöriger Form
be) auf die ich mich kraftlos ſtützte, zum
führen, fiel matt und kopfhängend hin
nd ächzte mit einer Andacht, als wenn
r Todesengel ſchon zu Häupten ſtände.

Bey dieſer Gelegenheit erwachte abermals ein zweytes inneres Ich, und ſagte deutlich: **Du biſt ja nicht krank!** aber ein anderes erwiederte: **Ach ich bin von Herzen krank!**

Dergleichen Grillen, welche meine kranke Seele ausheckte, um meine geſunde Seele damit zu peinigen, beſchäftigten und quälten mich von Tag zu Tage immer mehr und mehr. — Ich muß unter tauſenden noch einer erwähnen, die höchſt lächerlich und ſchrecklich iſt: ich war tintenſcheu, wie ein von einem wüthigen Hunde Gebiſſener waßerſcheu wird. Ich weiß nicht, ob ich es aus dem Vorrathe der Kenntniße, den meine Seele ehedem beſaß, zurückbehalten, oder ob ich es von einem meiner Freunde, der mich während meiner Krankheit beſucht, gehört hatte, daß man die Tinte, um ſie recht zu ſchwärzen, mit Vitriol abſiede, und daß eben dieſer Vitriol ein Gift ſey, welches

der

der Gesundheit schädlich werden könne. Genug, ich bildete diesen Gedanken nach meiner damaligen Art aus (d. i. ich verhunzte ihn, denn ich schnitt ihm Kopf und Schwanz ab) ging in alle die gefährlichen Abentheuer zurück, die ich mit der Tinte schon bestanden hatte, und erinnerte mich sehr deutlich, daß ich als Bube, da ich noch schreiben lernte, meine Feder mit der Zunge zu säubern gewohnt war — urplötzlich ging mir über die Ursache meiner jetzigen Krankheit ein helles Licht auf! Die Tinte war es, die Tinte! Ich war, (denke man sich meinen Schrecken in seiner ganzen Größe,) ich war tödtlich vergiftet. — Vergiftet, schrie ich, vergiftet! vergiftet! und dieser Gedanke packte mich um Mitternacht. Aus dem Bette springen, zur Kammer hinaus, und meinen Wärter, der mir entgegen kam, zu Boden rennen, zur Thür und aus dem Fenster hinausrufen und schreyen: ich bin vergiftet! alles dieses war das Werk eines Augenblicks, dessen schreckliche

liche Erinnerung jetzt noch, da ich dieſes ſchreibe, einen Fieberfroſt durch die innerſten meiner Adern und Nerven jagt.

Angſtvoll und bebend ſtrecke ich dem Arzte, den man in der Eil hatte holen laſſen, meine Hände entgegen. Auf meiner Stirne ſtand dicker Angſtſchweiß. Meine Zunge lag mir wie Bley im Munde, und meine Bruſt, die von den gewaltſamen Schlägen meines Herzens zu ſpringen drohete, war wie mit Ketten um und um zuſammengeſchnürt. Mein Freund der Arzt begriff meinen Zuſtand nicht, und wußte nicht zu rathen noch zu helfen. Von mir vernahm er nichts als das Wort: Tinte! Tinte! indem ich mit dem Finger auf die Zunge deutete. Einer der Umſtehenden glaubte endlich, ich verlangte Tinte und reichte mir in Angſt und Eile ein großes bleyernes Tintengefäß. Ich raßte bey dieſem Anblick. Mit einer Wuth, die mich ſinnlos machte, ſprang

ich

ich auf, riß und ſchleuderte alles, was mich halten wollte, auf die Seite und zu Boden, und hielt mir, als ich die Hände frey hatte, den Mund feſt zu, um zu verhindern, daß man mir nicht Tinte zu trinken gäbe! Alles, was mich umgab, hielt ich für Giftmiſcher; alle meine Glieder ſchlotterten, wie vom Körper abgeſondert, und aus ihren Gelenken getrieben; vor meinen Augen wegte eine ſchwarze Wolke nach der andern vorüber; alle meine Sinne wurden in dicke Nacht begraben; und mein ganzes Weſen löſte ſich auf und zerfiel gleichſam Stück für Stück in eine Fühlloſigkeit, die ſich zu einer ſtarken Ohnmacht vergröſſerte, deren Vorgefühl ich nur noch einmal, ſo lange ich lebe, und zwar in dem letzten Augenblicke meiner Exiſtenz, zu erdulden fürchten darf.

Zwey Stunden lag ich in dieſem Todesſchlafe, wie man mir nachher geſagt hat,

und alle Mittel, meine erstorbenen Sinne zu erwecken, blieben vergebens. Endlich erwachte ich matt und sprachlos, kaum fähig, das kleinste Glied meines Körpers zu rühren, aber von allen abentheuerlichen Grillen völlig befreyet. Mit dieser Ohnmacht begann aber auch meine Genesung. Die schreckliche Revolution, die meinen Geist, wie meinen Körper, zu zerstören drohte, schien durch ihre Gewaltsamkeit die dicksten Säfte verdünnt, in Bewegung gebracht, und von neuem zum Kreislauf geschickt gemacht zu haben. Auch zeigte sich eine Menge anderer Spuren einer totalen Krisis (als übermäßiger Schweiß, Nasenbluten, Diarrhee und dergl.) die eine Besserung hoffen liessen, und mir selbst und meinem Arzte alle Furcht des Todes benahmen.

Aber beynahe hätte meine eigene unnatürliche Eßlust, und die Unvorsichtigkeit meiner

meiner Angehörigen, die ſie wider das Verbot meines Arztes, befriedigten, alles wieder vernichtet, was meine Natur durch ſich ſelbſt ſo theuern Kaufs, zu ihrer Geneſung gearbeitet hatte. Gefüllter Kohlrabi war von jeher mein Leibgericht geweſen und immer hatte man mirs, während der ganzen Krankheit, verweigert. Dieſesmal drangen meine Bitten durch. Man brachte mir dieſe Speiſe, die an ſich ſchon geſundes Magen zu beläſtigen pflegt; ich aß mit einem kaum zu ſtillenden Heißhunger das ganze Gericht, und war unzufrieden, daß die Portion nicht reichlicher ausgefallen war. Dieſe Speiſe und dieſer Appetit hätten mir Hals und Leben koſten, und eine Stelle an der Kirchhofsmauer neben zwey andern Selbſtmördern in meiner Vaterſtadt verſchaffen können. Hier iſt der Verlauf.

Ich war nach der Mahlzeit heiter und vergnügt, theils weil ich mich beſſer fühlte,

theils weil ich das Glück gehabt hatte meinen Magen mit der Speise der Speisen zu überladen. Um meine Heiterkeit zu vermehren, brachte man einen kleinen Knaben von vier Jahren, den Sohn eines meiner Freunde, auf mein Zimmer, weil man wußte, daß ich mich gern mit ihm beschäftigt, und mich an seiner kindischen Naivität immer vergnügt hatte. Auch heute machte er mir sehr viel Vergnügen. Unter andern fiel er einmal, als er sich nach einem Spielwerke bücken wollte, kräftig auf die Nase. Ich vermuthete einen lauten Schrey, und lief, um ihm aufzuhelfen; aber noch ehe ich kam, stand er schon auf den Füssen, lachte mich mit blutender Nase und mit Thränen in den Augen an, zeigte auf den Fleck, wo er gefallen war, und rief mit einer gewaltigen Anstrengung, die seinen Schmerz unterdrücken sollte: hauz, da lag er!

Man merke sich die blutende Nase und den

den Ausruf des heroiſchen Knaben! Sie haben mir das Leben gerettet!

Die Umſtände bey dem Falle, die, bis auf den kleinſten, höchſtcomiſch waren, thaten ſolch eine gewaltige Wirkung auf mich, daß ich in meinem ganzen Leben ſo übermäßig, ſo ausſchweifend, gelacht zu haben, mich nicht erinnere. Auch dieſen Umſtand merke man ſich. Er verbreitet ein helles Licht über diejenige Eigenſchaft der Seele, nach welcher in ihr jede gewaltige Empfindung, Anſtrengung und Erſchütterung, gleichſam zu einer Saite wird, die ſich innig in ihr Weſen verwebt, und nur immer, aber unausbleiblich, von eben der Empfindung, Anſtrengung oder Erſchütterung, die ihr das Daſeyn gab, wiederum berührt, und zum Anſprechen vermocht werden kann. Solch eine Saite ward durch den lächerlichen Fall, und durch das drolligte Benehmen des Buben, das mich

zu

zu einem höchstgewaltsamen Lachen gleichsam hinriß, in meiner Seele aufgezogen, und daß sie bey einer ähnlichen Gelegenheit ansprach, rettete mich vom Tode und von der Hypochondrie.

Gegen Abend spürte ich schon die Folgen meiner Unmäßigkeit. Ich hatte eine Zeitlang starkes Kopfweh, und darauf Drücken im Unterleibe. Ich legte mich nieder und schlief, oder vielmehr ich schlief nicht, sondern brütete in einer verstandlosen Betäubung hin, die ein Heer von fürchterlichen, oder lächerlichen, oder abentheuerlichen Bildern und Gruppen meinen umnebelten Augen vorbey führte. Eine ängstliche Beklemmung, die aus dem Bestreben entstand, mich von jenen schrecklichen Bildern loszureissen, und die durch die Verzweiflung, daß ich es nicht vermochte, auf den höchstmöglichsten Punkt der empfindlichsten Quaal getrieben ward — diese Beklemmung brachte

te mich einer förmlichen Verrückung und Verstandlosigkeit sehr nahe. Während meine aufgeregte Phantasie gewaltsam arbeitete, erlosch der lezte Strahl des Verstandes, und plözlich schoß es mir vor die Ohren, wie ein starker Windstoß, und darauf folgte ein Zischen und Prasseln, wie von einem gewaltigen Feuer, auf welches sich ein Wolkenbruch stürzt, das aber, durch einen schrecklichen Sturm und durch eigene Kraft unterstüzt wider das Wasser kämpft, und tobt, und aufschlägt und sprühet! — Ich glaubte, mein Bette brennte!

In dieser Angst (was sage ich Angst?) in dieser Empfindung, für die keine Sprache ein Wort, kein Mensch einen Sinn hat, der sie nicht selbst gehabt hat, springe ich, durch und durch in Todesschweiß gebadet, aus dem Bette, reisse die Fenster meines Schlafzimmes auf, steige mit dem einen

Fusse

Fusse voran, und bin schon im Begriff den andern nachzuziehen, und mich hinunterzustürzen, als ich einen plötzlichen gewaltsamen Stoß durch mein ganzes Wesen fühle, langsam aus dem Fenster ins Zimmer zurück steige, hinab sehe, und in einer Empfindung, die ich nicht beschreiben kann, ganz gelassen ausrufe: hauz, da lag er! Ein Gelächter, das fast eben so gewaltsam war, als jenes, folgte diesem Ausrufe, und lockte meinen Wärter herbey, dem ich kraftlos in die Arme sank. Er trug mich in mein Bette, und ich schlief von da an recht ruhig bis an den hellen Tag.

Diese Erscheinung, die unbegreiflich scheinen könnte, aber doch sehr natürlich ist, klärt sich durch folgende Umstände auf: Ich sprang durch und durch glühend aus dem Bette, lief mit bloßen Füssen durch das kalte Zimmer zum Fenster, und setzte mich in den Schnee, der auf den Fenstergesimsen lag.

Dies

Dieſes Extrem war das Gegengift eines andern Extrems! Tod oder lindernde Kriſis mußte hier erfolgen. Ferner: der plötzliche Stoß, deßen ich vorhin erwähnte, war ein wirklicher Stoß, der das empfindlichſte, nervenreichſte meiner Glieder, meine Naſe, traf (denn ſie hatte ſtark geblutet, und war am andern Morgen blau und ſehr geſchwollen) und durch ſeine Gewalt eine nicht minder ſtarke Empörung in den feinern Theilen meines Körperbaues bewirkte. Dieſer Stoß mußte mich wiederum entweder tödten, oder mir den Verſtand zurückgeben! letzteres geſchah, und ein Blutstropfen, der auf meine Hand fiel, oder der Schmerz an der Naſe, mußte meiner Seele nothwendig das Bild des kleinen heldenmüthigen Buben zuführen, weil es erſt noch vor wenig Stunden ſo ſtark auf ſie gewirkt hatte, und weil dem Körper, dem ſie zugehörte, in eben dieſen Augenblicken etwas ganz ähnliches widerfahren war. Meine eigene blutende Naſe

ſe erinnerte mich alſo im Nu an die blutende fremde, und dieſe verlebendigte ihr Bild mit allen davon abhangenden Bildern, Begriffen und Empfindungen, und mußte alſo den Effekt, den ſie ſchon einmal in meiner Seele bewirkt hatte, nothwendig von neuem bewirken. Ich brach den Hals nicht, und ward geſund.

Zeit, Diät, Bewegung und Reiſen haben mir nach und nach meine Geſundheit zurück gegeben. Den Buben mit dem blutenden Näschen, habe ich mir zu meiner lebenslänglichen Erinnerung mahlen laſſen.

S—ſ.

Kleine

Proſaiſche Schriften,

vom

Verfaſſer des Moriz.

Zweytes Bändchen.

Weimar, 1788.
in der Hoffmanniſchen Buchhandlung.

Joſephe.

Nach Marivaux.

Vorerinnerung.

Dieſe Joſephe iſt aus der Marianne des Herrn von Marivaux entſtanden, und wird in zwey Bändchen alles enthalten, was Marianne that und litt, ſtatt daß ihr Schöpfer vier Bände brauchte, weil er auch,

dem Genius ſeiner Nation zu gefallen, was ſie dabey ſagte, aufzeichnen zu müſſen glaubte. Hieraus ergiebt ſich ein charakteriſtiſcher Unterſchied zwiſchen dem Geſchmacke der Franzoſen, und dem Geſchmacke der Engländer und Deutſchen in Werken der Darſtellung. Erſtre hören die Helden ihrer Dichter im Roman, wie im Schauſpiele, gern ſprechen, letztre ſehen ſie gern handeln und hören ſie ungern mehr ſprechen, als zur Sache nöthig iſt. Schon im gemeinen Leben verhält ſich die Zunge eines Franzoſen zur Zunge eines Engländers und Deutſchen, wie das Blatt zum Aſte. Dieſer braucht Windſtöße, jenes ein leiſes Lüftchen.

Vorerinnerung.

Wenn die franzöſiſchen Ueberſetzer engliſche und deutſche Helden ihrer Nation vorführen: ſo **löſen** ſie ihnen vorher die Zunge, es iſt alſo billige Wiedervergeltung, wenn wir ſie den franzöſiſchen Helden dafür **lähmen.** Ein Schwätzer iſt unter Stillen nie gelitten. Marivaux iſt zwar ein ſehr angenehmer Schwätzer, aber das deutſche Publikum würde ihm nicht zuhören, aus dem ſehr einfachen Grunde, daß es ihn nicht verſteht. Die Franzoſen haben für jede ihrer Empfindung ein Syſtem, und für die Sprache derſelben einen Syntax. Selbſt die Gaſſenbuben raufen ſich mit Decenz, und die Trunkenheit macht bey ihnen Menuetpas.

Vorerinnerung.

Wir Deutſche haben für unſre Liebe, Herz; für unſern Kummer, Thränen; für unſern Zorn, Fäuſte. Die Franzoſen haben für das alles — **Zunge.** Aber auch wir werden unſre Zungen mehr kultiviren, wenn unſre **Köpfe** erſt mehr kultivirt ſind.

Berlin den 8ten Auguſt 1788.

Friedrich Schulz.

Joſephe.

Joſephe.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Raub und Mord.

Es war an einem nebeligten Herbſtmorgen, als ein groſſer Reiſewagen, der im Begriff war, nach Wien zu gehen, auf der Gränze von Böhmen und Mähren, von Räubern angegriffen wurde. Ein Cavalier, der in demſelben war, wollte Widerſtand thun, und wurde erſchoſſen. Ein gleiches Schickſal hatten der Poſtillon und ein Bedienter, der auf dem Bocke ſaß. Niemand blieb im Wagen, als ein Karmeliter, ein dickes Frauenzimmer und ein kleines Mädchen. Zwey andere Frauenzimmer waren beym erſten

ſten Angriffe der Räuber herausgeſprungen, wurden aber eingeholt, geplündert, und, da ſie gewaltig ſchrien, niedergeſtoßen. Die dicke Frau war vor Schrecken vom Sitze geſunken und hatte im Sturze das kleine Mädchen mit herunter geriſſen und unter ihre Röcke vergraben, während der Karmeliter todtenblaß im Wagen kniete und mit der allerhöchſten Anſtrengung Tiſchgebete, Agenden und Pſalme durcheinander plärrte.

Als die Räuber draußen aufgeräumt hatten, wandten ſich auch zwey davon an den wüthenden Beter: **Uhr heraus!** rief der Eine. — **Ich bin ein Diener Gottes!** ſchrie der Mönch. — **Wir auch!** ſagte der erſte Räuber: **Ihr betet und eßt; und wir ſtehlen und eſſen: beydes iſt ſehr bequem!** — **die Uhr!** rief der andre Räuber und ſetzte dem Karmeliter ſein Piſtol auf die Bruſt. Dieſer zog eine artige Uhr heraus, reichte ſie dem Räuber mit bebender Hand dar, und ſagte mit ſchwerem Athem:

Ich

Ich verfluche euch! — Das ſchadet nicht! ſagte der eine Räuber, und der Andere: Tonerl, gieb dem Kerl ein paar Jagdhiebe und laß ihn laufen. — Als der Mönch von Jagdhieben hörte, die ihn laufen lehren ſollten, ſprang er über den Leichnam der dicken Frau weg (denn ſie war wirklich vor Schrecken geſtorben) hob die Kutte auf und rannte über Hals und über Kopf in das nächſte Gebüſche. Die Räuber machten ſich nun auch aus dem Staube.

Unterdeſſen hatte ſich das vorhin erwähnte kleine Mädchen unter dem Körper der dicken Dame ſo weit hervorgearbeitet, daß es den Kopf hervorſtecken und wieder frey athmen und ſchreyen konnte. Aber ganz herauswickeln konnte es ſich nicht. Die Stimme blieb dem Kinde endlich ganz aus.

Ungefähr eine halbe Stunde nachher kamen zwey Extraposten vorbey. Sie hielten beym Anblicke des großen Wagens, der ſich

nicht

nicht von der Stelle bewegte, ob er gleich mit sechs Pferden bespannt war, still, und die Passagiere, vier an der Zahl, sprangen heraus und näherten sich dem schrecklichen Schauspiel. Es waren Officiere. Auf den jüngsten unter ihnen wirkte der Anblick des Blutes und der ermordeten Menschen so stark, daß er sich fest einbildete die Justiz würde ihn für einen Räuber halten, wenn sie dazu käme; und daß er seine Reisegefährten dringend bat, weiter zu fahren. Aber diese waren nicht so furchtsam, näherten sich dem Wagen, zu welchem sie das klägliche Aechzen des kleinen Mädchens gerufen hatte. Sie suchten nun das Kind unter den Röcken der dicken Dame hervor, und redeten ihm sehr freundlich zu, da sie bemerkten, daß die Einbildungskraft desselben auch in ihnen Räuber sahe. Man that verschiedene Fragen an sie; aber sie war zu bestürzt und auch zu jung (denn über drey Jahr konnte sie nicht alt seyn) als daß sie auch nur eine derselben hätte beantworten können. Man hielt das

für,

für, daß ſie eine Tochter von einem der beyden Frauenzimmer wäre, die einige Schritte von der Kutſche in ihrem Blute lagen. Eine davon ſchien ihnen ungefähr fünf und zwanzig Jahr alt und ſehr ſchön geweſen zu ſeyn. Die andre ſchien ihnen älter und, aus ihrem Anzuge zu ſchließen, bey der erſtern als Kammerjungfer gedient zu haben. Sie glaubten auch Aehnlichkeit zwiſchen den Geſichtszügen der jüngern Dame und des kleinen Mädchens zu ſehen. Auch war letztere zu gut gekleidet, als daß ſie die Tochter einer Kammerjungfer hätte ſeyn können.

Noch muß man wiſſen, daß ein Bedienter zu Pferde bey dem Wagen geweſen war. Er hatte einen Streifſchuß bekommen; und da er bemerkte, daß die Reiſegeſellſchaft dem wüthenden Angriffe der Räuber würde unterliegen müſſen, war er nach dem nächſten Dorfe zurück geſprengt, um Hülfe zu holen. Aber am Eingange des Dorfes war das überjagte Pferd mit ihm geſtürzt und

dieſer

dieſer Sturz koſtete ihm, da er ſchon vom Blutverluſt halb todt war, das Leben. Man hatte nichts weiter von ihm herausbringen können, als daß ſeine Herrſchaft von Räubern angegriffen und umgebracht worden wäre. Ein Zug Bauern lief auf die Heerſtraße hinaus. Sie fanden die vier Officiere um den Wagen und um die todten Körper beſchäftigt. Drey davon ſuchten die vorerwähnte junge Dame ins Leben zurück zu bringen; ſie rieben ihr die Schläfe und beſprengten ſie mit einem Spiritus, den der jüngſte unter ihnen bey ſich gehabt hatte; aber vergebens: ſie war und blieb todt.

Man hob endlich die todten Körper in den Wagen und brachte dieſen nach dem Dorfe zurück. Der jüngſte Officier, der ſich mit den Todten gar nichts zu ſchaffen gemacht hatte, hob das kleine Mädchen in ſeine Chaiſe und fuhr mit ihm voran. Ein anderer Officier gieng zu Fuße neben dem Wagen her und die beyden übrigen folgten in ihrer Poſtkaleſche.

Es war in dem Dorfe ein Pfarrer. Zu diesem brachte der junge Officier seine kleine Reisegefährtin. Der Pfarrer selbst war nicht zu Hause, dagegen traf er die Schwester desselben, ein gutes, frommes Mädchen, das gleich willig war, die Kleine aufzunehmen und so lange zu behalten, bis ihr Bruder zurückkäme. Der junge Officier und seine Kameraden schossen ein Dutzend Dukaten zusammen (wozu ersterer allein ihrer sechse gegeben hatte) und händigten sie der Schwester des Pfarrers für die unglückliche Kleine aus. Die Gerichte bemächtigten sich des Wagens, nahmen den Bericht der Officiere auf und machten Anstalt, daß die Ermordeten begraben wurden. Im Wagen fand sich noch eine Kappe und ein Breviarium, aber kein Mönch: das nahm sie Wunder: Der heilige Mann wird lebendig zum Himmel gefahren seyn, sagte der jüngste Officier: aber seine Kappe und sein Buch haben sie dort oben nicht gemocht! — Seine Kameraden lächelten; aber die umstehen-

stehenden Bauerweiber wandelte der Verdacht an, daß der junge Herr wohl selbst zu der Räuberbande gehören möchte. Die Officiere setzten ihre Reise fort und der Wagen wurde unter Begleitung einiger Bauern und des Dorfschulzen nach der nächsten Stadt gebracht. Einige Tage nachher zog man einige von den Räubern ein; aber immer noch that sich kein aufklärender Umstand über die ermordeten Personen und über das Kind hervor. Man fand keine Nachweisung unter den Sachen, die ihnen die Räuber abgenommen hatten, und selbst in den Prager Policey- und Postregistern fand man nichts, wodurch man sich Auskunft hätte verschaffen können. Man sahe daraus bloß, daß ein Kavalier und eine Dame mit ganz fremdem Namen, die erdichtet zu seyn schienen, sich einen halben Tag in Prag aufgehalten hätten und dann mit Postpferden weiter gefahren wären.

So blieb also die Abkunft des kleinen Mädchens ein Geheimniß und es gehörte jetzt nies

niemand, als der Menſchlichkeit, an. Der Pfarrer war bey ſeiner Zurückkunft eben ſo willig geweſen, als ſeine Schweſter, die unglückliche Kleine bey ſich zu behalten und zu ernähren. Es kamen eine Menge von Leuten aus der umliegenden Gegend, um ſie zu ſehen: man wollte gerne das Geſicht eines Kindes ſehen, das in ſo zarter Jugend ſolch ein groſſes Unglück erlebt hätte, und man glaubte wirklich in den Zügen deſſelben etwas zu bemerken, das ſeine Abentheuer verkündigte; und dieſe romantiſche Einbildung verwandelte die Neugier in ein ſehr thätiges Mitleid, das ſich um ſo lebhafter regte, da das kleine Mädchen ſehr artig und fein gebildet war und dadurch auf eine vornehme Abkunft ſchlieſſen lieſs. Man hätte eine kleine unglückliche Princeſſin kaum herzlicher und inniger behandeln können: das Kind flöſste Mitleid und Achtung zu gleichen Theilen den Herzen Aller ein.

Besonders fühlten sich die Damen aus der Nachbarschaft unwiderstehlich von ihr angezogen, und sie brachten ein sehr ansehnliches Geschenk für sie zusammen. Der Pfarrer war, obgleich Landpriester, ein feiner Kopf, und wollte bemerkt haben, daß die Wohlthäterinnen seiner kleinen Pflegetochter nie die Wörter **Almosen** und **Barmherzigkeit** bey dem Erguſſe ihrer Herzen im Munde geführt hätten: diese Wörter wären ihnen zu hart und hätten vermutlich ihre zärtliche kleine Empfindung zu beleidigen geschienen. Auch sagten diese Damen, wenn sie von der Kleinen sprachen, nie: **das arme Ding!** sondern immer: **das liebenswürdige, gute Kind!** Wenn man auf die Eltern derselben kam: so war es eine ausgemachte Sache, daß sie aus der Mitte der Vornehmsten ihres Landes gewesen seyn müßten: es konnte nicht anders seyn, man wußte es so genau, als ob man es wirklich — wüßte. Man hatte das Ganze zu einem kleinen Roman ausgebildet, wozu Jede ihr kleines Kapitel

herge-

hergegeben hatte, und den ſie endlich alle als wahre Geſchichte erzählten und obendrein glaubten.

Indeſſen, es nutzt ſich alles in der Welt ab: Gold wie Eiſen, Liebe wie Haß. Als das Abentheuer der Kleinen erſt an Neuheit verlor, verlor es auch an Intereſſe. Man ward ihres Anblicks gewohnt und dieſe Gewohnheit verſcheuchte die romantiſchen Empfindungen der Gaffer, die ſich anfangs in Wohlthätigkeit entwickelt hatten: es war nicht mehr Ton, die kleine Abentheurerin zu beſuchen und lieb zu haben, und nach einem halben Jahre, war ſie nichts weiter, als eine gemeine, arme Waiſe, die man jetzt aus Barmherzigkeit mit Almoſen unterſtützte, deren ſie, wie man ſich ausdrückte, recht ſehr bedürftig wäre. Alle Landpfarrer in der Nachbarſchaft empfohlen ſie ihren vornehmen Beichttöchtern, weil ihr Verpfleger nicht reich war; aber die Religion dieſer Damen war der kleinen Waiſe bey weitem

nicht so nützlich, als ihre Neugier, und es würde ihr sehr traurig gegangen seyn, wenn sie nicht an der Gutherzigkeit des Pfarrers und seiner Schwester eine unwandelbare Stütze gehabt hätte.

Gewöhnlich denkt man sich unter Schwester eines Landpfarrers ein plumpes Mädchen, das nur in einem subtilern Grade Bauermädchen ist, als alle übrige; aber mit dieser war es nicht so. Sie hatte Verstand, Erziehung und ein treffliches Herz. Die Kleine ward wie ihre Tochter erzogen, und sehr früh in allerley weiblichen Arbeiten von ihr unterrichtet, die ihr nach der Zeit sehr zu statten kamen. Wenn sie von ihrer Pflegerin als Mutter geliebt ward, so liebte sie auch diese ihrerseits als dankbare Tochter. Sie war folgsam, gefällig und sanft, und hatte jenes einschmeichelnde Wesen, das Kinder ihres Alters so anziehend macht. Ihr Verstand entwickelte sich und in ihrem kleinen Gesichte lagen unverkennbare Züge künftiger Schönheit.

Zweytes Kapitel.

Neues Unglück.

Josephe (so hieß die Kleine, wie sie gleich am ersten Tage ausgesagt hatte) mochte ungefähr funfzehn Jahr alt seyn, als bey ihrem Pflegevater ein Brief aus Wien einlief, in welchem man ihm meldete: daß ein Verwandter, dessen einziger Erbe er war, auf den Tod läge, und daß er eilen müßte, wenn er ihn noch einmal sehen wollte. Aber dem Pfarrer waren die Pflichten gegen seine Gemeine zu heilig, als daß er sie hätte verlassen sollen. Er schickte also seine Schwester nach Wien.

Diese hatte anfangs nicht Lust, Josephen mitzunehmen, entschloß sich aber doch dazu, als sie dieselbe den Tag vor ihrer Abreise, traurig und tiefsinnig umher gehen sah. Josephe, sagte sie zu ihr: weil dir meine Ent-

fernung ſo nahe geht, ſo will ich dich mitnehmen: ſey nur ruhig. Mein Bruder wirds wohl auch zufrieden ſeyn. Ich habe auch mit dir etwas vor, das dir nützlich werden kann. Ich will dich zu einer Modehändlerin bringen, damit du etwas lernſt, um dir einmal ſelbſt fortzuhelfen, wenn mein Bruder und ich ſtürben. So lange wir leben, ſoll es dir an nichts fehlen; aber irgend eine Beſchäftigung mußt du doch wählen. Ich ſage dir das, weil du ſchon ſelbſt weißt, was dir nützlich oder ſchädlich iſt. Ich möchte gerne die Freude haben, dich noch vor meinem Tode an einen braven Mann verheyrathet zu ſehen.

Joſephe ergriff ihre Hand und benetzte ſie mit Thränen. Die Schweſter des Pfarrers war ein treſliches Weib und Joſephe hatte ein treſliches Herz. Der Pfarrer kam dazu und erfuhr die Urſache von Joſephens Rührung. Ich bin es gerne zufrieden, ſagte er, daß Joſephe in Wien bleibt; aber der

Gedanke ſchmerzt mich, daß wir ſie dann nie wieder ſehen werden. Ich bin alt, mein Herz iſt an ſie gewöhnt; und es könnte ſeyn daß ich ihr jetzt das letzte Lebewohl ſagte.

Der Auftritt war ſehr rührend. Joſephe konnte in der Fülle ihres Herzens keinen Laut hervorbringen, ſondern ſprach mit tiefen Seufzern. Dies rührte Jene noch tiefer. Du ſollſt mit reiſen, Joſephe, ſagte der Pfarrer: es iſt zu deinem Beſten, und das geht mir über alles. Wir haben die Stelle deiner Eltern vertreten, da dir Gott die deinigen nicht hat wieder zuführen wollen: alſo thue nichts, ohne unſern Rath, und wenn meine Schweſter dich in Wien läßt, ſo ſchreib uns recht oft, wie es dir geht; und wenn du unſern Beyſtand nöthig haſt, wird er dir nie verſagt ſeyn.

Dabey blieb es. Joſephe reiſte mit der Schweſter des Pfarrers ab und ſie kamen glücklich nach Wien. Was Joſephe beym

Anblicke dieſer Stadt fühlte, läßt ſich nicht beſchreiben. Sie war wie in den Mond entrückt, wußte nichts von ſich ſelbſt, erinnerte ſich an nichts, gieng, wunderte ſich, ſtieß die Vorübergehenden und wurde geſtoßen. Da ſie eine ſehr lange Straße zu durchwandern hatten: ſo brachte ſie endlich die Müdigkeit wieder zu ſich ſelbſt. Sie fühlte ſich von neuem, freuete ſich, daß ſie da war, ihre Phantaſie ward durch den Gedanken trunken, daß ſie mit dem Gewimmel um ſich her ſympathetiſch verwandt wäre, und es ahndete ihr, daß ſie aus demſelben eine Menge von Freuden würde ziehen können, deren Weſen ſie noch nicht kannte, und die hier ihren Wohnſitz aufgeſchlagen zu haben ſchienen. Alle dieſe mannigfachen Bewegungen waren das Werk eines geheimen weiblichen Inſtinkts und gleichſam Vorbothen und Quellen der Abentheuer, die ihr in Wien bevorſtanden.

Das Schickſal zögerte auch nicht, ſie auf dergleichen vorzubereiten. Der Verwandte

ihres

ihres Pflegevaters war todt, und war es ſchon ſeit acht und vierzig Stunden geweſen, als ſie ankamen. Sie fanden ſeine Effekten verſiegelt. Er hatte ſich in groſe Geſchäfte verwickelt gehabt, und in ſeinen Büchern ſollte man mehr Minus als Plus gefunden haben. Wie man dies finden konnte, übergehen wir: die Juſtiz findet alles, was ſie ſucht. Seine Verwandte konnte mit ihrer Begleiterin nicht einmal eine Nacht unter ſeinem Dache zubringen: alles war verſchloſſen und verſiegelt; und nach einer gerichtlichen Unterſuchung von drey Monathen kam heraus, was herauskommen ſollte, weil man mit einem unerfahrnen Pfarrer und ſeiner wehrloſen Schweſter zu thun hatte: daß für ſie nicht ein Kreuzer von der Erbſchaft zu hoffen, und daß es beſſer geweſen wäre, wenn man einen reichern Nachlaß gefunden hätte, weil dann — die Gläubiger des Verſtorbenen mehr befriedigt hätten werden können.

Dieſer Schlag traf das harmloſe Mädchen, die nur um Joſephens willen reicher zu werden gewünſcht hätte, ſo ſtark, daß ſie in dem Wirthshauſe, wo ſie ſich aufhielten, in eine tödtliche Krankheit fiel.

Joſephe war außer ſich. Sie hörte die Klagen und Seufzer ihrer Wohlthäterin, die ſie nie ſo zärtlich geliebt hatte als jezt, da ſie ſahe, daß ſie beklagenswerther war, als ſie ſelbſt. Joſephe kam von ihrem Bette nicht weg und ſie ſagte ihr alles, was ihr gutes, unverdorbenes Herz Tröſtliches für ſie aufbringen konnte. Ihr Verſtand ſprach jetzt noch wenig, weil ſie jetzt noch mehr Herz als Verſtand hatte.

Es giebt gewiſſe Zeiten im menſchlichen Leben, wo Unfälle auf Unfälle über den armen Sterblichen zuſammenſchlagen. Den guten Pfarrer hatte die Nachricht von der Verwäſſerung ſeiner Erbſchaft ſchon moraliſch niedergedrückt: er mußte noch um eben

die

die Zeit von einem phyſiſchen Schmerze nies dergedrückt werden. Er that bey einem Beſuche, den er einem ſeiner Kollegen machte, einen Fall, der für einen Mann ſeines Alters, und den Seelenſchmerz ſchon entkräftet hatte, gefährlich werden mußte. Die Nachricht davon brachte ſeine kranke Schweſter in Wien dem Tode ſehr nahe. Der Brief, worin man ihr dies Unglück meldete, preßte ihr einen gewaltſamen Schrey aus und warf ſie in Ohnmacht. Joſephe ſchrie, und rüttelte ſie, und brachte ſie noch einmal wieder zu ſich. Aber keine Thräne kam mehr in ihr Auge. Sie ſtrebte, ihren Schmerz durch heldenmüthige Ergebung zu übertäuben: ihr Herz ward feſter dadurch, und der Zug, der ſie an Joſephen feſſelte, war nicht mehr jene ungeduldige, freundſchaftliche Beſorgniß, ſondern eine wahre tugendhafte Zärtlichkeit, die ſie dem Schutze des großen Beſchützers gelaſſen auslieferte.

Als ſie ſich von ihrer Ohnmacht erholt hatte, und ſich mit Joſephen allein ſah, winkte

winkte ſie dieſelbe zu ſich, weil ſie ihr etwas ſagen wollte: liebe Joſephe, hub ſie an, ich habe keinen Bruder mehr. Wenn er auch noch nicht todt iſt: ſo iſt es doch für mich und dich eben ſo ſchlimm. Auch mich wirſt du bald verlieren; aber es iſt Gottes Wille und deshalb iſt es gut ſo. Was ich noch an Geld habe, möchte ich dir nicht gerne geben: du biſt noch jung und man möchte dich darum betrügen. Aber ich werde es dem geiſtlichen Herrn, der einigemal zu mir gekommen iſt, aushändigen: er wird einen weiſen Gebrauch für dich davon machen. Wenn er heute nicht kommen ſollte: ſo mußt du ihn morgen aufſuchen, weil ich ihn nöthig zu ſprechen habe. Uebrigens bleibe wie du biſt: ſo wird dirs immer gut gehen. Es iſt wahr, du biſt arm an Gelde; aber reich an Herz. Gutherzige Menſchen ſind ſelten in der Welt, aber deshalb werden gute Herzen doch immer geſchätzt und geſucht. Das deinige findet ſeine Stelle gewiß, und du ſelbſt, und wer es nutzen will, hat ein un-

durch-

durchbringliches Kapital daran. Mangel und Armuth dauern nur wenige Jahre: aber die Tugend ewig.

Sie würde Josephen noch mehr gesagt haben, wenn nicht die Wirthin dazu gekommen wäre, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Sie fand Josephen über ihre Wohlthäterin hingestreckt, die sie stumm in ihre Arme geschlungen hielt und mit Küssen und Thränen bedeckte. Was diese ihr gesagt hatte, beschäftigte ihr junges Herz so tief, daß sie keinen Laut hervorzubringen vermochte.

Die Ahndung ihrer Wohlthäterin, daß sie einem neuen Anfalle ihrer Krankheit unterliegen würde, traf ein. Josephe, die nach Mitternacht auf einem Lehnstuhle vor ihrem Bette ein wenig eingeschlummert war, ward durch ein heftiges Stöhnen plötzlich aufgeschreckt. Die Kranke klagte über wüthendes Kopfweh, und ehe sie noch ein Glas

Waßer

Waßer bekam, das ſie von Joſephen verlangt hatte, traf ſie der Schlag und ſie ſank ohne Bewegung in ihre Betten zurück. Schrecken und Angſt bemächtigten ſich Joſephens mit gleicher Gewalt. Sie fiel in eine Art von Sinnloſigkeit, während welcher ihr Bilder von einer fürchterlichen Wüſte vorſchwebten, in welcher ſie ſich hülflos und von reiſſenden Thieren umringt ſah, während ſie ihre betenden Hände nach dem Schatten ihrer Wohlthäterin ausſtreckte, der in tiefer Ferne langſam in nichts zerflatterte. Dies ſchreckliche Gemählde blieb während ihres ganzen Lebens lebendig vor ihrer Seele.

Als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, hallte das ganze Haus von ihren Klagen wieder. Wirth und Wirthin, die den wahren Grund davon vermutheten, kamen die Treppe heran und pochten an die Thüre. Joſephe machte ihnen, ohne zu wiſſen was ſie that, das Zimmer auf, und hatte, ſtatt aller Antwort, nichts als Thränen und Klagen. Das Hausgeſin-

Geſinde kam auch herzu und über dem Geräuſche, das dieſe traurige Scene veranlaßte, ſank Joſephe ohne Bewußtſeyn zurück, und ward in das anſtoßende Zimmer getragen.

Drittes Kapitel.

Lichtere Ausſichten.

Nun war ſie in der ganzen weiten Welt allein, und hatte keine andre Führerin, als eine Erfahrung von ſechzehntehalb Jahren. Da die Verſtorbene ſie als ihre Nichte aufgeführt hatte und Joſephe ſelbſt den Leuten im Hauſe Theilnehmung zu verdienen ſchien: ſo legten ſie ihr ziemlich genaue Rechenſchaft von dem Nachlaſſe ihrer vermeynten Tante ab. Bloß etwas Linnen und ungefehr hundert und funfzig Gulden vermißte Joſephe und bekam nichts wieder davon zu Geſichte.

Aber sie mußte froh seyn, daß man nur mit ihr getheilt hatte. Sie beklagte sich wohl, beruhigte sich aber bald, weil sie ihrer Sache nicht gewiß zu seyn glaubte. Dieser Umstand, und daß sie niemanden um sich sah, der Theil an ihrem Schicksale genommen hätte, versetzte sie in jene Stimmung, wo man sich selbst und seine Existenz stark ansieht, nichts für sich thut und thun kann, und mitten unter dem Gewirre der peinlichsten Empfindungen sich für kalt und gleichgültig hält. Wirth und Wirthin interessirten sich zwar sehr lebhaft für sie; weil es ihnen aber nicht von Herzen gieng: so sprach es auch nicht zu dem Herzen Josephens. Sie machten es wie Beutelschneider, die, den Raub in der Tasche, den Bestohlenen weit herzlicher beklagen, als alle übrige, die ihn wegen seines Verlustes wirklich bedauern. Sie kauften auch die Kleider der Verstorbenen und gaben Josephen dafür, was sie wollten.

Vierzehn Tage brachte Josephe unter diesen Leuten zu, ohne zu wissen, was sie beginnen

ginnen ſollte, und dieſe gaben ihr auch noch keinen Ausweg an die Hand, weil ſie Willens zu ſeyn ſchienen, ſie zu einem zu zwingen, ſo bald ſie das ihr übrig gebliebene Geld noch bey ihnen verzehrt haben würde. Der geiſtliche Herr, von dem ihre Wohlthäterin geſagt hatte, war ihr, bey ihrer Betäubung, ganz aus dem Gedächtniſſe gekommen, und ſie würde ſich ſeiner wahrſcheinlich erſt ſpät erinnert haben, wenn er nicht ſelbſt erſchienen wäre, um ſich endlich einmal wieder nach dem Befinden der Kranken, die jetzt todt war, ſeiner Pflicht und nicht ſeinem Herzen zu gefallen, zu erkundigen. Seine Ankunft gab Joſephen neues Bewußtſeyn und neue Thätigkeit. Sie erzählte ihm die Geſchichte ihres traurigen Verluſtes und preßte ihm Mitleid dadurch ab. Ihre frühere Geſchichte wußte er auch ſchon, da ihm die Verſtorbene die merkwürdigſten Umſtände davon entdeckt hatte. Was anfangs allgemeine chriſtliche oder vielmehr prieſterliche Theilnehmung war, ward bey ihm nach

und nach thätiges, wahres und menſchli, ches Mitleid: er ſprach ihr Troſt zu, und rieth ihr mit wahrer Herzlichkeit, ſich mehr um ſich ſelbſt und um ihre jetzige Lage zu bekümmern und die Gefahren zu überdenken, die ſie in dieſem Hauſe und unter dieſen Leuten bey ihrer gutherzigen Unerfahrenheit liefe. Was er ihr über den lezteern Punkt ſagte, war ſehr paſſend und lehrreich: denn Joſephe war in dem Alter, wo die Reize der weiblichen Schönheit in eine friſche und volle Knoſpe zuſammengedrängt liegen, und dadurch für das Auge der Sinnlichkeit deſto anlockender werden.

Seine Vorſtellungen wirkten: ſie öffnete ihre Augen über ihre Lage, und da ihr der Gedanke an die ihr drohenden Gefahren zu überraſchend und neu war: ſo verfiel ſie in eine Troſtloſigkeit, die anfangs durch keine Gegenvorſtellungen gehoben werden konnte. Tauſend fürchterliche Geſpenſter ſchwebten ihrer Einbildungskraft vorüber. Sie

lief

lief mit gerungenen Händen umher und ruf-
te: Was soll ich armes Mädchen anfangen?
Kein Mensch bekümmert sich um mich, kein
Mensch will mir helfen, kein Mensch ist ver-
bunden, mir zu helfen. Wo soll ich hin?
Mein Geld geht bald auf, man kann es mir
stehlen und es ist ja das erstemal in meinem
Leben, daß ich Geld habe!

Der geistliche Herr wußte nicht, was er
ihr antworten und womit er sie beruhigen
sollte. Er besorgte innerlich, sich an ihr
eine drückende Last aufgebürdet zu haben,
weil sie allein von ihm Hülfe zu erwarten
schien. Gewöhnlich glauben diese Herren
alles gethan zu haben, wenn sie Hülfsbe-
dürftige trösten und sie auf Gott verweisen,
der freylich helfen kann, aber jetzt nicht mehr
die Hungrigen durch Raben füttern läßt.

Es war nicht rathsam für Josephen, zu
ihrem Pflegevater zurück zu kehren. Sie
hätte an ihm nichts als einen alten, aus-
gezehrten Mann gefunden, der seiner Augen

und ſeiner Zunge nicht mehr mächtig war, und dem der Subſtitut, der ihm war geſetzt worden, die Biſſen Brod und Fleiſch eben ſo ſorgſam nachzählte, als die Minuten, die er wahrſcheinlich noch zu leben hatte.“ Verarmt war er dazu, weil er ſein Letztes zu Gelde gemacht hatte, um die Reiſekoſten und den Auffenthalt ſeiner Schweſter in Wien zu beſtreiten. Seinem Nachfolger mußte Joſephe, wo nicht läſtig, doch gewiß gleichgültig ſeyn. Von dieſer Seite ſah ſie alſo keine Hülfe, ſo wenig als der geiſtliche Herr.

Dieſem fiel endlich, nach langem Hin- und Hergrübeln, ein vornehmer Herr ein, der ſich, wie er ſagte, Werke der Wohlthätigkeit und Menſchenliebe zur Pflicht machte, und dem er morgen am Tage Joſephens Hülfloſigkeit zu entdecken verſprach. Aber in der Stimmung, worin Joſephe jetzt war, dünkte ſie die Zeit zwiſchen heute und morgen eine Ewigkeit: ihre Angſt trotzte jeder Gegenvorſtellung: heute, heute wollte ſie Hülfe haben, und ſie hieng ſich an den geiſtlichen

Herrn,

Herrn, als er fort wollte, und hielt ihn mit lautem Geſchrey zurück. Er war in der peinlichſten Verlegenheit; und da er ſich nicht von ihr losmachen konnte: ſo blieb er da, dachte einige Augenblicke nach, nahm endlich Feder, Tinte und Papier und ſchrieb an den wohlthätigen Mann, von dem er Joſephen geſagt hatte. Er las ihr das Billet vor. Es war ſehr dringend. Er beſchwor jenen bey Chriſten- und Menſchenpflicht, ſich eines ganz verlaſſenen Mädchens anzunehmen, und fügte, um ſeiner Menſchenliebe einen neuen Sporn, den er vielleicht ſelbſt für den Hauptſporn halten mochte, kunſtverſtändig anzuſetzen, noch eine getreue Schilderung von der Jugend, der Schönheit und Unverdorbenheit des beſagten hülfsbedürftigen Mädchens hinzu.

Joſephe händigte das Billet ſelbſt dem Hausknecht aus, der es an ſeine Addreſſe abgab. Den geiſtlichen Herrn ließ ſie nicht aus den Augen: ſie glaubte immer noch, alles ſey für ſie verloren, wenn ſie ihn verlöhre; und

ſie wollte keine Nacht mehr in einem Hauſe zubringen, das ihr auf einmal ſo fürchterlich geworden war. Woher bey ihr dieſe unzuvertilgende Aengſtlichkeit kam, wußte ſie ſelbſt nicht beſtimmt; aber es iſt gewiß, daß ſie in dem Geſichte des Wirthes und ſeiner Frau hinlängliche Urſachen dazu aufzufinden glaubte. Was dieſe Leute ihr ſchon zu leide gethan hatten; las ſie in ihren Zügen, und was ſie ihr noch alles zu leide thun könnten und würden, legte ſie hinein. So ward ihr der Wirth ein Dieb, die Wirthin eine Tugendverkäuferin, der Hausknecht und das übrige Geſinde, Mörder, Taſchenſpieler und Schnapphähne; Schlüſſel, Meſſer und Gabeln, wurden ihr Piſtolen, Schwerter und Spieße und das Haus ſelbſt eine ſchreckliche Mördergrube. Das Blut erſtarrte ihr in den Adern, wenn ſie in das Gewimmel von Schreckbildern hinein ſah, und ihre aufgeregte Phantaſie, die jetzt noch weder durch Erfahrung noch Grundſätze gezügelt wurde, verſtauſendfältigte die Figuren dieſer fürchterlichen Gruppe vor dem umnebelten Auge ihrer Seele.

Bey solchen Anfällen hieng sie sich dem geistlichen Herrn um den Hals, drückte ihn innig an ihre Brust und machte dadurch dem guten Manne — Kopfschmerzen. Eine gewisse verschämte Regung, die ihn bey diesem innigen Zusammenhange mit einem schönen weiblichen Körper befiel, erpreßte ihm einige herzliche Ave Maria, die er, wie Josephe fälschlich glaubte, nicht um ihr, sondern um sich selbst Rettung zu verschaffen, himmelan stieß. Und diese Rettung kam endlich. Man brachte Nachricht, daß der Wagen des belobten Menschenfreundes unten vor dem Hause hielte, weil er gerade nöthige Verrichtungen gehabt, und weder schreiben noch selbst hätte kommen können. Josephe packte mit einer Uebereilung ein, als ob sie sich plötzlich vom Tode gerettet glaubte. Sie ließ den Wirth und die Wirthin rufen, bezahlte, ohne einen Blick auf ihre Gesichter zu wagen, ihre Rechnung, und eilte dann die Treppen herunter zum Wagen, in welchen sie hineinsprang, und wo sie schon längst Platz genommen hatte, als sich ihr Begleiter noch

außer Athem die Treppe herab ſieß. Er kam endlich, ſtieg mit Hülfe des Hausknechts keuchend in den Wagen, und man fuhr davon.

Viertes Kapitel.

Sehr thätige — Theilnahme.

Joſephe fand an dem Herrn, der von Wohlthätigkeit Profeſſion machen ſollte, einen Mann zwiſchen funfzig und ſechzig, der wohl ausſahe und eine ernſthafte aber ſanfte Miene hatte, in welcher man zugleich ſo viel Ertödtung des Fleiſches bemerkte, daß einem ſein wohlgenährter, runder Bauch nur halb ſo wohl genährt und rund vorkam. Er empfing den geiſtlichen Herrn und Joſephen ſehr gutmüthig und ohne Umſtände: Erſtern mit einer Umarmung und Letztere mit einem Blicke, dem ſie eine wunderbare Aehnlichkeit mit dem Blicke des Mauthbeam-

Beamten, der den Koffer ihrer verſtorbenen Wohlthäterin durchſah, abmerken wollte. Das Herz ſchlug ihr; ſie war verlegen, und eine Regung von Schaam machte ſie über und über roth.

Nun, was iſt denn Ihr Begehr? hub der fromme Mann an, und drückte die Hand des geiſtlichen Herrn, unter allen Zeichen der tiefſten Zerknirſchung, an ſein Herz. Jener erzählte ihm Joſephens Geſchichte. Sehr wunderbar und ſehr rührend! rief der fromme Mann, als er ſie angehört hatte: Sie haben wohl recht, wenn Sie mir ſchreiben, daß es ein gutes Werk ſey, ſich der unglücklichen Tochter anzunehmen; und ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie mich ihres Zutrauens gewürdigt haben. Laß alſo ſehen, was zu thun iſt. Wie alt ſind Sie, mein liebes Kind? fuhr er in einem ſehr herzlichen Tone zu Joſephen fort. Dieſe antwortete bloß mit einem Seufzer. Seyn Sie ruhig, mein Kind, fuhr er fort: und faſſen Sie Muth. Ich will Ihnen gern nützlich ſeyn,

wenn

wenn ich es kann. Gott lenkt das Schicksal seiner Kinder, und seine Wege muß man anbeten, wenn sie auch zuweilen unbegreiflich scheinen. Also sagen Sie mir: wie alt sind sie ungefähr?

Funfzehn Jahre und vielleicht etwas drüber, erwiederte Josephe.

Wirklich, sagte er, indem er sich an den geistlichen Herrn wandte: man sollte sie ihrem Wesen nach für älter halten. Aber ihr Gesichte scheint der Spiegel ihres guten Herzens und ihres Verstandes zu seyn. Man sollte sogar glauben, daß sie von sehr guter Abkunft wäre. Ist es nicht wahr, hochwürdiger Herr, die Rathschlüsse des Himmels sind doch unerforschlich! — Doch wir wollen erst das Wichtigste vornehmen, fuhr er fort, nachdem er solchergestalt der Rathschlüsse des Himmels ehrerbietigst erwähnt hätte, um seinen eigenen Rathschlüssen Platz zu machen. Was hatte denn Ihre verstorbene Wohlthäterin mit Ihnen vor, liebes Kind?

Sie

Sie wollte mich zu einer Modehändlerin bringen, erwiederte Josephe.

Das ist gut, sagte er darauf: aber hätten Sie es auch gerne gethan? Reden sie frey: es steht Ihnen mehr als ein Weg offen. Ich habe, zum Beyspiel, eine Stiefschwester, die vor kurzem eine Kammerjungfer eingebüßt hat, die sie sehr lieb hatte, und der sie in der Folge noch viel Gutes gethan haben würde. Wenn Sie die Stelle derselben annehmen wollten, so bin ich gewiß, daß sie Ihnen dieselbe mit Freuden geben würde.

Josephe ward roth über diesen Vorschlag, denn er beleidigte ihre kleine Eigenliebe. Sie wußte noch sehr wohl, daß sie mit einem vornehmen Herrn und einer eben so vornehmen Dame in einem großen Reisewagen gefahren wäre, und hatte es sich wohl angemerkt, was die Leute aus ihrem feinen Aeussern für vortheilhafte Schlüsse auf ihre Abkunft gemacht hatten. Dies Gefühl legte ihr die förmlichsten

Ein-

Einwendungen in den Mund, worunter die besonders merkwürdig war: „daß sie, wenn sie noch bey ihren Eltern wäre, wohl selbst ein Kammermädchen zu ihrem Dienste haben würde.“ — Die hellen Thränen liefen ihr bey dieser Erklärung über die Wangen.

Beruhigen Sie sich, liebes Kind, sagte ihr neuer Wohlthäter darauf: Ihre Art zu denken gefällt mir, und der Stolz, den Sie da zeigen, ist erlaubt, nur müssen Sie ihn nicht zu weit treiben. Ihre vermeynte bessere Geburt giebt Ihnen kein Brod: das müssen Sie wohl bedenken.

Josephens Thränen wurden häufiger; der Menschenfreund fur fort:

Wir müssen es schon bey dem lassen, was Ihre verstorbene Freundin mit Ihnen vor hatte und Sie sollen heute noch untergebracht seyn. Ich fahre mit Ihnen zu einer Modehändlerin aus meiner Bekantschaft, die Sie gerne aufnehmen wird. Sind Sie das zufrieden?

Ja,

Ja, gnädiger Herr, erwiederte Josephe schluchzend: und ich werde Ihre Güte nie vergessen!

Machen Sie sich dieselbe zu Nutze, meine Tochter, sagte der geistliche Herr, der sich bis dahin nicht in das Gespräch gemischt hatte: betragen Sie sich so, daß Ihren Wohlthäter das gute Werk, wozu ihn seine Frömmigkeit leitete, nie gereuen möge.

Ich fürchte nur, sagte der fromme Mann darauf in einem Tone, der die allerhöchste Unwürdigkeit ausdrückte: ich fürchte nur, daß ich nicht würdig bin, ihr Gutes zu thun, weil mein Herz mehr durch ihr Unglück, als durch den Antrieb des wohlthätigsten Geistes, gerührt zu seyn scheint. —

Nach diesen Worten sprang er auf und sagte: wir müssen eilen, es wird sonst zu spät. Wir wollen noch vor Abend mit der Modehändlerin alles richtig machen. — Und Sie, Ehrwürdiger Vater, können in Gottes Namen gehen: ich werde Ihnen genaue Rechenschaft

von

von dem Gute geben, das Sie mir anvertraut haben.

Der geiſtliche Herr entfernte ſich und Joſephe dankte ihm ſtammelnd für ſeine Mühe. Der Wagen fuhr vor, und ſie ſetzte ſich mit ihrem Wohlthäter hinein. Sie war den ganzen Weg über ſtill und traurig, denn ihr Stolz war durch die vorhergegangene Scene tief gekränkt worden. Und es iſt wahr: die meiſten Menſchen haben eine Art, Wohlthaten zu erzeigen, die weit drückender iſt, als das Elend ſelbſt, von dem ſie Hülfebedürftige befreyen. Sie ſind nicht ſchonend genug gegen den Nothleidenden und bereiten ihn auf die Wohlthaten gewöhnlich dadurch vor, daß ſie ſeine Eigenliebe zermalmen. Joſephen gieng es mit ihrem neuen Wohlthäter gerade ſo: denn länger als eine Stunde hatte man ihre Hülfsbedürftigkeit von allen Seiten beleuchtet, das Mitleid erwogen, das ſie einflößte, und das groſſe Verdienſt, ihr unter die Arme zu greifen, ſeinem ganzen Umfange nach prahleriſch gemuſtert

nit einem großen Schwalle mildthäs
chtungen und frommer Gemeinplätze
Josephe war die ganze Zeit über
r Folter gewesen, und so wünschens
auch Hülfe und Unterstützung ge-
ten, wünschte sie doch heimlich, daß
r auf eine andre Art verschaft ha-
r.

Menschenfreund war unterweges sehr
und that eine Menge Fragen an sie,
kleinlaut und traurig beantwortete.
es kaum, von ihrer Stelle zu rücken,
sich in einen Winkel zusammen und
Herz starr und kalt. Indessen wun-
ch doch, trotz ihrer Betäubung, über
achen, die ihr Wohlthäter ihr sagte,
pien ihr, als ob er sein ganzes We-
ert hätte, und mehr einschmeichelnd
müthig, als gutthätig und fromm
wäre.

sind so verlegen unter meinen Augen,
das müssen Sie nicht seyn, liebes

Kind. Dieſe Gezwungenheit könnte Sie mißmüthig auf mich machen. Sehen Sie mich für Ihren Freund an, deſſen Herz ſich ſehr lebhaft für Sie intereſſirt, und der von Ihnen gern ein wenig Vertrauen haben möchte. Ich behalte mir das Recht vor, Ihnen zuweilen einen guten Rath zu geben, wie dieſer iſt, daß Sie nicht jeden Gecken anhören müſſen, der Ihnen ſagt, daß Sie jung und artig ſind. Es iſt dieſen Leuten kein Ernſt, und ihr Geſchwäz verdient Ihre Aufmerkſamkeit nicht. In Ihrer jezigen Lage müſſen Sie bloß darauf denken, Ihr Wohl zu bauen, und nicht, wie Sie jedermann gefallen wollen. Was ich Ihnen da ſage, iſt nicht zu ſtrenge, fuhr er fort und nahm ihre Hand, die wirklich ſchön war: oder iſt es?

Nein, gnädiger Herr, ſagte Joſephe und das Herz fing ihr heftig an zu ſchlagen, als ihr Auge dem ſeinigen begegnete. — Ich muß Ihnen Handſchuh kaufen, fuhr er fort: (denn Joſephe hatte wirklich keine) ſolche ſchöne Hände muß man in Acht nehmen.

Bey dieſen Worten ließ er den Wagen halten und aus einem benachbarten Gewölbe einige Paar Handſchuh holen, die ſie unter ſeiner Beyhülfe anzog. Er wollte ihr einmal dabey helfen und ſie ließ es zu, ob ſie gleich über ihre Gefälligkeit roth wurde; und dies wurde ſie, ohne zu wiſſen warum, durch eine Art von Inſtinkt, der es ihr zweifelhaft ließ, was dies wohl zu bedeuten haben möchte. Sie kamen endlich vor dem Gewölbe der Modehändlerin an.

Fünftes Kapitel.

Falſche Beſtimmung.

Madam Junge (ſo hieß die Modehändlerin) war eine Witwe von kaum dreyßig Jahren: eine große Lacherin: die auf den erſten Blick das beſte Herz von der Welt zu haben ſchien,

und es auch wirklich hatte. Ihre Familie bestand aus einem Knaben von sechs bis sieben Jahren, aus einer Magd, und aus einem jungen, nicht häßlichen Mädchen, das ihr Putz machen und verkaufen half. Ihr Modenkram war von keiner großen Bedeutung.

Josephe war unter diesen Leuten immer noch wie vom Himmel gefallen. Es gieng ihr wie allen feiner gestimmten Seelen, auf die ungewohnte Verhältnisse stärker, als auf andere wirken. Es bemächtigt sich ihrer auf eine Zeit lang eine gewisse Dumpfheit, die Traurigkeit scheint, und so lange anhält, bis sie die neuen Gegenstände um sich her verarbeitet und ihrer Sinnesart angeschmolzen haben. Madam Zunge that alles, um Josephen aus ihrem vermeynten Trübsinne zu reissen!

Lustig, Mamsell Josephe, sagte sie: Sie sind unter guten Leuten: machen Sie keine Grillen. Ich sehe gern muntere Gesichter. Oder gefällts Ihnen bey uns nicht? Mir haben Sie auf den ersten Blick gefallen. Sehen Sie,

da ist Mamsell Tonette, ein gutes Mädchen: rückt näher zusammen, Kinder, und macht Freundschaft mit einander!

Josephe antwortete mit einem langsamen Kopfneigen und mit einer sanftlächelnden Miene, die ihr, ohne Worte, dankte. Sie that sich einigemal Gewalt an, um zu sagen: Sie sind sehr gütig, Madam; aber in der That fand sie sich hier nicht am rechten Orte, und ihr Wesen paßte auch wirklich gar nicht hieher. Sie fand in der Offenheit dieser Frau etwas Grobes und Zudringliches, das ihr zuwider war. Und das gieng ganz natürlich zu: Ihre Erziehung hatte sie freylich nicht von seinen Weltleuten bekommen: das waren der Pfarrer und seine Schwester nicht, aber ihr Wesen und ihr Ton waren sanft, herzlich und ruhig gewesen, statt daß Josephé an diesen Leuten eine rauhe Art und eine ungebildete Sprache fand, die ihre Delikatesse beständig beleidigten. Sie fühlte, daß es in der Welt eine feinere Art sich zu benehmen geben müßte: sie seufzte

und war traurig, daß sie keine Gelegenheit hatte, diesem feinern Wesen sich anzuschließen. Sie hatte eine von den umfassenden Seelen, die ohne nähere Zurechtweisung gewisser Dinge sich gleich ganz bemächtigen; wenn sie nur erst einen Theil davon begriffen und verdauet haben Josephe kannte niemand in Wien: sie sahe nur Straßen und Häuser; aber in diesen Straßen und Häußern wohnten Leute von allen Gattungen; sie sahe Wagen, und in diesen Wagen eine ganz neue Welt, die aber für sie nichts fremdartiges hatte. Es lag in ihr ein natürlicher Zug, der sich derselben anschloß und ihr insgeheim zuflüsterte: das habe ich gesucht, da bin ich zu Hause!

Man kann leicht denken, daß Josephe bey dieser Stimmung an dem Umgange mit Madam Zunge keinen großen Geschmack finden konnte. Auch Antoinette sagte ihr nicht zu. Dies war ein großes, geziertes Mädchen, das seine Haube mit Verstand steckte und sein Band mit großem Anstande abmaß. Sie war mit

Leib

Leib und Seele bey ihrer Nadel und bey ihrer Elle. Josephe war desto ungeschickter zu diesem Geschäfte und machte sie oft ungeduldig. Man hätte sehen sollen, mit welcher Miene Jene sie zu recht wies und mit welchem Stolze des Besserwissens sie ihre Ungeschicklichkeit hernahm; aber sonderbar ist es, daß ihre Zurechtweisungen auf Josephen nicht wirkten, daß sie vielmehr ungeschickter dadurch wurde und am Ende gegen diese Handthierung einen vollkommnen Widerwillen fühlte.

Sechstes Kapitel.

Aus der Kralle die Katze.

Herr von Rost (so hieß Josephens Wohlthäter) erschien nach drey Tagen wieder. Josephe war mit Antoinetten im Zimmer der Madame Zunge und mußte sich von Ersterer ihre

schönen Sachen zeigen lassen. Antoinette entfernte sich, weil sie Lebensart verstand, sobald der Herr von Rost ins Zimmer trat. Seine erste Frage an Josephen war: „wie es ihr gefiele?“

Ich werde mich schon darein finden, erwiederte Josephe.

„Ich möchte gern, daß es Ihnen recht gut gienge, fuhr er fort: ich habe Sie auf den ersten Blick von Herzen lieb gewonnen. Dafür sollten Sie mich auch wohl ein wenig lieb haben.“

Ich müßte sehr undankbar seyn —

„Nichts von undankbar: aber ein wenig ungezwungener sollten Sie mit mir umgehen.“

Ich weiß, welche Achtung ich Ihnen schuldig bin. —

„Es ist noch nicht ausgemacht, daß sie mir die schuldig sind, weil wir nicht wissen, wer Sie sind. Aber, liebe Josephe (er nahm ihre Hand und drückte sie sanft) könnten Sie nicht ein wenig mehr Vertrauen zu einem Freund

haben,

haben, der es so gut mit Ihnen meynt? Weiter verlange ich nichts; und so muß es seyn, oder wir zanken uns. — Apropos, ich habe vergessen, Ihnen etwas Geld zurück zu lassen —

Mit diesen Worten drückte er Josephen einige Dukaten in die Hand. Sie wollte sie anfangs nicht nehmen und sagte, sie hätte noch etwas Geld von ihrer verstorbenen Tante; aber er drang so lange in sie, bis sie es nahm. Sie hatte nicht Stolz genug, mit einem Manne darüber zu rechten, der sich mit ihr, als mit einer armen Waise befaßt hatte, und Vatersstelle bey ihr vertreten wollte. Sie dankte ihm also mit einem tiefen Knicks und steckte das Geld verschämt ein.

Lassen Sie die Knickse unterwegs, liebe Josephe, sagte er: sagen Sie lieber, daß Sie zufrieden sind. Wie viel dergleichen würden Sie mir wohl für ein neues Kleid machen?

Josephen lag ein neues Kleid nicht sehr am Herzen, aber der scherzhafte und gutmüthige Ton, womit er es ihr versprach, gewann

ihm ihr Herz. Ihr Widerwille verschwand und ein lebhaftes Gefühl von Dankbarkeit trat an die Stelle desselben. Sie ergriff seine Hand und küßte sie, während ihr die Augen voll Wasser giengen. Diese Bewegung machte ihm viel Freude: er führte ihre Hand an seine Lippen und küßte sie sehr zärtlich, was ihr mitten unter ihrer kleinen Verzückung wunderlich vorkam, doch ohne deutlich zu fühlen warum? Sie war geneigt, es für einen besondern Ausbruch seines guten Herzens zu halten. Von diesem Augenblick an, benahm sie sich auch ungezwungener gegen ihn, und entwickelte dadurch einige kleine Schönheiten, die er noch nicht an ihr bemerkt hatte. Er sah sie von Zeit zu Zeit mit Blicken voll Zärtlichkeit an, von deren Wesen sie auch nur noch immer eine dunkle Vorstellung behielt. Sie konnte sich auch wirklich hierüber noch nicht ins Klare setzen, weil ihre Einbildungskraft auf einer ganz falschen Fährte schwebte. Sie sahe wohl daß er ganz voll von ihr war; aber warum sollten auch nicht ihre Jugend, ihre

Lage,

Lage, ihr Verstand und ihr feines Gesicht ihm eine sehr unschuldige Zuneigung eingeflößt haben? Es schien ihr Ausbruch einer wahren väterlichen Liebe, was er für sie that, nur daß sich diese Liebe auf eine besondere Art äusserte. Sie ließ ihm ihre Hand, und wenn er sie lächelnd an den Mund drückte: so sahe sie nichts weiter darin, als eine Herzlichkeit, die sie mehr rührte, als alle seine Wohlthaten. Aus eben diesem Gesichtspunkt sahe sie auch sein Spiel mit ihrem Haar an, das sie vorzüglich schön hatte. Josephe, sagte er dabey: Sie sind nicht zu beklagen: dies schöne Haar und ihr Gesicht dazu, können Sie keinen Mangel leiden lassen.

Ach, erwiederte sie in aller Unschuld: Sie können mir doch meinen Vater und meine Mutter nicht wiedergeben.

Aber die ganze Welt werden sie für Sie gewinnen, erwiederte er: ich wenigstens könnte denselben nichts abschlagen.

O, gnädiger Herr, dafür ist mir auch Ihr gutes Herz Bürge.

Mein gutes Herz? erwiederte er lächelnd: Sie wissen also schon, was Herz ist? Und wenn ich ihr Herz haben wollte, gäben Sie mir es wohl?

O, sagte sie: Sie verdienten es wohl!

Josephe hatte dies Wort kaum ausgesagt, als sie in seinem Auge eine Flamme aufblitzen sah, die ihr eine Art von Zittern erweckte und die dunkle Ahndung in ihr aufregte, daß dieser Mann sie wohl so lieben möchte, wie ein Liebhaber seine Geliebte. Denn wahr ist es, sie hatte in ihrem Dorfe schon Leute gesehen, die sich liebten, hatte auch von Liebe sprechen hören und in ein paar Romanen davon gelesen; und dies hatte, mit den belehrenden Winken der Natur verbunden, ihr wenigstens die Vermuthung erweckt, daß ein Liebhaber ganz etwas anderes seyn müßte, als ein Freund; sie verglich das Betragen des Herrn von Rost mit dem Betragen ihres ersten Pflegevaters, und plötzlich kamen ihr die Blicke des Erstern sehr vielbedeutend vor. Indessen hielt sie die-

ſe Vorſtellung, die ihr ſo plötzlich gekommen war, noch nicht für eine ausgemachte Sache, ob ſie gleich die Wirkung hatte, daß ſie ſich von der Furchtſamkeit, die er ihr ſo oft vorgeworfen, allmählig losmachte, und daß ſie anfing zu glauben, wenn er wirklich in ſie verliebt wäre, ſo brauchte ſie nicht mehr ſo viel Umſtände mit ihm zu machen: das Furchtſamſeyn wäre dann an ihm, nicht mehr an ihr. Dieſe Bemerkung war aus der Quelle geſchöpft: ſie ſcheint fein, iſt aber ſehr ſimpel, und man fühlt nicht einmal, daß man ſie gemacht hat.

Man ſieht ſchon, daß Herr von Roſt auf dieſe Bemerkung hin, nicht viel von ihr zu hoffen hatte. Er war ihr wirklich vollkommen gleichgültig, ſo gleichgültig, daß ſie ihn haſſen mußte, wenn er ſie diesfalls mit Klagen drückte. Hätten ſie unter andern Umſtänden Bekanntſchaft gemacht: ſo hätte er vielleicht ihre erſte Liebe davon getragen. Aber ſie hatte ihn als einen frommen Mann kennen gelernt, der ihre Verſorgung aus Barmherzigkeit

keit auf ſich nahm und damit anfieng, daß er ihre Eigenliebe demüthigte. In ihrem Herzen blieb alſo von dieſer Seite ein Stachel zurück, deſſen ſie ſich ſelbſt nicht bewußt war, ſo lange er nur das Gefühl von ihr verlangte, das ihm gebührte: wollte er aber Empfindungen von zärtlicher Art, ſo mußte ſich das Blatt wenden. Ihre Eigenliebe ſtreckte dann das Haupt wieder empor, ſie mußte ihn wie Gleich und Gleich behandeln und es ihm ewig fühlen laſſen, daß ſie einmal von ihm war gedemüthigt worden.

Siebentes Kapitel.

Sophiſterey der Eitelkeit.

Herr von Roſt hatte vorhin von einem Kleide geſprochen: jetzt fuhr er mit Joſephen zu einem Kaufmann, um ihr eins nach ihrem

Ge-

Geschmack auszunehmen. Wenn sie wirklich überzeugt gewesen wäre, daß er in sie verliebt sey: so hätte sie es wahrscheinlich nicht angenommen; und sie würde es für klein gehalten haben, seine Schwachheit zu nutzen. Da sie aber über seine wahre Herzensmeynung immer noch zweifelhaft war, und ihr das Ganze eben so gut eine ausserordentliche Freundschaft scheinen konnte, welche die Aufopferung ihrer Eigenliebe wohl verdiente: so entschloß sie sich, sein Anerbieten auf jeden Fall nicht von der Hand zu weisen.

Das Kleid wurde gekauft. Josephe hatte es selbst gewählt: es war edel und einfach und ungefähr so, wie es sich für ein Mädchen von guter Geburt, das aber arm ist, schickte. Herr von Rost sprach auch von Linnen, und sie bedurfte dessen wirklich. Es mußte also auch gekauft werden. Madam Zunge hätte es wohl besorgen können; aber er wollte es außerordentlich fein haben, wogegen und worüber diese Frau ihre Einwendungen und Glos-

sen

sen gemacht haben würde. Eine Barmherzigkeit hätte ihr übertrieben scheinen können.

Eben dies außerordentlich feine Linnen, das Josephe ausnehmen mußte, öffnete ihr endlich die Augen über das, was er für sie empfand: sie wunderte sich sogar, daß sie das Kleid, das sehr schön war, noch zweifelhaft darüber hätte lassen können. Es war ihr, als ob die bloße Barmherzigkeit unmöglich so gallant seyn könnte. Sie sagte ihm also ganz leise, aber sehr ernsthaft: solch ausgezeichnet feines Linnen möchte sie nicht. Er lächelte dazu und sagte: Sie sind ein Kind. Da, sehen Sie in den Spiegel und entscheiden Sie, ob die Leinwand für ihr Gesicht zu fein ist?" — Er kaufte und ließ sie sprechen.

Josephe fühlte sich peinlich verlegen. Sie sah, daß er sie liebte, und daß er bloß deshalb so freygebig gegen sie wäre. Er schien sie dadurch gewinnen zu wollen; und nahm sie es an; so gab sie ihm Ursache zu hoffen. Sie dachte sehr angelegentlich darüber nach, was

was sie thun sollte: sie fand aber in ihrem Herzen solch ein Getümmel von Für und Wider, daß ihre Unschlüssigkeit sie noch ängstlicher machte, als das Linnen selbst, das sie in ihrer Betäubung annahm und behielt.

Indeß erweckten ihr seine Absichten auf sie, eine lebhafte Schaam. Ihre Freundin und Mutter, des Pfarrers Schwester, kam ihr vor die Seele zurück. Sie fand einen erstaunlichen Unterschied zwischen ihrer Theilnehmung und zwischen der seinigen, und das Abentheuer mit ihm erweckte ihr Herzpochen, wenn sie an die Lehren dachte, die ihr jenes gute Mädchen gegeben hatte. Es bemächtigte sich ihrer ein dunkles Gefühl, daß sie jezt schon schlechter geworden seyn möchte. Wenn sie aber wiederum bedachte, daß sie keinen andern Zufluchtsort hätte, als den Herr von Rost ihr verschafte; daß es ihr an den Sachen fehlte, die er ihr jetzt kaufte und noch dazu sehr fein kaufte; und daß diese Sachen ihr herrlich ständen: so fand sie darin eine nothgedrungene Beruhigung, deren Bewegungsgründe sie aber nur obenhin

berührte, damit sie zur Entschuldigung ihrer selbst das gehörige Gewicht behielten. Ueberdies hätte ihr ja der Herr von Rost seine Liebe noch nicht ausdrücklich erklärt: er konnte vielleicht nicht einmal Herz genug haben, sie ihr so früh zu erklären; und man konnte es nicht von ihr verlangen, daß sie seine Ursachen ergrübeln solite. Es war immer noch Zeit, einen raschen Entschluß zu fassen, wenn er sich näher erklärte. So zerhieb sie auf eine ganz natürliche Art diesen kleinen Gewissensknoten: ihre Bedenklichkeiten zerstreueten sich und Kleid und Linnen schienen ihr ein guter und rechtsmäßiger Erwerb. Sie nahm beydes mit zur Madame Zunge.

Zwar ist nicht zu leugnen, daß der Herr von Rost unterwegs noch einige sehr deutliche Winke von den Empfindungen seines Herzens fallen ließ: der Verliebte guckte immer etwas weiter unter der Maske hervor und die Hälfte seines Gesichts war immer schon sehr deutlich zu sehen; aber sie wollte es durchaus ganz

sehen;

sehen; und bis dahin war sie fest entschlossen, nichts zu sehen. Die Sachen waren auch noch nicht in Sicherheit gebracht und hätte sie zu früh ein Aergerniß genommen: so wären sie für sie verlohren gewesen.

Ich fürchte, liebe Josephe, sagte er unterwegs zu ihr: daß ich Sie zu lieb habe; und wenn dies wäre, was würden Sie thun?

Ihnen desto herzlicher danken, erwiederte sie.

Aber, liebe Josephe, fuhr er fort: ich bin nicht ganz gewiß, was Ihr Herz thun würde, wenn es die ganze Zärtlichkeit des meinigen wüßte: denn Sie kennen es wirklich noch nicht ganz.

Wie, erwiederte sie: ich sollte nicht wissen, daß Sie sehr freundschaftlich für mich denken?

O, sagte er: Sie müssen mir die Worte nicht verdrehen: ich sprach nicht von Freundschaft, sondern von Zärtlichkeit.

Ist denn das nicht einerley? erwiederte sie mit weggewandten Augen.

Nein, Josephe, sagte er mit einem Blicke, der sie von dem Unterschiede überzeugen sollte: nein, liebes Mädchen, das ist nicht einerley, und ich möchte wohl, daß Ihnen die Eine etwas lieber wäre, als die Andere.

Nun konnte Josephe nicht weiter. Sie wollte nicht gern, mußte aber doch, über und über roth werden. Ihre Verlegenheit war stärker als sie.

Sie sagen nichts dazu? fuhr er fort, indem er ihr die Hand drückte.

Ich schäme mich, sagte sie mit zitternder Stimme: daß ich keine Worte habe, Ihnen für so viel Güte zu danken.

Zum Glück für Josephen endigte sich hier das Gespräch. Der Wagen hielt vor dem Gewölbe der Madam Jungé. Als sie heraus stieg, sagte er ihr noch in das Ohr: Geh, kleiner Schelm, und gewöhne dein Herz ein wenig geschmeidiger: das meinige laß ich dir zur Hülfe zurück!

Diese Worte waren doch wohl klar und deutlich? Sie beantwortete sie mit einer künstlichen

lichen Zerstreuung, aus welcher sie aber ein Kuß, den er ihr auf ihr Ohr drückte weil der Wagen schwankte, nothwendig reissen mußte. Sie konnte unmöglich länger die Harthörige spielen: Gnädiger Herr, sagte sie so unsgezwungen, als möglich: habe ich Ihnen weh gethan? — Sie wollte ihn gerne glauben machen, daß sie den Kuß für einen Stoß gehalten hätte, den sein armer Kopf von dem ihrigen hätte dulten müssen Sie gieng in das Gewölbe und er schien ihre kleine List für baares Geld genommen zu haben, denn er antwortete ganz natürlich mit: Nein.

Sie trug ihre Sachen in das Zimmer der Madam Zunge und Herr von Rost blieb so lange bey der letztern im Gewölbe Als Josephe zurückkam, sagte er mit einer kalten Miene zu ihr: Josephe, geben Sie Ihr Kleid noch heute dem Schneider. In zwey oder drey Tagen komm ich wieder: da müssen Sie es haben. — Darauf wandte er sich an Madam Zunge: Ich wollte gern, sagte er zu ihr: daß

das Kleid zu dem ſchönen Linnen paßte, welches ſie von ihrer verſtorbenen Tante geerbt hat. Er gab Joſephen durch dieſe Worte einen Wink, den ſie wohl errieth. — Ueberdies, ſetzte er hinzu: möchte ich ſie gern gut gekleidet wiſſen, weil ich Abſichten mit ihr habe, die mir vielleicht gelingen. — Er ſagte dies in einem ernſthaften ehrfurchterweckenden Tone: denn der Roſt im Gewölbe war ein ganz anderer, als der in der Kutſche. Joſephe begriff nicht, wie die frommen Falten ſeines Geſichts es machten, um ſo profan zu werden, als ſie es unter ihren Augen beſtändig waren. Sie wußte noch nicht, daß die Männer ſo unverwüſtliche Talente zu Taugenichtſen haben. Er blieb noch gegen eine halbe Stunde bey Madam Zunge und fuhr dann davon.

Achtes Kapitel.

Ein Zungenkampf.

Er hatte kaum den Rücken gewandt, als Madam Zunge in ein großes Lob über seine Frömmigkeit und sein gutes Herz ausbrach. Josephe, sagte sie: Sie haben eine köstliche Bekanntschaft an diesem Herrn gemacht. Er thut so viel für Sie, als ob Sie sein Kind wären. Er hat vielleicht an Mildthätigkeit seines Gleichen in der Welt nicht mehr. — Das Wort Mildthätigkeit gefiel Josephen nicht sehr: es war ein wenig zu hart für ihre zarte Eigenliebe; aber Madame Zunge fühlte dies nicht; sie sprach wie sie dachte, und sie dachte, wie ihr kleiner Antheil von Bosheit und Scharfsinn es ihr einsagte. Indessen gab Josephe ihre Empfindlichkeit doch zu erkennen, wenn sie gleich nichts sagte: denn die ernsthafte Antoinette war zugegen, die sie wegen ihrer schö-

nen Sachen eher beneiden, als sie durch den Erwerb derselben gedemüthigt glauben konnten. „Sieh doch, sagte letztere mit einer etwas neidischen Miene: Sie sind wohl mit einer Frisur geboren, Mamsel Josephe? “ —

Umgekehrt, erwiederte diese: mit Unglück bin ich geboren: denn ich glaube, es könnte mir wohl besser gehen, als es mir geht.

„O, sagen Sie mir doch, fuhr Jene fort: ob's wahr ist, daß Sie weder Vater noch Mutter haben und niemandes Kind sind? Das ist recht spaßhaft!“ —

Recht sehr spaßhaft! erwiederte Josephe empfindlich: Sie sollten mir wohl Glück dazu wünschen!

Madam Zunge legte sich dazwischen. Schweig, einfältiges Ding, sagte sie zu Antoinetten: sie hat Ursache, böse zu werden. Danke du Gott, daß du noch Vater und Mutter hast. Wer wollte es den Leuten ins Gesicht sagen, daß sie Findlinge sind? Ich möchte mich lieber einen Bastard schelten lassen.

Das

Das war doch tröstlich für Josephen! Wirklich beleidigte sie die Vertheidigung der Leztern so sehr als der Angriff der Erstern; und die Thränen liefen ihr über die Wangen. Madam Zunge ward gerührt dadurch, doch ohne zu ahnden, daß sie Schuld daran wäre; und Josephe zitterte bey ihrer Rührung, weil sie fürchtete, Antoinette möchte noch ein paar Verweise dieser Art davon tragen. Die letztere selbst kam außer Fassung durch Josephens Thränen: denn ihr Herz war nicht böse, sie war diesmal bloß beißend, weil sie glaubte, der Wohlstand erfordere es. Da sie aber kein so neues Kleid, als Josephe hatte: so glaubte sie vielleicht statt dessen etwas sagen zu müssen, das ihren Verstand so putzte und zierte, als ihr Aeusseres beständig geputzt und gezieret war. Sie bat Josephen formlich und aufrichtig um Verzeihung; und da diese sah, daß die Leute weder für ihren Stolz, noch für ihre kleine Feinheiten Sinn hatten: so ließ sie ihr gutes Wort eine gute Stelle finden und alles wurde vergessen, bis auf das neue Kleid, das sie

mit einer so unschuldigen Neugier zu sehen verlangten, daß Josephe selbst neugierig wurde, zu hören, was sie dazu meynten.

Sie holte es also ohne Groll und nur mit der Freude beschäftigt, daß sie es bald tragen würde. Sie nahm das ganze Bündel, wie sie es in das Wohnzimmer der Madam Junge getragen hatte, und brachte es herzu. Man machte es auf und das Erste, was ihnen in die Augen fiel, war das schöne Linnen, dessen Einkaufe man so mühsam einen guten Schein gegeben und das dem Herrn von Rost eine Lüge und Josephen die stillschweigende Billigung dieser Lüge gekostet hatte. Leztere hatte in ihrer Zerstreuung und Unbesonnenheit ganz vergessen, daß es mit dem Kleide in ein Bündel geschlagen war. Aha, sagte Madam Junge: das ist was anders! Herr von Rost sagte, es stammte von Ihrer so genannten Tante her; aber jezt sieht man wohl, daß er es selbst gekauft hat. Er wird sich nicht schlecht haben betrügen lassen! Ich habe es schon Gräfinnen

und

und Fürstinnen zu Danke eingekauft: und Sie sind doch nicht besser als die! Es ist ein besonderer Herr, Ihr Herr von Rost!

Sie sagte dies mit einer sehr aufgebrachten Miene, ward aber durch ihren Unwillen n ihrer Neugier nicht gestört, die überhaupt bey den Weibern selbst vor den heftigsten Leidenschaften die Segel nicht streicht. Sie zog den Stoff unter den Linnen hervor und besah ihn sehr kunstverständig. Nun, es ist gut, sagte sie: ich weiß nun, woran ich bin; ich weiß auch, warum man mich mit dem Linnen hat blind machen wollen; aber ich bin nicht so dumm, wie man glaubt! Mehr sage ich nicht; weg damit, weg damit!

Während sie dies sagte, hob Antoinette den Stoff mit einem einzigen Finger auf, als ob sie besorgte, ihn zu zerbrechen, und sagte: meiner Treu, es ist doch hübsch, wenn man ine Waise ist!

Das gute Mädchen sagte dies bloß, um bey diesem merkwürdigen Abentheuer doch etwas

was gesagt zu haben: denn so klug sie auch war, wäre sie doch für ein ähnliches Geschenk vor Dankbarkeit — dumm geworden. — Laß es gut seyn, Tonette, sagte Madam Zunge: ich möchte wohl wissen, ob du neidisch darüber werden könntest.

Bis jetzt war Josephe stumm gewesen. Sie war so verwirrt und aufgebracht, daß sie nicht wußte, was sie sagen und wie sie es sagen sollte. Ueberdies war ihr dieser Zungenkampf ganz neu. Als sich aber endlich ihre Empfindungen abgeklärt hatten: so schwamm ihr Unmuth oben, und er äusserte sich so offen und unbesonnen, wie er sich nur bey einem Mädchen, das sich so vollkommen unschuldig wußte, äussern konnte.

Indessen war es doch wahr, daß der Herr von Rost sie lieb hatte; sie wußte aber auch, daß sie seine Liebe nicht brauchen konnte. Wenn sie trotz dem Umstande, daß sie seine Liebe als solche kannte, Geschenke von ihm genommen hatte; so war es vermöge eines kleinen

Rais

Raiſonnements, das Bedürfniß und Eitelkeit ihr eingeſagt hatten, ohne daß die Reinigkeit ihres Herzens dadurch befleckt worden wäre. Dies Raiſonnement war immer falſch; aber doch nicht unerlaubt: ſie glaubte alſo die beleidigenden Ausdrücke der beyden Weiber nicht verdient zu haben; und ihr Unwillen darüber kündigte ſich zuerſt dadurch an, daß ſie Stoff und Leinewand auf die Erde warf und mit einem groſſen Geſchrey erklärte: Herr von Roſt hätte ihr das Linnen gekauft, ihr aber verboten, etwas davon zu ſagen. Warum? das wüßte ſie nicht. Sie wäre ſehr zu beklagen, daß ſie unter Leuten wäre, die ſie in ſo böſem Verdacht hätten; und ſie wollte fort, auf der Stelle wollte ſie fort, im erſten beſten Fiaker wollte ſie fort. Sie wollte lieber verhungern, als ſolch ein Leben führen, das ſich nicht für ſie ſchickte. Ihren Stoff und ihr Linnen könnten ſie behalten: es wäre ihr eben ſo viel daran gelegen, als an der Liebe des Herrn von Roſt, wenn er wirklich in ſie verliebt wäre.

Sie wüthete wie eine kleine Löwin: denn außer den Beleidigungen, die sie hatte dulten müssen, waren ihr auch alle die traurigen Umstände ihrer Lage in den Kopf gefahren und hatten sie außer sich gesetzt. Madam Zunge erschrack, daß sie wie wahnsinnig wurde, da sie nur vermuthet hatte, daß sie sich schämen würde. Mein Gott, Josephe, sagte sie, als sie endlich ein Wort einschieben konnte: man kann sich ja irren. Was ich gesagt habe, ist mir leid. Sey nur ruhig, liebes Kind, es war ja so böse nicht gemeynt. — Aber Josephe war einmal im Zuge; und sie wollte durchaus fort! Madam Zunge schob sie endlich in ihr Wohnzimmer, schloß sich mit ihr ein, und mußte hier noch so viel von ihr hören, als sie aufbringen konnte, bis endlich ihre Erbitterung in Thränen ausbrach, die in Strömen über ihre Wangen schossen. Madam Zunge weinte endlich auch andächtiglich mit, und Antoinette, die dazu kam, um anzukündigen, daß das Mittagessen auf sie wartete, sahe den Thränenguß nicht so bald, als auch bey ihr unwill-

willkührlich eine kleine Quelle hervorbrach, die ſich in den groſſen, allgemeinen Strom abdachte. Dieſe gemeinſchaftliche Rührung und die herzlichen Vorſtellungen der beyden Weiber, beruhigten Joſephen endlich: ſie tröſtete ſich und hatte in kurzer Zeit alles vergeſſen und vergeben.

Neuntes Kapitel.

Lebensregeln.

Das ſtarke Jahrgeld, welches Herr von Roſt für Joſephen bewilligt hatte, wirkte wohl nicht weniger zu der zärtlichen Reue der Madam Zunge, als ihr eigenes nicht ſchlechtes Herz. Auch darüber, daß man ihr den Einkauf des Linnens nicht übertragen hatte, beruhigte ſie ſich allmählig, ob ſie gleich dieſer Umſtand gerade am meiſten beleidigt hatte. Sie ſprach

wäh-

während der Mahlzeit in einem ganz andern Tone mit Josephen und gab ihr ein ganzes System von Lebensregeln, die sie für sehr praktisch hielt: „Da es scheint, sagte sie: daß Herr von Rost Ihnen gut ist, so müssen sie sich das zu nutze machen. Ich wüßte wohl, Josephe, was ich an Ihrer Stelle thäte. Sie haben nichts und sind so arm, daß Sie Ihre Eltern nicht einmal kennen: ich würde, wenn mir es so gienge, alles nehmen, was er mir gäbe und alles von ihm ziehen, was sich ziehen ließe. Lieben würde ich ihn nicht, Gott behüte, die Ehre geht über alles. So denke ich. Aber man muß auch nicht wegwerfen, was einen sucht: es giebt Mittel, alles in der Welt zum besten zu kehren. Zum Exempel: da ist der Herr von Rost und da sind Sie: Muß man zu ihm sagen: gehen Sie, Herr? Nein, wahrhaftig nicht. Er hat Sie lieb: dafür können Sie nicht. Alle diese Kopfhänger machen es so. Man lasse sie lieben, sie mögen es auf ihre Hörner nehmen. Er kauft Ihnen Sachen: gut, die müssen Sie nehmen, sind

sie

ſie doch bezahlt. Will er Ihnen Gelegenheit geben: auch gut; reichen Sie die Hand willig und ehrbar hin. Stolz ſchickt ſich für Sie nicht. Verlangt er aber Liebe: dann treten Sie leiſe auf, ſeyn Sie geſcheut und ſagen Sie ihm, das würde ſich finden. Mit Verſprechen und Nichthalten kömmt man weit in der Welt. Erſtlich, braucht es Zeit, um ihn lieb zu gewinnen; zweytens, wenn Sie angefangen haben, ihn zu lieben: ſo braucht es Zeit, um dieſe Liebe wachſen zu laſſen; und drittens, wenn er Ihr Herz gefiſcht zu haben glaubt, bleibt Ihnen dann nicht noch Behutſamkeit und Klugheit zum Vorwande? Muß denn ein Mädchen mit dem erſten Streiche fallen? Hat ſie nicht noch hundert Gründe, die ſie den Leuten hinwerfen kann? Bleibt ihr nicht eine lange Abhandlung darüber, daß es unerlaubt und verboten ſey? das alles nimmt Zeit weg, und während derſelben kommen Geſchenke über Geſchenke, ohne daß man ſie ſucht. Wird der Mann böſe: ſo werde er wieder gut; und man kann eben ſo gut böſe werden, als er. Man läßt ihn

dann ſtehen; und was gegeben iſt, das iſt gegeben. Wahrhaftig, es geht nichts übers Geben; und wenn die Leute nichts gäben: ſo behielten ſie ja alles. O, wenn mir nur ſo ein Kopfhänger käme: er ſollte bis an den jüngſten Tag bluten, ehe ich zu ihm ſagte: Hier ſteh, Nachbar! "

Die Offenheit und Zutraulichkeit, womit Madam Zunge dieſe Regeln herunterpredigte, waren noch mehr werth, als die Regeln ſelbſt, die allerdings ſehr friedſam waren, aber doch immer eine ſeltſame Art von ehrlichen Mädchen gebildet haben würden. Ihre Ausführung war immer ein wenig gefährlich und hätte zur Liederlichkeit geführt. Mit Waffen dieſer Art muß man die Tugend nie ſchützen.

So jung Joſephe auch war, widerſtanden dieſe Lehren doch ihrem feinern Gefühl. Es ahndete ihr, daß ein Mädchen mit dieſen Grundſätzen ſich zwar ganz gut nehmen, aber doch immer ihrem guten Nahmen ſchaden würde. Es iſt ſchon immer Mangel an Ehrgefühl,

wenn

wenn man die Leute hoffen läßt, man werde demſelben nicht getreu bleiben.

Joſephens Charakter war zu offen und gerade, als daß ſie ſich auf dieſe Weiſe hätte benehmen ſollen: ſie wollte nichts böſes thun, auch nicht hoffen laſſen, daß ſie es thun könnte. Sie hatte einen lebhaften Widerwillen gegen jede Art von Betrug, beſonders gegen dieſe, vor deren Niederträchtigkeit ſie ſchauderte. Sie ſchüttelte alſo den Kopf zu den Lehren der Madam Zunge, die ſie zu ihrer beyder Nutzen gern zu ihren Grundſätzen bekehrt hätte. Sie hätte es gern geſehen, wenn das Jahrgeld für Joſephen recht lange bezahlt worden wäre und wenn ſie von dem Gelde des Herrn von Roſt zuweilen eine kleine Gallerey hätte geben können. Denn ihr Appetit nach Leckerbiſſen war eben ſo ſtark, als ihr Appetit nach Gelde. Joſephe liebte beydes nicht.

Nach Tiſche wurden Stoff und Linnen dem Schneider und der Näthterin zugetheilt, denen Madam Zunge Eile und Fleiß empfahl. Sie

hoffte, daß Josephe brav seyn und ihr Abentheuer mit dem Herrn von Rost recht lange unterhalten würde; und von Seiten der Eitelkeit Josephens war hierzu keine üble Hoffnung: sie gab allen Anschein daß sie in diesem Punkt ein fürchterlich Weib werden würde. Ein neues Bandmuster, oder ein glänzender Anzug, konnte sie in den Boden wurzeln. Ihre Phantasie wurde rührig, sie putzte sich in Gedanken damit und bauete zwey bis drey Stunden Luftschlösser, in der Meynung, daß sich endlich doch Marmor und Mörtel dazu finden würden. Aber trotz dem allen war sie dennoch fest entschlossen, dem Herrn von Rost, so bald er ihr seine Liebe klar heraus gestände, eben so klar zu sagen: er sollte sich keine Mühe damit machen. Nach dieser Erklärung könnte und wollte sie dann nehmen, was er ihr gäbe. So hatte sie sich über diesen Punkt entschieden.

Zehntes Kapitel.

Schritt zu neuen Abentheuern.

Nach Verlauf von drey Tagen, früh Morgens an einem Festtage, kamen ihr Kleid und ihre Wäsche an. Beym Anblicke derselben, verlor Antoinette die Sprache und Josephe ward stumm: Letztere vor Freuden und Erstere durch die Vergleichung, was nun aus Josephen werden würde, und was sie wäre. Gern hätte sie Vater und Mutter gegen das Vergnügen vertauscht, auf den Fuß, wie Josephe, eine Waise zu seyn. Sie starrte mit so großen, verwunderten und eifersüchtigen Augen auf Josephens Staat, daß Letztere mitten unter ihrer Freude großes Mitleid für sie fühlte. Da sie aber ihren Kümmernissen nicht abhelfen konnte: so probirte sie ihr Kleid, so bescheiden und gleichgültig sie konnte, vor einem kleinen undankbaren Spiegel an, der nur die Hälfte ih-

rer Figur zurück gab; aber schon mit dieser Hälfte war Josephe nicht übel zufrieden. Sie frisirte sich in aller Eil, um den Genuß, den ihr das neue Kleid gewähren würde, nicht einen Augenblick länger zu verschieben. Sie bekam Herzpochen, wenn sie bedachte, wie hübsch sie seyn würde; die Hand zitterte ihr bey jeder Nadel, die sie anstekte; und sie eilte, fertig zu werden, doch ohne darüber hin zu rauschen, weil sie alles vollkommen und vollendet wissen wollte. Dennoch wurde sie bald fertig, weil ihre Begriffe von Vollkommenheit und Vollendung noch ziemlich beschränkt waren. Sie zeigte Anlage: das war alles.

Es müßte den wüthendsten Lobredner des menschlichen Geistes zum Schweigen bringen, wenn er ein Weib, das zu gefallen sucht, unter ähnlichen Umständen beobachten, und sehen sollte, wie es sodann in ihrem Kopfe arbeitet, wie ihre Seele tiefforschend und fesselos das ganze Feld der Verschönerungskunst durchschwärmt; wie fein sie ihre Versuche beurtheilt,

und

und deshalb nimmt, wegwirft, anders formt, zu wählen ſtockt und endlich aus Ermüdung wählt. Denn nicht immer iſt ſie mit der Wahl zufrieden, weil die Ausführung immer unter ihrer Idee bleibt und weil ſie noch nichts gefunden zu haben glaubt, wenn ſie nur das Gute findet: ſie muß das Beſte finden, um von da aus das Beſte des Beſten zu ſuchen; und um dies höchſte Beſte zu finden, muß ſie in der Seele der Männer geleſen haben und das, was ſie feſſelt, dem vorzuziehen wiſſen, was ſie nur gewinnt. Es iſt ein unermeßliches Studium!

Joſephe war alſo bald im Zeuge; und es iſt gewiß, daß ſie die arme Antoinette dergeſtalt überſtrahlte, daß es ihr ſelbſt wehe that. Madam Junge fand ſie zum küſſen ſchön; Antoinette ließ ihr Kleid die Muſterung paſſiren und Joſephe hörte aus Barmherzigkeit an, was ſie daran auszuſetzen hatte. Denn wenn ſie ihre ganze Zufriedenheit hätte merken laſſen, wäre das arme Mädchen noch tiefer gedemü-

thigt worden; und das konnte sie nicht übers Herz bringen.

Josephen dauerte die Zeit lang, ehe sie sich zeigen konnte. Sie sah schon im Geiste tausend Augen auf sich gerichtet. Antoinette, bey welcher ihr Liebhaber alle Sonn- und Festtage den Dienst hatte, gieng früher nach der Kirche, aus Furcht, Josephe möchte sie begleiten, und ihr Liebhaber möchte von ihr auf diese, ihres neuen Kleides wegen, einige Blicke ableiten lassen. Denn einigen Leuten ist ein neues Kleid so viel werth, als ein hübsches Gesicht.

Josephe gieng also allein. Sie war ein wenig über ihren Gang und ihre Haltung in Verlegenheit, weil sie glaubte, beydes verdiente heute mehr Aufmerksamkeit und Kunst, weil sie gut angezogen wäre. Sie warf sich in die Brust, was die Eitelkeit beständig thut, wenn sie noch Schülerin ist; und ihr Wesen verrieth ein liebenswürdiges, frisches Landmädchen, das erst nach der Stadt gekommen war, sich etwas link nahm, aber doch eine Menge Schönheiten in einer Knospe zeigte, die sanft auseinander zu gehen im Begriff stand. Ihrem Gesichte gab sie keine Hulfe, sondern sie trug es auf Treu und Glauben hin; aber dem ungeachtet hefteten sich die Blicke der Vorübergehenden häufig auf sie: was sie mehr freuete als Wunder nahm, weil sie fühlte, daß sie es verdiente. So kam sie nach Sankt Stephan.

Joſephe.

Zweytes Buch.

Erſtes Kapitel.

Stiller Krieg.

Joſephe fand voran in der Kirche ein groſſes Gedränge von Menſchen, durch welches ſie ſich ſchleunig hindurchwand, weil ihr neues Kleid und ihre hübſche Figur ſich darunter verlieren haben würden. Sie drang bis in die Mitte der Kirche vor, wo ſie die ſchöne Welt in ihrem Glanze und wie zu Hauſe ſah. Beſonders zogen die Damen ihre Aufmerkſamkeit an ſich. Einige darunter waren ziemlich häßlich, und weil ſie dies wußten, ſo legten ſie ſo viel Ausdruck und Würde in ihre Mienen, daß man es darüber vergeſſen ſollte; an-

dre

dre wußten es nicht, und dieſe brauchten mit der gröſten Unbefangenheit ihre Koquetterie wie ein hübſches Geſicht. Nur eine einzige war darunter, die es nicht der Mühe werth hielt, koquett zu ſeyn: ſie brauchte es nicht, um zu gefallen, und deßhalb hüllte ſie ſich nachläßig in ihre Reize ein. Dies unterſchied ſie von den übrigen, von denen ſie zu ſagen ſchien: ich bin von Natur das, was dieſe Weiber hier gern ſeyn möchten.

Auch eine Menge junger Kavalliere fiel Joſephen in die Augen: zum Theil hübſche Figuren, die ſehr zufrieden mit ſich ſchienen, und die auf ihren Stühlen und Bänken in jenen mannigfaltigen und ungezwungenen Stellungen da ſaßen, die klar ankündigen, daß man ſich des feinen Tons vollkommen bemächtigt hat. Sie bückten ſich, lehnten ſich warfen den Kopf zurück, lächelten und grüßten nach der rechten und linken Seite, nicht ſowohl aus Höflichkeit und Pflicht, als um ſich in ſeinen, abwechſelnden und erobernden Bewe-

gungen

gungen als Bürger der großen Welt anzukündigen.

Josephe errieth die Gedanken und Absichten dieser bunten Gruppe ohne Anstrengung; ihr Instinkt sahe darin nichts, was er nicht schon gewußt hätte, wurde aber dadurch nicht umfassender: denn man muß ihren Scharfsinn nicht höher anschlagen, als er es verdiente.

Ueberhaupt haben die Weiber zwey Arten von Verstand. Erstlich, ihren eigenen, den sie von der Natur erhalten, mittelst welches sie nachdenken und urtheilen, der sich bildet, wie er kann und der nur durch die Zeit wächst; zweytens, denjenigen Verstand, der von ihrem eigenen Verstande unterschieden ist, und den man selbst bey den dümmern (wenn es dergleichen unter diesem Geschlechte geben kann) ohne Ausnahme antrift: dies ist der Verstand, den ihnen die Sucht zu gefallen giebt, und den man mit einem andern Worte Koquetterie nennt. Dieser braucht zur Ausbildung keine Jahre: er ist fein und scharf, sobald er kömmt, und

hat

hat ſchon immer die Theorie von dem gefaßt, was er um ſich her machen ſieht. Er iſt ein Kind des Stolzes, das groß gebohren wird, anfangs nicht unternehmend iſt, aber dafür deſto unternehmender denkt. Man kann ihn Grazie und Anſtand lehren; aber er bleibt nur bey der Form: auf den Grund dringt er nie.

Mittelſt dieſes zweyten Verſtandes wußte ſich Joſephe das Thun und Weſen der Damen in der Kirche zu erklären, und belehrte ſie ſich auch über das, was die Männer kund geben wollten. Denn bey den Weibern iſt die Begierde, den Männern zu gefallen, der Schlüſſel zu den Künſten, wodurch die Männer ihnen zu gefallen ſuchen: zu dieſer Scharfſichtigkeit brauchen ſie weiter keine Talente, als Eitelkeit und Koquetterie.

Der Platz, den Joſephe eingenommen hatte, verſetzte ſie ziemlich in die Mitte jenes glänzenden Cirkels. Sie hatte großen Genuß. Es war das erſtemal, daß ſie die Vorzüge ihrer

kleinen Figur geltend machen konnte. Das Herz pochte ihr vor Freuden über das, was daraus folgen könnte: denn sie glaubte sich ihrer Sache gewiß, und ihre kleine Eitelkeit sahe alle die Blicke vorher, die man im Begriff war, auf sie los zu lassen.

Diese ließen sich auch nicht lange erwarten. Sie hatte sich kaum niedergesetzt, so nahm sie die Augen aller Männer gefangen. Aber dies war nur die eine Hälfte ihres Triumpfs: die zweyte, verschaften ihr die Damen. Diese bemerkten, daß man nichts mehr nach ihnen fragte, daß man sie nicht mehr ansah, daß auch nicht Ein Neugieriger ihnen blieb, daß das Ausreissen allgemein war.

Man kann sich kaum vorstellen, wie Vorfälle dieser Art, auf weibliche Herzen wirken, und wie ihre Eigenliebe aus aller Fassung dadurch kömmt: denn es giebt hier kein Mittel, sich zu täuschen, weil die Beleidigung nicht zweifelhaft ist, und am Tage liegt. Was für eine Wendung ihre Eigenliebe auch nehmen will: sie wird zermalmt.

Ehe Josephe kam, hatten diese Damen einige Figur gemacht. Sie wollten gefallen, und ihre Mühe war nicht vergeblich gewesen. Jede hatte ihre Kenner und Anhänger: wenigstens war das Glück zieml.ch gleich, und in diesem Falle lebt die Eitelkeit noch; aber Josephe kömmt, wird ins Auge gefaßt, und plötzlich sind alle übrige Gesichter verdunkelt und nicht ein einziges entgeht der tiefsten Vergessenheit.

Und diese fürchterliche Katastrophe wird durch ein kleines Ding veranlaßt, das man kaum bemerkt, das man aber Platz nehmen gesehen hatte, und das man sogar gewagt haben würde recht artig zu finden, wenn man sichs nicht untersagt hätte: das wohl ganz hätte wegbleiben können, und das man endlich ein wenig, doch so unmerklich als möglich, im Herzen gefürchtet hatte.

Auch diese Bewegungen bemerkte Josephe an ihren Nachbarinnen ohne Mühe. Gewisse Blicke, die sie auf sich hatte schießen sehen als sie sich näherte, verriethen sie ihr. Sie verstand

ſtand dieſe Blicke von Grunde aus: man hatte Zerſtreuung hineinlegen wollen: aber es war eine ausdrücklich dazu gemachte Zerſtreuung, was ſich dadurch kund gab, daß ſich derſelben etwas Unruhe und Verachtung beymiſchte, wodurch Joſephen der Rang in dieſem Cirkel von Schönheiten ſehr verſtändlich angewieſen wurde. Mit dieſen Blicken war es, wie mit Wahrheiten, die einem entſchlüpfen, und die man mit Lügen verbeſſern will.

Sey es, wie es wolle: man mußte doch wiſſen, was an der kleinen Figur, von der man ſich keine Rechenſchaft geben wollte, gegen die aber alle übrigen nichts waren, doch eigentlich wäre: man mußte zurückkommen, und ſie noch einmal anſehen, weil es den Männern beliebte, ſie hervorzuheben und großes Weſen von ihr zu machen. Alſo kamen die Blicke aller Damen auf ſie zurück; aber ſie fanden in ihrem Geſichte nichts, was ſie hätte beruhigen können; und es war eine undankbare Arbeit, Fehler darin aufzu-

suchen, die Geringschätzung über das Ganze geworfen hätten. Josephens Schönheit schien jetzt nur da zu seyn, um sie zu ärgern. Man wird glauben; daß dies kein schlechtes Kleid war, was man ihrem Stolze unterbreitete.

Nichtkenner werden es unnatürlich finden, daß der Aerger dieser Damen Josephen für so artig gehalten haben sollte, als sie wirklich war; aber es ist gewiß, daß sie ihr im Grunde ihres Herzens das Wort redeten, den Umstand ungerechnet, daß der Aerger sehr helle Augen macht.

Josephe ward von ihren Nebenbuhlerinnen sehr schnell gemustert, denn die Musterung machte ihnen kein Vergnügen; und was demüthigt, wirft man bald in den Winkel. Dafür blieben die Männer desto anhänglicher, und es regte sich in Josephen ein Gefühl von Dankbarkeit für sie, das nicht lange unthätig blieb. Um sie in Athem zu erhalten, beglückte sie Josephe von Zeit zu Zeit mit einer kleinen Entdeckung über ihre Reize: sie zeigte ihnen

immer

immer etwas neues, ohne ſich jedoch in groſſe Unkoſten zu ſetzen. Einige Gemählde hiengen ziemlich hoch: auf dieſe richtete ſie von Zeit zu Zeit ihre Blicke, weil ſie dadurch ein helles Auge in ſein glänzendſtes Licht ſetzen konnte. Ein andermal ward ihr Kopfputz hergenommen: er war ſehr ordentlich und ſchön; aber ſie hätte ihn gern unordentlich und häßlich gehabt, einer kleinen verbeſſernden Hand zu gefallen, an welche ganz natürlich ein runder Arm geſchmolzen war, der ſich durch dieſe Bewegung wenigſtens zur Hälfte zeigte. Dies alles ſcheinen Kleinigkeiten zu ſeyn, wenn man gedruckt davon ſpricht; aber man frage die Männer, von welchem unendlichen Gewichte ſie ſind, wenn ſie ſich überraſchend in der Natur zeigen.

Zweytes Kapitel.

Funken und Zunder.

Unter den jungen Herren, deren Blicke Joſephe auf ſich zog, war einer, den ſie ſelbſt aus-

zeichnete und den sie öfter ansah, als die übrigen. Für diese war sie koquett, aber für ihn nicht. Sie vergaß, ihn durch Kunst zu fesseln: ihn anzusehen, war ihr genug.

Auf diese ehrliche Art kündigt sich die erste Liebe gewöhnlich an. Das Vergnügen zu lieben, schiebt das Bestreben, zu erobern, auf die Seite.

Der junge Herr seinerseits sah auch sie mit ganz andern Augen an, als die übrigen: seine Blicke waren sittsam und bescheiden und doch hartnäckiger. Es war, als ob weit ernsthaftere Sachen unter ihnen verhandelt würden. Die andern priesen unversteckt ihre Reize, er, schien sie zu fühlen. Josephe argwöhnte dies, aber sehr dunkel. Sie hätte nicht sagen können, was sie von ihm dachte, noch weniger, was er wohl von ihr dächte. Alles was sie fühlte, war, daß seine Blicke sie verlegen machten, daß es ihr sauer wurde, sie zu erwiedern, daß sie aber dieselben dennoch beständig erwiederte, daß sie nicht wünschte, er möchte sie

dabey

dabey überraſchen und daß ſie doch nicht böſe war, wenn er ſie dabey überraſcht hatte.

Als die Meſſe vorbey war, gieng Joſephe ſehr langſam nach der Kirchthühr. Es ward ihr weh, daß ſie ihren Platz verlaſſen mußte; ſie gieng mit einem Herzen fort, dem etwas zu fehlen ſchien, was ſie aber nicht nennen konnte. Unwillkührlich ſahe ſie ſich mehr als einmal nach dem jungen Herrn um; aber ſie glaubte nicht, daß ſie ſich nach ihm umſähe. Er ſprach mit Bekannten, die ihn aufhielten, und immer begegneten ihre Blicke den ſeinigen. Das Getümmel verſchlang ſie endlich und riß ſie ſchneller, als ſie wollte, aus der Kirche auf die Straße. Schwermüthig ſuchte ſie den Weg nach Hauſe. Sie dachte nicht mehr an ihr neues Kleid, vernachläßigte Gang und Anſtand, und es gab ihr keine Freude mehr, beydes geltend zu machen. Sie war ſo tief in ſich verloren, daß ſie das Rollen einer Karoſſe, die über ſie hin zu fahren drohete, und das Geſchrey des Kutſchers nicht hörte. Die Pferde hatten

nur noch einen Sprung bis zu ihr. Die Gefahr, worin sie war, wirkte auf alle Vorübergehende; man schrie, und am meisten schrie der Besitzer des Wagens, der sogleich herausſprang und zu ihr kam. Sie war vor Schrecken zu Boden gesunken und konnte nicht aufſtehen, weil si sich beym Falle den Fuß verrenkt hatte. Man hob sie also auf.

Ihr Erstaunen war unbeschreiblich, als sie unter denen, die ihr zu Hülfe eilten, den ihr sehr bemerkenswerthen jungen Herrn erkannte, den sie in der Kirche zurück gelassen hatte. Der Wagen gehörte ihm, sein Haus war nur einige Schritte davon, und er machte Anstalt, daß sie dahin getragen wurde. Er zeigte sich bey ihrem Unglücke sehr unruhig und gerührt; verrieth aber deutlich dabey, daß er auf den Zufall nicht böse wäre, der sie ihm in die Hände lieferte. — „Nehmt das gute Fräulein wohl in Acht, sagte er zu den Leuten, die um Josephen beschäftigt waren: hebt sie sanft auf, und übereilt euch nicht.„ — Mit Josephen

rhen ſprach er nicht. Es ſchien, als ob er ſich deſſen in Rückſicht ihres Zuſtandes mit Fleiß enthielte, und daß ſeine Empfindungen ſich nur in thätigen Beyſtand zeigen ſollten.

Joſephe ihrerſeits ſprach eben ſo wenig mit ihm, ſondern beſtändig mit den Andern. Sie wagte keinen Blick auf ihn, und das kam daher, weil ſie vor Begierde ihn anzuſehen, hätte ſterben mögen; auch ſah ſie ihn immer, ohne es zu wagen, an, und ſie hätte nicht gewußt, was ihre Blicke ihm geſagt hatten, wenn ſie es nicht aus denen, die er ihr zurück gab, errathen hätte. Die Wangen brannten ihr vor Scham darüber, und ihr Herz pochte ſo gewaltſam, daß ſie kaum bemerkte, was ihr geahndet hatte. Ueberhaupt trotzt ihr damaliger Herzenszuſtand jeder Beſchreibung. Es war ein Gewirre von Beſtürzung, Freude und Angſt. Wirklich Angſt: denn ein junges Mädchen, das in dieſem Punkt erſt in die Lehre getreten iſt, weiß nicht, was Bewegungen ſolcher Art zu bedeuten haben: ſie erliegt dem-

ſelben, meiſtert ſie nicht, ſondern wird von ihnen gemeiſtert; und dieſe Lage beunruhigt ſie und freuet ſie zugleich. Aber dies iſt eine Freude, die wie Angſt wirkt; denn ihre Sittſamkeit wird dadurch erſchreckt; es liegt etwas darin, was ihr Gefahr droht, was ſie überraſcht und betäubt und unterjocht.

Man brachte Joſephen endlich zu dem Baron von Törring (dies war der Name des jungen Herrn) der ein Zimmer öffnen, und ſie in demſelben auf ein Ruhebette legen ließ. Joſephe brauchte Hülfe. Der Fuß ſchmerzte ſie ſehr und der Baron ſchickte ſo gleich zu einem Wundarzt. Joſephe ſtammelte einige gewöhnliche Entſchuldigungen über die Unruhe, die ſie ihm machte; und er erwiederte ſie mit den gewöhnlichen Gegenkompl.menten. Sonderbar war es, daß dieſe Entſchuldigungen in einem Tone geſagt und erwiedert wurden, der klar zeigte, daß unter ihnen von ganz etwas anderm, als Entſchuldigungen, die Rede war. Dieſer Ton ſchien ſie auf den Hauptgegenſtand vor-

vorzubereiten, den ihre Blicke ſchon abhandelten. Er warf keinen auf ſie, der ihr nicht geſagt hätte: ich liebe Sie; und ſie wußte nicht, was ſie mit den übrigen anfangen ſollte, weil ſie ihm damit eben das zu ſagen fürchtete.

Drittes Kapitel.

Innere Kämpfe.

So weit waren ſie in dieſer ſtummen Unterredung ihrer Herzen, als der Wundarzt erſchien. Der Baron erzählte ihm die Umſtände von Joſephens Fall. Er wollte den verrenkten Fuß ſehen. Joſephe ward roth, anfangs durch eine Regung von Schaam und gleich darauf durch das Bewußtſeyn, daß ſie einen ſehr artigen Fuß hätte, und daß der Baron ihn ſehen würde. Indeß ſie konnte ja nichts dafür, die Nothwendigkeit wollte es, daß ſie

ihn zeigte! Immer war es ein günstiger Zufall, der auch keiner Zweydeutigkeit unterworfen war, weil man glaubte, er machte ihr Unruhe. Man drang in sie, den Fuß zu zeigen, und sie war daran, einen kleinen unsittsamen Vortheil einzuerndten, ohne daß die strengste Sittsamkeit dabey beleidigt wurde. Noch einmal: sie konnte nicht dafür, daß sie gefallen war: der Fall war an allem Schuld!

Sie machte Schwierigkeit den Fuß zu zeigen und wollte bloß den Schuh abziehen; aber damit war es nicht genug. — „Ich muß den Schaden durchaus sehen, sagte der Wundarzt und wollte ohne Umstände zugreifen: sonst kann ich keine Hülfe schaffen!“ — Und sogleich wurde eine Frau herzugerufen, die Josephen den Strumpf abzog, während sich der Baron und der Wundarzt auf die Seite zogen.

Als der Fuß bloß war, trat der Wundarzt herzu und untersuchte ihn mit Auge und Finger. Um dem Schaden desto näher auf die Spur zu kommen, bückte sich der gute Mann weil er alt

war,

war, etwas tief, und der Baron nahm unwillkührlich eben dieſe Stellung an und bückte ſich auch ſehr tief, weil er — jung war: er verſtand ſich nicht auf Joſephens Schaden, aber er verſtand ſich auf ihren Fuß und ſchien ſo ſehr damit zufrieden zu ſeyn, als ſie es erwartet hatte.

Joſephe ſagte unterdeſſen kein Wort, und gab nicht den geringſten Wink von den verſtohlnen Bemerkungen, die ſie über ihn machte. Es wäre gegen die Sittſamkeit geweſen, wenn ſie den Reiz, der ihn anzog, zu argwöhnen geſchienen hätte; und überdies hätte ſie alles verdorben, wenn ſie ihn hätte merken laſſen, daß ſie ſeine kleinen Aufmerkſamkeiten begriffe. Sie wäre dann gezwungen geweſen, mehr Umſtände zu machen, und ſie hätte ihm dadurch vielleicht auch eine Schamröthe abgepreßt. Sie fühlte mittelſt ihres Inſtinkts, daß ihm dies empfindlich ſeyn würde: es iſt auch immer demüthigend, über dem unſchuldigſten Gedanken, den man einmal verheimlichen will,

ers

ertappt zu werden. Josephe benahm sich also dergestalt, daß man wohl glauben konnte, die Gegenwart des Barons setzte sie in Verlegenheit; aber bloß deshalb, daß er sie sähe, nicht darum, daß er sie gern säh.

„Wo fühlen Sie Schmerz? sagte der Wundarzt, indem er den Finger an ihren Knöchel legte: etwa hier? " — Ja, eben da, erwiederte Josephe. — Es scheint da auch ein wenig geschwollen zu seyn, sagte der Baron mit einer etwas studirten Nachläßigkeit. — „Nun, es hat nicht viel zu sagen, sagte der Wundarzt: Hausarrest einen halben Tag und etwas Spiritus machen alles wieder gut." Man brachte eine Binde. Sie wurde mit Spiritus getränkt, um Josephens Fuß geschlagen und der Strumpf darüber her gezogen. Der Wundarzt entfernte sich und Josephe blieb mit dem Baron insofern allein, daß die Bedienten nur zuweilen aus und eingiengen. Josephe vermuthete wohl, daß sie eine Zeit lang bey ihm bleiben und daß er sie den Mittag zu

Ti-

Tiſche behalten würde; aber ſie durfte es nicht merken laſſen, daß ſie dies vermuthete.

Darf ich Sie noch um eine Gefälligkeit bitten, Herr Baron? ſagte ſie: Mir einen Fiaker hohlen zu laſſen, der mich nach Hauſe bringt?

O, liebes Fräulein, erwiederte er: ſo bald können Sie noch nicht nach Hauſe: erſt in einigen Stunden darf es geſchehen. Sie haben ſich noch nicht von ihrem Fall erholt, man hat Ihnen Ruhe empfohlen, und Sie eſſen den Mittag hier. Doch muß man das thun: in Ihrer Wohnung ſagen laſſen, wo Sie ſind, damit man Ihretwegen nicht in Sorgen iſt.

Und dies war wirklich nöthig. Ihr Ausbleiben mußte Madam Zunge beunruhigen; und überdies, was würde der Baron von ihr gedacht haben, daß ſie ſo ganz ihr eigener Herr wäre, daß ſie nicht nöthig hätte, jemand wiſſen zu laſſen, wo ſie geblieben wäre? Dieſe Unabhängigkeit würde einen böſen Schein gehabt

habt haben, weil bey ihrer Jugend, und beſonders bey ihrer Figur, nicht rathſam geſchienen hätte, ohne alle Aufſicht zu leben.

Von dieſer Seite iſt ein hübſches Geſicht immer eine Unbequemlichkeit: es ſpricht beſtändig gegen ſeine Beſitzerin, wenn man einen kleinen Verdacht auf ſie hat. Freylich darf dies ein Mädchen nicht abſchrecken, ein hübſches Geſicht zu haben. Es wird damit beſtändig entweder das Herz oder die Sinnlichkeit feſſeln. Bringt man ihr ein Herz: ſo iſt es ihr, ſelbſt bey den ſtrengſten Grundſätzen, immer willkommen: es findet beſtändig entweder in ihrem Herzen, oder in ihrer Eitelkeit einen Platz. Regt ſie bloß die Sinnlichkeit dadurch auf: ſo iſt auch dabey weiter noch nichts verloren. Die Tugend ärgert ſich freylich daran; aber ſelbſt die Tugendhafteſte wird über ein kleines Aergerniß dieſer Art nicht böſe.

Es iſt gewiß, daß der Baron in jenem Sinne nicht ſchief von ihr urtheilte! die Achtung, oder vielmehr die Ehrfurcht, die er ihr bezeig-

te,

te, bürgte ihr dafür. Es giebt eine gewiſſe zärtliche und ſehr ſchüchterne Aufmerkſamkeit, die man der Unſchuld und Sittſamkeit beſtändig erweiſt: dieſe erwieß ihr jetzt der Baron in ihrem ganzen Umfange. Wenn er aber geſehen hätte, daß ſie von niemand als von ſich ſelbſt abhienge; ſo könnte er gefürchtet haben, daß er einen Fehlgriff gethan, und von ihren Reizen ſich hätte irre führen laſſen. Wenigſtens hätte ſie ihm dadurch das ſanfte Vergnügen geraubt, ſie ohne Argwohn und mit vollem, herzlichen Vertrauen hochzuſchätzen, und dadurch hätte ſie bey ihm unendlich verloren.

Joſephe fühlte dies, und dennoch war ſie unſchlüßig, wozu ſie greifen ſollte. Erräth man, warum? Sie mußte die Adreſſe einer ſimplen Modehändlerin geben; ſie mußte in das Gewölbe einer gewiſſen Madam Zunge ſchicken, und dieſe Madam Zunge beleidigte ihre Eigenliebe: ſie ſchämte ſich ihrer und ihres Gewölbes.

Sie fand, daß dies Gewölbe nicht gut gegen ein Abentheuer, wie das ihrige, abſtechen wür-

würde; sie sahe darin so viel Zurückschreckendes für einen Herrn von Stande, der von Bedienten umwimmelt war, und es paßte so übel zu seinem artigen Benehmen gegen sie! Ueberdies hatte ihr Wesen so viel Nettes und Ausgezeichnetes, und ihr Gesicht sagten ihrem Stande und ihrer Lage so wenig zu, daß sie unmoglich Muth haben konnte, zu sagen: Schicken Sie in das und das Gewölbe zur Madam Junge: da wohne ich! — Wie demüthigend wäre das gewesen!

Es war ihr, als ob sie den Baron bey sich selbst würde sagen hören: O! ist es das alles? — Die Ironie, die in diesem kurzen ihm zugemutheten Selbstgespräche lag, empörte sie dergestalt, daß sie, alles wohl überlegt, ihm lieber zweydeutig, als lacherlich werden, daß sie ihn lieber über ihre Aufführung zweifelhaft, als über die Ehrfurcht, die er ihr erwiesen, sich selbst wollte auslachen lassen. Sie beschloß also, zu niemand schicken zu lassen und zu versichern, daß es nicht nöthig wäre.

Dieser

Dieſer Entſchluß war nicht der beſte, das fühlte ſie ſelbſt; aber man weiß, daß das menſchliche Herz lieber ſtolz, als tugendhaft, lieber prahleriſch, als redlich, und aus dieſem Grunde eiferſüchtiger auf das Intereſſe ſeiner Eitelkeit, als ſeiner wahren Ehre iſt.

Doch man beunruhige ſich nicht: Joſephe blieb dieſem Entſchluſſe nicht getreu. Mitten unter dem Kampfe, den er ihr verurſachte, kam ihr plötzlich ein anderer.

Viertes Kapitel.

Angriff und Gegenwehr.

Ihre arme Eitelkeit fühlte ſich durch dieſen neuen Entſchluß geborgen, weil er nicht ſie, ſondern blos ihr Herz kränkte. Mag das Herz

leiden, wenn nur der Eitelkeit geholfen wird. Kann man doch Ruhe, Freude, selbst die Ehre, und sogar das Leben zuweilen aufopfern, um nur mit ihr Friede zu haben. Josephens Entschluß war, daß sie durchaus nach Hause wollte.

Aber den Baron so bald zu verlassen? Es war nicht anders: sie fühlte Muth genug, sich aus einem Verhältnisse zu reissen, das ihr tausend köstliche Augenblicke versprach, wenn sie es noch länger dauren ließe. Der Baron liebte sie. Er hatte es ihr noch nicht gesagt; aber er hätte Zeit bekommen, es ihr zu sagen. Sie liebte ihn, das wuste er nicht, wenigstens glaubte sie, daß er es nicht wüßte; aber sie würde es ihm ohne Zweifel können merken lassen. Er hätte dann die Freude gehabt, sie nicht unempfindlich zu sehen, und sie, sich zu zeigen, wie sie war, und beyde zugleich hätten das Vergnügen gehabt, sich unter vier Augen zu sehen.

Seyn Sie ruhig, liebes Fräulein, sagte der Baron: sagen Sie ihre Adresse, und ich will gleich hinschicken.

Er hatte sie bei der Hand und sagte diese Worte in einem sehr zärtlichen und dringenden Tone. Josephe begriff selbst nicht, wie sie auf ihrem Kopf bestehen könnte.

Bedenken Sie nur, fuhr er fort: daß man Ruhe empfohlen hat. Es wird spät, essen Sie hier, und dann können Sie ja nach Hause fahren. Ueber ihr Ausbleiben dürfen Sie sich nicht beunruhigen: Ihr unglücklicher Fall zwingt Sie dazu, und niemand kann etwas dagegen sagen. Es wird gleich angerichtet.

O nein, Herr Baron, erwiederte Josephe: ich muß fort. Ich fühle die Verbindlichkeit sehr lebhaft, die ich Ihnen schuldig bin. Aber ich will Ihre Güte nicht mißbrauchen. Ich wohne nicht weit von hier, mein Fuß schmerzt mich nicht mehr; erlauben Sie mir also, daß ich gehen darf.

„Aber woher dieſer Widerwille, da Sie doch ein höchſt natürliches und unſchuldiges Zufall entſchuldigt?„

Widerwille? erwiederte ſie: den habe ich nicht, der wäre mir nicht zu verzeihen; aber es iſt anſtändiger, wenn ich nach Hauſe gehe. Ich kann mich ja auch hinfahren laſſen.

Aber, ſo bald! ſagte er mit einem ſehr zärtlichen Blicke.

Es kann ja nicht anders ſeyn! erwiederte ſie, und ſchlug das Auge traurig nieder, was ihm wohl eben ſo viel gelten mußte, als ob ſie ihn angeſehen hätte. Da ſich die Herzen immer verſtehen: ſo fühlte er jetzt wahrſcheinlich, was in dem ihrigen vorgienge, denn er ergriff ihre Hand von neuem und küßte ſie ſo offen und feurig und raſch, daß ſie, wenn er ihr tauſendmal wiederhohlt hätte: ich liebe ſie! dieſe Worte bey weitem nicht ſo verſtändlich gefunden haben würde, als dieſen brennenden Druck ſeiner Lippen.

Irre gehen konnte man jetzt nicht mehr:

der Liebhaber ſtand vollkommen da, und Joſephe konnte mit ihrer ganzen kleinen Verſtellungskunſt der Evidenz ſeiner Liebe nicht entgehen. Es kam nur noch darauf an, zu erfahren, was ſie dazu ſagte, und der Baron konnte zufrieden damit ſeyn, daß ſie verſtürzt und ſtumm war. Wer nicht liebt, weiß ſich in ſolchen Fällen ſehr kalt und überlegt zu benehmen. Aber Joſephe war ſo verlegen, daß ihre Hand in der ſeinigen merklich zitterte, und daß ſie keine Gewalt brauchte, um ſie weg zu ziehen. Zu dem allen wurden ſie durch einen dunkeln Zug geleitet, der eine ſchüchterne Unthätigkeit zur Folge hatte. Endlich preßte ſie doch einige Worte hervor, die zwar nichts gut machten, aber wenigſtens der Verlegenheit des Stummſeyns etwas von ihrem Peinlichen nehmen, und für das gelten konnten, was ſie nicht ſagte, was ſie aber hätte ſagen ſollen. Herr Baron — Herr Baron — was ſoll das — was ſoll das bedeuten? war alles, was ſie hervorbringen konnte, und was ſie noch obendrein mit einem Seufzer begleitete, der ihren

Worten vollends den Nachdruck nahm, den sie sich hineinzulegen gezwungen hatte.

Sie kam endlich wieder zu sich selbst, und fühlte, daß es gegen den Wohlstand sey, so viel Schwachheit und solch eine zerrüttete Seele in dieser Situation zu zeigen. Um diesen Versloß wieder gut zu machen, entschloß sie sich zu einem Heldenstreiche.

Immer noch nicht? rief sie: O, hören Sie auf, Herr Baron! fuhr sie fort und entriß ihm ihre Hand mit ziemlicher Heftigkeit, aber mit einer Art, die immer noch merken ließ, daß sie noch nicht lange wieder bey sich wäre, wovon er aber nichts merkte, weil in diesem Augenblicke kein helles Auge von ihm erwartet werden konnte. Es stürmte in ihm eben so gut, als in ihr. Indeß war es gewiß, daß er in der Liebe nicht so sehr Neuling war, als sie.

Josephens Verstand war zwar überrascht, aber darum nicht unterdrückt: ihre Betäubung dauerte nicht so lange, daß sie von dem Baron

gefährlich hätte genutzt werden können. In solchen Fällen thut dem Mädchen die Ehrfurcht, die der Mann für sie hat, große Dienste.

Auch war das Herz des Barons hier im Spiele, und in diesem Falle macht die Liebe, wenn sie eintritt, schüchtern, aufrichtig und sittsam, und beschränkt alle ihre Wünsche darin, daß sie ihren Gegenstand in Ehrfurcht anbetet, und ihn mit allem, was gut und bezaubernd ist, ausstattet.

Ich erstaune, Herr Baron, fuhr Josephe sehr ernsthaft, aber immer noch sichtbar bewegt, fort: Sie sehen selbst, daß ich fort muß.

Ja, liebes Fräulein, erwiederte er, und ein Wölkchen von Schwermuth überzog sein Gesicht: Ja, Sie müssen fort, und ich habe das nöthige schon verfügt, weil Sie sich nicht länger hier dulden können, und weil ich selbst wahrscheinlich Ihnen hier mißfalle, seitdem ich das gethan habe, was ich that. Aber es ist — es ist doch wahr, daß ich — Sie liebe, daß ichs Ihnen sagen würde, so lange Sie noch

hier ſind, und es Ihnen ſagen würde, wenn Sie ewig hier blieben.

Und wirklich, wenn er es ihr ewig geſagt hätte, würde ſie ewig keine Langeweile dabey gehabt haben, ſo ſüß und einſchmeichelnd war die Empfindung, die dadurch in ihrem Herzen lebendig wurde, wenn ſie auch zugleich die Beſorgniß beunruhigte, daß dieſelbe ihrer Meiſterin werden mochte. Sie wollte nicht, daß der Baron dieſe Unruhe bemerken ſollte, und wußte doch nicht, was ſie für eine Miene machen ſollte, um ſie ihn merken zu laſſen. Ueberdies bedurfte es einer Antwort auf das, was er ihr geſagt hatte; und dieſe Antwort, konnte ihre Freude nicht geben, weil eben dieſe Freude ihren ganzen Verſtand eingenommen hatte. Sie heftete alſo die Augen auf den Boden und ſchwieg.

Sie antworten mir nicht? fuhr der Baron fort: auch nicht ein einziges Wort? Hat Ihnen der Ausbruch meines Herzens ſo ſehr mißfallen?

Wäh-

Während er dieſes ſagte, hatte ſich ſeine Hand ausgeſtreckt, um die ihrige zu faſſen. Sie ließ ſie ihm, und er küßte ſie ſo feurig, als vorher, und bat ſie ſogleich um Verzeihung, daß er ſie geküßt hätte. Das Seltſamſte bey der Sache war, daß ſie dieſe Bitte als gütige Schadloshaltung aufnahm, ohne zu bemerken, daß ſie eine Fortſetzung des Verbrechens war, deſſen Verzeihung er dadurch erhalten wollte. Sie ſchienen beyde dies nicht zu bemerken; und wirklich ſind unter Leuten, die ſich lieben, dergleichen kleine Einfältigkeiten ſehr gewöhnlich. Sie würden dem Verſtande auffallen, wenn er nicht die Augen gefliſſentlich dagegen zudrückte und ſie ſo hingehen ließe, um dem Herzen deſto mehr Genuß zu verſchaffen.

Kein einziges Wort? fuhr der Baron fort: Sollt' ich den Schmerz haben, Ihnen zuwider zu ſeyn?

Ein kleiner unſchuldiger Seufzer gieng vor ihrer Antwort her, oder ſie hub vielmehr dieſelbe

ſelbe damit an: Nein, Herr Baron, ſagte ſie: Sie ſind mir nicht zuwider. Sie haben mir keine Urſache dazu gegeben. Davon iſt die Rede nicht.

Und was bin ich ihnen denn? fuhr er mit Feuer fort: Ich habe Ihnen geſagt, daß ich Sie liebe: was ſagen Sie zu meiner Liebe? Sind Sie böſe darüber, daß ich Ihnen mein Herz zu entdecken gedrungen war?

Ich weiß nicht, Herr Baron, was ich auf dieſe Frage antworten ſoll, erwiederte ſie: ich weiß nicht, was Liebe iſt; ich weiß bloß, daß ich Ihnen viel Verbindlichkeit habe, und daß ich nie vergeſſen werde, was Sie bey meinem Unfalle fur mich gethan haben.

Das wollen Sie nie vergeſſen? rief er: Aber wie kann ich wiſſen, daß Sie ſich meiner zuweilen erinnern, wenn ich Sie nicht ſehe? Wo ſoll ich Sie wieder finden, wenn Sie jetzt fortgehen? Ich würde Sie vergeblich ſuchen.

Das iſt wohl wahr! ſagte Joſephe mit einer Offenherzigkeit, die vorſchneller war, als ihr

ihr Verſtand, und wodurch ſie Bedauern für ſich und für ihn zu zeigen ſchien.

Wenn das alſo wahr iſt, liebes Fräulein, ſagte er, und drückte und küßte ohne Aufhören ihre Hand, (denn auf dieſe Kleinigkeiten ward nicht mehr geſehen, ſo vertraut waren ſie ſchon damit) wenn das alſo wahr iſt: ſo nennen Sie mir doch Ihre Angehörigen, ſagen Sie mir, wie ich ihre Bekanntſchaft machen kann. Dieſen Troſt laßen Sie mir doch zurük!

Er hatte dies kaum ausgeſagt, als ein Bedienter hereintrat. Laß anſpannen, ſagte er zu ihm: das Fräulein muß zu Hauſe gebracht werden.

Dieſer Befehl kam Joſephen ganz unerwartet. Sie zitterte. Alle ihre Maaßregeln waren zerrüttet, und ihre Eitelkeit kam von neuem in ein peinliches Gedränge.

Fünftes Kapitel.

Gewalt der Thränen.

An dem Wagen des Barons lag ihr gar nichts: die kleine Putzmacherin entgieng dadurch dem Verdruſſe nicht, als ſolche erkannt zu werden. Sie hatte gehört, daß man einen Wagen von der Straſſe holen wollte; in dieſen hätte ſie ſich ganz allein geſetzt, und wäre damit durchgekommen, daß ſie geſagt hätte: fahre mich nach der und der Straße. So wäre ſie ohne alle Verlegenheit nach dem traurigen Gewölbe gelangt, das ihr ſo viel herzlichen Kummer gemacht hatte. Fuhr ſie aber in dem Wagen des Barons dahin: ſo war es ganz natürlich, daß dieſer ſeine Leute gefragt haben würde: wo habt ihr ſie abgeſetzt? — In einem Putzgewölbe! hätten ſie nothwendig ſagen müſſen.

Indeß würde dieser Schaden so sehr groß nicht gewesen seyn, weil sie bey dieser Entdeckung nicht gegenwärtig, und nur aus der Ferne darüber beschämt gewesen wäre. Aber man wird sehen, daß die Gefälligkeit des Barons sie zu einer weit vollständigern Schande bestimmt hatte. Er that ihr nämlich sehr dringend den Vorschlag, mit ihr nach Hause zu fahren. „Es würde unhöflich seyn, wenn er dieß nicht thäte.„

Josephe erschrak und stellte ihm in der Hast alles vor, was sie von dem herrschenden Laster der Verleumdung und Spötterey wußte. „Mit einer Mannsperson, mit ihm ganz allein nach Hause zu fahren! Lieber wollte sie, so gut sie könnte, zu Fuße gehen.

Der Baron mußte empfindlich darüber werden. Ich verstehe Sie, erwiederte er, schmerzlich bewegt: Sie haben Ihre Gründe, die ich nicht weiß. Ich soll Ihre Angehörigen nicht kennen lernen. Es ist gewiß, daß ich Ihnen

entweder

entweder mißfallen habe, oder daß Sie wider mich eingenommen ſind.

Mit dieſen Worten ſprang er auf, und lief, ohne ihr Zeit zur Antwort zu laſſen, im bitterſten Verdruſſe, den er unter einer gleichgültigen Miene zu verbergen ſuchte, nach der Thür, und rief mit Ungeſtüm ſeinen Bedienten. Dieſer kam. Hole einen Wagen! ſagte er ihm. Das Fräulein will nicht in meinem fahren! — Darauf kam er zu Joſephen zurück und ſagte: Seyn Sie ruhig, liebes Fräulein, Ihr Wunſch ſoll Ihnen gewährt werden. Sie haben nichts zu fürchten, und Sie und Ihre Angehörigen, ſollen mir auf immer unbekannt bleiben. Sie müßten mir denn Ihren Namen ſagen; aber dazu werden Sie ſich wohl nicht entſchlieſſen können.

Joſephe antwortete keine Sylbe. Es war ihr unmöglich zu ſprechen. Aber ſtatt deſſen weinte ſie. Das war eine groſſe Blöße! Aber man muß ſie entſchuldigen, wenn man die Bedrängniſſe überzählt, die ſeit einer Stunde über ſie zuſammengeſchlagen waren. Eine un-

erbitt

erbittliche Eitelkeit, die von einer Madam Zunge und einer Putzmacherin nichts hören wollte; eine fein gestimmte Sittsamkeit, die vor dem leicht zu fassenden Verdachte zitterte, daß sie eine Abentheurerin wäre, wenn sie sich nicht als Putzmacherin kund gäbe; eine Liebe, die mit Zagen ihr Schicksal erwartete, weil sie besorgte, daß eine Putzmacherin die Gegenliebe eines Barons nicht fest halten, und eine Abentheurerin derselben unwerth gefunden werden möchte: alle diese unbarmherzigen Peiniger fielen auf ihr Herz und stimmten es zu einer Trostlosigkeit, die sich in Thränen brechen mußte.

Wozu sollte sie sich also entschliessen? Sich auf der Stelle entfernen? Das wäre ihrem Herzen unendlich drückend gewesen, weil es sich bey dem Baron so wohl befand.

Sie weinte also, und es gab vielleicht kein besseres Mittel, sich aus der Sache zu ziehen. Wirklich brachten ihre Thränen sehr thätige Hülfe mit: sie erleichterten ihr das Herz, gaben ihr wieder Fassung, schwächten ihre Eitel-

keit,

keit, und befreyeten sie ziemlich von dem ängstlichen Stolze, daß sie von dem Baron ausgekundschaftet werden möchte. Dies war schon ein gröſſer Vortheil; aber sie hatte noch einige andere davon, die nicht minder wichtig waren:

Ihr Trübsinn und ihre Thränen gaben ihr in den Augen des jungen Mannes eine gewisse romanenhafte Würde, die sich seiner Phantasie bemächtigte, und im voraus ihrem niedrigen Stande einen Glanz gab, der den Baron wohl vermögen konnte, kein Aergerniß daran zu nehmen, wenn er ihn erführe. Ueberdies mußten auch noch folgende Umstände sehr stark auf ihn wirken: sie war jung und schön, wußte zwar ihre Abkunft nicht, aber nur durch einen traurigen Unfall, über dessen demüthigende Folgen sie jetzt als ein unglückliches Mädchen von Stande weinte; sie hatte es mit der Liebe zu thun, die an sich ohne Arg ist und ihren Gegenstand so gern verschönert: aus diesem doppelten Grunde mußte sie dem Baron

anzie-

anziehend und achtungswerth ſcheinen, unter welchem Gewümmel von widrigen Umſtänden, ſie ſich auch ſeinen Blicken zuerſt zeigte. In dieſem Falle mußte ihr Roman ſogar eben ſo mächtig wirken als ihre Schönheit.

Joſephens Thränen milderten die verzweifelungsvolle Heftigkeit des Barons in einem Moment und in allen ſeinen Zügen und Blicken lebte ein ſanftes und zärtliches Weſen auf, das ſich nicht beſchreiben läßt. Und in der That waren ihre Thränen kein trauriges Zeichen für ihn: ſie kündigten weder Gleichgültigkeit noch Widerwillen an, ſondern bloß Verlegenheit.

Sie weinen, gutes Mädchen? ſagte er, während er ihre Hand feſt an ſein Herz drückte und ſie mit einem Auge anſah, in welchem ſich ſchon ſüße Hoffnung entwickelte: Warum weinen Sie? O, ſagen Sie es mir!

Joſephe ließ ihm ihre Hand und glaubte dies bey ihrer Sittſamkeit entſchuldigen zu können, weil ſie ſich für ſein gutes Herz, und

nicht für seine Liebe diese kleine Unachtsamkeit zu Schulden kommen ließ.

Ich gebe Ihnen mein ganzes Herz und Sie verschließen das Ihrige vor mir! fuhr er fort: reden Sie, sagen Sie, was ich für Sie thun soll. Ich hoffe, Sie werden mich nicht sobald verlassen.

So schicken Sie zu Madam Zunge! sagte Josephe mit einer Hast und Offenheit, die deutlich zeigten, daß sie von dem Sturme seiner und ihrer Gefühle unwiderstehlich hingerissen wurde.

Und nun war die fürchterliche Addresse endlich heraus, eh' es Josephe selbst wußte und vermuthete.

Zu Madam Zunge? sagte der Baron: Es ist eine Modenhändlerin, ich kenne sie. Die soll also hingehen, und in Ihrem Hause melden, wo Sie sind? Aber von wem, soll ich ihr sagen lassen, daß dieser Auftrag kömmt?

Diese Frage stürzte Josephen in ihre vorige Verlegenheit zurück. Stolz und Verwirrung kämpften von neuem in ihrem Herzen. Sie konn-

konnte aber auch wirklich nicht empfindlicher gepeinigt werden. Sie nennt eine Madam Zunge, und glaubt damit alles gesagt zu haben, um dem Baron ein Licht aufzustecken. Aber damit war immer noch nichts gesagt: sie findet, daß sie von vorne anfangen muß, daß er diese Frau bloß für ihre Geschäftsträgerin hält, die ihren Angehörigen melden soll, wo sie sich befindet! Und wodurch ward er so irre? Sie sieht gar nicht aus, wie eine simple Putzmacherin, von der man bloß weiß, daß sie Josephe heißt; ihre Schönheit und ihre feinen Züge nehmen ihn so sehr zu ihrem Vortheil ein; er ist unendlich weit von dem Gedanken entfernt, daß sie mit dieser Madam Zunge in einem näheren Verhältnisse stehen, bey ihr wohnen und ihre Kostgängerin und Schülerin seyn könnte! Er wird dies nicht glauben, und wenn sie es ihm noch einmal offen und klar wiederholte! O, wie wird er sich wundern, wenn er es doch so findet!

Josephe war also von neuem stumm. Indeß mischte sich ihrem hartnäckigen Stillschwei-

gen eine tiefe Verwirrung so unverkennbar bey, daß der Baron endlich errieth, was Josephe nicht Muth genug hatte, ihm zu sagen.

Wie, meine Beste, Sie wohnen bey Madam Zunge?

Ja, Herr Baron, erwiederte Josephe mit einer Miene, die von ihrer Demüthigung deutlich zeugte: Aber ich bin bey ihr nicht an meiner rechten Stelle. Mein unglückliches Schicksal zwingt mich, bey ihr zu seyn.

Daher also Ihre Thränen? sagte der Baron, indem er ihr mit einer Rührung die Hand drückte, die für Josephen so viel Achtung mit sich zu führen schien, daß sie in derselben einen Ersatz für die Beleidigungen fand, die ihr das Schicksal zugefügt hatte.

Man sieht nun, welch einen großen Dienst ihre Thränen ihr geleistet hatten.

Sechstes Kapitel.

Ueberraschung.

Der Gegenstand, an welchem sie jetzt waren, würde ihnen zu einer langen Unterredung Stoff gegeben haben, wenn sie nicht plötzlich durch die Erscheinung einer Dame und eines Herrn wären gestört worden. Was Letzterem zuerst in die Augen fiel, war das Profil Josephens, die von der Seite auf einem Kanape halb saß, halb lag, die Augen voll Thränen, und neben sich einen jungen Mann hatte, dessen zärtliche und unterwürfige Stellung die Vermuthung erweckte, daß er mit ihr von Liebe sprächeund gerade jetzt zu ihr sagte: ich bete Sie an. War dies nicht eine herrliche Gruppe für den Herrn von Rost?

Es ist unmöglich, den damaligen Zustand seines Herzens zu beschreiben. Daß er roth ward und aus aller Fassung kam, ist das

wenigſte. Seine Augen ſtanden ſtarr im Kopfe, ſeine Arme hoben ſich und ſanken wechſelsweiſe ohne Leben und Ausdruck; er wußte nicht, was er ſeinem Körper für eine Haltung geben, was er für ein Geſicht machen, und was er ſagen ſollte, um die Verwirrung zu verbergen, die ſein ganzes Weſen zerrüttete. Er war verliebt, eiferſüchtig und ſcheinheilig zugleich: das war ſchon viel, aber er war auch der Onkel des Barons: das war noch mehr. Albernheit und Lächerlichkeit waren der Charakter ſeines Benehmens.

Der Baron hatte bey ſeinem Eintritte halb laut halb leiſe ausgerufen: Ach! da kömmt mein Onkel! Joſephe war vorher nur roth geworden; aber dieſe Verwandſchaft brachte ſie aus aller Faſſung. Wenn Herr von Roſt auf die Art, wie ihn Joſephe anſah, acht hätte geben können: ſo würde es ihm klar geworden ſeyn, daß Joſephe ſeinen Neffen nicht ungern angehört hätte. Ihre Blicke verriethen deutlich, daß ſie Mitſchuldige wäre.

Auf dieſe Weiſe waren drey Menſchen in der allerhöchſten Verlegenheit, während die Dame nichts zu bemerken ſchien, als die Schönheit und Jugend Joſephens, und die zärtliche Stellung des Barons. Sie war auch die erſte, die ein Geſpräch einleitete. — Sie ſind in guter Geſellſchaft, Herr Baron, die aber auch ein wenig gefährlich iſt. Ihr Herz kann nicht ſehr ſicher dabey ſeyn, ſagte ſie.

Der Baron lächelte und wußte keine Antwort; Herr von Roſt lächelte auch; aber es ſtand ihm ſchlecht. Er war unſchlüſſig, wie er ſich nehmen ſollte, und ungewiß, wie ſich Joſephe nehmen würde. Sollte er ſie kennen, oder nicht? Würde ſie ihn behandeln, als ob ſie ihn kennte, oder nicht? Joſephe ihrerſeits wußte auch nicht, wie er ſich gegen ſie betragen würde, und ſie beobachtete ihn, um ihr Betragen dem ſeinigen anzupaſſen. Da ſein Lächeln über dieſen Punkt nichts entſchied: ſo entſchied auch das Kompliment, das ſie ihm zurück gab, eben ſo wenig, und verrieth zu-

gleich die Ungewißheit, worin er sie ließ. Sie that auf der einen Seite zu viel, und auf der andern zu wenig. Die eine Hälfte ihres Kompliments schien zu zeigen, daß sie ihn kennte, die andere, daß sie ihn nicht kennte: es war Ja und Nein, und in beyden lag Sinn.

Der Baron fühlte ganz dunkel etwas von diesem fremden Bekanntthun; und es fiel ihm auf. Er argwöhnte seit einiger Zeit, daß sein Onkel nicht das wäre, was er scheinen wollte. Josephe war einer Schwachheit werth, sie wohnte bey Madam Zunge, und hätte geweint, ehe sie dies gestand. Was sollte ihm dieser doppelsinnige Empfang seines Onkels, der sich eben so unbegreiflich benahm, wohl bedeuten? Es lag allerdings Stoff zu verdrießlichen Vermuthungen darin.

Josephe wollte aufstehen, um die beyden Ankommenden dem Wohlstande gemäßer zu empfangen. — Nein, Fräulein! sagte der Baron: bleiben Sie sitzen. Die gnädige Frau wird es selbst nicht wollen, wenn sie weiß, daß

Sie

Sie einen böſen Fuß haben. Und der Herr da (auf den Herrn von Roſt zeigend) wird es auch verbitten, und um ſo eher, da ſie ſich beyde zu kennen ſcheinen.

„Ich wüßte nicht, daß ich die Ehre hätte“: erwiederte haſtig der Herr von Roſt; aber eine plötzliche Röthe, die ſein Geſicht überzog, rächte die Wahrheit an ſeiner Unverſchämtheit: „Sollte mich das Fräulein irgendwo geſehen haben?“ fuhr er mit einem Blick auf Joſephen fort, der um Verſchwiegenheit bat.

Ich weiß nicht, erwiederte Joſephe in einem Ton, der weniger beherzt war, als ihre Worte: aber es kam mir vor, als ob mir das Geſicht des Herrn bekannt wäre.

Es kann ſeyn, erwiederte Jener: aber was iſt dem Fräulein zugeſtoßen? Iſt ſie gefallen?

Dieſe Fragen that er an ſeinen Neveu, der aber nichts darauf antwortete. Er hatte ſie nicht einmal gehört, weil ihn ſeine Unruhe mit ganz andern Dingen beſchäftigt hielt.

Ja, nahm Josephe statt seiner das Wort, so schwer es ihr auch wurde, eine Lüge zu unterstützen, von welcher ihr, wie sie wohl sahe, der Baron die eine Hälfte zur Last legte: Ja, ich habe nicht weit von hier einen Fall gethan, als ich aus der Messe gehen wollte; und weil ich nicht auftreten konnte, so hat man mich hieher gebracht.

Aber da wird Hülfe nöthig seyn, sagte die Dame: er ist gewiß verrenkt. Das wäre gefährlich. Sind Sie allein? Haben Sie niemand bey sich? Keinen Bedienten? Kein Mädchen?

Nein, gnädige Frau, erwiederte Josephe voll Verdruß über die Ehre, die sie ihr anthat, und die sie ihrer Figur zur Last legte: ich wohne gleich in der Nähe.

Nun, sagte die Dame: ich und der Herr von Rost speisen in der Nähe; wir wollen Sie nach Hause bringen.

Schon wieder! sagte Josephe bey sich selbst. Es ist eine allgemeine Raserey, mich zu Hause

se zu bringen! Was wird die Dame sagen, wenn ich von einem Putzgewölbe spräche, da sie mir einen Bedienten und ein Kammermädchen zutraut? Sie fände eine Josephe schlechtweg; und was für eine Josephe? eine kleine Spitzbübin, die mit dem Herrn von Rost, einem erklärten Hipokriten, in Verbindung stände. Denn daß man ihn jezt als solchen entdecken würde, müßte er besorgen. Erst will er sie nicht kennen, dann bringt er sie zu Hause, und vor dem Gewölbe zeigen sich Madam Zunge und Mamsell Antoinette und rufen nach ihrer zutraulichen Weise: „Ah, siehe da, Herr von Rost! Er bringt Josephen!“ — Wie dann?

Diese Betrachtung hätte Josephen schwerer aufs Herz fallen sollen, als das Gewölbe: in ihr lag etwas, das ihrem Rufe hätte nachtheilig seyn können. Aber sie fühlte dies, wie es in der Regel ist, gerade zuletzt. Man steuert immer zur Hauptsache, und unsre Hauptsache sind wir selbst, das heißt, unser Stolz. Denn

unser

unſer Stolz und Wir ſind zweyerley, ſtatt daß Wir und die Tugend Eins ſind. Tugend erwirbt man; Stolz bringen wir mit auf die Welt. Er iſt der Erſtgebohrne, wird alſo auch am erſten bedient. Erſt kömmt die Natur, dann die Erziehung.

Siebentes Kapitel.

Was ſoll ich denken?

Joſephe und Herr von Roſt würden der Gefahr, die ihnen der Vorſchlag der Dame drohete, ohne einen Zwiſchenfall nicht entgangen ſeyn. Herr von Roſt hätte ihr ſeinen Wagen anbieten, und ſie hätte ihn annehmen müſſen. Es gab keinen Mittelweg. Er war blaß und ſtumm, und Joſephe ſtumm und roth. Seine Blicke ſagten zu ihr: helfen Sie mir! und die

die ihrigen sagten zu ihm: helfen Sie mir! Ihr Stillschweigen fieng an bedeutend zu werden, als zum Glück ein Bedienter herein trat und dem Baron meldete, daß der Wagen vor der Thür hielte, den er für Josephen hätte holen lassen.

Nun waren beyde gerettet. Herr von Rost mißbrauchte die dadurch erhaltene Sicherheit in dem Grade, daß er frech genug war zu sagen: O, man kann den Wagen wieder fort schicken, ist doch der meinige da! — Er sagte dies in einem Tone, als ob er darauf gerechnet hätte, Josephen nach Hause zu bringen, und als ob er vorhin bloß darum auf den Vorschlag der Dame nicht geantwortet, weil es sich von selbst verstanden hätte.

Josephe begriff wohl, daß er sich auf sie verließe, und sie nicht für so boshaft oder einfältig hielt, daß sie ihn verrathen könnte. O, ich will sie nicht bemühen, sagte sie: wenn einmal ein Wagen da ist, so nehme ich diesen. Und wenn der Herr Baron mir jemand verschaffen

schaffen will, der mir hinunter hilft, so werde ich gleich gehen.

O, diese Herren werden Ihnen selbst helfen, sagte die Dame: Der Eine besonders (sie zeigte auf den Baron) wird es nicht lästig finden. Getroffen, Herr Baron?

Dies bezog sich sichtbar darauf, daß sie ihn in einer so zärtlichen Stellung neben Josephen auf dem Kanape hatte sitzen sehen.

Eigentlich bin ich hier, fuhr die Dame fort, um etwas von der Baronesse Törring zu hören; (dies war die Mutter des Barons) kömmt sie bald vom Lande zurück?

Ich denke diese Woche, erwiederte der Baron mit einer zerstreuten und nachläßigen Miene, die nichts von der thätigen Sorgfalt verrieth, die ihm die Dame in Absicht Josephens zugetraut hatte, und die der letztern hätte empfindlich seyn müssen, wenn sie nicht auch ihre kleinen Geschäfte im Kopfe gehabt hätte. Ueberdies spiegelte sich in seiner angenommenen Gleichgültig-

hältigkeit ein gewiſſer geheimer Trübſinn, der Joſephen ein Gefühl von Schaam erweckte, weil ſie die Urſache davon wohl begriff. Sie ſahe deutlich, daß ſie aus einem Herzen kam, das der Zweifel drükte, ob ſie ſeine Liebe wohl verdiente, und das zugleich von der Beſorgniß gequält ward, daß er ihr würde entſagen müſſen. Schmeichelhaft war dieſe Beſorgniß für Joſephen immer, und ſie hatte für ſie eine zärtliche und ſchüchterne Verlegenheit im Gefolge, die, ſo ſchmerzlich es ihr auch war, ſein Herz dem ihrigen gegenüber ſtellte, und beyde mit einander verglich.

Trotz dem Kaltſinn, den der Baron äuſſerlich zeigte, war er doch der erſte, der zu Joſephen ſprang, und ihr ſeinen Arm bot, um ſie hinunter zu führen. Als er ſah, daß ſich der Herr von Roſt auch dazu anſchickte, ſagte er: Ich bitte Sie, lieber Onkel, laſſen Sie das. Sie ſind nicht ſtark genug, das Fräulein zu halten. Ich zweifle auch, daß ſie mit dem Fuß auftreten kann. Es iſt beſſer, ich rufe jemand.

Bey diesen Worten schellte er. Zwey von seinen Leuten kamen. Hieher, sagte er: tragt das Fräulein in den Wagen! — Josephe fühlte, daß es dieser Umstände nicht bedurfte, und daß sie sich mit zwey Armen recht gut würde behelfen können; aber sie war so verstürzt, daß sie sich unthätig fortschaffen ließ, auf welche Art man wollte. Herr von Rost und die Dame, die auch fort wollten, folgten Josephen, und der Baron kam hinter allen zuletzt. Als sie über den Hof zogen, bemerkte Josephe aus dem Augenwinkel, daß er einem Bedienten etwas ins Ohr sagte.

Man half Josephen in den Wagen, und die Dame war so gefällig, sie zurecht zu setzen. Josephe dankte ihr; aber was sie ihr sagte, war ziemlich so unordentlich, als das, was sie dem Baron sagte. Dieser antwortete mit einer stummen Verbeugung darauf, und schickte noch einen Blick zu ihr, der ihr mancherley sagte, worunter das Wichtigste die Frage schien, was soll ich denken?

Josephe war unterwegs noch immer verstürzt, und fühlte nicht deutlich, ob sie Freude oder Traurigkeit, Schmerz oder Vergnügen im Herzen hätte. Man fuhr sie fort, und sie ließ sich fort fahren. Was war das? Was kann daraus werden? Diese beyden Fragen wiederholte sie sich mehr als einmal während einer tiefen Betäubung, die ihr den Gebrauch ihres Verstandes raubte und nur zuweilen einen tiefen Seufzer, mehr ihrem Instinkt, als ihrem Nachdenken abpreßte.

Achtes Kapitel.

Fiakersprache.

In dieser Stimmung kam Josephe vor dem Gewölbe der Madam Zunge an. Diese saß an der Thür desselben und wartete mit Schmerzen auf sie, weil ihr Mittagsessen fertig war. Sie

musterte aus der Ferne die Person, die im Fiaker soß, und fand sie Josephen zum Erstaunen ähnlich. Der Wagen hielt schon, als sie es sich immer noch nicht einfallen ließ, daß es wirklich Josephe sey, weil sie darauf gerechnet hatte, daß sie zu Fuße kommen müßte. Endlich mußte sie Josephen freylich kennen. Sieh da, Josephe, sind Sie's doch? rief sie: Aber in einem Fiaker! Kommen Sie so weit her?

Josephe sagte ihr mit kurzen Worten, daß und wovon sie einen bösen Fuß habe, und wer sprach ihr das Uebrige weitläuftig zu erzählen. Unterdessen machte der Kutscher den Schlag auf: Kommen Sie nur, mein schönes Kind, ich will Sie heraus heben, sagte er: Solche Engel sind federleicht. Nur her, ich wollte Sie weiter tragen, als Sie gehen können. — Mit diesen Worten nahm er sie in die Arme und trug sie in das Gewölbe, wo sie sich hurtig niedersetzte.

Beym Aussteigen hatte Josephe die Augen in die Straße zurück geworfen und auf drey-

ßig oder vierzig Schritte einen von des Barons Leuten bemerkt, der ihr gefolgt zu seyn schien. Vermuthlich dem gemäß, was ihm sein Herr bey Josephens Abschied ins Ohr gesagt. Der Anblick dieses Bedienten hatte Josephens Empfindlichkeit über ihr Abentheuer wieder rege gemacht. Er war ein Zeuge ihres gemeinen Standes mehr. Ob er gleich nur ein Bedienter war, schmerzte sie diese Vorstellung doch. Die Eitelkeit will bey niemand etwas verlieren. Ueberdies war er auf Befehl seines Herrn da; daran ließ sich nicht mehr zweifeln. Mein Herr giebt sich viel Mühe um dies kleine Ding! Diesen Gedanken wollte sie auf vierzig Schritte in seinen Augen gelesen haben. Sie fürchtete auch, daß er seinem Herrn das Ganze mit einer demüthigenden Wendung vortragen und dadurch seine Delikatesse zu ihrem Schaden verwunden möchte, da sie schon ohnedies in seinen Augen viel verloren zu haben besorgte. Es schien ihr, als ob er bey ihrem Abschiede die Ehre und das Vergnügen, ihr zu gefallen, nicht mehr so hoch aufgenommen hätte;

und gute Nacht Liebe, wenn man nicht mehr stolz darauf ist, sie eingeflößt zu haben.“

Josephe hatte sich kaum niedergesetzt, so griff sie in die Tasche, um den Kutscher zu bezahlen. Aber Madame Zunge schlug sich, als eine erfahrne Frau, ins Mittel, um Josephen die Hand zu führen. „Laß mich nur bezahlen, liebes Kind, sagte sie: wo bist du eingestiegen?“ — Nicht weit von Sankt Stephan, erwiederte Josephe. — „O, das ist ja ganz nahe, sagte Madam Zunge und zog ein Zehnkreuzerstück heraus, das sie Josephen zwischen den spitzen Fingern zeigte: Siehst du, Kind, so viel gehört ihm.

So viel gehört mir? sagte der Fiaker und gab ihr den Zehner grob und verächtlich zurück: Nä, so was mißt sich nit mit der Ellen!

„Was sagt der Mensch von Elle? erwiederte Madam Zunge, indem sie sich große Würde gab: Ihr könnt damit zufrieden seyn. Es ist heute nicht das erstemal, daß ich einen Fiaker bezahle.“

Und

Und wenns morgen das erstemal wär, sagte der Kutscher: das thuts nit! Was mischt Sie sich auch drein? Ich habe Sie ja nit gefahren! Mit ihrem Zehnerl! Feilscht mit mir, wie mit nem Aepfelweib!

Madam Zunge hatte sich gut angezogen, fand sich hübsch und war eitel; und nach diesen drey Angaben messe man den Strom von Derbheiten, den sie über den Fiaker ausgoß. Dieser erwiederte sie mit einem Gegenguß, der noch ein wenig derber kam, und in weniger als fünf Minuten wimmelte ein dichter Halbzirkel von Gaffern vor dem Gewölbe.

Der Pöbel in Wien ist bey solchen Gelegenheiten minder Pöbel, als in andern grossen Städten. Er ist nicht boshaft, sondern bloß neugierig. Zankt man sich, so hetzt er auf; will man sich aber schlagen: so legt er sich ins Mittel. Die Policey, die an jeder Ecke steht, hält ihn, wie seine natürliche Gutmüthigkeit, im Zaume.

Josephe war während dieses Vorfalls ausser

sich. Sie redete Madam Zunge zu, ward aber nicht gehört. Sie fühlte, daß es gegen den Wohlstand war, mit einem Menschen dieser Art einiger Kreuzer wegen Worte zu wechseln; aber Madam Zunge verschluckte in ihrer Wuth das Aergerniß, das sie gab, und sie hörte die Grobheiten des Fiakers nicht, weil sie dieselben mit weit ärgern zu erwiedern studirte. Sie hob eine eiserne Elle gegen ihn auf, und er, eine grosse geballte Faust. Der ärgerliche Auftritt würde sich nicht so bald geendigt haben, wenn nicht Josephe dem groben Menschen ein Zwanzigkreuzerstück in die Hand gedrückt hätte. Er nahm es mit der linken Hand, während er mit der Rechten der Madam Zunge die Elle weg riß und sie tief in ihr Gewölbe hinein warf, den Huth in die Augen drükte, auf den Bock sprang und sodann durch die versammlete Menge hinjagte. Josephe nahm Madam Zunge bey der Hand, zog sie ins Gewölbe und machte die Glasthüre zu. Die gute Frau sank athemlos in einen Stuhl und ihre Zunge arbeitete immer noch, aber ohne einen verständlichen Laut hervorbringen zu können. Unter diesen Umständen fuhr ein anderer Wagen vor. Herr von Rost sprang heraus und stand im Nu im Gewölbe.

Josephe.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Vorſchlag zur Güte.

Es iſt groſſer Lärm hier geweſen, ſagte er.

Ja, Lärm, wenn Sie wollen, erwiederte Madam Zunge: Ich habe mich ein wenig mit dem Fiaker gezankt. Aber nur die Nachbarn und ein paar andre Leute ſind es inne geworden.

Deſto ſchlimmer, ſagte er froſtig: Solche Auftritte muß man ſo viel als möglich vermeiden. Joſephe wird am meiſten darunter gelitten haben. — Was macht ihr Fuß? fuhr er zu dieſer fort.

Er ist etwas besser, erwiederte Josephe: Ich denke, daß er morgen ganz gut seyn wird.

Haben Sie schon gegessen?

Ich habe keinen Appetit! sagten Madame Zunge und Josephe zugleich.

Haben Sie Josephen etwas zu sagen? fuhr erstere fort.

„Ja, ich habe ihr etwas zu sagen.“

So gehen Sie in mein Zimmer: es ist da besser, als hier. Kommen Sie, Josephe, ich will Sie hinführen. Warten Sie, ich will auch meine Elle holen, darauf können Sie sich mit der andern Hand stützen.

Lassen Sie nur, sagte Herr von Rost: ich will ihr helfen. Halten Sie sich an meinem Arm.

Josephe stand auf und ließ sich in das Zimmer führen, wo sie sich allein besser befunden haben würde. Mit der einen Hand hielt sie sich an dem Herrn von Rost, und mit der andern an seinem Rohre. Madam Zunge entschloß

ſchloß ſich, in die Meſſe zu gehen, und gieng. Sie lehnte die Thür des Gewölbes nur an, weil niemand herein konnte, ohne von Joſephen und dem Herrn von Roſt bemerkt zu werden.

Bis jetzt hatte letzterer finſter und nachdenklich ausgeſehen, nicht drey Worte geſprochen und von Joſephen zu erwarten geſchienen, daß ſie ihm ein Stichwort gäbe. Joſephe hatte an ſeiner bedeutenden Miene gemerkt, was er ihr ſagen würde, und es war ihr ſchon im voraus verdrüßlich. Er wird mir gewiß von ſeiner Liebe vorſchwatzen: dachte ſie bey ſich ſelbſt.

Man erinnert ſich, daß ſie ſchon vor ihrem Abentheuer mit dem Baron von Törring aus vielen Umſtänden geſchloſſen hatte, daß der Herr von Roſt in ſie verliebt ſey; und ſie war durch die Figur, die er bey ſeinem Neffen ſpielte, darin beſtätigt worden. Drey Tage vorher, war es ihr genug geweſen, ihn als einen Heuchler erkannt zu haben, der thun könnte,

was ihm beliebte, der aber nichts über sie gewinnen sollte: jetzt blieb sie bey dieser kalten Gleichgültigkeit nicht stehen. Ihr Herz empörte sich gegen seine Liebe. Er war ihr gar nicht mehr der vorige Mann: die zärtliche Aufmerksamkeit des jungen liebenswürdigen Neffen hatte sie den Onkel, wie er war, kennen gelehrt, und ihr sein Alter, seine Runzeln und seinen ganzen häßlichen Karakter desto auffallender gemacht.

Was die Frau geschwätzig ist! hub er endlich an und zuckte die Achseln: Ich fürchtete, sie möchte uns auf dem Halse bleiben.

Ja, sie spricht gern, erwiederte Josephe: sie dachte aber auch wohl nicht, daß Sie mir so etwas geheimes zu sagen hätten.

Was denken Sie von unserer plötzlichen Zusammenkunft bey meinem Neven?

„Nichts, als daß es ein Zufall war.“

Es war recht gut, daß Sie mich nicht kennen wollten.

„Sie schienen es zu wünschen. Aber warum sind Ew: Gnaden froh, daß ich nicht

bekannt mit Ihnen that? und warum stellten Sie sich, als ob Sie mich nie gesehen hätten?"

Darum, mein liebes Kind, erwiederte er sanft und schmeichelnd: weil es für Sie und mich besser ist, daß man unser Verhältniß nicht weiß. Es wird länger dauren, als heute und morgen, und es ist nicht nöthig, daß man Glossen darüber macht. Sie sind so hübsch, daß man glauben könnte, ich sey in Sie verliebt.

O, das ist nicht zu befürchten! sagte Josephe mit einer Offenheit, die ihm innerlich wurmte: Man weiß ja, daß Sie ein rechtschaffener Mann sind.

Ja doch, ja doch! sagte er in einem Tone, der diese Bemerkung zu Scherz machen sollte: das weiß man, und man hat Ursach, es zu glauben. Man kann in ein hübsches Mädchen verliebt seyn, und doch ein rechtschaffener Mann dabey bleiben.

„Ich versteh unter einem rechtschaffenen Mann, einen guten, frommen, und christlichen

chen Mann. Der darf sich in niemand verlieben, es müßte denn seine Frau seyn.“

Aber, liebes Kind, Sie halten mich ja für einen Heiligen! Das müssen Sie nicht. Es würde mir sehr schwer werden, unter Ihren Augen einer zu seyn. Da bliebe selbst kein Heiliger heilig. Ich kann lieben, wen ich will: ich habe keine Frau. Aber davon nachher. Jetzt noch etwas von ihrem Fall.

Josephe gerieth in Bewegung, hielt aber aus allen Kräften an sich, um sie nicht kund zu geben.

Sie waren gefallen, fuhr er fort: und man mußte Sie zu meinem Neveu tragen. Aber dies ist ein unbesonnener junger Mensch: er wird Ihnen gleich recht viel verliebte Dinge vorgeschwazt haben. Nicht wahr? So schien es wenigstens, als ich mit der Dame ins Zimmer trat. Und das ist kein Wunder. Er fand Sie, wie Sie jeder finden muß: schön und liebenswürdig. Aber sagen Sie mir doch: mir können Sie so etwas wohl sagen; ich bin

doch

doch Ihr beſter Freund, den Sie auf der Welt haben, das ſollen Sie noch erfahren: ſagen Sie mir doch, hörten Sie ihn wohl ein wenig gern? Sie ſchienen nicht übel mit ihm zufrieden: habe ich recht geſehn?

„Ich mußte ihn ja anhören, gnädiger Herr, weil ich auf ſeinem Zimmer war. Konnte ich anders? Aber was er mir geſagt hat, war alles ſehr artig und anſtändig.“

Anſtändig? Hüten Sie ſich Joſephe, Sie können es ſo gefunden haben, weil Sie ſchon für ihn eingenommen waren. Sie wären herzlich zu beklagen, wenn Sie in Ihrer Lage ſolchen Schmeicheleyen Gehör gäben. Mein Himmel, was ſollte aus Ihnen werden! Aber ſagen Sie mir, hat er Sie gefragt, wo Sie wohnen?

„Ich glaube, ja“, erwiederte Joſephe und ward über und über roth.

Und Sie ſagten es ihm, weil Sie nicht auf die Folgen ſahen?

„Ohne Bedenken. Er hätte es doch erfahren, weil ich dem Fiaker doch ſagen mußte, wohin er mich fahren ſollte.“

Ich zittre für Sie! rief er mit einer höchst ernsthaften und mitleidigen Miene: ach Gott, ich zittre für Sie!

Dieser ängstliche Ausruf war die Vorbereitung zu einer langen Predigt, die er ihr über die Gefahren hielt, welche ein junges, unerfahrnes Mädchen bey einem hübschen Gesichte liefe. Junge Brausewinde, wie sein Neveu, könnten gar nicht lieben; sie erklärten jedes hübsche Mädchen für eine gute Prise, machten ihr den Kopf drehend, fingen mit schmeichelnden Worten an, giengen zu kleinen Geschenken, zu Betheuerungen ewiger Liebe, zu ewigen Lobsprüchen ihrer Schönheit u. s. w. über, entehrten und verließen sie. Zu diesem Gemälde fügte er ein anderes von ihrer hülfslosen Lage, welches er so weitläuftig und demüthigend ausmalte, daß sich eine Art von Erbitterung bey ihr regte, die sich endlich in einen Thränenstrohm brach. — „Ich habe Ihnen noch weit mehr zu sagen, liebe Josephe, fuhr er fort: ich meyne es gut mit Ihnen, das müssen Sie aus allem sehen

„Trotz

„Freylich wohl, erwiederte Josephe: ich will auch alles gern thun, was Sie mir rathen. Ihre Frömmigkeit macht es mir zur Pflicht.“

O, weg mit meiner Frömmigkeit! erwiederte er und näherte sich freundlich, um sie bey der Hand zu nehmen. Ich halte Ihnen da keine Predigt, meine Tochter, sondern rede mit Ihnen als ein erfahrner Mann, der Ihre hülflose Lage kennt und wohl sieht, daß Sie Lebensunterhalt bedürfen, und der Sie auch gern unterstützen will, da Sie nicht gern dienen wollen; und das wäre auch wirklich Schade um Sie!

„Ich hoffe auch, gnädiger Herr, erwiederte Josephe vor Verdruß über und über roth, ich hoffe auch, daß es so weit nicht mit mir kommen soll.“

Es wäre eine sehr traurige Zuflucht, sagte er: und ich kann selbst ohne Schmerz nicht daran denken, weil ich Sie sehr lieb habe, recht sehr lieb habe, mein gutes Kind.

„Davon bin ich überzeugt, und ich rechne auf Ihre Freundschaft und Ihre Menschenfreundlichkeit.“

Josephe sagte dies mit der kleinen künstlichen Absicht, daß er dadurch abgeschreckt werden sollte, sich näher zu erklären. Aber sie gewann nichts damit.

Liebe Josephe, sagte er: vergessen Sie nicht, daß ich ein Mensch bin, wie andre. Aber Sie wissen wohl, kleine Bosheit, was ich mit dem Worte Freundschaft sagen will. Es macht Ihnen Vergnügen, mich nicht zu verstehen. Ich sage Ihnen also klar und deutlich: meine Freundschaft ist Liebe und nichts geringeres. Verstanden? Liebe, Liebe ist es! Sie verlieren nichts bey diesem Tausch. Es giebt keinen Freund, der einen Liebhaber aufwöge, wie ich Ihnen einer bin.

„Liebhaber! sagte Josephe mit niedergeschlagenen Augen: Das hätte ich nicht erwartet!“

O, ich auch nicht! Es hat uns also beyde überrascht, mein gutes Kind.

Auf diese Worte folgte ein ganzer Guß von heuchlerischen Sophistereyen, womit er

ihr

ihe zu beweiſen ſuchte: es wäre ein Werk der Vorſehung, daß er ſich in ſie verliebt hätte; aus dieſer ſeiner kleinen Schwachheit entſpringe für ſie ein groſſes Glück; ſein guter Rath und ſeine Unterſtützung würden ſie von den Gefahren befreyen, die ſie bey ihrer hülfloſen Lage hauptſächlich aber bey ihrer Schönheit und Unerfahrenheit liefe, die ſie aber nicht zu fürchten hätte, wenn ſie in eine nähere Verbindung mit ihm treten wollte, die jedoch bey ſeinem allgemein bekannten Charakter geheim gehalten werden müßte, um der Verläumdung die Zunge zu lähmen. Er wollte ihr in der Stille ein gutes Auskommen verſchaffen und ſie dadurch in den Stand ſetzen, Leute zu entbehren, die vielleicht ſo reich als er, aber alle gesetzig, und verliebt, aber nicht zärtlich wären; ihr vielleicht ein mittelmäßiges und ungewiſſes Auskommen geben würden, und deſſen Liebe ſie würde dulten müſſen, ohne ihr Verhältniß mit der Madam Zunge aufheben zu können.

Josephe fühlte sich durch diese Vorstellung tief gekränkt und fand ihre Lage, die sie solchen Zudringlichkeiten aussetzte, so mitleidswerth, daß sie mit Thränen ausrief: O Gott, wie weit ist es mit mir gekommen!

Er verstand diesen Ausruf ganz falsch. Schrecken über das Gemälde, welches er ihr vorhin entworfen hatte, sollte ihr denselben, nach seiner Meynung, ausgepreßt haben. Er sagte also mit einer sehr trostreichen Miene zu ihr: **Seyn Sie ruhig, liebes, gutes Kind; jetzt, da Sie mich kennen, sind Sie aus aller Gefahr, der Sie sonst nicht entgangen wären.** Wenn Sie auch das ganze Glück machten, das Sie als Putzmacherin machen könnten, würde es doch für Ihre Bedürfnisse nicht genug seyn. Sie sind schön und brauchen hundert Dinge, die Sie nicht haben könnten ohne zu solchen Leuten, wie ich Sie Ihnen vorhin schilderte, Ihre Zuflucht zu nehmen. Das wäre eine fürchterliche Lage!

„O, gnädiger Herr, rief Josephe schluchzend: hören Sie auf damit, und schonen Sie

mein

meiner Jugend. Sie wiſſen, daß mich ein tugendhaftes Frauenzimmer erzogen hat, die mich ſolche Reden nicht verſtehen lehrte. Ein Mann, wie Sie, ſollte auch nicht einmal fähig ſeyn mir ſo etwas anzutragen und ſich dabey auf meine Armuth zu berufen.“

Aber Sie ſind nicht arm, ſagte er und drückte ihr zärtlich die Hand: Sie ſind reich, ſo lange ich es bin. Ich will bey Ihnen die Stelle Ihrer Eltern ganz vertreten. Sie ſollen Lehrer im Tanz und in der Muſik: alles, alles ſollen Sie haben! Ich kenne ein paar gute Leute, die ſollen Sie zu ſich nehmen. Die Frau ſoll morgen mit einem Wagen vor der Thür ſeyn, unter dem Vorwande, Sie in ein Kloſter abzuholen. Sie wird Sie aber nach ihrem Hauſe bringen; und da finden Sie mich. Sind Sie das zufrieden? reden Sie! Daß ich es ganz ernſtlich und aufrichtig mit Ihnen meyne, ſoll Ihnen ein kleiner Kontrakt von hundert und funfzig Dukaten zeigen, den ich Ihnen morgen mitbringen will. Nun, was

meynen Sie? Wollen Sie ſich auf morgen fertig halten? O, ja! Nicht?

Joſephe konnte keine Worte finden. Entſchiedener Unwille lähmte ihr die Zunge. Sie war unbeweglich und heftete das naſſe Auge auf den Boden.

Warum ſo tiefſinnig, liebe Joſephe? fuhr er fort: die Zeit vergeht. Madam Zunge wird gleich wieder kommen. Sind wir richtig? Darf ich heute noch mit den beyden Leuten ſprechen?

Bey dieſen Worten bekam Joſephe einen Theil ihrer Faſſung wieder: „O, mein Herr, rief ſie: man kennt Sie ſchlecht! Der geiſtliche Herr, der mich zu Ihnen brachte, hatte mir geſagt, Sie wären ein redlicher Mann!“

Sie wollte mehr ſagen; aber die Ankunft eines Dritten unterbrach ſie.

Zweytes Kapitel.

O, laufen Sie doch hinterdrein!

Der Baron von Toerring! Er war durch das Gewölbe gegangen, und da das Zimmer der Madam Jungé mit demſelben bloß durch eine Glasthüre zuſammenhieng: ſo trat er herein und fand ſeinen ſehr frommen Onkel ungefähr in eben der Stellung bey Joſephen, wie ihn dieſer ein paar Stunden vorher auch bey ihr gefunden hatte, das heißt: den rechten Arm um ſie geſchlagen und mit der linken Hand ihre linke an ſein Herz drückend, während Joſephe ſich beſtrebte, von ihm loszukommen.

Joſephe bemerkte den Baron zuerſt, und auf die verſtürzte Bewegung, die ſie machte, drehete der Herr von Roſt den Kopf, und ſah ihn auch. Er war wie vom Donner gerührt. Mit offenem Munde blieb er in ſeiner vorigen

Stellung ſitzen: keine Sprache, kein Laut, keine Bewegung. Nie muß ein Heuchler ſeine Schande ſo bloß gegeben, nie unter dem Gewicht ſeiner Niederträchtigkeit ſich ſo kenntbar gebeugt und ſo klar geſtanden haben, daß er ein elender Menſch ſey.

Joſephe ihrerſeits, die ſich rein wußte, war mehr verdrießlich als verlegen über dieſen Vorfall, und ſie hatte einige Worte auf der Zunge, als der Baron, nachdem er ſie mit einem kalten, verächtlichen Blicke von oben nach unten gemeſſen hatte, in einem ruhigen Tone zu ihr ſagte: recht ſchön ſo, Mamſel! Sie, gnädiger Herr (zu ſeinem Onkel) bitte ich wegen meiner Zudringlichkeit um Verzeihung! — Er warf noch ſolch einen Blick, wie vorher, auf Joſephen, und entfernte ſich in eben dem Nu, wo der Herr von Roſt aufſprang. Joſephe ſtand haſtig auf und rief ihm nach: Was wollen Sie mit Ihrem recht ſchön ſo, ſagen? Bleiben Sie, bleiben Sie, Herr Baron, Sie ſind irre, Sie thun mir Unrecht!

Jo-

Joſephe hatte gut ſchreyen: er kam nicht wieder. O, laufen Sie doch hinterdrein! ſagte ſie höchſt naiv zu ſeinem Onkel, und ſtieß ihn vorwärts: hohlen Sie ihn doch wieder!

Viel Thränen ſtanden ihr in den Augen, und ſie war in dem Grade außer ſich, daß ſie ſelbſt fort wollte, um den Baron zurück zu holen. Aber Herr von Roſt hielt ſie. Was wollen Sie machen? ſagte er: bleiben Sie, ſeyn Sie ruhig! Ich weiß, was man dem Dinge für eine Wendung geben muß; und am Ende laſſen Sie den Narren denken, was er will. Er wird Ihnen nie wieder vor Augen kommen, wenn Sie wollen.

„Denken, was er will? Muß er mich nicht verachten? Mein guter Nahme iſt mein einziger Reichthum, und der iſt verloren, um den haben Sie mich gebracht! Es iſt ein Unglück für mich, daß ich Sie kennen gelernt habe. Laſſen Sie mich, ich muß, ich muß Ihrem Neveu beweiſen, daß ich unſchuldig bin. Warum ſtellen Sie ſich ſo heilig, wenn Sie es nicht ſind? ſolche Heucheley iſt mir ekelhaft.“

Herr von Rost ward blaß und wieder roth bey diesem Erguſſe ihres Unwillens. Er that ihr bald heftige, bald ſanfte Vorſtellungen, und ſuchte ihr zu beweiſen: daß er nie Plan auf ihre Unſchuld gemacht habe. Nur ein wenig Dankbarkeit hätte er von ihr haben wollen. Joſephe nutzte dies gegen ihn und drang darauf, daß er ſie, wenn ſeine Abſichten unbeſcholten geweſen wären, zu ſeinem Neffen bringen und ihm das Ganze, wie es wäre, erzählen ſollte. „Wenn er nicht mit wollte, ſo gienge ſie allein.“

Gehn Sie, gehn Sie, ſeltſames Ding! ſagte er in einem Tone, der den gefaßten Mann ankündigen ſollte, dem an ihrer Achtung nichts läge, und der ſich das Aergſte gefallen ließe, was ſie von ihm dächte. Mir iſt nicht bange; Sie können mir nicht ſchaden. Drohen Sie nur; aber hüten Sie ſich, daß ich nicht an zu drohen fange. Sie verſtehen mich. Gott befohlen! Rechnen Sie nicht mehr auf mich! Ich ziehe meine Hand von Ihnen ab. Kleid,

Lin-

Linnen und Geld behalten Sie als ein Andenken von mir.

„Nichts, nichts will ich behalten! sagte sie, oder schrie sie vielmehr: Alles sollen Sie wieder haben! Hier ist ihr Geld! (sie zog es heraus und warf es mit einer Heftigkeit auf den Tisch, die ihr kleines stolzes, tugendhaftes, und tief beleidigtes Herz kund gab:) Ihr Kleid und Ihr Linnen ist auch da: Sie können es in Ihrem Wagen mitnehmen. Ich habe auch etwas von Ihren Sachen an, die ziehe ich aus, die reiß' ich herunter! Warten Sie nur, Sie sollen es gleich haben, wo nicht, so werf' ich es aus dem Fenster!“

Während sie diese Worte herausstürmte, zog sie ihre Nadeln aus, riß die Haube herunter (denn sie kam auch von ihm) und so stand sie im bloßen Kopfe mit ihrem langen, flatternden Haar, wie eine kleine fürchterliche Meduse, vor ihm. Nichts scheute sie in ihrer Wildheit, sie stampfte, schrie und weinte, und die ganze Scene verstieß in dem Grade gegen den Wohlstand,

ſtand, daß der Urheber derſelben wie auf Kohlen ſtand und öffentlichen Schimpf davon fürchten mußte. Sie wollte in ihr Zimmer, um das verſprochene Bündel für ihn zuſammen zu packen; aber er hielt ſie zurück und ſtammelte mit blauen Lippen einige Worte, die ſie nicht hören und verſtehen wollte. Aber bedenken Sie doch — wozu der Lärm — es iſt ja närriſch — ruhig doch — hüten Sie ſich — das war alles, was er hervorbringen konnte. In dem Augenblicke trat Madam Zunge herein.

Drittes Kapitel.

Feuer und Flamme.

Oho, was iſt das? rief ſie, als ſie Joſephen in ihrer Verwilderung erblickte: Jeſus Maria, wie ſie ausſieht! Was hat ſie denn

vor,

vor, gnädiger Herr? Wo hat ſie denn ihre Haube? Mein Himmel! man hat ſie doch nicht geprügelt?

Dieſe Worte ergoßen ſich mit einem Geräuſche, das weit ärger war, als alles vorgehende, welches Joſephe gemacht hatte.

Es iſt nichts, es iſt nichts, erwiederte Herr von Roſt haſtig, in der Beſorgniß, daß ihm Joſephe mit einer Erläuterung zuvor kommen möchte: Es war ein Mißverſtändniß, das aber höchſt beleidigend für mich iſt. Ich muß meine Hand von ihr abziehen. Ich bezahle für ſie bis heute; aber von morgen an ſteh' ich für nichts mehr!

Wie? ſagte Madam Zunge mit ſichtbarer Unruhe: Sie wollen für das arme Mädchen nichts mehr bezahlen? Wie kann ich ſie denn bey mir behalten?

„O, ich will ihnen nicht zur Laſt ſeyn! rief Joſephe: Und auch ihm nicht, davor bewahre mich Gott!“

Sie hatte ſich, ohne zu wiſſen, was ſie that, auf einen Stuhl geworfen, und, ohne die Augen zu ihnen beyden aufzuſchlagen, bittere Thränen geweinet. Herr von Roſt hatte ſich unterdeſſen aus dem Staube gemacht, und Joſephe war mit Madam Zunge allein geblieben, die, troſtlos und verwundert zugleich, beyde Hände empor hob: O, Wiſchi waſchi, Wiſchi waſchi! rief ſie, und ſetzte ſich raſch neben Joſephen: Da haben Sie ſich ſchön verantwortet! Geld, Penſion, Unterhalt: alles in die Lüfte! Nun ſtrecke dich, mein Kind, ſtrecke dich, du liegſt im Sande! Ja, nun weine, nun weine, Queerkopf!

„Madam, Sie ſprechen, und wiſſen nicht wovon die Rede iſt!“

Weiß ich nicht? O, ich weiß, daß Sie nackt und bloß ſind. Iſt das nicht genug? Weiß nicht? Frag mich nur: wo ſoll ich hin? — Das ärgert mich? Ja, wenn ich dich ernähren könnte: ſo möchte Herr von Roſt bleiben, wo er wäre!

Sie

Sie legte den Finger an den Mund, sahe eine Weile mit starren Augen an die Decke und darauf fuhr sie fort:

Mein Gott, ja Kind, du hast nichts; aber ich habe mehr als ich brauche: sey nur ruhig, laß ihn gehen! Wer für fünf hat, hat auch für sechs. (Nach einer Pause.) Aber freylich, ist ein gutes Herz wohl gut, aber lebe du davon! Es sind schlechte Zeiten. Man verkauft nichts, man muß sich mühselig aus einem Jahr in das andere schleppen —

„Seyn Sie ruhig! erwiederte Josephe mit einem Seufzer: Ich gehe morgen, komm' es wie es wolle! Ich habe noch etwas Geld, und ich will gern alles bezahlen, wenn Sie mich so lange behalten wollen„

Es dauert mich recht! Aber sagen Sie mir nur, Josephe, worüber ist es denn hergekommen? Ich habe Ihnen so viel gepredigt und gesagt, daß Sie den Mann wie ein roh Ey halten sollen!

Nun erzählte ihr Josephe, was seine Absichten

ſichten mit ihr geweſen wären, und daß er ſie deshalb weg zu andern Leuten hätte bringen wollen. Der letztre Umſtand machte den Unwillen der rüſtigen Frau von neuem rege, und ſie ſchüttete über den Herrn von Roſt alles her, was ihre geläufige Zunge aufbringen konnte. Joſephe ſagte ihr auch, daß er dieſe Anſtalt hauptſächlich darum hätte treffen wollen, daß ſein Neffe nicht wiſſen ſollte, wo ſie geblieben wäre.

Es iſt mir alles klar, Alles! ſagte Madam Zunge darauf: Aber wie wird es nun? Zu etwas müſſen Sie greifen, und das je eher je lieber. Meinem Hauſe ſoll man nichts nachſagen. Weder ich, noch Jonette, wollen Urſach dazu geben. Ihre Schuld iſt es freylich auch nicht; aber man weiß ſchon, wie die Welt iſt. Da kömmt eine Gans vors Gewölbe und ſchnattert: Ach, wer mag er denn ſeyn? Wer iſt ſie denn? ſagt eine Zweyte. Und was meynt ihr denn dazu? ſagt eine Dritte. — Das wäre zum Sterben! Nun kömmt noch dazu, daß Sie uns und wir Sie nichts

angehen. Ja, wenn es eine Verwandte, wenn es nur eine entfernte Muhme wäre, da gienge es noch an: aber Sie, Sie ſind uns weder nahe noch fern, Sie ſind keinem Menſchen nahe oder fern.

„Madam, Sie martern mich, ſagte Joſephe mit aufwallender Heftigkeit: Ich habe Ihnen geſagt, daß ich morgen fort will. Oder wollen Sie, daß ich heute noch fort ſoll? Nach Gefallen.“

Das gute Herz der Madam Zunge kam wieder empor. Sie drückte Joſephen mit naſſen Augen die Hand und ſagte, ſie ſollte ſie nicht für ein ſo hartherziges Weib halten; — ſie ſollte bey ihr ſchlafen und eſſen, ſie möchte nichts dafür. Wenn ſie die Sachen verkaufte, die ſie von dem Herrn von Roſt bekommen hätte, würde ſie daraus einen kleinen Rothpfennig löſen.

„Nein, Madam, ſagte Joſephe: ich verkaufe nichts, weil ich feſt entſchloſſen bin, dem Herrn von Roſt alles wieder zu geben.“

Da wollte ich mich hüten, erwiederte Madam Zunge: nicht einen Faden sollte er wieder sehen! Hat er's Ihnen nicht als ein Almosen gegeben? Und wissen Sie wohl, wenn man was weg giebt, daß man's dann nicht mehr hat?

Sie würde es hierbey nicht gelassen, und sich bestrebt haben, Josephen zu ihren Grundsätzen zu bekehren, wenn nicht einige Käufer ins Gewölbe gekommen wären, und sie abgerufen hätten. Josephe gieng in ihre Kammer.

Viertes Kapitel.

Schön ist das Linnen doch!

Es war fest beschlossen, daß der Herr von Rost seine Sachen wieder erhalten, und daß er ihr nicht wieder unter die Augen kommen sollte.

ſollte. Das war ihr genug, und nun dachte ſie kaum mehr an ihn.

Man wird vielleicht glauben, daß der Hauptgegenſtand ihres Schmerzes und ihrer Ueberlegung, ihre gegenwärtige hülfloſe Lage geweſen ſeyn werde. Aber man irrt. Sie war voll vom Baron. Man erinnert ſich, daß er, als er ſeinen Onkel bey ihr überraſchte, ausgerufen hatte: recht ſchön ſo, Mamſell! und daß ſie ihn noch liebte, als er dies ſagte. Man ſchlieſſe daraus, wie empfindlich ihr dieſe vier Worte ſeyn mußten.

Joſephens Herz war rein, wie Gold, der Baron glaubte dies nicht, und der Baron war ihr Liebhaber. In ſolchen Fällen muß man ſich über einen Liebhaber höchlich erboßen; aber wie ſauer wird es einem! Ohne Zweifel liebte er ſie dann auch nicht mehr: das war abſcheulich! Indeſſen hatte er unrecht? Der Herr von Roſt iſt zwar ein bejahrter, aber doch ein reicher Mann; er ſieht ihn in einer höchſt vertraulichen Stellung bey ihr auf dem Kanape

ſitzen: was beweiſt das? Was für eine Meynung muß er dadurch von ihr bekommen? Wenn er ſie liebt, ſo iſt es natürlich, daß er ſie ſtrafbar findet und daß er ihr ſagen muß, was er ihr ſagte. Es muß ihr ſehr ſchmerzen, daß er einem Mädchen, welches er verachten muß, ſo viel Ehrfurcht und Zuneigung erwieſen hat. — — Das iſt alles ganz richtig; aber er verachtet ſie jetzt, hat den ſchrecklichſten Verdacht auf ſie gefaßt, hat ſie ungehört verurtheilt, hat nicht einmal ein Wort mit ihr geſprochen, und iſt wie ein Sturm davon gerauſcht! Dieſem Menſchen ſollte ſie das Wort reden? ſollte ſie Herz genug haben, unter die Augen zu kommen? Er konnte mißtrauiſch ſeyn, böſe werden, wüthen: immer hin; aber ſie verachten, beleidigen, davon laufen, ſich nachrufen hören und doch nicht wieder kommen, da er ſie liebte, da er ſie wahrſcheinlich noch liebte! O, ſie hatte an ganz andere Sachen zu denken, als an dieſen Brauskopf, der ſolch einen beleidigenden Verdacht nährt und ſie ſo ſchlecht kennt! Bleibe er, wo

er

er will! Der Onkel iſt fort, der Neffe mag es auch ſeyn! Der Eine hat ein gemeines Herz und der andere glaubt, daß ſie ein gemeines Herz habe. Um ſolche Leute hat man auch wohl Urſache ſich zu grämen!

Aber ich muß mein Bündel machen! rief Joſephe und ſprang von dem Stuhl auf, auf welchem ſie jenes ironiſche Selbſtgeſpräch gehalten hatte: Was beſinne ich mich? Ich will ja morgen fort. Heute noch ſchicke ich ihm ſeine Sachen und ſein Geld zurück.

Dies Geld wat zwar eine Weile auf dem Tiſche liegen geblieben, auf welchen ſie es während jenes heftigen Auftritts geworfen hatte; aber Madam Zunge hatte es ihr mit Gewalt wieder in die Taſche geſteckt.

Sie öffnete ihren Kaſten, und nahm das ſchöne Linnen heraus. „Ja, Herr Baron, ſagte ſie dabey: ja, Sie ſollen mich kennen lernen, Sie ſollen von mir denken, wie Sie müſſen! — Dieſe Vorſtellung gab ihr ſo viel Haſt und Eile, daß ſie, ohne daran zu den-

ken, Kleid, Linnen nnd Geld, nicht sowohl seinem Onkel, als vielmehr ihm wieder zurück zu geben schien, um so mehr, da diese Zurückgabe mit einem Billet begleitet werden sollte, das ihn aus dem Irrthum reißen und ihn zwingen sollte, ihren Verlust schmerzlich zu bedauern. Er schien ihr ein großmüthiges Herz zu haben, und sie freuete sich im voraus auf den Schmerz, den ihm der Gedanke erwecken würde, solch ein achtungswerthes Mädchen so bitter beleidigt zu haben. Sie war sich ganz dunkel einer Menge Vorzüge bewußt, die sie zu einem achtungswerthen Mädchen machten. Erstlich sprach ihr trauriges Schicksal, das einzig in ihrer Art war, sehr beredt für sie; zweytens war sie tugendhaft, und dies paßte zu ihrer traurigen Lage so gut; drittens war sie jung und schön! Was will man mehr? Wenn sie sich ausdrüklich erschaffen hätte, um das Herz eines Liebhabers zu rühren: so konnte sie keinen wirksamern Stoff dazu finden. Wenn sie dem Baron nur Schmerz machte: so war es ihr genug, so wollte sie dann nichts wieder

von ihm hören und ſehen. Dieſer kleine Plan gab ihr das Anſehen von Muth und Stolz; denn ſie liebte ihn, ſie freute ſich ſogar darüber, daß ſie ihn liebte, weil er ihrer Liebe auf die Spur gekommen war. Brach ſie nun trotz derſelben mit ihm, ſo mußte er deſto deutlicher ſehen, mit welch einem Herzen er es zu thun gehabt hatte.

Unterdeſſen wuchs das Bündel an, und, was man ein wenig lächerlich finden wird, ſie konnte nicht umhin, trotz ihren ſtolzen und muthigen Vorſätzen, bey ſich ſelbſt, aber ſo leiſe, daß ſie es ſelbſt kaum hörte, zu ſagen: Schön iſt das Linnen doch! wodurch ſie anzudeuten ſchien, daß es doch ſchmerzhaft wäre, ſich von demſelben loß zu machen.

Dieſe kleine Anwandlung von Schmerz ſcheint ihrem edlen Unwillen etwas von ſeinem Verdienſtlichen zu rauben; aber man bedenke nur, daß ſie ſich mit dieſem ſchönen Linnen ſehr vortheilhaft hätte putzen können. Große Thaten ſind immer mühſam. Man muß ſich

zusammen nehmen, um groß zu seyn, aber um klein zu seyn, kann man bleiben, wie man ist.

Nur ihre Haube war noch einzupacken; da sie aber dieselbe, als sie in die Kammer trat, auf einen Stuhl, nahe an der Thür, gelegt hatte: so ward sie vergessen. Einem Mädchen ihres Alters, das seine Sachen einbüßen soll, kann man Zerstreuungen schon verzeihen.

Sie dachte also nur noch an ihr Kleid, das sie, weil es auch von dem Herrn von Rost kam, ebenfals einpacken müßte. Weil sie es am Leibe trug und vielleicht gern noch länger behalten hätte: so sagte sie mit auf die Lippe gelegtem Finger: „Habe ich denn nichts weiter einzupacken? Ists das alles? Nein, das Geld noch!“ — Und dies Geld zog sie aus der Tasche, ohne daß es ihr im geringsten sauer ward. Geitzig war sie nicht, aber eitel; und darum fehlte es ihr nur in Absicht des Kleides an Entschlossenheit. Aber es blieb doch am Ende nichts übrig, als dies. Was zu thun? „Ich will erst das andere holen, eh' ich dies

auszie-

ausziehe!“ ſagte ſie. Alles, wahrſcheinlich, um Zeit zu gewinnen. Mit dem andern Kleide meynte ſie daß alte, das ihr gegenüber an der Wand hieng.

Sie ſtand alſo auf, um es zu holen, und auf dem Wege dahin, der nur drey Schritte lang war, beugte ſich plötzlich ihr ſtolzes Herz, ihre Augen giengen voll Waſſer, und ein tiefer Seufzer, deſſen ſie ſich ſelbſt nicht verſah, entfuhr ihr und gieng entweder auf ſie ſelbſt, oder auf den Baron, oder auf das ſchöne Kleid. Es iſt ſchwer zu beſtimmen, wem er eigentlich galt; aber das iſt gewiß, daß ſie das alte Kleid herab nahm, mit einem zweyten Seufzer langſam auf einen Stuhl ſinken ließ, und ausrief! „Ach Gott, warum habe ich Vater und Mutter verliehren müſſen!“

Vielleicht hatte ſie dies nicht ſagen wollen. Sie ſchob wohl nur Vater und Mutter vor, um ihrer Betrübniß einen anſtändigen Grund zu unterlegen. Sey es, wie es wolle: ſie warf während dieſes kurzen Monologen, der,

ſo ſauer es ihr auch wurde, ihre Entkleidung zur Folge gehabt hätte, von ungefähr einen Blick auf ihre Haube, die noch an der Stelle lag, die wir vorhin angegeben haben.

„Gut, ſagte ſie jetzt mit freyerm Athem: ich glaube ſchon alles eingepackt zu haben, und da liegt die noch. Es fällt mir nicht einmal ein, eine andere aus dem Kaſten zu nehmen, und ſie aufzuſetzen. Da gehe ich im bloßen Kopfe!“ Dieſe Worte führten ſie unwillkührlich von einer Idee zur andern, und eh' ſie ſichs verſah, ſtand der mitleidige geiſtliche Herr, der ſie zuerſt dem Herrn von Roſt empfohlen hatte, vor den Augen ihrer Seele, verſteht ſich, im — bloßen Kopfe. „Ach, der gute Mann, ſagte ſie; er würde ſich wundern, wenn er das alles wüßte!“ — Und gleich darauf kam ihr der Gedanke, daß ſie zu ihm gehen, daß ſie keine Zeit dabey verlieren müßte; daß dieſer Beſuch in ihrer hülfloſen Lage unumgänglich nöthig wäre; daß ſie das Bündel morgen fortſchicken könnte; daß ſie eine Närrin

wäre,

wäre, ſich heute ſchon mit den Lumpen zu befaſſen (Lumpen nannte ſie dieſelben, um ſich zu überzeugen, daß ſie keinen Werth darauf ſetzte) und daß endlich, wenn ſie dieſelben morgen früh fortſchickte, der Baron gewiß zu Hauſe getroffen werden würde, wozu aber heute keine Wahrſcheinlichkeit wäre. — „Das Packet mag ſo bleiben, ſagte ſie: ich werde es ſchnüren, wenn ich von dem geiſtlichen Herrn zurück komme. Mein Fuß thut mir faſt gar nicht mehr weh, und ich nehme mir Zeit. Ja, ſo werd' ich es machen. — Aber, fuhr ſie fort und ſtand plötzlich ſtill: was für eine Haube ſoll ich aufſetzen? Welche Haube? Natürlich die, die ich abgenommen habe und die hier bey mir liegt. Es machte mir zu viel Umſtände, im Kaſten herum zu ſtöhren, um eine andre zu ſuchen.“

Ueberdies war auch dieſe Haube die beſte; es war ſogar nöthig, daß ſie dieſelbe aufſetzte, um ſie dem geiſtlichen Herrn zeigen zu können, damit er ſelbſt daraus ſähe, daß der Geber

derſelben Plan dabey gehabt hätte. So ſchöne Hauben kauft man nicht aus Barmherzigkeit! Alſo war dieſe Haube, wenn ſie dem guten Mann, wie ſie feſt entſchloſſen war, ihr ganzes Abentheuer erzählte, ein unwiderſprechlicher Beweis für die Wahrheit ihrer Ausſage.

Und das Kleid, das ſie noch anhatte? O, das konnte ſie noch weniger ausziehen, das mußte er auch ſehen, das gab noch einen ſtrengern Beweis gegen den Herrn von Roſt! Sie behielt es alſo ohne Gewiſſensbiſſe an. Die Vernunft ſelbſt berechtigte ſie dazu. Die Bündigkeit ihres kleinen Raiſonnements hatte ſie unmerklich ſo weit geführt, und ſie faßte wieder Muth, bis auf weitere Verfügung. Sie ſetzte die Haube auf und gieng.

Fünftes Kapitel.

Geiſtlicher Troſt.

Madam Zunge ſtand mit einer Nachbarin vor ihrem Gewölbe. „Wo wollen Sie hin, Joſephe?“ ſagte ſie. — In die Kirche, erwiederte Joſephe; und damit log ſie nicht: denn bey jedem Kloſter iſt eine Kirche, wenn auch nicht jedes Kloſter eine Kirche iſt. — Deſto beſſer, mein Kind, erwiederte Madam Zunge: beſto beſſer! befiel dich in Gottes gnädige Hand! — Wir ſprachen jetzt eben von Ihnen, und ich ſagte, daß ich morgen eine Meſſe für Ihre Umſtände wolte leſen laſſen.

Während Madam Zunge dies ſagte, heftete ihre Nachbarin die Augen ſtarr auf Joſephen und muſterte ſie mit der gemeinſten Neugierde, deren Reſultat war, daß ſie von Zeit zu Zeit die Achſeln zuckte und dabey ſagte: Das arme Kind! Das Herz bewegt ſich einem ordent-

ordentlich! Wenn man sie so ansieht, so sollte man denken, daß sie ein Mädchen von Familie sey! — Dieser Ausbruch von Mitleid und Rührung war weder fein noch tröstend; auch dankte Josephe nicht dafür, sondern entfernte sich eiligst von den beyden Gevatterinnen.

Sie hatte seit der Entfernung des Herrn von Rost, bis zu dem Augenblicke, wo sie aus dem Hause gieng, keinen einzigen (man darf es wohl sagen) keinen einzigen vernünftigen Gedanken gehabt; sie hatte sich damit unterhalten, daß sie den Herrn von Rost verachtete, sich über den Baron beklagte, ihn liebte, auf Mittel dachte, ihm ihre Zärtlichkeit und ihren Stolz kund zu geben, und endlich ihre Sachen, die sie im Begriff stand, sich selbst abzuzwingen, mit nassen Augen zu bedauern. Von ihrer Lage kein Wort: an diese hatte sie gar nicht gedacht.

Aber jetzt zerstreute das Getümmel und Geräusche der Straßen diese kleinlichen Ideen und

und brachte ſie auf ſich ſelbſt zurück. Je lebhafter und brauſender alles um ſie her war, deſto öder und einſamer fand ſie es für ſich. Ein Wald würde ihr weniger wüſte geſchienen, und ſie würde ſich in demſelben weniger iſolirt und verirrt gefunden haben. Aus dem Walde wäre ſie doch einmal gekommen; aber wie aus dieſer Wüſte? worinn das Univerſum für ſie verwandelt war, weil kein Faden mehr ſie an irgend ein Weſen knüpfte. Das Gewimmel von Menſchen um ſie her, die ſich zuriefen, oder mit einander ſprachen; das Gerolle der Wagen, und ſelbſt der Anblick ſo vieler bewohnten Häuſer, verſtärkten das Gefühl ihrer Hülfloſigkeit, ſtatt es zu heben.

„Keinem unter allen dieſen Menſchen geh ich was an!“ ſagte ſie; und einige Schritte weiter fuhr ſie fort: „Wie glücklich dieſe Menſchen ſind! jeder hat ſeine Stelle und ſein Nachtlager; aber ich weiß nicht, wohin ich gehen ſoll; niemand wartet auf mich, niemand bemerkt, daß ich fehle! Heute weiß ich wohl noch wohin, aber morgen nicht mehr.‘

Ihr

Ihr Schmerz übertrieb, wie die Freude zu übertreiben pflegt. Sie hatte ja noch etwas Geld und konnte sich irgendwo einmiethen, bis Hülfe kam. Aber freylich hat der keine Herberge, der sie nur auf einige Tage hat.

Indessen weinte sie jetzt noch nicht: sie sammelte gleichsam noch erst Stoff zum weinen. Ihr Herz unterrichtete sich noch von ihren Bedrängnissen und übermaß noch den ganzen Umfang ihres Unglücks. In dieser Stimmung konnte sie noch keine Thränen haben.

Das Herz war ihr unbeschreiblich beklemmt. Sie war so schön geputzt, als den Morgen; aber sie dachte nicht daran, oder wenn sie daran dachte, freuete es sie nicht. Die Vorübergehenden hefteten in Menge ihre Blicke auf sie: sie bemerkte es mit Gleichgültigkeit. Sie hörte einigemal, daß man neben und hinter ihr sagte: ein herrliches Mädchen! dies erkannte sie mit Dank, aber ohne entzückt dadurch zu seyn, weil sie nicht Kraft genug hatte, das Schmeichelhafte, das darinn lag, in seinem ganz

ganzen Umfange durchzufühlen. Zuweilen dachte sie auch an den Baron; aber mit dem Gefühl, daß es lächerlich sey, länger an ihn zu denken. Lieben und ich! dachte sie: das schickte sich auch für ein armes, verlassenes Geschöpf, das hülflos herumirrt und ein Gegenstand des Mitleids bey andern Menschen ist!

Sie kam endlich unter einer unbeschreiblichen Trostlosigkeit nach dem Kloster, erfragte den geistlichen Herrn, und ward in ein Zimmer geführt, wo er und noch eine andere Person seyn sollten. Diese andre Person war — (man bewundere das Spiel des Zufalls) war niemand anders, als der Herr von Rost, der wechselsweise bald roth bald blaß ward, als er Josephen erblickte. Sie that, als ob sie ihn nie gesehen hätte.

Ach, sind Sie es? rief der geistliche Herr: es ist gut, daß Sie kommen! Wir sprachen gerade von Ihnen. Setzen Sie sich!

Aber der Herr von Rost wollte sich empfehlen und versicherte, es wäre gegen den Wohl-

stand, wenn er, nach dem, was zwischen ihm und Josephen vorgefallen, bliebe. Nicht, als ob er böse auf sie wäre: dafür sollte ihn der Himmel bewahren. Er wünschte ihr vielmehr von Herzen alles liebe und Gute.

Mit diesen Worten machte er dem geistlichen Herrn eine Verbeugung und, was noch schlimmer wär, auch Josephen. Er hielt dabey die Augen sittsam auf die Erde geheftet, und Josephe erwiederte sein Kompliment auf eine ähnliche Art. Abee der geistliche Herr hielt ihn zurück und stellte ihm mit vieler Herzlichkeit vor, daß sein Verdienst als Menschenfreund schon sehr groß sey, wenn er Josephen vergäbe, nach dem, was er von ihrem ungegründeten Verdachte habe dulden müssen; aber noch größer würde es dadurch, wenn er nicht aufhörte, ihr Freund und Vater zu seyn und sie in ihrer mißlichen Lage zu unterstützen. Ueberdies könnte sich ja auch das unerfahrne Mädchen aus Eigenliebe, aus Schüchternheit, selbst aus Tugendgefühl in Absicht seiner geirrt

haben. Das würde sie auch selbst fühlen, fuhr er zu Josephen fort: sie sollte ihr Unrecht erkennen, aufrichtig bereuen, und ihrem Wohlthäter einen Schritt entgegen thun.

Josephe konnte ihre Empfindlichkeit nicht bergen. Sie sahe, daß der Heuchler die Schuld auf sie gespielt hatte. „Der Himmel weiß es, sagte sie: daß ich mich nicht geirrt habe; und der Herr von Rost muß es auch wissen.“ — Ein Thränenguß begleitete diese Worte. Herr von Rost, was für ein eisenfester Heuchler er auch war, blieb seiner doch nicht Meister. Tiefe Verwirrung sprach aus seinem Gesicht, und nicht einmal verstellen konnte er sich mehr. In der Besorgniß, daß ihm der geistliche Herr auf die Spur kommen möchte, griff er endlich, als ein gescheuter Mann, zu dem einzigen Mittel, das ihm noch übrig war: er gestand frey heraus, daß er verlegen sey. — „Ich weiß nicht, was ich sagen soll, stammelte er: es ist eine harte Prüfung! Stehen Sie mir bey, hochwürdiger Herr! Sie sind sehr un-

gerecht, liebe Tochter. Ich zeigte Zärtlichkeit für Sie, das ist wahr; aber ich liebte Ihre Seele und liebe sie noch, weil sie es verdient. Ja, hochwürdiger Herr, das liebe Mädchen ist tugendhaft, und hat tausend andre schöne Gaben. Ich empfehle sie Ihnen, weil ich kein Mittel sehe, wie ich mich, ohne den Wohlstand und mein Herz zu kränken, länger für Sie verwenden kann.

Mit diesen Worten entfernte er sich, und grüßte bloß den geistlichen Herrn, der ungewiß schien, wie er sich nehmen sollte und ihn den Kreutzgang hinunter mit seinen Blicken begleitete, während Josephe mit niederhangenden, gefalteten Händen in der Mitte des Zimmers ohne Bewegung stehen blieb.

Es war gewiß, daß der Herr von Rost den geistlichen Herrn zu Josephens Schaden für sich gewonnen hatte: denn letzterer hielt, als er das Zimmer zugemacht hatte, Josephen eine lange Rede, worin er ihr bewies, daß sie weder gelehrig noch biegsam, noch dankbar

sey,

ſey, daß ſie bloß den Eingebungen ihres kleinen Kopfes folgte, und daß es ihre Schuld wäre, wenn die Mühe, die er ſich ihrentwegen gegeben, ohne Nutzen verſchwendet worden ſey.

Joſephe weinte, und Thränen blieben eine Zeitlang ihre einzige Vertheidigung. Endlich ward ſie ihrer Zunge wieder mächtig; ſie theilte dem geiſtlichen Herrn alle die Bemerkungen mit, die ſie über die Seelenliebe des Herrn von Roſt gemacht hatte, und ſchloß mit folgenden ſehr naiven Fragen: Sagt ein frommer Mann zu einem Mädchen, daß ſie ein hübſches Geſicht habe? Spricht er mit einem Mädchen, von ihrem Herzen und will er ihr ſein Herz zurück laſſen? Giebt er ihr einen Kuß aufs Ohr, wenn er nicht zu ihrem Munde kann? Hält er ihr Tanz- und Muſikmeiſter? bringt er ſie zu fremden Leuten, und verſpricht er ihr, wenn ſie zu ihnen will, einen Kontrakt auf hundert und funfzig Dukaten? Spielt er mit ihren hübſchen Haaren, wenn ſie welche hat?

Genug, genug, kleine giftige Zunge! rief der geistliche Herr, und hob die Hände empor, als ob er über ihre Erzählung herzlich erschrecken wäre, und den Verdacht, der sich ihm dadurch aufdrang, aus allen Kräften von sich abzuhalten strebte. Josephe goß, im Gefühl seiner Ungerechtigkeit und ihres Rechts, einen ganzen Strom von Vorwürfen über ihn her, und blieb dabey, daß der Mensch, den er ihr als fromm und wohlthätig empfolen, ein Bösewicht sey, der sie zu einem liederlichen Mädchen hätte machen wollen.

Wenn diese Herrn sich selbst nicht mehr helfen können, stecken sie sich hinter den Himmel. Dieser würde wissen, was an der Sache wäre, sagte der geistliche Herr, indem er sich kurz umdrehte: bleiben Sie so fromm, wie Sie es jetzt zu seyn scheinen, fuhr er fort: die Vorsehung wird sich Ihrer annehmen. Jetzt habe ich nöthig zu thun. Leben Sie wohl. Lassen Sie mir aber doch die Adresse der Modehändlerin, bey der Sie wohnen.

Ach

Ach Gott! sagte Josephe: ich wohne nur noch heute bey ihr, dann weiß ich nicht, wohin: Die Pension wird nicht mehr für mich bezahlt, also werde ich ausgestoßen. Ich weiß nicht, was ich anfangen soll, hochwürdiger Herr, wenn Sie mir Ihren Beystand versagen. Auf Sie habe ich meine letzte Hoffnung gesetzt!

Auf mich, mein gutes Kind? Gütiger Himmel! ein armer Geistlicher, was kann der thun? Gott weiß, daß es mir nicht an gutem Willen fehlt: vielleicht giebt er mir einen glücklichen Gedanken ein. Ich will ihn darum bitten, und thun Sie das auch. Morgen früh gegen neun Uhr bin ich gewiß bey Ihnen: gehen Sie nicht eher aus. — Aber es ist wirklich spät. Ich habe zu thun. Leben Sie wohl. Morgen ein mehreres.

Josephe empfahl sich ihm, ohne ein Wort hervorbringen zu können, und machte sich, trostloser als sie gekommen war, auf den Weg.

Seine frommen Ermahnungen hatten ihre Lage ihr noch weit schrecklicher gemacht, als ihre eigene Ueberlegung. Das kam daher, weil sie noch nicht fromm genug war, und weil eine Seele von siebzehn Jahren alles verdorben und verloren glaubt, wenn man ihr in solchen Fällen sagt, daß ihr nichts übrig sey, als Gott.

Sechstes Kapitel.

Nahe Hülfe.

Mit nassen Augen und unter tiefen Seufzern mischte sie sich von neuem unter das Gewimmel der Straßen. Sie drückte sich dicht an den Häusern hin, um von den Vorübergehenden nicht bemerkt zu werden. Wahrer, herzlicher Schmerz ist, wie die Liebe, gern [illegible] sich

ſich, und zufolge dieſes Zuges, trat ſie in die Kirche eines Nonnenkloſters, die ſie offen fand, um dort ihrem Schmerze ungeſtörten und unbemerkten Ausbruch zu verſtatten. Sie kniete in einer der dunkelſten Hallen nieder, und weinte und wimmerte laut. Ich bin ein unglückliches Mädchen! ſagte ſie: was ſoll ich auf der Welt? O Gott, du haſt mich darauf geſetzt, hilf mir auch!

Sie war ſo tief mit ihrem Leiden beſchäftigt, daß ſie eine Dame, die nach ihr gekommen war, und hinter ihr kniete, nicht bemerkte. Erſt als ſich dieſelbe entfernte und durch das Geräuſch ihres Kleides ihre Gegenwart ankündigte, ſchlug Joſephe die Augen zu ihr auf. Die Dame gieng mit einem Blicke voll Mitleid und Güte vor ihr vorbey.

Dieſe Dame war gerade vom Lande gekommen, und hatte ihren Wagen vor dem Kloſter, in welchem ſie ſehr bekannt war, halten laſſen, weil ſie einen Brief an die Priorin

abzugeben hatte. Während man letztere von diesem Besuche benachrichtigte und ins Sprachzimmer rief, war die Dame in die Kirche getreten, deren Thür sie, wie Josephe, offen gefunden hatte. Die Seufzer und Klagen Josephens waren ihr aufgefallen, sie war näher gekommen, und hatte alles gehört, was sie sagte. Die Trostlosigkeit, die in den schlaffen niederhangenden Händen, und in ihrem zum Himmel gerichteten Auge sich zeigte, trat der Dame ans Herz, und rührte sie desto lebhafter, da die Klagende, wie man wuß, gut angezogen war, und überdies sehr jung zu seyn schien. Zwar konnte ihr die Dame nicht ins Gesicht sehen; aber die natürliche Leichtigkeit und Geschmeidigkeit, die über eine junge und artige Figur ausgegossen ist, ließ sie ihr Alter errathen. Auch der Putz that Josephen keinen Schaden. Bey solchen Gelegenheiten ist es gut, wenn man den Augen gefällt: sie empfehlen einen dem Herzen. Da hinter der Wohlthätigkeit fast immer Eitelkeit lauscht: so übt man sie gern an Personen von ausgezeich-

zeichnetem Aeuſſern, um ſich in ihren, in anderer, und in ſeinen eigenen Augen ein deſto gröſſeres Gewicht zu geben.

Die Dame muſterte Joſephen genau durch, und würde ſo lange gewartet haben, bis ſie ſich entfernte, um auch ihr Geſicht zu ſehen, wenn man ihr nicht die Nachricht gebracht hätte, daß die Priorin ſie im Sprachzimmer erwartete. Bey dem Geräuſch, das ſie im Weggehen machte, ward ſie, wie geſagt, von Joſephen bemerkt, die jetzt ihr Auge auf ſie heftete, was auch die Dame zu erwarten geſchienen hatte, weil ſich ihre Blicke in eben dem Nu begegneten. Joſephe ward roth, daß man ſie bey ihren Klagen überraſcht hatte; aber trotz der kleinen Verwirrung, worein ſie darüber gerieth, bemerkte ſie doch, daß die Dame mit ihrer Bildung zufrieden, und daß ihre Traurigkeit zu ihrem Herzen geſprochen hätte. Sie las dies in ihren Augen, und daher kam es, daß ihre eigenen Augen, der Dame Dankbarkeit und Schüchternheit anzukündigen ſchienen.

Josephe blieb noch gegen eine halbe Viertelstunde in der Kirche, theils, um ihre Augen zu trocknen, theils, um dem Gedanken nachzuhangen, was aus ihr werden würde, wenn die Bemühungen des geistlichen Herrn nichts zu ihrem Vortheile bewirkten. „Wie glücklich, rief sie: sind die Bewohnerinnen dieses Klosters gegen mich arme Verlassene!“ — Sie hatte diese Worte kaum ausgesagt, als die Pförtnerin des Klosters zu ihr trat und ihr sehr freundlich sagte, daß die Kirche zugeschlossen würde. „Ich gehe gleich, gute Frau! erwiederte Josephe, und sahe sie bloß von der Seite an, weil sie besorgte, ihre nassen Augen möchten von der Frau bemerkt werden; aber auf den Ton ihrer Stimme hatte sie nicht Acht gegeben und dieser verrieth sie. Die Pförtnerin fand ihn so beweglich und klagend, und Josephen selbst so jung, so gut angezogen und hübsch, daß sie gerührt ihre Hand nahm und zu ihr sagte: was ist Ihnen, liebes Fräulein? Guter Gott, wie roth ihre Augen sind! Sie müssen wohl sehr betrübt seyn! Haben Sie vielleicht

mit

mit einer unſerer Jungfern geſprochen? Und mit welcher?

Joſephe erwiederte kein Wort, aber ihre Augen ſtanden von neuem voll Waſſer. Immer weinen die Weiber gern, wenn man zu ihnen ſagt: Sie haben ja geweint.

O, ſagen Sie mir doch, gutes, ſchönes Kind, fuhr die Pförtnerin fort: was fehlt Ihnen? ſoll ich einer unſerer Jungfern etwas davon ſagen?

Der theilnehmende Ton der Frau gewann Joſephens Aufmerkſamkeit. Sollte mir Gott in dieſer Frau Hülfe ſchicken? ſagte ſie bey ſich ſelbſt, und gleich darauf antwortete ſie der Pförtnerin. Ja, liebe Frau, ich möchte die Priorin gern ſprechen, wenn ſie mir ein paar Augenblicke ſchenken wollte.

O, kommen Sie, kommen Sie, ſagte die Pförtnerin und zog ſie mit ſich fort: ich

will Sie gleich zu ihr bringen. Sie wird gerade im Sprachzimmer seyn, kommen Sie nur!

Josephe gieng mit ihr. Sie stiegen eine kleine Treppe hinan; eine Thür gieng auf, und der erste Gegenstand, der Josephen in die Augen fiel, war die vorhin erwähnte Dame. Es schien ihr lieb zu seyn, daß sie Josephen noch einmal sahe. Sie stand mit einem sehr freundlichen Wesen auf, um Josephen bey der Priorin Platz zu machen.

Hochwürdige Frau, sagte die Pförtnerin: dies gute Fräulein hat Sie zu sprechen verlangt.

Die Priorin war eine kleine, runde, weißhäutige Figur, mit doppeltem Kinn und einer frischen und festen Farbe. Außer den Klostermauern trift man Bildungen dieser Art nicht. Geistliche Wohlbeleibtheit ist ganz anders, als weltliche: sie hat sich mit weit mehr Ruhe und Bequemlichkeit, kurz mehr methodisch,

das heißt: mit mehr Kunst, Plan und Selbstpflege, mit einer feinern, verliebtern und andächtigern Gefälligkeit gegen sich selbst, gebildet. Seit der Aufhebung der Nonnenklöster ist diese fromme Mast in Oesterreich ins Stecken gerathen.

Gott grüße Sie, mein Engel, sagte die Priorin zu Josephen: Wen habe ich die Ehre zu sprechen?

Und wenn ich es Ihnen sagte, hochwürdige Frau, würden Sie immer noch nicht wissen, wen! erwiederte Josephe mit einer verschämten Bescheidenheit.

Wenn mir recht ist, nahm die Dame das Wort und lächelte zärtlich dazu: wenn mir recht ist, so habe ich Sie vorhin in der Kirche gesehen. Sie weinten, und das war mir schmerzhaft.

Ich erkenne Ihre Güte mit Dank, erwiederte Josephe schüchtern und mit schwacher Stim-

Stimme. Sie wußte nicht wie sie ihr Anliegen einleiten sollte, weil sie der Empfang der Priorin, der ihrem sinnlichen übrigen Wesen ganz angemessen war, muthlos gemacht hat. Sie erwartete nichts von ihr, aber ohne es sich erklären zu können, warum? Sie wird mich bedauern, sagte sie bey sich selbst: aber mir nicht helfen. Es ist hier nichts für mich zu thun.

Unterdessen hatten die beyden Damen sich immer noch nicht wieder gesetzt und Josephe ward roth darüber, weil sie fühlte, daß ihr Kleid sie irre geführt, und daß sie in ihrer Lage keinen Anspruch auf diese Aufmerksamkeit zu machen hätte.

Wollen Sie etwa mit mir allein sprechen? sagte die Priorin.

Wie Sie befehlen, hochwürdige Frau, erwiederte Josephe: aber es würde mir leid thun, wenn sich die Dame deshalb entfernen wolls

wollte, und wenn ich Ihnen läſtig würde. Ich kann wieder kommen.

Nein, Sie bleiben, ſagte die Dame und nahm Joſephen bey der Hand, um ſie näher zu führen: Mein Beſuch iſt gemacht: ich wollte eben gehen. Sie haben einen geheimen Kummer, das iſt ſichtbar, und Sie verdienen Theilnahme. Ich würd es mir nicht verzeihen, wenn Sie ſich meinetwegen entfernten.

Ja, ich habe Kummer, gnädige Frau! rief Joſephe, durch ihre Bemerkung tief bewegt und die Augen voll Thränen: auch Sie können wiſſen, was mich drückt. Ihre großmüthige Theilnehmung rührt mich. Sie reden auch wohl ein Wort für mich bey der hochwürdigen Frau, die ich kniend (ſie warf ſich nieder) um eine Gnade bitten will. Ich möchte gern in ihr Kloſter.

Sie dauern mich, mein liebes ſchönes Kind, erwiederte die Priorin und reichte ihr die Hand, ohne ſich von der Stelle zu bewegen, während die Dame ſie voll Rührung aufhob: Ich freue mich, daß Ihre Wahl auf mein

Haus gefallen ist. Mir ahndete gleich so etwas, als ich Sie sah. Sie sahen so fromm und sittsam aus, und Ihre Berufung stand auf Ihrem Gesichte geschrieben. Aber man muß doch ihren Verwandten davon Nachricht geben. Nicht? zu wem schicke ich?

Ach, hochwürdige Mutter, erwiederte Josephe: ich weiß nicht zu wem!

Verwirrung und Herzklopfen schlossen ihr den Mund.

Aber wie ist es denn damit? fuhr die Priorin fort.

Ach zu niemand, zu niemand! rief Josephe: Ich bin so unglücklich, keine Eltern mehr zu haben, oder wenn ich sie habe, so kenne ich sie nicht!

Jesus! meine Tochter, erwiederte die Priorin und über ihr Gesicht zog sich unwillkührlich ein ernsthafter Kaltsinn: Keine Eltern? das ist traurig! Aber wer nimmt sich denn Ihrer an? Sie haben vermuthlich auch nichts? Wo sind denn Ihre Eltern geblieben?

Auf

Auf dieſe Fragen gab Joſephe einen kurzen Abriß ihrer Geſchichte, in welcher der große Reiſewagen, die Räuberbande, der Landpfarrer und ſeine Schweſter, Madam Zunge und ein gewiſſer Herr (ſie nannte ihn nicht, weil ſie es für überflüßig hielt, und weil ſie nicht voraus ſetzen konnte, daß die beyden Damen ihn kennten) mit ſeinem Kuß aufs Ohr, mit ſeinem Muſik- und Tanzmeiſter und mit ſeinem Kontrakt auf hundert und funfzig Dukaten, den wichtigſten Platz einnahmen, der Baron von Toerring aber ganz vergeſſen wurde; und die ſie mit der Aeußerung ſchloß, daß ſie vollkommen hülflos und verlaſſen ſey; wenn der Vater Franciskus (ſo hieß der geiſtliche Herr, der ſie der Hulfe Gottts empfohlen hatte) nicht bis morgen ein Unterkommen für ſie fände. Joſephe legte in ihre kleine hiſtoriſche Rede keine Kunſt, ſondern bloß ihren Schmerz, und dieſer wirkte ſichtbar auf die Dame. Sie trokuete ſich die Augen, ſagte aber jetzt noch kein Wort: ſondern ließ die Priorin antworten, die Joſephens Erzählung mit gefalteten Häns

den und mit einigen Zuckungen in den Gesichtsmuskeln beehrt hatte, die sie ihr Wohlstands halber nicht unbezeugt lassen konnte. Aber ihr Herz hatte kein Zeichen des Lebens von sich gegeben.

Ihr Schicksal ist sehr traurig, Mamsell, (Engel und liebes schönes Kind war für eine Hülflose zu höflich und fein) aber es ist noch nicht alles verlohren!

Nach einer Pause fuhr sie fort und sagte: Man müßte nur sehen, was der Pater Franciskus für sie ausrichten würde. Sie könnte nichts für sie thun; sie käme nicht aus, und kennte niemand. Auch wäre ihr Haus nicht reich, es wäre verschuldet und deshalb könnte sie die Zahl der Schwestern nicht vermehren. Aber sie wollte doch das thun: eine Kollekte bey den Kostgängerinnen ihres Klosters für sie sammeln, und ihr morgen zustellen, was sie zusammen gebracht hätte.

Josephe erwieberte darauf in einem kalten

und

und entſchloſſenen Tone: daß ſie noch Geld hätte, und überhaupt nicht gekommen wäre, um Almoſen zu verlangen. Zu dieſem Schritt müßte man, wenn man Ehrgefühl hätte, erſt greifen, wenn der Hungertod vor der Thür wäre; und auch ſie wollte bis dahin damit warten. Sie ſagte ihr übrigens ergebenſten Dank.

Jetzt hielt ſich die Dame nicht länger. Nein, ſagte ſie: ich werd' es nicht zugeben, daß ein Mädchen von guter Geburt ſo tief ſinken ſoll. Faſſen Sie Muth, gutes Kind. Sie haben noch eine Freundin auf der Welt, und verdienen ſie. — Sie, hochwürdige Frau, fuhr ſie zur Priorin fort: Sie bitte ich, daß Sie meine junge Freundin unter die Zahl ihrer Koſtgängerinnen aufnehmen. Sie wiſſen zwar nicht, wer ſie iſt, müſſens aber doch wiſſen, und auch die Welt muß es wiſſen, damit man mir die Neigung, die ich für ſie fühle, nicht verargt. Wir dürfen nur die Pförtnerin zu Madam Zunge ſchicken. Ich kaufe von ihr,

und ihr Zeugniß wird Sie und mich über dieſen Punkt rechtfertigen.

Joſephe merkte aus dieſer Aeuſſerung, daß ſie wohl ſelbſt gern wiſſen möchte, was ſie an ihr hätte; aber die anſtändige und ſchonende Wendung, die ſie dabey nahm, und die Sorgſamkeit, ihr zu verbergen, daß ihr ein paar kleine Zweifel über ihre vorhergehende Erzählung zurück gebliebn ſeyn könnten, ſchloſſen Joſephens ganzes Herz für ſie auf; ſie ergriff mit Entzücken und unter Freudenthränen (die ſüßeſten, die ſie in ihrem Leben geweint hatte) die Hand der Dame, und küßte, und drückte ſie an ihre Bruſt.

Züge von Herzensgüte dieſer Art, ſind nicht mit Golde zu bezahlen. Wer Adel des Herzens hat, ſchont den Adel des Herzens bey Andern. Dieſe zärtliche Aufmerkſamkeit, die nicht nach Dank geizt, weil ſie ſich verſteckt, iſt wahrhaft anbetungswerth, weil ſie thätig hilft und zugleich zu verbergen ſtrebt, daß ſie geholfen

hat,

hat, um das Selbſtgefühl des Hülfsbedürfti-gen nicht zu drücken. Joſephe fühlte, weil ſie ſelbſt Adel des Herzens beſaß, den ganzen Umfang des Dienſtes, den ihr die großmüthige Dame erwieſen hatte, und daher ihr Entzücken, das ſich ſo lebhaft zeigte. Das menſchliche Herz iſt ſtolz, und alles, was von Achtung für ſeine Würde zeigt, faßt es auf und erwiedert es mit Dank und Freude. Undankbarkeit iſt der Fehler des Stolzes nicht.

Siebentes Kapitel.

Neue Sonne.

Erlauben Sie mir, gnädige Frau, ſagte Joſephe: daß ich ein paar Worte an Madam Zunge ſchreiben darf. Sie ſollen das Billet ſehen. Ich glaube, daß ſie bey meinen Umſtänden, die ihr ſo bekannt ſind, als mir ſelbſt, Betrug fürchten, und auf mündliche Nachfra-

ge sich nicht frey und deutlich genug erklären möchte.

Sie haben Recht, gutes Kind, erwiederte die Dame: schreiben sie also. — Zugleich forderte sie von der Priorin Tinte, Feder und Papier. Die Priorin gab alles sehr willig her. Sie war überhaupt seit fünf Minuten ungleich geschmeidiger, als vorher. Josephe nahm die Feder und schrieb folgendes an Madame Zunge:

„Ueberbringerin dieses, Madame, kömmt „ausdrücklich in der Absicht, sich nach mir bey „Ihnen zu erkundigen. Haben Sie die Güte „und sagen Sie ihr aufrichtig, wahr und dreist „alles, was Sie von meinem Charakter, von „meiner Aufführung, von meiner Geschichte „und meiner Bekanntschaft mit Ihnen wissen. „Ich würde es Ihnen nicht danken, wenn Sie „jemand zu meinem Vortheile hintergehen „wollten; also erklären Sie sich nach ihrem „Gewissen, ohne sich darum zu bekümmern, „ob mir ihre Aussage schädlich oder nützlich „seyn könnte. Ich verharre ꝛc. ꝛc.

Josephe.

Jose-

Josephe überreichte ihrer künftigen Wohlthäterin dies Billet; sie überlas es lächelnd, und ihre Miene schien zu sagen: für mich war es nicht nöthig. Darauf gab sie es der Priorin und sagte: Sie werden meiner Meynung seyn, hochwürdige Frau: wer so schreiben kann, hat ein gutes Gewissen.

Vortreflich! erwiederte die Priorin, als sie das Billet gelesen hatte: ganz vortreflich! Zugleich schellte sie der Pförtnerin. Diese kam und die Dame zog sie mit folgenden Worten bey Seite: „Ich habe ihre Schwester auf dem Lande gesehen, und ihre Herrschaft ist mit ihr zufrieden. Ich habe ihr ein paar Worte von ihr zu sagen, höre Sie doch!“ — Sie zog die Pförtnerin nach dem andern Ende des Zimmers und sagte ihr etwas ins Ohr. Josephe merkte wohl, daß sie die Schwester war, von welcher sie mit ihr sprach, und einige Worte, die der Pförtnerin entfuhren, z. B. ein Wort so gut wie tausend, gnädige Frau; lassen sie mich nur machen, und

während welcher sie Josephen ansah, bestärkten diese in ihrer Vermuthung.

Darauf händigte die Dame der Pförtnerin das Billet aus. Sie entfernte sich und kam bald zurück. Doch ehe sie wieder in das Sprachzimmer kam, rief eine andre Magd die Dame ab, unter dem Vorwande, daß jemand da wäre, der ihr etwas zu sagen hätte. Sie entfernte sich, blieb aber kaum fünf oder sechs Minuten aus. Gleich nach ihr erschien die Pförtnerin (die, gerade heraus gesagt, die Person gewesen war, die sie zu sprechen verlangt hatte) und ihr heiteres Gesicht verkündigte sichtbar günstige Nachrichten. Sie wandte sich mit einer Art von freundschaftlichen Enthusiasmus zu Josephen und schüttete das ganze Lob, das ihr Madam Junge gegeben hatte, mit grosser Lebhaftigkeit über sie her. In ihrem Feuer wandte sie sich endlich zu der wohlthätigen Dame, und sagte: Uebrigens, gnädige Frau, habe ichs gemacht, wie Sie mir befohlen! Ich habe der Modenhändlerin Ihren

Na-

Namen nicht gesagt, und sie hat nicht erfahren, von wem die Erkundigung kam.

Die Dame ward roth, daß die Pförtnerin damit herausplatzte. Aber dies Erröthen war ein neues Band, das Josephens Herz an sie fesselte.

Gut, gut, meine liebe Frau, sagte sie und führte die Pförtnerin zur Thür. Zu Josephen fuhr sie fort: Gehen Sie nicht noch einmal zu Madam Zunge? Sie haben doch vermuthlich noch Sachen da?

Ja, gnädige Frau, rief Josephe freudig: ich will hin. In einer halben Stunde bin ich wieder hier!

Josephe gieng, oder flog vielmehr nach Hause. Ihr Fuß schmerzte sie wohl noch ein wenig; aber sie achtete es nicht. Madam Zunge stand schon wieder mit ihrer Nachbarin vor der Thüre. Josephe trat herein, dankte ihr und umarmte sie mit Herzlichkeit. Das verdiente sie.

Die gute Frau schoß einen Strom von Fragen über sie her, die Josephe in Haß und

Kürze

Kürze beantwortete, und worauf sie nach ihrer Kammer lief, um ihr Paket vollends zu machen. In geflügelter Eil zog sie das neue Kleid aus, das alte an, ersteres hineingepackt, und alles war gethan! Auf dem Tische stand ein kleines Schreibzeug, bey welchem einige Blätter Papier lagen. Auf eines derselben schrieb sie folgendes an den Baron von Toerring:

„Erst seit fünf oder sechs Tagen kenne ich „Ihren Onkel, und weiß nicht, wo er wohnt, „damit ich ihm die Sachen zustellen könnte, „die ihm gehören. Ich bitte Sie also, ihm „dieselben zu überschicken. Er sagte, er gäbe „sie mir aus Barmherzigkeit. Ich bin arm „und habe sie in dieser Rücksicht angenommen. „Da er mir aber nicht die Wahrheit gesagt hat, „so gehören sie mir nicht mehr. Ich schicke sie „also zurück zugleich mit dem Gelde, das er „mir aufgezwungen hat. Ich würde Ihnen „bey dieser Gelegenheit nicht lästig seyn, wenn „ich Zeit hätte zu dem Pater Franciskus bey „den Karmelitern zu schicken, der mir durch

„die

„die Bekanntſchaft mit Ihrem Onkel einen „Dienſt zu erweiſen glaubte, und von dem „Sie, wenn Sie wollen, auch erfahren kön„nen, daß Sie ein armes, troſtloſes, tugend„haftes Mädchen, deſſen Geburt ſich die Ihrige vielleicht nicht zu ſchämen hat, bitter „beleidigt haben.“

Dies Billet war ſo, wie man es ſchreiben muß, wenn Ehrgefühl, Stolz und Liebe im Herzen Wurzel gefaßt haben. Joſephe flog mit demſelben zu Madam Zunge, empfahl ihr ſchleunige Beſorgung des Pakets zum Baron, und ihres kleinen Koffers nach dem Kloſter, nahm Abſchied von ihr, gab und empfieng herzliche Freundſchaftsverſicherungen, weinte, und Madam Zunge ſah daben aus, als ob ſie jeden Augenblick weinen wollte, weinte aber nicht. Joſephe entfernte ſich mit ſchwerem Herzen. Die Veränderung war zu raſch, und ſie ward zu mächtig von derſelben entführt und fortgeriſſen, als daß ſie in der erſten halben Stunde die Behaglichkeit hätte fühlen können,

die

die der Schritt aus einer schlimmen Lage in eine bessere zu gewähren pflegt.

Ihre Wohlthäterin erwartete sie im Kloster. Da ihr jetziger Anzug weit geringer war, als ihr voriger: so fragte sie nach der Ursache dieses Wechsels. O, rief Josephe, mit aufwallendem Selbstgefühl: ich habe ihm alles wieder geschickt. Ich mag nichts von ihm!

Die Dame umarmte sie mit Feuer und rief: Tochter, du sollst daran nichts verloren haben! Ihr Entzücken ward stumm und spiegelte sich in zwey hellen Perlen, die ihr über die Wangen rollten. Von dieser Stunde an war Josephe Kostgängerin des Klosters. Ihre Wohlthäterin ließ sie in den nächsten Tagen so kleiden, wie sie ihre eigene Tochter kaum gekleidet haben würde; sie hielt ihr einen Klaviermeister, und ließ ihr andere Lektionen geben, die ihren Verstand wie ihr Herz ausbildeten. Einen Tag um den andern besuchte sie ihre neue Tochter.

Drey Wochen verliefen Josephen unter einer Herzensstimmung, die schwer zu beschreiben

ben iſt. Sie ſtrebte ewig nach Ruhe, und blieb unruhig; ſie wollte nicht auswurzeln, was ſie unruhig machte, und fühlte doch, daß ſie es auswurzeln ſollte. Eine geheime kleine Thorheit folgte ihr überall.

Der Baron mußte doch wiſſen, wo ſie wäre, und doch hörte und ſah ſie nichts von ihm! Zwar ſollte er nichts gewinnen, wenn er ſich meldete. Sie hatte ihm entſagt, hörte aber nicht, daß er ihr entſagt hätte. Höchſt ſonderbar! Das hätte ſie doch gerne wiſſen mögen.

Eines Tages war ſie im Nachdenken über dieſen Gegenſtand verſunken, als man ihr die Nachricht brachte, daß ein Bedienter ſie zu ſprechen verlangte. Sie glaubte, er käme mit einem Auftrage von ihrer Wohlthäterin, und lief ins Sprachzimmer. Sie ſahe den Bedienten, der von der Seite ſtand und ihr mit zitternder Hand einen Brief durch das Gitter reichte, kaum an. Von wem? ſagte ſie — Sehen Sie ſelbſt! erwiederte der vermeynte Bediente in einem Tone, der ein bewegtes Herz verrieth, und den ihr Herz früher verſtand,

als ihre Vernunft, weil es ſich bey der erſten Sylbe regte.

Nun faßte Sie ihn ins Auge, und ſie faße Blicke auf ſich geheftet, o Blicke! die im Nu die ihrigen feſſelten. Herz und Herz flogen einander entgegen, fragten ſich, antworteten einander, und noch waren ſie in dieſer ſtummen Unterredung begriffen, als die Pförtnerin erſchien und Joſephen meldete, daß ihre Wohlthäterin vorgefahren wäre. Sie nannte ſie nicht, ſondern ſagte bloß: Ihre gute Mamma iſt da! und damit entfernte ſie ſich.

O! Herr Baron, rief Joſephe in höchſter Beſtürzung: entfernen Sie ſich! — Der Baron (denn man wird ſchon wiſſen, das er in der Livree ſteckte) entfernte ſich; ſtatt aller Antwort, mit einem tiefen Seufzer. Er hatte kaum den Rücken gewandt, ſo trat Joſephens Wohlthäterin mit einer zweyten Dame in das Schprachzimmer.

Ende des erſten Theils.

Kleine

Proſaiſche Schriften,

vom

Verfaſſer des Moriz.

Drittes Bändchen,

den Schluß der Joſephe enthaltend.

Weimar, 1791.

in der Hoffmanniſchen Buchhandlung.

G.H.BIBL. z. WEIMAR.

Josephe.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Josephe auf der Folter.

Guten Tag, liebe Tochter, sagte sie: Ich komme nur auf einige Augenblicke dich zu sehen. Die Dame hier, ist Frau von Gruter, die dich gern hat kennen lernen wollen.

Josephe bewillkommte ihre Wohlthäterin mit einem frohen Blick und der Dame machte sie eine langsame Verneigung. Sie fieng an, sich von ihrem vorigen Schrecken zu erholen.

Nun, wie finden Sie sie? fuhr Josephens Wohlthäterin zu der Dame fort: Ist meine Tochter nicht artig?

Artig nur? erwiederte die Dame: Sie sprechen bescheiden, wie eine Mutter; aber ich kann es wohl sagen, daß sie schön ist und daß ich nie so viel Anstand und Adel bey so viel Jugend gefunden habe.

Josephe schlug die Augen nieder und antwortete mit Rothwerden.

Sie ist aber auch gut! versetzte Josephens Wohlthäterin. Ja, Josephe, das bist du. Ich habe dich zu meiner Tochter deshalb aufgenommen und es kann mich nie gereuen. Dein Unglück zog mich an Dich, dein Herz fesselte mich, und meine Liebe wird dich verfolgen, so lange, bis du sie selbst nicht mehr magst.

Sie sagte dies lächelnd und Josephe griff gerührt nach ihrer Hand, die sie durch das Gitter streckte, um sie ihr zu küssen. Ihre Thränen tröpfelten darauf.

Das gute Kind, rief die andre Dame. Wissen Sie wohl, Frau von Sternfeld, daß ich eifersüchtig auf Sie bin? Sie liebt mit soviel Herz, daß auch ich von ihr geliebt seyn möchte. Sie sind aber einmal ihre Mutter,

da

da kann ich doch wohl nur ihre Freundin seyn? Was sagen Sie dazu, Fräulein?

Ich, gnädige Frau? erwiederte Josephe: Ich wag' es nicht, Ja zu sagen, weil ich mir da zuviel heraus nähme. Geschäh das aber, wozu Sie mir Hoffnung machen, so wäre dies einer der glücklichsten Tage meines Lebens.

Du hast Recht, Kind, sagte Frau von Sternfeld: Und ich befehle dir, meine Freundin so zu lieben, wie mich selbst, setzte sie lächelnd hinzu: Ich befehle dir nur, was dir nicht sauer werden wird.

Josephe schlug die Augen nieder und sagte mit der natürlichsten Offenherzigkeit, daß sie verwirrt, beschämt und entzückt wäre.

Du machst mir viel Freude, Kind, fuhr ihre Wohlthäterin fort: Ich wünschte, daß mir alles; was mich so nahe angeht, soviel Freude machte, als du, dann wär' ich ruhiger.

Wirklich, meine theuerste Mutter, sagte Josephe: ich habe geglaubt, daß Ihnen nicht wohl wäre. Sie schienen mir nicht so heiter und ruhig als sonst. (Und so war es wirklich) Sollten Sie Verdruß gehabt haben?

Den habe ich in der That, erwiederte Frau von Sternfeld. Sieh nur, ich habe einen Sohn, der sonst sehr brav war, jetzt aber es nicht mehr zu seyn scheint. Ich habe eine sehr vortheilhafte Partie für ihn, und er hatte nichts dagegen. Aber seit einiger Zeit wird er lau und ich weiß nicht, wie ich ihn darüber bey einer sehr glänzenden Familie entschuldigen soll. Es ist eine erklärte Gleichgültigkeit. —

Die nicht lange dauern wird, unterbrach sie Frau von Gruter. Ich wiederhole Ihnen, daß ich Ihren Sohn nicht für leichtsinnig und unüberlegt halte, daß ich nicht glaube, daß das kleine Ding, deren Bekanntschaft er neulich nach der Messe gemacht hat, ihm das Heurathen verleidet hätte. Er hat Verstand und Ehre.

Die Worte „nach der Messe“ fielen Josephen auf das Herz und sie erstaunte über die Aehnlichkeit, die dieses Abentheuer mit ihrem eignen hatte. Nur „das kleine Ding,“ wovon die Rede war, widerstand ihr, vielleicht blos deshalb, weil sie innerlich überzeugt war, man könnte sie wohl auch so nennen.

Es

Es iſt auch nicht einmal wahrſcheinlich, fuhr Frau von Gruter fort: daß er ſie ſeit der Zeit wieder geſehen hat.

Wie kann man das wiſſen? verſetzte Frau von Sternfeld: Man macht ſie ſo hübſch, daß mir bange wird. Sie wiſſen auch, daß er bey ihrer Entfernung Maaßregeln genommen hat, ſich Auskunft über ſie zu verſchaffen.

„Maßregeln!“ Ein neuer Grund für Joſephen, aufzuhorchen.

Aber, mein Gott, liebe Sternfeld, wie kann Sie das alles beunruhigen, verſetzte Frau von Gruter: Mag ſie ſchön ſeyn; aber kann man glauben, daß ihm eine — Griſette den Kopf verrückt haben könnte? Am Ende war ſie das doch nur, oder höchſtens irgend ein kleines Bürgermädchen, das ſich in ihren Feſttagsſtaat geworfen hatte.

„Feſttagsſtaat!“ Himmel, dachte Joſephe: das trift näher. Es war alſo an einem Feyertage. Wenn ich das ſelbſt wäre? Sie zitterte an allen Gliedern.

Denn ſagen Sie ſelbſt, fuhr Frau von Gruter fort: geht ein Mädchen von Bedeutung,

ohne Bedienten, ohne Mädchen, ganz allein über die Strasse? Und daß sie dies selbst fühlte, zeigt doch wohl der Umstand, daß sie nicht hat sagen wollen, wo sie wohnt, wem sie angehört. —

Josephe war auf der Folter. Wie das immer näher traf!

Er hat Maaßregeln genommen, sich Auskunft über sie zu verschaffen? Er hat einen Bedienten hinter ihr drein geschickt? das sagen Ihnen, seine Leute. Aber, wer läuft denn mit einem Fiaker in die Wette? Und Sie haben ja diesen Bedienten selbst gefragt und er hat Ihnen gesagt, daß sie ihm aus den Augen gekommen wäre.

Diese letzten Worte rissen Josephen zum Theil aus der Angst, worin die ersten sie versetzt hatten. Ich bin es doch nicht, sagte sie bey sich selbst: der Bediente, der mir folgte, hat mich aussteigen sehen.

Sie sagen, der Bursch belügt Sie? Er steckt mit seinem Herrn unter der Decke?

O, weh, das könnte wohl seyn! dachte Josephe.

Auch

Auch das mag seyn. Er mag herausgebracht haben, wo das Mädchen wohnt. Was folgt daraus? Daß er närrisch in sie verliebt sey? Daß er dieser noblen Paßion Vermögen, Geburt, Rang aufopfern, seiner Mutter, die er so sehr liebt, bittern Verdruß machen will? Erkennen Sie Ihren Sohn daran? Das Mädchen kann ihm gefallen haben, aber wie? doch nur wie alle Mädchen dieser Art, die ein junger Mann wohl einer augenblicklichen Laune werth hält? Also seyn Sie ruhig. Er heurathet gewiß, wenn wir bloß eine kleine Abentheuerin zu bekämpfen haben. Davor hat man sich auch so sehr zu fürchten!

„Kleine Abentheuerin?“ Der Ausdruck war auch bedeutend. Ich kann mich nicht darein finden! sagte Josephe bey sich selbst; und sie würde es auch nicht gekonnt haben, wenn Frau von Sternfeld der Sache nicht noch näher getreten wäre.

Ich würde gern Ihrer Meynung seyn, versetzte Frau von Sternfeld: wenn ich nicht wüßte, daß mein Sohn seit dem unseligen Tage seine gewohnte gute Laune mit der allerbösesten

sten verwechselt hat. Er ist finster, zerstreut, mürrisch, mag seine besten Freunde nicht sehen. Dazu kommt das ewige Hin- und Herlaufen seines Bedienten. Viermal täglich wird er weggeschickt und viermal kömmt er ausser Athem wieder, und dann haben sie sich soviel heimlich zu sagen! Aber es ist noch eins. Ich habe heute Morgen den Chirurgus gesprochen, den man holen ließ, und dem Mädchen nach dem Fuß zu sehen. —

Dies schlug bey Josephen ein. Da war sie auf einmal in ihrer Geschichte selbst! Man weiß nicht, wie sie es machte, daß sie nicht ohnmächtig wurde. Sie sah sich aus der Kirche kommen, in dem neuen Kleide des Herrn von Rost, in dem ganzen Aufzuge, der ihr den Namen einer Grisette verschafte, in dem herrlichen Festtagsstaate! Ihre Lage war unsäglich peinlich. Das demüthigendste dabey fand sie darin, daß der grosse Anstand und Adel, den Frau von Gruter vorhin an ihr gefunden haben wollte, gewaltig schwinden würde, wenn man sie jetzt erkennte; daß die Josephe, die der Baron von Toering liebte, die seine Mutter

als

als Tochter behandelte, dann wohl leicht wieder zu einer Griſette, zu einer Abendtheuerin und zu einem kleinen Dinge werden könnte, um das man ſich nicht bekümmerte, das man über die Achſeln anſah und das doch verwegen genug war, das Herz eines bedeutenden jungen Mannes zu rühren! Die Betäubung, worin Joſephe war, wurde von Zeit zu Zeit durch kleine Blitze, die aus den folgenden Worten ihrer Wohlthäterin auf ſie fuhren, gewaltſam zerſtreut.

— und der hat mir geſagt, fuhr ſie fort: daß ſie ſehr jung und hübſch geweſen, von guter Familie geſchienen, und daß mein Sohn groſſe Theilnehmung und Achtung für ſie gezeigt habe. Sehn Sie, dieſe Achtung iſt es, was mir ſo bange macht. Ich weiß nicht, wie ich Griſette und Achtung reimen ſoll! Liebt er ſie und hat er Achtung für ſie, ſo iſt ſeine Liebe ſehr gefährlich und ſie kann ihn weit treiben. Achtung ſetzt Achtungswerthe Vorzüge voraus und je mehr mein Sohn redlicher Mann iſt, deſto ſchwerer ſind die Mittel zu finden, ihn zu heilen, wenn er glaubt, daß ſie ſeiner Zärtlichkeit und Ehrfurcht werth ſey.

Man ſetze ſich an Joſephens Stelle und ſehe, was für ein Gewimmél von Betrachtungen, die alle nicht angenehm waren, ſich ihres Herzens bemächtigen mußte. Doch bald ſchmiegte ſich eine andre ganz ſanft an ſie, die nichts weniger als unangenehm war. Man hat vorhin gehört, daß der junge Baron ſeit dem Tage, wo er ſie kennen lernte, in eine helle Melancholie verfallen ſeyn ſollte! Daß der Wundarzt groſſe Achtung für ſie an ihm bemerkt haben wollte! In der That, ihr Herz, ſo enge es auch von der Angſt umlagert war, hatte dieſe kleinen Züge dennoch aufgegriffen; und was Frau von Sternfeld aus jener Achtung für Schlüſſe gezogen hatte, war ihr eben ſo wenig entgangen. Sie war darin ganz ihrer Meynung und lobte ſie innerlich, daß ſie ſo richtig ſchloß. Die Freude, die ſie aus dem Umſtande zog, daß ſie von dem Baron wirklich geliebt würde, hatte für ſie ſoviel Reitz, flößte ihr ſo uneigennützige und — vernünftige Gefühle ein; kurz, ein Herz, das ſolche Fälle erwärmen, iſt zu jedem edelmüthigen Schritte ſo willig und fähig, daß der, den Joſephe jetzt thun wird,

keinem

keinem Leſer unnatürlich vorkommen und bündig beweiſen kann, daß der Baron Urſach hatte, Achtung für ſie zu fühlen und zu zeigen.

Zweytes Kapitel.

Joſephens gutes Herz.

Frau von Gruter wollte noch etwas zur Unterſtützung ihrer vorigen Behauptung einwenden, als ihre Freundin aufſtand, um ſich zu entfernen. Mein Sohn wird dieſer Tage bey Ihnen eſſen, ſagte ſie zur Frau von Gruter: da ſehen Sie doch zu, daß Sie ihn zu der Heurath ſtimmen. Ruhig bin ich über jenes Abentheuer nicht. Ich habe groſſe Luſt, die Schritte und Tritte meines Sohnes und ſeines Bedienten beobachten zu laſſen, und vielleicht dadurch herauszubringen, wer das Mädchen iſt, im Fall das Hin- und Herlaufen ihr gilt. Lebe wohl, Joſephe; in zwey oder drey Tagen ſeh ich dich wieder!

Mein,

Nein, rief Josephe und die Thränen liefen ihr über die Wangen: nein, gnädige Frau, das hat ein Ende! Sie müssen mich nicht wieder sehen, Sie müssen mich meinem Unglück überlassen! Es verfolgt mich überall und der Himmel will nicht, daß ich ruhig werden soll. —

Wie, was sagst du? rief Frau von Sternfeld befremdet: Wie kommst du darauf? Dich Deinem Unglück überlassen? Was willst du damit sagen?

Hier ward Josephe dergestalt von ihren Gefühlen bestürmt, daß sie eine Weile kein Wort hervorbringen konnte.

Du machst mich unruhig, Kind! fuhr jene fort und reichte ihr die Hand: Was ist dir? Was weinst du?

Josephe fuhr beschämt zurück und wagte es nicht, ihre Hand zu ergreifen. O, sparen Sie Ihre Güte für Andre auf, die sie mehr verdienen, sagte sie, vom Schluchzen unterbrochen: Sie wissen nicht, mit wem Sie sprechen. Ich glaube, ich bin Ihre Feindin, ich mache Ihnen den Verdruß, den Sie haben.

Wie? rief Frau von Sternfeld überraſcht: Du — du ſollteſt es ſeyn?

Ja, ich, ich, erwiederte Joſephe haſtig. Aber ich bin nicht ſo undankbar, es Ihnen zu verbergen, nach allem, was Sie für mich gethan haben. Sie ſehen nun, daß ichs nicht verdiene, und darum ſagte ich, Sie ſollten mich meinem Unglück überlaſſen. Thun Sie das, nur verzeihen Sie mir.

Joſephens Thränen rollten häufiger bey dieſen Worten. Die Frau von Sternfeld ſagte kein Wort, aber ſie ſah ſie gerührt an und das Weinen war ihr ſehr nahe. Ihre Freundin trocknete ſich die Augen und ſagte: Wahrhaftig, das Kind rührt mich! Was ſie ſagt, iſt vortreflich. Das nenne ich ein gutes Herz, einen edlen Charakter! — Frau von Sternfeld ſchwieg immer noch und verwandte immer noch kein Auge von Joſephen. Sie ſind gut, liebe Sternfeld, fuhr ihre Freundin fort: aber ich ſetze mich an Ihre Stelle. — Es könnte wohl ſeyn, daß ſich Ihr Verhältniß mit Joſephen ändern müßte. — Es könnte Ihnen wohl ſchwer werden, für ſie ferner zu thun, was

Sie

Sie bis jetzt gethan haben. — Wollen Sie mir Josephen überlassen? Ich nehme mich so lange ihrer an, bis sich alles entwickelt hat, ganz nehmen mag ich sie Ihnen nicht, sie verlöre zuviel dabey. Aber Sie sollen sie wieder haben, sobald Ihr Sohn verheurathet ist und —

Bey diesen Worten schlug Josephe die Augen mit einem dankbaren und unterwürfigen Wesen zu ihr auf, und verband damit eine eben so unterwürfige aber leichte Bewegung des Kopfes. Eine leichte darum, weil sie fühlte, daß sie ihr mit Masse danken, daß sie sich erkenntlich gegen ihre Güte zeigen mußte, aber doch nicht so, daß man glauben könnte, sie wäre getröstet, was sie in der That auch nicht war. Das Ganze begleitete sie mit einem Seufzer, auf welchen Frau von Gruter weiter das Wort nahm und sagte: Nun, überlegen Sie, was ich gesagt habe!

Nur noch einen Augenblick Geduld, liebe Gruter, erwiederte Frau von Sternfeld: Nur noch einen Umstand will ich wissen, dann antworte ich Ihnen. Josephe, fuhr sie zu dieser fort:

fort: haſt du Nachricht von meinem Sohn, ſeitdem du hier biſt?

O, gnädige Frau, rief Joſephe: fragen Sie mich das nicht! Ich bin ſo unglücklich, daß ich Ihnen auch darauf eine beunruhigende Antwort geben muß. Sie werden noch aufgebrachter dadurch gegen mich werden. Ich will Ihnen die Wahrheit nicht verhehlen, aber es ſchmerzt mich, daß ſie Ihnen Verdruß machen ſoll. —

Nein, meine Tochter, unterbrach ſie Frau von Sternfeld: ſag du dreiſt alles! Weiß Löring, daß du hier biſt? Iſt er hier geweſen?

Joſephens Thränen wurden häufiger bey dieſen Worten. Sie zog den Brief heraus, den ihr der Baron gegeben, und den ſie noch nicht erbrochen hatte. Mit zitternder Hand reichte ſie ihr denſelben hin. Ich weiß nicht, ſagte ſie ſchluchzend: wie er erfahren hat, daß ich hier bin. Aber dies hat er mir ſelbſt gegeben.

Frau von Sternfeld (man laſſe es ſich nicht irren, daß ſie anders hieß, als ihr Sohn, dieſer war von ihrem erſten Gemahl) Frau von Sternfeld nahm den Brief, lief ihn durch, ſah

ihre Freundin an, ward von ihr angesehen, und in dieser stummen Unterredung blieben sie eine Weile. Endlich sagte Frau von Gruter: Ich sehe wohl, Liebe, daß Sie nun Josephen für sich behalten werden! — Ja, ja, rief diese: sie ist meine Tochter mehr als je! Eine lebhafte Rührung erlaubte ihr nicht, mehr zu sagen. Sie reichte Josephen ihre Hand wieder, die sie ergriff und auf den Knieen tausendmal küßte, selbst so sehr bewegt, daß es ihr an Athem fehlte. Die stumme Szene, die hieraus entstand, war über alle Beschreibung rührend. Warum hab' ich sie nicht hier, rief Frau von Gruter: warum kann ich sie nicht an mein Herz drücken! Ich weiß nicht mehr, wer mir am liebsten ist, die Mutter oder die Tochter! — Gut, Josephe, alles gut! sagte endlich Frau von Sternfeld mit nassen Augen: Daß du dir nie wieder einfallen lässest, so lange ich lebe, zu sagen, daß du Waysse wärest. Hörst du? — Aber auf meinen Sohn zu kommen. Er kann es von niemand, als von der Modenhändlerin wissen, daß du hier bist.

Wahr-

Wahrſcheinlich, erwiederte Joſephe: denn ich bin nicht Schuld daran. Der Beweis davon iſt, daß ich heute zum erſtenmal wieder etwas von ihm gehört habe. Erſt heute Nachmittag hat er mir den Brief gegeben, und das noch dazu durch einen Kniff.

Joſephe hatte dies Wort kaum ausgeſagt, als ſie fühlte, wie wichtig es war. Das hieß ihre Wohlthäterin auffordern, zu fragen: durch welchen? Und gerade dieſe Verkleidung des Barons wäre ein Umſtand geweſen, den ſie allenfalls ihrer Kenntniß hätte entziehen können, ohne der Aufrichtigkeit zu nahe zu treten, die ſie einmal gegen ſie brauchen wollte. Das Wort war geſagt und Frau von Sternfeld bedurfte keine Auslegung deſſelben. Durch einen Kniff? ſagte ſie: Ich weiß alſo alles, und ſieh nur, wie.

Nun erzählte ſie, daß ihr ein junger Mann in Livree auf dem Hofe des Kloſters begegnet ſey, deſſen ſchüchternes Weſen ihr um ſo mehr aufgefallen, da ſie gefunden, daß er ähnliches mit ihrem Sohne hätte. Sie hätte es aber für ein Spiel der Einbildungskraft gehalten, und

nichts davon gesagt. Jetzt sähe sie wohl, daß es nicht ein ihm ähnlicher junger Mensch, sondern, daß er es selbst gewesen sey.

Ach, gnädige Frau, erwiederte Josephe darauf: er war kaum da, als Sie kamen! Ich habe den Brief genommen, ohne ihn anzusehen, und ich habe ihn nur an einem Blick erkannt, den er mir zuwarf, als er weggieng. Ich schrye vor Schrecken auf, man meldete Sie und er war fort.

Solch ein Schritt bey seinem Charakter! rief Frau von Sternfeld: Es ist klar, daß Josephe einen ausserordentlichen Eindruck auf ihn gemacht haben muß. —

So ist es! erwiederte ihre Freundin: Und das Gesichtchen da, beweißt es noch stärker, daß es so seyn muß!

Aber die Heurath, die fast so gut als geschlossen ist! sagte Frau von Sternfeld. Was soll ich anfangen? Nie wird er sie abschliessen wollen, und, ich sage Ihnen noch mehr: es würde mir leid thun, wenn er es thäte, bey der Leidenschaft, die sein Herz eingenommen hat. Wie soll ich ihn davon heilen?

Heilen?

Heilen? verſetzte Frau von Gruter: Ich glaube nicht, daß wir das können; aber vernünftiger machen können wir dieſe Leidenſchaft, und wir können es, wenn uns Joſephe beyſtehen will. Sie hat einen Charakter gezeigt, der zu allem fähig iſt, was man von Dankbarkeit und Ehrgefühl erwarten kann. Sie muß ſelbſt mit ihm ſprechen, und ſie kann ihm tauſend Gründe mit Sanftmuth und ſelbſt mit Bedauern ſagen, daß er ſie nicht lieben muß, daß ſie ihn nicht lieben darf. Er iſt brav und wird ſich beruhigen und die Partie nicht ausſchlagen, die man ihm anbietet. Dann würde er ſich verheurathen, und es hätte nicht mehr den Schein, daß Sie ihn verheurathet hätten. Das iſt meine Meynung.

Recht gut, ſagte Frau von Sternfeld: die Idee iſt recht gut. Nur noch das muß ich hinzuſetzen. —

Sie meynte, daß Joſephe ihm dadurch alle Hoffnung nehmen müßte, daß ſie vorgäbe, ſie wollte Nonne werden, und müßte es bey ihrer Lage werden. Aber nur vorgeben, ſie würde ſich nie entſchlüſſen Joſephen von ſich zu laſſen.

Diese war auf den Knieen und küßte ihre Hand. O, meine theuerste Mutter! rief sie: Wie gut, wie großmüthig Sie sind! Womit hab' ich soviel Güte verdient!

Wer sollte nicht gut gegen dich seyn! versetzte Frau von Sternfeld: ich liebe dich mehr, als mich selbst, gutes, gutes Kind!

O, genug, rief Frau von Gruter: Seyn Sie ihr immer gut und gut. Nur hört beyde auf, ich halt' es nicht länger aus; ihr macht mir das Herz zu weich. Was soll Josephe thun? Soll sie ihn wieder kommen lassen, oder an ihn schreiben?

Sie mag an ihn schreiben! versetzte Frau von Sternfeld.

Aber laß doch erst sehen, was er ihr schreibt, sagte Frau von Gruter: Sie haben vorhin den Brief nicht laut gelesen. Man muß sich aber doch darnach richten.

Ja, das ist auch wahr, sagte Josephe in aller Unschuld: Man muß doch sehen, wie er denkt; und das ist um so nöthiger, da ich schon an ihn geschrieben habe, aber aus Noth. Ich hab' es Ihnen noch nicht gesagt. Es war

den

den Tag, als ich hieher kam. Eine Stunde vorher.

Aus Noth? fragte Frau von Sternfeld: Wie das?

„Ja, ich hatte ihm ein Bündel zu schicken, darin war ein Kleid, einige andre Sachen und Geld. Ich wollte das unerlaubte Geschenk nicht behalten, und wußte doch nicht, wo der Herr wohnte, der es mir gemacht hatte. Aber der Herr Baron wußte es und ich habe ihn gebeten, es ihm zu schicken.“

Wie wußte aber mein Sohn, wo er wohnte?

„Sie werden sich wohl wundern! Er weiß es, weil es sein Onkel ist!“

Wie? Herr von Rost?

„Derselbe! der geistliche Herr, von dem ich Ihnen erzählt habe, hatte mich ihm empfohlen. Als ich mir den Fuß verrenkt hatte und in Ihrem Hause war, kam er dazu, und da erfuhr ich es, und der Herr Baron kam wieder dazu, als er vor mir auf den Knieen lag und mir zum erstenmal sagte, daß er mich lieb hätte, und daß er mich zu andern Leuten brin-

gen wollte, die weit von dem Herrn Baron weg wohnten.“ —

Was muß ich hören! Mein Bruder so schwach! Ich beschwöre Sie, liebe Gruter, lassen Sie sich gegen niemand etwas davon verlauten. Mein Bruder gilt für einen Mann von Ehre und Tugend und er hat auch von beyden genug: was würde ihm solch eine Geschichte für Schaden thun, wenn sie bekannt würde! Der arme Mann, wo hatte er seine Gedanken? Aber das bey Seite. Zur Hauptsache zurück. Wir wollen meines Sohnes Brief lesen.

Drittes Kapitel.

Das macht nichts!

Frau von Sternfeld faltete den Brief aus einander. Aber, sagte sie, da kömmt mir eine Bedenklichkeit. Ist es wohl gethan, daß wir ihn vor Josephen lesen? Vielleicht liebt sie den

Baron.

Baron. Das Billet iſt ſehr zärtlich, es wird ſie rühren, und es wird ihr dann ſchwer werden, uns den Dienſt zu leiſten, den ſie uns leiſten ſoll. Sag uns, Kind, iſt Gefahr dabey? Haſt du meinen Sohn lieb?

Das macht nichts, erwiederte Joſephe etwas voreilig: ich werde darum doch ſo mit ihm ſprechen, wie ich ſprechen muß.

Das macht nichts? ſagte Frau von Sternfeld lächelnd: du haſt ihn alſo lieb?

Ja, es iſt die Wahrheit, erwiederte Joſephe, über und über roth: Ich habe ihn gleich lieb gehabt, auf der Stelle, aber ich wußte nicht, daß das Liebe war. Daran habe ich nicht gedacht, ich ſah ihn nur gern an, ich fand ihn recht hübſch und gut, und Sie wiſſen, da hatte ich nicht Unrecht, er iſt es recht ſehr. Er iſt ſo ſanft, er ſieht Ihnen ſo gleich. — Ich habe Sie auch gleich lieb gewonnen, das iſt einerley.

Die beyden Damen konnten ſich des Lächelns nicht erwehren. Ich werde gar nicht ſatt, ſie anzuſehen, ſagte Frau von Gruter: ſie iſt ganz originell. — Das iſt wohl wahr, erwiederte

ihre Freundin: aber ich muß ihr den Text lesen, daß sie ihm so mir nichts dir nichts gesagt hat, sie habe ihn lieb. Das schickt sich nicht.“

O, mein Himmel, rief Josephe: ich habe ihm kein Wort davon gesagt! Er weiß nichts davon, gar nichts. Wo soll ein Mädchen das Herz kriegen, einem Mann zu sagen, daß sie ihn lieb hat? Einer Dame — das mag hingehen, dabey ist nichts Arges. Er kann nichts davon wissen, wenn er nicht wahrsagen kann, und wenn es vermuthet, das soll ihm nichts helfen.“ Das sollen Sie sehen, das sollen Sie sehen! Ich wäre wohl sehr undankbar. —

Die beyden Damen suchten ein Lachen zu verbeissen. So laß uns den Brief lesen, sagte Frau von Sternfeld: aber traue dir nicht mehr Herz zu, als du hast. Der Brief war kurz und enthielt folgende Worte:

„Es sind nun drey Wochen, daß ich suche,
„und daß ich vor Unruhe vergehen möchte.
„Ich will meine Liebe nicht zu Ihnen sprechen lassen, sie verdient nicht, daß Sie
„sie anhören: nur zu Ihren Füssen will ich
„mich werfen und Ihnen sagen, wie sehr

es

„es mich schmerzt, daß ich Sie habe beleidi-
„gen können; nur Verzeihung will ich von
„Ihnen erflehen, nicht hoffen, daß Sie mir
„verzeihen werden, sondern Ihnen blos Ge-
„legenheit geben, sich an mir durch eine
„Verweigerung zu rächen. Sie wissen nicht,
„wie hart Sie mich bestrafen könnten! Das
„müssen Sie wissen und ich wollte nur den
„Trost haben, daß ich Ihnen dies gesagt
„hätte.“

Josephens Herz ließ kein Wort auf die Erde fallen; aber sie versuchte, ihre Rührung den Damen zu verbergen. Dies gelang ihr nicht. Das Billet rühret Sie, sagte Frau von Sternfeld: nicht? — Ich will nicht Nein sagen, theuerste Mutter, erwiederte Josephe: weil ich nicht lügen mag. Aber fürchten Sie nichts, ich behalte darum doch Herz, meine Pflicht zu thun, verlassen Sie sich darauf.

Ihre Wohlthäterin fragte sie: worauf sich die im Brief erwähnte Beleidigung bezöge und Josephe sagte ihr darauf: daß er den Herrn von Rost zu ihren Füssen gefunden und daraus einen bösen Verdacht, den er auch kund gege-

ben, geschöpft hätte. Wenn es das ist, sagte Frau von Gruter: so zeigt sein Brief eben soviel Redlichkeit, als Liebe. Es freut mich, daß er Ihrer Tugend Gerechtigkeit widerfahren läßt. So handelt ein rechtlicher Mann. Jemehr er Ihre Tochter schätzt, desto weniger Mühe wird es ihr kosten, ihn zu dem zu vermögen, was Vernunft und Umstände von ihm verlangen.

Sie überzeugen mich, erwiederte Frau von Sternfeld: Aber es ist Zeit, daß wir gehen, zum Schlusse also. Josephe soll an Törring schreiben, — Es braucht nur Ein Wort, sagte Josephe: und ich kann unter Ihren Augen schreiben. Sehen Sie, da steht alles dazu. — Sogleich sprang sie auf, holte das Schreibzeug und schrieb;

„Ich konnte Sie heute nicht sprechen, und „ich hatte Ihnen doch was zu sagen.“ —

Aber, meine theuerste Mutter, sagte sie, indem sie anhielt: wannehet soll er kommen? — Schreib um eilf Uhr morgen Vormittag, erwiederte Frau von Sternfeld —

„und

„und Sie würden mich sehr verbinden,“ fuhr Josephe zu schreiben fort: „wenn Sie „morgen um eilf Uhr kommen wollten. „Ich erwarte Sie und bin ꝛc. Josephe „darunter!“

Die Adresse stellte sie so, wie Frau von Eternfeld sie angab. Diese nahm es auf sich, das Billet zu versiegeln und es einem von den Klosterbedienten zuzustellen, mit dem sie darüber sprechen wollte. Du mußt wissen, Kind, setzte sie hinzu: daß ich morgen früh um elf Uhr auch nicht weit seyn werde. Ich werde dich nur so lange allein lassen, als du Zeit brauchst, ihm zu erzählen, wie ich dich kennen gelernt und daß ich dich hieher in Pension gegeben habe. Ich werde dazu kommen, als ob ich dir hätte einen Besuch machen wollen, und dann thust du das Uebrige. Lebe wohl, bis morgen! — Leben Sie wohl, liebes Kind, sagte auch Frau von Gruter: vergessen Sie Ihre gute Freundin nicht. Auf Wiedersehen und das wird bald seyn!

Josephe antwortete auf das alles mit einer tiefen Verneigung. Die Damen entfernten sich und liessen sie in einer ziemlich ruhigen Stimmung zurück. Wer sie gesehen hatte, sollte sie für betrübt gehalten haben, aber im Grunde war sie es nicht, sie schien es nur, und genau untersucht, war sie blos bewegt. Indessen seufzte sie doch, wie eine Person, die der Kummer drückte. Vielleicht glaubte sie auch wohl, daß sie Kummer hätte, wenn sie die Lage der Dinge ansah. Denn es war gewiß, daß sie einen jungen Mann liebte, an den sie nicht denken durfte, und dies war Grundes genug zum Kummer; aber auf der andern Seite ward sie von diesem jungen Mann so zärtlich geliebt, und das war wiederum so tröstlich! In solchen Fällen ist man wenigstens über seinen eigenen Werth ruhig. Man hat die wesentliche Ehre von einem Abentheuer und man faßt sich in Absicht des übrigen in Geduld.

Aber es war noch ein andrer Grund, sich zu beruhigen, für sie da, der nicht minder menschlich ist. Sie hatte sich zu solch einem großmüthigen Schritte versprochen, sie hatte so-

viel

viel Verſtand, Aufrichtigkeit und Dankgefühl gezeigt, ſolch eine hohe Idee von ihrem Herzen gegeben, daß die beyden Damen von Bewunderung naſſe Augen bekommen hatten! O, man ſieht wohl, mit welchem Wohlgefallen ſie ihre ſchöne Seele anſehen, und wie viel geheime kleine Eitelkeiten ſie unterhalten konnten, wodurch ſich die Bekümmerniſſe zerſtreuen mußten, die ſich ihrer ſonſt bemächtigt haben würden!

Viertes Kapitel.

„Sie ſieht ihn, und behält — Herz!

Josephens Billet ward richtig beſorgt und der junge Baron war die beſtimmte Stunde im Kloſter, und zwar diesmal nicht verkleidet, was er das erſtemal gethan hatte, weil er fürchtete, unter ſeinem wahren Namen und Kleide von Josephen, der bewußten Beleidigung halber, nicht

nicht angenommen, und von der Priorin befragt zu werden, was er für Aufträge hätte. Diesem doppelten Verdrusse konnt' er in einer Livree entgehen. Der Ton des Billets zeigte ihm auch, daß ihm Josephe jede Verkleidung ersparen wollte und daß es deren nicht bedurfte, beunruhigte ihn aber zugleich, weil er so trocken, und so wenig geheimnißvoll war, mithin seinem Besuche gar nicht das Ansehen eines Verständnisses gab, sondern ihn ganz unschuldig machte.

Es war elf Uhr, als die Priorin erschien und Josephen ankündigte, daß sie der Sohn der Frau von Sternfeld im Sprachzimmer erwartete. Das Herz fieng an ihr gewaltig zu schlagen. Sie dankte der Priorin und gieng langsam dahin. Sie wollte Zeit gewinnen, sich zu fassen, denn es stand ihr ein feyerlicher Auftritt bevor und sie besorgte, nicht Herz genug zu haben, und ihrer Wohlthäterin verrätherisch zu dienen.

Uebrigens war sie in ihrem Negligé geblieben. Es war zwar weiß und sauber, aber doch schon ein paar Tage getragen, kurz in dem Zustande, daß es nicht pützt, wenn ein

Mädchen

Mädchen hübsch ist, und daß es ein wenig entstellt, wenn sie es nicht ist. Josephe hatte darin nur noch die Reitze, die sie sich nicht nehmen könnte, das heißt, die Reitze ihrer Jugendblüthe und ihrer Figur, mit welchen sie, wie sie ganz heimlich bey sich selbst, so sehr heimlich bey sich selbst, sagte, daß sie nicht einmal darauf merkte: mit welchen sie sich doch oben erhalten könnte. Die Reitze, die sie sich nicht geben konnte, hatte sie also verschmäht, und sie hatte dies Opfer der Frau von Sternfeld gebracht. Diese hatte ihr freylich nicht gesagt: putze dich! aber sie glaubte gewiß zu seyn, daß sie, wenn sie geputzt erschienen wäre, auf einmal daran gedacht haben würde, daß sie nicht hätte geputzt seyn sollen.

Sie trat in das Sprachzimmer und der Baron stand vor ihr.

Er war so geschmackvoll angezogen, sah so wohl aus! Ach, es lag soviel Zärtlichkeit in seinen Blicken und in seinem ganzen Wesen! Sie sah so deutlich, wie gern er ihr gefallen wollte! Es war so schmeichelhaft für — „ein kleines Ding," einen jungen Mann, wie er, sein Glück

darein ſetzen zu ſehen, daß er Gnade vor ihr fände! das alles ſtand ſo deutlich in ſeinen Augen geſchrieben.

Er hatte einen Brief in der Hand, und es war der, den ſie ihm geſchrieben hatte.

Ich weiß nicht, hub er an: ob ich mich über den Befehl, zu Ihnen zu kommen, freuen oder betrüben ſoll. Auf jeden Fall befolge ich ihn voller Unruhe.

Man hätte nur ſehen ſollen, wie ſchüchtern, wie ungewiß über ſein Schickſal, er dieſe Worte hervorbrachte!

Herr Baron, ſagte Joſephe, bewegt durch alle das Anziehende und Zärtliche, was ſein Weſen athmete: Herr Baron, ſetzen Sie ſich! — Sie ſchöpfte Athem und er ſetzte ſich. Ja, Herr Baron, fuhr ſie mit einer zitternden Stimme fort, die ſie durch einen kleinen Huſten von Zeit zu Zeit zu verſtecken ſuchte: Ja, Herr Baron, ich habe Ihnen 'was zu ſagen.

Und was betrift es? fragte er, mit eben ſo ungewiſſer Stimme; worauf wollen Sie mich durch dieſen Eingang vorbereiten? Ihre Prio-

ein weiß wahrscheinlich um den Besuch, den ich Ihnen mache?

„Ja, sie selbst ist gekommen, hat Sie bey Ihrem Namen genannt und gesagt, daß Sie mich zu sprechen verlangten.“

Hat mich bey'm Namen genannt? Wie ist das möglich? Ich kenne sie nicht, ich habe sie nie gesehen! Sie haben ihr also gesagt, wer ich bin, sie hatten sich beyde beredet, mich kommen zu lassen?

„Nein, Herr Baron, sie weiß weiter nichts, als daß Sie kommen würden, und dies hat ihr eine andre Person gesagt, nicht ich. Aber haben Sie die Güte und hören Sie mich an, Sie wollen mich bereden, daß Sie mich lieb hätten, und ich glaube, daß es wahr ist, aber was für einen Zweck haben Sie bey dieser Liebe?“

Der Baron erstaunte über die Gefaßtheit und den Muth der noch vor kurzer Zeit so schüchternen Josephe, ward aber auch zugleich über die kalte Stimmung empfindlich, worin sie nothwendig seyn muste, wenn sie diese Frage an ihn thun konnte. Er antwortete ihr also

kalt, aber entſchloſſen, daß ſein Zweck ſey, ſich durch die Bande der Ehre und Religion mit ihr zu verbinden, daß man, wenn man ſie kennte, keinen andern Zweck haben könnte, daß ſeine Abſicht alſo nicht zweifelhaft wäre, und daß nun nichts übrig bliebe, als die Verſicherung von ihrer Seite, ob es ihr auch angenehm wäre. —

Wie dieſe Erklärung auf Joſephen wirken mußte! Sie fühlte, daß ihr die Thränen dabey in die Augen traten. Sie ſeufzte ſogar, aber ſo leiſe, als es ihr möglich war und ohne einen Blick auf ihn zu wagen. Dennoch zwang ſie ſich und blieb in der Faſſung.

Herr Baron, ſagte ſie: Sie wiſſen nicht, was für Unglück ich ſeit meiner Kindheit ausgeſtanden habe. Ich kenne meine Eltern nicht, ich habe weder Vermögen noch Familie! Wie paſſen wir da für einander? Ueberdies giebt es noch andre unüberſteigliche Hinderniſſe. —

Der Baron war verſtürzt und unruhig. Ich verſtehe Sie, ſagte er mit zitternden Lippen. Ihr Herz verſchmäht das meinige.

Nein,

Nein, nein, ſtammelte Joſephe und es fehlte ihr an Worten. —

Und doch ſprachen Sie von Hinderniſſen? ſagte der Baron, der denſelben Augenblick erſchrocken zurück fuhr, als er ſeine Mutter hereintreten ſah. Meine Mutter? rief er: O, es iſt alles ſo verabredet geweſen! — Ja, mein Sohn, ſagte ſie ſanft und gütig: ſo iſt es. Wir wollten es geheim halten, aber jetzt geſteh ich dir offenherzig, ich habe gewußt, daß du hieher kommen würdeſt, und wir haben verabredet, daß ich auch kommen wollte. Und du, liebe Tochter, haſt du ihm alles geſagt?

Nein, meine theuerſte Mutter, erwiederte Joſephe, und ſie fühlte ſich durch ihre Gegenwart geſtärkt, und durch die zärtliche Art, womit ſie zu ihr ſprach, emporgehoben: Nein, die Zeit war zu kurz dazu. Aber er ſoll jetzt alles erfahren, daß Sie dabey ſind.

Der Baron wußte nicht, was er zu den Namen „Mutter“ und „Tochter“ ſagen ſollte, die beyde wechſelten. Sein Weſen drückte Ueberraſchung, Erſtaunen und die allerhöchſte Neugier aus. Joſephe ließ ihn nicht lange in

der Unwiſſenheit. Sie erzählte ihm mit einer Schnelligkeit, die einer Art von Begeiſterung glich, alles, was ſeine Mutter für ſie gethan hätte, und alles, wie ſie in die Lage gekommen ſey, ihrer Hülfe und Liebe zu bedürfen. Ihre Geſchichte von der Räuberbande an, bis zu Madame Zunge, Herrn von Roſt, und zu ihrem Eintritte in dies Kloſter als Koſtgängerin, gab ſie in einem kurzen Begriff an. Die wahreſte Dankbarkeit ſprach aus ihr, als ſie auf dieſen letzten Punkt kam, und ſie rührte Mutter und Sohn durch die beredten Ausbrüche derſelben gleich ſtark.

Von der Liebe, womit ihre Wohlthäterin ſie überſchüttet hatte, gieng ſie aus, um ihm zu zeigen, wie undankbar ſie ſeyn würde, wenn ſie ſeine Abſichten billigte, was er ſeiner Mutter für Verdruß mache, wenn er ſein eigenes Glück, ſeine ganze Laufbahn und die Achtung der Welt verſcherzte, wie er ſie ſelbſt in den Ruf eines eigennützigen, unbeſonnenen, undankbaren Mädchens bringen und ſonach ihr und ſich ſelbſt das Glück rauben würde, das eine wechſelſeitige Verbindung, unter andern

Umſtän-

Umſtänden, haben könnte. Wenn aber ihre Umſtände auch gleich und gleich mit den ſeinigen ſtänden, ſo würde ſie ihn allen andern Männern in der Welt vorziehen; dies wäre ein Troſt, den ſie ihm gerne geben wollte, und der ſie nicht gereuen ſollte, wenn er ſich dem Willen ſeiner würdigen Mutter fügte.

Sie holte Athem und trocknete ſich die Thränen ab, die ſie während ihrer Rede vergoſſen hatte. Denn in der That, es war eine Art von Rede, die, ohne daß ſie von den Regeln der Beredſamkeit etwas wüßte, alle das Feuer und das Hinreiſſende dieſer Kunſt athmete, die ſich immer am ſiegendſten zeigt, wenn das Herz dem Munde einſagt. Der Baron war während derſelben ſtumm, nachdenklich und voll Unruhe. Seine Mutter ſah ihn an und erwartete mit Thränen in den Augen, daß er ſprechen ſollte, und er fand endlich wieder Worte:

Jetzt ſehen Sie ſelbſt, meine theuerſte Mutter, ſagte er: was Joſephé iſt! Setzen Sie ſich an meine Stelle, ſchlieſſen Sie von Ihrem Herzen auf das meinige, ſollt' ich aufhören können, ſie zu lieben? Was ſie eben geſagt

hat, war es so, daß es mich von ihr losreissen könnte? Gegen soviel Adel und Tugend sollt' ich gleichgültig werden?

Die hellen Thränen liefen ihm über die Wangen und schluchzend fuhr er fort: Ich soll von ihr lassen, Sie wollen es, Sie bitten mich darum; gut, ich will es, ich will eine Andre heurathen, ich will mich unglücklich machen, es sey; aber ich weiß, daß ich es nicht lange seyn werde, —

Seine Rührung wirkte auf seine Mutter und auf Josephen gleich stark. Alle drey waren stumm und nur Seufzer wurden gehört.

Ach Gott, rief Josephe endlich von Liebe, von Schmerz und von tausend andern Gefühlen übermeistert: Ach Gott, gnädige Frau, warum mußte ich Ihnen bekannt werden! Warum muß ich auf der Welt seyn! Warum lebe ich noch!

Was klagen Sie noch, sagte der Baron empfindlich: hab' ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie meiner los werden sollen?

Ja, das haben Sie gesagt, erwiederte Josephe; aber so, daß Sie das Herz Ihrer

Mutter

Mutter tödtlich ängſtigen, und doch wollen Sie, daß ſie ruhig ſeyn ſoll, daß ich es ſeyn ſoll? Es giebt Dinge in der Welt, denen man ſich fügen muß, wenn man Stärke der Seele hat. Sie ſollen mich nicht heurathen, gut, aber ich will auch nie heurathen! Immer werden Sie mir ſehr werth ſeyn. Sie verlieren mich auch nicht, und ich Sie nicht. Ich werde Nonne, hier in Wien, wir werden uns zuweilen ſehen, wir werden beyde Eine Mutter haben. Mein Bruder, mein Beſchützer, der einzige Mann auf der Welt ſollen Sie ſeyn, der mir je werth geweſen iſt, und den ich nie vergeſſen werde. —

O, Mutter, rief der Baron, indem er ungeſtüm die Hand der Frau von Sternfeld ergriff: verzeihen Sie mir die Thränen, die ich Ihnen erpreſſe. Machen Sie mit mir, was Sie wollen; aber verloren bin ich durch Sie! Sie haben meine Liebe und Bewunderung für Joſephen auf den höchſten Grad getrieben, daß Sie mich hieher kommen lieſſen. Bringen Sie mich fort von hier. Ich weiß nicht, wo ich bin, was ich denke, was ich thue!

Was soll ich sagen, mein Sohn? versetzte die Frau von Sternfeld: Habe nur Geduld! Ich beklage dich! Ich verzeihe dir, Ihr geht mir beyde gleich nahe. Ich habe Josephen so lieb, als dich selbst. O, es ist mir nicht so geglückt, wie ich erwartete. Ihre Schuld ist es nicht, ich lasse es ihr nicht entgelten, daß du sie lieb hast, und wenn die ganze Welt so dächte, wie ich, so wäre ich nicht im mindesten verlegen.

Bey diesen Worten, deren vortheilhaften Sinn der Baron wohl durchsah, ließ er sich vor seiner Mutter auf die Kniee nieder und küßte ihr tausendmal die Hand, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Ach, gnädige Frau, sagte Josephe: haben Sie mich noch lieb? Nicht wahr, Sie verstossen mich? — Frau von Sternfeld umarmte sie statt aller Antwort, und zu ihrem Sohne sagte sie: Mein Sohn, ich dringe nicht weiter wegen der Heurath in dich. Das wird mich mit bedeutenden Leuten verfeinigen, aber du bist mir lieber, als sie. — O, Mutter, Sie geben mir das Leben wieder, rief der Baron: Aber, ich darf doch Josephen zuwei-

zuweilen besuchen? -- Du frägst mich mehr, als ich weiß, erwiederte sie: Ich will darüber nachdenken. Wir wollen sehen. — Aber Sie erlauben mir doch, daß ich sie liebe? fuhr er fort. Mein Gott, sagte sie lächelnd: was hülfe es dir, wenn ich dir's verböte? Liebe sie, liebe sie, mag es kommen, wie es will.

Aber Josephe hatte gesagt, daß sie Nonne werden wollte! Sie war in ihrem hohen Eifer im Begriff, es zu wiederhohlen: da es aber Frau von Sternfeld vergaß, so bedachte sie auf einmal, daß sie sie nicht daran erinnern müßte. Sie hatte sich in Großmuth erschöpft, und alles über den Baron hergeschüttet, um ihm die Liebe zu ihr zu verleiden, wäre es aber Frau von Sternfeld zufrieden, daß er sie liebte, erweichte sich ihr eignes Herz soweit für ihren Sohn, oder für sie, so mußte sie wohl schweigen, so gieng es doch nicht an, daß sie sagte: Gnädige Frau, geben Sie wohl Acht, was Sie thun! Dieser Ueberschwung von Uneigennützigkeit wäre weder natürlich noch vernünftig gewesen. Sie sagte also kein Wort. Frau von Sternfeld stand auf.

Du bist eine gefährliche kleine Kreatur, sagte sie zu Josephen: Lebe wohl. Wir wollen fort, mein Sohn. — Der Sohn hörte nicht auf, ihr die Hand zu küssen, und das war nicht so übel berechnet. — O, ich verstehe, fuhr sie fort: was das sagen will. Aber ich entscheide noch nichts, ich weiß noch nichts. Adieu, Josephe, geh zu Tische, ich seh dich bald wieder. — Josephe machte ihr eine stumme Verneigung, und da es ihr schien, als ob sie weinte, sagte sie: was weinst du? ich bin zufrieden mit dir, und leg' es dir nicht zur Last, das du Liebe verdienst. Geh, und sey ruhig. Deinen Arm, Doerting!

Mit diesen Worten gieng sie die Treppe hinunter am Arme ihres Sohnes, der aus schüchterner Achtsamkeit, nur mit Blicken zu Josephen sprach und mit einer stillen Verbeugung Abschied von ihr nahm, die sie in einer ungewissen Haltung erwiederte, gleichsam als ob sie sich zuviel zu erdreusten, und die Nachsicht der Mutter zu mißbrauchen fürchtete, wenn sie von ihm einen wärmern Abschied nähme.

Fünftes Kapitel.

Gewißheit.

Somit war Josephe allein und unruhiger, als sie den Tag vorher gewesen war. Sie hatte aber auch Ursach dazu. Liebe sie, liebe sie, hätte Frau von Sternfeld gesagt: Wir wollen sehen! Ich will darüber nachdenken! War das nicht eben soviel, als wenn sie gesagt hätte! hoffe! Josephe hoffte aber auch, nur unter Zittern, nur daß sie sich für eine Thörin hielt, daß sie hoffte. Lagen dieser Art sind sehr prinlich, und es wäre oft besser, gar keinen Schimmer von einem guten Erfolg, als einen schwachen zu haben, der durch die Finsterniß gleichsam herdurch bricht, um sie desto finsterer zu machen.

Werde ich ihn heurathen? sagte sie bey sich selbst, und sie hielt es nicht für möglich, fühlte aber, daß es ein grosses Unglück für sie seyn würde, wenn sie ihn nicht heurathete. Dies, und weiter nichts, hatte ihr Herz durch die unbestimmte

bestimmte Erklärung der Frau von Sternfeld gewommen. Sie konnte nicht umhin, ganz heimlich über sie zu murren, und in Gedanken mit ihr zu kreyen.

Drey unruhige Tage und Nächte verliefen ihr in dieser Stimmung und ihre Mutter kam immer nicht wieder. Den vierten kam, nicht sie, sondern ihr Sohn. Man meldete ihn ihr und das hieß, ihr Erlaubniß geben, ihn zu sprechen. Aber sie nutzte sie nicht. Sie liebte ihn, und tausendmal mehr, als vorher, das war gewiß; sie brannte vor Begierde, ihn zu sehen, sie war voller Ungeduld zu wissen, ob er nichts Neues von ihrer Liebe mitbrächte: dennoch zwang sie sich und kam nicht, um — bey ihrer Wohlthäterin, wenn sie es erführe, noch einen Stein mehr im Brette zu bekommen. Ihre Weigerung war ein Kunstgriff, dessen die Liebe oft fähig ist, wenn die Eigenliebe sie gerade gängelt. Sie ließ also den Baron bitten, nicht übel zu nehmen, wenn sie nicht käme, was geschehen seyn würde, wenn er, was ihr nicht so schiene, auf Geheiß seiner Mutter da wäre.

Dies war auch wirklich nicht der Fall und er entfernte ſich, halb empfindlich halb beſchämt, ohne ſie geſehen zu haben.

Dieſer feine Streich ihrer Klugheit koſtete ihr aber, wie man denken kann, groſſe Ueberwindung. Sie wollte eben in Vorwürfen gegen ſich ſelbſt darüber ausbrechen, als er ihr zurück ſagen ließ, daß er ſie den folgenden Tag mit ſeiner Mutter beſuchen würde.

Es ſollte nämlich eine Schweſter eingekleidet werden und die Verwandten derſelben hatten die ganze Familie des Barons dazu eingeladen.

Joſephe erwartete den andern Morgen mit groſſer Ungeduld. Man weiß, daß bey ſolchen Gelegenheiten, die Vorhänge vor den Gittern, welche die Nonnen ſonſt allen unheiligen Augen verbergen, aufgezogen werden. Joſephe ſtellte ſich ganz nahe an dies Gitter und ſo erwartete ſie die Frau von Sternfeld und ihre Geſellſchaft. Sie kam ſo ſpät, daß ſie geradeswegs in die Kirche ſelbſt mußte. Joſephe freuete ſich, daß ſie ſich ſo nahe an das Gitter ſetzte. Ein ältlicher Kavalier, von einem ſehr einnehmenden Aeuſſern, führte ſie. Joſephe verwandte kein

Auge

Auge von ihr, ward aber von ihr noch nicht gesehen. Unter der übrigen Gesellschaft, die ihr folgte, war auch der Herr von Rost.

Der Herr von Rost! sagte Josephe bey sich, überrascht und wohl gar ein wenig erschüttert. Sie hätte lieber gesehen, daß er nicht da gewesen wäre. Sie wußte nicht recht, ob er ihr gleichgültig seyn, oder ob sie böse auf ihn seyn sollte. Wie wird ihm werden, dachte sie, wenn ich Frau von Sternfeld grüsse, und sie mir mit ihrer gewöhnlichen zutraulichen Art dankt. Was wird er für Augen machen, und wie bange wird er für das seyn, was sich aus dieser Bekanntschaft für ihn demüthigendes entwickeln könnte! Wie fürchterlich muß ich nicht seinem Stolze dünken! Aber wie fürchterlich ist wiederum ein gewissenloser Mensch, der mich fürchtet! Diese Betrachtungen beherrschten sie ganz dunkel und versetzten sie nicht in die ruhigste Stimmung.

Der Baron von Terring war der erste, der sie bemerkte, und er grüßte sie mit einem heitern und zuversichtsvollen Wesen, das ihr ein gutes Vorzeichen für ihre Angelegenheit schien.

Sein

Sein Onkel, der ſich eben niederſetzte, bemerkte es nicht und ſprach mit dem Kavalier, der die Frau von Sternfeld begleitet hatte. Dieſe hörte ihm zu und ſah immer noch nicht nach der Stelle, wo die Schweſtern ſtanden. Endlich fielen ihre Blicke dahin und ſie bemerkte Joſephen, die ihr eine tiefe Verneigung machte. Sie antwortete mit derjenigen Bewegung der rechten Hand darauf, die man bekannten Perſonen beym Grüſſen zu machen pflegt und die ſagen will: Ach, guten Tag, ſind Sie da! Ihr Bruder, der eben ein Gebetbuch aus der Taſche zog, bemerkte dies, folgte ihren Blicken, und, ſiehe da, ſeine kleine Modenhändlerin, die nicht viel dadurch verlohren zu haben ſchien, daß ſie ihm den Abſchied gab, und deren Anzug nicht zu beweiſen ſchien, daß ſie das zweydeutige Kleid und Linnen vermißte, das ſie ihm zurück geſchickt hatte.

Der gute Mann verlor alle Faſſung bey ihrem Anblicke. Es ſchien, daß Joſephe, ſo oft er ſie ſah, durch eine Art erbitterten Schickſals, ihn auf die Folter ſpannen ſollte. Er hatte nicht das Herz, ihr in das Geſicht zu ſehen.

Josephe ihrerseits ward auch roth, aber als eine muthvolle und aufgebrachte Feindin, die den Vortheil des reinen Gewissens und mithin das Recht hat, seine Seele tief unter der ihrigen zu glauben. Sie war ungewiß, ob er sie grüssen würde, oder nicht. Er that es nicht, und aus Stolz, aus Vorsicht und einer Art von Mitleid, sie auch nicht. Sie bemerkte, daß Frau von Sternfeld ihn ansah und sie schien die Unbehaglichkeit zu fühlen, worin er seyn mußte, theils Josephes, theils seines Neffen wegen, der, wie er vermuthete, ganz allein um seine Plane auf Josephen wüßte.

Der Gottesdienst gieng an. Die Predigt war schön, wenn auch nicht gut. Die Eitelkeit, elegant zu predigen, handelte hier die Eitelkeit der Welt und ihrer Werke ab. Das geschieht so oft! Nicht immer predigt man uns zu unsrer Belehrung, oft bloß um dem priesterlichen Stolze Nahrung zu bieten; und so kömmt es, daß oft die Tugend von dem Laster auf der Kanzel gelehrt wird.

Als die feyerliche Handlung vorbey war, kam Frau von Sternfeld in das Sprachzimmer.

Sie

Sie hatte nur ihren Sohn bey ſich. Herr von Roſt hatte ſich entfernt.

Nur ein Wort, Joſephe, ſagte ſie: Die Geſellſchaft wartet unten auf mich. Leering liebt dich immer noch wie ſonſt, quält mich, kniet ewig vor mir und bittet ewig, daß ich einwilligen ſoll — Du weißt wohl, wozu. Ich ergebe mich, und kann im Grunde ſeine Wahl nicht mißbilligen. Alſo liebt euch, ich erlaube es, Kinder!

Ihrem Sohn kamen vor Freuden die Thränen in die Augen und er drückte und küßte ihre Hand mit Feuer. Joſephe ihrerſeits war ſo gerührt, ſo erſchüttert, ſo überraſcht, daß ſie keinen Laut hervorbringen konnte.

Du ſagſt nichts, Joſephe? ſagte Frau von Sternfeld: Aber ich verſtehe Dein Stillſchweigen, und ich freue mich herzlich, daß ihr zufrieden ſeyd. Ich glaube, daß ich eine Schwiegertochter hätte haben können, die der Welt mehr gefiele, aber keine, die meinem Herzen beſſer zuſagte. —

Bey dieſen Worten brach Joſephe aus. O, Mutter, rief ſie: Ich halt' es nicht aus! Meine Freude, mein Dank, meine Liebe ſind zu ſtark.

Hier ließ ſie ſich auf die Kniee nieder und trieb die Hälfte ihrer Hand durch das Gitter, um die Hand ihrer Wohlthäterin zu faſſen, die ſie entzückt drückte. Der Baron ergriff die Hände beyder und küßte ſie wie auſſer ſich wechſelsweiſe.

Nicht ſo haſtig, Kinder, ſagte ſie: es iſt uns noch viel zu thun übrig. Hört nur, was alles.

Hier ſtellte ſie ihnen vor, daß ſie erſt die Familie auf das Ganze vorbereiten, daß ſie Joſephen in derſelben bekannt, und daß dieſe, durch ihre eigene Perſon, den Plan, den ſie mit ihr hätte, der Familie weniger auffallend machen müßte. Zu dem Ende ſollte ſie noch eine Weile im Kloſter bleiben, ihr Sohn ſollte ſie nur ſehr ſelten ſehen, damit die Priorin, die Joſephens Geſchichte wußte, nicht eine ungleiche Meynung von ſeinen Beſuchen bekäme. Nach einiger Zeit wollte ſie ein anderes Kloſter für ſie ſuchen,

chen, wo man nichts von ihr wüßte, da ſollte ſie dann ſo lange bleiben, bis alles vorbereitet wäre.

Wie lange wird das noch dauren? rief der Baron ſchmerzlich aus, und Joſephe hätte gern daſſelbe geſagt, wenn ſie mehr den Regungen ihres Herzens als den Regeln der Sittſamkeit hätte folgen dürfen.

Zeit, Geduld und ein wenig Liſt, wird alles zum beſten kehren! ſagte Frau von Sternfeld. Ein groſſes Hinderniß ſcheint ſich von ſelbſt zu heben. Mein Bruder hat heute geſehen, daß ich Joſephen kenne, und, alle Umſtände zuſammengenommen, muß er merken, was vorgeht. Er hat mir vorhin erklärt, daß er auf eine Weile nach Prag ziehen und dort leben würde. Er iſt klug und hat ſeinen Ruf ſehr lieb. Er müßte fürchten, daß dieſer ſcheiterte, wenn er eines Mädchens und eines jungen, heftigen Menſchen nicht ſchonte, die ihn beyde ganz in ihrer Gewalt haben. Lebe wohl, meine Tochter, ich ſeh dich morgen wieder.

Mit den Worten entfernten ſie ſich. Joſephe war immer noch unruhig; aber unruhig

vor Freude. Verſprochnes Glück macht es eben ſo ſehr, als drohendes Unglück.

Der andre Tag vergieng und ihre Mutter hielt nicht Wort. Der dritte auch; aber endlich ließ ſie wieder etwas von ſich hören. Ein Billet lief an Joſephen ein, worin ſie ihr meldete, daß ſie Willens ſey, ſie einigen von der Familie aufzuführen und daß ſie dieſen Nachmittag kommen und ſie ſelbſt abhohlen würde. — „Beſonders ſieh zu, ſchrieb ſie ihr, daß du dich ſorgfältig anziehſt. Hörſt du?“

Das ſoll geſchehen, das ſoll geſchehen! rief Joſephe, und that einen kleinen Sprung dabey, als ſie dieſe Worte las. Sie hätte es aber auch ohne dieſen Befehl gethan, der indeſſen ihrer Eitelkeit die Hand unterbreitete und ihr vorſpiegelte, ſie würde bloß ein wenig kokett ſeyn, vor lauter — Gehorſam.

Wir ſagen „kokett,“ weil immer ein wenig Koketterie dabey ins Spiel kömmt, wenn man ſich mit Sorgfalt anzieht. Eine andre Koketterie hatte Joſephe nicht. Nie entfernte ſie ſich von der ſtrengſten Sittſamkeit in ihrem Anzuge. Immer legte ſie Anſtand darein, theils

aus

aus natürlicher Vorsicht und Klugheit, theils auch wohl aus — Eigenliebe.

Gewiß, aus Eigenliebe. Sie fühlte, daß ein Weib, deren Anzug die Sittsamkeit beleidigt, die Wirkung der Reize zerstört, die sie besitzt. Man übersieht sie, über den plumpen Mitteln, die sie anwendet, sie ins Licht zu setzen. Sie dringt damit nicht ans Herz, kann sich sogar nicht einmal schmeicheln, zu gefallen. Sie verführt, und zieht nicht an als ein liebenswürdiges Weib, sondern als ein sinnliches, und stellt sich dadurch fast mit der Häßlichsten, die Alles zeigt und giebt, in Eine Klasse. Es ist wahr, daß bey einem zurückhaltenden und anständigen Wesen, weniger Leute sagen werden: ich liebe Sie; aber vielleicht sind dann ihrer desto mehr, die sagen würden: ich bete Sie an, wenn sie es wagten. So hätte sie blos der Liebeserklärungen weniger, aber nicht der Liebhaber, und sie würde an Achtung gewinnen und an Liebe nichts einbüssen.

Es schlug elf Uhr, und es ward Zeit zum Anziehen. Das will ich nun thun, sagte Josephe bey sich selbst: Man will es ja, und es ist

ein gutes Zeichen, daß man es will. Frau von Sternfeld zeigt dadurch, daß sie mir Loerrings Herz überlassen will. Hätte sie noch etwas dagegen, würde sie da den jungen Mann dem ganzen Zauber meiner Reitze aussetzen?

Das war doch wohl wahr?

Sechstes Kapitel.

Skitze von seiner Konversation.

Mit diesen Gedanken beschäftigte sie sich immer noch während des Anziehens, und nicht bloß ihr Anzug gewann dadurch, sondern auch ihre Farbe und ihr Auge, die beyde Leben und Wärme athmeten. Gegen ein Uhr war sie fertig. Sie erwartete nur noch die Frau von Sternfeld. Um sich bis dahin die Zeit zu vertreiben, gieng sie oft vor ihren Spiegel, kam sie oft zu ihrem Kopfputze zurück, der unverbesserlich war, der aber, gleichsam aus einem Instinkt

Instinkt der Hand, immer noch verbessert wurde.

Die Thür gieng auf und man sagte ihr, daß Frau von Sternfeld da sey. Sie eilte die Treppe hinunter. Die Schwestern, die sie auf ihrem Wege fand, waren erstaunt, daß sie so hübsch war, und riefen mit einer naiven Einfalt: Mein Heiland, Zuckerbildchen, wie schön Sie sind! Der Baron, der sie an der Klosterthür erwartete und ihr den Arm bot, hätte beynahe etwas ähnliches ausgerufen; aber er hielt an sich, weil die Pförtnerin zugegen war, und ließ sich nur durch einen Händedruck vernehmen, den sie mit einem schnellen Blick billigte, der trotz seiner Schüchternheit doch sehr süß und sanft war. Als sie vor dem Wagen standen, rief ihnen Frau von Sternfeld zu: Hurtig herein, Josephe, es wird spät. Sie stieg ein. Du bist gut angezogen, Josephe, sagte sie, ihren Anzug musternd: recht gut. — Ja, sagte der Baron lächelnd: dank ihrer Schönheit und Figur, so gut, wie man es seyn kann. — Höre, Josephe, sagte Frau von Sternfeld: ich bringe dich heute noch nicht in

die Familie, sondern zur Frau von Stürk. Ich möchte gern, daß man von ihrem Zirkel aus, auf dich vorbereitete. So erscheinst du weniger überraschend. Ich werde dich als eine Tochter einer meiner besten Freundinnen aus Steyermark aufführen. Deine Mutter ist todt, und hat dich meiner Führung anvertraut. Vergiß dies nicht und falle nicht aus der Rolle. Es ist auch keine grosse Lüge dabey. Wenn ich deine Mutter gekannt hätte, würde ich sie wahrscheinlich als meine beste Freundin geliebt haben.

Josephe konnte diese letzten Worte nicht ohne Rührung anhören. Sie gab ihm einen neuen Beweis von dem guten Herzen ihrer zweyten Mutter. Der Baron war in derselben Stimmung.

Noch muß ich dir sagen, wir werden Gesellschaft finden, fuhr Frau von Sternfeld fort: und dabey vielleicht die ausgesuchteste in Wien: lauter sehr verständige, sehr witzige und welterfahrne Leute, das wirst du sehen. Ich gebe dir keine Regeln, wie du dich zu nehmen hast; du bist nicht gewohnt, Gesellschaft zu sehen, aber

aber das wird dir bey dieſen Menſchen keinen Schaden thun. Fürchte alſo nichts, ich hoffe, du wirſt ihnen nicht mißfallen.

Joſephe zitterte doch ein wenig bey dieſen Worten, aber ſie verließ ſich auf ihre gute Mutter. Sie kamen zur Frau von Gruter und fanden drey oder vier Perſonen bey ihr. Da bringen Sie ſie mir endlich, rief Frau von Gruter ihrer Freundin zu: Kommen Sie, Fräulein! — Sie umarmte Joſephen. Nun aber auch gleich zu Tiſche, fuhr ſie fort: wir haben nur noch auf Sie gewartet.

Es gieng zu Tiſche. So ſehr Neuling auch Joſephe war, half ihr doch der feine Takt, mit welchem ſie geboren zu ſeyn ſchien, und ſie fühlte wohl, mit was für Leuten ſie zu Tiſche ſaß. Ihren Rang als gute Geſellſchafter bekamen ſie nicht dadurch von ihr, weil ſie in ihre Worte Witz und Verſtand legten, ſondern weil beydes wirklich darin war, und in einem höhern Grade, als man bey andern fand. Sie ſagten herrliche Sachen, aber mit ſo wenig Anſtrengung, mit ſo wenig Wort- und Sachwählerey, in ſolch einem einfachen und gemächlichen Tone,

daß

daß es nur auf Josephen angekommen wäre, zu glauben, daß sie die gewöhnlichsten Sachen sagten. Sie legten selbst keine Feinheiten hinein; aber sie waren darin. Sie fühlten nicht, daß sie besser sprächen, als man gewöhnlich spricht: es waren bloß bessere Köpfe, als andre, und die eben deshalb eine Konversation bildeten, die man sonst selten findet, auf die sie aber nicht dächten und wofür sie gleichsam nichts konnten.

Josephe hätte sich, wie gesagt, in diesem Ton lieben können, wenn sie nicht einen gewissen natürlichen Geschmack und ein lebhaftes und feines Gefühl gehabt hätte; aber sie konnte nicht umhin, ihn ausserordentlich zu finden.

Sie sagten nichts, als was richtig gedacht und praktisch bemerkt war, nichts, als was ein sanftes, gesellschaftliches Verkehr beförderte, nichts, als was Leichtigkeit und Heiterkeit athmete und erweckte. Josephe hatte sich die Gesellschaften der grossen Welt ganz anders gedacht, und sie hatte so unrecht nicht. Sie hatte geglaubt, daß sie von unbedeutenden Regeln, von gekünstelten kleinen Feinheiten und von sehr wichtigen und sehr ernsthaften Kindereyen beherrscht

herrſcht würde, die ſchwer zu lernen wären, den man aber doch wiſſen müßte, bey Strafe, lächerlich zu werden, ſo lächerlich ſie auch an ſich ſelbſt ſcheinen möchten.

Aber nichts von dem allen ſah hier Joſephe, nichts, was ihren Verſtand oder ihren Körper hätte in Verlegenheit ſetzen, nichts, was ihr hätte bange machen können zu ſprechen; alles dagegen, was ſie aufmunterd konnte, zu ſprechen, ihre kleine Vernunft mit vernünfteln, ihren kleinen Witz mit lachen zu laſſen. Noch etwas bemerkte ſie, was ihr ſehr zu ſtatten kam. Es war dies, daß der helle und geordnete Geiſt der Geſellſchafter, den ſchiefen und dunkeln Wendungen des ihrigen zuvorkam. Was ſie nur unvollkommen ſagte, dachten und ſagten ſie vollends aus, ohne daß ſie es ſelbſt fühlten, und liſſen ihr ſodann alle Ehre davon.

Genug, ſie machten Joſephen ihre Rolle ſehr behaglich. Sie hatte ſoviel Kunſt und Geheimniß in dem Umgange der feinern Weltleute vermuthet, hatte ihn für eine ihr ganz unbekannte Wiſſenſchaft gehalten, von der ſie nicht einmal die erſten Grundſätze wüßte: alſo mußte

ſie

ſie wohl erſtaunen, daß ſie ſo ganz etwas beſonders, ſo ganz etwas freindes und gleichſam arkanienmäßiges, darin nicht fand, ſondern blos Vertraulichkeit, Aufmerkſamkeit, Scherz und Gefühl für Sittlichkeit und feine Freuden.

Der Eindruck, den dieſer Zirkel auf Joſephen machte, blieb ihr auf immer ein Maaßſtab für den geſelligen Umgang, und ihr Geſchichtſchreiber erinnert ſich mit Vergnügen, ſie nach der Zeit, als die Königin ſolch eines Zirkels, [illegible]

Joſephe trug über die anweſenden Herrn den vollſtändigſten Sieg davon und ſie ſagten ihr eine Menge ſehr feiner, ſehr treffender und ſehr ſchmeichelhafter Dinge, wodurch ſie wieder um den Sieg über ſie davon trugen. Frau von Gruter trug ſie auf den Händen.

Es kam Beſuch und Frau von Sternfeld ergriff dieſe Gelegenheit, ſich zu entfernen. Joſephe und ihr Liebhaber folgten ihr und Frau von Gruter kam hinter ihnen her, um Joſephen in die Arme zu nehmen. Der Wagen fuhr vor und es gieng nach dem Kloſter zurück.

Was Josephe mit dem Baron über Tische gesprochen hatte, haben wir nicht erwähnt, weil es jungen Leuten nichts Neues und alten etwas Altes ist. Daß er, so oft es sich thun ließ, mit den Augen an ihr hieng, daß sie von Zeit zu Zeit die Augen ganz sanft und verstohlen zu ihm aufhob, daß sie, wenn sie mit ihr sprachen, bedeutend und gleichsam als ob sie nicht wüßte, was sie antworten sollte, ihn ansah, und dann schnell die Andern, um zu erforschen, ob sie mit dem zufrieden wären, was sie geantwortet hatte? das alles, und es ist nicht viel, wenn man — es nicht selbst thut.

Nun, Mädchen, sagte Frau von Sternfeld unterwegs scherzend zu ihr: war die Gesellschaft nach deinem Geschmack? Du bist ziemlich nach ihrem; wie es mir vorgekommen ist, und ich denke, wir werden was aus dir ziehen.

Das denke ich! sagte der Baron in demselben Tone: Wir haben grosse Hoffnung, daß Fräulein Josephe nicht mißfallen wird, wenn man sie erst kennt.

Josephe lachte. O, ich weiß nicht, was Alles geschehen kann, sagte sie. Aber an mir soll es liegen, meine gute Mutter bald bedauren zu lassen, daß sie mich zur Tochter angenommen hat.

Wird es lange dauren, sagte Joseph, ehe ich Josephen wieder sehen? sagte der Baron klüglich, als der Wagen still hielt und er Josephen heraushalf.

Ich denke nicht, erwiederte seine Mutter, höchstens bis übermorgen. Nicht ungeduldig, [illegible] führte sie hinein!

Sie schellte, man machte auf, und der Baron behielt nur zu einem Seufzer Zeit, daß er Josephen verlassen mußte. Sie schliessen sich wieder ein, sagte er: und in der nächsten Minute ist für mich kein Wesen in der Welt mehr. Ich sage Ihnen, was ich fühle. [illegible] bleibt mir denn? sagte Josephe: Mich Sie und Ihre Mutter kenne ich, und ich will sonst niemand mehr kennen. — Sie sagte dies, ohne ihn anzusehen, aber er verlor nichts dabey, denn diese Worte waren wohl soviel werth, als ein Blick. Er schien dies auch zu fühlen, und während man aufmachte, verstand er die Kunst,

Josephe

Josephe wußte nicht wie, ihre Hand seinem Munde zu nähern, ohne daß Frau von Sternfeld, die im Wagen auf ihn wartete, es bemerkt hätte. Wenigstens glaubt' er dies und Josephe vernünftelte ungefähr eben so. Sie zog ihre Hand zurück, aber erst, als es viel zu spät war. So geht es meist immer in solchen Fällen.

So war Josephe wieder allein, halb finster, halb lustig. Er gieng fort und sie blieb! Es däuchte ihr, als ob der weit schlimmer daran wäre, der bleibt, als der, der geht. Davongehen zerstreut, aber bleiben drückt zusammen. Das schmerzliche Gefühl des Bleibens wird aber bald von angenehmern verdrungen. Ewring liebte sie, es war ihm erlaubt, sie zu lieben. Sie wagte nichts, daß sie ihn liebte, weil sie für einander bestimmt waren. Geduld und Hoffnung wurden ihr so leicht bey dem gütigen Benehmen ihrer Wohlthäterin!

Josephe.

Fünftes Buch.

Erſtes Kapitel.

Josephe ſehr glücklich.

Den dritten Tag ließ die Frau von Steinfeld wiſſen, daß ſie ſich zu einem Beſuch in ihrer Familie fertig halten ſollte. Ihr erſter Eintritt in die groſſe Welt war nicht ſo abſchreckend geweſen, daß ſie ſich vor dieſem zweyten hätte übermäßig fürchten ſollen. Sie fühlte aber, daß ſie diesmal noch mehr gefallen müßte, als damals, um den Eindruck hier noch bleibender und für ſie vortheilhafter zu machen. Man nimmt ſich immer mehr bey ſolchen Menſchen zuſam-

zuſammen, von denen man etwas erwartet, als bey andern, die einem gleichgültig ſind. Entſchuldigung genug für Joſephen, wenn ſie ſich diesmal noch ſorgfältiger anzog, als das erſtemal.

Zur beſtimmten Stunde holte ſie der Baron zu ſeiner Mutter ab, deren Wagen vor dem Kloſter hielt. Joſephen ſchien unter ſeiner Freude etwas Unruhe herdurch zu ſchimmern, und ſie glaubte die Urſache davon zu errathen. Auf jeden Fall war der Beſuch, den ſie jetzt machte, für beyde ſehr entſcheidend. Die Gräfin von Kroteck, zu welcher es gieng, war das unleidlichſte, aber nicht das ungefährlichſte Weſen in der Familie, und es war ſchwer, ſie zu vermögen, daß ihr irgend ein Menſch, irgend eine Geſellſchaft, irgend eine Dame in der Welt gefiel. Dies ſagte Joſephen der Baron, und ſeine Mutter wiederholte es ihr, ſprach ihr aber Muth ein. Die übrigen von der Familie, die ſie noch dort finden würde, ſagte ſie, könnten ſie ſchadlos halten.

Sie kamen an und fanden in dem Saal ſechs oder acht Perſonen, wovon einige auf Joſephen

achteten, andre nicht. Aber die Frau von Hauſe gab ſich bald als ſolche zu erkennen.

Sie war ungefähr funfzig Jahr alt, klein, ſchwarz, rund, ſehr häßlich, mit breiten, viereckigten Geſicht, mit kleinen Augen, die auf den erſten Blick lebhaft und geiſtreich ſchienen, aber in der That nur unſtät und neugierig waren, und die zu derjenigen Art von Augen gehörten, die beſtändig mit Anſehen beſchäftigt und in ewigen Bewegungen ſind, einer leeren, unthätigen Seele, die in ſich ſelbſt nichts ſieht, Nahrung zuzuführen. Ihre Seele ſelbſt gehörte zur Klaſſe derer, die vor lauter Armuth an eignen Gedanken, ſo begierig fremden Gegenſtänden nachlaufen, wodurch ſie aber auch nicht befriedigt werden, weil bey ihnen nichts zurückbleibt, weil alles nur durch ſie hinläuft und ſo ſchnell geht als kömmt. Sie gehörte zu den Leuten, die beſtändig ſehen, beſtändig hören, nie denken und mit einem Mann zu vergleichen ſind, der ſein ganzes Leben damit zubringt, daß er aus dem Fenſter ſieht.

So wie ſie Joſephen ſahe, ſtürzten ſich ihre Blicke gleichſam auf ſie. Sie ſetzten dieſe in

Verle-

Verlegenheit, und sie sah kein andres Mittel, sie abzuschlagen, als ihrerseits auch sie anzusehen. Das gelang ihr auch von Zeit zu Zeit. Die Dame liess sie los, kam aber bald wieder und bedrängte sie von neuem. Bald musterte sie ihr Gesicht, bald ihre Hände, bald ihren Fuß, bald ihren Wuchs, bald ihren Kopfputz. Josephe hustete von ungefähr, und jene verdoppelte ihre Aufmerksamkeit, um zu sehen, wie sie hustete. Sie zog ihr Schnupftuch heraus. Wie wird sie sich dabey benehmen! Das war ein wichtiger Gegenstand für die sehsüchtige Frau.

Der Baron von Toerring stand bey ihr. Sie wußte alles, was sie von Josephen wissen sollte, fragte ihn aber doch noch einmal darüber. Wer ist das Fräulein? sagte sie. Josephe hörte es. Leute ihrer Art fragen nie so leise, als sie glauben und sie thun es so übereilt, daß sie nicht Zeit genug behalten, bescheiden zu fragen. Es ist ein Fräulein aus Steyermark, erwiederte der Baron ziemlich obenhin: die Tochter einer Dame, die eine sehr gute Freundin von meiner Mutter ist. — Aha, aus Steyermark, versetzte die Fragerin: Und ist

ihre Mutter hier? — „Nein, das Fräulein ist hier in einem Kloster.“ — Aha, in einem Kloster! Hat sie etwa Lust, Nonne zu werden? Und in welchem ist sie? — „Wahrhaftig, ich weiß nicht einmal in welchem.“ — Vermuthlich hat sie eine Verwandte darin. Sie ist recht hübsch, wahrhaftig, sehr hübsch. — Sie sagte dies, indem sie zwischen jedes Wort einen Blick auf Josephens Figur hinein schob. Endlich ward sie ihrer müde, und sie verließ sie, um andre in der Gesellschaft zu mustern, die ihr werth schienen, betrachtet zu werden.

Unser Vetter Rost ist nach Prag gereist? sagte sie, als sie zum Baron zurückkam. „Ja!“ — Mein Gott, was will er denn da? — „Auf einige Zeit wohnen!“ — Warum aber das? — „Ich weiß nicht!“ — Sonderbarer Einfall. Unsre ganze Familie verliert an ihm. Er ist recht unterhaltend. — „Gewiß!“ — Ihrer Mutter geht es wohl sehr nahe? — „Sehr nahe!“ — Sie hat ihn sehr lieb, die arme Frau. Es ist ein braver Mann. Er kommt doch bald wieder?

In dieſem Tone gieng es fort, und da ſie nie auf das hörte, was man ihr antwortete, ſo hatte man es ſehr bequem dabey. Joſephe behielt dadurch Zeit, ihre Tochter, die in allem das Gegenbild von ihr war, anzuſehen, und ſich über ſie zu freuen.

Die Augen beyder waren einander ſchon ein paarmal begegnet, und Joſephe ſchien in den ihrigen eben ſoviel Artigkeit und Wohlwollen zu finden, als jene in ihrem eigenen hatte finden müſſen. Sie hatte Grund, zu vermuthen, daß ſie ihr gefiele, ſie ſelbſt fühlte, daß ſie ihr noch weit mehr als gefiele.

Und in der That, es war eine lebendige Hebe. Sie war kaum ſiebzehn und die zarteſte Jugendblüthe webte über ihrem ganzen Weſen, lachte aus ihrem hellen Auge, ſpiegelte ſich in dem friſchen Roth ihrer Wangen. Aber um ſo zu wirken, wie ſie wirkte, war es nicht genug, ſo jung zu ſeyn, es gehörte auch eine Figur dazu, die ausdrücklich geformt zu ſeyn ſchien, ſich durch ein ungezwungenes, leichtes Gebärdenſpiel zu verſchönern, aus welchem die lachenden

Reitze der Jugend bezaubernd aber nie zu beſchreiben, hervorgiengen. Wenn ſie ging oder ſtand, ſo ſchien es, als ob ſie ſchwebte, als ob ſie gar keine Schwere hätte, als ob ſie — man verzeihe dem Mahler dieſen Ausdruck — als ob ſie ein ſichtbarer, bekleideter Hauch wäre.

Joſephe und ſie kamen bey Tiſche, durch einen Zufall, oder weil beyde, ohne es zu wiſſen, es ſo geſpielt hatten, neben einander zu ſitzen. Joſephe ſah an ihrem Weſen, daß es ihr lieb war, Gelegenheit zu finden, ſie näher kennen zu lernen. Beyde kamen einander mit tauſend kleinen Gefälligkeiten zuvor, die eine innere Neigung Leuten zuführt, welche ſich gern neben einander ſehen. Sie blickten einander wohlgefällig an, da aber auch die Liebe ihren Rechten nicht entſagte, ſo ſah Joſephe auch zuweilen den Baron an, der, nach ſeiner Weiſe, kein Auge von ihr verwandte.

Die junge Gräfin bemerkte dieſen Blickewechſel. Liebes Fräulein, ſagte ſie lächelnd zu Joſephen, während ihre Mutter mit der Frau von Sternfeld ſprach, ich möchte mich nicht

gern

gern in meiner Vermuthung irren. — Sie bleiben in Wien?

Die Aeuſſerung war ſo fein und zart, als ſie ſelbſt.

„Ich weiß nicht, was Sie meynen, erwiederte Joſephe in demſelben Tone, und ſie wußte es in der That nicht:“ auf jeden Fall aber kann ſich Ihr richtiger Verſtand nicht irren. Aber, Sie ſagen mir doch, was Sie eigentlich meynen?“

Ich meyne, verſetzte ſie eben ſo leiſe, als vorher: daß Ihre Mutter die beſte Freundin von meiner Kouſine Sternfeld iſt, und daß es wohl ſeyn könnte, Sie heuratheten meinen Kouſin. Nun ſagen Sie mir, ob ich mich irre?

Das war nicht ſo leicht! Dieſe Frage ſetzte Joſephen in Verlegenheit, ſogar in Unruhe. Sie ward roth und ängſtigte ſich, daß ſie roth geworden war, und daß jene es bemerkte, und daß dies ein Geheimniß verrathen würde, das ſie ein wenig beſchämen möchte. Es iſt ungewiß, was ſie ihr geantwortet haben würde, wenn die Gräfin Kroteck ihr nicht aus der Verlegenheit geholfen hätte. Zum Glück mußte

dieſe ihrem Charakter treu bleiben, und alles ſehen und alles wiſſen wollen.“

Sie bemerkte, daß ihre Tochter mit Joſephen ſprach.

Was habt Ihr unter einander, meine Tochter? Wovon iſt die Rede? ſagte ſie. Du lächelſt und das Fräulein wird roth, (Sie hatte alles geſehen) darf man wiſſen, wovon ihr ſpracht?

Ich will kein Geheimniß daraus machen, erwiederte ihre Tochter: Ich würde mich freuen, wenn das Fräulein in Wien bliebe, und ich ſagte ihr, daß ich wünſchte, unſer Kouſin Toerring und ſie möchten ein Paar werden.

Aha, das war's? Ja, aprepos, ich hatte dieſelbe Idee, ſie iſt mir aber wieder entfallen. Ich meyne geſehen zu haben, daß ſie beyde nicht böſe darüber ſeyn würden. Nun, wer weiß, was geſchieht. Will man's doch vielleicht. Es hat allen Anſchein dazu.

„Und warum auch nicht?“ nahm Frau von Sternfeld das Wort, weil ſie gar nichts gewagtes dabey ſah, und dieſe Wendung ergriff, die Gemüther auf das vorzubereiten, was

geſche-

geſchehen ſollte: „Mein Sohn wäre nicht zu beklagen, wenn es geſchähe.“ —

Nein doch, nein, unterbrach ſie die Forſcherin: Alle Welt wird Ihrer Meynung ſeyn, und ich mache Ihnen ſchon im voraus mein Kompliment, Kouſin. Kein Menſch könnte einen beſſern Theil erwählen, als er.

Und ich, verſetzte der Baron ungezwungen und frey: Ich würde keinem Menſchen ſeinen beſſern Theil beneiden.

Joſephe neigte langſam den Kopf, um ihr für ihre Güte zu danken, ſagte aber kein Wort, weil ſie glaubte, daß es beſſer ſey, wenn ſie ihre Wohlthäterin ſprechen lieſſe, für die es ſich jetzt beſſer ſchickte. So ſehr auch das Ganze das Anſehen des Scherzes hatte, zweifelte doch die Gräfin keinen Augenblick, daß Joſephe ihren Kouſin Toerring heurathen würde.

Nach Tiſche wollte ſich die Frau von Sternfeld entfernen und ihren Sohn und Joſephen mitnehmen, aber die junge liebenswürdige Gräfin ſchlug ſich ins Mittel, und bettelte ſo ſüß, daß jene nicht bloß zugab, Joſephe ſollte bis den Abend da bleiben, ſondern ihr ſogar erlaubte,

mit

mit nach ihrem Sommerpalais auf der Landſtraſſe zu fahren und die Nacht dort zuzubringen. Die Gräfin Kroteck ſelbſt war ſehr damit zufrieden, und ſchien Joſephen ſo lieb gewonnen zu haben, als ſie bey ihrem Durſte nach Abwechslung konnte.

Der Baron freute ſich nicht wenig über dieſe kleine Partie und Joſephe errieth, warum. Beyde ſahen, daß es ihrer Mutter ſo ſehr Ernſt mit ihrer Heurath war, als es ſeyn konnte; ſie gab nicht blos zu, daß ſie für die Braut ihres Sohnes galt, ſondern führte ſie auch als ſolche geradezu in der Geſellſchaft auf. Dies war ſolch ein gerades und offnes Benehmen, daß ſie es unmöglich nach der Zeit hätte ändern können. Der Baron wußte es ſo gut zu ſpielen, daß ihn ſeine Kouſine zum Abendeſſen in ihrem Gartenhauſe einladen, ihm ſogar die Wahl laſſen mußte, ob er noch denſelben Abend nach der Stadt zurückfahren oder drauſſen bleiben wollte. Er bat ſeine Mutter um Erlaubniß und hatte ſie ſchon. Dieſe fuhr fort, und die andre Geſellſchaft nach dem Gartenhauſe.

Joſephe

Josephe war nie glücklicher gewesen. Das Sommerhaus war geschmackvoll, der Garten paradiesisch, der Abend köstlich. Ein junger Mann war um sie, der sie mehr als je liebte, eine Freundin hatte sie am Arm, die ihrem Herzen mit jedem Momente theurer ward. Sie durchstrichen tändelnd den Garten; verbannten den Baron, wenn seine Liebe der Freundschaft zuviel Augenblicke stahl, und riefen ihn wieder, wenn er diese Prüfung ohne Unmuth und Trotz überstanden hatte. Was ihre kleinen Spiele noch heiterer machte, war, daß die alte Gräfin nicht zugegen war, sondern mit ein paar Herren spielte, die den Abend auch bey ihr essen sollten. Beym Abendessen überhäufte die Gesellschaft Josephen mit Artigkeiten. Man wußte schon, was Frau von Sternfeld mit ihr vorhatte, und schmeichelte und wünschte Glück ohne Ende. Nach Tische lud die Gräfin den Baron noch einmal ein, da zu bleiben, und er ließ sich nicht bitten. Zum erstenmal schlief Josephe mit ihrem Liebhaber unter einem Dache, und dieser Umstand trug nicht weniger dazu bey, als alle übrigen, diesen Abend und

dieſe Nacht zur ruhigſten und glücklichſten ihres Lebens zu machen.

Solche Lagen dauern auf unſrer Welt nie, und während ſie ſich noch freuete, fanden ſich ſchon die Umſtände zuſammen, die ſie bald wiederum in die peinlichſte und demüthigendſte verſetzen ſollten.

Zweytes Kapitel.

Joſephe ſehr unglücklich.

Der neue Morgen war die Fortſetzung des vergangenen Abends. Sie ſtand gegen neun Uhr auf und gleich nachher trat ein Kammermädchen herein, um ſie anzukleiden. So ungewohnt ſie des Dienſtes einer Zweyten war, ſo leicht und glücklich fand ſie ſich, vermöge ihres bekannten Inſtinkts, darein. Sie mußte hier ihren Rang behaupten, und ihr kleiner Stolz lehrte ſie bald, wie das anzufangen war. Das Kammermädchen ſah auch nicht die geringſte

Spur,

Spur, daß sich Josephe bis jetzt immer selbst angezogen hatte.

Sie hatte ihren Dienst noch nicht ganz gethan, als Josephe die Stimme ihrer schönen Freundin hörte, die in der Nähe war und mit einer andern Person sprach. Sie glaubte, es wäre mit dem Baron, und sie wollte ihr entgegen gehen, als sie schon in das Zimmer trat.

Aber, welch ein Donnerschlag für Josephen! Sie hatte die wohlbekannte Modenhändlerin hinter sich, bey welcher Josephe als Näthermädchen gelebt hatte: Madame Zunge, die man wohl nie wieder zu sehen vermuthet hat!

Die junge Gräfin lief auf Josephen zu und umarmte sie, aber diese war von dem Anblicke der schrecklichen Frau, mit welcher sie kam, so erschüttert, daß sie eine Statue umarmte. Josephe blieb, blaß wie der Tod, mit herabgesunkenen Armen, ohne Bewegung stehen.

Mein Gott! was ist Ihnen? Liebe, rief die junge Gräfin, erstaunt über ihr Stummseyn und ihr versteinertes Wesen.

Was? Hab' ich den Staar? ließ sich eine Stimme vernehmen, die man an diesen Worten schon erkennen wird: Josephe? Josephe? sind Sie's nicht? Ja doch, ja doch, sie ist es leibhaftig. Da seh einer, wie Leute wieder zusammenkommen! Ich komme her, um ein paar Damen hier herum neue Waaren zu zeigen; ich gehe vor der Frau Gräfin Haus vorbey; halt, denk ich, vielleicht braucht sie was. Ich komme herein, die gnädige Fräule trifft mich bey ihrer Mama, nimmt mich mit hieher und — siehe da, unsre Josephe!

Mit diesen Worten warf sie sich ihr um den Hals und küßte sie eines Küssens.

Was haben Sie denn für ein rares Glück gemacht? fuhr sie fort: Was sie prächtig angezogen ist! Wie hübsch es ihr steht. Ich freue mich, daß sie so brav geworden ist. Gott verzeih mirs, ich glaube gar, sie hat eine Jungfer. Aber, Josephe, sagen Sie mir doch, wie geht denn das alles zu? Das gute Kind. —

Kein Wort von Josephen. Sie war todt.

Der

Der Baron kam springend und singend dazu, sobald er aber die Modenhändlerin erblickte, verlor er gute Laune und Fassung, ward er roth und unbeweglich. Er sah auf den ersten Blick alle verdrüßlichen Folgen dieser Wiedererkennung. Uebrigens gieng das Ganze so rasch, daß es sich nicht nach Minuten bestimmen läßt.

Sachte, Madam Zunge, sagte die junge Gräfin: Mäßigen Sie sich, besinnen Sie sich. Sie sind ganz gewiß irre. Sie wissen nicht, mit wem Sie sprechen. Das Fräulein ist nicht die Josephe, für die Sie sie halten.

Sie ist es nicht? versetzte Madam Zunge: sie ist es nicht? Ahaha, es ist eine andre! Ich bin auch wohl nicht Madam Zunge, ahaha? Fragen Sie sie nur. Nun, so sagen Sie doch selbst, Goldtochter, ob Sie's nicht sind! Sag doch, mein Engel, warst du nicht drey oder vier Tage bey mir in Pension, um den Handel zu lernen? Der gnädige Herr von Rost hatte Sie zu mir gebracht, und eh ich mirs versehe, läßt er sie sitzen, mir nichts, dir nichts. Es war gerade ein Feyertag, da thut man gute Werke, adje, sieh zu wo du bleibst! Sie

weinte aber auch recht, die arme Wäyse. Die Haare hiengen ihr um den Kopf, wie einer kleinen Magdalene, die Haube lag hier, der Beutel da, es war ein Jammer anzusehen —

Noch einmal, gute Frau, unterbrach sie die junge Gräfin erstaunt: besinnen Sie sich recht, das kann nicht seyn!

Ich sage nicht, daß es nicht seyn kann, sondern daß es ist, fuhr Madame Zunge immer wärmer fort: Noch besser, da ist der Herr Baron selbst. Zu ihm hab' ich die Sachen schaffen lassen, die ihr der Herr von Rost geschenkt hatte. Und noch besser, ich habe noch ein Schnupftuch von ihr, das sie bey mir gelassen hat, das zwar so eine grosse Rarität nicht ist, aber das macht nichts, es gehört ihr, und sie soll's wieder haben, ich lasse es nur waschen. Kenne ich sie noch nicht? Wie? Ein Wort wie tausend, sie mag sprechen oder schweigen, es ist Josephe, so hieß sie, als ich sie kriegte, und wenn sie nicht mehr so heißt, so heißt sie anders, dabey bleib' ich.

Alles Husten und Winken des Barons half nichts, machte sie nur heftiger.

Und,

Und, fuhr ſie fort: Und was ſollt' ich denn d'runter haben? Sollt' ich ihr ein Bein ſtellen wollen? dem guten Kinde, das mein Ladenmädchen geweſen iſt, das ich ſo lieb gehabt habe? Nein, meiner Treu, ich bin bloß wie andre Leute, ich kenne die Leute, die ich kenne. Das iſt auch wohl ſo ſchwer! Iſt ſie aber hochmüthig geworden, ſo bin ich's auch und damit gut. Aber ich habe ſie als ein ehrliches Mädchen gekannt, kann man was beſſers ſeyn? Das muß ihr noch Freude machen, und wenn ſie eine Gräfin geworden wäre!

Bey dieſen Worten lachte das Kammermädchen, die bey dem ganzen Auftritte zugegen geblieben war, heimlich und gieng zum Zimmer hinaus. Joſephe war ſo ſchwach, daß ſie ſich in einen Lehnſtuhl, der neben ihr ſtand, fallen laſſen mußte. Sie ſprach nur durch Seufzer und Thränen. Die junge Gräfin ſchlug die Augen nieder und ſagte kein Wort. Der Baron, der bis jetzt vor Beſtürzung ſtumm geblieben war, näherte ſich endlich der rüſtigen Frau, nahm ſie bey dem Arm und ſagte: O, Madam, ſeyn Sie doch ruhig, gehn Sie doch, ich bitte

Sie recht herzlich darum. Thun Sie mir den Gefallen, es soll Ihr Schade nicht seyn, liebe Junge. Gehn Sie doch und lassen Sie sich nie wieder hier sehen. Seyn Sie verschwiegen, es soll Sie nicht gereuen.

O, von Herzen gern, sagte sie. Ich bedaure — es thut mir leid — aber kann man denn den Wahrsagergeist — setzen Sie sich an meine Stelle.

Sie sagte diese Worte bald über die rechte bald über die linke Schulter, denn der Baron zog sie zum Zimmer hinaus. Ja doch, ja doch, sagte er: Sie haben Recht, Madam, nur gehn Sie, gehn Sie, ich bitte Sie recht sehr —

Nun so adje, sagte sie: ich bitte Sie höflichst um Verzeihung. Ihre Dienerin, gnädigstes Fräulein, fuhr sie zur jungen Gräfin fort, und zu Josephen sagte sie: Adje, Josephe, adje mein gutes Kind, ich wünsche, daß es ihr nicht übler gehen möge als mir, Gott weiß, ich wünsche ihr alles Liebes und Gutes. — Wollten Sie aber nicht ansehn, was ich in meinen Karton habe? sagte sie wiederum zur jungen Gräfin; vielleicht brauchen Sie etwas davon?

Nein,

Nein, nein, rief der Baron: Sie hören's ja! Ich will alles kaufen, was Sie da haben, ich will es hier behalten und morgen ſollen Sie das Geld haben.

Unter dieſen Worten zog er ſie vollends zum Zimmer hinaus.

Joſephens Thränen und Seufzer hörten nicht auf, und ſie hatte nicht das Herz, die Augen aufzuſchlagen.

Aber, Couſin, ſagte die junge Gräfin zum Baron, als er zurück kam: erklären Sie mir doch dies Räthſel.

Der Baron fiel ihr zu Füſſen und beſchwor ſie bey allem, was heilig iſt, um Verſchwiegenheit. Er erzählte ihr alles, was Joſephen betraf, und wie er und wie ſie unglücklich ſeyn würde, wenn dieſer Vorfall bekannt würde. Sie hob ihn auf, verſprach ihm das unverbrüchlichſte Stillſchweigen, und kniete ſodann neben Joſephen nieder, die ſie zärtlich umfaßte und an ſich drückte. Dieſe kam durch dies engliſche Benehmen wieder zu ſich ſelbſt. Alle drey vergaſſen eine Weile, daß das Kammermädchen Zeuge dabey geweſen war. Der Baron fiel

zuerſt darauf. Sogleich ſchellte die junge Gräfin. Das Mädchen kam. Nannette, ſagte ſie zu ihr: Sie iſt mir gut, wenigſtens glaub' ich es. Genug, Sie hat geſehen, was hier vorgefallen iſt. Es iſt Ihr Unglück über kurz oder lang, wenn Sie je ein Wort davon fallen läßt, ſey es gegen wen es wolle. Ihr Unglück ſag' ich, aber Ihr Glück, wenn Sie ſchweigt. — Ich theile mein Vermögen mit Ihr, rief der Baron mit Feuer. —

Das Mädchen ward roth und verſicherte, daß ſie ſchweigen wollte. Aber das Unglück war geſchehen, ſie hatte ſchon geplaudert.

Drittes Kapitel.

Folgen.

Man erinnert ſich, daß Nannette ſich, unter der Hand lachend entfernt hatte, als Madame Zunge noch da war. Kaum zehn Minuten

hatte

hatte ſie Zeit gehabt, als ſie zurück gerufen wurde, und doch war dies hinlänglich geweſen, der Gräfin von Kroteck eine ſehr angenehme Nahrung für ihren Durſt nach Neuigkeiten zu bieten. Kurz, ſie hatte ihr alles erzählt, was ſie geſehn und gehört hatte. Sie wagte aber nicht, es zu geſtehn, und die Anrede der jungen Gräfin war auch nicht ſo, daß ſie ihr Muth dazu hätte machen ſollen. Joſephe hatte zwar nur bemerkt, daß ſie roth wurde, aber ſie glaubte, mitten unter ihrer Beſtürzung, daß dies genug ſey, um ihr anzukündigen, was folgen würde. Nanette entfernte ſich verlegen und verwirrt und die junge Gräfin ſetzte ſich von neuem zu Joſephen und ſuchte ſie zu beruhigen. Joſephe hielt ihre Hand und benetzte ſie mit Thränen. Ihr Kummer ward mit jedem Augenblicke ſchmerzlicher und lauter, und die junge Gräfin, wie der Baron, fürchteten, daß die Gräfin von Kroteck dazu kommen, und wenn ſie etwas davon bemerkte, ſie in die peinlichſte Frage nehmen möchte. Ich ſteh' Ihnen mit Leib und Leben dafür, ſagte der Baron, indem er ſich neben ihrem Stuhl auf die Knie

niederließ: daß es keine Folgen haben soll und wird! — Er schien in diesen Augenblicken einer Liebe zu Josephen voll zu seyn, so stark, wie er sie noch nicht empfunden hatte. Josephens Auge, das schmerzlich bald auf ihn, bald auf ihre Freundin geheftet war, sagte ihnen beyden sehr beredtsam, wie tief sie alles fühlte, was sie ihr Tröstliches und Beruhigendes sagten.

Denselben Augenblick hörten sie in dem anstossenden Zimmer jemand gehen. Der Baron sprang auf, und die junge Gräfin sagte Josephen hastig ins Ohr: Stellen Sie sich, als ob Sie krank wären, es kann meine Mutter seyn. Der Baron und sie, setzten sich Josephen zur Seite und diese trocknete geschwind ihre Thränen ab und suchte sich zu fassen. Aber die heftige Bewegung; die ihr Herz erlitten hatte, hinterließ Spuren in ihrem Gesichte und man sahe noch deutlich einen Theil ihres Schmerzes und ihrer Verstürzung darin.

Es war wirklich die Gräfin von Kroteck gewesen und sie trat einige Augenblicke nachher in das Zimmer. Josephe verbeugte den Kopf gegen sie, weder tief noch schnell, des Uebelseyns wegen,

wegen, das sie plötzlich befallen haben sollte, und das in der That so ganz erdichtet nicht war. Die Gräfin sah sie nicht an und grüßte sie noch weniger.

Ist sie etwa krank? hub sie zum Baron kalt und nicht sehr artig an.

Ja, gnädige Frau, erwiederte der Baron: Wir haben grosse Mühe gehabt, das Fräulein von einer Ohnmacht zurück zu bringen, die sie auf einmal befiel.

Sie ist ausserordentlich schwach, setzte die junge Gräfin hinzu, und sie war durch den Ton überrascht, den ihre Mutter gegen Josephen annahm.

Nun, fuhr die Mutter fort und sprach immer noch in der dritten Person von Josephen: nun, wenn sie will, kann man sie nach der Stadt bringen. Ich will ihr meinen Wagen borgen.

Gnädige Frau, sagte der Baron trocken und empfindlich: Ihr Wagen ist nicht nöthig. Sie kann in meinem zurückfahren, der eben gekommen ist, um mich abzuholen.

Sie haben Recht, versetzte die Gräfin.

Aber wie, liebe Mutter, sagte ihre Tochter: jetzt schon? Ich glaube, man sollte noch eine Weile warten.

Nein, gnädiges Fräulein, sagte jetzt Josephe und die Augen wurden ihr von neuem naß: Lassen Sie mich nach der Stadt fahren. Sie stand auf und hielt sich an den Arm des Barons: Ich sage Ihnen tausend Dank für Ihre gütige Theilnahme, fuhr sie fort: aber gewiß, es ist besser, wenn ich gehe. Ich fühle wohl, daß ich nicht länger hier bleiben muß. Lassen Sie uns lieber gehen, Herr Baron, ich will in der freyen Luft warten, bis Ihr Wagen vorfährt.

Aber, liebe Mutter, hub die junge Gräfin von neuem an: soll denn das Fräulein allein zurückfahren? Und da sie durchaus fort will, wollen wir sie nicht zurück bringen? Oder erlauben Sie mir wenigstens, daß eine unsrer Mädchen mit mir sie begleitet, entweder in ihr Kloster oder zur Frau von Sternfeld, die sie Ihnen anvertrauet hat? Es ist sonst niemand da, als der Kousin, und es wäre unschicklich, wenn er mit ihr führe.

Das

Das iſt wahr, verſetzte ihre Mutter mit einem bedeutenden Lächeln: Aber, ſagen Sie mir, Baron, ich erwarte Geſellſchaft, und weder ich noch meine Tochter können ſie begleiten: Wär' es nicht an einer meiner Mädchen genug? Ich will ihr die mitgeben, die ſie angezogen hat. Es ſind ja nur ein paar Schritte bis zur Stadt. (zu Joſephen) Wäre es nicht ſo, mein gutes Kind?

Der Baron war empfindlich über dies drückende Benehmen und ſchwieg. Ich brauche niemand, gnädige Gräfin, ſagte Joſephe, vollkommen überzeugt, daß das Mädchen, das ſie ihr mitgeben wollte, geplaudert hatte: Ich danke Ihnen für Ihre Güte! Und mit den Worten gieng ſie am Arme des Barons zum Zimmer hinaus. Die junge Gräfin ſchlug die Augen nieder, mit einer Miene von Erſtaunen und Unmuth, die keine Lobrede auf ihre Mutter war. Gnädige Frau, ſagte jetzt der Baron heftig und dreuſt: das Fräulein wird meinen Wagen nehmen. Sie haben Ihren einmal hergeben wollen, alſo bergen Sie mir ihn, ich

will

will hinter ihr d'rein fahren, um im Nothfall bey der Hand zu seyn.

Aber, warum wollen Sie denn fort, Kousin? sagte die Gräfin mit der übrigen lächelnden Miene: Was soll das bedeuten? Ich sehe nicht, daß es nöthig wäre, da ich ihr eine meiner Mädchen mitgeben will. Oder will sie lieber hier bleiben? Sie wissen, daß den Nachmittag ein Wagen für sie kömmt, den Ihre Mutter ihr schicken will; und da sie krank ist, könnte sie auf dem Zimmer essen.

Ja, versetzte er: das Mittel ist nicht unrecht, nur glaube ich nicht, daß sie es mag.

Ich muß lachen über Sie, Kousin, sagte sie: der wichtige, ernsthafte Ton! Wenn Sie aber einmal nicht bleiben wollen, so steht Ihnen mein Wagen zu Diensten.

Und somit befahl sie einem Bedienten, anspannen zu lassen.

Da kömmt Gesellschaft, glaub' ich, setzte sie hinzu: Adieu, auf Wiedersehen! Aber es ist recht unartig, daß Sie fort wollen. Liebes Kind, fuhr sie zu Josephen fort. Es wird

mit

mit Ihrem Zufalle nichts zu bedeuten haben. — Laßt ſie doch frühſtücken, eh ſie geht.

Mit den Worten entfernte ſie ſich. Als ſie auf dem Saale war, rief ſie zurück: Thereſe (ſo hieß ihre Tochter) Thereſe, komm, ich habe dir was zu ſagen. — Den Augenblick, rief dieſe zurück, indem ſie Joſephen und den Baron traurig anſah. — Ich weiß nicht, was das heiſſen ſoll, fuhr ſie zu ihnen fort: Meine Mutter iſt gar nicht, die ſie geſtern Abend war. Sollte das elende Geſchöpf geſchwatzt haben? Ich kann es kaum glauben.

Nichts iſt gewiſſer, ſagte der Baron: Aber wäre das auch, ſo weiß ſie, wie ſich meine Mutter für Joſephen verwendet, und darf deshalb doch nicht die Regeln der Höflichkeit mit Füſſen treten!

Er ſagte dies mit viel Feuer und doch traten ihm dabey die Thränen in die Augen. Joſephens Hand drückte er mit der herzlichſten Zärtlichkeit.

Hätte Ihre Mutter ein Herz wie Sie, meine gute Kouſine, fuhr er zur jungen Gräfin fort: ſo hätte ſie alles wiſſen ſollen, aber ich that es

nicht,

nicht, weil ihr Herz für so etwas nicht gemacht ist. Sie, Liebe, können ihr vorstellen, wie sehr Sie sich für uns interessiren, und wie schmerzlich es Ihnen selbst seyn würde, wenn Sie nicht verschwiege, was sie wüßte. Sie hat Sie sehr lieb, und wird vielleicht für Sie thun, was sie für uns schwerlich thun wird.

Seyn Sie ruhig, erwiederte die junge Gräfin: sie wird nichts sagen. Jetzt gleich will ich sie darum bitten und nicht eher nachlassen, als bis sie es mir verspricht.

Aber man sah an dem Ton der jungen Gräfin, daß sie mehr wünschte, als hoffte, Josephen und ihm nützlich zu werden. Es wird nichts helfen, rief Josephe schmerzlich: es ist alles verloren. Und wenn es auch Frau von Sternfeld durchsetzte, würde ich eben soviel Muth haben, sie den Nachreden und dem Groll ihrer Familie auszusetzen? Könnte ich glücklich seyn, wenn eben dies Glück ihr Reue und Verdruß zuziehen sollte?

Der Baron sah sie gerührt und dankbar an und die junge Gräfin warf noch einen Blick voll Bewunderung auf sie zurück.

Viertes Kapitel.

Geſpenſtererſcheinung.

Joſephe fuhr in dem Wagen der Gräfin von Kroteck voran, und der Baron folgte in dem ſeinigen. Oft fanden ſich beyde Wagen neben einander und die beyden Liebenden hatten dann Gelegenheit, ſich ein paar Worte zu ſagen. Der Baron zeigte eine erzwungene Heiterkeit, die aber Joſephens Unruhe vermehrte, ſtatt ſie zu vermindern. Als ſie vor dem Kloſter ankamen, konnten ſie nur noch einen Blick wechſeln, und mußten ſich ſodann trennen. Joſephe gieng voll Kummer nach ihrem Zimmer. Noch denſelben Abend erhielt ſie ein Billet von dem Baron, worin er ſie bat, ſeiner Mutter von dem Vorfalle mit der Modenhändlerin nichts zu ſagen. Er ſey überzeugt, daß die Gräfin von Kroteck auf die Bitten ihrer Tochter ſchweigen würde. — Bey Madam Zunge ſey er auch geweſen und habe von ihr das heiligſte Verſprechen genommen, nicht zu plaudern. Noch wiſſe

kein

kein Mensch weiter etwas davon. Es wäre also eine unnöthige Unruhe, die sie seiner Mutter durch die Erzählung dieser Geschichte machen würde.

Aber Josephe war nicht seiner Meynung. Dies Versteckthun widerstand ihrem Herzen, und sie sah eine Art von Betrug und Hinterlist darin, die sie gegen ihre großmüthige Mutter nicht in Bewegung setzen wollte. Sie meynte, daß sie ihr Alles entdecken müßte, wenn sie sich nicht eine schändliche Undankbarkeit zu Schulden kommen lassen wollte.

Den folgenden Tag erschien Frau von Steinfeld. Josephe gieng unter tausend ängstlichen Bewegungen nach dem Sprachzimmer. Sollte sie schweigen? Das sicherste wär' es gewesen, aber nicht das redlichste. Sollte sie reden? Das war das aufrichtigste, aber auch das gefährlichste. Sie mußte eilen mit der Wahl und sie stand schon vor ihrer Wohlthäterin, als sie immer noch nicht gewählt hatte. Ihr Anblick aber entschied sie bald, zu reden. Auf die Bemerkung ihrer Mutter, daß sie blaß und

unruhig

unruhig aussähe, folgte die Erzählung der Geschichte mit Madame Zunge.

Frau von Sternfeld gerieth in die äusserste Unruhe, ward nachdenklich und schwieg eine Weile. Da muß man auf der Stelle Gegenmittel brauchen, sagte sie: nur weiß ich noch nicht, was für welche. — Deine Aufrichtigkeit bezaubert mich, setzte sie hinzu: und versichert dir meine Liebe immer mehr und mehr. Mein Sohn hat mir nichts gesagt: aber das ist auch mehr ein Beweis seiner Liebe zu dir, als Mangel an Vertrauen zu mir. Ich will sorgen, verlaß dich darauf.

Mit diesen Worten reichte sie Josephen die Hand, die sie mit nassen Augen küßte,. und entfernte sich. In der Thür sagte sie noch, es werden ein paar Tage vergehen, eh ich dich wiedersehe. Aber sorge nicht, meine Thätigkeit soll stärker, als je, seyn. Du mußt und sollst dich vor nichts fürchten, als daß ich, mein Sohn, oder du selbst sterben könntest. Aber damit hat es Zeit, setzte sie lächelnd hinzu.

Diese Versicherung beruhigte Josephen, weil sie Gründe genug hatte, auf die Versprechungen

chungen ihrer Wohlthäterin zu bauen. Diese hielt in der That Wort. Es liefen fünf bis sechs Tage hin, ohne daß sie in das Kloster kam, aber sie schickte alle Tage hin, um Josephens Befinden zu wissen, und der Baron schrieb ihr auch zweymal, mit Bewilligung seiner Mutter. Seine Liebe zu ihr, schien stärker als je.

Den siebenten Tag des Morgens sagte man Josephen, daß eine Verwandte von der Frau von Sternfeld sie zu sehen und zu sprechen verlangte. Da man ihr nicht sagte, ob sie jung oder alt sey, so glaubte sie, es sey die junge Gräfin von Kedrick und sie eilte, in diesem Gedanken, freudig nach dem Sprachzimmer.

Aber es war die junge Gräfin nicht. Statt dieser, fand sie eine grosse, magre Frau, mit einem schmalen, langen Gesichte, platten Armen und dürren Händen, woran Finger waren, die kein Ende nahmen. Ihre Miene war kalt und trocken und erregte deshalb kein grosses Vertrauen.

Josephe fuhr bey diesem Anblicke zurück. Sie glaubte, man hätte sich in der Person geirrt, und

und dieſes lange Geſpenſt hätte eine andre Joſephe zu ſprechen verlangt. Gnädige Frau, ſagte ſie: ich habe nicht das Glück, Sie zu kennen, und Sie haben wohl jemand anders ſprechen wollen?

Bitt' um Verzeihung, erwiederte jene mit einer widrigläschelnden Miene: Sie ſind's gewiß, das ſollen Sie gleich hören! Die Joſephe, die ich ſuche, iſt ein junges Mädchen, die weder ihre Eltern noch ihre Familie kennt, einige Tage bey einer Modenhändlerin geweſen iſt, um Putz machen zu lernen, vor ein paar Tagen in dem Gartenhauſe der Gräfin von Kroſeck war und von der Frau von Sternfeld hieher gethan iſt und von ihr unterhalten wird. Sind Sie nicht dieſe Joſephe, mein Kind?

Ja, gnädige Frau, erwiederte Joſephe, empfindlich über ihren trocknen Ton: ja, die bin ich. Ich leugne es nicht. Dazu habe ich Muth und Aufrichtigkeit genug.

Gut geſprochen, erwiederte jene: Sie ſind auch ein recht liebenswürdiges Mädchen. Es iſt nur Schade, daß Sie ein wenig zu hoch hin-

aus wollen. Adieu, mein schönes Kind, ich wollte weiter nichts wissen.

Mit diesen Worten, und ohne eine andre Höflichkeit, stand sie auf und ging nach der Thüre. Josephe sah ihr unbeweglich nach. Endlich rief sie: Gnädige Frau, was haben Sie denn mit Ihrem Besuche gewollt? Sind Sie wirklich eine Verwandte von der Frau von Sternfeld, wie Sie mir haben sagen lassen?

Das meyne ich, liebes Kind, und zwar eine sehr nahe, und zwar ein wenig vernünftiger als sie, erwiederte das Gespenst und ging zur Thür hinaus, die Treppe hinunter.

Was soll das heissen? rief Josephe erstaunt. Ein seltsamer Besuch! Sollte mir noch ein Sturm drohen? setzte sie leiser hinzu, indem sie nach ihrem Zimmer zurück ging. Es ist mir unbegreiflich!

Sie beschloß auf der Stelle, diesen Vorfall ihrer Wohlthäterin zu schreiben. Zwar glaubte sie nicht, daß es etwas Böses sey, wenn sie ihr nichts davon sagte, denn was hätte dies für Folgen haben können? Aber es wäre immer eine Art von Geheimthun darin gewesen, über das,

daß, ſo gleichgültig es auch ſchien, ſie ſich doch Vorwürfe hätte machen müſſen. Ein feinerer Grund zur Aufrichtigkeit, deſſen ſie ſich aber nicht deutlich bewußt war, lag auch darin, daß ihre Offenherzigkeit ihr noch immer bey ihrer Wohlthäterin groſſen Vortheil gebracht hatte. Sie glaubte aber jetzt bloß, ihrem Gefühl von Dankbarkeit gemäß zu handeln, wenn ſie nichts verſchwiege.

Genug, ſie ſchrieb an Frau von Sternfeld und zeichnete ihr die trockne, magre, groſſe Perſon, die bey ihr geweſen war, ſo ſprechend, daß ſie dieſelbe erkennen mußte, wenn ſie wirklich von ihrer Bekanntſchaft war. Auch kannte ſie dieſelbe ſogleich, denn ſie ſchrieb ihr zurück: Ich errathe, wer es geweſen ſeyn kann, und morgen Nachmittag ſollſt du es erfahren. Sey nur ruhig.

Und Joſephe war es auch, aber nicht auf lange.

Den andern Morgen zwiſchen zehn und elf Uhr trat eine Schweſter in Joſephens Zimmer und meldete ihr von Seiten der Priorin, daß eine Kammerfrau der Frau von Sternfeld da

wäre, die ſie in einem Wagen abholen wollte. Sie ſollte ſich alſo hurtig anziehen. Joſephe glaubte dies, vermuthete nichts Arges dabey und zog ſich an. In einer Viertelſtunde war ſie fertig. Als ſie erſchien, kam die Kammerfrau zu ihr, die auf dem Hofe des Kloſters herum gegangen war. Ihr Weſen war das Weſen einer Kammerfrau, ohne Widerrede, und Joſephe ſahe nicht den mindeſten Grund zu glauben, daß ſie nicht der Frau von Sternfeld gehörte. Der Wagen mußte auch der ihrige ſeyn, wenn er auch etwas von dem verſchieden ſchien, worin ſie bis jetzt immer gekommen war. Aber ihre Mutter konnte ja wohl ihrer zwey haben?

Ich ſoll Sie abholen, gnädiges Fräulein, ſagte jene: die Frau von Sternfeld erwartet Sie.

Iſt ſie etwa dieſen Mittag irgendwo? ſagte Joſephe: Und will ſie mich mit nehmen? Es iſt aber noch früh!

Nein, verſetzte jene: ich wüßte nicht, daß ſie wo gebeten wäre. Sie will vermuthlich den Tag mit Ihnen zubringen.

Sie ſtockte bey dieſer Antwort anfangs ein wenig, als ob ſie verlegen wäre, aber dieſe Verlegenheit war ſo kurz, daß ſie Joſephen erſt auffiel, als es nicht mehr Zeit war. Sie ſtieg ein, und bemerkte noch, daß ſie den Kutſcher nicht kennte und daß kein Bedienter hinten auf ſtand.

Fünftes Kapitel.

Entführung.

Bald bemerkte ſie auch noch, daß der Kutſcher nicht die Livree der Frau von Sternfeld hatte, und unwillkührlich trat ſie der Gedanke an den wunderlichen Beſuch von geſtern an. Ihn begleitete ſchon etwas Unruhe. Was iſt das für ein Kutſcher? fragte ſie ihre Begleiterin: Ich habe ihn nie bey Ihrer Frau geſehen. — Er gehört ihr auch nicht, erwiederte dieſe: ſondern einer Dame, die bey ihr zum

Besuche war, und die ihr ihren Wagen geborgt hat. Josephe fand dies glaublich und der Wagen ging immer fort.

Vorher hatte das Kammermädchen Josephen gegenüber gesessen. Auf einmal setzte sie sich neben sie und sagte: Ich kann nicht rückwärts fahren, Sie lassen mich wohl hier sitzen? Josephe sagte kein Wort darauf, aber sie fand es ein wenig zudringlich, und dies fiel ihr auch auf. Ihre Wohlthäterin behandelte sie mit so ausgezeichneter Schonung und ihre Kammerjungfer anders?

Der Wagen rollte indessen immer fort. Josephe kannte die Strassen, die zur Frau von Sternfeld führten, aber sie kam durch keine davon. Ihre Unruhe stieg so sehr dadurch, daß ihr Herz laut klopfte; aber sie gab es nicht kund, weil sie innerlich über ihr lächerliches Mißtrauen sich Mühe gab zu lachen.

Kommen wir denn nicht bald hin? sagte sie endlich: Und was nimmt denn der Kutscher für einen Weg?

Den kürzesten, sagte ihre Begleiterin: und wir sind den Augenblick da.

Josephe

Josephe sah, betrachtete, untersuchte Strassen und Häuser, kein einziges war ihr bekannt. Die Strasse, in welcher Frau von Sternfeld wohnte, wollte nicht kommen, und was noch ärger war, auf einmall rollte die Kutsche durch ein grosses Thor hinein, das sie auf den ersten Blick für die Einfahrt eines Klosters erkannte.

Aber, mein Gott, rief sie jetzt: wo bringt Sie mich hin? Frau von Sternfeld wohnt hier nicht. Der Kutscher hat nicht recht gehört. Sie betrügt mich. — Und bey diesen Worten hörte sie die Flügel des Thors zuschlagen und der Wagen hielt mitten auf dem Hofe stille. Ach, Betrügerin, rief Josephe: wo bringst du mich hin? Was hast du vor? — Keinen Lärm, wenn ich bitten darf, sagte die Kammerjungfer: Ich bringe Sie an einen guten Ort, wie Sie sehen. Uebrigens, Mamsell Josephe, geschiehts auf hohen Befehl. Man hätte Sie mit mehr Aufsehen wegschaffen können: aber man hat lieber den Weg der Güte genommen und man hat mich dazu gebraucht.

Während dieser Worte öffnete man die Thür des Klostergebäudes selbst und Josephe sah zwey

Schweſtern, die mit einem theilnehmenden Lächeln erwarteten, daß ſie ausſteigen und in das Kloſter kommen ſollte. Zu gleicher Zeit trat eine Pförtnerin an den Wagen, worin Joſephe mit hangendem Kopf und gerungenen Händen ſaß. Iſt es Ihnen gefällig, auszuſteigen? ſagte ſie zu Joſephen und zu ihrer Begleiterin fuhr ſie fort: Helf ſie doch ein wenig! Joſephe ſtieg halb todt aus. Man mußte ſie faſt tragen. Blaß, ohne Kraft, verſtürzt und ſtumm, überantwortete man ſie den Nonnen, die ſie in ein ziemlich artiges Zimmer führten, und in einen Lehnſtuhl neben einem Tiſche ſetzten. Hier blieb ſie, in Thränen ſchwimmend, in ſchrecklichem Zuſtande von Entkräftung, der nahe an Ohnmacht gränzte. Die Nonnen redeten ihr zu, baten ſie, ſich zu beruhigen. Eine davon nahm ihre Hand und drückte ſie zärtlich zwiſchen den ihrigen, die andre vermuthete, ſie hätte noch nicht gegeſſen und lief nach einem Bouillon. Joſephe war nicht im Stande, ihnen für ihre Theilnahme zu danken.

Man brachte ihr den Bouillon und gleich darauf ein kleines Mittagseſſen und bat ſie, davon

von zu nehmen. Anfangs ſchlug ſie alles aus, aber die Nonnen waren ſo dringend, ſo ſanft ſchmeichelnd um ſie her, daß ſie nicht umhin konnte, ein wenig Bouillon, dann ein wenig Braten, dann ein Rippchen Wein, dann ein paar Aepfel zu koſten, und dabey beſtändig zu verſichern, ſie könnte weder eſſen noch trinken.

Endlich ward ſie etwas ruhiger, wenn auch nicht beruhigt. Je mehr man weint, deſto eher vertrocknen die Thränen. Sie hatte ein wenig gegeſſen und viel tröſtliches und ſchmeichelhaftes gehört, und allmählig legte ſich die Troſtloſigkeit, der ſie ſich hingegeben hatte. Aus Betrübniß ward Traurigkeit, und ſie weinte nicht mehr, ſondern ward trübſinnig und nachdenklich.

Sie glaubte zu errathen, woher ihr dieſer Schlag komme. Daß der wunderbare Beſuch von geſtern dabey im Spiele ſey, glaubte ſie gewiß zu wiſſen. Aber wie? Mit weſſen Hülfe? Wußte ihre Wohlthäterin, wußte der Baron wohl darum? — Auf hohen Befehl war es geſchehen! Sie war alſo, mit allen ihren Wünſchen und Ausſichten verloren!

Jetzt

Jetzt wurden die Nonnen, die bey ihr waren, durch ein Glöckchen zur Hora abgerufen, bis auf eine, die bey ihr blieb, und ihren Rosenkranz betete, während sie sich in jene traurigen Betrachtungen verlor, die aber doch auch momentweise von minder traurigen unterbrochen wurden. Bey den Seufzern, die sie ausstieß, zuckte die gute Nonne, ohne sich jedoch in ihrem Gebete stören zu lassen, die Achseln, mit der Miene, die man macht, wenn man jemand stumm bedauert. Zuweilen unterbrach sie sich auch nach einem Ave, und sagte: Gott tröste Sie, mein liebes Kind, und helfe Ihnen!

Die andern Nonnen kamen wieder und drangen mit ihrer vorigen Zärtlichkeit in sie, sich zu beruhigen, baten sie, mit in den Garten zu kommen und lobten ihr diesen Garten so sehr, daß sie sich fügte. Sie fand darin die Priorin, die sie anfangs vom Kopfe bis zu den Füssen maß, mit dieser Musterung zufrieden schien und sich bald eben so theilnehmend mit ihr unterhielt, als die andern Nonnen. Sie winkte diesen, sich zu entfernen, und blieb mit Josephen allein.

Sie

Sie fragte ſie, wie es ihr hier gefiele, und Joſephe antwortete: wie es ihr an einem Orte gefallen könnte, wohin man ſie wider ihren Willen gebracht hätte und wo ſie wäre, ſie wüßte nicht, warum. Ob ſie nicht die Urſache errieth? fragte die Priorin weiter. Nein, ſagte Joſephe: Sie erinnerte ſich nicht, irgend jemand etwas zu Leide gethan zu haben. So ſollen Sie dann wiſſen, warum, verſetzte die Priorin, und dies war der Eingang zu einer Erzählung, deren Inhalt Joſephe freylich ſchon zur Hälfte errieth. Sie war in der That von der Familie der Frau von Sternfeld dieſer entriſſen worden. Der Graf von F**, das Haupt derſelben, war im Miniſterio und hatte ein Glück gemacht, das ihn zu gleichen Theilen Stolz und den Wunſch einflößte, ſeine Familie mit ſich zu erheben. Der Baron von Toerring ſchien ihm vor allen einer glänzenden Laufbahn fähig, und dieſe konnte er nicht machen, wenn er den Schritt mit Joſephen that. Der Miniſter fürchtete, ſeine Mutter möchte nicht ſtark genug ſeyn, ſich ſeiner Liebe zu Joſephen zu widerſetzen, alſo hatte er es ſelbſt auf ſich genommen,

nommen, den Gegenstand derselben zu entfernen und anders darüber zu verfügen. Dies eigenmächtige Verfahren durfte sich der Liebling einer Fürstin wohl erlauben, die oft genug glaubte, das Herz ihrer Diener sey so edel, als das ihrige, und gegen ein Mädchen wohl erlauben, von der er wußte, daß sie keinen Rückenhalt hatte. Sein Plan war also, sie entweder bereden zu lassen, daß sie den Schleyer nähme, oder sich verheurathete, oder aus Wien gienge. Das war jetzt im Werke.

Die Priorin gab Josephen von diesen Umständen Nachricht und zwar in dem Tone der Billigung und mit dem Winke, daß sie einen jener drey Wege wohl würde nehmen müssen. Josephe war von ihrem Schmerz übermeistert und hatte nichts als Thränen zur Antwort. Die Priorin ward gerührt dadurch, gestand aber, daß sie nur trösten und nicht helfen könnte. Darauf rief sie die andern Nonnen zurück, die Josephen auf ihr Zimmer brachten. Mit zerrissenem Herzen kam sie dort hin, warf sich in den Lehnstuhl und gerieth in jenen Zustand von Trostlosigkeit, der einer Art von Starrsucht

zu

zu vergleichen iſt. Die ſchrecklichſte Nacht folgte auf dieſen ſchrecklichen Tag.

Sechſtes Kapitel.

Der Freyer tritt auf.

Den folgenden Morgen brachte ihr die Priorin ſelbſt die Nachricht, daß gegen elf Uhr ein Wagen kommen und ſie nach einem Hauſe bringen würde, wo ſie den Mann ſehen ſollte, den man ihr vorſchlüge und die Perſonen, denen daran gelegen ſey, daß ſie ihn nähme. Dieſe Nachricht, ſo niederſchlagend ſie auch war, gab doch Joſephen von der Seite einen Theil ihrer Ruhe zurück, da ſie daraus ſahe, man wollte ſie nicht unverhört vergraben, ſondern doch noch Raum zur Vertheidigung und Abwehr laſſen. Noch tiefer lauſchte auch bey ihr die kleine eigenliebige Ueberzeugung, daß ſie auf ihre Verfolger durch ihr Aeuſſeres, durch ihren Schmerz

und

und ihre Thränen wirken und sie minder erbittert auf sie machen würde. Sie zog sich also so sorgfältig an, als sie konnte, und überlegte sehr angelegentlich, was sie sagen, und wie entschlossen und großmüthig sie sich benehmen wollte. Noch ein Umstand kam hinzu, den Besuch, den sie machen sollte, minder schrecklich zu finden, es war der, daß sie doch durch einen Theil der Stadt fahren mußte, daß es wohl seyn könnte, sie begegnete dem Baron, oder seiner Mutter, oder auch nur einem von ihren Leuten. Dann wollte sie ein Nothzeichen geben, dann würde man sie hören, den Wagen halten lassen, sie würde schreyen, sich wehren, Lärm machen, und wenn das alles nichts hülfe, könnte man ja nachlaufen, um zu sehen, wohin man sie brächte!

So denkt man in verzweifelten Fällen beständig. Es giebt keinen Ausweg, selbst den entferntesten und unwahrscheinlichsten, an den man sich nicht hielte, und den die Phantasie nicht dem Verstande als verständig zuführte.

Aber wie, wenn die Frau von Sternfeld und ihr Sohn bey ihrer Entfernung selbst im

Spiele

Spiele wären? Wie dann? Könnten ſie ſich nicht von den Bitten und Vorſtellungen einer zahlreichen und glänzenden Familie haben überſtäuben laſſen? Die Vorurtheile der groſſen Welt und die Sitten waren ſo ſehr gegen ſie! Groſſe Leidenſchaft iſt ſo wenig dauernd! Der traurige menſchliche Stolz gab ſo wenig auf ſie, nahm ſolch einen Anſtoß an ihrer dunklen Abkunft und ihrer hülfloſen Lage!

Die hellen Thränen liefen ihr über die Backen, wenn ſie wiederum dies bedachte, aber ſie ſollten bald noch zahlreicher rinnen.

Sie war eben mit dem Gedanken beſchäftigt, daß ſie ihr Aeuſſeres noch weit vortheilhafter würde heraus heben können, wenn ihr ihre ganze Garderobe jetzt zu Gebote ſtände. Aber die war in dem andern Kloſter zurück geblieben! Sie ſollte ſich wieder ſo anziehen, wie geſtern, und glaubte doch, daß es bey dem Beſuche, der ihr bevorſtand, mit gröſſerer Sorgfalt geſchehen müßte, wo ſie nur ihre gute Mutter zu ſehen gehoft hatte, und höchſtens ihren Liebhaber noch, der nothwendig mehr vorlieb nehmen mußte, als ihre Verfolger! Bey dieſem Ge-

danken stand sie, wie gesagt, als ihr Zimmer aufgieng, und man ihren Koffer aus dem andern Kloster brachte. Dies war ein Donnerschlag für sie. Die Entführung selbst hatte sie weniger angegriffen, als diese Erscheinung ihres Koffers. Ihr Unglück schien ihr nun, ohne Ausflucht, gewiß, Mutter und Sohn schienen ihr nun bey dem Ganzen ohne Widerrede mit im Spiele. Ihre Bestürzung und ihr Schmerz machten ihr dies so wahrscheinlich, daß sie nicht auf den ganz einfachen Gedanken fallen konnte, daß, wenn man eine Person entführte, ihre Sachen nothwendig nachkommen müßten.

Indessen zog sie aus diesem vermeynten grossen Unglücke auch stärkere Fassung. Ihre Unschuld und ihr Stolz behaupteten ihre Rechte, und sie freute sich darauf, wie sie Mutter, Sohn und Familie mit ihrer Großmuth beschämen wollte. Diese Stimmung war freylich nothgedrungen, aber sie wirkte auf ihren Muth eben so stark, als ob sie freywillig gewesen wäre. Sie zog sich an und erwartete den Wagen mit Ungeduld.

Er kam endlich an, und in demſelben, die Kammerjungfer von geſtern. Joſephe grüßte ſie gleichgültig und kalt und ſetzte ſich ein. Jene ſuchte ihre Rede anzugewinnen, aber ſie ſchwieg. Die Vorhänge der Kutſche wurden zugezogen. Joſephe ſah alſo nicht und konnte nicht geſehen werden. Man erräth, was für eine Hoffnung ihr da noch ſcheiterte. Noch eine andere ging bald nachher verloren, als ihre Begleiterin ihr ſagte, ſie brächte ſie zur Gräfin von F * *. Dies war doch wohl die Gemahlin des mächtigen F * *, der ihr entgegen arbeitete? Was ſollte ſie mit ſolch einem Gegner anfangen, was ſollte ſie ihm ſagen, womit ſich gegen ihn vertheidigen? Sie fühlte, daß ſie zu einer Gräfin von Kroteck ſehr geläufig und ſehr ſtolz geſprochen haben würde, aber zu einem Manne, wie er, würde ſie es da auch können? Ihr Muth ſank mit jeder Minute immer mehr und mehr.

Der Wagen hielt endlich vor einer Hinterthür ſtill, die in einen weitläuftigen Garten führte. Joſephe mußte auf einer Bank ſo lange Platz nehmen, bis ihre Begleiterin, wie ſie

vorgab, Erkundigung eingezogen hätte, ob es jetzt Zeit sey, sie vorzustellen.

Josephe war nur wenig Minuten allein gewesen, als eine Frau, die aus dem Hause zu seyn schien, sich zeigte und Josephen mit einem gesindehaften und unterwürfigen Wesen bat, sich die Zeit nicht lang dauern zu lassen. Der Minister hätte sich mit jemand eingeschlossen, sobald es aber fertig wäre, würde man sie rufen lassen.

Indem sie diese Worte sagte, zeigte sich an dem Eingange der Alee, worin Josephe saß, ein junger Mann von ungefähr acht und zwanzig bis dreyßig Jahren, keine üble Figur, sehr einfach aber reinlich gekleidet. Als er die Frauenzimmer erblickte, grüßte er sie und schien sich entfernen zu wollen. Ha, ha, junger Herr! rief ihm die Frau zu, die bey Josephen war: Kommen Sie doch näher. Das Fräulein muß hier warten und ich habe nicht Zeit bey ihr zu bleiben. Kommen Sie her und leisten Sie ihr Gesellschaft. Der Auftrag ist doch wohl angenehm? — Das ist er gewiß, erwiederte er, indem er mit einer tiefen Verbeugung näher

trat.

trat. — Na, sagte die Frau, ich gehe also fort. Der Herr ist einer von unsern Hausfreunden, sonst blieb ich gewiß. Aber er wird Sie so gut unterhalten, als ich selbst. Mit diesen Worten entfernte sie sich.

Siebentes Kapitel.

Der Freyer spricht und geht ab.

Der junge Mensch schien Josephen anfangs ziemlich verstürzt und verlegen. Sie war es aber selbst nicht minder. Was sollte es bedeuten, daß die Frau sie so mit ihm allein ließ?

Jener fing damit an, daß er sich neben Josephen auf die Bank setzte, nachdem er ihr noch eine ehrfurchtsvolle Verbeugung gemacht, die sie mit vieler Kälte erwiedert hatte.

Ist das nicht ein schöner Tag heute! hub er an: Die Allee ist so schön, so kühl: Es ist erdentlich, als ob man auf dem Lande wäre.

Das ist wahr! erwiederte Josephe und die Konversation riß ab. Sie bekümmerte sich wenig darum, wie sie wieder angeknüpft werden sollte, aber er gab sich Mühe darum, und das einzige Mittel dazu schiem ihm, daß er seine Dose herauszöge und sie ihr hinhielte. Dies that er auch.

Das Fräulein schnupfen? sagte er.

Nein, ich schnupfe nicht! erwiederte Josephe.

Er wußte schon wieder nicht, was er sagen sollte. An die kurzen Antworten Josephens konnte nichts geknüpft werden. Was sollte er anfangen? Josephe hustete.

Fräulein haben den Strauchen? *) hub er von neuem an: Das Wetter ist wohl so, daß man ihn kriegen muß. Gestern war es kalt, heute ist es warm. Diese Veränderungen sind der Gesundheit nicht zuträglich.

Das ist wahr, sagte Josephe.

Ich für meine Person, fuhr er fort: ich weiß nichts vom Strauchen, ich weiß nicht einmal,

*) So heißt in Wien der Schnupfen.

mal, daß ich eine Bruſt habe. Mich rührt ſo 'was nicht.

Deſto beſſer, ſagte Joſephe.

Aber, fuhr er fort, indem er ſich lächelnd mehr zu ihr wandte: Aber Fräulein mögen den Strauchen haben, oder nicht haben, ſind Sie doch allemal ſchön. —

Sie ſind ſehr gütig, mein Herr, ſagte Joſephe.

Nein, das iſt die Wahrheit, verſetzte er: Wien iſt recht groß, aber es giebt wenig Perſonen darin, die ſich rühmen könnten, ſo ſchön zu ſeyn, als Fräulein, und ſo viel Grazie zu beſitzen.

Das ſind Komplimente, die ich nicht verdiene, erwiederte Joſephe: Ich bin nicht ſo eitel, mich für ſchön zu halten. Und davon iſt auch die Rede nicht.

O, ich ſage, was ich ſehe, verſetzte er: Jeder andre an meiner Stelle würde Ihnen eben das, und noch weit mehr ſagen. Sie ſollten über Aeuſſerungen nicht böſe werden, die Sie verfolgen müſſen, wenn Sie ſich etwa nicht verſtecken wollten, und das wäre Scha-

de. Ich versichere Ihnen, daß keine Dame es mehr verdient, angesehen zu werden, als Sie. Ich für meine Person, schätze mich glücklich, Sie gesehen zu haben, und noch weit glücklicher würde ich seyn, wenn ich die Ehre haben könnte, Sie wieder zu sehen, und Ihnen meine Ergebenheit zu versichern.

Mir, mein Herr? erwiederte Josephe: Ich sehe Sie ja nur durch einen Zufall und wahrscheinlich in meinen Leben nie wieder.

Warum aber in Ihrem Leben nicht wieder? versetzte er: Sie haben freylich Ihren Willen, das hängt ganz von Ihnen ab. Aber wenn meine Person Ihnen nicht zuwider wäre, so könnte dieser Zufall Folgen haben. —

„Folgen?“

Ja, ja, es kömmt nur auf Sie an, daß unsre Bekanntschaft recht lange dauert. Ich wenigstens, wünschte es so sehr! Ich schmachte so sehr danach! Und ich muß es Ihnen sagen, weil mich eine aufrichtige Neigung dazu bringt. —

„Neigung?“

Es iſt freylich wahr, daß ich Sie erſt ſeit ein paar Minuten ſehe, und Sie mögen wohl denken, das heißt ſich recht hurtig verlieben! Aber es iſt nun einmal nicht anders. Verdienſte und Geſicht machen das. Wahrhaftig, ich war auf ſoviel Reitze nicht gefaßt, und da wir einmal bey dieſem Punkt ſind, ſo nehme ich mir die Freyheit, Ihnen zu verſichern, daß es mein herzlichſter Wunſch iſt, Ihnen gefallen und dadurch eine vollkommene Pe.,on beſitzen zu können.

Wie, mein Herr, verſetzte Joſephe, zu nachläßig, auf ſolche grobe und ſchwerfällige Zärtlichkeitsverſicherungen zu antworten: Wie, Sie waren, wie Sie ſagen, auf ſoviel Reitze nicht gefaßt? Haben Sie denn gewußt, daß Sie mich hier finden würden? Hat man es Ihnen geſagt?

Ja, das hat man, erwiederte er: Was ſoll ich länger hinter dem Berge halten. Ich bin der, von dem Ihnen Mamſell Kathon unterwegs geſagt haben wird. —

Kann ſeyn, aber ich habe es nicht gehört, erwiederte Joſephe und ſie errieth nun, daß er

der Mann wäre, den man ihr vorschlagen wollte. Er schien diese Antwort für jüngferliche Ziererey zu halten, und that, als ob er seinerseits auch nichts gehört hätte.

Ja, der bin ich, fuhr er fort: Sie sehen also wohl, wie ich sagen konnte, daß unsre Bekanntschaft lange dauern könnte, wenn Sie wollten. Ich gieng ganz ausdrücklich darum im Garten spatzieren, und ganz ausdrücklich hat man uns allein gelassen, damit ich Ihnen ein paar wichtige Worte sagen sollte. —

Josephe glühete über und über. Er ließ sich nicht irre machen, und fuhr fort:

Man hatte mir wohl versprochen, daß ich ein recht artiges Fräulin finden würde, aber ich habe noch mehr gefunden, als man mir versprochen hat, und so wird es kommen, daß ich mich nun aus zärtlicher Liebe und nicht aus Eigennutz verheurathen werde. Ja, schönstes Fräulein, ich liebe Sie wahrhaftig. —

Bey diesen Worten griff er nach ihrer Hand, die sie zurück zog. Er fuhr etwas mehr kleinlaut fort: — ich bin von den Reitzen bezaubert,

die

die ich an Ihnen finde. In meinem Leben iſt mir ſo was nicht vorgekommen. —

Joſephens Mund verzog ſich hier, trotz ihrem Unmuthe, zum Lächeln. Er fuhr fort:

— und das iſt die Urſache, warum ich ein wenig albern that, als ich Sie anredete. Ich bin wohl viel mit Fräulein *) umgegangen, aber nie habe ich mich in eine verliebt. Sie ſind aber auch anziehender als alle, die ich je geſehen habe, und nun ſehen Sie zu, was Sie machen wollen. Sie ſind mein — Mann, und es fragt ſich nun, ob ich Ihr — Mann bin. —

Joſephe fühlte ſich ſtark verſucht, laut aufzulachen, aber der ganze Auftritt hatte ihr doch etwas demüthigendes, das ſie nicht überſehen konnte. Der Freyer fuhr fort:

Sie können ſich ja nach meinem Charakter und Humor erkundigen, ich weiß, man wird Ihnen alles Gute davon ſagen. Ich ſpiele nicht, ich trinke nicht, ich — bin niemand etwas

*) Man vergeſſe nicht, daß der Schauplatz der Geſchichte in Wien iſt, wo man nicht wagen darf, zu einem wohlangezogenen jungen Frauenzimmer zu ſagen, Mademoiſelle.

was schuldig, lebe ruhig als Junggeselle fort und werde es auch als Mann so machen: denn Frau und Kinder machen einen erst vollends zum guten Wirthe. Mein Vermögen ist zwar so weit nicht her, das muß ich gestehen, aber man will mir eine gute Stelle geben, wenn ich Sie —

Er ward roth und stockte, weil er doch fühlte, daß er eine Albernheit zu sagen im Begriff war.

Aber, fuhr er fort: behüte Gott, daß ichs darum thäte! Die Hauptsache ist, daß ich dadurch in einen Wirkungskreis komme, wo — was zu machen ist. Es soll uns dann recht wohl gehen. Der Herr Graf wird Ihnen das selbst sagen (er meynte den Minister) Sehen Sie, so liegen die Sachen, und was ich Ihnen gesagt habe, ist wahr.

Jetzt griff er noch einmal zutraulich nach ihrer Hand, um sie zu küssen. Josephens Herz empörte sich.

Nur sachte, sagte sie, mit einem Widerwillen, den sie nicht länger verbergen konnte: Ich verbitte mir alle Zudringlichkeiten. Wir

sind

ſind noch nicht ſo weit! Wer ſind Sie, mein Herr?

Wer ich bin? fragte er verwundert, aber doch empfindlich: Ich habe die Ehre der Milchbruder von der Schweſtertochter der gnädigen Gräfin zu ſeyn; (Er meynte die Frau des Miniſters) alſo iſt ſie meine Milchſchweſter, das iſt es alles. Meine Mutter hat eine Penſion von ihr, meine Schweſter iſt ihr oberſtes Kammermädchen. Sie hat uns alle recht lieb und will unſer Glück machen. Der bin ich, und finden Sie was darin, das Ihnen auffällt? Iſt die Partie nicht nach Ihrem Geſchmacke?

Mein Herr, erwiederte Joſephe: ich bin nicht Willens zu heurathen. —

Vielleicht, weil ich Ihnen nicht gefalle? ſagte er.

Nicht das, verſetzte ſie: aber wenn ich jemals einen Mann nehme, ſo will ich ihn wenigſtens lieb haben, und das iſt mit Ihnen noch nicht der Fall. Wir wollen ſehen, wie es in der Folge werden wird.

Deſto ſchlimmer, verſetzte er etwas weinerlich: Das iſt mein Unglück, was mich verfolgt.

folgt. Nicht, daß ich in Verlegenheit wäre, eine Frau zu finden, man hat mir erst noch vor acht Tagen von einer gesagt, die mal eine reiche Erbschaft thun wird, und überdies auch Vater und Mutter hat. —

Und die habe ich nicht, unterbrach ihn Josephe: Sie erweisen mir also zu viel Ehre.

Das will ich nicht sagen, mein schönes Fräulein, erwiederte er: und das irrt mich nicht. Aber wahrhaftig, ich hätte mir nicht eingebildet, daß ich Ihnen so verächtlich wäre. Sie sollten aber doch auch ein wenig mehr Rücksicht auf die Umstände nehmen, worin Sie sind. Nehmen Sie nicht übel, daß ich Sie daran erinnere.

Josephe glühete vor Unmuth. Er schien es nicht zu bemerken und fuhr fort:

Ich spreche mit Ihnen als Freund, der Ihnen gern einen guten Rath geben möchte. Es giebt Gelegenheiten, die man nicht von der Hand weisen muß, besonders wenn man mit Leuten zu thun hat, die es so genau nicht nehmen wollen. Wenn man heurathet, will man doch auch gern die Familie kennen, in die man

heura-

heurathet; aber ich mache mir daraus nichts, das muß man bedenken. —

Mein Herr, ſagte Joſephe mit einer unwilligen Bewegung: Sie ſagen mir da ſeltſame Sachen, und Ihre Liebe iſt etwas unge-ſchliffen. Laſſen Sie uns davon abbrechen, wenn ich bitten darf.

O, nach Gefallen! rief er, indem er aufſprang: Ich werde darum nichts ſchlimmer und nichts beſſer ſeyn! Und, mit Ihrer Erlaubniß, ich ſehe nicht, wie Sie ſo ſtolz ſeyn können. Sind Sie es nicht — und das thut mir ſehr leid — ſo iſt es eine Andre. Man hat geglaubt, Ihnen einen Gefallen zu thun. Ihre Schönheit abgerechnet, und gegen die kann ich nichts einwenden, weiß ich nicht, wer von uns beyden am meiſten dabey verliert. Ich bin Ihr unterthänigſter Diener.

Und ich Ihre unterthänigſte Dienerin, ſagte Joſephe.

Er that einige Schritte vorwärts, kam aber noch einmal zurück.

Da fällt mir ein, ſagte er: daß Sie allein ſind. Wenn Sie mich brauchen können, bis

man

man kommt und Sie abholt, so bin ich zu Ihrem Befehl.

O, ich danke, ich danke Ihnen recht sehr, sagte Josephe mit Thränen in den Augen. Sie weinte, wie man leicht glauben wird, nicht darüber, daß er fort wollte, sondern daß sie sich solchen demüthigenden Abentheuern ausgesetzt sah.

Ich bin doch wohl nicht Schuld, daß Sie weinen, sagte er: Wenigstens habe ich Ihnen nichts gesagt, was Sie kränken könnte.

Nein, mein Herr, erwiederte Josephe, die sich schnell die Thränen abtrocknete: ich habe nicht über Sie zu klagen. Sie meynen es recht gut mit mir. Nur lassen Sie mich allein, wenn ich bitten darf.

Er entfernte sich mit einer stummen Verbeugung und husiete vor sich her, indem er sein Schnupftuch dazu schwang.

Achtes Kapitel.

Wenigſtens hat er es mir geſagt!

Denſelben Augenblick erſchien Mamſell Kathon, wie er ſie genennt hatte, und fragte Joſephen, warum ſie ihn fortgelaſſen hätte? Joſephe ſtand auf, ohne ihr zu antworten, ließ ſich von ihr bey der Hand nehmen und fort führen.

Sie kämen durch einige groſſe Zimmer endlich in eins, wo ein Rudel Bedienten beyſammen ſtanden. In einiger Entfernung von dieſen, am Fenſter, ſtanden zwey Mannsperſonen, wovon der eine vier und zwanzig bis fünf und zwanzig Jahr alt ſeyn konnte, und der andere eine Offizier ſchien.

Warten Sie hier einen Augenblick, ſagte Joſephens Führerin: ich will es melden, daß Sie da ſind. Sie gieng in ein anſtoſſendes Zimmer und kam den Augenblick zurück. Während dieſes kurzen Zeitraums hatte Joſephe,

trotz ihrer Angst und Erwartung, dennoch bemerkt, daß der junge Mann mit einer bedeutenden Aufmerksamkeit sie angesehen hatte.

Und so etwas entwischt den Weibern nie. Sie mögen in dem tiefsten Leide versunken seyn, immer wird ihre Eitelkeit auf ihrem Posten bleiben. Der Ruhm ihrer Reitze scheint ein selbstständiges Ding zu seyn, von dem nichts in der Welt sie abziehen kann.

Sie hatte sogar gehört, daß der junge Mann, wiewohl unendlich leise, zu dem andern gesagt hatte: Haben Sie je so was schönes gesehen?

Sie schlug die Augen nieder und wandte den Kopf weg. Aber immer blieb dies ein kleiner lindernder Balsam, den sie sich unterwegs zu Nutze machte, doch ohne ihre traurigen Betrachtungen zu unterbrechen.

Die beyden Herren folgten ihr in das Zimmer, wo sie fünf oder sechs Damen und drey Herren fand. Ihren Freyer bemerkte sie demüthigst an der Thür.

Der

Der eine der Herren war der Herr vom Hause, was Josephe daran merkte, daß er keinen Hut in der Hand hatte. Ihre Führerin brachte sie vor ihn, und nannte ihr seinen Namen.

Es war ein grosser, ältlicher Mann, eine schöne Figur mit sehr einnehmender Miene, die Fassung einflößte, statt sie zu rauben, und die zu versprechen schien, daß er gütig und gerecht seyn wollte.

Josephe war unter seinen und so vieler andern Augen anfangs ein wenig verstürzt, aber es ging bald vorüber. Bey der allerhöchsten Muthlosigkeit fürchtet man nichts mehr. Ueberdies that man ihr Unrecht und sie hatte keinem Menschen etwas zu leide gethan. Man verfolgte sie, sie liebte den Baron von Toerring, man raubte ihn ihr, sie schien nun nichts weiter zu fürchten zu haben, und die allerhöchste Machtgewalt verliert am Ende das Recht, zu erschrecken bey der Unschuld, die sie unterdrückt.

In der That, sie ist hübsch, hub der Minister lächelnd zu einer der Damen an: und Törring ist wohl zu entschuldigen.

Ja, ziemlich hübsch, sagte die Dame.

Als Mätresse mag es hingehen, sagte eine andre in einem herben Tone.

Josephe warf ihr für diese Bemerkung bloß einen kalten und gleichgültigen Blick zu.

Kommen Sie näher, mein Kind, sagte der Minister: Ich höre, der Baron von Törring hat Sie lieb. Ist es wahr, daß er Sie heurathen will?

Wenigstens hat er es mir gesagt, erwiederte Josephe.

Alles lachte laut auf, und ein paar von den Damen thaten es höhnisch. Josephe begnügte sich, sie so anzusehen, wie vorhin die eine. Der Minister machte eine Bewegung mit der Hand, um ihnen anzudeuten, daß sie aufhören möchten, zu lachen.

Sie haben weder Vater noch Mutter, fuhr der Minister fort: und wissen nicht wer sie sind?

Das ist wahr, gnädiger Herr, erwiederte Josephe.

Nun,

Nun, Kind, fuhr er fort: ſo laſſen Sie ſich ſelbſt Gerechtigkeit wiederfahren und denken Sie an dieſe Heurath nicht länger. Ich werde ſie nie zugeben, verſpreche Ihnen aber Schadloshaltung. Ich werde gewiß für Sie ſorgen. Sehn Sie, da iſt ein junger Mann, der wäre fur Sie. Er iſt brav und ſoll weiter kommen. Den müſſen Sie nehmen. Meynen Sie nicht?

Gnädiger Herr, erwiederte Joſephe: ich bin nicht Willens, zu heurathen, und ich beſchwöre Sie, bringen Sie nicht darauf. Mein Entſchluß hierüber iſt gefaßt.

Ich gebe Ihnen noch vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit, verſetzte der Miniſter. Man wird Sie nach dem Kloſter zurück bringen. Morgen werde ich Sie wieder hohlen laſſen. Keine Widerſetzlichkeit. Den Baron ſehn Sie nie wieder, dafür hab' ich geſorgt.

Ich bleibe feſt auf meinem Entſchluß, gnädiger Herr, ſagte Joſephe gefaßt: Ich werde nicht heurathen, am wenigſten einen Menſchen, der mir mein Unglück vorgeworfen hat. Ma-

chen Sie also jetzt gleich mit mir, was Sie wollen, es wäre unnöthig, mich noch einmal hohlen zu lassen.

Sie hatte diese Worte kaum gesagt, als man die Frau von Sternfeld und ihren Sohn meldete. Sie traten auch denselben Augenblick herein.

Man denke sich die Ueberraschung Josephens und der ganzen Gesellschaft.

Wie, meine Tochter, du hier? rief Frau von Sternfeld.

O, sie ist es, sie ist es! rief der Baron.

Josephe.

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Kampf.

In dem Hause des Miniſters hatte man keine Ahndung gehabt, daß Frau von Sternfeld und ihr Sohn kommen würden. Man hatte dieſem Zufalle durch weiter nichts vorgebeugt, als daß man die Vernehmung Joſephens auf eine Tageszeit verlegte, wo man keinen Beſuch vermuthen konnte. Die Bedienten hatten keinen Wink gehabt, wie ſie ſich nehmen ſollten, wenn jene erſchienen.

Mutter und Sohn waren in der allerhöchſten Verlegenheit geweſen, als ſie erfuhren, daß

Josephe abgeholt worden wäre. Man erinnert sich, daß Frau von Sternfeld sie selbst hatte abholen wollen. Da sie wußte, daß Josephe keine Bekanntschaft, ausser ihr, in der Stadt hatte, wo sie hätte einen Besuch machen können: so fiel es ihr auf, sie nicht zu finden. Was ihr Josephe von einer langen, hagern Dame, die sich den Tag vorher sehen lassen, geschrieben hatte, stand ihr flugs vor dem Gedächtnisse und sie ahndete sogleich, was vorgefallen seyn könnte. Aber wohin hatte man Josephen entführt? Auch das brachte sie bald heraus, und zwar dadurch, daß sie sich die Weibsperson und die Livre des Kutschers beschreiben ließ, die sie abgeholt hatten. Sie sah daraus, daß sich der Graf von F** in die Sache gemischt hätte, denn die Frau war eine der Kammerfrauen der Gräfin von F** und der Kutscher gehörte einer andern Dame aus der Familie. Sie ließ aber den Muth nicht sinken, und nahm sich vor, trotz allen Gegenvorstellungen, ihren Plan durchzusetzen. Man kann denken, daß die Trostlosigkeit und Angst ihrks Sohnes sie sehr in diesem Vorsatze bestärken mußte. Der andre

Tag

Tag ward zur Aufſuchung Joſephens beſtimmt, und ſie glaubten nirgends beſſere Auskunft erhalten zu können, als im Hauſe des Miniſters ſelbſt. So kamen ſie alſo dahin.

Als der Miniſter die Frau von Sternfeld ſo, wie wir oben erzählt haben, in ſein Zimmer fahren ſah, trat er ihr ſehr freundlich entgegen, konnte aber doch nicht umhin, ſich ein wenig verlegen zu fühlen, weil er wußte, wie ſehr ſie Joſephen lieb hatte. Die Uebrigen von der Familie empfingen ſie mit einer kalten Ernſthaftigkeit, ſahen ſie mit kritiſchen Blicken an und wandten ſodann das Geſicht weg. Der Baron von Toerring ſchien ſie mit den ſeinigen verzehren zu wollen; aber er hatte Befehl von ſeiner Mutter, nicht laut zu werden, und nur unter dieſer Bedingung hatte ſie ihn mitgenommen. Der Reſt der Geſellſchaft war aufmerkſam und im höchſten Grade neugierig, denn die Situation verſprach anziehend zu werden.

Die Gräfin von F** brach das Stillſchweigen zuerſt. Guten Tag, Frau von Sternfeld, hub ſie an: Gerade heraus geſagt, man

erwartete Sie hier nicht, und ich fühle, Sie müssen böse auf mich werden.

Die Gräfin von F** war die vertrauteste Freundin der Frau von Sternfeld und hatte sich nur ungern zu dem Bündnisse wider sie und ihren Sohn und Josephen hergegeben.

Aber, warum sollte sie es werden? nahm eine lange, magere Verwandte die man noch kennen wird, das Wort: Thut man ihr was zu leide, wenn man ihr einen guten Dienst leistet und ihr Vorwürfe von ihrer Familie ersparen will?

Urtheilen Sie über meine Handlungen, wie Sie wollen, erwiederte Frau von Sternfeld gleichgültig: aber ich werde sie danach nicht abändern. Unsre Grundsätze gehen zu weit von einander ab.

Der Baron glühete und seine Augen funkelten. Man bemerkte an seinem gepreßten und raschen Athemholen, daß ihm das Herz gewaltsam schlug und daß er seiner kaum Meister bleiben konnte.

Herr Graf, fuhr Frau von Sternfeld zu dem Minister fort: Sie errathen, was mein

Besuch

Beſuch zur Abſicht hat. Ihnen und der Grä-
fin ſchreibe ich nicht zu, was geſchehen iſt, man
hat Sie dazu beredet. Aber was für einen
Vorwand hat man zu dieſer ſeltſamen Entfüh-
rung genommen? Was hat das Fräulein Bö-
ſes gethan?

Fräulein? ſagte jene lange und magere Verwandte: Ich meyne gehört zu haben, daß ſie Joſephe heißt, oder vielmehr, wie man ſonſt will. Denn da man nicht weiß, woher ſie kömmt, ſo weiß man auch nichts gewiſſes von ihr, und man muß nur rathen. Vielleicht ſind Sie aber auch nur ſo höflich gegen ſie, weil es ein recht artiges Figürchen iſt?

Der Baron konnte ſich bey dieſen Worten nicht länger halten. Er ſah ſie mit einem bittern und höhniſchen Lächeln an, das ſie fühlte.

O, Vetterchen, fuhr ſie zu ihm fort: was ich da ſage, hat alſo Ihren Beyfall nicht? Aber zu lachen ſeh ich darum doch nichts daben.

O, warum denn nicht? ſagte der Baron in demſelben Tone: Wenn ich es nun ſpaßhaft finde?

Schweig,

Schweig, Teerring, rief Frau von Sternfeld, und sodann wandte sie sich an die Dame und erklärte sich sehr entschlossen, über die Achtung, die sie und die ganze Welt Josephen schuldig sey. Man wüßte zwar nicht, woher sie käme, aber sie sey unglücklich, und dies verschaffte ihr jene Achtung und noch weit mehr.

Darauf erzählte sie, was sie von Josephens Geschichte wußte, und man hörte ihr anfangs sehr aufmerksam, und bald nachher sehr theilnehmend zu. Der romantische Eingang fesselte und das edelmüthige Benehmen Josephens bewegte. Die nicht von der Familie waren, schienen gerührt. Dies schien aber auch die Gräfin von F * *. Ein leises Gemurmel erhob sich in der Gesellschaft, das sehr zu Josephens Vortheil zu seyn schien.

Nennen Sie mir das Gesetz, so schloß Frau von Sternfeld: das verbiethet, menschlich und großmüthig zu seyn. Oder heißt es den Staat und die Gesellschaft überhaupt beleidigen, wenn man sich für eine Person verwendet, die so sehr verdient, an ihrem unglücklichen Schicksale gerächt zu werden. Das wäre es dann, was ich verbre-

verbrochen hätte! Aber man beweiſſe mir, daß es ein Verbrechen iſt, und wenn man dies nicht kann, ſo darf ich Sie wohl fragen, Herr Graf, warum man ſich ſolch ein beleidigendes Betragen gegen mich erlaubt? Warum man Sie und die Gräfin hinterliſtig dazu gewinnen darf? Ich verlange hiermit ein Mädchen zurück, das ich über alles lieb habe, und die Sie nicht minder lieb haben würden, wenn Sie ſie ſo kennten, als ich.

Hier holte ſie Athem. Alles ſchwieg. Joſephe zerfloß in Thränen und ſah ihre Beſchützerin von Zeit zu Zeit mit Blicken an, die ihr alle die Bewegungen verriethen, worin ſie ihretwegen war. Wer dieſe Blicke ſah, konnte ſich einer lebhaften Rührung nicht erwehren. Nur die einzige, lange, magere Verwandte blieb ſtarr und kalt und ergab ſich nicht.

O, haben Sie ſie lieb, immerhin, ſagte ſie: daran wird Sie niemand hindern. Aber vergeſſen Sie nicht, daß Sie Verwandte haben, die nicht leiden werden, daß es auf ihre Koſten geſchehe.

Rath

Rath von Ihnen, Madame, verſetzte Frau von Sternfeld: würde mir allenfalls willkommen ſeyn, aber Vorwürfe verbitte ich mir. Ich bedarf keines Vormundes, und Sie ſcheinen das im Namen der Familie für mich werden zu wollen. Beweiſen Sie mir überhaupt, daß die ganze Familie ſo denkt, als Sie. Ich wette, Sie laſſen ſie ſo ſprechen, wie Sie denken. Kein Menſch wird als Sein anerkennen wollen, was Sie ihm in den Mund legen.

Um Vergebung, Madame, um Vergebung, erwiederte Jene: Sie denken Alle ſo, wie ich ſage, weil ſie Alle wiſſen, was Sie vorhaben, und weil es Allen auffällt. Kurz, Ihr Sohn hat das Mädchen zu lieb, und was noch ſchlimmer iſt, Sie geben es zu.

Und wenn ich es zugäbe, verſetzte Frau von Sternfeld kaltblütig: wer kann es ihm dann verbiethen? Wem wär er Rechenſchaft darüber ſchuldig? Noch mehr: ich würde ſogar eine ſchlechte Meynung von ſeinem Charakter faſſen, wenn er das Mädchen, wie Sie ſie einmal nennen, nicht recht hoch ſchätzte. Merken Sie ſichs doch, Madame, andre kommen uns

blos

blos deshalb kleiner vor, weil unser Hochmuth gröſſer ist.

Bey diesen Worten legte sich der Minister, der den ganzen Dialog lächelnd und mit niedergeschlagenen Augen angehört hatte, ins Mittel und nahm das Wort, um Heftigkeiten zu verhüten.

Zweytes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Sie haben Recht, Kousine, sagte er. Die Gutherzigkeit, womit Sie sich des schönen Mädchens angenommen haben, verdient die aufrichtigsten Lobsprüche. Sie sind groſsmüthig und edel, und sie ist unglücklich genug, um Ihre ganze Theilnehmung zu verdienen. Ihr Herz spiegelt sich in ihrem offenen Gesicht und aus ihrem ganzen Wesen athmet Tugend und Adel. Dagegen hat niemand von uns etwas, daſs

Sie

Sie ihr wohlthun, daß Sie sie lieb haben; aber das beunruhigt uns, daß sie dem Baron Toerring sehr werth seyn soll, mit einem Wort, daß er sie heurathen will, und daß Sie nichts dagegen haben, eben weil sie Ihnen selbst so werth ist. Sehen Sie, das setzt die Familie in Bewegung. —

Und ich meyne, daß die Familie Ursache dazu hat, ließ sich die lange Verwandte immer noch vernehmen.

Ich bitte Sie, Kousine, sagte der Minister zu ihr: Ich hatte noch nicht ausgesprochen. Unsre Kousine Sternfeld ist es wohl werth, daß man anständig und vernünftig mit ihr spricht. —

Und nun ließ er sich in eine umständliche Erwägung aller Gründe für und wider ein, in einem festen aber nicht unfreundlichen Tone, billigte den Entschluß des Barons an sich selbst, versicherte aber gegen den Strom hergebrachter Vorurtheile, die ihre Klasse gewaltsamer drückte, als alle übrigen, weder schwimmen zu können noch zu wollen, und schlug einen Mittelweg, Josephens Verheurathung mit dem bekannten jungen Mann, vor. Sie haben Einfluß auf

sie,

sie, fuhr er zur Frau von Sternfeld fort: also vereinigen Sie sich mit uns, ihr diese Partie annehmlich zu machen. Da ist der junge Mann, von dem die Rede ist.

Bey diesen Worten zeigte er ihn, der immer noch an der Thür stand, kleinlaut und mit kurzem Athem. Sein Wesen kündigte genugsam an, daß er ein ärmlicher, unbedeutender junger Mensch wäre, dessen Pflicht und Wille es schien, zu kriechen und zu gehorchen, und zu dem man sagen konnte: gehen Sie fort, ohne daß er es übel nehmen durfte.

Es ist ein guter, sanfter Mensch, fuhr der Minister fort: er wird mit ihr sehr gut leben, und immer so, daß er nicht vergißt, daß er ihr sein Glück zu danken hat. Denn ihretwegen will ich ihn heben, und ich habe ihm eingebunden, daß er dies nie vergessen soll.

Der Milchbruder von der Schwestertochter einer Ministersfrau machte eine tiefe, tiefe Verbeugung. —

Sind Sie nicht meiner Meynung, fuhr der Minister zu der Frau von Sternfeld fort: Und wär es nicht gut so? Sie bleibt in Wien,

Sie haben sie lieb nach wie vor und behalten sie unter Ihren Augen, das verspreche ich Ihnen. —

Auf diese Worte sah die Frau von Sterufeld den jungen Menschen an und er machte ihr dafür noch eine tiefe Verbeugung, gleichsam als ob er ihr dafür hätte danken wollen, obgleich dieser Blick keinen Dank verlangte.

Sie schüttelte den Kopf und sagte: Diese Verbindung scheint mir nicht sehr ausgesucht, und ich zweifle, daß sie nach Josephens Geschmack seyn dürfte. Aber sie ist Meisterin ihres Willens. Was sagen Sie dazu, Josephe?

Diese war bestürzt, aber behielt Fassung. Ich habe schon erklärt, sagte sie entschlossen: daß ich lieber bleiben will, wie ich bin, und mein Entschluß steht fest. Mein allergrößtes Unglück ist es, daß ich ein Herz habe, wie ich es in meiner Lage nicht haben sollte, dessen ich aber nicht Meisterin bin; und diesem schreiben Sie es zu, wenn ich den jungen Mann nicht nehmen kann. Uebrigens danke ich Ew. Excellenz unterthänigst für Ihre Güte und Fürsorge.

So

So sagen Sie nur, versetzte der Minister was Sie sonst wollen? Möchten Sie lieber den Schleyer nehmen? Sie können ein Kloster wählen, welches Sie wollen. Greifen Sie zu etwas, das Ihnen sonst gefällt. Sie werden selbst nicht zugeben, daß man Frau von Sternfeld Ihretwegen Verdruß macht. Entschliessen Sie sich also zu etwas.

O, Sie sehn ja, rief immer wieder die magre Verwandte: daß ihr nichts ansteht. Man liebt sie, man will sie heurathen, das ist ja schon ausgemacht. Das kleine Wesen wird nichts herunter lassen, wenn man sich nicht ins Mittel schlägt. Sie ist ihrer Sache schon gewiß, und Frau von Sternfeld nennt sie ja schon Tochter.

Der Minister zeigte durch eine Bewegung mit dem Arme, daß ihm die Geduld ausgienge, und sie schwieg. Josephe nahm jetzt das Wort und versicherte, daß man über die Güte der Frau von Sternfeld und über die Anhänglichkeit ihres Sohnes ganz ruhig seyn könnte. Sie hätte um beyde nicht gebuhlt, aber ihr Unglück und ihr Herz hätten sie ihr verschafft. Ei-

gennütziger Absichten wäre sie sich nicht bewußt. Sie liebte die Mutter ohne alle Hinterlist, und sie verlieren, hiesse ihr sterben.

Sie sagte dies unter heissen Thränen und mit einer Art von Begeisterung, die ihr die Herzen Aller, bis auf die magere Frau, aufschloß. Einige von der Gesellschaft wandten das Gesicht, um sich die Thränen abzutrocknen. Der Minister schlug die Augen nieder und wollte nicht zeigen, daß er bewegt war. Der Baron stand unbeweglich da, sah sie mit Blicken der herzlichsten Zärtlichkeit an, und schien alles übrige um sich her zu vergessen. Die Frau von Sternfeld ließ ihren Thränen freyen Lauf und es war ihr gleichgültig, daß man dies sah.

Du hast noch nicht Alles gesagt, fahre fort! sagte sie zu Josephen, indem sie ihr die Hand nach ihrer gutherzigen Weise reichte: Aber erwähne meiner nicht mehr, weil es dich zu sehr rührt. Fahre fort!

Und dies that Josephe mit dem vorigen Feuer und mit der vorigen Rührung. Sie versicherte, daß sie nie Plan auf die Hand des Barons gemacht, nie machen würde; und freywillig

handel-

handelte ſie ſo. Nur ſollte man ſie nicht zwingen wollen. Es wäre feig und verächtlich von ihr, wenn ſie ſich durch Drohungen ſchrecken laſſen wollte, da ſie ſich nichts Böſes bewußt ſey. Freywillig noch wäre ſie entſchloſſen, in ein Kloſter zu gehen, von niemand Beſuche anzunehmen, niemand zu ſehen, mit niemand zu ſprechen. Nur ihre gute Mutter ſollte man ihr laſſen. —

Ein Thränenguß begleitete dieſe Erklärung. Der Baron ſtand blaß und zitternd von der Seite und es ſchien ihm nicht wohl zu werden. Seine Mutter wollte etwas ſagen, aber der Miniſter kam ihr zuvor und ſagte, indem er ſich an die übrigen Damen wandte: Wiſſen Sie eine Antwort, meine Damen, auf das, was wir jetzt gehört haben? Ich weiß keine und erkläre, daß ich mich nicht ferner in dieſe Sache miſche. Was ſollen wir hier verhindern? Die Achtung, die unſre Kouſine Sternfeld für Tugend hat, und die wir alle für die Tugend haben? Sollen wir verhindern, daß die Tugend ſich Freunde mache? Ich denke, das werden Sie ſo wenig wollen, als ich.

Nun wandte er sich an den wohlbekannten Milchbruder und sagte: Empfehlen Sie sich! Zur Frau von Sternfeld fuhr er fort: Ich gebe Ihnen Ihre Tochter wieder, mit aller der Gewalt, die Sie über sie haben. Sie konnte keine bessere Mutter finden, sie verdient aber auch keine schlechtere. Seyn Sie ruhig, gutes Kind, fuhr er zu Josephen fort, und vergessen Sie, was hier vorgefallen ist. Trösten Sie sich auch, daß Sie nicht wissen, wer Sie sind. Der Adel Ihrer Eltern ist ungewiß, aber der Adel Ihres Herzens ist es nicht und ich selbst würde ihn vorziehen, wenn ich zu wählen hätte.

Mit diesen Worten wollte er sich entfernen, aber Josephe stürzte, wie ausser sich, ihm zu Füssen, mit einer Schnelligkeit, die beredter war, als alles, was sie ihm hätte sagen können. Sein gütiges Urtheil, das ihr so sehr Gerechtigkeit wiederfahren ließ, rührte sie bis in das Innerste. Er hob sie sogleich auf, mit einer Miene, welche bewies, daß diese rasche Bewegung ihn zu gleichen Theilen freuete und rührte. Sie hatte aber auch der ganzen Gesellschaft, wie ihm, gefallen.

Stein

Stehn Sie auf, mein gutes Kind, sagte er: Für bloße Gerechtigkeit sind Sie mir keinen Dank schuldig. Sie wird noch machen, fuhr er zu den Uebrigen fort: daß wir sie alle recht lieb gewinnen, man kann nicht anders. Nehmen Sie sie wieder mit, setzte er zu Frau von Sternfeld hinzu: aber geben Sie Acht, was Ihr Sohn machen wird, wenn er sie liebt! Bey solchen Vorzügen steh ich nicht für ihn, steh ich für keinen Menschen in der Welt. Machen Sie, was Sie können und wollen, das Ganze ist Ihre Sache!

Mit diesen Worten entfernte er sich.

Wenn es so ist, sagte jetzt die mehrere Frau und stand auf: so glaube ich, daß wir nun nichts weiter hier zu thun haben, als daß wir unsre neue Kousine umarmen und küssen. Thun Sie doch das immer im voraus, meine Damen, mir erlauben Sie wohl, daß ich's nicht thue. Ich finde die romantische Tugend sogar küssenswerth nicht. Adieu, kleine Abentheuerin, jetzt sind Sie nur noch ein Fräulein von guter Geburt, aber ich denke, wir werden bald hören, daß Sie eine Prinzessin sind.

Josephe trat, statt ihr zu antworten, zu ihrer Mutter, vor welcher sie sich gerührt auf die Kniee niederlassen wollte, die es aber nicht zugab. Dafür ergriff sie ihre Hand, küßte sie, und ließ Freudenthränen darauf fallen.

Die unbezähmte magere Frau fuhr aus der Thür und rief den übrigen Damen zu: Wollen Sie nicht mit?

Zwey davon standen auf, aber mehr aus Gefälligkeit für sie, als aus Feindseligkeit gegen Josephen. Man sahe, daß sie ihr wildes Wesen nicht billigten und daß sie ihr nur folgen wollten, aus Besorgniß, sie böse zu machen. Eine davon sagte sogar der Frau von Sternfeld ins Ohr: sie hat uns mit hergebracht, und würd' es uns nicht verzeihen, wenn wir hier blieben.

Der Baron fühlte sich wieder lebendig und antwortete auf den mißlungenen Versuch seiner hartherzigen Kousine bloß mit Lachen. Ist für Wagen da? rief er hinter ihr her: Oder sollen wir Sie in unserm nach Hause bringen? — Geben Sie sich keine Mühe, erwiederte sie: Sie dauern mich mit Ihrer guten Laune. —

Nun

Nun empfahl sie sich der Gräfin von F** und that, als ob sie die Frau von Sternfeld nicht sähe. Die beyden andern Damen entfernten sich mit ihr.

Sogleich trat der Rest der Gesellschaft um Josephen zusammen und niemand war darunter, der ihr nicht etwas Schmeichelhaftes gesagt hätte.

Es thut mir so leid, sagte die Gräfin von F** zur Frau von Sternfeld: daß ich mich zu diesem Komplott habe hinreissen lassen! Wir haben alle groß Unrecht gehabt, fuhr sie zu den übrigen Damen fort: ist es nicht so?

O, schweigen Sie davon, sagten diese: Wir sind beschämt darüber. Es ist solch ein liebenswürdiges Mädchen!

Und solch ein achtungswürdiges Mädchen sollten Sie hinzu setzen, fuhr die Gräfin von F** fort: Sie glauben nicht, wie unruhig ich während des Wortwechsels gewesen bin. Ich bin mit dem Grafen (sie meynte ihren Gemahl, den Minister) so zufrieden, daß ichs nicht sagen kann. Er hat im eigentlichsten Verstande Recht gesprochen. —

Bey jedem andern Richter als ihm, würde mir das Herz gepocht haben, nahm der junge Kavalier das Wort, der vorhin Josephen im Vorzimmer so schön gefunden hatte: aber bey Sr. Excellenz war es mir nicht einen Augenblick zweifelhaft, was für einen Ausgang [illegible] nehmen würde.

Und ich, sagte der Baron von Toerring hastig: ich sollte den Grafen um Verzeihung bitten, daß ihn Fräulein Josephe zu fürchten gemacht hat.

Alle lachten über diesen Einfall, aber bescheiden, und ohne etwas darauf zu sagen. Es war spät und Frau von Sternfeld empfahl sich der Gräfin von F**, die sie mit grosser Herzlichkeit umarmte, als ob sie ihr die harte Aeusserung der hagern Kousine hätte aus dem Gedächtniß bringen wollen. Sie umarmte auch Josephen und diese nahm es mit geziemender Ehrfurcht auf. Sodann gieng es fort.

Drittes Kapitel.

Kleine Familienscenen.

Als sie in das Vorzimmer traten, zeigte sich die Kammerfrau, die man abgeschickt hatte, um Josephen aus dem ersten Kloster zu entführen, und erklärte, daß sie Befehl von dem Minister hätte, sie, wenn es ihnen gefällig wäre, nach dem andern Kloster zu bringen, um Josephens Sachen dort abzulangen. Man würde sich vielleicht weigern, sie verabfolgen zu lassen, wenn sie nicht dabey wäre.

Frau von Sternfeld war es zufrieden, und die Frau stieg ein. Man kann denken, daß jetzt nicht mehr von der zudringlichen Vertraulichkeit die Rede seyn konnte, die sie Josephen diesen Morgen hatte empfinden lassen. Sie saß schüchtern in einem Winkel des Wagens, und schien es lebhaft zu fühlen, daß nun Josephe nicht mehr ihres gleichen wäre. Josephe war großmüthig genug, dies zwar zu bemerken, aber nicht kund zu geben, daß sie es bemerkte.

Die

Die Unterhaltung zwischen Frau von Sternfeld, ihrem Sohn und Josephen war, jener Person wegen, sehr zurückhaltend. Doch erfuhren sie, wir wissen nicht bey welchem Stichworte, daß der ganze Lärm durch die Gräfin von Kroteck veranlaßt worden sey, die aber, nicht ausdrücklich um Josephen zu schaden, sondern aus Schwatzsucht das Ganze verrathen hätte. Daß sie bloß ihrem Lieblingshange und nicht der Bosheit dadurch ein Opfer gebracht, bewies auch der Umstand, daß sie sich nicht mit den andern Tanten und Kousinen verband, die dem Plan der Frau von Sternfeld entgegen arbeiten wollten.

Die Kammerfrau erzählte auch, daß der Herr (von) Traller (sie meynte den wohlbekannten Milchbruder) in Verzweiflung sey, daß er Josephen nun nicht bekommen sollte. Als ich weggieng, sagte sie, weinte er wie ein Kind. — Josephe warf bey diesen Worten einen Blick auf den Baron, weil es ihr schien, daß ihm diese Nachricht nicht die grösseste Freude machen könnte. Auch antwortete weder er noch seine Mutter, noch Josephe etwas darauf,

und sie lieſſen, ſtillſchweigend einverſtanden, dieſen kleinen bedenklichen Punkt in Vergeſſenheit fallen. Sie waren auch denſelben Augenblick vor dem Kloſter, wo Joſephe mit der Kammerfrau ausſtieg.

Frau von Sternfeld meynte, es ſey nicht nöthig, daß weder Joſephe noch ſie ausſtiege, ſondern daß Jene die Sachen herbey ſchaffen laſſen könnte, ohne zu ſagen, daß ſie da wäre. Aber Joſephe erinnerte ſich des gütigen Betragens der Priorin gegen ſie und bat die Frau von Sternfeld, ausſteigen und ſich dieſer würdigen Frau empfehlen zu dürfen. Ja, das iſt wahr, ſagte Frau von Sternfeld: das iſt brav! Geh nur, aber komm recht bald wieder.

Joſephe eilte hinein. Man ließ ihren Koffer verabfolgen, alle Nonnen waren um ſie her und freuten ſich über den glücklichen Ausgang ihres Abentheuers. Die Priorin gab ihr Beweiſe der zärtlichſten Theilnehmung und hätte ſie gern die Nacht im Kloſter behalten. Sie wandte vor, daß Frau von Sternfeld auf ſie wartete, und erwähnte, wie natürlich, des Barons mit keiner Sylbe. Der Abſchied von

der

der Priorin und den Schwestern war sehr zärtlich.

Josephe wußte nicht anders, als daß sie nun nach dem ersten Kloster zurück gebracht werden würde; als sie aber in den Wagen ihrer Mutter zurückkam, sagte diese: Josephe, da fährst mit mir nach Hause. In deinem Kloster wird man schon gegessen haben. Es ist über vier Uhr. Den Abend kannst du bald fahren. Nur denke nicht, daß ich dich länger dort lassen [illegible]

Der Wagen fuhr fort und hielte bald in das Haus der Frau von Sternfeld hinein. Im Hofe entließ sie die Kammerfrau der Gräfin von F**. Der Baron gab ihr ein Stück Geld, wie er sagte, dafür, daß sie ihren Auftrag so gut ausgerichtet habe.

Es heiter auch Josephe war, fuhren ihr doch, indem sie am Arme des Barons die Treppe hinaufstieg, ein paar kränkende Gedanken durch den Kopf. Man wird sie errathen, wenn man sich an ihre reitzbare Eigenliebe erinnert. Sie fürchtete, ein paar von den Bedienten und die alte Frau zu sehen, die ihr damals den

Strumpf

Strumpf abzog, als sie sich den Fuß verrenkt hatte. O, meynte sie, würden diese sagen: „siehe da, die artige Mamsell, die einen bösen Fuß hatte, die kleine Putzmacherin, die wir für ein Fräulein hielten, die man aber zu Madame Zunge zurückbrachte, und es deßhalb wohl nicht war!“

Das wär ihr nicht recht! Sie fühlte, daß sich der Baron ein wenig dabey schämen möchte. Es würde ihm freylich gleichgültig gewesen seyn, dachte sie, wenn er sie weniger feurig liebte. — Zum Glück kam weder er noch sie in diese Verlegenheit, weil seine Mutter, ehe sie seine Liebschaft mit Josephen heraus brachte, ihre alte Dienerschaft entfernt hatte. Sie vermuthete nämlich, sie leisteten ihrem Sohne sämmtlich Vorschub, daß er seinem Versprechen, gegen die ihm vorgeschlagene Braut und gegen die Pflichten der Kindesliebe, trotzen könnte. Josephe genoß also die Freude ungetrübt bey ihrer angebeteten Mutter und wie zu Hause zu seyn.

Nun komm an mein Herz, meine gute Tochter, sagte die Frau von Sternfeld zu ihr, als sie in ihr Zimmer traten; Jetzt kann ich dich

umar-

umarmen, ohne daß scheele Augen auf uns merkten. Alles geht ja besser, als ich vermuthen konnte. —

Josephe flog ihr in die Arme.

Man weiß um unsern Plan, fuhr sie fort: man sieht, was geschehen wird, und hat sich doch nicht ausdrücklich dagegen erklärt. Der Graf hat dir sogar dein Versprechen zurückgegeben, weil er dich mir wieder überläßt, und dem Himmel sey Dank, nun wird man sich über nichts mehr wundern.

Josephen schlug das Herz voll ungestümer Freude.

Liebes Kind, fuhr die Frau von Sternfeld fort: du hast mir soviel hetzliche, soviel zärtliche Dinge dort gesagt; aber aufrichtig, ich verdiene es auch ein wenig für allen den Verdruß, den du mir gemacht hast. —

Sie ließ sich in einen Lehnstuhl nieder und Josephe stand ihr im Augenblick gegen über. Auf einmal stürzte sie vor ihr auf die Knie, nahm ihre Hand und küßte sie.

Meine theuerste Mutter, sagte sie: da ist der Baron, und er ist mir sehr werth, das ist

kein

kein Geheimniß mehr; aber das soll mich nicht hindern, Ihnen zu sagen, daß ich tausendmal mehr an Sie, als an ihn, gedacht habe.

Frau von Sternfeld hörte sie lächelnd an. Steh auf, kleine Heuchlerin, sagte sie: du machst, daß ich gar nicht daran denke, dir über deine Unvorsichtigkeit den Text zu lesen. Ich möchte wohl wissen, wo du deine Gedanken hattest, als du dich von einer Weibsperson, die du nicht kanntest, fortbringen liessest.

Josephe sagte alle ihre Gründe, warum ihr diese Unvorsichtigkeit verziehen werden könnte, und es ward ihr freylich sehr leicht, sie geltend zu machen, da man ihr schon vorher verziehen hatte.

Darüber ward angerichtet, und sie setzten sich zu Tische. Der Baron aß sehr wenig, und Josephe nicht mehr. Frau von Sternfeld bemerkte es und lächelte. Die Freude macht wohl, daß man den Appetit verliert? sagte sie. Ja freylich, liebste Mutter, erwiederte der Baron: Man kann ja nicht alles auf einmal thun!

Nach Tische ging die Frau von Sternfeld in ihr Zimmer und Josephe und der Baron folgten ihr. Sie trat in ein anstossendes Kabinet

und rief Josephen. Diese kam. Gieb mir deine Hand, sagte sie: Wir wollen einmal sehen ob dieser Ring auf einen deiner Finger paßt. Es war ein Brillant von Werth. Während sie ihn Josephen ansteckte, sagte diese: Aber, meine gute Mutter, ich sehe da ein Portrait, das mir noch tausendmal lieber wäre, als der Ring, so schön er auch ist, und alle andern Ringe in der Welt. Lassen Sie uns tauschen. Ich gebe Ihnen den Ring wieder und Sie geben mir dafür das Portrait.

Es war das Portrait der Frau von Sternfeld.

O Geduld, rief diese. Ich will es in dein Zimmer hängen lassen, wenn du erst darin bist, und das sollst du bald. Wo lässest du aber dein Geld? Ich glaube du hast keinen Beutel?

Und mit den Worten zog sie eine Schublade heraus.

Da, fuhr sie fort: nimm diesen, er ist recht gut gearbeitet.

Ich danke recht schön, liebste Mutter, sagte Josephe: aber wo soll ich denn alle meine Liebe, meine Dankbarkeit und Ehrfurcht für Sie hinthun?

hinthun? Es ist mir, als ob selbst in meinem Herzen nicht mehr Platz dazu wäre.

Frau von Sternfeld lächelte bey diesen Worten. Der Baron war an der Thür stehen geblieben, voll herzlicher Freude über den sanften und scherzenden Ton, worin Tochter und Mutter mit einander sprachen. Jetzt trat er näher.

Wissen Sie, Mamma, was wir thun müssen? sagte er: Ihrer Tochter sobald als möglich das Zimmer einräumen, das Sie für sie bestimmt haben. Da hängen Sie dann das Portrait hinein, und die Liebe zu Ihnen wird sie nicht halb mehr so sehr drücken, weil sie dann recht oft mit Ihnen davon sprechen kann.

Richtig, versetzte seine Mutter: Ich wollte so eben selbst von diesem Zimmer sprechen. Es ist das, worauf dein Vater wohnte, als er noch lebte. Seitdem ich das zweytemal Wittwe bin, ist es mir erst wieder recht lieb geworden. —

Sie brach schnell ab, weil sie sich ungern an ihren jüngst verstorbenen Gemahl erinnerte, den zu nehmen Familienverhältnisse sie gezwungen hatten. Wenn sie ihren Sohn jetzt nicht

hatte zwingen wollen, so war es mit das schmerzliche Andenken an die traurigen Stunden, die ihr eine Convenienz-Heurath gemacht hatte.

Sie nahm Josephen bey der Hand und führte sie durch einen grossen Vorsaal in das Zimmer, das sie ihr zeigen wollte. Der Baron hatte die andere Hand Josephens, die er unabläßig drückte.

Das Zimmer war gröſſer und reicher verziert, als der Frau von Sternfeld eigenes. Die Fenster giengen in einen artigen Garten hinaus. Nun, meine Tochter, sagte sie: wie gefällst du dir hier? Wirst du hier auch keine lange Weile haben? Und wirst du [illegible] wohl dagegen vertauschen wollen?

Josephe fieng vor Freuden an zu weinen und warf sich ihr um den Hals. O, Mutter, sagte sie, so innig und herzlich: wie glücklich werde ich seyn! Sie vergessen doch nicht, daß dies Zimmer in das Ihrige führt?

Josephe hatte diese Worte kaum gesagt, als ein Zug an der Schelle einen Besuch ankündigte. Alle drey waren gleich verdrüßlich darüber. Hurtig nach meinem Zimmer zurück, sagte

Frau

Frau von Sternfeld. Ich wollte eben dem Hausmeiſter *) ſagen laſſen, daß ich für niemand zu Hauſe wäre. Nun iſt es zu ſpät.

Viertes Kapitel.

Wirkung der Ruhe.

Ein Bedienter trat herein und meldete zwey Damen. Sie erſchienen. Joſephe kannte ſie nicht, und ſie, Joſephen nicht, ſahen ſie aber oft und viel an und mochten ſie für eine Verwandte vom Hauſe halten. Sie machten der Frau von Sternfeld einen von denen Beſuchen, den ſich die Weiber aus der groſſen Welt ſo oft machen: ſie wollten einander nur auf einige Minuten ſehen, einander alltägliche und langweilige Sachen ſagen und fragen, und einander dann eben ſo gleichgültig verlaſſen, als ſie zuſammengekommen waren.

*) So heißt in Wien der „Portier". Man ſollte dis Wort auch in die Bücherſprache herüber nehmen, da es deutſch iſt und durch den Gebrauch in einer reſpektablen Stadt hinlänglich autoriſirt zu ſeyn ſcheint.

Eine dieser Damen sprach sehr wenig, nahm fast gar keinen Theil an dem, was gesagt wurde, drehete und wandte nur zuweilen den Kopf, um Abwechslung in ihre Stellungen zu bringen und sie vortheilhaft und siegend herauszuheben; genug, sie dachte nur an sich und ihre Reitze. Und in der That, es würde ihr daran nicht gefehlt haben, wenn sie etwas weniger mit der Eitelkeit, welche zu besitzen, beschäftigt gewesen wäre: aber diese verdarb alles, und ließ ihr auch nicht Eine natürliche Schönheit. Ueberhaupt schien sie nur in der Stadt und von einer Gesellschaft zur andern herumzufahren, um sich zu zeigen und gleichsam zu sagen: Seht mich an!

Sie schien Josephen hübsch zu finden, denn sie sahe sie nicht oft und immer nur von der Seite an. Man bemerkte wohl, daß sie sich Mühe gab, sie für eine Null zu halten, und zu thun, als ob sie gar nicht da wäre, alles, um Josephen zu zeigen, daß man sie ganz alltäglich fände. Ein Umstand verrieth sie aber. Sie hatte die Augen beständig auf den Baron von Toerring, um herauszubringen, welche

von

von beyden, ſie oder Joſephen, er am öfterſten anſähe; und am Ende hieß dies freylich, Joſephen anſehen vor lauter Furcht, daß man dieſer den Vorzug geben möchte.

Die andere Dame war ſchon' bey Jahren, ſehr ernſthaft und doch ſehr ſeicht, das heißt, ſie ſprach mit Würde und Gewicht von einem Wagen, den ſie machen ließ, von einem Schmauſſe, den ſie gegeben, von einem Beſuche, den ſie gemacht, von einer Anekdote, die ſie der Fürſtin — erzählt hatte, und von tauſend andern, noch weit plattern Dingen, deren Aufzählung durch neue, eben ſo nichtsſagende Beſuche unterbrochen wurde.

Es war ſpät, ehe die Frau von Sternfeld dieſer läſtigen Beſuche los wurde, und keine Zeit zu verlieren, wenn Joſephe nach ihrem Kloſter zurück ſollte. Frau von Sternfeld brachte ſie ſelbſt dahin, und der Baron mußte, als überflüßig dabey, zurückbleiben. Er ärgte, aber gehorchte.

Zwey Tage nachher holte die Frau von Sternfeld Joſephen wieder ab. Dies hatte ſie ihr verſprochen. Sie aſſen unter ſechs Augen

zu Mittage. Man sprach viel von der nahen Hochzeit. Diese wartete nur noch auf die Besitznahme einer wichtigen Stelle, zu der man dem Baron Hoffnung gemacht hatte. In drey Wochen war dies entschieden, wie man glaubte, und dann sollte Josephe mit dem Baron auf ewig verbunden werden.

Dis war nun fest und gewiß. Der Baron war ausser sich vor Freude. Josephe heftete, im Uebermaß derselben, starre Augen auf ihre gute Mutter.

Diese äusserte jetzt, daß sie auf einige Tage auf das Land gehen würde. Josephe hüthete ihre Augen, um dahin zu sehen, ob sie und der Baron mitgenommen werden würden? Die Frau von Sternfeld bemerkte dies, gieng lächelnd an ihren Schreibtisch und schrieb, indem sie sich zuweilen nach den Bewegungen ihrer Kinder umsah. Als sie fertig war, siegelte sie und schellte dem Bedienten. Dieser kam. Tragt dies Billet zur Priorin des *** Klosters! sagte sie zu ihm. Nun wußten der Baron und Josephe, daß sie mit aufs Land sollten, und sie hiengen plötzlich der Mutter am Halse.

Scenen dieſer Art fielen noch tauſende vor, aber der Geſchichtſchreiber übergeht ſie, weil ſie nicht nach dem Geſchmack aller Leſer ſeyn können, beſonders ſolcher, deren höchſter Genuß es iſt, das Ende einer Geſchichte zu wiſſen.

Ruhe iſt der Liebe beſtändig gefährlich. Man hat ſie, nicht übel, mit einem Kohlfeuer verglichen, das abſtirbt, wenn es nicht unausgeſetzt angefacht wird.

Die Reiſe nach dem Landgut der Frau von Sternfeld war nicht lang. Es lag nur zwey kleine Meilen von der Stadt. Der Baron konnte nicht immer drauſſen ſeyn, weil er ſich auf die erwartete Stelle vorbereiten mußte, er ſtahl ſich aber ſo oft hinaus, als er konnte. Dieſe Stelle ward ihm übrigens nicht ſobald, als man vermuthete, übertragen, und man bemerkte hier und da Spuren, daß die Familie ihren Finger darin hätte. Indeſſen erwartete Frau von Sternfeld jeden Tag den Abſchluß dieſer Sache.

Sie kam mit Joſephen nach der Stadt zurück, und dieſe mußte noch einmal in ihr Kloſter, wo jene meynte daß ſie nun nicht mehr über acht Tage bleiben ſollte; dennoch blieb ſie

noch über vier Wochen darin, während welcher Zeit sie oft bey ihrer Mutter und bey Frau von Gruter zu Mittage aß.

Der Baron war während dieses Zeitraums immer noch so zärtlich gegen Josephen, als sonst, nur ward er gegen das Ende heiterer und lebhafter, als gewöhnlich; kurz, er fühlte immer noch soviel Liebe, aber weniger Ungeduld bey den Hindernissen, die sich seiner Verbindung mit Josephen in den Weg legten. Das letztemal, als Josephe bey seiner Mutter aß, war er noch nicht einmal da, als sie ankam, und erschien sogar nicht eher, als bis man im Begriff war, sich zu Tische zu setzen. Ein überlästiger Mensch hätte ihn aufgehalten, sagte er, und Josephen war dies um so wahrscheinlicher, da sie sonst keine Veränderung an ihm bemerkte und da seine Mutter kurz vorher versichert hatte, er wäre sehr verdrüßlich und zerstreut, daß sich die Unterhandlung wegen seiner Stelle so sehr in die Länge zöge.

Bey Tische zeigte er sich ausserordentlich lebhaft und witzig und gegen Josephen so zärtlich, als sie ihn vorher noch nie gefunden haben wollte,

wollte, weil er es ihr nie mit soviel Feinheit, Anmuth und Geist kund gegeben hatte, als heute. Josephe war entzückt.

Bey mehterer Kenntniß des männlichen Herzens wäre sie es nicht in dem Grade gewesen. Seine Liebe war gewiß nicht mehr so ernstlich gemeynt und so stark, als sonst, und er sagte ihr darüber soviel artige, witzige und geistreiche Worte, nur weil er soviel herzliche und zärtliche Gefühle nicht mehr hatte.

Fünftes Kapitel.

Anwandlungen von Untreue und Eifersucht.

Als die Rede war, Josephen nach dem Kloster zurückzubringen, schmeichelte der Baron seiner Mutter die Einwilligung ab, daß er sie mit ihr dahin begleiten durfte. Der Wagen fuhr vor und mit ihnen nach dem Kloster. Kurz vor demselben fuhr ein anderer Wagen hinein

und

und hielt auf dem Hofe still. Es saßen darin zwey ältliche Damen und eine junge von ungefähr siebzehn Jahren. Sie stiegen gerade vor dem Klosiergebäude selbst aus, als der Wagen der Frau von Sternfeld vorfuhr.

In der Thür standen einige Nonnen, welche die Damen erwarteten und besonders die junge zu empfangen zu wollen schienen. Diese warf einen traurigen Blick auf die offene Klosterthür und auf die Nonnen, sodann auf eine der ältlichen Damen, und fiel in demselben Augenblick, mit dem Ausruf: o Mutter! einer davon ohnmächtig in die Arme.

Diese, ihre Mutter, schien nicht minder angegriffen, als sie selbst, und drohete, wie sie, ohnmächtig umzusinken. Man eilte herzu und fing beyde auf.

Josephe und Frau von Sternfeld, die das Ganze gesehen hatten, thaten vor Schrecken einen lauten Schrey, sprangen aus dem Wagen und eilten hinzu, um auch ihrerseits zu helfen. O hurtig, rief die Mutter, helfen Sie meiner Tochter, ich glaube, sie ist des Todes!

Die

Die Nonnen waren nicht minder erschrocken und wußten anfangs nicht, wozu sie in der Bestürzung greifen sollten. Sie riefen die Pförtnerin und diese öfnete einen kleinen Verschlag, worin sie schlief und der an der Treppe, die zum Sprachzimmer führte, angebracht war.

Dahinein brachte man die ohnmächtige junge Dame, so gut man konnte. Alles folgte ihr in die kleine Stube. Frau von Sternfeld und Josephe führten die Mutter, die immer noch ohnmächtig zu werden drohete.

Der Baron, durch dieses Schauspiel gerührt, hatte vergessen, daß er seiner Mutter versprochen, sich nicht zu zeigen, war aus dem Wagen gesprungen, und ohne an etwas anderes zu denken, ebenfalls in das kleine Zimmer gekommen, um zu helfen. Man hatte das schöne Mädchen (denn das war sie wirklich) hier auf das Bette der Pförtnerin gelegt, und diese und Josephe lüfteten ihr die Brust, um ihr freyen Athem zu verschaffen. Ihr Kopf war auf das Küssen zurückgesunken, der eine Arm hing aus dem Bette und der andere lag der Länge nach auf ihrer nymphenhaften Figur ausgestreckt.

ſtreckt. Beyde waren von auſſerordentlicher Weiſſe und Zartheit. Die Augen waren ſanft geſchloſſen, und unter der Bläſſe, die das Geſicht überzog, ſchimmerte, wie ein ſanft angehauchtes Wölkchen, ein ſterbendes Roth hervor. Man kann ſich keinen anziehendern Anblick denken.

Der Baron ſtand hinter den Damen und hatte ſeine Augen ſtarr auf die ſchöne Ohnmächtige geheftet. Joſephe ſah ihn ein paarmal an, aber er bemerkte es nicht. Sie wunderte ſich ein wenig darüber, gieng aber noch nicht weiter.

Frau von Sternfeld ſuchte in ihrer Taſche nach einem flüchtigen Geiſte von bewährter Tugend in ſolchen Fällen, ſie fand aber, daß ſie ihn nicht bey ſich hatte. Aber der Baron hatte ein ähnliches, und hatte es bey ſich. Er fuhr herzu, machte ſich Platz, drängte die übrigen gleichſam weg, ließ ſich vor dem Bette auf die Kniee nieder und verſuchte, der Kranken von dem Geiſt etwas einziehen zu laſſen. Als dies nicht ſchnell genug ging, rieb er ihr die Schläfe damit und träpfelte ihr etwas davon in den

Mund.

Mund. Dies, und das Rütteln, brachte das ſchöne Mädchen endlich wieder zu ſich ſelbſt.

Sie ſchlug das Auge auf und ließ es ſchmachtend auf den Baron fallen, der ihr in einem wunderbar herzlichen und zärtlichen Ton ſagte: Nur noch einige Tropfen, Fräulein! Ziehen Sie nur noch etwas davon ein. Dabey ergriff er, in einer unwillkührlichen Bewegung, ihre Hand und drückte ſie zwiſchen den ſeinigen. Jeſerbe nahm ſie ihm weg, ohne deutlich zu wiſſen, warum, und ſagte: Sachte, Herr Baron, Sie müſſen ſie nicht zu ſtark rütteln. Er hörte ſie nicht und ſah ſie nicht; aber immer noch ſchien es von beyden Seiten nichts, als Eifer, der jungen Dame zu helfen. Der Baron ſchickte ſich an, ſie noch etwas von ſeinem Waſſer einziehen zu laſſen, als die ſchöne Krauſe die Augen hell aufſchlug, die Hand aufhob, die Jeſerbe hielt, und ſie auf den Arm des Barons fallen ließ, der ſie ergriff und immer noch vor ihr auf den Knieen liegen blieb.

Ach Gott, wo bin ich? ſagte ſie. Der Baron hielt ihre Hand feſt, drückte ſie, wie

es Josephen schien, und stand immer noch nicht auf.

Als Jene endlich ihr Bewußtseyn ganz zurück erhielt, sah sie ihn fester an, entzog ihm sanft ihre Hand, doch ohne das Auge von ihm zu verwenden, und da sie an dem Flaken, den er noch in der Hand hielt, wohl sah, daß er es war, der so thätig um sie beschäftigt gewesen, sagte sie zu ihm: Ich danke Ihnen, mein Herr. Wo ist aber meine Mutter? Ist sie noch hier?

Diese Dame saß eben am Kopfende des Bettes, auf einem Stuhle, in welchem man sie gelassen hatte, und wo sie, ganz entkräftet, nichts als Seufzer und Thränen statt Worte gehabt hatte.

Hier bin ich, meine gute Tochter, sagte sie und ihr Accent verrieth sich den übrigen als fremd: Was du mir für einen Schrecken gemacht hast! Du bist den Damen hier sehr viel Dank schuldig. Auch dem Herrn!

Man bemerke, daß dieser Herr immer noch in der vorigen Stellung blieb, und man vergesse nicht, daß dies Josephen allmählig Verdruß

bruſt machen mußte. Das ſchöne Mädchen ſah nun auch die übrigen an, aber bald wieder den Baron, und als ſie die kleine Unordnung inne ward, die ihr das Aufſchnüren verurſacht hatte, fuhr ſie erröthend zuſammen und bedeckte die Bruſt.

So ſtehn Sie doch auf, Herr Baron, ſagte Joſephe: es iſt ja nun gut. Das Fräulein braucht nun keine Hülfe mehr.

Es iſt wahr, verſetzte er, wie zerſtreut, und ohne das Auge von ihr zu verwenden.

Ich möchte gern aufſtehen, ſagte das junge Frauenzimmer, indem ſie ſich an ihre Mutter lehnte, die ihr aufhalf, ſo gut ſie konnte. Joſephe wollte auch etwas dabey thun und ihr ihren Arm reichen, aber der Baron kam ihr zuvor und ſtreckte ſchnell den ſeinigen hin, daß ſie ſich daran aufhelfen konnte.

Soviel Aufmerkſamkeit und Dienſteifer war nicht nach Joſephens Geſchmack, aber ſie konnte ſich keine klare Rechenſchaft geben, warum es ihr nicht gefiele. Sie würde es ſogar nicht einmal eingeſtanden haben, daß es ihr mißfiele. Ein leiſer Unmuth handelte aus ihr, ohne daß

ſie von ihm wußte. Wahrſcheinlich ſah auch der Baron nichts beſonders darunter.

Indeſſen mußte doch etwas Auſſerordentliches in ihm vorgehen. Denn man erinnert ſich, daß ihn Joſephe zwey bis dreymal ziemlich raſch anredete, daß er nichts davon bemerkte und daß es ihm nicht auffiel, wie es zu jeder andern Zeit der Fall geweſen ſeyn würde. Es ſchien ſogar, als ob er das aufgebrachte Weſen Joſephens ertrüge, weil er es verdiente, als ob er ſich, ohne es zu wiſſen, ſelbſt ſchuldig gäbe und es im Grunde des Herzens wirklich wäre. Und in der That dies war er, aber nur bey der erſten Ueberraſchung ſeines Sinne, und ohne es zu wiſſen.

Die Nonnen warteten nur darauf, daß die ſchöne Unbekannte in die Klauſur eintreten ſollte. Sie ſchickte ſich nun dazu an, dankte aber vorher der Frau von Sternfeld und Joſephen, mit einem edlen, aber beſcheidenen Anſtande, für die Mühe, die ſie ſich mit ihr gegeben hätten. Joſephe glaubte ſie ein wenig mehr in Verlegenheit zu ſehen, bey dem Kompliment, das ſie dem Baron machte. Auch

ſchlug

ſchlug ſie die Augen nieder, indem ſie zu ihm ſprach. Sie umarmte darauf ihre Mutter und dieſe ſie, unter einem Thränenſtrom, und ging hinein.

Joſephe wollte bemerkt haben, daß die fremde Dame ſie ein paarmal ſehr aufmerkſam und wie unruhig angeſehen, und daß ſie ein paarmal den Mund aufgethan haben ſollte, um ihr irgend etwas zu ſagen. Joſephe ſelbſt fühlte ſich, wie durch eine heimliche Regung an ſie gezogen, und es war ihr, als ob ſie dieſe Dame wohl eben ſo lieb gewinnen könnte, als ihre Mutter.

Dieſe ſagte zu Joſephen, als das ſchöne Mädchen noch einmal zurück kam, um ihre Mutter zu umarmen: Meine Tochter, du wirſt mit dem Fräulein leben, ſieh doch zu, daß ihr Freundinnen werdet, und ſuche ſie nur zu tröſten und zu beruhigen.

Der Baron ſagte kein Wort; aber Joſephe fand ſeine Augen immer noch öfter auf jene als auf ſie gerichtet. Sie ſchrieb dies, aber ohne ruhig dadurch zu werden, einer Regung von Neugier zu.

Josephens neue Freundin, die es gehört hatte, was die Frau von Sternfeld dieser aufgetragen hatte, kam zu ihr und warf sich ihr um den Hals. Diese Bewegung, die sie mit soviel Offenheit und Ungezwungenheit ausführte, bewegte Josephens Herz. Sie, an ihrer Stelle, würde dies vielleicht nicht gethan haben. Nicht, weil sie ihr nicht sehr liebenswerth geschienen hätte, sondern weil ihr Herz nicht für sie bey ihr sprach und sie in demselben eine Anlage von Kälte für sie fühlte, die sie selbst nicht überwunden haben würde, die aber gegen die zuvorkommende Liebkosung der andern nicht Stich hielt. Sie gab ihr die Umarmung mit soviel Theilnahme zurück, als sie nur konnte, und fühlte, daß sie anfieng, sich lebhafter für sie zu interessiren. Jene gieng endlich in das Kloster und Josephe folgte ihr, nach einigen Rückblicken auf den Baron und auf seine Mutter.

Sechſtes Kapitel.

Schluß.

Joſephe ſöhnte ſich noch denſelben Abend mit ihrer neuen Freundin ganz aus. Daß ſie auf den Baron gewirkt hatte, war ja nicht ihre Schuld, und es war auch noch nicht einmal völlig erwieſen, daß ſie es hatte. Joſephe glaubt' es ihr alſo ohne weitere Unruhe verzeihen zu können.

Es war aber noch Ein Grund da, warum ſie es ihr verzieh. Alle Nonnen, von der Priorin an, ſagten wie aus Einem Munde, ſie hätten in ihrem Leben nicht zwey Perſonen geſehen, die einander in gewiſſen Zügen ſo ähnlich wären. Nun fühlte Joſephe und ſie geſtand es ſich ſogar von Zeit zu Zeit, daß ihre Freundin ſehr ſchön ſey; aber es war ihr immer, als ob die Gerechtigkeit, die ſie ihr wiederfahren lieſſe, ihr ſelbſt ſehr ſanft thäte. Auf dieſen Zug bauete ſie die Beruhigung, der Baron hätte, wenn er ſich von der Schönheit der jun-

gen Fremden hinreiſſen laſſen, doch wohl nur den Zügen an ihr ſeine Huldigung dargebracht, die jene mit ihr ſelbſt gemein hätte. Man weiß noch, daß Joſephe ein kleines ſehr ſophiſtiſches Herz beſaß, und daß dies ſie immer noch in Fällen dieſer Art theils aufgeklärt, theils beruhigt hatte. So war es auch diesmal.

Die Neigung alſo, die zu ihrer neuen Freundin allmählig bey ihr hervorging, hatte nicht lange zu wachſen, um eine zärtliche Freundſchaft zu werden, zumal da jene mit allen Zeichen derſelben ſchon an ihr hing. Sie verſicherte Joſephen, daß ſie auf den erſten Blick ſie lieb gewonnen, und nicht eher Troſt und Beruhigung gefunden, als bis ſie gehört hätte, daß auch ſie im Kloſter bliebe. Was die Nonnen von ihrer beyder Aehnlichkeit ſagten, darüber könnte ſie nicht ſo genau urtheilen, aber ob ihre Gefühle und Grundſätze in der Freundſchaft einander ähnlich wären, das könnten ſie unterſuchen und bald wiſſen. Bey dieſen Worten warf ſie ſich Joſephen abermals um den Hals, die jetzt dies Zeichen von Zuneigung ohne Hinterhalt und ſehr zärtlich erwiederte.

Ich

Ich ſuche eine Schweſter und brauche eine, fuhr die ſchöne Fremde fort; denn ich habe eine verloren, zwar in meiner zarten Kindheit, aber doch nicht ohne dieſen Verluſt ſchmerzlich zu fühlen, weil mich der Gram meiner Mutter beſtändig daran erinnert. Wenn mich heute die Trennung von meiner Mutter ſo heftig angriff, ſo ſchreiben Sie es dem Umſtande zu, daß mir der Verluſt meiner Schweſter auf einmal zu lebhaft vor die Seele trat, als daß die Möglichkeit, nun auch meine Mutter zu verlieren, nicht auf meine Einbildungskraft und auf mein Herz hätte wirken ſollen. Aber ich erzähle Ihnen heute darüber nichts weiter, weil ich fürchten müßte, mir denſelben Zufall wieder zuzuziehen, der mich ſo matt und Ihnen und allen, die Zeugen davon waren, ſoviel Schrecken gemacht hat.

Joſephe fühlte eine innere, ihr unerklärbare Bewegung bey dieſen Worten, die aus Neugier, Erwartung, Theilnehmung und Unruhe zuſammengeſetzt war. Gern hätte ſie ihre Freundin um die Erzählung ihrer Geſchichte gebeten, wenn ſie nicht auch gefürchtet hätte, was

jene zu fürchten gestand. Sie vertröstete sich also auf den folgenden Tag, und da jene der Ruhe bedurfte, entfernte sie sich, und überließ sie einer sorgsamen Schwester, die sich erboten hatte, diese Nacht bey ihr zu bleiben, in der Besorgniß, daß ihr Schmerz sie von neuem, wie vorher, überwältigen möchte.

Den andern Morgen sehr früh, erhielt Josephe ein Billet von der Frau von Sternfeld, worin ihr diese aufgab, sich binnen einer Stunde fertig zu halten, weil sie zu einem Frühstücke bey ihr abgeholt werden würde; und ein beygelegtes Billet an die schöne Ohnmächtige (wie sie sie nannte) abzugeben, das ihre Mutter ihr zugeschickt hätte, und worin diese, deren nähere Bekanntschaft sie noch gestern gemacht, die Tochter auf eben dies Frühstück vorbereitete. Um neun Uhr würde man sie beyde abholen. Mir ahndet etwas wunderbares, schloß Frau von Sternfeld.

Josephe flog mit dem Billet zu ihrer neuen Freundin, und sie konnte sich einer sehr lebhaften Unruhe nicht erwehren, als sie solche wieder sah; aber diese Unruhe konnte jetzt noch auf keine

Weise

Weiſe zum Ausbruch kommen, weil jene mit dem Billet ihrer Mutter zu lebhaft beſchäftigt war, und weil beyde, wenn ſie zur beſtimmten Stunde zum Frühſtücke fertig ſeyn wollten, ſich in Haſt und Eile anzuziehen hatten.

Beyde thaten dies alſo, jede auf ihrem Zimmer. Mit dem Schlage neun Uhr erſchien Frau von Sternfeld ſelbſt und holte beyde ab. Ja, ſagte ſie, als ſie beyde auf den Wagen zukommend erblickte: es hat mit dem Aehnlichſehen ſeine vollkommene Richtigkeit. Nun, Schweſtern, fuhr ſie zu beyden fort: nur näher. Im Wagen mußten ſie ſich ihr gegenüber ſetzen, und ihre Blicke fielen wechſelsweiſe von der einen auf die andere. Die beyden Freundinnen hatten ſich unter dem Arm gefaßt, und ſahen zufrieden und wohlgefällig einander an.

Der Weg von dem Kloſter bis zur Frau von Sternfeld war zu kurz, als daß ſich Frau von Sternfeld über die wunderbare Ahndung, die ſie zu haben geäuſſert hatte, vernehmen laſſen können. Sie blieb nachdenklich und ſtille.

Als der Wagen in den Hof rollte, fuhr die ſchöne Fremde vor Freuden auf, denn ſie

erblickte den Wagen ihrer Mutter schon auf demselben. Als sie ausstieg, und das Auge emporriß, sahe sie diese selbst mit dem Baron von Toerring an einem Fenster, das auf den Hof gieng. Ohne sich nun weiter um Josephen und Frau von Sternfeld zu bekümmern, sprang sie voran die Treppe hinauf. Josephe hätte wohl Lust gehabt, zu glauben, daß der Anblick des Barons mit zu dieser Lebhaftigkeit gewirkt hatte; aber sie blieb doch billig genug, sich zu überzeugen, daß sie selbst bey dem Anblick eines Mannes, der ihr nicht gleichgültig wäre, eher schüchtern, als lebhaft, aber bey dem Anblick einer geliebten Mutter [illegible] eben dem Grade seyn würde, als es ihre neue Freundin zeigte. Sie hielt also, freylich nicht ohne eine kleine innere Unruhe, ihr Endurtheil darüber so lange zurück, bis sie sich, dem Baron und der schönen Fremden gegenüber, nähere Gründe zu „für“ oder zu „wider“ verschaft haben würde.

Die fremde Dame lief Josephen, als sie erschien, sehr heiter und gütig entgegen, und dankte

dankte ihr noch einmal für die Freundſchaft, die ſie zu ihrer Tochter zeigte. Joſephe erwiederte dies mit Beſcheidenheit, war aber dabey ſchon auf der Lauer, um herauszubringen, wo die Augen des Barons hafteten. Zu ihrer Freude fand ſie dieſelben ſtarr auf ſich gerichtet, ſo oft ſie ihn anſah, und nur zuweilen ertappte ſie ihn bey einem Blick auf ihre Freundin, in welchem aber mehr Neugier oder Ueberraſchung, oder eine Art von vergleichendem Nachdenken lag, als zärtliche Aufmerkſamkeit oder aufblühende Liebe.

Die fremde Dame ließ Joſephens Hand nicht los und ſah ſie noch immer ſo forſchend an, als ſie es den Tag vorher ſchon einmal gethan hatte. Die Geſellſchaft trat in den Saal, wo das Frühſtück aufgetragen war. Die fremde Dame ſetzte ſich zur Frau von Sternfeld auf das Kanape und blieb, indem ſie Joſephen immer noch aufmerkſam anſah, eine Weile ſtill und wie in einem ſchmerzlichen Nachdenken verſunken. Ihre Tochter ſah ſie mit naſſen Augen und die Frau von Sternfeld mit einer Art von erwartungsvoller Theilnehmung an. Joſephe

und

und der Baron, die einander gegenüber ſeſſen, ſagten einander ſehr zärtliche Dinge mit den Augen.

Auf einmal fühlte ſich Joſephe, unvermuthet, von der fremden Dame umfaßt. Sie ſprang wie erſchrocken auf. Jene hielt ſie feſt und drückte ſie an ſich. Die Uebrigen ſprangen ebenfalls auf und traten um ſie her.

Und wenn ſie es auch nicht iſt, nicht ſeyn kann, rief die Dame, wie in einer leichten Verirrung der Phantaſie: ſo muß ich doch den Abdruck von ihr, wie ſie ſelbſt und als Tochter an mein Herz drücken!

Ihr Arm erſchlafte bey dieſen Worten und ſie ſank der Frau von Sternfeld rücklings in die Arme. Man ließ ſie auf das Kanape ſinken und rieb ihr die Schläfe. Sie erholte ſich bald wieder und war wie erſtaunt, über den Zufall, denn ſie gehabt hatte. Als ſie alle Augen forſchend und erwartungsvoll auf ſich geheftet ſah, ſagte ſie mit einem leichten Erröthen zur Frau

von

von Sternfeld: Verzeihen Sie mir mein seltsames Betragen mit Ihrer Tochter. Ich bin meiner nicht Meisterin geblieben, und wie könnte ich auch? Mein Herz sucht eine verlorne Tochter, und die Hoffnung, sie zu finden, täuscht es oft in dem Grade, daß ein oder zwey Züge von Aehnlichkeit, an einer ganz fremden Person gefunden, mich sie selbst vor mir sehen lassen. —

Frau von Sternfeld stand in der ängstlichsten Erwartung vor ihr und schien sprechen und fragen zu wollen, aber beydes vor Ueberraschung nicht zu können. Die übrigen standen, mit fast ähnlichen Empfindungen um die Dame her. Diese winkte ihnen sich zu setzen und schien etwas erzählen zu wollen. Frau von Sternfeld setzte sich wieder neben sie auf das Kanape, nahm ihre Hand, und rückte so nahe an sie, als sie konnte. Josephe und der Baron thaten ein Gleiches. Die Tochter gieng weinend an das Fenster, als ob sie schon wüßte, was nun die Mutter erzählen würde, und es im voraus schon tief fühlte.

„Es sind jetzt vierzehn Jahr“, hub die Dame an: „als mein seliger Gemahl aus Brüssel nach Neapel als Gesandter übergepflanzt wurde. Seine Reise hatte so grosse Eil, daß ich die Genesung meiner Tochter nicht erwarten konnte, die Zwillingsschwester von dieser, die Sie vor sich sehen. Ich ließ sie also bey meiner Schwester zurück, die vorhatte, mit ihrem Gemahl im nächsten halben Jahre eine Reise durch Deutschland und Italien zu thun, und die sie mir sodann mitbringen wollte. Wir reißten nach Italien voraus und jene da nahmen wir mit. Ach, es ahndete uns nicht, daß wir die andre nie wieder sehen sollten.

„Wir bekamen in dem nächsten Monate Nachricht, daß unsre zurückgelassene Tochter sich besser befände, und daß sie zur bestimmten Zeit wieder in unsern Händen seyn sollte. Noch den Tag vor ihrer Abreise von Brüssel schrieb mir meine Schwester, daß sie durch Deutschland und über Triest nach Neapel kommen, doch ohne den Lauf anzugeben, den sie nehmen würde. Sie beruhigte uns in Absicht unsrer Toch-

ter

ter und verſicherte, daß ſie auf der Reiſe um ſo gewiſſer ihre ganze Sorgfalt haben würde, da ihr Mann eine groſſe ſehr bequeme ſechsſitzige Berline machen laſſen, die ſie und ihr ganzes Gefolge faſſen und ſie alle vor Wind, Ungewitter und Sonnenhitze ſchützen würde.“

„Nun erwarteten wir mit jeder Woche ihre Ankunft, aber es verging ein Monat, es vergingen zwey, drey, ſechs, immer kamen ſie nicht. Wir ſchrieben nach Brüſſel, man meldete uns, ſie wären längſt abgereißt, hätte aber auch dahin weder von ihrem Reiſelaufe noch von ihrer Ankunft in Italien etwas geſchrieben. Wo ſollten wir, bey der gänzlichen Unkunde des Weges, den ſie genommen hatten, Nachrichten von ihr einziehen? Wir ſchrieben an alle Poſtämter der groſſen Städte in Deutſchland, an alle Wechſelhäuſer, um ihnen auf irgend eine Weiſe auf die Spur zu kommen; aber vergebens, ſie waren aus dem Reiche der Weſen wie verſchwunden. Vermuthlich reißten ſie unter erborgten Namen und dies machte vollends alle ſichere Erkundigungen unmöglich. Uns

blieb

blieb nichts übrig, als den Verluſt einer geliebten Tochter, und zwey ſehr geliebten Verwandten zu beweinen. Eine Gouvernante, ein Kammermädchen, zwey Bedienten und ein geiſtlicher Herr, den meine Schweſter mit nach Italien, ſeinem Vaterlande, hatte nehmen wollen, waren ebenfalls verſchwunden, und wir hörten von ihr ſo wenig, als von den übrigen.“ —

Joſephe war bey dieſen Worten der Erzählung halb todt. Der ſechsſitzige Wagen, das Kammermädchen, die Gouvernante, der geiſtliche Herr und alles übrige paßte auf ihre eigene Geſchichte. Sie war in einer Unruhe, die ſo ſtark war, daß ſie keinen Laut von ſich geben konnte.

Frau von Sternfeld und der Baron, die alle dieſe Umſtände aus Joſephens Erzählung wußten, ſaſſen wie erſtarrt da und ſchienen, die Augen feſt auf den Mund der Dame geheftet, die Folge dieſer Erzählung nicht erwarten, ſondern ſie ihr gleichſam entreiſſen zu wollen.

„Ein

„Ein unbegreifliches Mißgeſchick muß über dieſe Reiſegeſellſchaft gewaltet haben, das war aus allen Umſtänden klar. Wie oft hatte mein Mann vor, Deutſchland nach allen Seiten zu durchkreuzen, um ſelbſt nach ihrem Schickſale zu forſchen. Aber ein Gedränge von Geſchäften hielt ihn davon ab, und mir allein wollte er nie erlauben, ſeinen Vorſatz zur Ausführung zu bringen. Ich könnte dich auch verlieren, wie die übrigen, ſagte er; und ich konnte ſeiner zärtlichen Beſorgniß nichts entgegen ſetzen als Thränen. Vor einem halben Jahre ſtarb auch er. —

Die Thränen der Dame floſſen reichlicher, als vorher, und ſie mußte Athem ſchöpfen. Joſephe, der Baron und ſeine Mutter ſaſſen immer noch in der ungeduldigſten Erwartung da, und keins von ihnen hatte Muth genug, errathen zu laſſen, was ſie ahndeten.

„So war ich mit meiner Tochter ganz allein. Die Lücke, die in unſre kleine Familie durch ſeinen Verluſt kam, erweckte in mir den Gedanken an alle verigen, aber auch zugleich

die Hofnung wieder, daß ich sie doch vielleicht noch mit meiner verlohrnen Tochter würde ersetzen können. Jetzt bin ich im Begriff, die Idee auszuführen, die mein Gemahl schon hatte: Deutschland nach allen Richtungen zu durchreisen, mich in jeder beträchtlichen Stadt eine Weile aufzuhalten, und weder Geld, noch Geduld, noch Zeit zu schonen, um mir Auskunft zu verschaffen. Immer ist mir, als ob ich sie bekommen müßte, denn es ist durchaus unmöglich, daß acht Personen aus dem Reiche der Dinge gerissen werden könnten, ohne daß nicht die Wissenschaft davon bekommen sollten, denen sie bey ihrem Verschwinden, am nächsten gewesen sind. Meine Unternehmung scheint auf den ersten Blick etwas Abentheuerliches zu haben, das gestehe ich, aber wenn man sie näher überdenkt, verschwindet es, besonders, da ich gefaßt bin, alle natürlich dabey vorwaltende Schwierigkeiten zu überwinden. Jetzt komme ich aus Neapel, will meine Tochter hier im Kloster aufheben geben, und sie nicht dem Mißgeschick unterwerfen, das meine beweinte Josephe getroffen hat.“ —

Bey dem Worte „Josephe“ schryen drey Stimmen auf einmal: Himmel, Josephe hieß sie? Alle sprangen zugleich auf, in einem wunderbaren Aufruhr. Solt' ich es seyn! rief Josephe. Sie muß es seyn! rief die Frau von Sternfeld. Kein Zweifel, daß sie es ist! rief der Baron. Die fremde Dame stand mit ihrer Tochter erstaunt da und wagte keine Frage und zitterte vor Erwartung. Josephe sah die Frau von Sternfeld an, diese sie, und beyde der Baron. Alle drey öffneten auf einmal den Mund, um zu erzählen, alle drey standen mit ausgebreiteten Armen um die Dame her, und sprachen nicht und umarmten nicht. Es war eine der seltensten Situationen, die aber nicht zwey Momente dauerte.

Umarme deine Mutter, Josephe, rief endlich Frau von Sternfeld, und sie schien Herz fassen zu müssen, um sich aus der Ungewißheit zu reissen, die sie peinigte. Josephe? rief die fremde Dame, und fuhr auf Josephen zu, zugleich mit ihrer Tochter, die von hinten Josephen umfaßte. Ihre beweinte Tochter! rief

Josephe schluchzend, indem sie ihr in die Arme fuhr: Alle Umstände sagen es mir und mein Herz noch stärker! — Wäre es möglich? rief die Dame. Meine Schwester? rief ihre Tochter. Alle fünf standen, in eine enge Gruppe zusammengepreßt, und Ausruf verdrang Ausruf, Frage verdrang Frage, Umarmung zerriß Umarmung. Es war ein Erguß von Ueberraschung, Freude, Rührung und Mutterliebe und Kindesliebe, der sich in einem dumpfen Gemurmel äusserte, während dessen alle Herzen gewaltsam pochten, alle Phantasien angestrengt arbeiteten, Arm und Arm sich in einander verschlungen und ein einziger [illegible] Atemzug rauschend ankündigte, von was für Empfindungen fünf zart fühlende Herzen übermeistert waren.

Der Leser muß aus allen Umständen geschlossen haben, daß dies wirklich Josephens Mutter war. Die nähern Erkundigungen, die

man

man nun einzog, belehrten auch die Mutter, daß Josephe wirklich ihre Tochter wäre. Man fand in der kleinen Stadt, in deren Nähe der Raub und Mord war begangen worden, noch die sechssitzige Berline, und die Sachen, die man den ermordeten Personen theils ausgezogen, theils aus den Ressorts des Wagens genommen hatte, um sie zu ihrer gelegentlichen Kuntbarmachung aufzubewahren. Einige darunter, besonders ein Kleid von ostindischem Kattun, welches die Gräfin von Bassewitz, (dies war der Name von Josephens wiedergefundener Mutter) ihrer Schwester, als sie nach Neapel abreißte, zum Andenken geschenkt hatte, setzten vollends ausser Zweifel, was keinen Zweifel mehr litt. Der geistliche Herr, der mit im Wagen gewesen war, hatte sich den Tag nach dem blutigen Auftritte in eben der kleinen Stadt gezeigt, war aber vor Frost und Schrecken, bey einem schon ansehnlichen Alter, krank geworden, in ein hitziges Fieber gefallen und daran gestorben, ohne daß man Nachricht von der ermordeten Reisegesellschaft hätte von ihm einhohlen können. Zum Ueberfluß brachte

auch

auch noch der Nachfolger des guten Pfarrers, der sich damals mit seiner Schwester Josephens angenommen hatte, die Kleider, die sie damals angehabt, und dessen Aufbewahrung ihm der gute Mann noch auf dem Todbette dringendst empfohlen hatte, ebenfalls, um eine Wiedererkennung zu erleichtern.

Daß jetzt die Verbindung des Barons mit Josephen keine Schwürigkeiten mehr hatte, wird der Leser sich selbst denken können. Die Familie zählte von nun an frohe und heitre Tage.

Ende.

Jena,
gedruckt in der Stranckmannischen Buch-
druckerey.

Kleine

Proſaiſche Schriften,

vom

Verfaſſer des Moriz.

Viertes Bändchen.

Weimar, 1790.
in der Hoffmanniſchen Buchhandlung.

Das dritte Bändchen, welches den Schluß der Josephe enthält, wird in der nächsten Messe unausbleiblich erscheinen. Die Verlagshandlung bittet die Besitzer der ersten Bändchen, im Namen des Verfassers, wegen dieser Verzögerung um Nachsicht.

I.

Martinuzzi,

oder:

Leben eines geiſtlichen Parvenü's,

in Bezug auf neuere Erſcheinungen erzählt.

Die Prieſter werden nie vergeſſen, daß ihre Urälterväter Prieſter und Könige zugleich waren. Eine Kette von politiſchen Konjunkturen trennte zwar allmählig beyde Stände, und machte den Prieſter zum Unterthan des Königs; aber er ſah beſtändig dahin, daß ſeine Anſprüche auf Herrſchaft nur zurückgeſetzt nie vernichtet werden konnten. Bey jedem günſtigen Anlaſſe ſtreckt er die eine Hand nach der Krone aus, während er mit der andern den Himmel verſchenkt, und er verdammt nie einen König, ohne ſeinen Unterthanen zeitlichen Frieden und ewiges Heil anzukündigen. Er dünkt ſich beſſer als ein König, weil er das Volk nicht bloß zeitlich, ſondern auch ewig glücklich machen

kann. Auf dieſen Wahn bauete die römiſche Herrſchſucht ihren Einfluß und ihren Stolz.

Allmählig kam der Glaube auf, daß man erſt lebe und dann ſtürbe; daß man eſſen müſſe, um beten zu können; daß die Furcht vor dem Galgen auf den Böſewicht ſo ſtark wirke, als die Furcht vor dem Teufel; daß eine Patrouille den rebelliſchen Pöbel ſo nachdrücklich bezähme, als eine vorgehaltene päbſtliche Bulle; daß ein Edickt vom Throne ſo kräftig zur Moralität des Volks wirkte, als eine Predigt von der Kanzel; und endlich daß ein König, ohne Kranz und Kutte, wohl eben ſo allgemein auf das politiſche und moraliſche Wohl ſeiner Unterthanen wirken könnte, als ein Prieſter, der drey Kronen und Kranz und Kutte dazu habſüchtig ſich zueignete. Seit der faſt allgemeinem Verbreitung dieſes Wahns, (wobei ſich die Menſchheit um nichts ſchlechter befindet) iſt der Prieſterſtand dahin geſtellt, wohin er eigentlich gehört: er iſt Mittler zwiſchen den Geſetzen und dem böſen Willen der Statsbürger geworden; er weiſt nach dem Himmel, um die Juſtiz nicht ſo oft

nach

nach dem Sandhaufen und dem Zuchthauſe weiſen zu laſſen.

Die Reformation der Religion war zugleich Reformation der Politik, und ſobald die Prieſter Frauen bekamen, und ſolchergeſtalt dem Laufe der Natur gemäß lebten, war es nicht mehr ausſchließend ihr Geſchäft, denſelben zu ſtören. Die proteſtantiſchen Prieſter begnügten ſich damit, daß ſie Herren ihrer Frauen wurden, oder ſie bekamen, wenn ihre Frauen ihrer Herr wurden, ſolch einen Abſcheu vor der Herrſchſucht, daß ſie gern ruhig blieben. Die katholiſchen Prieſter hingegen konnten in neuern Zeiten nur dadurch gebändigt werden, daß man ihnen theils Haus und Hof, theils einige Schlüſſeln nahm, und daß man durch Aufklärung die Seelen, die ſie in ihrer Leibeigenſchaft hielten, der Feſſeln loß und ledig machte.

Indeſſen, alte Uebel ſind nicht ſo leicht ausgewurzelt. Der Prieſterſtand vom neuen und alten Bekentniſſe macht Anſprüche auf unmittelbare Einſetzung Gottes, auf Mittlerſchaft zwiſchen ihm und ſeinen Geſchöpfen, und auf hö-

here und feinere Wiſſenſchaften, die der Seele, alſo dem edlern Theile der Menſchen Konſiſtenz, Bildung und Vollkommenheit verſchaffen ſollen. Dafür fordert er ausgezeichnete Ehrfurcht, Liebe, Dankbarkeit und Belohnung. Weil man aber nicht immer gutwillig bekömmt, was einem gehört: ſo muß man daran erinnern, ſo muß man darauf dringen, ſo muß man zugreifen.

Aber Gewalt darf hierbey dieſer Stand nicht brauchen. Seine Moral iſt ſanfter, als die Moral der Könige. Letztere machen ſich mit Kanonen geltend, aber dieſer darf es nur mit der Bibel thun. Deßhalb ſind alle die Mittel, die er zur Erreichung ſeiner Zwecke braucht, ſanft, einſchmeichelnd, langſam. Vermöge ſeines Amtes hat er Gelegenheit, die Schwächen der Menſchen zu ſtudieren, und durch die Kunde derſelben Jeden, den er nur will, an ſeinen Drat zu bekommen. Denn, noch hat ſich niemand unbedingt und muthig dem Schutze Gottes ausgeliefert, der ſich nicht zugleich der Deſpotie ſeiner Diener überliefert

tet hätte. Je ſtärker der Glaube deſto ſtärker und ſchwerer das Joch der Prieſter.

Man muß ſich von dem Prieſter ganz los machen, um ſeiner ganz los zu ſeyn. Hat er Abſichten, und reicht man ihm nur den kleinen Finger, ſo hat er bald die ganze Hand. Nur einmal darf ein Fürſt im Beichtſtul im Erguſſe ſeines Herzens auf politiſche Angelegenheiten hinwinken: und er hat an ſeinem Beichtvater bald einen Miniſter; nur einmal dürfen Eheleute über Uneinigkeit in ihrem Eheſtande klagen: und ſie haben an ihrem Seelſorger einen Hausdeſpoten; nur einmal darf eine Mutter ſich verlauten laſſen, daß ſie reife Töchter hat: und der Prediger nimmt es auf ſich, ſie an Mann zu bringen — — ſo ſind ſie für jedes Fach gerecht, und in dem Syſtem der prieſterlichen Grundſätze liegt es, ſich klüger zu dünken, als andere, und deshalb für jedes Unglück Glück, für jeden Zufall Rath, auf jeden Zweifel Antwort, und auf jede Widerrede Widerlegung wiſſen zu wollen. Wer ihnen dies ununterſucht glaubt, gehört ihnen.

Der Charakter des Prieſters, der nach Einfluß ſtrebt, iſt Schmeicheln, Kriechen, Winden; der Charakter des Prieſters, der ſchon Einfluß hat, iſt Stolz, Uebermut und daraus entſpringender Verfolgungsgeiſt, der um ſo unerbittlicher iſt, da er in tauſend Fällen gegen einen, ſeine Sache zu Gottes Sache macht. Er hebt ſich durch Kabbale und erhält ſich durch Gewalt.

Man gehe in die Geſchichte zurück und unterſuche die Laufbahnen, die eine Menge Prieſter gemacht, wodurch ſie dieſelben gemacht und wodurch ſie ſich auf denſelben erhalten haben: immer wird man finden, daß der Weg zum Ziele bey allen derſelbe war, und daß ſie beſtändig die oben angezeigten Mittel in Bewegung ſetzten. Sie handeln alle, ohne alle Jeſuiten zu ſeyn, nach jeſuitiſchen Grundſätzen, unter denen der wirkſamſte immer war und noch iſt: erſt Zuckerbrod, dann Ketten.

Wenn ein Fürſt einmal ohne Günſtling nicht leben zu können glaubt: ſo mache er lie-

ber Soldaten, Staatsleute, oder Kammerdiener dazu, als Priester. Ihr Despotismus ist bey weitem nicht so drückend. Sie werden nur immer als Freunde, oder als Theilhaber an seinen Vergnügungen, oder als Leute, die sich bewußt sind, daß sie ihm Nutzen stiften, über ihn herschen; aber der Priester wird ihn als Mittler Gottes, als Arzt seiner Seele und seines Leibes und als Götze, der nach Opfern und Ehren giert, tiranniſiren. Der geiſtliche Günſtling wird immer erſt für ſich, dann für ſeine Nepoten und dann für Gott zuſammen ſcharren, während der weltliche oft für ein Ordensband, oder für eine höhere Bedienung, oder für einen verſorgten Sohn ſeine Nächte durchwacht und ſein ganzes Leben und ſeinen ganzen Verſtand und Dienſteifer für den Nutzen, den Willen oder für die Launen ſeines königl. oder fürſtl. Mündels verwendet.

Dieſe Bemerkungen haben ſich uns bey der Bearbeitung der folgenden Geſchichte aufgedrungen, in welcher ſie der aufmerkſame Leſer in

Hand-

Handlung geſetzt und eben dadurch beſtätigt, wieder finden wird.

Nach der groſſen Schlacht, welche die Ungarn bey Mohadſch im Jahr 1526. gegen Soliman verloren, und in welcher ihr König, Ludwig II. blieb, war niemand vom königlichen Stamme übrig, der die Regierung hätte übernehmen können. Johann Zapolya, Woywode von Siebenbürgen, kam mit Hülfsvölkern für ſeinen König an, doch zu ſpät, um ihn zu retten, und zu früh, um ſich ſeine Krone zu verſchaffen. Dennoch bemächtigte er ſich derſelben. Aber Ferdinand I., erwählter König von Pohlen, hatte, als Erbe des Königs Ladislaus, nähere Rechte auf dieſelbe und ſuchte ſie geltend zu machen. Einige ungariſche Groſſen, die dem Zapolya ſeine Laufbahn beneideten, unterſtützten ihn dabey. So kam Ferdinand nach Ungarn und gewann bald ſo viel Vortheile, daß er ſich zum Könige von Ungarn krönen laſ-

ſen

ſen konnte. Johann Zapolya ward verjagt und mußte nach Polen flüchten, wo er einen Zufluchtsort bey einem Edelmanne fand. Dieſer ward bald ſein Freund und drang beſtändig in ihn, den König Ferdinand ſeiner Beute nicht in Ruhe genießen zu laſſen. Er ſollte ſich den Beyſtand Solimans verſchaffen.

Johann befolgte dieſen Rath und unterhandelte mit Soliman. Ferdinand erfuhr es und verhandelte ſeinerſeits mit Soliman auf Waffenſtillſtand. Aber dieſer hatte dem verjagten Könige ſchon ſein Wort gegeben und wies Ferdinands Geſandten ab. Der Krieg ward fortgeführt und Soliman kam in Perſon nach Ungarn. Johann eilte zu ihm und dankte ihm auf ſeinen Knieen. Der ſtolze Sieger reichte ihm dafür, ohne von ſeinem Seſſel aufzuſtehen, zum Zeichen ſeiner Theilnehmung die Hand und verſprach, ihm die Krone von Ungarn zu erhalten.

Soliman zog weiter durch Ungarn nach Wien, belagerte es und ward zurückgeſchlagen. Auf ſeinem Rückzuge kam er durch Ofen, wo

der König Johann noch einmal Versicherung der Krone gegen einen jährlichen Tribut von ihm erhielt. Auch in Siebenbürgen erkannte man ihn nach einigen blutigen Auftritten an.

Kaum sah er sich in Ruhe, als er aus Liebe zum Frieden mit Ferdinand in Unterhandlung trat. Es kam ein Traktat zu Stande, worinn festgesetzt wurde, daß Johann, so lange er lebte, im Besitze dessen, was er jetzt hatte, bleiben, daß es aber nach seinem Tode an Ferdinand und seine Nachfolger fallen sollte. Wenn Johann Erben hinterließe, sollte ihnen Ferdinand die Einkünfte bewilligen, die den Einkünften der Woiwodschaft von Siebenbürgen entsprächen.

Kurze Zeit nach dem Abschlusse dieses Trak, tats starb Johann. Seine Gemahlin Isabelle war elf Tage vor seinem Tode mit einem Sohn Johann Stephan, nieder gekommen.

Das Benehmen Johanns war beständig von einem Vertrauten gestimmt und geleitet worden. Dies war Georg Martinuzzi aus Dalmatien, von adlicher Familie, aber sehr

arm.

arm. Er war in dem Schloſſe von Johanns Mutter aufgewachſen und dort zu den niedrigſten Verrichtungen gebraucht worden. In frühern Jahren konnte er ſein Glück nicht höher, als bis zum Stubenheitzer treiben: er ſuchte es alſo, da er es im Schloſſe nicht finden konte, in der Kirche. In dem Benediktinerkloſter St. Paul, nicht weit von Ofen, ward er eingekleidet. Man brauchte ihn darinn zum Bruder Küchen- und Kellermeiſter, und als ſolcher verſchaffte er ſich ſchon Einfluß, durch ſtärkere Portionen für die, welche er brauchte.

Aber die Zelle ward ihm bald zu enge. An dem Beyſpiele einiger ſeiner Brüder hatte er geſehen, daß man ſich auch als Mönch einen weitern Wirkungskreis verſchaffen könnte. Dazu brauchte er aber Studien. Er lernte alſo Schreiben und Latein, um ſich in dem Predigerorden zu heben. Dies gelang. Er ward nach Polen in ein Kloſter verſetzt, und wußte ſich bald die Stelle eines Superiors zu verſchaffen. Als ſolcher wurde er mit dem Könige Johann bekannt, der damals in Polen

als

als Flüchtling lebte. Er bot ihm Troſt und Hülfe in ſeinem Unglück an. Der König ſchickte ihn mit Aufträgen hin und wieder, und unter Begünſtigung ſeines Rockes kam er überall frey und glücklich durch. Als der König die Krone wieder hatte, erinnerte er ſich ſeiner. Er wollte den in ſeinem Glücke belohnen, der ihm in ſeinem Unglücke treu und gewärtig geweſen war. Er rief ihn alſo zu ſich.

Martinuzzi fand ſich zwar nicht ſo hoch von ihm belohnt, wie es ſein Ehrgeiz wünſchte; aber doch verwandte er ſich, in Erwartung einer glänzendern Zukunft, ſo thätig und anhänglich für ihn, daß ihn der König, der ſeinen Verſtand und ſeine Erfahrung bald in ihrem ganzen Umfange kennen lernte, zu ſeinem Rath und Schatzmeiſter und bald nachher zum Biſchof von Groß-Waradein machte. Dieſe Würden verſchafften ihm ſo viel Einfluß und befeſtigten ihn in dem Vertrauen des Königs ſo ſehr, daß er ihn in ſeinem letzten Willen zum Vormunde ſeines Sohnes und zum Koadjutor ſeiner Gemahlin in der Regierung ernannte. Aber Martinuzzi konnte nie-

niemand neben ſich leiden und er ſpielte es bald ſo, daß alle Gewalt in ſeine Hände fiel.

Als Ferdinand Johanns Tod erfuhr, drang er auf die Erfüllung jenes Traktats. Die Königin war willig dazu; aber Martinuzzi dagegen. „Der Prinz" ſagte er: „würde dadurch ein ſimpler Edelmann!" — Eigentlich hätte er ſagen ſollen: „ich würde dadurch ein ſimpler Mönch." Erſt kam er, dann der Prinz, dann die Königin. Letztere wagte es nicht, ihm zu widerſprechen.

Er hielt alſo Ferdinanden mit Worten hin, während er an Solimann die Lage der Sachen berichtete und deſſen Beyſtand verlangte, im Fall Ferdinand gewaltſame Hand anlegen ſollte. Letzteres ſah bald, daß ihn Martinuzzi betrog. Er ſchickte eine Armee von zwanzigtauſend Mann, die durch vierzig Kanonen und durch ihren braven Anführer unterſtützt, Ofen wegnehmen und ſich des Biſchofs, der ſich dort befand, bemächtigen ſollte. Der General Reckendolf ſchloß die Stadt ein, und da er ſie nicht verderben wollte: ſo ließ er der

Königin, die sich auch darin befand, sagen: sie sollte sich nicht von dem gefährlichen Rathe des Bischofs leiten lassen: Ferdinand wäre ein Fürst von Wort, sie würde mit ihm besser fahren. Aber Martinuzzi stellte ihr vor: „es würde wenig Urtheilskraft verrathen, wenn sie für ihr Königreich ein Fürstenthum nehmen und von der Königin zur Edelfrau herabsteigen wollte.“ Dies griff tiefer.

Während Rockendolf Batterien errichtete, und die Besatzung von Ofen, durch Martinuzzi angefeuert, sich mit Nachdruck vertheidigte, lief die Nachricht ein, daß Solimans Großvezier Mehemet Bassa zur Unterstützung der Königin und zum Entsatze von Ofen abgeschickt hätte. Rockendolf hob die Belagerung auf und zog sich vor der türkischen Armee zurück. Der Bassa folgte ihm und seine Unternehmungen waren so glücklich, daß Rockendolfs Heer aufgerieben wurde, und dieser General selbst blieb. Soliman folgte seiner siegreichen Armee in Person, und erschien vor Ofen, das er barbarisch mißhandelte, während er der Königin solche Ge-

schenke

ſchenke aushändigen und ſie bitten ließ, ihren Sohn zu ihm zu ſchicken, den er ſo empfangen würde, als ſie es ſelbſt wünſchen könnte. Die Königin gerieth in Beſtürzung über dies Verlangen. Sie wollte ihren Sohn nicht auf Treu und Glauben ausliefern; aber Martinuzzi drang darauf und ſtellte ihr vor, daß ſie den Sultan, deſſen Charakter an ſich grauſam und unerbittlich ſey, durch Verweigerung wütend machen würde. Er erbot ſich, den Prinzen ſelbſt zu ihm zu begleiten, und gab ihr ſein Wort, daß er ihn zurückbringen würde. Seine Heftigkeit beſiegte die Königin. Sie ließ ihren Sohn ſehr reich ankleiden, und ſchickte ihn zu Soliman. Dieſer empfing ihn ſehr prächtig, führte ihn zu ſeinen eigenen Söhnen und ſchickte ihn zurück. Die ihn zu ihm gebracht hatten, behielt er einige Tage bey ſich. Unter dieſen waren auch Martinuzzi und Petrowitſch, ein Vetter des Königs.

Unterdeſſen machte er ſich Meiſter von Ofen und befahl der Königin, gegen ſein gegebenes Wort, mit ihrem Sohne nach Sieben-

bürgen zu geben und dort so lange mit ihm zu bleiben, bis er selbst regierungsfähig würde. Unterdeß übernähme er die Beschützung des Königreichs. Petrowitsch wurde Statthalter von Temeswar, Johann Stephan wurde zum Woiwoden von Siebenbürgen erklärt, die Königin in der Vormundschaft bestätigt und Martinuzzi behielt die Stelle des Koadjutors und Schatzmeisters: alles, wie Soliman erklärte, dem Testamente Johanns gemäß, für dessen Vollstrecker er sich gehalten wissen wollte.

Die Königin fügte sich nothgedrungen dem Befehle Solimans und machte sich auf den Weg nach Siebenbürgen. Aber auf der Gränze erfuhr sie, daß die Großen des Landes sie nicht aufnehmen wollten. Sie blieb also zu Lippa und schickte von dort aus den Martinuzzi ab, der mit den Misvergnügtern in Unterhandlung trat und sie so umstimmte, daß sie die Königin und ihren Sohn aufnahmen, beyden, wie dem verstorbenen Könige, zu gehorchen versprachen, die Vormundschaft der Königin bil-

lig-

ligten und den Bischof in der Stelle eines Koadjutors und Schatzmeisters anerkannten.

Nun kam die Königin nach Siebenbürgen und übernahm, dem äußern Scheine nach, die Regierung der Provinz; aber Martinuzzi hatte schon zu viel Vortheile über sie gewonnen, und in kurzer Zeit hatte er die Regierung so weit an sich gerissen, daß der Königin nicht der geringste Einfluß übrig blieb. Seine Stelle als Schatzmeister verschaffte und sicherte ihm diese Ueberlegenheit.

Durch seine Hand ging jeder Pfennig, und der Königin bewilligte er nur so viel, als sie zum Unterhalte nöthig brauchte. Die Großen des Staats lockte er erst durch Schmeicheleyen an sich und wann er ihrer gewiß war, behandelte er sie als Sklaven. Die Königin ertrug mit unglaublicher Geduld die Anmaßungen dieses Mannes. Er verwehrte sogar den Großen den Zutritt zu ihr und ihrem Sohn, und wer sich ihm widersetzte, ward bis auf den Tod verfolgt.

Endlich konnte es die Königin nicht länger dulden. Sie schrieb an Soliman, beklagte sich über das Benehmen ihres Koadjutors, und bat ihn, daß er sie jetzt von diesem drückenden Zwange befreyen möge, da er sie ehedem von den Feinden ihres Landes befreyt hätte, die ihr nicht so drückend gewesen wären. Soliman konnte nichts weiter für sie thun, als an Martinuzzi schreiben: „Benimm' dich anders, schrieb er ihm: oder ich komme."

Aber dieser Brief that keine Wirkung. Martinuzzi handelte nach seiner alten Weise fort, entschloß sich aber, sich von Seiten Ferdinands zu decken, der ihm, wenn Soliman sich thätig für die Königin verwendete, gegen diesen schützen sollte. Zugleich wollte er sich auch dadurch eine Menge Steuern und Kopfgelder ersparen, die er jährlich an Soliman zu bezahlen hatte, und die er, ohne das Land zu drücken, nicht aufbringen konnte.

Er fand Mittel, Ferdinanden seine Absicht wissen zu lassen, und veranstaltete zu diesem Behuf eine Zusammenkunft mit dem Grafen von Salm

zu Tokáy. Diesem stellte er vor, daß Petrowitsch damit umgienge, den Türken Siebenbürgen in die Hände zu spielen, und die Königin und den jungen König daraus zu vertreiben. Siebenbürgen wäre der Schlüssel zu Oestreich; hätte sich jener fürchterliche Feind des erstern bemächtigt, so wäre letzteres nicht sicher; hätte er erst einen Fuß in Deutschland, so würde es immer schwerer, ihn zurück zu halten. Der Plan des Petrowitsch müßte also vereitelt werden. Dazu brauchte er Hülfe. Die Unternehmung wäre gerecht und heilig. Willigte Ferdinand darein, so verspräche er, daß die Königin alle Pynkte jenes frühern Traktats erfüllen sollte. Alle diese Umstände möchte er seinem Herrn weitläuftig auseinandersetzen.

Martinuzzi ging nach Siebenbürgen zurück und der Graf eilte zu Ferdinand, um ihm den Erfolg seiner Verhandlung mitzutheilen. Von letzterer erfuhr aber auch die Königin Isabelle bald alle Umstände und sie gerieth in Bestürzung darüber. Im Ausbruche derselben wandte sie sich abermals an Soliman. Einer ihrer Gro-

ſen mußte den Plan des Mönches Martinuzzi zu Konſtantinopel vorſtellen. Es ward dieſem Botſchafter nicht ſchwer, den Sultan wider jenen aufzubringen. Sogleich bekam der Baſſa von Ofen Befehl, den Empörer lebendig oder todt einzuliefern. Ein Chiaus ward abgeſchickt, mit der ſchriftlichen Erklärung, daß Martinuzzi aller ſeiner Würden und Aemter entſetzt, und niemand ihm zu gehorchen, und jedermann ihn umzubringen gehalten ſey, wenn er ſich den Befehlen des Sultans nicht fügte. Die Woiwoden von der Moldau und Wallachey erhielten Befehl, der Königin beyzuſtehen.

Der Chiaus hatte Konſtantinopel kaum im Rücken, als Martinuzzi ſeinen Auftrag bis auf die kleinſten Umſtände ſchon erfuhr. Sogleich entfernte er ſich vom Hofe der Königin und ſchloß ſich in Sebeß ein, einem haltbaren Ort, den er mit allen nöthigen Vertheidigungsmitteln verſah. Er zog viertauſend der ſtreitbarſten Männer des Landes zuſammen, und nahm von ihnen den Schwur des Gehorſams und der Treue. Zu dieſen ſchlugen ſich noch

viele

viele andere, die glaubten, seine Absicht gienge auf den Besitz von einem Theile der Provinz.

Die Königin, die überrascht und festgenommen zu werden fürchtete, forderte Hülfe von dem Bassa von Ofen und von jenen beyden Woiwoden. Unter dem Beistande einiger ungarischen Großen zog sie Truppen zusammen und belagerte die Ortschaften, die sich für Martinuzzi erklärt hatten.

Unterdessen behielt dieser die Hände auch nicht im Schooß. Er ging von Sebeß nach Meges, in der Absicht, sich den Zecklern zu nähern, von denen er große Hülfe erwartete. Zwar wußte er, daß die Vornehmsten darunter für die Königin waren; aber, er hofte, daß der Ton, aus welchem der Chiaus im Namen seines Herrn sprechen würde, diese stolze Nation aufbringen und sie auf seine Seite herüber führen würde. Er schloß in diesem Punkte nicht fehl. Die Drohung des Sultans, daß der Bassa von Ofen sie vernichten sollte, wenn sie der Königin nicht beyständen, empörte sie; und sie verliesen die Königin und unterstützten

sie auch nicht mit einem einzigen Mann. Vollends gewann sie Martinuzzi durch seine Gegenwart. Er spiegelte ihnen vor, die Königin riefe die Türken ins Land und diese Barbaren kennten sie doch sattsam. Sie würden ihnen aufgeopfert werden, wenn auch die Königin zugleich sich selbst ihnen aufopferte.

Durch ihren Beitritt vermehrte Martinuzzi sein Korps ansehnlich. Er sezte sich mit demselben vor Weissenburg, wo die Königin sich gewöhnlich aufhielt. Die Zeckler murrten, daß man im Angesichte des Feindes unthätig bliebe. Martinuzzi bewaffnete sich vom Kopfe bis zu den Füssen, bestieg einen stolzen Rappen, ritt mitten unter die Misvergnügten und that ihnen die Ursachen der Verzögerung kund. Er sagte ihnen, daß er mit der Königin verhandelte und daß er sie in wenig Tagen nach Hause schicken würde. Dadurch beruhigte er diese Nation, die alles, nur nicht unthätig seyn wollte. Martinuzzi schloß seinen Traktat mit der Königin ab. Der Sturm, der ihm von Seiten des Bassa und der beyden Woiwoden drohete, zwang

ihn dazu. Drey Armeen hatten sich wider ihn in Bewegung gesezt, die um zwey Drittheile stärker waren, als die seinige.

Auch die Königin bot gerne die Hände zu diesem Traktat, weil sie jezt mehr die Unterstützung der Türken, als die Herschsucht des Bischofs fürchten zu müssen glaubte. Sie kannte die Türken als treulos, und hatte übrigens weder Geld, noch Waffen, noch Beystand. Sie ließ also ihre Truppen auseinander gehen.

Unterdessen erfuhren der Bassa und die beyden Woiwoden, die mit ihren Armeen im Anzuge waren, daß sich die Königin mit Martinuzzi verglichen hätte, und daß sie mithin ihrer Hülfe nicht mehr bedürfte. Aber der Bassa ließ sich durch diesen Vergleich nicht irre machen. „Ich will erst nach Siebenbürgen, eh' ich mich zurück ziehe:" sagte er.

Die Königin war bestürzt über diesen Vorsaz. Sie fürchtete von der kommenden Hülfe mehr Unheil, als der hartnäckigste Krieg über

sie

ſie hätte bringen können. Es ſchien ihr unvermeidlich, daß ſie nicht ihres Landes beraubt und daraus verjagt werden ſollte. Sie wandte ſich an Martinuzzi, und bat ihn, ohne Aufſchub ein Mittel in Bewegung zu ſetzen, das die Türken entfernte. Sie wollte den Anführern Geſchenke ſchicken, um ſie deſto williger dazu zu machen. Martinuzzi ſchien ſich wenig um die Königin zu bekümmern: er erwiederte ohne Beſtürzung, kalt und trocken: „wer ſie hat kommen heiſſen, kan ſie auch zurück ſchicken. Ungläubigen geb' ich keine Geſchenke: die ſind nur für Chriſten."

Durch dieſe Erklärung wollte er die Königin nach ſeiner Gewohnheit blos drücken und ängſtigen: denn unter der Hand kam er der dringenden Verlegenheit zuvor und in kurzer Zeit hatte er gegen funfzigtauſend Köpfe beyſammen. Einen Theil davon ſchickte er gegen den Woiwoden von der Wallachey. Es kam zu einer Schlacht, in welcher der Woiwode ſo viel verlor, daß er vor der Hand kein Korps wie-

wieder aufbringen konnte. Die Nachricht, daß Martinuzzi mit Hülfe im Anzuge ſey, die er künſtlich unter die feindliche Armee zu ſpielen gewußt hatte, verſchaffte ſeinem General den Sieg. So ſehr ward ſein bloßer Name ſchon gefürchtet.

Einen andern Theil ſeiner Truppen ſandte er gegen den Woiwoden der Moldau; und er ſelbſt ſtellte ſich mit dem dritten dem Baſſa von Ofen entgegen, den er aus Siebenbürgen zurück ſchlug. Nun ging er gegen die Moldauer, die das Zeckler-Land verheerten und trieb auch dieſe nach Hauſe, ob ſie gleich dreyßigtauſend Köpfe ſtark waren.

Durch dieſe Unternehmungen befeſtigte er ſeine Gewalt immer mehr. Die Königin empfing ihn bei ſeiner Zurückkunft mit offnen Armen. Er zwang ſie, doch nicht ohne Weigerlichkeit von ihrer Seite, an den Sultan zu ſchreiben und alle die Beſchuldigungen, die ſie voriges Jahr gegen ihn aufgezählt hatte, zu widerrufen. Der Sultan achtete nicht ſehr auf dieſen Brief, weil er wohl vermuten konn-

te,

te, daß die Königin dazu gezwungen worden wäre. Indeſſen gab er doch den Groſſen des Landes auf, dem Biſchof zu gehorchen.

Dieſe Ruhe war nicht von Beſtand. Die Königin beklagte ſich, daß Martinuzzi die Punkte des Vergleichs nicht hielte. Einmal wär er auf eine Zeitlang abweſend. Dieſe Entfernung nuzte ſie, um einige ſeiner Vertrauten für ſich zu gewinnen und zugleich ihre Freunde näher an ſich zu ziehen. Sie ſtellte ihnen die Unbeſtändigkeit des Mannes vor, klagte ihnen, daß er ſie täglich mit ſeiner Herſchſucht drückte und daß er überhaupt weder Treue noch Glauben hielte. Sie gab ihnen Winke über ſeinen ungebändigten Ehrgeiz, und ließ ſie merken, daß er Willens wäre, ſie und ihren einzigen Sohn, den Erben ihres ehemaligen Königs, zu verjagen. Schande wär es für ſie, daß ſie vormals einem Könige, wie ihrem Gemahl, gehorcht haben und jezt einem treuloſen, habſüchtigen und ehrgeizigen Mönche, wie Sklaven unterworfen ſeyn ſollten.

Dieſe

Dieſe Vorſtellungen würkten ſo ſtark auf die Großen, daß ſie ſich verbanden, ihm den Gehorſam aufzukündigen und ihn aus dem Lande zu jagen. Aber dies Bündnis war nicht ſo geheim gehalten worden, daß Martinuzzi nicht Nachricht davon hätte bekommen ſollen; weil er aber ſeine Truppen entlaſſen hatte, ſo wagte er ſich doch nicht ſobald nach Hofe zurück. Er ſahe Gefahr, und dies bewog ihn, von neuem mit Ferdinand zu unterhandeln und endlich den Vergleich mit ihm zu Stande zu bringen, der ſchon lange im Werke geweſen war. Ehrgeiz und Rache ſperrten den Biſchof zunächſt zu dieſem Traktat. Er glaubte endlich Herr von Siebenbürgen werden zu können, was er ſo brennend wünſchte, daß er oft erklärte: die Kronen des Papſtes und des Kaiſers wären ihm nichts in Vergleich mit dieſem Lande, das er zu verlaſſen ſich nie würde entſchlieſſen können.

Sonach ſchickte er insgeheim einen ſeiner Vertrauten an Ferdinand, um die frühern Verhandlungen wieder anzuknüpfen. Er verlangte,

daß er ihm Hülfsvölker und zugleich einen Bevollmächtigten schicken sollte, mit dem er das übrige verabreden und festsetzen könnte. Der vormals entworfene Traktat sollte jedem Punkte nach in Erfüllung gebracht werden.

Ferdinand kannte zwar den Wankelmut seines Mannes und sahe wohl, daß er ihm diesen Vorschlag nicht aus Neigung, sondern nothgedrungen und seines eigenen Vortheils wegen thäte; indessen wies er ihn doch nicht damit ab, aus Furcht, die Türken möchten diese Spaltungen nutzen und das Land in Besitz nehmen. Er schickte ihm also tausend ungarische Reiter, mit viermonatlicher Löhnung für sie, und einige Kanonen, um vor der Hand Zeit zu gewinnen, ein beträchtlicheres Korps zusammen zu ziehen und es unter einem geschickten Feldherrn zu ihm stossen zu lassen.

Ferdinand wollte sich des Landes versichern, das ihm durch das Recht der Erbfolge, durch Wahl und Traktaten gehörte. Deshalb bat er Karl V., seinen Bruder, ihm irgend

gend einen seiner großen Feldherrn zu schicken, der diese Unternehmung leitete. Sie kam dem Kaiser groß und gewagt vor, um aber seinen Bruder nicht vergebens bitten zu lassen, schickte er ihm den General Castalda, einen erfahrnen Soldaten und feinen Unterhändler. Ferdinand empfing ihn mit lauter Freude und behielt ihn nur so lange bei sich, als es Zeit bedurfte, um ihn über die Art seines Benehmens gegen Martinuzzi zu unterrichten. Er sollte List mit List überlisten, und ihm vor der Hand alles, was er verlangte, einräumen, um seine Habsucht zu befriedigen. Somit ging Castälda nach Ungarn ab.

Sobald die Königin Nachricht erhielt, daß Castalda das Land mit seinen Völkern betreten hätte, berief sie die Großen zu einem Landtage, um über Mittel zu berathschlagen, den Bischof aus dem Lande zu verjagen. Martinuzzi bekam Nachricht von diesem Landtage; und sogleich setzte er sich in seinen Wagen, und fuhr mit solcher Hast und Uebereilung, daß er, als er durch einen Fluß setzte, umgeworfen ward

und kaum mit dem Leben davon kam: Seine Leute riethen ihm, nicht weiter zu gehen: dieſer Unfall wäre ein böſes Zeichen. Aber er ſpottete ſie über ihre kindiſchen Vorurtheile aus und bewies es ihnen als Lächerlichkeit, wenn man aus irgend einem Zufalle gute oder böſe Dinge vorherſagen wollte. Er ſetzte alſo ſeine Reiſe fort und ſchrieb den Großen, die um die Königin waren: ſie ſollten wohl zuſehen, was ſie thäten; er würde mit einer guten Anzahl bewaffneter Mannſchaft auch zum Landtage kommen. Dieſe Kühnheit erſchreckte die Königin: ſie ſagte den Landtag ab, und keiner der Großen wagte es zu kommen. Ihr Plan war geſcheitert und ſie zog ſich mit einer Anzahl Soldaten nach Weißenburg. Weil ſie ſich aber dort nicht ſicher glaubte, gieng ſie nach Sebeß, das feſter war, um dort den Ausgang des Krieges abzuwarten.

Als Martinuzzi ſeine Feinde vor ſich her fliehen ſah und Caſtalda mit ſeinem Korps immer näher rückte, ſetzte er ſich vor Weißenburg, weil dieſer Ort ihm bey ſeinen Abſichten ſehr

nöthig

nöthig war. Er griff ihn wütend an, ward aber eben so wütend zurückgeschlagen. Dies kam ihn unvermutet; und da er ohnehin den General Castalda noch nicht nahe genug wußte: so ließ er, einem Zuge seltsamer Unbeständigkeit gemäß, der Königin sagen: sie sollte auf ihr Wohl denken. Die Königin achtete auf seine Warnung, weil sie Nachricht hatte, daß Castalda mit zehntausend Mann spanischer Fußvölker und mit einer Anzahl Reiter das Land schon betreten und Dalmas, ein wichtiges Schloß, belagert hätte. Ihr Untergang schien ihr gewiß: sie that also alles, was Martinuzzi von ihr verlangte. Sie befahl der Besatzung von Weißenburg, ihm die Thore zu öffnen. Martinuzzi nahm die Stadt in Besitz und sogleich gab er dem General Castalda Nachricht davon, mit der Anweisung, daß er sich mit seinen Truppen bey Egneth setzen sollte, wo er eine sehr bequeme Stellung nehmen könnte. Castalda that es und erwartete dort den Martinuzzi. Aber dieser kam nicht so bald. Er reißte erst zur Königin, gab ihr Nachricht von

der Ankunft des Caſtalda und beredete ſie, der Beſatzung von Dalmas zu befehlen, daß ſie ſich ergäbe, damit der Ort nicht mit ſtürmender Hand eingenommen und zerſtört würde. Die Königin fügte ſich dieſer Vorſtellung und Dalmas ergab ſich.

Nun erſt kam Martinuzzi zu Caſtalda, den er überraſchen wollte, um das Ceremoniell zu vermeiden. Aber dieſer hatte Nachricht von ſeiner Ankunft und kam ihm mit einem großen Gefolge entgegen. Martinuzzi kam in einem Wagen mit Achten und mit ſeinem gewöhnlichen Gefolge von zweyhundert Jägern und vierhundert Reitern, unter denen die vornehmſten des des Landes waren. Sobald ihm Caſtalda näher kam, ſprang er aus dem Wagen und beſtieg eins von den vier großen Paradepferden, die ihm gewöhnlich nachgeführt wurden. So näherten ſie ſich und erwieſen einander wechſelſeitig große Achtung und Ehre.

Caſtalda erklärte dem Biſchof, daß er von Ferdinand Befehl hätte, ihm in allem zu gehorchen. Er hatte bis jetzt das Land ganz in

Hän-

Händen gehabt und auch in Zukunft sollte er diese Gewalt behalten und nach Willkühr handeln und befehlen. Martinuzzi war mit dieser Erklärung zufrieden und es schmeichelte ihm nicht wenig, sich an Einfluß und Macht weit über diesen berühmten General erhaben zu wissen.

Zwey Tage nach dieser Zusammenkunft reiste Martinuzzi nach Weißenburg ab, um sich dort in seinem ganzen Glanze zu zeigen. Von da aus besuchte er die Königin und gab ihr Rechenschaft von seiner Verhandlung. Die Königin schickte einen polnischen Edelmann an Castalda ab, um ihn in ihrem Namen zu begrüßen.

Die Königin, Martinuzzi und Castalda, alle, hatten ihren eigenen Plan. Castalda sollte sich im Namen Ferdinands des Landes bemächtigen; Martinuzzi wollte es regieren, und die Königin wollte es behalten. Sie hintergingen einander wechselsweise.

Castalda hatte binnen sechs Tagen keine Nachricht von Martinuzzi; endlich bekam er

sie durch einen Expressen, der zugleich den Auftrag hatte, ihn nach Weißenburg zu einer fernern Unterhandlung einzuladen. Der General ging mit einem kleinen Gefolge dahin ab. Man rieth ihm zwar, daß er sich dem unzuverlässigen Mönche nicht ohne eine Leibwache anvertrauen sollte; der kleinste Umstand könnte machen, daß sich seine Gesinnungen und sein ganzer Plan umsetzten; aber Castalda erwiederte: wenn Martinuzzi böse Absichten auf ihn hätte, so würde eine Leibwache ihn nicht zurückhalten, weil er in Weißenburg der Stärkere wäre; und wenn er ihm Mißtrauen zeigte, könnte dies ihn leicht stimmen, mit ihm zu brechen. Er ging also nach Weißenburg ab, fand aber den Bischof nicht daselbst, denn er war, ohne ihm Nachricht davon zu geben, nach Gebeß zur Königin gereist. Castalda beschloß, ihn dort aufzusuchen. Aber auch hier fand er ihn nicht: er kam erst nach zwey Tagen. Unterdessen hatte Castalda mit der Königin gesprochen und ihr die Absicht seines Zuges erklärt. Er hatte in sie gedrungen, den Traktat ihres

verſtorbenen Gemahls mit Ferdinand in Erfüllung zu bringen: dieſer wäre immer noch bereit, ſein Verſprechen zu halten. Er ſtellte ihr ihre gegenwärtige hülfloſe Lage vor, bewies ihr, wie wichtig das Land für die Ruhe der Chriſtenheit, wie wenig ſie aber im Stande wäre, es gegen die Uebermacht der Türken zu ſchützen. Sie könnte ſich keinem mächtigern Fürſten in die Arme werfen, als Ferdinand, der zugleich williger wäre, den Fortſchritten eines unmenſchlichen Feindes Einhalt zu thun. Um dieſe wichtige Verhandlung zu befördern, hätte er den Auftrag, ihrem Sohne die Tochter Ferdinands mit einer beträchtlichen Ausſtattung anzubieten, alle ihre Schulden zu bezahlen und auſſerdem alle übrigen Punkte jenes frühern Traktats unbedingt zu erfüllen.

Auch Martinuzzi fand dies Anerbieten ſehr befriedigend, und er nahm es auf ſich, es der Königin annehmlich zu machen. Im ganzen genommen war die Königin auch damit zufrieden, weil ſie ſich auf dieſem Wege vor der

Herrschsucht des Martinuzzi retten zu können glaubte. Nur die einzelnen Umstände wollte sie noch erwägen, und sie bat letztern, mit ihr daran zu arbeiten. Die Verhandlung dauerte vierzehn Tage. Die Unbeständigkeit des Bischoffs und sein eigner Vortheil, der überall im Wege stand, verursachten diese Verzögerung, ob er sich gleich das Ansehen gab, als ob er nur für die Königin und ihren Sohn arbeitete, und wie er sagte, sich für die Wohlthaten, die ihm der verstorbene König erwiesen, dankbar zu zeigen.

Während dieser Intriguen gewann die Königin Gelegenheit, mit dem General Castalda unter vier Augen zu sprechen. Sie bezeigte ihm ihre Zufriedenheit mit der Wahl, die Ferdinand in seiner Person getroffen hätte. Sie hoffte von ihm Befreyung aus ihrer bisherigen drückenden Lage, da ihm der Kayser in allem unbedingte Vollmacht gegeben hätte. Martinuzzi wäre an allem schuld: er hätte sie verhindert, den Vergleich mit Ferdinand zu erfüllen; er

hätte

hätte sie durch tausend Gewaltthätigkeiten gezwungen, sich dem Sultan in die Arme zu werfen, an dem sie zwar einen rauhen und unerbittlichen Despoten gesehen hätte, der ihr aber doch weit erträglicher gewesen wäre, als ein herschsüchtiger Diener. Das Geschehene sey ihr leid; aber es wäre noch nicht alles in dem Grade verdorben, daß die Wünsche Ferdinands nicht befriedigt werden könnten. Sie beschwor ihn, sich ihres Sohnes als eines gebornen Königs und einer hülflosen Waise anzunehmen und ihn nicht ganz zu unterdrücken. Ihr eigner Vortheil käme bey ihr nicht in Betracht, sie wäre des Elends gewohnt; seitdem sie durch das Benehmen des Martinuz aus Ofen verjagt, ihren Sohn auf dem Arme und von wenigen Bedienten begleitet, ihren Wohnsitz der Uebergewalt der Türken hatte einräumen müssen. Nur der Trost sey ihr noch geblieben, daß Siebenbürgen in die Hände eines Fürsten fallen sollte, der es unter allen am meisten verdiente.

Castalda versprach der Königin alles, was sie verlangte: den unbedingten Beistand seines

Herrn und alles übrige, was zu ihrer Beruhigung beytragen könnte.

Endlich kam ein Vergleich zwischen Castalda und Martinuzzi zu Stande. Die wesentlichsten Punkte desselben waren folgende: Ferdinand sollte dem jungen Könige und seinen Nachfolgern fünf und zwanzig tausend Thaler jährlicher Einkünfte, auf Schlesien angewiesen, bewilligen, und der Königin eine Summe von hundert und funfzig tausend Thalern, und Kaschau zum Wittwensitze, zugestehen. — Diese beiden Artikel betrafen den Vortheil der Königin: nun bedung er sich auch andere zu seinem Vortheile: er verlangte die Würde eines Woiwoden von Siebenbürgen, und ein Jahrgeld von funfzehn tausend Thalern. Man bewilligte diesen Punkt und gesellte ihm den Andreas Bathori zu; aber mit dieser leztern Clausel war er nicht zufrieden. Immer hätte er die Geschäfte allein geführt, erklärte er: ein Gehülfe würde ihm mehr lästig, als rühmlich seyn. Nach einiger Widerrede willigte Castalda endlich darein,

rein, daß er allein an der Spitze der Geſchäfte ſtehen ſollte. Nun trug Martinuz auch auf die Stelle des Schatzmeiſters an, die er ſchon lange mit viertauſend Thaler jährlichen Gehalt verwalte hätte; und endlich verlangte er noch eine Leibwache von fünfzehnhundert Pferden, die man ihm im Frieden und im Kriege unterhalten ſollte. Die wichtigen Salzwerke von Terda forderte er oben drauf.

Wirklich erwartete er Weigerung auf dieſe lezte Forderung, um mit Anſtand brechen zu können. Aber auch dieſe ward ihm zugeſtanden. Noch mehr: als er ſich einmal gegen Caſtalda verlauten ließ, daß er wohl Kardinal ſeyn möchte, äuſſerte Caſtalda: daß ſein Herr ihm leicht zum Kardinalshute verhelfen könnte; und er ſchrieb diesfalls wirklich an Ferdinand, der ihn ohne Aufſchub dem Papſt Julius III. ſehr angelegentlich empfahl, und ihn als einen ſehr thätigen Mann darſtellte, der durch Entſchloſſenheit und eigene Kraft den Türken einige Jahre hindurch Widerſtand geleiſtet und ſich

ſogar

ſogar als Feldherr perſönlich gegen den Feind der Chriſtenheit geſtellt hätte. Während dieſe Angelegenheit in Rom betrieben ward, ſtarb der Erzbiſchof von Gran. Dies Erzbisthum brachte über funfzigtauſend Thaler ein. Martinuzzi verlangte es von Caſtalda, und dieſer ſchrieb ohne Aufſchub an Ferdinand, und bat ihn, die dahin gehörige Ausfertigung ihm zu ſchicken, weil er ſonſt befürchten müßte, daß dieſer ſeltſame, veränderliche Mann zu andern Planen und Unternehmungen überflatterte. Ferdinand ſchickte ohne Zeitverluſt die Proviſion, und bewilligte ihm alles, was er verlangt hatte. Nun endlich unterzeichnete der unbeſtändige Mann den Traktat, obgleich immer noch nicht mit freyem Herzen. Denn er ſelbſt wäre gern König geweſen und hätte auch zugleich gern den Sultan, Ferdinanden und die Königin auf ſeiner Seite gehabt. Zu dem Ende wollte er wiederum die Königin bereden, den Traktat nicht zu unterzeichnen, und er ſuchte ihr allerley Gründe zum Mißtrauen gegen Ferdinand zuzuführen. Er verſprach ihr ſogar, ein Mit-

tel' aufzufinden, wodurch er sie von allen den Leuten befreyen wollte, die sie jetzt von allen Seiten in Gefangenschaft hielten und ihre Willensfreiheit ihr raubten. Die Königin erwiederte kein Wort darauf, und zeigte ihm dadurch, daß sie unmöglich ihrem feyerlich gegebenen Versprechen untreu werden könnte. Sie sagte ihm bloß, daß er den Gang dieser Geschäfte selbst leiten mögte: sie wären ihr so lästig, als ein Einfall von Seiten der Türken ihr kaum seyn würde.

Diese Aeusserung fiel dem Bischof aufs Herz. Er fürchtete, Castalda mögte hinter seinen neuen Plan kommen, besonders da er wußte, daß die Königin diesem einen Wink gegeben, daß er mit Leuten zu thun hätte, die ihn hintergingen; und daß er sich unter diesen besonders vor Martinuzz hüten sollte, der nur Gelegenheit suchte, mit ihm zu brechen, und den er immer näher würde kennen lernen, je weiter die Unterhandlungen fortschritten. So sah sich also Martinuzzi gedrungen, den Vertrag zu vollziehen, nach wel-

welchem die Königin binnen ſechs Tagen Siebenbürgen verlaſſen und ſich nach Kaſchau begeben ſollte. Caſtalda wollte, daß die Niederlegung der königlichen Würde feyerlich und förmlich geſchähe, und verlangte deshalb, daß man einen Landtag nach Koloswar ausſchriebe, auf welchem alle Großen des Landes zugegen ſeyn ſollten. Die Königin ſollte auf denſelben allen Anſprüchen auf das Land entſagen und ſie, auf Ferdinand übertragen.

Die Königin reiſte alſo mit einem glänzenden Gefolge, das aus den Großen des Landes beſtand, nach Sebeſ ab. Martinuzzi und Caſtalda waren auch um ſie. Als man nur noch acht Meilen bis Koloswar hatte, kam das Geſpräch auf die Attribute der königlichen Würde, die in einer Krone, einem Kreuze und in andern Zierrathen beſtanden. Martinuzzi verlangte, daß man ihm die Krone in Verwahrung geben ſollte; aber die Königin war dagegen und erklärte, ſie würde nie zugeben, daß ein Mönch König eines Landes würde, das man ihrem Sohne nähme.

nähme. Die Krone ſollte dem übergeben werden, dem man ſie nach Recht und Billigkeit übertragen müßte. Sie ließ ſich alſo die Krone bringen, hielt ſie mit naſſen Augen in der rechten Hand empor, während ſie mit der linken ihren Sohn umfaßte und ſagte zu Caſialda: „Ein grauſames unbeſtändiges Geſchick verfolgt mich und meinen Sohn. Wir müſſen das Königreich und dieſe Krone, die vormals das Haupt meines Gemahls zierte, in fremde Hände geben, und nichts bleibt uns zur Linderung unſers Schmerzes, als der Gedanke, daß beyde auf einen Fürſten fallen, der groß und gut und Chriſt iſt, und uns dieſe Aufopferung und die Faſſung, womit wir unſern Stand ins Schlimmere wechſeln, nicht vergeſſen wird. Der Himmel gebe, daß er dieſe Krone ruhiger, zufriedner und länger trage, als wir; und ſo übergebe ich ſie euch, Caſialda, und bitte euch, eurem Herrn zu ſchreiben, daß wir ſie ihm unbedingt und ohne Mistrauen ausgeliefert hätten, und nichts dafür verlangten, als ſein Mitleid und ſeinen Schuz, auf welche wir als Chri-

ſten,

ſten, als Verwaiſte, als Gattin und als Sohn eines Königs dreyfache Anſprüche haben."

Die Rührung der Mutter theilte ſich dem Sohne mit. Er ſtreckte weinend die rechte Hand nach der Krone aus, die Caſtalda im Begriff war, an ſich zu nehmen. Der Schmerz der Mutter erſtieg durch dieſe ſtumme aber ſehr beredte Bewegung des Kindes ſeinen höchſten Grad. Sie wandte ſich mit Feuer an ihn: „O, mein Sohn, ſagte ſie, wenn ich nicht wüßte, daß wir beide zu ſchwach ſind, unſer Reich zu behaupten! Aber Feinde von innen und auſſen ſtreben ja nach unſrer Erniedrigung und nach Vernichtung des unglücklichen Landes. Ich muß das allgemeine Wohl unſerm eigenen Vortheile vorziehen. Es war kein anderes Mittel, uns vor Meuterey von innen und vor barbariſchen Anfällen von auſſen zu ſchützen, als dem römiſchen Könige das Land zu übergeben. Wir haben ſeine Verſicherung, daß er uns Wort halten wird. Er läßt Dir Beſitzungen, von welchen Du, wo nicht

nicht als König, doch als anſehnlicher Fürſt leben kannſt. Ach! und der Beſitz der Krone iſt ſo drückend und ungewiß. Das Schickſal nimmt und giebt ſie nach Willkür und ein König ohne Krone iſt verächtlich und lächerlich zugleich. Als Fürſt wirſt du ruhig und glücklich leben können und ſolch eine Lage habe ich dir durch dieſen Schritt verſchaffen wollen. Betrübe dich nicht, mein Kind, daß du dein Vaterland verlaſſen mußt, deſſen Beſitz dir beſtimmt war: Du biſt nicht der erſte und der lezte, dem es ſo ging und gehen wird, und wenn du gut und groß werden willſt, bedarfſt du dazu keines großen Landes und keiner Königskrone. Laß uns Geduld haben, mein Kind, und uns der Fügung Gottes unterwerfen. Hier auf Erden giebt es kein ewiges Königreich."

Die ganze Verſammlung war bewegt, denn die Königin hatte mit einer Rührung geſprochen, die von Herzen kam und mithin an alle Herzen drang. Selbſt Martinuzzi, der Stif-

ter ihres Unglücks, wandte das Gesicht gerührt auf die Seite, als sie die Krone dem Stellvertreter Ferdinands aushändigte; aber seine Rührung war nicht so herzlich und uneigennützig, als die Rührung der übrigen. Er glaubte mit der Krone einen Theil seiner Macht weggegeben zu sehen.

Sobald Casialda die Krone in Empfang genommen hatte, hing das Volk an Ferdinand und öffnete ihm und seinem Generale alle Thore. Petrowitsch übergab ihm Lippa und Temeswar, zwey wichtige Plätze für die Erhaltung des Landes.

Nun schien alles gethan zu seyn; aber Martinuzzi war nicht ruhig. Es freuete ihn zwar, daß er die Königin aus ihrem Lande verjagt hatte; aber der Gedanke, daß er den Sultan durch die Uebergabe des Landes an Ferdinand wider sich aufgebracht hätte und daß er bald an der Spitze eines zahlreichen Heeres dafür Rechenschaft von ihm fordern würde, machte ihn unruhig. Um sich von dieser Be-

ferg-

ſorgniß zu befreyen, ſah er kein anderes Mittel, als den Sultan mit ſich auszuſöhnen und zu dieſem Behuf ihm zu beweiſen, daß er zu jenem Schritte gezwungen worden wäre. Zugleich traucte er auch ſeinem erfinderiſchen Kopfe zu, daß ihm ein Ausweg nicht entſtehen würde, auf welchem er die Freundſchaft Solimans und Ferdinands zugleich ſich würde erhalten können. Erſtern wollte er mit verſprochenem Beſitz, und leztern mit verſprochener Sicherung, des Landes hinhalten.

Unterdeſſen kam ein Chiaus von Seiten Solimans an um den jährlichen Tribut einzufordern. Martinuzzi lud ihn zu ſich auf ſein Schloß Winar ein, und überhäufte ihn mit Höflichkeiten. Auch Caſtalda kam auf einen Wink von Martinuzzi dahin und man beſchloß, den Tribut zu bezahlen. Caſtalda war um ſo williger dazu, da er ſich der Liebe des unbeſtändigen Volks noch nicht gewiß, und ſich wider einen Einfall von türkiſcher Seite nicht ſtark genug glaubte.

Noch während dieſer Unterhandlung lief Nachricht ein, daß ſich der Baſſa von Ofen mit dreytauſend Reitern in Bewegung geſetzt hätte, um die Königin und ihren Sohn aufzuheben und dadurch zu verhindern, daß ſie dem römiſchen Könige die Krone nicht auslieferte. Dieß war ſchon eine Folge von dem Berichte, den Martinuzzi über dieſen Gegenſtand an Soliman hatte gelangen laſſen. Aber die Königin entgieng derſelben, weil ſie durch einen Zufall einen Schleifweg nach Kaſchau eingeſchlagen hatte, wohin ſie auch unangehalten kam.

Ueberhaupt war dieſe Reiſe für die Königin ſehr ſchmerzhaft geweſen. Als ſie über die Berge ging, die Siebenbürgen von Ungarn ſcheiden, war ſie des üblen Weges halber gezwungen, auszuſteigen und zu Fuße zu gehen. Dies war eine große Beſchwerlichkeit für ſie, aber ihre Faſſung überwand dieſelbe. Sie beklagte ſich blos über ihr Misgeſchick und ließ ein Zeugniß ihres Schmerzes an einem Baume

zu-

zurück, unter welchen sie sich, um auszuruhen und sich vor dem Regen zu schützen niedergesetzt hatte und in dessen Rinde sie mit einem Messer folgende Worte schnitt:

Isabella Regina,

und darunter:

Sic fata volunt.

Als der Bassa von Ofen seinen Plan auf die Königin gescheitert sah, wollte er wenigstens den zweyten Theil desselben ausführen und dieser war, die Völker Ferdinands aus Siebenbürgen zu verjagen. Castalda bekam Nachricht davon und drang in Martinuzzi, Soldaten aufzubringen. Martinuzzi bereitete sich dem Anscheine nach zur Gegenwehr; aber unter der Hand ließ er dem Bassa sagen, daß er bey dem Ganzen die Hände nicht im Spiele gehabt hätte. Die Königin allein hätte es betrieben und eingeleitet. Er seinerseits würde alles anwenden, um die Völker Ferdinands aus Siebenbürgen zu entfernen und die Auszahlung des Tributs nach wie vor zu bewirken. Aber der

Baſſa gab nicht viel auf dieſe glatten Worte und rükte immer weiter vor.

Unterdeſſen brachte Caſtalda Soldaten auf und drang in Martinuzzi eben das zu thun. Er that es auch, aber ſo langſam, daß es ſchien als ob er ſich mit den Türken verſtünde und den Caſtalda eher vertreiben als ihm beyſtehen wollte. Caſtalda bekam auch bald nähere Nachricht von ſeinem Plane: er gewann einen Bedienten des Martinuzzi, der ihm entdeckte, daß Unruhe, von Angſt, Ehrſucht und Geiz erweckt, aus ſeinem Herrn handelte. Gewalt durfte Caſtalda nicht brauchen, weil der Einfluß des Biſchofs immer noch ſehr groß im Lande war. Er mußte ſich alſo verſtellen und ihm ſchmeicheln, ſonſt hätte er ihn aufgebracht und ihm einen gültigen Vorwand zugeführt, ſich auf die Seite der Türken zu werfen. Er verſicherte ihm alſo noch einmal die Stelle eines Großſchatzmeiſters mit einem Gehalt von vier tauſend Goldgulden, die Stelle eines Woiwoden von Siebenbürgen mit funfzigtauſend Goldgul-

gulden; und bewilligte ihm achthundert Reiter und fünfhundert Fußknechte zu seiner Leibwache und zweyhundert Reiter zur Besetzung einiger Schlösser. Diese glänzenden Vortheile vermogten den Martinuzzi, sich auf einen Landtag einzufinden, der nach Tibin ausgeschrieben war, um die Kontributionen zur Unterhaltung des Krieges zu bestimmen und zu vertheilen.

Unterdessen machten die Türken rasche Fortschritte in Siebenbürgen und ihre Armee überschwemmte und verheerte, zwanzigtausend Köpfe stark, das Land um sich her. Einige haltbare Plätze vertheidigten sich mit Entschlossenheit und verschafften dadurch dem General Castalda und dem Bischof Zeit, ihre Truppen zusammenzuziehen, die bis auf neunzigtausend Köpfe angewachsen und durch funfzig Kanonen unterstützt waren. Martinuzzi hatte allein sechzigtausend Mann zusammengebracht.

Die Gewalt des Bischofs und des Generals war gleich: sie führten wechselsweise die

Befehlshaberſchaft, und zwar ſo, daß der eine abwechſelnd den Vortrag befehligte, wenn der andere den Nachtrab anführte. Der unbeſtändige Charakter des Biſchofs zeigte ſich beſonders im Kriegsrathe, worin er faſt jeden Augenblick anderer Meynung war. Doch ſah Caſtalda aus ſeinem ganzen Benehmen, daß er nicht Gewalt gegen die Türken brauchen, ſondern ihnen ſogar Zeit laſſen wollte, ſich zu verſtärken und feſtzuſetzen.

Als der Baſſa von Ofen Nachricht von der Annäherung der großen Armee des Martinuzzi und Caſtalda erhielt, zog er ſich zurück und ſetzte ſich bey Temeswar, einem wichtigen Platze. Martinuzzi freuete ſich über dieſen Rückzug und ſchlug vor, die Belagerung von Lippa auch aufzuheben.

Um dieſe Zeit bekam er Nachricht von ſeiner Erhebung zur Kardinalswürde. Der Kourier, der ihm den Hut überbrachte, händigte ihm zugleich ein päpſtliches Breve aus, in welchem

chem alle die Verdienſte, die er ſich um die Chriſtenheit geſtiftet, der Länge nach aufgeſtellt waren. Martinuzzi freuete ſich zwar über dieſen neuen Schritt zu Glanz und Ehre und es ſchmeichelte ſeinem Stolze, ſich überall, beſonders zu Rom, dem Mittelpunkte aller Weltgeſchäfte, ſo geſchätzt zu wiſſen; aber auf der andern Seite fürchtete er, daß die auſſerordentliche Huld, womit ihn Ferdinand überſchüttete, ihm bey dem Sultan, deſſen Vertrauen er ſich erhalten wollte, nachtheilig ſeyn würde: ſonach ſtellte er ſich gegen dieſen, als ob ihm an der Kardinalswürde gar nichts läge, und gegen jenen, als ob er ſich unendlich dadurch geehrt glaubte. Caſtalda hatte den Kourier unter Abfeurung aller ſeiner Kanonen empfangen um ſeine Ankunft deſto feyerlicher und ſchmeichelhafter für den Biſchof zu machen. Aber dieſe Aufmerkſamkeit ſo wenig, als Kunſtgriffe, vermogten etwas über den ſtolzen Prieſter, der die ganze Welt, und den General Caſtalda nicht weniger, verachtete. Letzterer fühlte dies

bey jeder Gelegenheit und zu ſeinem Mißtrauen ſchlug ſich am Ende der bitterſte Haß.

In dieſem geſpannten Verhältniſſe ſtanden ſie gegen einander, als ein Botſchafter von Seiten Ferdinands ankam, mit dem Befehl für Caſtalda, Siebenbürgen nicht zu verlaſſen, weil man fürchten müßte, daß ihn Martinuzzi nicht wieder herein ließe. Er ſollte dieſen gefährlichen Menſchen je früher je lieber aus dem Wege räumen laſſen. Ferdinand hatte von Polen aus Nachricht bekommen, daß Martinuzzi mit dem Sultan unterhandelte und ihn zum unumſchränkten Herrn von Siebenbürgen machen wollte. Seit dem Empfange dieſer Nachricht verbarg Caſtalda ſeine innere Herzensmeynung angelegentlicher, als je: er benahm ſich gegen Martinuzzi offen und unverſteckt und ließ ihn merken, daß Ferdinand das allerhöchſte Vertrauen auf ihn ſetzte. Sie zogen miteinander nach Lippa, das die Türken inne hatten und belagerten es. Dieſe Belagerung zog ſich in die Länge. Die Belagerten ver-

vertheidigten ſich eben ſo wütend, als die Belagerer angriffen. Es fiel keine Aktion von Wichtigkeit vor, bey welcher nicht Martinuzzi dem Caſtalda mit gleicher Gewalt zur Seite geweſen wäre. Er zeigte bey hundert kühnen und gefährlichen Unternehmungen ſeinen Mut, und beſuchte oft die Batterien, in einen grünen ungariſchen Pelz gekleidet, um von den Feinden nicht erkannt und zum Ziel ihrer Flinten genommen zu werden.

Die Türken wurden endlich zur Uebergabe gezwungen. Martinuzzi wandte alles an, die Beſatzung, die ſich an der Spitze eines gewiſſen Oliman in die Burg geworfen hatte, zu retten, und wollte den General Caſtalda bereden, ſie freundſchaftlich zu behandeln. Als Caſtalda dies verweigerte, vergaß ſich Martinuzzi ſo ſehr, daß er erklärte: er wollte ſich die Türken nicht zu Feinden machen; dem Oliman ſollte freyer Abzug, ſeine Waffen, ſeine Pferde und ſeine Habſeligkeiten bewilligt werden; und er wäre entſchloſſen,

mit

mit Gewalt durchzudringen, wenn man ihm in diesem Punkt entgegen wäre. Castalda hielt an sich und erklärte, daß ein Kriegsrath über diesen Gegenstand entscheiden müßte. Man berief einen solchen. Martinuzzi sprach zuerst. Er stellte vor, daß die Türken sehr mächtig wären, daß sie durch den Verlust Olimans und seiner Leute nichts leiden, aber desto erbitterter und rachgieriger dadurch werden würden, während Ferdinand dadurch auch nichts gewönne. Er hätte Nachricht, daß der Bassa von Ofen bereit wäre, den Untergang Olimans und seiner Leute an der Spitze von vierzigtausend Mann zu rächen. Ueberdieß gäbe es keinen größern Ruhm, als seinem Feinde das Leben geschenkt, wie es keine größere Schande gäbe, als einen Wehrlosen durch Uebermacht unterdrückt zu haben.

Nun nahm Castalda das Wort gegen ihn und erklärte: er handelte sehr widersprechend, daß er sich erst seinem Herrn als einen unversöhnlichen Feind der Türken angekündigt und von ihm

Hülfe

Hülfe wider ſie verlangt hätte, und jetzt ihrer ſchonen wollte, da ſie in ſeinen Händen wären. Dies wäre nicht die erſte Gelegenheit, wo ſich ſein unbeſtändiger, verwirrender Charakter zeigte. Es wäre ihm ein ewiger Vorwurf, wenn er Leuten freyen Abzug gäbe, die ſich auf Gnade oder Ungnade ergeben müßten, und die bey dem barbariſchen Charakter ihrer Nation bey einer ähnlichen Gelegenheit nicht erſt überlegen würden, ob ſie der Chriſten ſchonen oder nicht ſchonen ſollten.

Caſtalda ſprach ſo einleuchtend und nachdrücklich, daß der ganze Kriegsrath auf ſeine Seite trat, und daß man einſtimmig beſchloß, dem Oliman keine Gnade zu geben. Der Kardinal erklärte ſich mit der äuſſerſten Heftigkeit gegen dieſen Schluß und entfernte ſich aus dem Kriegsrathe, mit der Verſicherung, daß er troz demſelben dem Oliman freyen Abzug verſchaffen würde. Das Wohl von Siebenbürgen erforderte es.

Wirklich bot er, ohne daß Caſtalda darum wußte, dem Oliman Kapitulation an, der ſie, bey der dringenden Verlegenheit, worin er war, willig und ohne Aufſchub annahm. Martinuzzi verſprach ihm freyes Geleit für ſich und die Beſatzung, die aus tauſend Türken beſtand, und bewilligte ihm ſeine Waffen und Bagage. So zogen die Türken während der Nacht unangehalten ab. Den andern Morgen hatte Oliman eine geheime Unterredung mit Martinuzzi, der ihn nach derſelben durch ein Eskorte von tauſend Pferden in Sicherheit bringen ließ.

Dieſer Schritt brachte den General Caſtalda immer näher zur Ausführung des Befehls, den ihm Ferdinand in Abſicht der Ermordung des Cardinals gegeben hatte. Er wartete nur auf eine Gelegenheit, wo derſelbe ohne Geräuſch und Aufſtand vollſtrekt werden könnte. Bis dahin benahm er ſich mit der tiefſten Verſtellung gegen ihn und ſöhnte ſich dem Anſcheine nach völlig wieder mit ihm aus. Sie zogen

in Lippa ein und lieſſen die beſchädigten Werke wiedrr herſtellen. Unterdeſſen wiederholte Ferdinand jenen Befehl um ſo dringender, da der Kardinal durch den Vorfall mit Oliman ſeine Geſinnung ſo unverſteckt kund gegeben hatte.

Endlich fand ſich die gewünſchte Gelegenheit. Der Kardinal that eine Reiſe nach Fink, einem Luſtſchloſſe, das er in einer ſehr angenehmen Gegend hatte bauen laſſen. Er wollte dort eine Zeitlang bleiben um ſich von ſeinen bisherigen ſchweren Geſchäften zu erholen. Dort glaubte Caſtalda ſeinen Plan am ſicherſten ausführen zu können. Er folgte dem Kardinal unter Begleitung eines Theils ſeiner ſpaniſchen Truppen, die er ohne Geräuſch nachkommen ließ, damit der Kardinal ſich nicht anders beſinne. Aber dieſer hatte nicht den entfernteſten Verdacht; und ſeine Leibwache von zweitauſend Mann ließ vollends keinen aufkommen. Er empfing den General ſehr freundſchaftlich und gab ihm auf ſeinem Schloſſe

und ſeinen Spaniern, in dem Dorfe Vins, Quartier. Leztere hatten von Caſtalda den Befehl, ſich auf den Fall, daß er ſie brauchte, bereit zu halten.

Nun ſprach er mit einem gewiſſen Marquis Palavicini über ſeine Unternehmung. Ferdinand hatte ihm ausdrücklich dieſen Mann zur Ausführung derſelben empfohlen. Caſtalda erklärte ihm alſo, er müßte die Ermordung des Kardinals perſönlich leiten. Die Unternehmung wäre nicht leicht und der Erfolg derſelben freilich ungewiß; aber Ferdinand hätte ſein unbedingtes Vertrauen diesfalls auf ihn geſezt und er dürfte daſſelbe nicht Lügen ſtrafen. Binnen zwölf Stunden müßte alles gethan ſeyn.

Palavicini ergrif dieſe Gelegenheit, ſich den römiſchen König zu verbinden, mit beiden Händen, und bat den General, daß er ihm auf der Stelle nähere Anweiſung verſchaffen möchte. Gemach machte dieſer, um alles zu dem entſchei-

ſcheidenden Streiche vorzubereiten, dem Kardinal einen Beſuch, unter dem Vorwande, ſeine Befehle in Abſicht der Einquartirung einiger Soldaten zu vernehmen. Er fand ihn gerade im Begriff, die Meſſe zu hören. Nach der Meſſe ſprach Caſtalda über den angezeigten Gegenſtand mit ihm, und muſterte das Zimmer des Kardinals und alle übrigen Gelegenheiten, die ihm bey ſeinen Vorhaben zu ſtatten kommen könnten. Er entfernte ſich endlich wieder.

Nun ließ er einen gewiſſen Hauptmann, Andreas Lopez, zu ſich kommen und entdeckte ihm, daß er Willens ſey, die künftige Nacht dem Kardinal umbringen zu laſſen. Ferdinand wollte es, und ihn hätte er als einen entſchloſſenen Mann zu dieſer Unternehmung vorgeſchlagen. Der Hauptmann Monina, der Chevalier Campeggio und der Marquis Palavicini ſollten ihm dabey gewärtig ſeyn. Sie ſollten des Streichs nicht verfehlen, denn der Verluſt von Siebenbürgen und ihr eigenes Le-

ben ſtände darauf. Dieſe That würde zwar einigen Aufſtand im Lande machen, aber er würde den Folgen deſſelben zuvor zu kommen wiſſen.

Zugleich gab er dem Hauptmann Lopez Befehl, vier und zwanzig der entſchloſſenſten Spanier auszuſuchen und ſie ſechs und ſechs in jeden der vier Thürme des Schloſſes ſchlüpfen zu laſſen, um dort ihre fernere Beſtimmung zu erwarten. Der Hauptmann Avila bekam den Auftrag, ſeine Leute den andern Morgen um ſechs Uhr in Reih und Gliedern vor den Schloſſe bereit zu halten und ſolchergeſtalt weitere Befehle zu erwarten.

Die Nacht brach an. Sie war regneriſch und ſtürmiſch und verkündigte einen eben ſo unfreundlichen Tag. Demnach hatte der Kardinal für den andern Morgen Befehle zu ſeiner

Abreiſe

Abreiſe von Bins gegeben. Seine Heiducken öffneten vor Anbruche des Tages die Thore des Schloſſes, um die Bagage heraus zu laſſen. Dieſe Gelegenheit nuzte Lopez um ſeine vier und zwanzig Spanier ſich in das Schloß ſtehlen zu laſſen. Als dies glücklich vollbracht war, ſuchte er den General Caſtalda auf, der ihn mit Palavicini erwartete. Letzterer hatte die Unternehmung eingeleitet. Ihm zur Seite waren vier italieniſche Edelleute, Monino, Campeggio, Scaramuccia und Piacentino: alle kühne und mutige Männer. Lopez hatte auch noch vier Spanier bey der Hand, die er zu dieſer Unternehmung ausgehoben hatte.

Als der Tag grauete, verfügte ſich Palavicini mit allen ſeinen Leuten nach dem Zimmer des Kardinals, dem nicht der geringſte Verdacht gekommen war. Sein Sekretär argwöhnte zwar, daß die Erſcheinung dieſer Herrn

zu solch einer Zeit irgend eine gefährliche Absicht haben könnte; aber einige darunter hielten ihn sehr geschickt hin, während der Sekretär des Castalda, Anton Ferraro, der die Mörder anführen sollte, erschien und vorgab, er hätte einige Briefschaften, die der Kardinal noch unterschreiben müßte, ehe der Marquis Palavicini abreiste, der im Begriff wäre, nach Wien abzugehen, vorher aber Abschied von Sr. Eminenz nehmen und seine etwanigen Befehle erwarten wollte. Der Kardinal war dem Ferraro gewogen, und da er oft Geschäfte mit ihm hatte: so hatte er Befehl gegeben, ihn zu jeder Stunde bey Tage oder bey Nacht in sein Zimmer zu lassen, weil dringende Vorfälle dies nöthig machen könnten. Castalda hatte schon vorher, um sein Spiel zu decken, eben diesen Ferraro seit sieben oder acht Stunden wiederholt zum Kardinal geschickt und immer gerade zu einer Zeit, die

diesem

dieſem nicht die bequemſte war, damit ſeine Leute es gewohnt würden, ihn zu ungewöhnlichen Stunden kommen und gehn zu ſehen, und ihn auch dann zum Kardinal hinein lieſſen, wenn der entſcheidende Streich auf ihn geführt werden ſollte. Sobald alſo der Sekretär erklärte, er habe mit dem Kardinal zu ſprechen, ließ ihn der Kämmerier ohne Anſtand hinein. Palavicini folgte ihm auf den Fuß und ſtellte, als er hinein war, das Knie zwiſchen die Thüre, ſo, daß das Zimmer nicht zugemacht werden konnte. Der Kardinal ſaß im Hemde da, hatte bloß einen langen Leibrock, der vorne offen war, übergeworfen, und ſich auf einen Tiſch gelehnt, auf welchem ſein Breviarium, eine Uhr und einige Papiere lagen. Ferraro näherte ſich ihm und ſagte, der Marquis Palavicini wäre in Begriff nach Wien zu reiſen und erwartete ſeine Befehle; er mögte ſeine Depeſchen, die er ihm hiermit vorlegte, un-

terzeichnen. Der Kardinal nahm die Briefe, las sie, und war eben im Begriff, seinen Namen zu unterzeichnen, als ihm Ferrare plötzlich seinen Dolch in die Brust stieß; und, da dieser erste Stich nicht tödtlich war und der Kardinal um Hülfe schreien wollte, ihn herauszog, und ihm einen zweyten und fünften in den Leib gab, der ihn rückwärts stürzte. Palastrini brach nun auch ins Zimmer, und gab dem Kardinal einen Streich, der ihm den Kopf spaltete, während die übrigen Mörder ihre Pistolen auf ihn abfeuerten.

Dies war das Ende eines der unbeständigsten, stolzesten und habsüchtigsten Menschen. Einige Geschichtsschreiber finden es merkwürdig, daß er es auf eine so fürchterliche Art auf diesem Schlosse fand, das er auf den Ruinen einer Abtey hatte erbauen lassen. Der Abt soll es ihm vorher gesagt und ihn gewarnt haben.

haben. Aber dieſe Geſchichtsſchreiber ſind theils Mönche, theils Verehrer der Mönche.

Unterdeſſen erwartete Caſtalda mit Ungeduld die Nachricht von dem Tode des Kardinals. Sobald er deſſen gewiß war, eilte er hinunter, ließ ſeine Soldaten herein, vertrieb die Helfershelfer des Kardinals, und gab die nöthigen Befehle, im Fall die Leute des Kardinals ſich wehren ſollten. Wirklich wollte die Leibwache Widerſtand thun, als ſie aber den General gegen alles gefaßt fand, zog ſie ſich in Unordnung zurück und ließ den Leichnam ihres Herrn in den Händen ſeiner Mörder. Er blieb einige Tage unbegraben und nackt liegen. Der Froſt durchdrang ihn und machte ihn ſtarr wie einen Marmorblock. Kopf und Arme waren abgehauen, das Blut war auf den Wunden angefroren und das Ganze gab einen ſchrecklichen und rührenden Anblick zugleich.

Endlich entſchloſſen ſich einige ſeiner Freunde, ihn aufzuheben und zu begraben, und man hinderte ſie nicht dabey, weil die Zeit vorüber war, wo man ſich vor ihm fürchtete. .. Sie ſchafften ihn nach Weiſſenburg und ſetzten ihn mitten in der Hauptkirche neben dem Grabmale des Königs Johann Corvinus bey, das Caſtalda auf Ferdinands Befehl neu hatte errichten laſſen.

Die Beſatzung, die Caſtalda auf dem Schloſſe Bine zurückließ, plünderte es, nahm den Sekretär des Kardinals feſt und zwang ihn zu entdecken, wo ſein Herr ſein Silberwerk und ſeine Schätze verborgen hätte. Sie fanden in dem Zimmer, wo er umgebracht worden war, zwölftauſend Dukaten in einem Käſtchen, deren ſich Lopez bemächtigte, und die er zum Theil unter die Soldaten ausſpendete. Als Caſtalda dieſe Unordnungen erfuhr, ſchickte

er

er einige Offiziere ab, die das Geld und das Hausgeräthe, tausend Dukaten an Werth, wieder herbey schaffen mußten.

Unterdessen berichtete Castalda über das Ganze an Ferdinand, gab ihm Nachricht, was er für Anstalten gegen die Anhänger des Kardinals getroffen, und daß sich einige Plätze ohne großen Widerstand ergeben hätten; und bat ihn, Kommissarien zu schicken, die ein Inventarium über die Besitzthümer des Kardinals verfertigen und Plünderung verhüten sollten. Die Kommissarien kamen und fanden tausend sieben hundert und vier und vierzig Mark gediegnes Geld, vier tausend sieben hundert und drey und neunzig Mark Silber, tausend goldne Medaillen, jede vier Dukaten schwer, zwanzig große und reiche Goldstufen, sechs große Gefässe von Silber und vergoldet, einige Ketten, sechs Mark Gold schwer, zwey und dreyßig vergoldete Be-

cher von getriebener Arbeit, sechzig goldene Krüge mit allen Arten von Edelsteinen besetzt, ein großes Kreuz von Diamanten und Rubinen, sechs und dreyßig silberne Doppelbecher, zwölf Pokäle, eben so viel Krüge, eine große Menge silberner Tassen, Schüsseln und Teller von allen Arten und Formen, einige Gebinde kostbarer Zobelpelze, jedes Gebinde von achtzig bis hundert Häuten, einen großen Vorrath von andern kostbaren Pelzwerk, einige Saphyre von hohem Werth, und zu dem allen solch eine Menge Hausgeräthe, Tapeten und Gold- und Silberstoffe, daß es unmöglich war, sie einzeln zu inventiren. Im Stalle fand man dreyhundert Pferde von einer einzigen Race, eine große Menge türkischer und anderer Pferde und Maulesel, die Ferdinand sämmtlich seinem Sohne Maximilian schenkte.

Die

Die Königin Isabelle schrieb an Ferdinand und bat, daß er ihr zurückgeben mögte, was von ihrem Gemal darunter herstammte und dessen sich der Kardinal zu bemächtigen gewußt hätte. Castalda erhielt Auftrag, nachzusehen, und ihr alles wieder zuzustellen. Die Kommissarien hatten Befehl, dem General Castalda und den Anführern der Ermordung, wie ihren Helfern, Geschenke zu machen. Alle bekamen ausser diesen noch einen lebenslänglichen Jahrgehalt.

Als die Nachricht von der Ermordung des Kardinals nach Rom kam, ward der Papst so aufgebracht darüber, daß er eine Exkommunikationsbulle gegen Ferdinand und gegen die Mörder des Kardinals ergehen ließ. Der Gesandte Ferdinands erklärte dem Papst die Gründe dieses gewaltthätigen Schrittes. Der Papst erwiederte mit Heftigkeit: Warum

empfahl

empfahl mir erſt euer Herr den Mann, als redlich, thätig und der Chriſtenheit nützlich? Warum verſchafte er ihm den Kardinalshut? — Er könnte nicht glauben, ſetzte er hinzu, daß ſich alles ſo verhielte, wie man ſagte: der Kardinal könnte nicht ſo plötzlich ſeine Geſinnung geändert haben; es ſchiene vielmehr, daß man ihn aus Privathaß und aus Gier nach ſeinen Schätzen umgebracht hätte. Aber dieſe müßten an den heiligen Stuhl fallen, weil der Kardinal ohne Teſtament geſtorben wäre. Er könnte nicht dazu ſchweigen, daß man das Hut eines Kardinals vergoſſen hätte, ohne auf ſeinen Orden und auf ſeine Würde zu achten. — So machte der Papſt den Schritt Ferdinands immer fürchterlicher aus und erklärte, die Exkommunikation könnte nicht aufgehoben werden. Indeſſen, da die Geſandten immer von neuem verhandelten, ernannte er drey Kardinäle, welche die Ermordung des Martinuzzi und deren Gründe unterſuchen

ſuchen und Kommiſſarien abſchicken ſollten, die ſich an Ort und Stelle über das Ganze unterrichten und ſich der Verlaſſenſchaft des Kardinals im Namen der apoſtoliſchen Kammer bemächtigen könnten. Die Geſandten ſtellten vor, daß es unnütz ſey, Kommiſſarien abzuſchicken, weil Ferdinand ſchon über die Hinterlaſſenſchaft verfügt und ſie zur Beſoldung der Truppen und zu andern Erforderniſſen des Türkenkriegs angelegt hätte; und überdieß wäre ſie auch nicht ſo ſtark befunden worden, als man vermuthet hätte. Auch verſicherten ſie, die Kommiſſarien würden finden, daß der Kardinal mit den Türken unterhandelt hätte, um die Chriſten aus Siebenbürgen zu vertreiben, ſich gegen einen jährlichen Tribut an Jene, zum unumſchränkten Herrn des Landes zu machen, auch alles niederhauen zu laſſen, was ſich für Ferdinand erklärte.

Deſſen ungeachtet ließ der Payſt nicht nach, weil ihm die Freunde des Kardinals berichtet hatten, er ſey blos durch eine Verſchwörung, welche der Neid wider ihn aufgeregt, gefallen. Caſtalda und die übrigen Anführer von Ferdinands Völkern wären neidiſch auf den großen Einfluß des Kardinals geweſen, hätten vielleicht auch befürchtet, daß er dem Sohne des Königs Johann den Beſitz von Siebenbürgen wieder verſchaffen mögte: alſo hätten ſie ihn des Verraths bey Ferdinand angeklagt und dieſer hätte ihnen leicht geglaubt, weil ihm an dem Beſitze des Landes gelegen geweſen wäre.

Ferdinand ſandte gleich nach der Ankunft der päpſtlichen Kommiſſarien in Wien den Befehl an Caſtalda, ihm alle Zeugniſſe gegen den Kardinal zuzufertigen. Man hörte einen von des Kardinals Sekretären, ſeinen Kanzler und Andere ab, die einige gravierende Dinge gegen ihren

ihren Herrn aussagten; aber ihre Aussagen waren durch keine Zeugen unterstützt und widersprachen sich in einigen Punkten. So ward es dem Géneral Castalda schwer, Data aufzubringen, die man dem Ermordeten hätte zur Last legen können; indeß schickte er doch, was er an Zeugnissen wider ihn hatte samlen können, nach Wien, von wo aus das Ganze durch die Kommissarien nach Rom übermacht wurde. Die drey Kardinäle untersuchten die Aussagen, und da die Botschafter Ferdinands denselben durch Gold das Gewicht gaben, was ihnen an Evidenz abgieng: so fiel die Sentenz: wenn die Aussagen gegründet wären, so müßten Ferdinand und alle seine Mitschuldigen von aller Strafe frey gesprochen werden. Da aber diese Sentenz nicht positiv, und der Prozeß dadurch nicht geendigt war: so drangen die Botschafter Ferdinands so lange in den Papst, bis er unbedingt, wenigstens in Absicht Ferdinands,

darüber

darüber absprach. Ferdinand ging nun wieder in die Kirche und hörte die Messe, was er bis dahin nicht gewagt hatte.

II.

Geſchichte der Camiſarden.

Bey Gelegenheit der jetzigen Revolution in Frankreich von neuen erzählt.

Die Leſer werden bald ſehen, warum man die Geſchichte derſelben gerade jetzt von neuen zu erzählen ſich entſchloſſen hat. Was neuerlich in Frankreich vorgegangen iſt, und noch vorgeht, hat den Verf. darauf gebracht, und er hofft, daß es vielen Leſern angenehm ſeyn wird, zu bemerken, daß ſich jetzt der Nationalcharakter in Paris gerade ſo zeigt, als er ſich damals in den Sevennen zeigte. Uebrigens hat er bey ſeiner Erzählung die Hiſtoire des Camiſards, Londres 1714. und die Hiſtoire du Fanatiſme, Paris 1733 zum Grunde gelegt, weil erſtre für und letztre wider die Camiſarden Partey nimmt.

Geſchichte der Camiſarden.

Erſte Abtheilung.

Die Geſchichte der Camiſarden iſt die Geſchichte der empörten Menſchheit, die ihre Rechte vernichtet ſieht, und für die Reklamation derſelben tyranniſch beſtraft wird.

Der Wurm, der ſich unter die Füße getreten fühlt, ſtrengt im Nu ſeine ganze Kraft an, ſich zu retten; wer ſich von drey andern angegriffen ſieht, wird im Ausbruche wilder Verzweiflung oft ſo ſtark, als dieſe drey. Verzweiflung wägt alles, weil ſie nichts zu verlieren hat, und in ihren Exploſionen ſchont ſie ſelbſt des allmächtigen Schöpfers nicht, weil

er nur mit Vernichtung darauf antworten kann.

Aus dieſem Umſtande erkläre man es ſich, wie eine Handvoll Bauern, ohne Erfahrung, ohne Diſciplin, ohne andere Anführer, als ſolche, welche die verzweifelſten unter ihnen waren, drey Jahre hindurch einer überlegenen Anzahl diſciplinirter, kriegserfahrner, von Feldherrn angeführter Truppen, die unter den Waffen aufgewachſen waren, Stand halten, ſie faſt immer und überall zurück werfen und ſchlagen, tauſende von ihnen entweder niederhauen oder gefangen nehmen, oder in Unordnung bringen, und zwey Marſchälle von Frankreich, an der Spitze von zwanzigtauſend Köpfen, zwingen konnten, mit ihnen um Ruhe und Frieden zu handeln, und endlich dieſe Ruhe und dieſen Frieden von ihnen zu erkaufen, die weder Schrecken noch Gewalt der Waffen, noch Machtgebot des Monarchen für das Land zu erringen im Stande waren. — Dies Beyſpiel iſt faſt einzig in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts.

Die

Die Bewohner der Sevennen *) waren von jeher eifrige Anhänger des reformirten Bekenntniſſes geweſen. Auch ſie trafen unter Ludwig XIV. die Verfolgungen, die der Fanatismus über die Unkatholiſchen verhängte. Auch ſie wurden ſeit dem Widerrufe des Edikts von Nantes durch Dragoner entweder bekehrt oder niedergehauen, und durch ſchwärmeriſche Abbe's entweder zum Galgen oder zum Himmel befördert. Rechtgläubig oder todt! riefen ihnen Prieſter an der Spitze von Fanatikern in Uniform zu: der König will es! Aber ſie antworteten: Unſer Leben und unſre Haabe opfern wir dem König auf, wenn er es verlangt, aber unſer Gewiſſen gehört Gott, wir können nicht darüber verfügen.

*) So heißt ein gebürgigter Landesſtrich in Languedoc, der gegen Morgen durch die Rhone von Dauphine getrennt und gegen Mittag von Niederlanguedoc, gegen Abend von Rovergue und gegen Mitternacht von Auvergne begränzt wird.

Dieſe Antwort hätte Männern genügt, welche die Rechte der Menſchheit zu vertheidigen gehabt hätten, aber nicht alſo Menſchen, welche die Rechte der Gottheit geltend zu machen glaubten. Sie fiengen bald an, ihre Drohungen zur Wirklichkeit zu bringen, anfangs durch Schrecken, dann durch wirklich grauſame Thätlichkeiten. Haufen von Soldaten drangen mitten in der Nacht mit bloſſen Säbeln in die Häuſer, hielten ſie über die Unglücklichen geſchwungen und riefen: Todt, todt, oder katholiſch! Jetzt floß noch kein Blut, aber Thränen genug. Der Vater zitterte für die Mutter, die Mutter für die Kinder, die Kinder für die Eltern, und im Ausbruche des Schreckens bekannte mancher Mund, was das Herz nicht bekannte.

Aber dieſe Methode dünkte die Bekehrer viel zu langweilig. Man errichtete Folterbänke und Galgen, hing die Unglüklichen bey den Füßen über ihre Kamine auf, und bekehrte ſie über einem Schmauchfeuer; ließ ſie an langen Seilen in tiefe Brunnen hinab bis an das

Kinn

Kinn ins Waſſer und ſchrie ihnen zu: Schwört ab, oder erſauft! Andere ließ man in dreymal vier und zwanzig Stunden nicht ſchlafen; andern riß man die Nägel ab, andere ſtichelte man vom Kopf bis zu den Füßen ſo lange mit Nadeln, bis ſie abſchworen.

Man glaube nicht, daß wir einen Kirchenvater kopiren, der die Chriſtenverfolgungen unter Nero und Diokletian mahlt. Wir ſprechen auf das Wort von Gewährsmännern *) nach, die zum Theil Augenzeugen dieſer empörenden Auftritte waren. Der Fanatismus iſt von jeher unerbittlich und methodiſch grauſam geweſen. Er iſt zunächſt das Kind der beleidigten Eigenliebe, die ſich von Gott ſelbſt auf den Händen getragen glaubt, und ſich doch von Geſchöpfen verachtet ſieht, die ſie ſelbſt verachtet. Dies iſt der Stachel, der ein Lamm in einen Wolf verwandeln kann.

*) S. Etat des Reformés en Franc, a la Haye 1685. Hiſtor. de la France ſous le Regne de Louis XIV. par (Larrey) T. VII. u. VIII.

Die Liſten der Bekehrten wurden nach Hofe geſchickt, aber man verſchwieg ſorgfältig, daß Gewalt das meiſte dabey gethan hätte. Ludwig XIV. war wohl ſchwach, aber nicht grauſam; und ſo eifrig katholiſch er auch im Bette ſeiner letzten Maitreſſe geworden war, würde er doch ſchon dieſes Umſtandes wegen, nie geduldet haben, daß man ſeine Unterthanen auf der Folterbank zu eifrigen Katholiken machte. Man ſpiegelte ihm alſo das Ganze als Wirkung der Gnade Gottes vor, die ſeinen Eifer belohnen wollte; und Madame Maintenon nährte bey ihm große Achtung für dieſe Gnade Gottes; weil ſie gern in ſeiner Gnade bleiben wollte.

Unterdeſſen gingen die Verfolgungen fort. Man riß die Kirchen der Reformirten nieder, verjagte ihre Prieſter, führte ſie gewaltthätig zu katholiſchen Beichtvätern, die ihnen die Hoſtie einzwangen, wie man Kindern bittre Medicin einzwingt, und man ſezte Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten vor ihre Häuſer, die jeden ihrer Schritte bewachten. Man traute ſeinem Werke nicht,

nicht und es war natürlich, daß man in jedem Neubekehrten einen Heuchler sah.

Immer noch trieben die Unterdrückten noch nicht Gewalt mit Gewalt ab: sie stahlen sich unter den Augen ihrer Verfolger in Höhlen, Wälder, und Klüfte, und dienten dort nach ihrer Weise dem ewigen Wesen mit einem Feuer, das der Druck in allerhöchste Schwärmerey und unbedingte Ergebung verwandelt hatte. Sie ersetzten den Ungehorsam gegen ihren König mit dem feurigsten Gehorsam gegen Gott; und wenn sie in ihren Höhlen überfallen, oder bey der Zurückkunft aus denselben überrascht und grausam gemishandelt wurden, fügten sie sich mit einer Gelassenheit darein, die um Gotteswillen alle Martern duldete, wenn ihre Verfolger um Gotteswillen alle Martern über sie verhängten.

Einer der unerbittlichsten und grausamsten unsern letztern war der Abbe von Chaila. Einmal hatte er gehört, daß die Reformirten eine Versammlung in der Nachbarschaft des Dorfes Pont de Montvert hielten. Er verlang-

te und erhielt eine Anzahl Soldaten, die ſich in Hinterhalt legten und als die Verſammlung geendigt war, gegen ſechzig Hugenotten aufgriffen. Vor der Hand ließ der Abbe, einige davon henken und die übrigen auf das Schloß führen, das er bewohnte.

Traurige Zufälle dieſer Art waren in den Sevennen nicht ſelten geweſen. Sie hatten den dabey verwickelten Familien Leiden und Kummer gemacht, doch ohne ſie zu Thätlichkeiten aufzuregen. Auch jetzt, da einige der Gefangenen, die Mittel gefunden hätten zu entfliehen, ihren Glaubensgenoſſen Nachricht von der Unmenſchlichkeit des Chaila gaben, antwortete der große Haufen nur mit Seufzern und Thränen darauf. Aber mitten unter ihnen ſtand ein junger Mann ſprachlos, ohne Gefühl und Bewegung wie es ſchien, aber im Herzen wilde Verzweiflung, eine Zeitlang da, und rief endlich im Ausbruche des bitterſten Schmerzes: Nein, ich will ſie nicht verlaſſen! Ich muß ſie wieder haben, oder ſterben!

Dieſe

Dieſe Worte galten einem reformirten Mädchen, das mit den übrigen aufgehoben und im Schloße Pont de Montvert eingeſperrt war. Sie war die verlobte Braut des jungen Mannes und hatte in drey Tagen ſeine Gattin werden ſollen.

Brüder, fuhr er fort, der Abbe iſt ein Prieſter und nicht unſer König. Wir können ihn ohne Bedenken zwingen, unſre Leute herauszugeben. Glaubt mir das, und kommt mit.

Perier, ſo hieß der junge Landmann, ſah, daß ſeine Glaubensgenoſſen unentſchloſſen waren. Gut, ſagte er, wir wollen weiter drüber nachdenken und dann ſehen. Er beſchied ſie auf den folgenden Tag wieder an Ort und Stelle. Bis dahin ging er von Haus zu Haus und gewann alle für ſeinen Vorſatz. Sein Muth theilte ſich den übrigen mit und an dem beſtimmten Tage (es war der 24. Jul. des Jahrs 1702.) waren mehr als hundert junge feurige und entſchloßne Männer mit Gabeln, Senſen, Flinten und Säbeln bewaf-

net

net beysammen. Perier sprach mit einer natürlichen aber eindringenden Beredsamkeit zu ihnen und befestigte ihren Vorsatz. Sie erwählten ihn einmüthig zu ihrem Anführer.

Unter diesen jungen Männern war kein einziger, dem man nicht einen Vater, eine Mutter, einen Bruder, eine Schwester oder einen andern Verwandten entrissen gehabt hätte. Kindliche Liebe und Mitleid wirkten bey ihnen das, was die Liebe zu seinem Mädchen bey Perier wirkte.

Dieser fing damit an, daß er eine Art von Disciplin unter seinem Haufen einführte. In der ersten Hitze hatte man von Ermordung des Abbe von Chaila gesprochen. Diesen Vorsatz redete ihnen Perier mit Feuer und Nachdruck aus. Er stellte ihnen die fürchterlichen Folgen, die er haben könnte, vor und machte ihnen begreiflich, daß der Schwur, den sie ihm als Anführer gethan, ihn berechtigte, die Widerspenstigen streng zu bestrafen.

Periers Vorstellungen wirkten auf seine Leute so stark, daß sie von neuem in Versiche-

run-

tungen ihrer Treue und ihres Gehorſams, aus-brachen. Sie zogen ab und kamen mit Anbruch der Nacht vor dem Schloße von Pont de Montvert an. Alles war ſtill in demſelben. Die Thore waren verrammelt, denn der Abbe hatte Nachricht von ihrem Vorſatze bekommen. Er hatte ſein Hausgeſinde bewafnet, und einige Soldaten, die bey ihm waren, hatten ihm verſichert, daß ihre ſcharfen Patronen dies Geſindel bald auseinander ſtieben würden.

Perier unterſuchte das zu überwältigende Schloß und fand, das es keine ſchwere Arbeit ſeyn würde. Da er aber Gewalt zu vermeiden Willens war, wenn man ihm die Gefangenen auslieferte, ſo beſchloß er, vorher zu unterhandeln. Er rief alſo ſo ſtark, daß man ihn wohl vernehmen konnte, vor dem Thore des Schloßes: „Wir ſind nicht gekommen um Gewalt zu brauchen. Wir wollen blos unſere Leute heraus haben!“ — Einige Flintenſchüſſe, die ein paar ſeiner Leute beſchädigten, waren die Antwort

auf

auf seine Aufforderung. Muth gefaßt, Leute, sagte er: und mir gefolgt!

Er stellte sie vor dem Hauptthore des Schloßes in Ordnung. Ueber demselben hatte er einen Vorsprung bemerkt, der sie vor dem Feuer aus den Fenstern sicherte. Drey der Stärksten mußten einen Balken aufheben, der in der Nähe lag, und mit demselben wie mit einem römischen Sturmbocke wider das Thor rennen, einige andere halfen ihnen, und sie führten die Stöße mit solcher Gewalt, daß das Thor bald gesprengt war. Als aber Perier bemerkte, daß seine Leute, sobald das Thor stürzte, wild in das Schloß rennen wollten, hieß er sie zusammen und ließ sie in Ordnung vorrücken.

Niemand in dem Schloße zeigte und regte sich. Er gab also eine Art von Wache ab. Indem er eine der Schildwachen ausstellte, bemerkte er jemand, der sich aus einem Fenster retten wollte. Er ging hinzu und erkannte den Abbe von Chaila „Fürchtet nichts, sagte er zu ihm: aber gebt unsre Leute heraus.“ Der Abbe fürchtete für seinen Hals. Er warf

sich

ſich dem Perier zu Füßen und bat um Gnade. — „Iſt nicht nöthig, ſagte Perier,: meine Leute thun euch nichts. Es ward ihnen unterſagt ehe wir auszogen.“ Der Abbe erholte ſich von ſeinem Schrecken, verſprach alles was man verlangte, gab die Gefangnen los, ließ Erfriſchungen bringen und befahl ſeinen Leuten d'obéir en tout point à Monſieur le Commandant.

Alles ging gut ab. Die Auftritte von kindlicher, brüderlicher, und ſchweſterlicher Liebe, die zwiſchen den Gefangnen und ihren Rettern vorfielen, beſchäftigten die Herzen Aller. Perier ging voll Entzücken mit ſeinem Mädchen Arm in Arm im Schloßhof auf und ab.

Plötzlich regte ſich der Dämon des Fanatismus auf der andern Seite. Ein Cathuſiaſt, der unter den Reformirten war, hatte keinen Vater und keine Schweſter und keine Braut zu beſtreyen gehabt. Er ſprach mit den Gefangenen über die Mißhandlungen, die ihnen wiederfahren waren, ließ

ſich

ſah ihre verrenkten Finger, ihre verſtauchten Hände und ihre übrigen zum Theil noch blutenden Schäden zeigen, und über dieſer Betrachtung, geriethen er und ſie in eine unaufhaltſame Wuth. Sie ſuchten den Abbe auf, fielen über ihn her, ſchleiften ihn aus den Schloße, und warfen ihn mit Steinen todt, bevor noch Perier Zeit bekam, ihn zu retten. Dieſer war auſſer ſich vor Zorn. Aber die Schuldigen beſtanden darauf, daß ſie ſeine Befehle nicht gewußt hätten. Er konnte das Geſchehene nicht ungeſchehen machen. Mit Tagesanbruch zog er ohne Geräuſch ab und nahm nichts aus dem Schloße mit ſich, als die Waffen, die ſich auf denſelben gefunden hatten. Nichts von allem übrigen durfte angerührt werden. Ungefähr eine halbe Meile von Pont de Montvert bey dem verfallnen Schloße von Vinbouches machte er halt, um abzuwarten, was jene blutige That für Folgen haben würde. Er verſchanzte ſich hinter demſelben, und ſchickte Botſchafter ab, die horchen mußten, was man wider die Mörder des Chaila verfügte. Sie kamen bald mit der traurigen

gen Nachricht zurück, daß man Unterſuchungen angeſtellt, daß man im Schloſſe von Pont de Montvert das Nahmenverzeichniß der Gefangenen gefunden hätte und wüßte, daß ſie bey Vinbouches ſich aufhielten. Ein Detachement Truppen ſey im Anzuge um ſie aufzuheben.

Perier hielt Rath. Man beſchloß, ſich zu trennen. Jeder ſollte ſich auf Umwegen einen Zufluchtsort ſuchen, den er für den ſicherſten hielte.

Das Detachement vertheilte ſich, als es bey Vinbouches niemand fand, um die Camiſarden aufzuſuchen. Denn jetzt ward dieſer Name erſt berühmt. Den Urſprung hat er von folgendem Vorfalle:

Im Junius eben dieſes Jahres, alſo einige Wochen vor dem Ueberfalle von Pont de Montvert, hatte ſich ein Haufen von Reformirten und Katholiken zuſammen gerottet, um die Einnehmer der Kopfſteuer, die ihre Pflicht zu ſtrenge gethan hatten, eigenmächtig zu beſtrafen. Die Aufrührer hatten ſie zur Nachtzeit in ihren Häuſern überfallen und ſie mit

ihren Regiſtern am Halſe aufgehängt. Da dieſe Leute, die eine Zeitlang in dieſer Gegend ſpukten, ſich verkleidet hatten, und zwar ſo, daß ſie Ein Hemde über ihre Kleider und ein anderes über den Kopf geworfen hatten: ſo nennte man ſie Camiſards von dem Worte Camiſe, worein ihre Provinzialſprache das Wort Chemiſe verwandelt hatte.

Durch ein Mißverſtändnis legte man nach der Zeit dieſen Namen den Reformirten bey, die zu den Waffen gegriffen hatten, und zugleich ſchrieb man auch den Unfug jener Mörder auf ihre Rechnung.

Unterdeſſen wüthete der Geiſt des Fanatismus immer noch aus dem Menſchen, der die Veranlaſſung zu dem Morde des Chaila gegeben hatte. Er hieß Eſprit Seguier, und war eine Art von Geiſtlichen. Als Periers Leute bey Vinbeuches auseinander gingen, raffte er gegen dreyſig der Eifrigſten wieder zuſammen, zog mit ihnen nach Pont de Montvert, verbrannte das Schloß, und ſetzte die ganze Gegend herum in Feuer und Blut. Er ermor-

lete die katholiſchen Prieſter und alle Anhänger dieſes Bekenntniſſes jedes Geſchlechts, jedes Standes und Alters, und gab vor, der heilige Geiſt habe ihn geſandt und zu dieſen Unternehmungen geſtärkt. Das Schloß von Deveſe und die Dörfer Frugeires und Saint Andre de Lancise und ihre Kirchen waren das Theater dieſes fanatiſchen Wüthrichs und alle dieſe Greuel im Laufe von drey Tagen verübt.

Die übrigen Reformirten, die ſeiner Wuth nicht Einhalt thun konnten, zitterten vor den Folgen. Die Juſtiz bemächtigte ſich endlich ſeiner. Ein Detachement ſtieß auf ſeinen Haufen und zerſtreuete ihn beym erſten Angriffe. Man wollte vorzüglich den Anführer. Er war entwiſcht, aber man forſchte ſo lange nach ihm, bis man ihn fand und aufhob.

Die Kühnheit und Seelengröße (wenn Fanatismus Seelengröße genannt werden kann) die dieſer Mann bis zum lezten Augenblicke ſeiner Hinrichtung zeigte, ſind faſt unerhört. Der Offizier, der ihn feſt nehmen ließ, ſagte mit wilden Blicken zu ihm: „Unmenſch,

jezt hab' ich Dich! Was erwarteſt du für deine Schandthaten? — Was du zu erwarten hätteſt, wenn ich Dich hätte! erwiederte Seguier mit unbegreiflicher Kälte. Mit demſelben Phlegma erſchien er auch vor ſeinen Richtern. Sie verurtheilten ihn zum Holzſtoß. Er hörte dieſe Sentenz heiter, ſtill und voll Ergebung an. Sein Benehmen war beſcheiden, aber entſchloſſen, und ſeine Antworten gaben, wie ſein Stillſchweigen, den Anblick eines chriſtlichen Helden aus den Zeiten des Diokletian. Er blieb in ſeiner Rolle auch auf dem Holzſtoße und die Wuth der Flamme konnte ihm keine Klage, keinen Seufzer abpreſſen.

Die Anſtalten, die man von Seiten der Regierung gegen dieſe Unruhen traf, waren zu ſtürmiſch, als daß ſie der Erbitterung hätten ſteuern können. Die Truppen, welche die Camiſarden überall aufſuchten, und ein Blutgericht, das man zu Flora niedergeſezt hatte, verbreiteten überall Angſt und Schrecken. Sie gaben der Sache den Schein eines bürgerlichen

Krie-

Krieges, regten das Volk auf und machten, daß man das Uebel für fürchterlicher hielt, als es war. Indeß verſchaften ſie doch eine Zeitlang Ruhe. Seitdem der Haufen Periers auseinander gegangen und Seguier mit den Seinigen aufgerieben war, hatte man nichts mehr von Camiſarden gehört. Eine Proklamation, die man ergehen ließ, ſchien den Reformirten ſogar Hofnung zu machen, daß ſie bald das Ende dieſer Verfolgungen ſehen würden. Aber ſie ſchien es nur: denn hinter der Güte, Nachgiebigkeit und Weisheit, die ſie ſchau trug, war Treuloſigkeit, Intoleranz und Grauſamkeit verſteckt. Hier iſt ein kurzer Begriff ihres Inhalts: Der König gewährt nach ſeiner Gnade und Güte Generalparden und Losſpruch allen denen, die mittelbar oder unmittelbar an der Ermordung des Abbe von Chaila und allem übrigen darauf erfolgten Unfuge Theil gehabt haben, doch unter der Bedingung, daß die Schuldigen ihre Waffen niederlegen und ruhig in ihre Wohnungen zurückkehren, widrigenfalls ſie nach dem Verlauf einer beſtimmten Zeit für

Aufrührer erklärt und als ſolche verfolgt und gezüchtigt werden ſollen. —

Auf dieſe Verſicherung kamen viele der Flüchtlinge zurück. Man hob ſie auf und henkte ſie vor ihren eigenen Häuſern. So wollte es das vorhin erwähnte Blutgericht.

Nun ſetzte ſich alles, was reformirt war, auf flüchtigen Fuß und warf ſich haufenweiſe in Wälder und Höhlen. Man fragte ängſtlich einander: wo iſt Perier?

Dieſer erſchien bald an der Spitze eines neuen Haufens, der ſich aus den Trümmern des erſten gebildet und durch den Zutritt mehrern Braven verſtärkt hatte. Die übrigen Vertriebenen ſchlugen ſich dazu, und alles, was Waffen führen konnte, verband ſich, durch gleichen Eifer beſeelt, für ſein Bekenntniß, für ſeine Familie, für ſeine Freyheit und ſein Leben ſich bis auf den lezten Blutstropfen zu wehren.

Der Graf von Broglio, der die königlichen Truppen befehligte, ließ die Wohnungen aller derer verbrennen, die ſich aus Mis-

trauen auf die hinterliſtige Proklamation, oder aus Schrecken überhaupt, in die Gebürge gerettet hatten; und zog heran, um die Flüchtlinge zu überfallen und aufzuheben. Aber Perier, der dies erwartet hatte, traf zur rechten Zeit Gegenanſtalten, die um ſo wirkſamer waren, da er ſich durch Botſchafter von den Planen des Grafen, Nachricht zu verſchaffen gewußt hatte.

Seinen Standort hatte er in einem dicken Walde und in einer unzugängigen Gegend genommen. Dort entwarf er den Plan zu ſeinen Unternehmungen. Er erneuerte ſeine alten Einrichtungen und vermehrte ſie mit neuen. Da er ſich auf die gewöhnliche Kriegsdiſciplin nicht verſtand: ſo ſchuf er ſich eine neue, die ſeiner Lage angemeſſen war. Seine Leute muſten dieſe Kriegsgeſetze beſchwören.

Mit Anbruch der Nacht pflegte er kleinere Haufen abzuſchicken, die unausgeſezt kamen und gingen und Waffen und Lebensmittel zurückbrachten. So erhielt und bewafnete er ſeine Leute, die auſſer Flinten, Säbeln, Piſtolen und Bajonetten

noch ein Beil im Gürtel trugen, ein fürchterliches Waffenſtück, wenn es von einer männlichen Fauſt geführt wird. Einige der ſtärkſten hob er aus, bewafnete ſie mit Senſen und machte ein eigenes Korps daraus, deſſen er ſich nach der Zeit mit zerſtöhrendem Erfolge bediente.

Alle dieſe Verkehrungen hatte er getroffen, als er die Nachricht erhielt, daß ein Korps königlicher Truppen, dreyhundert Köpfe ſtark, bey dem Dorfe Karnule, eine Meile von ſeinem Standorte, eingetroffen ſey. Er beſchloß, die aufzuſuchen, die ihn ſuchten. Sein Anſchlag war überlegt. Er ging aus dem Dickigt hervor, und auf ſeinem Zuge bemerkte er ein Terrain, das zu ſeiner Unternehmung paßte. Es war ein Kreuzweg, mit einem dicken Gebüſche umfaßt, von dem aus man auf beyden Seiten die Straße beſtreichen konnte. Sein Haufen war ungefähr zweyhundert Köpfe ſtark. Er verbarg ihn bis auf funfzig die er für ſich behielt, in dem Gebüſch auf beyden Seiten der Straße und ließ ſie ſich dort niederlegen. Sei-

ne

ne Senſenknechte ſtellte er voran in das Gebüſch. Den übrigen Anführern gab er jedem ſeine beſondern Befehle, und er ſelbſt zog mit ſeinen Funfzigen den Weg hinan, den die königlichen Truppen kommen ſollten.

Er machte ſich bald von ihnen bemerkt, wandte ſich dann um, und gab ſich das Anſehn, als ob er vor ihnen hin fliehend eine Anhöhe erreichen wollte. Die Truppen machten eine Bewegung ihn abzuſchneiden; ſeine ſcheinbare Flucht ward übereilter, und er warf ſich in die Straſſe, wo ſein Hinterhalt verborgen lag. Dieſen hatte er nicht ſobald erreicht, als er ſich ſchwenkte und die Truppen mit feſtem Fuß erwartete. Dieſe kamen im Feuer des Nachſetzens aus Reih' und Gliedern und drängten ſich unordentlich an und in das Gebüſche. Plötzlich gab Perier ſein abgeredetes Signal und in eben dem Nu traf ein Hagel von Kugeln aus dem Hinterhalte die Truppen. Ein großer Theil davon ſtürzte und die übrigen wollten, überraſcht und erſchrocken, ſich durch die Flucht retten; aber auf ein zweytes Signal

traten die Seyſenknechte hervor, bildeten einen Halbcirkel über den Weg hin und verſperrten den Flüchtlingen den Rückzug. Nun ſtürzten von allen Seiten Camiſarden über ſie her und Bajonet, Säbel und Senſe trieben ſie auf, bis auf fünf, denen Perier kaltblütig auftrug, nach Bequemlichkeit zum Grafen von Broglio zurück zu gehen und ihm zu erzählen, daß und wie man ſie geſchlagen hätte.

Die Camiſarden verloren nur acht Männer in dieſem Handgemenge. Die Erſchlagenen plünderte und begrub man, ſo gut man konnte. Perier ſandte ein Detachement mit der errungenen Beute nach ſeinem Standorte, den er zugleich als ein Aſyl für die flüchtigen Familien brauchte. Er hatte daſelbſt eine kleine Anzahl von ſeinen Leuten zurückgelaſſen, die es bewachten und durch kleine Streifzüge in die umliegende Gegend ſich und den Weibern und Kindern, die ſie zu verſorgen hatten, nöthigen Unterhalt verſchaften.

Das Detachement ſtieß um Mitternacht wieder zu Perier und er ſezte ſich zum dreyten mal,

mal, minder ängſtlich als das erſtemal, bey dem Schleſſe von Vinbouches. Hier vernahm er, daß der Graf von Broglio an der Spitze von vierhundert Mann den Schimpf der königlichen Waffen in eigner Perſon abzuwaſchen Willens wäre.

Die Camiſarden waren leicht und ſchnell, wie die Hirſche, und in Thälern und auf Bergen zu Hauſe. Die königlichen Truppen waren ſchwerer und dieſen Umſtand nuzte Perier, um den Grafen beſtändig in Athem zu erhalten und ſeine Leute zu necken und zu ermüden. Sonach erſchien und verſchwand er bald hier bald dort wie ein Blitz und dies trieb er einige Tage hindurch ſo unausgeſezt, daß der Graf endlich müde ward und ſich nach Montpellier begab, um ſich zu erholen. Nur zuweilen kam er, die Poſten zu viſitiren, die er zerſtreut auf der Ebene zurückgelaſſen hatte.

Die königlichen Truppen waren, wie ihr Anführer, des Kletterns müde, und die Action von Karnule, verbunden mit unabläſſigen und

fruchtſ-

fruchtloſen Zügen und Gegenzügen, hatte ſie matt und muthlos gemacht.

Die Camiſarden nuzten dies, um ſich in ihren Wald zurück zu ziehen und für den jüngſt erfochtnen Sieg ein feyerliches Dankfeſt anzuſtellen. Die Andacht und das religieuſe Feuer, das die ganze Verſammlung beſeelte, entzündete die Schwächern unter ihnen mit einer Schwärmerey, die ihren Unternehmungen eine himmliſche Glorie umwarf, und die eingebildete Gabe der Prophezeyhung unter ihnen aufregte. Greiſe und Weiber waren jezt noch ihre Propheten; aber wir werden bald ſehen, daß ſelbſt ihre handfeſtern Männer und Anführer von dieſer göttlich geglaubten Raſerey angeſteckt wurden.

Sie behielten während dieſer Zeit der Ruhe die Hände nicht unthätig im Schooß. Sie thaten in kleinen Haufen Streifzüge in die benachbarten katholiſchen Dörfer. Eine ihrer Höhlen hatten ſie zu einem Zeughauſe, eine andere zu ihrem Proviantmagazin, eine dritte zu einer Kleiderkammer und eine vierte zu einem Lazareth

reth für Kranke und Verwundete eingerichtet. Die Furcht und Achtung, die man für ſie hatte, gaben ihnen Muth, ſich mehr heraus zu wagen. Im ganzen genommen war auch das Land auf ihrer Seite und unterſtützte und erhielt ſie ins geheim. Deshalb konnten ſie auch allmählig die Weiber, Kinder und Alten wieder zu ihren Familien zurück ſchicken, und ſich dadurch nicht blos von einer unbrauchbaren Bürde befreyen, ſondern ſich auch an ihnen Anhänger verſchaffen, die ihnen Botſchaft und Lebensmittel brachten. Perier hatte ſelbſt einige Katholiken durch ſeine Mannszucht, die es nie zu Raub und Plünderung kommen ließ, für ſich gewonnen. Sie kamen oft den Bedürfniſſen der Camiſarden ſogar zuvor und ſelten durften dieſe gewaltthätige Hand anlegen. Ihre Lage war ſolchergeſtalt wo nicht ruhig doch minder unglücklich geworden.

Der Glückswechſel ins Beſſere erheitert das Herz und feuert zu Unternehmungen an. In dieſer Stimmung waren einmal die Camiſarden während eines groſſen kriegeriſchen Schmauſes,

den sie von der Ausbeute der Jagd und einiger Streifereyen in die Nachbarschaft angestellt hatten. Ihr Anführer, der nur in so fern Bauer war, als er wie solcher gebohren und erzogen war, sagte während desselben: „die königlichen Truppen haben sich empfohlen. Es kömmt mir vor, als ob sie nach den Regeln der Höflichkeit mit uns umgehen wollten. Wenn das ist, so dürfen wir ihnen den Besuch, den sie uns bey Karnule gemacht haben, nicht schuldig bleiben. Ich möchte wohl, daß sich unsre Leute fertig machten.“

Man antwortete ihm in demselben Tone. Dies war des Abends. Der Befehl zum Aufbruche lautete: Sobald der Morgen grau't.

Alle die Nachrichten, die man von den königlichen Truppen hatte, liefen auf die einzige hinaus, daß sie ruhig in ihren Quartieren ständen. Perier wußte, daß ein Korps von ihnen, zweyhundert Köpfe stark, in einer Gegend

stand,

ſtand, deren Aus- und Zugänge ihm genau bekannt waren. Sein Verſatz war, dieſe Truppen, um ſeine Leute zu ſchonen, nicht auf ihrem Poſten anzugreifen, ſondern ſie heraus zu locken, und mit ihnen handgemein zu werden, und zugleich ſeine Leute in Uebung und Athem zu erhalten. Aber ſey es nun, daß die Truppen Nachricht von ſeinem Anzuge erhielten, oder daß ſie ein Wetteifer anfeuerte, ihm das zu thun, was er ihnen zu thun im Begriff war: genug, als er aus einem Hohlweg heraus kam, um ſich in die Ebene zu ſtellen und den Feind zu überraſchen, ſah er dieſen, ſtärker als er war, mit Entſchloßenheit zu ihm heran und ihm entgegen ziehn. Perier näherte ſich mit Entſchloßenheit und ſtellte ſich, den Hohlweg im Rücken, in Schlachtordnung. Die königlichen Truppen rückten heran. Man neckte ſich eine Zeitlang; aber während des Scharmützels bekam Perier eine Wunde, und da er fürchtete, daß dieſer Zufall nachtheilig auf ſeine Leute wirken möchte, zog er ſich mit muſterhafter Ordnung zurück. Die königlichen Truppen

thaten

thaten ein gleiches, weil ihnen ſeit dem Vorfalle von Karnule die Luſt vergangen war, ihm in Berge und Gebüſche zu folgen. Dieſer Verfall entſchied nichts und wird nur durch die Bleſſur Periers und durch die Vorſicht der königlichen Truppen merkwürdig.

Periers Wunde hinderte ihn, die Geſchäfte wie bisher mit Thätigkeit zu verwalten. Er übergab alſo die Befehlshaberſchaft einem andern Camiſarden, Namens la Porte, den er vor allen übrigen ſchätzte und ließ ſich zu ſeiner Frau in ein Haus ſchaffen, deſſen die Camiſarden gewiß waren. Dieſe (es war eben die, welche er aus der Gefangenſchaft von Pont de Montvert befreyete) bewachte und pflegte und ſtellte ihn in kurzer Zeit wieder her, während die Camiſarden Bettage für die Erhaltung ihres Anführers anberaumten und in ſeiner Abweſenheit nichts unternahmen, als daß ſie ihre kleinen Detachements wie gewöhnlich ausſchickten.

Perier kam endlich wieder, aber nur, um auf immer Abſchied von ſeinem Brüdern zu nehmen. Er erklärte, daß er auſſer Landes

wall-

wollte. Dazu gab er weiter keinen Grund an, als daß die Liebe und die Klagen seiner Gattin seinen Eifer für das Wohl der Brüder besiegt hätten. Diese wandten alles an, um seinen Entschluß umzustoßen; aber er blieb unerschütterlich. Was sie an ihm verlören, sagte er: gewönnen sie an la Porte doppelt wieder. Dieser selbst drang in ihn, zu bleiben, aber vergebens. Er ging nach Genf, und die Klagen und Thränen seiner Brüder folgten ihm. La Porte ward an seiner Statt einmüthig zum Hauptanführer gewählt.

La Porte war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, groß und schlank gewachsen, mit einer männlichen und einnehmenden Bildung, einem schwarzen, dicken Bart, einer starken Stimme, einem ernsthaften Wesen, und einer erprobten Entschlossenheit. Ueber Mannszucht hielt er mit einer Strenge, die in Unerbittlichkeit überging. Nur einen Fehler hatte er, von dem Perier frey war: er hatte Hang zum Fanatismus. Auch mocht' er lieber angreifen, als sich angreifen lassen, und in die-

ſem Punkt riß ſich ſeine Herzhaftigkeit oft von ſeiner Vorſicht und Klugheit los.

Wir übergehn einige einzelne unbedeutende Vorfälle, um Raum für einen wichtigern zu bekommen, der nicht weit von de la Salles, einer kleinen Stadt in den obern Sevennen ſich darbot.

La Portens Leute waren jetzt über fünfhundert Köpfe ſtark. Seitdem die Camiſarden Munition und Lebensmittel genug herbey zu ſchaffen gewußt hatten, war ihre Anzahl bis auf dieſen Punkt geſtiegen. Die königlichen Truppen wußten nicht, daß ſie ſo ſtark wären. Es war eine eigene Kriegsliſt la Portens, ſie diesfalls durch Spione irre zu führen. Unter letztern war beſonders einer, der ſich ihm ſehr nützlich machte. Er ſpielte den eifrigen Katholiken und wenn er es nicht war, wußte man doch, daß er es geweſen wäre. Man trauete ihm alſo. Eben dieſer Spion hatte es den königlichen Truppen als ein wichtiges Geheimniß entdeckt, daß la Porte aus ſeinen Wäldern auf Plünderung ausgezogen wäre. Der Hun-

ger

ger hätte ihn dazu vermogt, und er hätte nur ungefähr hundert oder hundert und funfzig Leute bey ſich. Der Spion hatte gemeſſene Anweiſung von la Porte, mithin konnte er alle Umſtände bis auf den Weg angeben, den er genommen hätte und noch nehmen würde.

Sogleich ließ der Graf von Vreglio ein Korps von fünfhundert Köpfen unter Anführung eines geſchickten Partheygängers ausrücken. Der Spion mußte ihm den Weg zeigen. Er führte ihn gerade zu den Camiſarden.

La Porte war auf dieſen Beſuch gefaßt. Beym Anblicke des Feindes ſtellte er ſich, als ob er vor ihm flöhe, und zog ſich in die Wälder von Chateigners, die den Abhang eines Berges bedeckten, zurück. Man mußte hinauf klettern, um ihn zu erreichen. Die königlichen Truppen näherten ſich in geſchloßnen Gliedern und hatten zu Führern Miquelets bey ſich, Bergbewohner, die man aus Rouſſilon hatte kommen laſſen.

Die Camiſarden ſchwenkten ſich und ſtanden ſobald ſich ihnen die königlichen Truppen bis

auf einen Büchſenſchuß genähert hatten. Die Miquelets thaten den erſten Angriff. Ein Haufen Camiſarden, der eine Zeitlang in dem Gebüſche Stand hielt, hatte Befehl zu weichen, ſo bald die übrigen Truppen zur Unterſtützung der Miquelets heran rückten. Sonach zog dies vorgeworfene Korps plötzlich zurück, während die Feinde im Nu durch ein ſchreckliches Feuer angegriffen wurden, von dem ſie nicht wußten, woher es kam. Sie fuhren auseinander, ſetzten ſich aber wieder. Jetzt ſtürzten die Camiſarden aus den Hecken hervor und warfen ſich mit Gabeln, Senſen, Beilen, und Säbeln auf den Feind. Der Kampf ward hartnäckig. La Porte ſank unter ſeinen Wunden nieder. Dies erſchütterte die Camiſarden. Ein Vetter la Portens hielt einige der Entſchloſſenſten zuſammen und warf ſich dorthin, wo die übrigen wichen. Er und ſeine Leute fochten mit wilder Verzweiflung. Das Glück wollte ſich immer noch nicht für ihn erklären, denn die königlichen Truppen wehrten ſich erbitterter als je. Die Camiſarden ſetzten ſich wieder

und feuerten Pelotonweiſe auf ſie; die Senſenknechte und Beilträger warfen ſich unter ſie und zwangen ſie endlich zur Flucht. Der Ueberreſt ſchlug ſich durch und ſtürzte vom Berge herunter, ward aber auch dort von den Flinten verſteckter Camiſarden empfangen. Dieſe drängten und verfolgten ſie eine Zeitlang und dann ſammelten ſie ſich von neuen unter den Augen Rolands. So hieß la Portens Vetter. Der Sieg war auf ſeiner Seite; aber er hatte ihm viel gekoſtet. Das Schlachtfeld war mit Verwundeten und Todten bedeckt. Die königlichen Truppen hatten gegen dreyhundert, und die Camiſarden mehr als hundert Menſchen verloren. La Porten fand man in letzten Zügen. Man hob ihn wie die übrigen verwundeten Camiſarden auf, und verband ihn, während andere, die Todten plünderten und mit ihrer Beute den Wald gewannen.

Gewöhnlich hielten ſich die königlichen Truppen nach ſolchen Aktionen eine Zeitlang ruhig in ihren Quartieren, und dieſe Ruhe nutzten

die Camisarden, um sich von ihrem Verluste zu erholen, und sich zu verstärken.

Die königlichen Truppen waren diesmal des Sieges zu gewiß gewesen, als daß sie ihre Niederlage hätten gestehen sollen. Sie wollten also, die Camisarden geschlagen und ihren Anführer [illegible] haben. Man stiftete Dankfeste für diesen Sieg an, und machte sie durch Ja Portens ausgestellten Kopf desto feyerlicher, während dieser von seinen Wunden fast geheilt, eben diesen Kopf zu neuen Plagen wider seine Verfolger schon anstrengte.

Indessen liefen doch wahrhaftere Berichte von diesem Vorfalle nach Hofe. Bis jetzt hatte man diesen Krieg dort für unbedeutend gehalten. Nun ward man anderer Meynung. Obgleich der König seine sämtlichen Truppen für Italien und Flandern, wo Eugen und Marlborugh ihnen zu schaffen machten, nöthig gebraucht hätte: so schickte er doch einige Regimenter Infanterie und Dragoner unter Anführung des Brigadiers von Julien nach den Gevennen ab.

La Porte lebte, und war auſſer Gefahr. Wenn er auch noch nicht perſönlich wieder thätig werden konnte, ward er ſeinen Brüdern wenigſtens durch paſſende Befehle nützlich. Roland that das Uebrige.

Drey Monate waren ſeit der Aktion bey de la Salles verfloſſen. Da es ſpät in Jahre war, bezogen die königlichen Truppen die Winterquartiere. Faſt täglich kamen neue Detachements derſelben an, die kleine Armee in Languedoc zu verſtärken. Der Hof wollte mit einem einzigen entſcheidenden Streich alle Camiſarden auf einmal ausrotten. La Porte glaubte ſich gänzlich geheilt und ſtellte ſich von neuem an die Spitze der letztern. Die Zahl ſeiner Feinde war beträchtlich angewachſen, er wollte alſo auch ſeine Freunde vermehren. Da die Feldarbeiten gethan waren, ſo war eine Menge ſtarker und brauchbarer Männer jezt unthätig zu Hauſe. Dieſen ließ er durch ſeine Kundſchafter die drohenden Gefahren der Provinz vorſtellen. Es wäre der Plan des Hofes, die Reformirten ganz und auf einmal auszurotten,

also wären sie ihrer Religion und sich selbst die lezte allerhöchste Anstrengung schuldig. Es wäre rühmlicher mit den Waffen in der Hand, als mit einem Strick um dem Hals zu sterben.

Diese Vorstellungen wirkten. In wenig Tagen stieß eine ansehnliche Verstärkung von handfesten Männern zu ihm, die Waffen und Munition mitbrachten. So verstärkte und versorgte sich la Porte von allen Seiten, und die königlichen Truppen, die Erhohlung von ihrem weiten Zuge brauchten, hinderten ihn nicht daran. Zugleich verstärkte er sich auch moralisch. Er hatte bemerkt, daß Fanatismus ein treflicher Vorfechter sey. Er hatte demselben also nicht so gesteuert, wie Perier. Die Schwärmer, Konvulsionairs und kleinen Propheten, die sich unter seinen Leuten befanden, hatte er gebraucht, um den Muth und Enthusiasmus dieser zu nähren und zu verstärken. Von ihnen ließ er sich, wenn er einen Zug zu thun im Begriff stand, immer in vor-

voraus Sieg prophezeyhen. Er ſelbſt predigte von Zeit zu Zeit, beſonders ſeit ſeiner lezten Krankheit, und vermehrte dadurch das Vertrauen, das man allgemein auf ihn ſezte, bis auf den höchſten Grad. Aber eben dieſer ſchwärmeriſche Eifer, den er mit den übrigen in die Wette zeigte, brachte ihm den Tod. Als er eines Sontags mit der allerhöchſten Anſtrengung Pſalmen ſang, öffneten ſich plözlich alle ſeine Wunden. Ein heftiges Fieber ſchlug dazu, und ward ſechs Tage nachher tödtlich. Die Beſtürzung und Rührung der Camiſarden läßt ſich nicht mit Worten ausdrücken. Ihr Verluſt war um ſo gefährlicher jezt, da ſich die königlichen Truppen um die Hälfte vermehrt, von neuem wider ſie in Bewegung ſezten. Sie hatten keine Zeit zu verlieren. Roland ward an la Portens Stelle zum Hauptanführer ernannt, und man leiſtete ihm einmüthig den Eid der Treue. Sie kannten ihn als einen entſchloſſenen, klugen Mann, und erwarteten mit Ungeduld den Zeitpunkt, wo ſie einen neuen entſcheidenden Schritt zur Vertheidigung

digung ihres Lebens und ihrer Rechte unter ſeiner Anführung thun ſollten.

Die Camiſarden hatten jezt nicht blos mehr auf ihren wilden Muth zu rechnen, der ſie anfangs beſtändig ſiegen ließ: ſie waren förmlich exerciert und an Taktik gewöhnt worden. Rolaud war Soldat geweſen, und verſtand die militäriſchen Handgriffe aus dem Grunde. Ueber Mannszucht und Subordination war bey ihnen von jeher ſtreng gehalten worden. Ihr Muth und Enthuſiasmus thaten das übrige. Ihr Aufzug und ihre Bewaffnung waren freylich ſehr ſelſam. Ihre Flinten waren bald kurz, bald lang. Im Gürtel trugen ſie Piſtolen und an der Seite Säbel, Bajonette und Degen von jeder Form und jeder Fabrik. Beile, Senſen, Forken und Piken ſezten dieſem abentheuerlichen Heergeräthe die Krone auf.

Ihre Kleidung war noch weniger im Stande, Achtung zu erwecken: ſie war ſchmuzig, geflickt und zerlumpt. Aber das Ganze gab

einen

einen gewiſſen, finſtern, räuberiſchen und mörderiſchen Anblik, der ſehr auf Schrecken wirkte.

Uebrigens war ihr ganzes Korps in Kompagnien von hundert Mann vertheilt, deren jede einen Brigadier an der Spitze hatte, unter dem wiederum ein Lieutenant und vier Unteroffiziere ſtanden. Der Anführer des Ganzen hatte den Titel General, den der Kriegsrath dem Roland zuerſt ertheilt hatte.

Roland war noch nicht fünf und zwanzig Jahre alt, als ihm die Anführung ſeiner Leute übertragen ward. In frühern Jahren hatte er als Dragoner gedient. Er war ein großer, nervigter, regelmäßig gewachſener Mann, mit ſchwarzem Bart und männlichem Geſicht. Er hatte viel geſunden Verſtand und einen unerſchütterlichen Muth.

Sobald er das Kommando übernommen hatte, theilte er ſein Korps in drey verſchiedene Haufen, den einen von dreyhundert, den andern von vierhundert, den dritten von vier-

bis fünfhundert Köpfen. Den erſten ſchickte er ab, um die Berge von Boitieres, und den zweyten, um die von Auſerre zu beſetzen. Er ſelbſt nahm mit dem dritten eine Stellung, die mit den beyden übrigen einen Triangel bildete, der ungefähr einen Strich von drittehalb Meilen umfaßte. Dieſe Stellung hatte Roland gewählt, um theils die königlichen Truppen auf mehreren Seiten zu beſchäftigen, theils ohne Zeitverluſt einen Haufen zu dem andern werfen zu können, wenn er von einem überlegenern Feinde angegriffen würde, theils ſie alle drey ohne Zeitverluſt zu vereinigen, wenn er der ganzen Macht bedürfte. Uebrigens war der Strich, den ſie beſetzt hielten, beſonders die Gegend, wo Roland ſtand, Meilenweit in die Runde mit Häuſern beſezt, aus deren Bewohnern ſich die Camiſarden zum Theil zuſammen gezogen hatten. Das Land umher war ganz von Reformirten bewohnt und auf ihrer Seite. Solchergeſtalt konnten ſie ſich, wenn Noth an Mann trat, aus der Mitte dieſer bis auf drey und vier tauſend Köpfe verſtärken. Endlich hatten

ſie

ſie auch noch ihre Wälder in der Nähe, die ihnen beſtändig einen ſichern Zufluchtsort gewährten; und an Lebensmitteln, Waffen und Munition hatten ſie keinen Mangel.

Uebrigens kampirten ſie nicht regelmäßig, wußten kein Lager abzuſtecken, und hatten keine Zelter. Gegen Wind und Wetter ſchüzten ſie ſich ſo gut ſie konnten in Klüften, unter Bäumen, oder Schuppen. Um ſich her hatten ſie eine Menge Vorpoſten ausgeſtellt, die es unmöglich machten, unentdeckt zu ihnen vorzudringen. Jeder Unbekannte oder Verdächtige wurde auf den geringſten Argwohn niedergeſchoſſen. Rolands Befehle waren über dieſen Punkt beſonders gemeſſen und ſtrenge. So kam es, daß eine Menge Kundſchafter von Seiten der königlichen Truppen, aufgebracht und hingerichtet wurden. Die davon kamen, hatten ihre Entdeckungen gemeiniglich nur von einem Baum, oder einem Berge herab machen können. Deshalb waren die Berichte, die ſie zurück brachten, höchſt unvollſtändig, dunkel

und

und verworren, und nur dies brachte man aus den verschiedenen Aussagen heraus, daß überall Camisarden herumschwärmten. Einige wollten sie in den Bergen von Boutieres, andere in den Gebirgen von Auserre, noch andere in den ihnen entgegen gesetzten Gebirgen gesehen haben. Unzählige Camisarden! sagte der Herr von Julien. Er glaubte es nicht; aber man zwang ihn bald, es zu glauben.

Da man diese Spionen für verdächtig hielt, so schickte man einige Detachements aus, denen man sie als Führer zugab, mit der Drohung, sie zu henken, wenn ihre Aussagen nicht bestätigt gefunden würden. Aber sie waren ihrer Sache gewiß und führten die Truppen mit Zuversicht nach den beschriebenen Gegenden. Wo sie hinkamen, stellten sich ihnen Camisarden entgegen; da sie aber keinen Befehl zum Schlagen hatten, so recognoscirten sie dieselben blos, und berichteten nachher, was sie gesehen und gefunden hatten.

Roland ward von ſeinen Spionen nützlicher bedient. Er erfuhr durch ſie alles bis auf die kleinſten Bewegungen des Feindes. Herr von Julien hatte nach Hofe geſchrieben, und Roland wußte wörtlich, was er geſchrieben hatte. Sein Brief war an den Principalminiſter von Chamillard gerichtet und folgenden Inhalts geweſen: Der Graf von Broglio hätte die Lage der Angelegenheiten in den Sevennen nach der Wahrheit berichtet, und das Uebel wäre ſogar noch ärger, als er es geſchildert hätte. Die Camiſarden wären gegen Zehntauſend Köpfe ſtark, wären gut bewaffnet und exercirt, und verheerten in den Gebirgen alles um ſich her, drohten auch, in die Ebene herab zu kommen. Man würde verſuchen, ſie in Zaum zu halten; aber ohne Verſtärkung der Truppen würde es nicht mit Nachdruck geſchehen können.

Und wirklich erſchienen die Camiſarden bald in der Ebene. Sie hatten in einem Kriegsrathe beſchloßen, bis vor die Thore der umliegenden Städte zu ſtreichen. Mit Riemes wollten

ſie

ſie den Anfang machen. Hundert Camiſarden zogen dahin. Catinat, einer ihrer Anführer, auf welchen Roland groſſes Vertrauen ſetzte, war an ihrer Spitze. Der Name dieſes Mannes war eigentlich Morel, weil er aber in Piemont unter dem Marſchal von Catinat gedienet hatte, ſo hatte er deſſen Namen angenommen.

Als der Gouverneur von Nismes Nachricht bekam, daß man einen bewaffneten Haufen heran ziehen ſähe, ſchickte er funfzig Dragoner ab, um ihn zu beobachten. Catinat ſtellete ſich an der Spitze von nur vierzig Köpfen. Die Dragoner ſprengten auf ihn zu. Er floh und zog ſie dadurch allmählich von der Stadt ab in ein Thal, wo ſeine übrigen Leute im Hinterhalte lagen. Die Dragoner ſprengten unordentlich hinter ihm her, plötzlich wurden ſie von einem mörderiſchen Feuer empfangen. Einige wichen, andere ſetzten ſich wieder. Aber die Camiſarden, die hier und da hinter Hecken und Bäumen verſteckt ſtanden und von allen Seiten lebhaft feuerten, brachten ſie bald ganz in Unordnung

und

und ſchlugen ſie förmlich in die Flucht. Ein Camiſarde von ſechzehn bis ſiebzehn Jahren, klein und unanſehnlich von Figur, warf ſich einem Dragoner in den Weg, ſchoß ihn vom Pferde herunter, ſprang auf daſſelbe, ſprengte hinter die Fliehenden her, fiel mit den Säbel in der Hand, bald auf dieſen bald auf einen andern, und verfolgte den Reſt bis nahe vor Nismes, wo er ihn ſeiner Betäubung überließ und darauf ruhig zu ſeinen Leuten zurück ſprengte.

Gegen vierzig Dragoner, blieben in dieſem Gefechte. Die Camiſarden erbeuteten mehrere Pferde und verlohren nur vier Menſchen. An ſich war dis Handgemenge nicht wichtig; aber die Folgen deſſelben waren es, und auſſerdem hat ſich während deſſelben in der Perſon des Cavalier (ſo hieß der junge Camiſarde) eine Art von Wunder angekündigt, das ihren wilden Enthuſiasmus ſtärker aufregte.

Catinat ſtreifte fünf oder ſechs Tage in der Gegend von Nismes umher, während die königlichen Truppen nicht die mindeſte Bewe-

gung machten, den erlittenen Schimpf abzuwaschen. Er benutzte diese Unthätigkeit, und sie brachte ihm mehr Vortheile als die Niederlage von funfzig Dragonern. Reformirte und Katholiken beeiferten sich in die Wette, erstere vor Freuden und letztere vor Furcht, ihm Lebensmittel, Waffen und Bley zuzuführen; und obgleich er, besonders von seinen Glaubensgenossen, viel erwartet hatte, übertraf ihre Unterstützung seine Erwartung doch. Schon unter La Porte hatten die Reformirten in den Gebirgen ihren Glaubensgenossen in der Ebene zugesetzt, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen und der Religionseifer wäre an sich schon wirksam genug gewesen, sie dazu zu vermögen; indeß waren sie bis jetzt unentschlossen geblieben, weil sie auf der einen Seite von dem Verlangen die Fesseln ihres Gewissens zu zerbrechen und ihre natürlichen Rechte wieder geltend zu machen, zwar angezogen, auf der andern Seite aber durch die Furcht vor Folter, Galgen und Rad die den Empörern auf dem Fuß folgten und wovon sie schreckliche

Bey

Beyſpiele geſehen hatten, zurück geſtoſſen wurden. Es kam alſo darauf an, ihnen Schlüßigkeit beyzubringen. Dies Geſchäft war dem Catinat als Hauptſache bey ſeinen jetzigen Streifereyen von Roland anempfohlen werden. Es bedarf wenig, einmal erhitztes Volk zu gewinnen. Der kleine Vortheil, den ſich Catinat diesmal erfechten hatte, blendete und ermunterte die Reformirten; ſie nahmen ihren Entſchluß und verſprachen alles zu thun, was er ſeiner Aufträge gemäß von ihnen verlangen würde. Roland ward hievon benachrichtiget und er nutzte dieſe vortheilhafte Erklärung. Wir wollen etwas näher unterſuchen, was er dadurch gewann:

Wenn man aus den Sevennen herabſteigt, tritt man in ein weitläuftiges reitzendes Thal, das man la Vaunage nennt. Es ſchlieſt ſich an eine weitläuftige Ebene, die gegen Morgen Nismes, gegen Mittag das Meer und gegen Abend den Fluß Vidourles hat. Ebene und Thal bilden zuſammen eine einzige Landſchaft, die ſo

bevölkert und mit Häusern und Dörfern so besäet, und zugleich so fruchtbar und lachend ist, daß es die Reformirten früherer Zeiten das kleine Canaan nannten. Vor dem Widerruf des Edicts von Nantes, zählte man mehr als dreyßig reformirte Kirchen darin, und jetzt noch machten sie den größten Theil der Bewohner aus, obwohl dem Schein und Namen nach, als Neubekehrte. Roland wollte auch nicht, daß sie auf der Stelle diese Maske abnehmen sollten. Es war ihm genug, sich ihrer versichert zu haben, um gelegentlich bey ihnen einen Zufluchtsort zu finden und von ihnen Mannschaft, Munition und jede andere Unterstützung zu erhalten.

Nach dieser Vorbereitung also konnten sich die Camisarden allmählig über die Ebene verbreiten und bis vor die Thore der Städte streifen. Rolands Plan, die ganze Provinz und selbst die anstoßenden in Krieg zu verwickeln, näherte sich auch seiner Ausführung dadurch, und dieser war nichts weniger als chimärisch, weil

weil die Landſchaften Vivarez und Revergue den Geiſt des Aufruhrs nährten und ſogar ſchon Rolanden durch ihre Botſchafter hatten befragen laſſen, wie und durch welche Mittel ſie am bequemſten zu den Waffen greifen könnten.

Catinat war von neuem mit etlichen und ſechzig Pferden abgeſchickt worden. Jeder Reiter hatte einen Fußknecht hinter ſich auf dem Pferde. Dies war ziemlich die ganze Reiterey der Camiſarden, und ſie war beſtimmt, Pferde in der Camargue, (einer morastigen Landſchaft, welche von Baucaire bis Cette die Rhone endlang ſtreicht) aufzugreifen, deren die Bewohner in groſſer Menge ziehn, und die ſie ſo lange wild herum laufen laſſen, bis ſie dieſelben brauchen, oder verkaufen wollen. Es iſt eine gute Pferderace, zwar klein, aber ſtark, flüchtig und unverwüſtlich. Roland wollte eine Art leichter Reiterey damit beritten machen.

Catinat zog auf Umwegen zu dieſer Unternehmung ab, um nicht auf die königl. Trup-

gen zu ſtoßen. Aber er erfuhr bald, daß man in Riemes Nachricht von ſeinem Zuge hätte, und daß der Oberſte von Saint-Sernin mit ſeinem Dragonerregiment ausgerückt wäre, um ihn abzuſchneiden. Er ſetzte ſich alſo in einer Gegend, durch die der Oberſte kommen mußte, wenn er an ihn wollte.

Man ſtelle ſich eine Landſtraße vor, die auf beyden Seiten eine halbe Stunde weit durch Weinberge eingeſchloſſen iſt. Catinat verſteckte ſeine Fußknechte in den Vertiefungen und hinter den Schutzmauern dieſer Weinberge, einen halben Büchſenſchuß von der Straſe entfernt, und ſeine Reiter poſtirte er oberhalb der Gegend, wo die Weinberge angingen dergeſtalt, daß ſie die Spitze des Regiments angreifen konnten, während deſſen Mittelzug, durch den Hinterhalt beſchäftigt würde. Cavalier befehligte den kleinen Haufen Kavallerie und Catinat ging zu ſeinem Poſten in den Weinbergen zurück und befahl ſeinen Leuten die tiefſte Stille an. Der Vortrab des Dragonerregiments erſchien

bald,

bald. Man ließ ihn ruhig vorbey. Sobald aber das Mittel des Regiments vorüber war, gaben die Camisarden plötzlich und abgemessen Feuer, und Reiter und Pferde stürzten verwundet oder todt über einander. Der Oberste von Saint-Sernin versuchte voll Entschlossenheit und Wuth, seine Leute zusammen zu halten; aber vergebens; die Pferde drängten und verwickelten sich zwischen und in den Weinpfählen und Ranken, stürzten und warfen ihre Reiter ab und der Oberste selbst war gezwungen, sich so gut er konnte durchzureissen und durchzuhauen. Alles floh; aber während Cavalier unter dem Vortrabe mezzelte und die Flüchtlinge zurückwarf, drang Catinat an der Spitze seiner Handvoll Fußknechte mit aufgepflanztem Bajonet hervor und stieß alles nieder, was ihm in den Wurf kam. Zwey Drittheile des Regiments blieben in diesem Handgemenge. Die Camisarden verloren nicht mehr als sechzehn Menschen und bemächtigten sich über hundert Pferde.

Unterdessen war Cavalier, der vor Ungeduld sich auszuzeichnen brannte, dem Obersten von Saint-Sernin auf den Huf nachgesprengt und diesen rettete nur der Umstand, daß sein Pferd besser lief. Vor Nismes brachte er einige Trümmer von seinem Regimente wieder zusammen und zog mit denselben, von seiner Geringschätzung der Camisarden aus dem Grunde geheilt, in die Stadt.

Catinat war mit dieser Unternehmung zufrieden und verschob den Zug nach der Camargue bis auf eine andere Zeit. Die Todten ließ er ausziehen, die Sorge für die Verwundeten überließ er dem Feind, und so zog er mit seinen Camisarden, die nun größtentheils die Uniform des Dragonerregiments von Saint-Sernin trugen, in seine Berge zurück.

Die Bewohner von Nismes sahen mit Schrecken ein Regiment zusammen gehauen, das für eins der bravsten galt, und ihre Bestürzung theilte sich dem ganzen Niederlanguedoc mit. Kalte Ueberlegung hätte die Einwoh-

ner über dieſen Punkt beruhigen ſollen. Es waren damals vierzehn bis funfzehntauſend Mann guter Truppen in der Provinz, die zum Theil aus Deutſchland und Flandern, zum Theil aus Italien gekommen waren, wo ſie, wenn auch nicht immer geſiegt, doch dem Feinde die Uebergewalt ſtreitig gemacht hatten. Doch vermehrte vielleicht eben dieſer Umſtand das allgemeine Erſtaunen. Man ſah', daß eben dieſe Truppen überall geſchlagen wurden, wo ſie ſich zeigten, und daß ſie überhaupt bey ihren Unternehmungen gegen die Camiſarden von einem gewiſſen Zuge von Ekel oder Ueberraſchung genciſtert wurden, der ihren Muth abſtumpfte. Für den Offizier war es verdrüßlich und abſchreckend, mit Leuten zu thun zu haben, die ſchon in voraus zum Holzſtoß oder zum Rade verurtheilt waren, und deshalb wilde Wuth und Verzweiflung mit zum Gefechte brachten, während ſie der Soldat, der weniger räſonnirte, für eben ſo viel Hexenmeiſter und Teufel hielt. Sonach ſtritten für die Camiſarden Vernunft, Vorurtheil und eine unwillkührliche Muthloſig-

keit, die durch ihre wüthende Vertheidigung beſtändig neue Nahrung erhielt.

Dies vermehrte das Selbſtvertrauen und die Kühnheit der Letztern. Catinat ward zum drittenmal abgeſchickt. Er war durch die Ebene nach der Camargue gezogen und hatte dort eine beträchtliche Anzahl von Pferden aufgebracht, und eine Menge Flinten und anderer Waffen zuſammen gerafft, auf Mauleſel geladen und ſie nach dem Hauptquartier transportirt. Er ſelbſt hatte dieſen Transport gedeckt, und unterwegs weder königliche Truppen noch andere Hinderniße vorgefunden. So war er bis nahe an die Brücke bey Cambiac gekommen, die dort über die Vitre, einen ſchmalen aber tiefen und reiſſenden Fluß, geſchlagen iſt. Er erfuhr, das ein feindliches Korps dieſe Brücke beſetzt hielt. Er überlegte noch, wozu er in dieſer Verlegenheit greifen ſollte; als ihm die zweyte Nachricht zukam, daß ſich eben dies Korps zurückgezogen hätte. Er ſchickte funfzig ſeiner Leute ab, um ſich, wenn die Nachricht gegründet wäre, der Brücke zu bemäch-

mächtigen, im entgegen gesetzten Fall aber ohne Zeitverlust wieder zu ihm zu stoßen. Er selbst folgte ihnen langsam und in geschloßnen Gliedern aus der Ferne nach.

Cavalier, der das kleine Detachement befehligte, fand wirklich die Brücke frey, setzte sich bey derselben und gab dem Catinat Nachricht davon. Aber bald sah er die königlichen Truppen beträchtlich stark, wieder heranrücken. Er hatte Ursache zu fürchten, von ihnen überwältigt zu werden, erwartete sie aber doch festen Fußes, weil er auf schleunige Hülfe von Seiten Catinats rechnete. Dieser kam auch wirklich noch zur rechten Zeit den königlichen Truppen zuvor, stellte sich ihnen in geschloßnen Gliedern entgegen und griff sie so wütend an, daß sie wichen. Zum Unglück bekam er eine Wunde, die ihn zum Fechten unfähig machte. Die königlichen Truppen setzten sich wieder und die Camisarden wehrten sich nicht mehr mit ihrer gewohnten Entschlossenheit. Plötzlich trat Cavalier an ihre Spitze und rief: Mir nach,

Brü-

Brüder! Sie sind geschlagen, wenn ihr mir folgt! — Auf dies Wort setzten und faßten sich die Camisarden augenblicklich wieder, stürzten auf den Feind los und brachten ihn von neuem in Unordnung. Cavalier rief seine Leute zurück, die den Flüchtlingen zu hitzig nachsetzten, lud den Catinat und die übrigen Verwundeten auf Pferde, ließ auf dem Schlachtfelde vierzehn von seinen Leuten todt zurück, und marschirte in so guter Ordnung weiter, daß ein neues Korps königlicher Truppen, welches ihm auf den Fersen folgte und gerne an seine Convoy wollte, ihm keinen Vortheil abgewinnen konnte. So kam er ohne Verlust in dem Hauptquartiere der Camisarden an. Seine Leute glaubten, der heilige Geist stritte aus ihm, und die königlichen Truppen, der Teufel. Beyde irrten. Fanatismus und Verzweiflung stritten aus diesem Bäckergesellen, der für seinen Muth mit dem Himmel belohnt zu werden hoffte, während die königlichen Soldaten, die einem irdischen Könige dienten, nur auf ihre gewöhnliche Löhnung rechnen konnten.

Unter-

Unterdeſſen hatten der Graf von Broglio und Herr von Julien ernſtlich darauf gedacht, der Inſolenz dieſes neuen Anführers der Camiſarden Einhalt zu thun. Hinter ihrer anſcheinlichen Unthätigkeit war der Plan, ihn einzuſchließen und ihm entweder unter den Säbel oder unter das Rad zu bringen, verſteckt geweſen. Ihre Truppen hatten ſich allmählig aller Zugänge in die Gebirge bemächtigt. Cavalier hatte zwar alle ihre Bewegungen ausforſchen laſſen, war aber ihrem Plane zu ſpät auf die Spur gekommen. Er hatte ſich aus dem Gebirge in die Ebene geworfen und erfuhr bald, daß er nicht zurück, und von Roland, im Fall er angegriffen würde, nicht unterſtützt werden könnte. Aber er ſetzte ſich nicht blos vor, dieſe Verlegenheit zu heben, er wollte ſogar den Feind in ſeiner eigenen Schlinge fangen, und ſein Plan verunglückte nicht.

Ein Korps königlicher Truppen hielt einen Paß beſetzt. Cavalier beſchloß, daſſelbe zwiſchen zwey Feuer zu nehmen, und darüberhin

in das Gebirge zu bringen. Die Schwierigkeit, dem Roland von dieſem Plane Nachricht zu geben, hielt ihn nicht ab. Seine Leute kannten Schlupfwege, die ſie ſich von wilden Thieren hatten zeigen laſſen, und kletterten über Abgründe hin, in welche andere geſtürzt ſein würden. So ſpielte er dem Roland einen Brief zu, worin er ihn bat, an einem gewiſſen beſtimmten Tage vor Anbruch der Sonne mit vierhundert Mann in der Gegend des erwähnten Paßes ſich zu zeigen. Er meldete ihm, daß der Feind denſelben mit ſechshundert Mann beſetzt hielt; und daß er ihn im Geſichte mit zweyhundert Mann angreifen wollte, während er von ihm im Rücken mit vierhundert Mann angegriffen würde.

Roland fand ſich zur geſetzten Zeit mit fünfhundert Mann ein. Aber ſey es, das Cavalier, der ſich dem Feinde unter Beyſtand einer finſtern Macht genähert, eine günſtige Gelegenheit ihn anzugreifen gefunden, oder daß er von einer vermeynten göttlichen Regung ergriffen,

ſich den Sieg als unausbleiblich prophezeyhet, oder daß er dem ſehr menſchlichen Triebe, allein und ohne Beihülfe einen glänzenden Streich auszuführen, nachgegeben hatte: genug, er warf ſich; als der Tag kaum grauete, mit ſolcher Wuth auf den Feind, daß dieſer in Unordnung kam und ſeinen Poſten verließ. Roland kam gerade dazu, als die königlichen Truppen von allen Seiten auseinander fuhren, ſtürzte ſich mit ſeinen Leuten unter ſie und mezelte fürchterlich. Der Sieg war vollſtändig auf der Seite der Camiſarden. Sie verloren kaum vierzig Menſchen; aber die königlichen Truppen hatten gegen vierhundert auf dem Platze gelaſſen. Roland lobte mehr den Erfolg der Unternehmung Cavaliers, als die Unternehmung ſelbſt, wie es bey ähnlichen Verfällen immer iſt, die dem Unternehmer, je nachdem der Ausſchlag fällt, entweder das Schaffot oder den Lorbeerkranz verdienen. Indeſſen ließ er der Entſchloſſenheit Cavaliers alle Gerechtigkeit wiederfahren, vereinigte ſein Korps mit dem ſeinigen, und ſo waren ſie im Begriff, unter

dem

dem Gewirbel der Trommeln zurück zu marſchieren, als ſie vernahmen, daß ſich neue Truppen ſehen ließen, und Bewegungen machten, wodurch ſie das Gefecht erneuern zu wollen ſchienen. Als aber Roland ſeine Truppen Fronte machen ließ, und die Verſtärkerung gleichſam heraus forderte, ließ es dieſe damit genug ſeyn, daß ſie ihn eine Zeitlang zu erwarten ſchien und ſich bald nachher ganz zurück zog. Nun rückten die Camiſarden gleichfalls in ihr Hauptquartier.

Hier hielten ſie einen Kriegsrath, in welchem beſchloſſen wurde, daß ſie ſich, um dem Feind einen großen Begriff von ihrer Stärke zu machen, überall und auf allen Seiten zeigen, und dadurch die königlichen Truppen, ſich zu theilen und ihren Entſchluß die Ausgänge des Gebirges beſezt zu halten, aufzugeben zwingen wollten. Achthundert Camiſarden wurden unter Cavalier zu dieſem Behuf abgeſchickt, und Roland behielt den Reſt für ſich, um in den obern Sevennen zu agi-

ren,

ren, ſeine Magazine und Zufluchtsörter zu decken, und auf alles ein wachſames Auge haben zu können.

Unterdeſſen war Catinat von ſeinen Wunden noch nicht ganz wieder hergeſtellt. Zwar war er einer der erſten geweſen, die Cavaliers Entſchloſſenheit und Geiſtesgegenwart nach Verdienſt anerkannt hatten; aber er konnte es doch nicht ohne inneres Nagen anſehen, daß er ihm jezt vorgezogen würde. Er ließ ſich auch im Kriegsrathe darüber aus. Ich kann die Wahl eines neuen Chefs in Cavalier nicht mißbilligen, ſagte er: aber ein Zug von Ehrgeiz, deſſen ich nicht Meiſter bin, erlaubt mir nicht, unter ihm zu dienen, da er vorher unter mir gedient hat. Man ſtellte ihm vor, daß man, da er noch nicht völlig wieder hergeſtellt wäre und bey den gegenwärtigen ſehr dringenden Umſtänden, dem Cavalier das Kommando des ganzen Korps zwar gegeben hätte, daß man es aber, ſobald er ganz wieder beſſer wäre, theilen und ihm

die eine Hälfte übertragen würde, um damit in Vivares zu agiren. So ward dieser Punkt abgethan, der die innere Ruhe der Camisarden leicht hätte erschüttern können.

Plötzlich zeigten sich überall Camisarden. Von fünf Seiten her kamen Couriere, und ihren Berichten nach, hatten sich unzählige Camisarden zu ein und ebenderselben Zeit hier und dort und überall gezeigt. Die Befehlshaber der königlichen Truppen sahen wohl, daß man Detachements für Armeen angesehen hätte; da sie aber doch fürchteten, daß die Camisarden ihre ganze Macht nach Niederlanguedoc werfen möchten, um das Land zu verheeren: so schickten sie nach allen Seiten Truppen aus, um die Rebellen zu verjagen, und zogen sogar einige Detachements aus Vivares zurück, wo man gefürchtet hatte, daß die Camisarden herausbrechen würden. Auf diese Weise hatten also letztre ihren Endzweck erreicht.

Sobald Roland den Rückzug der königlichen Truppen erfuhr, benachrichtigte er den Cavalier davon und dieser sandte sogleich vier-

hun-

hundert Mann ab, die unter Catinat agiren ſollten. Die wichtigſten Poſten, welche die königlichen Truppen an den Gränzen von Vivares aufgegeben hatten, wurden ohne Aufſchub von Camiſarden beſetzt.

Cavalier konnte mit ſeinen vierhundert Leuten nichts gewaltthätiges anfangen, mußte alſo ſeine Zuflucht zur Liſt nehmen. Die königlichen Truppen waren überall und zahlreich in Bewegung. Er zog ſie alſo bald hierhin bald dorthin, neckte ſie unausgeſetzt, fiel ihnen in den Rücken, griff ihre Bagage an, und keine dieſer kleinen Unternehmungen blieb ohne Erfolg und Beute.

Unterdeſſen näherte ſich das Oſterfeſt. Die Camiſarden begiengen es ſehr feyerlich, wo und unter welchen Umſtänden ſie ſich auch befanden. Cavalier wollte den erſten Tag deſſelben auf einen Vorwerke nicht weit von Alais feyern. Alle ſeine Leute waren beyſammen und auſſer ihnen noch eine Menge von Reformirten aus der umliegenden Gegend. Während ſie auf ihre Weiſe Gott dienten, wollten

ihm die Katholiken auf ihre Weiſe dienen und die Feyer des Oſterfeſtes durch Ströme von Ketzerblut verherrlichen. Die Beſatzung von Alais war ungefähr eilf bis zwölfhundert Mann ſtark. Ein Haufen bewaffneter Bürger ſchlug ſich zu derſelben, und zog mit ihr durch die Prieſter angefeuert aus. So ſtürzten ſechzehn bis achtzehnhundert Mann auf vierhundert, nicht ſo wohl zu einen Kampfe, als vielmehr zu einen übermächtigen Morde

Die Nachricht von ihrem Zuge lief vor ihnen her. Der Gottesdienſt der Camiſarden ward unterbrochen. Cavalier arbeitete, die Faſſung wiederherzuſtellen, als entſchloßner Anführer und als Prophet zugleich. Die Fremden ſchickte er fort, weil ſie noch Zeit dazu hatten, und mit ſeinen Leuten hielt er noch einmal eine Betſtunde, während welcher er in Verzuckungen fiel und unausbleiblichen Sieg vorher ſagte. Alles flammte von wilder Andacht und wilder Wuth.

Er war entſchloſſen, den Feind feſten Fußes zu erwarten. Er ſtellte ſeine Leute hinter

ter einem alten Gemäuer, das ſie bis an den Gürtel deckte und ihnen gleichſam zu einem Parapet diente. Der Feind war früh und ohne Geräuſch ausgezogen und hatte geglaubt, die Schildwachten niederſtoßen und die Verſammlung überraſchen zu können. Als ſie aber die Camiſarden im Gewehre fanden, waren ſie gezwungen ſie förmlich anzugreifen. Letztere wichen durch Bücken ihrem erſtern Feuer aus, und dann ſtürzten ſie, während ſie ihren gewöhnlichen Schlachtpſalm *) anſtimmten, aus ihrer Verſchanzungen hervor, feuerten ab, warfen ſich, immer noch mit Geſang, auf den Feind, der auseinander fuhr und ſich bey der allgemeinen Beſtürzung nicht wieder faſſen konnte. Die Camiſarden ſetzten ihm wüthend nach und

*) Dieſer Pſalm hub ſo an:

Que Dieu ſe montre ſeulement
Et l'on verra dans le moment
Abandonner la place:
Le Camp des Ennemis épars,
Epouvanté de toutes parts,
Fuira devant ſa Face. etc.

ſchlugen ihn bis nach Alais hinein. Kaum daß man die Thore vor ihnen ſchließen konnte. Alle Glocken in der Stadt wurden angezogen und die Kanonen auf der Citadelle abgefeuert, vermuthlich um die Camiſarden zu verſcheuchen, die ſich aber dadurch nicht irre machen ließen, ſondern den Reſt des Tages in den Vorſtädten blieben und ſich erfriſchten. Jede ihrer Schildwachen, die ſie ausſtellten, ward Prediger bey dieſer Gelegenheit und ſchrie aus allen Kräften den Einwohnern Vorwürfe zu, daß ſie auf ſolch eine unanſtändige Art das Oſterfeſt hätten feyern wollen.

Gegen Abend kehrte Cavalier nach dem Schlachtfelde zurück, auf welchem der Feind mehr als zweyhundert Todte gelaſſen hatte. Von da zog er nach dem Vorwerke, wo er bis gegen Abend des folgenden Tages ausruhete und dann einer Verſtärkung von zweyhundert Mann, die er von Roland unterwegs wußte, entgegen ritt und dieſelbe wirklich zu ſich ſchlug.

Un-

Unterdeß hatte der Gouverneur von Anduze, auf die falſche Nachricht, daß Cavalier jezt in der Gegend von Uſes ſtände, mehrere Wagen mit Munition unter einer Begleitung von zweyhundert Mann nach St. Hippolite abgeſchickt. Cavalier ward davon benachrichtigt und wollte dieſe trefliche Gelegenheit nutzen. Er ſchickte dreyhundert Mann mit zwey ſeiner geſchickteſten Offiziere ab, die ſich während der Nacht der Zugänge bemächtigen und ſich in zwey Detachements ſo poſtiren mußten, daß ſie jene Eskorte zugleich an der Spitze und am Ende angreifen konnten. Alles ging nach Wunſch. Die Eskorte wurde niedergehauen und die Wagen wurden in den Wald von Desfort gebracht. Man fand auf denſelben eine Menge Flinten, Pulver, Kugeln, Montirungen, Hüte, Strümpfe und Schuhe für das Regiment Cordes. Cavalier kleidete mit leztern ſeine Leute und das übrige ſchickte er nach dem Hauptmagazine der Camiſarden.

Unterdeſſen hatte zwar Roland in den Gebirgen keine Unternehmung von Belang aus-

geführt; aber er hielt doch die königlichen Truppen und die Katholiken dort herum beſtändig in Furcht. Er war des Landſtriches, den er beſezt hielt, völlig Meiſter, und das reformirte Bekenntniß beging öffentlich unter ſeinem Schutze ſeine Religionsübungen. Auſſer ſeinen feſten und gut bewachten Höhlen, die er zu Hoſpitälern, Arſenälen und Proviantháuſern brauchte, hatte er auch dort Pulvermühlen, Bäckereyen, Schmieden und andere Werkſtätte, deren er bedurfte, um den Krieg zu unterhalten. Aus ſeinem Lager ſtammten alle Plane und Befehle her, die den franzöſiſchen Hof ernſthaft zu beſchäftigen anfingen, und denen er nicht anders als durch eine faſt unerhörte Nachgiebigkeit ein Ende machen konnte. Jezt war er indeſſen noch nicht dazu geſtimmt.

Der Graf von Broglio und Herr von Julien wollten endlich gröſſern Ernſt brauchen, als ſie ihre Truppen beſtändig genekt und geſchlagen ſahen. Sie lieſſen auf einmal fünf bis ſechstauſend Mann auf die Gebirge zu marſchiren. Roland erhielt von der Beſtimmung dieſes Korps

die

die Nachricht, daß es einige Dörfer, die es mit ihm hielten, plündern und verbrennen ſollte. Er hätte Repreſſalien brauchen können, welche die ganze Provinz verheert haben würden, aber dies war nicht in ſeinem Plan. Er wollte ſeinem Vaterlande Gewiſſensfreyheit verſchaffen, nicht es verwüſten. Er unternahm es alſo, die königlichen Truppen zurück zu halten, und dazu bedurfte es ſeiner ganzen Macht. Sonach zog er alle ſeine Detachements an ſich. Dies war das erſtemal, daß ſämmtliche Camiſarden beyſammen waren, und auch das letztemal. Sie beſchloſſen in einem Kriegsrathe, den anrückenden Feind nicht in Schlachtordnung zu erwarten, ſondern ihn in Hinterhalte zu locken und nieder zu ſchießen. Sogleich wurden auf allen Seiten dergleichen verſteckt, und dies geſchah ſo geſchickt und raſch, daß die königlichen Truppen, die ſehr vorſichtig zu Werke gingen, ohne etwas unternommen zu haben, haſt machten, ihre Plane aufgaben und bald ſogar Befehl erhielten, ſich behutſam nach Montpellier zurück zu winden.

Man hatte für diesen Platz gefürchtet, weil sich einige Camisarden dort herum hatten sehen lassen, die durch ihre Kundschafter die Nachricht verbreitet hatten, daß Roland und Cavalier mit ihrer ganzen Macht im Anzuge wären und mittelst einer Verschwörung in der Stadt diese, von innen und außen zugleich zu stürmen willens wären. Dies Gerücht hatte viel Wahrscheinlichkeit, weil es wirklich viel Reformirte in der Stadt gab, deren Neigung für die Camisarden man kannte; aber ungegründet war es immer, und nur die Folge von einem Stratagem Rolands, das ihm beynah so viel Vortheil stiftete, als eine gewonnene Schlacht. Die königlichen Generale konnten dieses und ähnliche sehr wahrscheinliche Gerüchte ohne Unvorsichtigkeit nicht vernachlässigen. Ihre Wachsamkeit war lobenswerth und vereitelte immer manchen Plan der Camisarden. Ueberdies war der Erfolg, den sie sich mit ihren sechstausend Mann hätten verschaffen können, immer sehr zweifelhaft, denn ausser den Hinterhalten, die auf sie warteten, hatte Roland

auch

auch noch eine Menge andrer Reformirten bewaffnet.

Auf der andern Seite hatte Roland auch wohl Urſache zufrieden zu ſeyn, daß er dem Sturm auf dieſe Weiſe vorgebeugt hatte, denn die königlichen Truppen konnten ohne großen Zeitverluſt bis auf die Hälfte verſtärkt, und mithin die Camiſarden doch wohl endlich überwältigt werden und einen deſto größern Verluſt leiden, da ſie diesmal alle beyſammen waren und mithin, wenn ſie überwunden worden wären, alle auf einmal eine faſt unerſetzliche Niederlage gelitten haben würden.

In den Gebürgen ging alles wieder den vorigen Gang. Roland hatte ſie in Beſitz und blieb Meiſter darinn. Zwey Detachements ſetzten ſich in Auſerre und Velai, während Catinat und Cavalier nach Vivares abmarſchirt waren, wo die Reformirten rührig zu werden anfingen. Die königlichen Truppen eilten hinzu, ihren Einbruch zu verhüten; dies würde ihnen aber nicht gelungen ſeyn, wenn ſich nicht

ein

ein widriger Zufall für die Camisarden mit ihnen verbunden hätte.

Cavalier kam bald bis Bagnas, das letzte Dorf an der Gränze von Vivares. Dort ließ er seine Leute, die Tag und Nacht marschirt waren, ausruhen. Er hatte noch nicht wieder Befehl zum Aufbruch gegeben, als drey Fremde zu ihm kamen, die sich für Botschafter aus der Landschaft Vivares ausgaben. Sie erklärten, daß sie Auftrag hätten, den Rettern ihrer Glaubensgenossen entgegen zu gehn, und sie auf einem sichern Wege nach einem bestimmten Orte zu führen, wo die Mitglieder einer zahlreichen Konföderation sie erwarteten. Sie schienen von allem unterrichtet zu seyn, nannten die Häupter der Verschwörung und gaben solch eine Menge kleiner auch dem Cavalier bekannter Umstände an, daß sie seine Vorsicht überraschten, sein ganzes Vertrauen gewannen und selbst zu einem Kriegsrathe gezogen wurden. Diese drey Leute waren aber nichts anders, als Kundschafter, die der Graf von Broglio und der Herr von Julien abgeschickt hatten, die

auf

auf dieſe Weiſe alle Maasregeln Cavaliers erfuhren und deren einen er ſogar zum Uebermaas der Unvorſichtigkeit an ſeine Brüder in Vivares abgeſchickt hatte, um ihnen den Weg anzuzeigen, den ſie nehmen ſollten. So verrieth Cavalier ſich ſelbſt.

Unterdeſſen ſtanden die königlichen Truppen immer noch in der Gegend von Alais. Dies wußte Cavalier durch ſeine Kouriere, die ab und zu gingen. Aber Herr von Julien, der jetzt die Depeſchen Caviliers durch ſeine Spione aufgefangen, und auch ſchon auf vorhergegangene Nachrichten dreytauſend Mann in lauter kleinen einzelnen Korps auf Schleifwegen nach Vagnas hin hatte defiliren laſſen, ſtellte ſich jetzt mit dem Gouverneur von Alais, Herrn de la Lande an die Spitze dieſer Mannſchaft und marſchirte gerade auf Cavalier los, den er durch eine Freykompagnie und einen Haufen Miliz, die der Herr von Vagnas anführte, zum Kampfe herauslocken laſſen wollte, um zuzufahren, wenn er ſich in dieſen verwickelte.

So-

Sobald Cavalier Nachricht erhielt, daß ſich ein Korps Truppen nach Vagnas her zöge, eilte er demſelben entgegen, erreichte es, griff es mit ſolcher Wuth an, daß es beym erſten Feuer floh, und verfolgte es ſo hitzig bis an Fluß Ardeche, der von Flüchtlingen und Todten voll war, daß Herr von Julien nicht ſo ſchnell herzukommen, nicht einmal ſich zeigen konnte. Es waren gegen zweyhundert Leute von der Freykompagnie und der Miliz geblieben, dahingegen die Camiſarden keinen Mann verloren und nur vier Verwundete zählten.

Als letztere nach Vagnes zurückkehrten, entdeckten ſie in einem hohlen Baume einen Officier von den geſchlagenen Truppen, und einige Schritte weiter, einen andern hinter einer Hecke. Man führte beyde zu Cavalier, der ſie ſehr artig empfing. „Sagt mir, ihr Herren, hub er an: wie kann ſich der Herr von Vagnas mit ſolch einer Handvoll Leute gegen mich ſtellen? Sah er mich etwa nicht für voll an?“ — Wahrhaftig, gnädigſter

Herr,

Herr, erwiederte einer der Offiziere: man muß Sie wohl für voll ansehen. Aber ich muß Ihnen als Mann von Ehre die Wahrheit sagen: Herr von Wagnas war zu voreilig. Wir hatten Befehl nicht eher anzugreifen, als bis wir den Herrn von Julien im Gesicht hätten — „Herr von Julien?“ unterbrach ihn Cavalier. — Ja, gnädigster Herr, fuhr jener fort: Sie haben Ursache sich in Acht zu nehmen, Herr von Julien ist nicht weit und beynah noch einmal so stark als Sie!

Sogleich schickte Cavalier Leute auf Entdeckungen aus und traf noch andere Vorkehrungen. Dann kam er zu den beyden Officieren zurück und sagte mit einer Kaltblütigkeit, die anfangs ihre Herzensangst noch peinlicher machte, sie aber bald davon befreyete: Herr von Wagnas würde sich wahrscheinlich nicht so übereilt haben, wenn ich mir nicht die Mühe gemacht hätte,

ihm

ihm den halben Weg zu erſparen. — Aber, ihr Herren, nennt mich nicht gnädigſter Herr. Ich heiße Cavalier ſchlechtweg. Uebrigens ſeyd ihr frey. Geht und macht dem Herrn von Julien meine Empfehlung.

Dieſe beyden Leute, deren einer Lieutenant und der andere Fähndrich unter der Miliz waren, hatten dem Cavalier eine Art von Comödie gegeben, die ſich aber bald an ernſthaftere Dinge anſchloß. Er hörte neulich den Augenblick, daß Herr von Julien nur noch eine Viertelſtunde entfernt wär. Er hielt Kriegsrath. Man ſtimmte anfangs für Zurückzug, fand ihn aber ſehr ſchwer und gefährlich. Man beſchloß endlich, den Feind zu erwarten.

Cavalier ſetzte ſich am Ausgange eines Waldes. Die königlichen Truppen zeigten ſich ſchon auf der Höhe und rückten in geſchloßnen Gliedern heran, die Infanterie vorauf und die Cavallerie hinterdrein, um ſie zu decken. Ihr hoher Standpunkt ſtellte ſie bloß, und die Camiſarden ſahen ſie kommen, ohne ſelbſt geſehen

zu

zu werden. Sobald ſie ſich bis auf einen Büchſenſchuß genähert hatten, empfingen dieſe ſie mit ſolch einem mörderiſchen Feuer, daß ſie zurück prallten. Sie faßten ſich aber wieder und antworteten mit ſolchen Nachdrucke, daß ſie die Camiſarden warfen, und dann mit aufgepflanzten Bajonet ſo wild unter ſie fuhren, daß Cavalier, der die andringende Uebergewalt ſahe: rette ſich, wer ſich retten kann! zu ſchreyen gezwungen war. So retteten ſich die Camiſarden ſo raſch und doch dabey ſo regelmäſſig, daß ihnen der Feind nichts anhaben konnte. Sie hatten überhaupt nur dreyſig Mann verloren, während Herr von Julien nahe an zweyhundert Todte und Verwundete einbüſſte. Indeß war dieſer Sieg, in ſo fern für letztern wichtig, daß er die Unternehmung Cavaliers auf Vigoares rückgängig machte. Er beſetzte alle Ausgänge in dieſe Landſchaft, und obgleich Cavalier noch einigemal durchzubrechen ſtrebte, gelang es ihm doch nicht, ſondern er muſte ſeinen Plan aufgeben und wieder zurück ziehen, freylich nicht ohne Gefahr auf Seiten

des Herrn von Julien, von dessen Regimente er einen Theil ganz zu Grunde richtete.

Es liefen neue Berichte von Seiten des Grafen von Broglio und des Herrn von Baville, Intendanten von Languedoc, nach Hofe, die das Uebel sehr dringend und größer als es immer noch war, schilderten. Man versicherte, daß eine allgemeine Revolution in Vivares und den angränzenden Landschaften zu fürchten wäre. Alle Tage liefen Bestätigungen ein, daß diese Besorgniß sehr gegründet sey. Der Hof schien endlich die Sache auch ernsthaft zu finden, und schickte noch mehr Truppen nach Languedoc, als man verlangt hatte. Dem Marschall von Montrevel gab man das Commando darüber. Sobald er in Languedoc ankam, wurden die königlichen Truppen thätiger und ihre Bewegungen auf allen Seiten lebhafter. Er wollte die Camisarden auf das Aeuserste treiben und deshalb alle Dörfer, die man im Verdacht hatte, daß sie es mit ihnen hielten, plündern und verbrennen lassen. Sein heftiger Charakter paßte zu den gewaltsamen Entschließungen

des

des Herrn von Baville. Er war hartherzig und blutdürſtig, und doch dabey, was kein ſeltner Fall iſt, läßig und verzärtelt. Er zwang die Camiſarden grauſam zu werden, und doch hatten ſeine Unternehmungen gegen ſie weder Nachdruck noch Konſiſtenz, und waren mehr Luſtparthieen als ernſthafte Feldzüge. Seine Liebſchaften beſchäftigten ihn ernſthafter, und die Fanatiker, die er mehr fürchtete, als die Camiſarden, waren die ſchönen Augen ſeiner Geliebten *).

Roland begriff leicht, daß ein General von ſeinem Charakter viel Geräuſch machen, aber wenig thun würde. Er übertraf ihn alſo an Thätigkeit und ſpannte dadurch die ſeinige bald ganz ab. Er begegnete ſeiner Mordgier und Verheerungsſucht mit Mordgier und Verheerungsſucht,

*) Er machte um die Zeit auf eine derſelben ein Impromptû, das ſo anfing:

Les fanatiques, que je cruins, ſont vos beaux yeux, ſilvie etc. etc.

sucht, beschäftigte ihn auf allen Seiten und hieb ihm nach und nach so viel Leute nieder, daß er bald von neuem um Verstärkung anhalten mußte.

Kleine

Proſaiſche Schriften,

vom

Verfaſſer des Moriz.

Fünftes Bändchen.

Weimar, 1795.

In der Hofmanniſchen Buchhandlung.

Der Marſchall von Montrevel ließ unter andern das Dorf Mariege verbrennen, ungeachtet es doch gezwungen worden war, den Camiſarden Quartier zu geben. Darüber ſchrieb Cavalier, den Verhaltungsbefehlen Rolands gemäß, an den Marſchall, er möchte ſich künftig dieſer wüthenden Maßregeln enthalten, ſonſt würde er für jedes verbrannte reformirte Dorf zwey katholiſche anzünden, und, wenn dieß nicht auf ihn wirkte, in gleichem Verhältniſſe damit ſteigen.

Der Marſchall achtete nicht auf dieſen Brief, obgleich Cavalier Wort hielt, und zwey ziemlich große Dörfer um Montpellier einäſcherte. Er hatte abermahls zu Veſtris,

einem andern Dorfe, ſich Quartier geben laſſen: auch Veſtris ließ der Marſchall anzünden. Cavalier ſchrieb noch einmahl an ihn, und ſtellte ihm dringend vor, er möchte wenigſtens die Katholiken ſchonen, wenn er die Reformirten nicht ſchonen wollte; er würde ſonſt doppelt und dreyfach mehr katholiſche Ortſchaften, als er reformirte, verheeren. Zu dieſer Drohung fügte er die feyerliche Verſicherung, daß er dieſe Art Krieg zu führen auf das lebhafteſte verabſcheue. Cavalier trauete zwar auch dieſem Briefe keine Wirkung zu, aber er ließ ihn ab, um der Welt kund zu thun, daß man ihn zu dieſen Grauſamkeiten gezwungen habe. Demnach ſchickte er zwey Detaſchements Camiſarden in zwey katholiſche Dörfer, und ließ ſie anzünden; er ſelbſt marſchierte nach Pouls, einem Dorfe, das faſt ganz von Katholiken bewohnt war, und brannte es ab.

So verbreitete ſich überall Schrecken und Jammer. Die Truppen ſchienen dadurch verwildert zu werden. Kaum ließen ſie den

unglück-

unglücklichen Einwohnern Zeit, ſich zu retten. Viele wurden von den Flammen übereilt und verzehret, viele, die ſich vertheidigen wollten, nieder gemacht. Die Stände von Languedoc, die damahls verſammlet waren, ſandten ihre Klagen über dieſe Verheerungen und deren zu befürchtende Folgen nach Verſailles. Der Hof mißbilligte das Benehmen des Marſchalls. Er verbrannte keine Dörfer mehr; aber ſein gewaltthätiger Charakter litt dieſe Mäßigung nicht lange. Er verübte aufs neue Grauſamkeiten, die andere unglückliche Folgen hatten.

Um dieſe Zeit war Catinat mit vierhundert Mann detaſchirt worden, um in Vivarez einzudringen; aber er hatte die Zugänge ſo ſorgfältig bewacht und der königlichen Truppen ſo viele gefunden, daß er nach vielen beſchwerlichen Hin- und Herzügen nichts zu Stande bringen können, als eine Wiedervereinigung mit Cavalier. Da ſich dieſer hierdurch verſtärkt fühlte, ſuchte er Gelegenheit, dem Marſchall zu zeigen, daß die Camiſarden

nicht so leicht auszurotten seyen, als er zu äuſſern pflegte, und zwar in einem Tone, als ob er für den Ruhm, sie vertilgt zu haben, auserlesen sey. Rolands Plan war, ihn nachdrücklicher zu beschäftigen, als er erwartet hatte, um dadurch seine Meynung und seinen Ton zu berichtigen. Cavalier brannte vor Begierde, diesen Entwurf auszuführen, und die Gelegenheit dazu bot sich bald von selbst dar.

Der Partengänger Poul, ein geschickter und muthvoller Officier, wurde für das Schrecken der Camisarden gehalten. Er hatte zwar noch nichts wichtiges gegen sie ausgeführt, aber sich doch berühmt, das Land von ihnen reinigen zu wollen; und man trauete ihm hierin Geschicklichkeit genug zu, weil ihm in Piemont folgender Streich gelungen war, der ihm Ruf verschafft hatte.

Ein Hauptmann, Nahmens Barnabas ga, der als Parteygänger keinen geringern Ruf hatte, als Poul, hatte sich gerühmt, letztern schlagen zu wollen, wo er ihn fände,

war

war aber von dieſem aufs Haupt geſchlagen worden. Er war ſehr aufgebracht über dieſen Streich und die Vorwürfe, die er von ſeinem Chef darüber hören mußte, ſetzten ihn ſo in Hitze, daß er verſprach, ihm in Zeit von vier Tagen Genugthuung zu verſchaffen, und ihm den Kopf des Poul zu überbringen. Dieſer erhielt Nachricht davon. Er machte ſich ſogleich, nur mit zwanzig Mann, nach einem Dorfe auf den Weg, wo ſich Barnabaga mit zweyhundert Mann einquartirt hatte; überfiel ihn und that dieſem Prahler, wie er ihm hatte thun wollen.

Dieſer Poul alſo hoffte dem Oberhaupte der Camiſarden wie dem Barnabaga mitzuſpielen. Ein Paar Ausfälle des Marſchalls, daß er ſo lange zögerte, zu zeigen was er könne, ſetzten ihn vollends in Feuer. Er verlangte nur ein Regiment Dragoner, mit welchem er über den Cavalier herfallen und ihn lebendig oder todt einfangen wollte. Der Marſchall gab ihm zu dem Regimente Dragoner noch ein Regiment Infanterie; und mit

dieſen ging er von Nimes ab, um Cavalier aufzuſuchen.

Dieſer war nicht weit. Sobald er von dem Plan des Poul hörte, ging er ihm auf dem Wege entgegen, den jener nehmen mußte: verbarg ſich in verwachſenen und eng bepflanzten Weinbergen, die ihm zugleich zum Retranſchement dienten. Poul, der ihn hier nicht erwartete, und deshalb immer vorwärts rückte, zog ſich in ein Defilee, welches längſt dieſen Weinbergen hinlief. Cavalier fiel ihn unvermuthet an und brachte ſeine Infanterie, die voran marſchirte, gänzlich in Unordnung. Poul that alles, um ſie zu unterſtützen und zuſammen zu halten; dennoch konnte er nicht verhindern, daß diejenigen, die den Kugeln und dem Tode entkommen waren, ihr Heil in der Flucht ſuchten. Aber ſie liefen den Tod in die Hände, denn Catinat, der mit der camiſardiſchen Reiterey in der Nähe war, hieb ſie nieder. Verzweifelnd warf ſich Poul mit ſeinen Dragonern in die Weinberge und auf die Camiſarden, aber die Dragoner verwickelten

ten

ten ſich in den Hecken und Reben und kamen in Unordnung. Poul drang dennoch wie ein Wüthender vor, und auf Cavalier los, den er zu erkennen glaubte. Auf einmahl traf ihn ein Piſtolenſchuß. Seine Officiere riefen ihm zu: Sitzen Sie auf, Herr Hauptmann! Er beſtrebte ſich noch, wieder aufzuſitzen, als ihm ein Säbelhieb den Kopf ſpaltete. Er ſank todt zurück; ſeine Dragoner nahmen die Flucht. Catinat ſetzte ihnen nach, und da ſeine Reiterey an den Pferden aus der Camarque vortreffliche Renner hatte, ſo holten ſie jene ein und richteten ein großes Blutbad unter ihnen an. Faſt das ganze Infanterie-regiment war aufgerieben worden. Von den Dragonern blieben weniger, weil ihnen die Flucht leichter wurde. Die Camiſarden hatten nicht mehr als fünf und zwanzig Todte und ſechszehn Verwundete. Ueberdieß machten ſie vierzig Pferde Beute.

Cavalier trug die äußerſte Sorgfalt für ſeine Verwundeten. Er ließ ſie unter einer ſtarken Bedeckung an einen ſichern Ort brin-

gen: denn unter vielen andern Grauſamkeiten, ließ ſich der Marſchall von Montrevel auch die zu Schulden kommen, daß er Patrouillen in diejenigen Oerter oder Häuſer ſchickte, wo er verwundete Camiſarden vermuthete. Dieſe ließ er in den Gefängniſſen heilen; holte ſie, indem er ihnen Gnade verſprach, über das aus, was er von den Camiſarden wiſſen wollte und ließ ſie ſodann rädern oder lebendig verbrennen. Bey mehr als einer Gelegenheit hatte er ſich dieſes unmenſchlichen Kunſtgriffes bedient, dahingegen die Camiſarden, die faſt immer Verwundete von den königlichen Truppen in Händen hatten, ihnen kein Leid zufügten.

Als der Marſchall die Niederlage und den Tod des Poul erfuhr, war er auſſer ſich, zumahl da die Unternehmung auf ſeinen Befehl und faſt unter ſeinen Augen gewagt worden war. Er konnte nicht begreifen, wie zwey Regimenter alter und geübter Truppen ſo auf einmahl und faſt ohne ſich gewehrt zu haben, vernichtet werden konnten. Er fluchte auf den

den Krieg durch Hinterhalte, und beſchloß künftig nur große Korps auszuſchicken, die auf jeden Fall die Camiſarden durch ihre Menge erdrücken könnten.

Das Schickſal des Poul bewog den Roland zu ganz entgegengeſetzten Maßregeln. Er vermuthete richtig, daß der Marſchall, dem zwanzigtauſend Mann zu Gebote ſtanden, dem Cavalier durch zahlreichere Korps nachſetzen laſſen würde. Auch wußte er, daß, wenn man dieſem jungen Manne irgend etwas vorwerfen könne, es der Fehler einer nicht genug überlegten Kühnheit ſey; deshalb ſchickte er einen Expreſſen an ihn ab und ließ ihm ſagen, er möchte unverzüglich und ſo ſtill und heimlich er nur könnte zu ihm ſtoßen, und in der Ebene nur einige Parteyen zurücklaſſen, mit dem Befehl, das Land zu durchſtreifen, um die Aufmerkſamkeit der königlichen Truppen zu theilen und ſie irre zu machen. Cavalier hatte ſo eben einige dieſer Truppen, die Miene machten, ihn anzugreifen, zurückgeſchlagen; jetzt begab er ſich in die Sevenen,

nen. Der Marſchall hatte vierzehn bis funfzehn tauſend Mann, in mehrere Korps abgetheilt, ausgeſchickt, um Cavalier zu überfallen. Dieſe wurden von ſeinen zurückgelaſſenen Partenen beſchäftigt und hin und hergezogen, während er ſelbſt ſeine Leute ausruhen ließ und mit Roland über Mittel und Wege berathſchlagte, wie der Krieg ſo lange hingezogen werden könnte, bis die Unterſtützung ankäme, die ihnen mächtige Beſchützer, ihrem eigenen Intereſſe gemäß, verſprochen hatten. Der Marſchall von Montrevel hatte ſich wieder nach Nimes zurückgezogen und that dort Thaten im Felde der Liebe, während ſich Cavalier mit einem verſtärkten Korps, das jetzt aus achthundert Mann Infanterie und vierhundert Pferden beſtand, nach Niederlangued oc in Marſch ſetzte.

Kaum war er einige Stunden weit vorgerückt, als er erfuhr, daß ſich die königlichen Truppen von mehreren Seiten näherten, um ihn abzuſchneiden und einzuſchließen. Roland, der auch davon unterrichtet war, rückte

mit

mit einem Korps Camisarden vor, um ihn zu unterſtützen oder los zu machen; aber Cavalier wußte die ihn nachſetzenden Truppen durch Hin- und Hermärſche, in Holungen und Schleifwegen, ſo zu verwirren und zu ermüden, daß er Zeit gewann, ſich zu retten. Jene erhielten Befehl, in ihre Quartiere zurück zu kehren.

Aber dieſer Befehl war ein Kunſtgriff des Marſchalls, um Cavalier in eine Schlinge zu locken. Sein Kriegsrath warnte ihn vergebens davor. Er hatte ſich Nimes genähert und ungefähr eine halbe Meile von dieſer Stadt Poſto gefaßt. Der Kriegsrath ſtellte ihm vor, er ſey daſelbſt einem Ueberfalle zu ſehr ausgeſetzt; aber er war anderer Meynung, und erklärte, der Marſchall habe nicht genug Truppen in Nimes, um einen Ausfall zu wagen; er wünſchte ſogar von ihm angegriffen zu werden; nur darum habe er ſich der Stadt ſo weit genähert, weil er wüßte, daß ſich, während die königlichen Truppen in ihre Garniſonen zurückmarſchirt wären,

ren, ein wichtiger Streich ausführen ließe. Aber er fand bald, daß er falſch geſchloſſen habe. Drey Regimenter rückten aus Nimes und ſtanden bald vor ihm.

Dennoch erwartete er ſie ohne zu wanken auf einem vortheilhaften Poſten. Sie griffen ihn mit großem Muth an, wurden aber mit nicht minderem empfangen. Das Gefecht war ſehr blutig und der Sieg während einer Stunde zweifelhaft. Aber der Marſchall hatte friſche Truppen bey der Hand, die Cavalier nicht erwartete, die ſich aber beſtändig ablöſeten und ſo ununterbrochen über ihn herfielen. Er zog ſich kämpfend über eine Meile zurück; aber endlich mußte er der Uebermacht weichen. Er nahm die Flucht und ward bis zu einem Gehölze verfolgt, das in der Nähe war. Die Camiſarden verloren gegen dreyhundert Mann, aber die Königlichen weit weniger. Dieſer erſte Schlag, den Cavalier erhielt, hätte ſeine gänzliche Vernichtung bewirken können, wenn er ſich nicht eine Hülfsquelle zu eröffnen gewußt hätte.

Es kamen abermahls friſche Truppen von dem Gehölz an, um die geſchwächten und geſchreckten Camiſarden vollends zu erdrücken. Cavalier hatte dieß vermuthet und deßhalb den Catinat mit hundert Pferden abgeſchickt, um ſich auf der andern Seite des Waldes zu zeigen. Catinat wurde dort angegriffen, aber er trieb den Feind nachdrücklich zurück. Dieſer fürchtete Cavalier ſey mit ſeiner ganzen Mannſchaft in Catinats Nähe, zog alſo die Truppen, die das Gehölz auf der andern Seite beſetzen ſollten, nach dieſer Seite und ſo behielt Cavalier Zeit ſich zurück zu ziehen. Mittelſt eines forcirten Marſches legte er fünf Meilen in ſechs oder ſieben Stunden zurück, und machte zu Luſſan halt, wo er den Catinat erwartete, der auch bald hernach ankam, nachdem er dem Feinde gegen fünf und zwanzig Mann niedergehauen hatte, ohne ſelbſt einen einzigen verloren zu haben. So entgingen die Camiſarden der größten Gefahr, die ihnen noch gedroht hatte; und Cavalier lernte oder hätte lernen ſollen, ſeinen Muth,

der

der oft durch fanatiſche Einbildungen in Verwegenheit überging, beſſer zu ordnen und zu nutzen.

Der Marſchall von Montrevel ward bald überdrüſſig, ſich und ſeine Truppen um ſo geringen Erfolg ſo anhaltend zu plagen, oder er hatte auch vielleicht andere Urſachen, den Krieg in die Länge zu ziehen; kurz, er kehrte zu ſeinen vorigen Vergnügungen zurück und gab dem Cavalier, deſſen Verluſt man ihm übertrieben angegeben hatte, ſo viel Zeit, als er brauchte, um in wenig Tagen ſtärker und unternehmender als vorher auf den Kampfplatz zu treten.

Roland und Cavalier konnten ſo viel Menſchen haben, wie ſie wollten; bis auf funfzig tauſend Mann hätten ſie zuſammen bringen können; aber ſie wieſen alle Tage junge Leute ab, die unter ihnen dienen wollten, theils weil ſie dieſelben nicht hätten unterhalten können, theils weil der Anbau des Landes darunter gelitten haben würde, und theils, weil ſie erbauen und nicht zerſtören wollten.

wollten. Ueberdieß hätte, bey der Art wie ſie Krieg führeten, eine gröſsere Anzahl Truppen ihnen mehr Hinderniß als Vortheil gebracht. Cavalier rückte alſo an der Spitze von tauſend oder eilfhundert Köpfen, wovon ein Drittel in guter Cavallerie beſtand, in das Feld, ſuchte den Feind auf, ſchlug ihn überall, wich den Gelegenheiten aus, wo er hätte geſchlagen werden können, und ſetzte durch eine Reihe von ſchnell auf einander folgenden Actionen den Marſchall ſo in Unruhe, daß er nach Hofe ſchreiben und aufs neue um Verſtärkung anhalten muſte.

Unter den mancherley Mitteln, durch die ſich die Camiſarden gegen zwanzig tauſend Mann erhielten, war auch der Umſtand, daß das Land es mit ihnen hielt. Konnte man ſie von dieſer Seite drücken und ſchwächen, ſo war dieß für ihre Unternehmungen äuſſerſt nachtheilig, und ſie unterlagen jedesmahl, bey aller Klugheit und Vorſicht, wenn ihre Freunde oder ihre Spione ſie hintergingen.

So

So hatte Roland eine Unternehmung eingeleitet, von der er den glücklichſten Erfolg vermuthete; aber ſie ſcheiterte durch die Verrätherey eines ſeiner Vertrauten nicht nur, ſondern verſetzte auch die Camiſarden in ſolche Noth, daß der Moment ihrer gänzlichen Vernichtung da zu ſeyn ſchien, welcher ſie nur, faſt einzeln und unter unglaublichen Anſtrengungen ihrer Standhaftigkeit und Tapferkeit entgingen.

Die königlichen Truppen waren von mehreren Seiten in die Gebirge gerückt. Die Berge bey Auſere ſollten ihr Vereinigungspunkt ſeyn. Auf die Nachricht davon hatte Roland den Cavalier berufen, welcher ſeine Reiterey unter der Anführung des Catinat zurückließ, mit der Beſtimmung nach Niederlanguedoc zu marſchiren, dort aber den Feind bloß zu necken und ſich nicht zu weit von den Sevennen zu entfernen, um im Fall der Noth bey der Hand zu ſeyn. Cavalier und Roland näherten ſich alſo den Truppen in der Auſere, aber dieſe, ſobald ſie vernah-

men,

men, daß sich die Camisarden vereinigt hätten, gaben ihre Unternehmung auf, und zogen sich zurück, ohne einen Schuß gethan zu haben. Sie vereinigten sich mit andern, die nach Alais und Anduse vorgerückt waren, in der Absicht, in größerer Anzahl wieder zu kommen, und, indem noch neue Truppen von Perpignan näher rückten, die Camisarden von allen Seiten so eng zu umschließen, daß sie sich nicht mehr in die Ebene herab getrauen und sich ergeben oder in den Bergen umkommen sollten. Die Nachricht davon erhielt Roland von guter Hand und mit allen Umständen. Er beschloß, dem Feinde entgegen zu gehen und sein Kriegsrath war derselben Meynung aus folgenden Gründen:

Man bedachte, daß, wenn zwanzig tausend Mann in die Sevennen brechen wollten, man ihnen ohne Zeitverlust entgegen marschiren müsse und sie solchergestalt ohne große Mühe aufhalten könne; da sie ferner nur durch Hohlwege hereinrücken könnten, so müsse man sie an den vornehmsten Eingängen

erwarten, angreifen und aus der Faſſung bringen; ſodann könne man ſich ohne Gefahr in Niederlanguedoc werfen und dort den Feind mit zwey tauſend Mann, die jetzt auf den Beinen wären, von ſo vielen Seiten her beſchäftigen, daß er ſeinen ganzen Plan aufgeben müßte; und endlich könne man dann auch die Abſichten, die man auf die Landſchaften Vivarez und Novergue hätte, bequemer ausführen.

Man verlor keinen Augenblick. Ein Paar camiſardiſche Parteyen erhielten Befehl, in den Bergen von Auſere zu bleiben und die königlichen Truppen, die in dieſer Gegend noch wären, oder ſich zeigen würden, durch verſtellte Vor- und Rückzüge zu beſchäftigen. Catinat erhielt Auftrag, mit ſeiner Reiterey nach Tour de Pelet, als dem allgemeinen Vereinigungspunkte, vorzurücken. Die übrigen Camiſarden zogen ſich auf verſchiedenen Wegen eben dahin. Man machte Anſtalt, Proviant und Fourage für zwey tauſend Mann eben daſelbſt anzufahren.

Aber dieſe Sorgfalt und Vorſicht ſelbſt diente dazu, die Camiſarden deſto ſicherer und früher der Treuloſigkeit eines Menſchen auszuliefern, der ſie für funfzig Louisdor verkauft hatte, und an dem es nicht lag, wenn ſie nicht alle bis auf den lezten Mann aufgerieben wurden. Dieſer Menſch war ein Müller und einer der Lieferanten Rolands, auf den er das meiſte Vertrauen ſezte. Er hatte drey Söhne unter den Camiſarden, und bey verſchiedenen höchſt gefährlichen Gelegenheiten als Spion ſo weſentliche Dienſte geleiſtet, daß ſeine Treue nicht bezweifelt werden konnte. Er war ſchon in Tour de Velot, als Roland und Cavalier ankamen. Sie fragten ihn: ob er viel Lebensmittel habe? — O, im Ueberfluß ſollt ihr bekommen! antwortete er: ich erwarte ihrer noch von mehreren Dörfern und will jezt hin, um die Leute anzutreiben. Mit dieſen Worten verſchwand er.

Tour de Velot war eine groſſe, weitläuftige Meyerey, die aus mehrern Hofräumen beſtand und mit Mauern eingeſchloſſen

war. Der gröſte Theil der Camiſarden hatte ſich in Ställen und Scheunen gelagert. Eine Stunde nach der Entfernung des Müllers (es war beym Eintritte einer düſtern Nacht) ſchlichen ſich mehrere Korps königlicher Truppen in die Nähe der Meyerey und beſetzten ſie rund herum in gleichen Entfernungen. Erſt zwiſchen ein und zwey Uhr wurden ſie von einer camiſardiſchen Schildwacht bemerkt.

Sogleich machte dieſe Lärm. Die Camiſarden liefen zu den Waffen. Die Meyerey wurde von allen Seiten eingeſchloſſen und geſtürmt. Roland und Cavalier eilten nach den Haupteingängen, brachten, ſo gut ſie konnten, einige hundert von ihren Leuten zuſammen, drangen heraus, trieben den Feind zurück und wurden von ihm zurückgetrieben; andere von denen, die ſich in der Meyerey befanden, kletterten auf die Mauern, die unter ihrem Gewicht einſtürzten. Sie griffen in unordentlichen Haufen an, ſchlugen zurück, was ſich ihnen entgegenſtellte, ſtachen und ſchlugen nieder, ohne zu wiſſen, ob Freund

oder

oder Feind. Die Officiere nannten ihre Nahmen und riefen ihrer Mannſchaft zu. Es war ein gräßliches Blutbad. Nicht alle Camiſarden waren aus der Meyerey entkommen; ein Theil davon hatte ſich verrammelt und gab Feuer aus den Fenſtern und von den Dächern. Sie ſchoſſen von ihren Freunden eben ſo viele nieder, als von ihren Feinden. So brach endlich der Tag an, und nun fanden die Camiſarden ſich wieder zuſammen, ſchlugen ſich durch den Feind und ſuchten fliehend Roland und Cavalier auf. Dieſe verſammelten den Reſt ihrer Leute um ſich, und ſtießen zu ihrer Reiterey, die ſchon vorgerückt war, um ihnen zu Hülfe zu kommen. Sie marſchirten noch einmahl zurück und erneuerten den Kampf; aber auf einmahl fiel ein Korps friſcher Truppen mit ſo viel Nachdruck über ſie her, daß ſie gänzlich auseinander geſprengt wurden. Während dieſes Handgemenges drangen drey oder vierhundert Camiſarden aus der Meyerey hervor und flohen, unter einem Hagel von Kugeln, ihren Brüdern nach. Die

Meyerey ward mit neuer Wuth angegriffen. Die darin noch Zurückgebliebenen vertheidigten sich mit gleicher Unerschrockenheit. Sie hatten sich in eine Scheune zurückgezogen, aus welcher sie ein ununterbrochenes Feuer machten; da sie aber auf dem Punkt standen, überwannt zu werden, so legten sie Feuer an die Scheune und kamen alle in den Flammen um.

Die Camisarden verloren in dieser mörderischen Aktion sechs bis sieben hundert Menschen; die königlichen Truppen über drey hundert, die Verwundeten auf beyden Seiten ungerechnet, deren eine große Anzahl war.

Bald bemerkten die Camisarden einen Haufen Dragoner hinter sich, von dem sie verfolgt wurden. Roland schickte ihnen seine Reuterey entgegen und diese trieb sie zurück. Ein kleiner Ersatz nach einer gänzlichen Niederlage! Die Camisarden gewannen den Wald von St. Benezet und hier erfuhren sie die Umstände von der Verrätherey des Müllers. Diesem Menschen hatte es nicht genügt, seine Freunde in Tour de Belot verrathen

rathen zu haben; er hatte noch neben her der Grauſamkeit des Marſchalls von Montrevel ein abſcheuliches Opfer gebracht. Dieſer hatte ihm, auſſer den erhaltenen funfzig Louisdor, noch einen einträglichen Dienſt verſprochen, wenn er im Nahmen Rolands und Cavaliers, Landleute, die es mit ihnen hielten, aufforderte, Lebensmittel herbey zu ſchaffen, bey Strafe ihre Häuſer eingeäſchert zu ſehen. Dieſe armen Leute gehorchten. Der Marſchall ließ ſie unterwegs aufheben und den Tag darauf in Nimes henken. Roland gab ſich groſſe Mühe, jenen ſchändlichen Verräther in ſeine Hände zu bekommen; aber erſt nach einigen Monathen ertappte man ihn und lieferte ihn dem Cavalier aus. Er geſtand ſein ganzes Verbrechen und ſchien es lebhaft und aufrichtig zu bereuen. Er bat um Erlaubniß, ſeine Söhne noch einmahl umarmen zu dürfen, aber ſie wollten ihn nicht ſehen. Sodann bat er Gott und ſeine Brüder um Verzeihung und ward erſchoſſen.

Uebrigens glaubten die Camiſarden, aus dieſem Verluſte ſelbſt Zuverſicht und Hoffnung ſchöpfen zu können. Sie hielten es für ein Werk unmittelbarer göttlicher Vorſicht, daß ſie nicht alle umgekommen waren. Viele wurden durch dieſen Gedanken ſo begeiſtert, daß ſie an dem Dankfeſte, welches jetzt Roland in dem Walde von Miquelet feyern ließ, zu prophezeihen anfingen, und ihren Brüdern verſicherten, daß ihre Erlöſung nahe ſey. Cavalier ſelbſt fühlte den Geiſt in ſich und erklärte jene erſte Prophezeihung dadurch, daß ihnen die fremden Mächte bald Hülfe ſenden würden. Hoffnung und Zuverſicht lebten von neuem in den Herzen der Camiſarden auf.

Roland und Cavalier trennten ſich jetzt. Erſterer nahm nur vier hundert Mann mit ſich und kehrte in die Gebirge zurück. Dem Cavalier ließ er ſechs bis ſieben hundert Mann, mit d. z er ſich in Niederlanguedoc zeigen und dem Marſchall von Montrevel beweiſen ſollte, daß nicht alle Camiſarden todt wären.

Dazu ſchickte ſich denn Cavelier an. Er legte ſeine Leute in drey Dörfer nicht weit von Nimes, erfriſchte, verſtärkte ſie und fing an, ſo lebhaft, von ſo vielen Seiten her, ſo ſchnell, bald in groſſen bald in kleinen Haufen, zu agiren und ſich mit ſolcher Kühnheit ſelbſt vor den Thoren feſter Plätze zu zeigen, daß das Land in wenig Tagen in allgemeines Schrecken gerieth und daß der Marſchall ſelbſt die Sache für gefährlich genug zu halten anfing, um darüber von neuem nach Hofe zu ſchreiben und die Umſtände als ſehr bedenklich zu ſchildern.

Wir erſparen dem Leſer die Erzählung von einer Menge kleiner Aktionen, Streifzüge, Ueberfälle und Kriegsränke, wodurch Cavalier die königlichen Truppen ſowohl als das ganze Land in Bewegung erhielt, und ſich in den Augen des Marſchalls zu vervielfältigen und faſt unüberwindlich zu machen wußte. Der Marſchall ſagte bey dieſer Gelegenheit: „Ich glaube, dieſe Canaille ſteigt Legionenweiſe aus der Hölle hervor. Je

mehr man umbringt, deſto mehr ſind da.“ — Er war höchſt aufgebracht über den Gang, den dieſer Krieg nahm, und es war ihm äuſſerſt empfindlich, ſeine Ehre durch dieſe Straßenbuben und Galgendiebe*), wie er ſie nannte, compromittirt zu ſehen. Wenn er von nun an nicht mehr in Perſon im Felde erſchien, ſondern, um ſeine Ehre zu retten, lieber die Herzen der Weiber bekriegte, während er ſeine Generale für ſich handeln ließ: ſo blieb er darum doch nicht weniger die Seele aller Unternehmungen gegen die Camiſarden, und erſetzte durch ſeine Aufmerkſamkeit und Verhaltungsbefehle, ſeine Gegenwart und ſein Beyſpiel bey den Truppen, die er in beſtändiger Thätigkeit erhielt.

Cavalier hatte ſich in den Bergen von Bouguet geſetzt. Der Marſchall beſorgte, entweder er mochte von da in Vivares eindringen, oder er hatte zur Abſicht ihn in den Bergen auszuhungern; genug, er ſchickte faſt

*) Gens de fac et de corde.

faſt alle ſeine Truppen dahin. Aber als ſie ankamen, war Cavalier ſchon nicht mehr da. Zuverläßige Kundſchafter hatten ihn gewarnt. Da er vermuthete, daß die Abſicht der königlichen Truppen ſey, ſeinen Einbruch in Vivarez zu verhindern, ſo brachte ihn dieß auf einen Plan, den er dem Roland mittheilte; ſodann zog er ſich mit Vorſicht und Klugheit nahe an den königlichen Truppen vorbey, bis Ganges, wo er Rolands Antwort erwartete. Dieſer traf in Perſon unverzuglich ein, und hatte ſechs Hundert Mann bey ſich, um Cavalier zu verſtärken. Man hielt einen Kriegsrath, deſſen Gegenſtand und Reſultat folgendes war:

Schon einige Zeit vorher waren Deputirte aus Rovergue, einer Provinz, die an Languedoc gränzt und damahls voller Reformirten war, bey Roland erſchienen, mit der dringenden Bitte, daß er ihnen Truppen und beſonders einen entſchloſſenen und von ihm ſelbſt gewählten Anführer ſchicken mochte; ſie verſicherten ihm, daß ſie ſodann bald einen allge-

allgemeinen Aufſtand bewirken wollten; alles ſey reif dazu; Waffen und Munition hätten ſie zuſammen gebracht; Menſchen würden auch nicht fehlen; kurz, ſie erwarteten nur ſeine Hülfe, um loszubrechen.

Da aber dieſe Deputirte gerade während der bedenklichen Umſtände nach dem Ueberfalle von Tour de Velot gekommen waren, ſo hatte ſie Roland bloß mit der Verſicherung abfertigen können, daß er ihr Anliegen in reifliche Ueberlegung nehmen wolle; daß ihr Zuſtand ihm ſehr am Herzen liege; und daß er, wenn er ſich wieder erholt und verſtärkt haben würde, unverzüglich alles für die Ausführung dieſes Entwurfs thun wollte.

Die königlichen Truppen hatten ſich alſo, wie oben bemerkt, nach den Gränzen von Vivarez gezogen. Cavalier hatte gemeynt, daß man ihren Marſch dahin nutzen müſſe, um auf der Seite von Rovergue etwas zu unternehmen. Jetzt kam es drauf an, feſt zu ſetzen, wie und durch was für Mittel. Die Ausführung war nicht leicht: denn man mußte

durch

durch ein ganz katholiſches Land, und ein zu groſſes Detaſchement konnte den Plan verrathen und zum Scheitern bringen. Man beſchloß alſo im Kriegsrath: daß man nur funfzig Mann nach Novergue ſchicken wolle, weil dort Mannſchaft und Waffen leicht zuſammen zu bringen wären; Catinat ſollte ſie anführen, nur des Nachts vorrücken und bey Tage ſich verborgen halten; um dieſen Marſch ſo weit zu ſichern, als man könnte, und zugleich jede Aktion mit den königlichen Truppen zu vermeiden, wolle man mit den übrigen Truppen gegen Perpignan marſchiren und von dort ſich eilig in die Oberſevennen zurückziehen. Aber die Sachen wandten ſich ganz anders.

Um die königlichen Truppen irre zu führen, bediente man ſich des gewöhnlichen Kunſtgriffs: man ſchickte drey Haufen unter geſchickten Anführern ab, die den Feind an drey verſchiedenen Orten zugleich beſchäftigen und aufhalten ſollten. Das camiſardiſche Hauptkorps, ungefähr achtzehn hundert Mann

ſtark,

ſtark, war während der Nacht marſchirt, kampirte in einem tiefen Thale, das mit Felſen umgeben war, und glaubte, dort unentdeckt geblieben zu ſeyn.

Aber bald gaben die Poſten auf den Felſen Nachricht, daß ſie ein Korps Truppen nach dem Thale vorrücken ſähen. Es war ein Detaſchement von hundert Mann, die eine Perſon von Bedeutung nach Desforts begleiteten. Die Schildwachten erhielten Befehl, ſich zu verbergen. Die Bedeckung marſchirte hindurch, als ſie aber nach Verlauf einiger Stunden wieder zurück kam, gerade zu der Zeit wo die Camiſarden aus ihrem Lager aufbrachen, wurden ein Paar ihrer Poſten von derſelben bemerkt. Sogleich zog ſich der Officier, der dieß Detaſchement anführte, und dem es wahrſcheinlich an Erfahrung und Kopf fehlte, um die Felſen herum und griff die Camiſarden an. Aber er ward ſogleich von Roland eingeſchloſſen und ſeine Leute wurden in wenig Augenblicken niedergehauen, bis auf einen Sergenten, der ſich in eine

Höhle

Höhle verkrochen hatte, und den man auf-fand und zu Roland brachte. Er bat um ſein Leben. — „Das nehmen wir nie-mand," erwiederte Roland: „auſſer, wenn wir unſer eigenes vertheidigen! Du kannſt nach deiner Garniſon zurückkehren!" — Zugleich gab er ihm einen Brief an den Gouverneur mit, ungefähr folgenden Inhalts:

„Es thut mir leid, daß ich Ihnen von den hundert Braven aus Ihrer Garniſon, die mich angegriffen haben, nur dieſen Einzigen zurückſchicken kann, der weit kluger war, als ſein Officier, und nicht mit tauſend Mann anbinden wollte. Er wird Ihnen ſelbſt ſagen, wie er ſich geholfen hat; und Sie werden ſehen, daß wir nicht, wie man uns nachſagt, mit kaltem Blute morden. Nur aus Noth führen wir Krieg, und wir verzeihen uns dieſes letztere Blutbad nur darum, weil wir dazu gezwungen wurden. Werden wir gefangen, ſo rädert und verbrennt man uns; aber dieſer Sergent, der mit uns ſehr zu-

frieden

frieden scheint, muß die Urheber jener Grausamkeiten beschämen."

Uebrigens ward dieser Zufall dem Entwurfe wegen Rovergue sehr hinderlich. Man sahe wohl ein, daß die königlichen Truppen, da sie jetzt wußten, daß sich die beyden Häupter der Camisarden vereinigt hatten, Verdacht schöpfen, sie beobachten und verfolgen würden, und daß dieß eine Generalaktion herbeyführen könnte, die man aus Grundsatz vermeiden wollte. Man setzte also die vorgehabte Unternehmung bis zu einer gelegenern Zeit aus und zog sich in die Sevennen, doch mit Zurücklassung einiger kleinen Detaschements, die, wie gewöhnlich, den kleinen Krieg in der Ebene fortführten. Dem Hauptkorps ließ Roland nun eine Weile Zeit, sich zu erholen.

Indessen war er nicht gewohnt, solche Rasten lange dauern zu lassen. Er verließ die Sevennen bald, um die Expedition auf Rovergue wieder vorzunehmen. Valmal und Castanet blieben mit kleinen Detaschements

ments in den Gebirgen zurück, welche immer noch die Festungen und Waffenplätze der Camisarden vorstellten.

Roland kampirte in den Wäldern um Sumene. Vierhundert Mann von der Garnison dieses kleinen Platzes rückten an, um die Camisarden zu verjagen, aber sie verschwanden auf einmahl wieder. Roland ließ ihnen nachsetzen; sie warfen sich eiligst in die Stadt; aber die Camisarden stürmten die Thore und zwangen die Besatzung, sich in die Citadelle zu ziehen. Roland blieb den ganzen Tag in Sumene, ließ eine Menge Waffen und Mundvorrath wegfahren und marschierte sodann gegen Abend nach Ganges. Die Garnison dieses Ortes zog sich ebenfalls, sobald er sich sehen ließ, in die Citadelle.

Der Pfarrer von St. Laurent, einem Dorfe in der Nähe von Ganges, war allein weit muthiger, als eine ganze Garnison. Er kam, von einigen Männern begleitet, nach Ganges. Eine Camisardische Post hielt ihn an und wies ihn zurück. „Schießt die

Hunde, nieder! rief der Pfarrer, gab seinem Pferde die Sporn und hatte das Glück, den Schüssen der Camisarden zu entkommen. Seine Begleitung schoß in der That zwey Camisarden nieder, wurde aber bald umringt und zusammengehauen.

Roland brachte die Nacht in Ganges zu, und rückte den andern Morgen nach S. Laurent; aber der Pfarrer war nicht da. Indessen fielen dort Dinge vor, die nichts ähnliches mit der lächerlichen Tollkühnheit dieses Pfarrers hatten.

St. Laurent ist ein grosses volkreiches Dorf, dessen Einwohner damahls fast lauter Reformirte waren. Roland quartierte sich förmlich ein. Seine Leute befanden sich in Freundes Lande, und Roland ließ sie einige Tage ausruhen. Zwey Kundschafter des Marschalls von Montrevel fanden während dieser Zeit Gelegenheit, sich dem Roland als Deputierte aus Rovergue vorzustellen und ihn in der That zu hintergehen. Gerade um diese Zeit ward Cavalier krank. Er hatte eine empfan-

pfangene Wunde ſo vernachläßigt, daß er ſich iezt auf einmahl außer Stande befand, etwas zu unternehmen. Deßhalb mußte er ſich in die Ober-Sevennen begeben, um ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen. Als er von Roland Abſchied nahm, ſagte er: „Bruder, ich kenne unſern Catinat; er iſt hizig und verwegen. Empfiehl ihm bey der bevorſtehenden wichtigen Unternehmung Mäßigung und Vorſicht!“

Es zeigte ſich bald, daß dieſe Warnung ſehr nöthig geweſen war. Catinat ward auf einmahl ſtärker, als vorher, von einem Geiſte der Verwegenheit und eines hochmüthigen Selbſtvertrauens befallen, welchen jene vorgegebene Deputierte von Rovergue mit hinterliſtigen Lobſprüchen nährten. Kaum hatten die Camiſarden St. Laurent verlaſſen, als ſie hinter ſich die dortige Kirche in Feuer aufgehen ſahen. Roland fragte nach dem Urheber dieſes Brandes und ſogleich antwortete Catinat mit Kälte: „Ich bins! Ich

habe Feuer an die Götzenbilder unſerer Feinde gelegt. Sie haben unſre Tempel nicht geſchont; ich will ihre Kirchen auch nicht ſchonen.

Roland ſtellte ihm mit einiger Hitze die Unregelmäßigkeit und das Gefahrvolle ſeines Benehmens vor; verwies es ihm, daß er willkührlich gehandelt, gegen ſein Anſehn verſtoßen und mithin den Eid der Treue, den er ihm geleiſtet, gebrochen habe.

Catinat antwortete nichts darauf und Roland hielt dieß für ein ſtummes Eingeſtändniß ſeines Fehlers. Sie rückten vor Pompignan. Die Garniſon zog ſich in die Citadelle. Catinat ging gerade nach der Kirche und zündete ſie an. Roland wurde ſogleich davon benachrichtigt. „Gott ſchütze uns,“ rief er aus: „der Menſch wird uns unglücklich machen!“ — Er eilte ſelbſt hin, um zu löſchen; aber ein anderer Umſtand zog ſeine Sorgfalt an ſich. Die königlichen Truppen erſchienen und nä-

herten

herten sich von mehreren Seiten. Zu gleicher Zeit erfuhr man, daß die vorgegebenen Deputierten von Rovergue sich unsichtbar gemacht hätten. Sie waren der Garnison in die Citadelle gefolgt. Die Feinde zeigten sich zwar in geringer Anzahl, aber Roland fürchtete, daß sie ihn dadurch nur zu einem Angriffe anlocken wollten. Er war dafür, daß man sich in den nahgelegenen Wald zurückziehen solle: aber Catinat war für den Angriff, und zog alle übrigen Officiere zu seiner Meynung herüber. So fing man ein Gefecht an, wobey die Camisarden jeden Augenblick in Gefahr waren, übermannt und vernichtet zu werden.

Roland zog in Schlachtordnung auf den Feind los, der, gleich bey der ersten Salve, zurückwich. Roland setzte ihm nach, erblickte aber sogleich drey andere Korps, die im Begriff waren, über ihn herzufallen. Jetzt wich er zuerst zurück, nahm die Flucht und rief: rette sich wer kann! Im vollen Laufe folgten ihm seine Leute; da sie aber eine

halbe Meile bis zum Walde hatten, ſo holte ſie die feindliche Cavallerie ein und hieb eine große Anzahl von ihnen nieder. Roland brachte, ſo viele er konnte, von den Flüchtigen zum Stehen, ſetzte ſich vor dem Walde, wälzte Felſenſtücke vor ſich hin, bildete dadurch eine Art von Retranchement, welches die Cavallerie aufhielt, die ſolchergeſtalt ein ſtarkes Feuer von den Camiſarden auszuhalten hatte, dennoch aber nicht zurückwich, weil ein Korps Infanterie zu ihrer Unterſtützung heranrückte.

Sobald Roland die Infanterie kommen ſahe, warf er ſich in den Wald; aber jene verfolgte ihn auf dem Fuße, während die Cavallerie ſich um den Wald herumzog und alle Ausgänge deſſelben beſetzte. Roland hatte einen Vorſprung und kannte die Gegend beſſer, als die königlichen Truppen; er legte alſo hier und da Hinterhalt zwiſchen den Felſen und Anhöhen, die im Walde waren. Die königliche Infanterie, die ſich auf das Manöuvre der Cavallerie verließ, durchzog voller

Hitze,

Hitze, aber doch in Ordnung, den Wald. Demnoch wurde sie durch das unerwartete Feuer, das man aus jedem Winkel auf sie machte, aufgehalten und auseinander getrieben. Sie sammelte sich aber wieder, griff die Camisarden, selbst in ihren Schlupfwinkeln, an und trieb sie so in die Enge, daß alle flohen, die noch fliehen konnten; die übrigen aber ließen sich niederstechen und verkauften ihr Leben theuer.

Unterdessen hatte Roland eine vortheilhafte Stellung genommen, und unterstützte, an der Spitze einer auserlesenen Mannschaft, diejenigen Haufen seiner Leute, die er detaschirt hatte. Zugleich brachte er die Flüchtigen zum Stehen, und so begann das Gefecht von neuem mit der größesten Hartnäckigkeit. Aber Roland wäre verloren gewesen, wenn ihn Catinats Geistesgegenwart und Muth nicht gerettet hätte. Dieser hatte sich mit seiner Cavallerie und mit drey oder vierhundert Flüchtlingen, die sich zu ihm gefunden, aus dem Walde in eine Ebene gezogen,

hinter Anhöhen, die ihn deckten, und wo er ſehen konnte, ohne geſehen zu werden. Die Abſicht der feindlichen Cavallerie war ihm klar; er fiel ſie alſo mit jenen Flüchtlingen an, nahm ſie zugleich mit ſeinen Reitern in der Flanke, ſchlug ſie zurück und reinigte ſolchergeſtalt die Eingänge des Waldes, die ſie beſetzt hatten.

Dieß rettete Roland und die Camiſarden. Sie hatten ſich, da ſie von der Menge übermannt wurden, noch eine Weile fliehend geſchlagen und dieß gegen fünf Stunden ausgehalten. Endlich flohen ſie von allen Seiten, ſammelten ſich wieder und feuerten in Pelotons, wurden wiederum auseinander gedrückt, ſuchten und fanden die Ausgänge des Waldes und wären dort von der königlichen Cavallerie niedergehauen worden, wenn Catinat ſie nicht verjagt und dadurch den königlichen Truppen einen vollſtändigen Sieg entriſſen hätte. Dieſe verloren in dieſer Aktion ungefähr dreyhundert Mann, und die Camiſarden über ſechshundert.

Die

Die Camisarden sammelten sich nach und nach wieder, aber in einem traurigen Zustande; indessen waren sie immer noch gegen eilfhundert Mann stark. Sie zogen sich in die Wälder von St. Venezet zuruck, und hier gaben sie ein Beyspiel, wie unparteyisch sie die Gerechtigkeit handhabten, und wie sie selbst ihrer Anführer, trotz den wichtigsten geleisteten Diensten, nicht schonten, wenn sie sich Verstoße zu Schulden kommen ließen. Roland ließ den Catinat in Arrest nehmen, und man erwartete nur die Zurückkunft Cavaliers, um ihm den Prozeß zu machen. Cavaliers Krankheit war kurz gewesen; er kam in wenig Tagen wirklich an.

Sogleich wurde ein Kriegsrath gehalten und Catinat wurde als Verbrecher vorgeführt und angeklagt: daß er ohne Grund und Befehl die Kirchen von St. Laurent und Pompignan in Brand gesteckt und dadurch seine Brüder und alle ihre Freunde einer gänzlichen Vernichtung, die ihre Feinde nun für billig und verdient halten würden, ausgesetzt

habe. Der zweyte Punkt der Anklage war, daß er auf die Vorstellungen Rolands, seines Chefs, nicht geachtet.

Man befahl ihm, sich über beyde Punkte deutlich zu verantworten. Er sagte: „die Kirche von St. Laurent habe ich, in einem Anfalle von Eifer, der mich übermannte, angezündet; ich hielt ihn bloß für unschuldig, sogar für gerecht, weil ich mich an die Grausamkeiten erinnerte, die man von jeher und noch täglich an uns begangen hat und begeht. Ich will bekennen, daß ich fehlte, wenn ich zu Pompignan auf Antrieb der Rachsucht gehandelt habe, die ich gegen den Pfarrer dieser Kirche fühlte, der mich ehedem sehr heftig verfolgt hatte. Was das unglückliche Gefecht bey Pompignan betrifft, so sieht jeder leicht ein, daß bloß die Betrügereyen der vorgegebenen Deputierten aus Novergue Schuld daran war; die Ränke und hinterlistigen Rathschläge dieser Spione müssen uns allen bekannt seyn; vielleicht habe ich ihnen mehr geglaubt, als Andern, aber meine Absichten

waren

waren rein und redlich. Ich habe die Befehle Rolands immer geehrt und werde sie zeitlebens ehren; aber mein Zorn auf den Pfarrer von Pompignan hatte mich betäubt und meiner Pflicht vergessen gemacht. Uebrigens habe ich mir in Absicht meiner Gesinnungen für die gemeinschaftliche Sache nichts vorzuwerfen. Ich bin bereit, für sie mein Blut bis auf den letzten Tropfen zu vergießen, und dieß habe ich auch bey mehreren Gelegenheiten bewiesen." —

Man ließ ihn abtreten. Der Kriegsrath war getheilt. Einige billigten seine Gründe, Andere fanden sie schwach; aber Cavalier stellte ihnen mit Lebhaftigkeit vor, daß das Geständniß Catinats ihm die Verzeihung von Fehlern verschaffen müsse, denen nicht sowohl Geist des Widerspruchs und des Ungehorsams, als vielmehr Uebereilung und Hitze zum Grunde lägen; daß Catinat bey allen Gelegenheiten sich als ein wackerer Mann gezeigt habe, und daß man ihn in dieser doppelten Hinsicht lossprechen müsse. Sodann nahm Roland

das Wort und sagte: er glaube, daß Catinat, wenn er sich auch des Ungehorsams schuldig gemacht und die Niederlage bey Pompignan veranlaßt habe, so sey er doch bey dieser Gelegenheit mit so viel Muth und Klugheit zu Werke gegangen, daß dieses allein Verzeihung verlange und erhalten müsse.

Der Kriegsrath trat dieser Meynung bey; Catinat wurde losgesprochen und trat in die vorige Achtung bey seinen Brüdern wieder ein.

Nachdem diese Sache beygelegt war, berathschlagte man, was man nun beginnen sollte. Man befand sich in einem zerrütteten Zustande. Die Unternehmung auf Roveraue war zum zweytenmahl gescheitert, und man konnte nicht leicht von neuem Anstalten dazu machen, weil man sie von feindlicher Seite entdeckt hatte. Auf der andern Seite konnte man, bey dem erlittenen Verluste, nichts ähnliches und wichtiges unternehmen. Man war sogar in Gefahr, überfallen und aufgerieben zu werden. Also beschloß man,

sich

ſich in die Berge zurückzuziehen. Man ſchickte ſich ſchon dazu an, als Roland eine Nachricht erhielt, die ganz entgegengeſetzte Maßregeln zur Folge hatte.

Der Intendant von Baville, den die Camiſarden tödtlich haßten, ſollte den andern Morgen von Montpellier, wo er ſich befand, nach St. Hippolite gehen, um dort einige Gefangene zu verurtheilen, welche die königlichen Truppen bey Pompignan gemacht hatten, und auſſer ihnen mehrere andere Reformirte, die der Marſchall von Montrevel, auf den Verdacht, daß ſie die Camiſarden begünſtigten, hatte einziehen laſſen. Ein Regiment Infanterie und ein Regiment Dragoner ſollten ihn begleiten.

Die Camiſarden erhielten Nachricht davon und ſie faßten den Entſchluß, den Intendanten aufzuheben. Noch keine Unternehmung hatte ihren Eifer ſo beſchäftigt, und man muß bekennen, daß es nicht leicht einen Gegenſtand geben konnte, der fähiger geweſen wäre, die beyden entgegengeſetzten Empfindungen

dungen, Haß und Mitleid in ihnen zu erregen. Zwar ſtanden ihnen nur höchſtens eilfhundert Mann zu Gebote, die noch dazu nicht alle mit Waffen verſehen werden konnten; aber die Aufhebung des Herrn von Baville war ihnen ſo wichtig, daß ſie alle andern Betrachtungen bey ihnen aufhob. Man eilte, ſich auf dem Wege, den der Intendant nehmen mußte, in Hinterhalt zu legen. Was an Gewehren abging, wurde durch Sicheln, Senſen, Aexte und andere mörderiſche Inſtrumente erſetzt. Sie marſchirten mit Anbruch der Nacht aus dem Gehölz von St. Benezet und legten ſich in ein Thal, durch welches der Intendant mußte. Ihre Maßregeln waren mit ausgezeichneter Vorſicht und Liſt genommen. Wir verſchonen den Leſer mit dem Detail davon.

Aber dennoch verunglückte dieſe Unternehmung. Das gute Glück des Intendanten rettete ihn dieſesmahl von der Schlinge, die man ihm gelegt hatte. Sein Wagen näherte ſich, von einer Garde begleitet, allmählig

lig dem Hinterhalte, aber auf einmahl hielt er still, kehrte um und fuhr im ſtarken Trott den Weg zurück, den er gekommen war und die Dragoner mit ihm. Alles verſchwand auf einmahl.

Ein einziger Mann hatte den Intendanten gerettet. Die Camiſarden hatten alles feſt genommen, was ſich auf ihrem Wege zeigte; aber ein Winzer entkam ihnen und eilte Jenem mit der Nachricht entgegen, daß die Camiſarden in der Nähe wären. Noch nie hatten die Camiſarden ſolch einen ſchmerzlichen Verluſt erlitten. Indeſſen wurde er bald nachher durch ein unerwartetes Glück einigermaßen erſetzt.

Der letzte Vorfall änderte zum Theil den Plan, den man gehabt hatte, ſich in die Cevennen zurückzuziehen, um auszuruhen und ſich zu verſtärken. Die Befreyung der gefangenen Reformirten lag dem Roland ſehr am Herzen. Er ließ dem Cavalier neunhundert Mann, die noch am beſten bewaffnet waren, zurück, und er ſelbſt ging mit den

übrigen

übrigen zweyhundert nach den Oberſevennen. Cavalier hingegen näherte ſich der Stadt Anduze und nahm auf der Seite des nahgelegenen Waldes einen vortheilhaften Poſten. Er ſchickte zwey Detaſchements aus, von denen das eine um Montpellier ſtreifen mußte, um den Intendanten beſtändig zu beobachten, und das andere ſich in zwey oder drey Parteyen theilen, zwiſchen Uſes und St. Eſprit ſtreifen und ſo viel Beute machen ſollte, als ſich nur machen ließe.

Roquier, einer der Anführer des letztern Detaſchements, ein braver Parteygänger, ſahe gleich den erſten Tag ein ziemlich beträchtliches Truppenkorps in der Ferne. Er verbarg ſeine Leute, die ungefähr dreyßig Köpfe ſtark waren, hinter einem Berge, legte ſeine Waffen und das ganze Aeuſſere eines Soldaten ab, begab ſich ganz allein nach der Landſtraße und näherte ſich einem Manne, den er dort antraf und den er, nach einigen vorläufigen Fragen, für einen Reformirten erkannte.

„Ich

„Ich bin ein Camisarde,“ sagte Roguier zu ihm: „meine Leute sind nur ein Paar Schritt von hier. Weißt du, was das für Truppen sind, die da her kommen? —

Der Mann antwortete, schmerzlich bewegt: „Es sind einige von unsern Brüdern, die man unter einer Bedeckung von funfzig Mann nach Anduze führt, um sie dort zu verurtheilen. Meine Frau ist mit darunter. Man beschuldigt sie, daß sie den Konventikeln der Camisarden beygewohnt hätten; aber sie sind unschuldig. Es ist ein Streich von dem abscheulichen Marschall. Ich wollte eben nach Anduze gehen, um meine Frau los zu bitten!“

Roguier ließ dem Manne nicht Zeit, ihm noch mehr zu erzählen: er hatte sich mit ihm unmerklich seinen Leuten genähert; hier ließ er ihn, mehrerer Sicherheit wegen, festnehmen und versprach ihm, daß er ihm seine

Frau bald bringen wolle. Da jenes Korps sich immer mehr näherte, so eilte er, seine Leute in Hinterhalt zu legen, mit dem Befehle, daß sie funfzehn Schüsse auf den Vortrab der Bedeckung und fünf auf den Nachtrab thun sollten; zehn andere Camisarden sollten erst abfeuern, wenn die erstern zwanzig geschossen hätten, damit diese Zeit behielten, von neuem zu laden.

Der Trupp näherte sich. Die Bedeckung verlor durch die ersten Schüsse mehrere Menschen, und gerieth dadurch in solch ein Schrecken, daß sie die Flucht nahm und die Gefangenen zurückließ. Roquier gab sich diesen zu erkennen. Sie waren, zwey und zwey zusammengeschmiedet, in der Mitte der Bedeckung gegangen; deßhalb war keiner von ihnen verwundet worden.

Die drey Haufen, aus welchen dieses Detaschement bestand, vereinigten sich jetzt auf einem bestimmten Sammelplatze wieder, und begleiteten nun ihrerseits die Gefangenen nach dem Posten des Cavalier, der sie mit

großer

groſſer Freude empfing. Man vertheilte ſie unter die Freunde der Camiſarden und ſorgte für ihre Sicherheit und ihren Unterhalt.

Das andere Detaſchement ſtieß ebenfalls wieder zu Cavalier, nachdem es eine Weile um Montpellier geſchwärmt und einige Beute gemacht hatte. Es brachte die Nachricht mit, daß der Intendant zwey Tage nachher nach Anduze abgegangen ſey, aber in ſo ſtarker Begleitung, daß es unmöglich geweſen, ihn anzugreifen. Dieß vermochte den Cavalier, ſich von Anduze zu entfernen und in den Wald von Alader zurück zu ziehen, wo er die Verſtärkung erwartete, die ihm Roland ſchicken ſollte. Hier beſchäftigte er ſich mit Dankfeſten und andern Uebungen der Frömmigkeit, die, beſonders von ſeiner Seite, mit einem Eifer begangen wurden, welcher mit jedem Augenblicke zu ſteigen ſchien und ihn bis zum höchſten Grad erhitzte. Die Zeit her hatte ihn der Geiſt, wie es die Camiſarden nannten, nur periodenweiſe und nicht gewaltſam in Bewegung geſetzt, aber nun bemächtigte

er ſich ſeines ganzen Kopfes und aller ſeiner Sinne. Er prophezeyete unter Konvulſionen, die ſein ganzes Weſen zerreiſſen zu wollen ſchienen, und ſagte mehrere Dinge vorher, die durch einen Zufall zum Theil eintrafen. Dieß verſchaffte allen übrigen ſtarken Glauben, und erweckte bey ſeinen Brüdern das allerhöchſte Zutrauen auf ſeine Unternehmungen.

Gerade hierin lag das Wunder; aber Cavalier glaubte dieß nicht und war überzeugt, daß der Himmel auſſerordentliche Dinge für ſeine Partey thäte, ſagte und verſicherte dieß auch ſeinen beſten Freunden. Kurz, er hielt ſich für einen wahren Propheten.

Einmahl verſammelte er mitten in jenem Walde ſeine Leute um ſich her. Er betete und predigte, und während er ſprach, ſchien er auf einmahl zu erſtarren. Unbeweglich ſtand er da, die Hände zum Himmel emporgehalten. Nur ſein Auge war in Bewegung. Endlich brachte er folgende Worte, von Seufzern unterbrochen, mit Emphaſe hervor:

hervor: „Höre, o mein Sohn! Schicke zwanzig Mann nach Vic! Sogleich wird le Fevre, dieſer wüthende Verfolger der Kinder Gottes, kommen und ſie angreifen wollen; aber, ich will dieſen Sünder in deine Hände geben, damit du ihn beſtrafeſt, ihn und Alle, die ſich euren heiligen Unternehmungen widerſetzen! Habe Vertrauen, mein treuer Sohn!“ —

Er ſeufzte noch einigemahl und fiel wieder in Ekſtaſe. Als er endlich wieder zu ſich ſelbſt kam, fragte er, was er geſagt habe? Man antwortete ihm, er hätte prophezeyet. — „Ich weiß es wohl!“ verſetzte er: „Aber, was hab' ich geſagt?“ — Man wiederholte ihm ſeine eigne Worte. — „Nein!“ rief er nach einer neuen Anwandlung von Enthuſiasmus aus: „Nein, le Fevre wird dießmahl noch nicht umkommen! Das Maß ſeiner Sünden muß erſt ganz voll werden, ehe er

die Strafe dafür leidet! Aber sein Trupp wird in Eure Hände gegeben und ganz aufgerieben werden! Cavalier, gehorche den Befehlen des Himmels! Schicke zwanzig Mann ab und laß sie von Durand anführen!" —

Le Fevre wurde angegriffen und geschlagen. Ein Wunder war dieß nicht. Wenn Durand auf Befehl seines prophetischen Chefs bloß mit zwanzig Mann den Le Fevre aufsuchte und bis nach Vic zurücktrieb, so lockte er ihn aber auch, durch eine verstellte Flucht, in einen Hinterhalt von achthundert Camisarden, wo seine Leute freylich wohl in Stücken gehauen werden mußten; was aber wirklich für eine Art von Wunder gelten konnte, war der Umstand, daß Er von seinen hundert Leuten in der That nur allein übrig blieb. Dieß verdrehete dem Cavalier den Kopf vollends; aber der Ruf eines großen Propheten, den er dadurch erhielt, ward seiner Partey desto vortheilhafter. Nicht nur Bauern und andre

andre gemeine Leute machten jetzt, williger gemeinschaftliche Sache mit den Camisarden, sondern auch die Adelichen und wohlhabenden Reformirten in den Sevennen schlossen sich thätiger an sie. Auch in andre Provinzen, sogar jenseit des Meeres, ging der Geist von Aufmerksamkeit und Eifer für ihre Sache über, und diese vortheilhafte Stimmung setzte die Camisarden mehr als je in den Stand, auf die festen Versicherungen von Hülfe und Unterstützung, die von allen Seiten kamen, sich muthig zusammen zu erhalten, und die Vertheidigung ihrer Sache fortzusetzen.

Um diese Zeit war es, als Roland dem Cavalier sagen ließ, daß er wichtige Depeschen erhalten habe, deren Inhalt er ihm in eigener Person anvertrauen müßte. Cavalier kam und setzte sich bey Sommieres. Dort ließ er seine Leute unter dem Befehl des Ravanel zurück, mit der Anweisung, den Feind durch mannigfaltige Bewegungen zu beschäfftigen und irre zu führen. Er selbst nahm nur funfzig Mann für sich, und näherte

ſich dem Roland, der nach der Seite von Salles, mit achthundert Mann, vorgerückt war. Die Hälfte davon war, nebſt nöthiger Munition und Proviant, für Cavalier ſelbſt beſtimmt, um damit in die Ebene zu rücken, den Marſchall zu beunruhigen und ihn, durch ſcheinbare Unternehmungen gegen andre Oerter, auf die Meynung zu bringen, daß man nicht mehr an den Einbruch in Roverane und Vivarais dächte; endlich auch, um durch dieſe unabläßigen Streifzüge von allen Seiten her, ihn zu dringen, von neuem nach Hofe zu ſchreiben und dieſen immer unruhiger in Abſicht der Sevennen zu machen.

Letzteres war der Hauptzweck der geheimen Inſtruktionen, die Roland von fremden Höfen erhalten hatte, und man ſieht die Bewegungsgründe davon leicht ein. Dieſer innere Krieg untergrub unmerklich die Kräfte Frankreichs, und trug in der That mit dazu bey, dieſe mächtige Monarchie ſo in die Enge zu treiben, daß der König, nach einer ſchnellen Folge von verlornen Schlachten, Ueberfällen,

fällen, und unglücklichen Kombinationen, seine Feinde fast vor den Thoren seiner Hauptstadt sehen und sich selbst von Versailles nach Chambord überpflanzen mußte.

Die Depeschen, die Roland dem Cavalier mitzutheilen hatte, gingen wahrscheinlich auf diesen feinen, weitsehenden Plan hinaus: Es war nähmlich ein Brief von Seiten und im Nähmen der Königinn Anna von England, von der Hand des Marquis von Miremont, angekommen. Dieser Mann war ein ausgewanderter Reformirter von Range, der an dem Londoner Hofe geschätzt war, nicht sowohl wegen kriegerischer Thaten, als vielmehr wegen seiner Redlichkeit und wegen seines warmen Eifers für die Religion. Sein Brief war folgenden Inhalts: Die Königinn habe erfahren, daß die Reformirten in den Sevennen gezwungen worden, die Waffen zur Vertheidigung ihrer Gewissensfreyheit und selbst ihres Lebens zu ergreifen; Diese mitleidige Monarchinn habe ihm aufgetragen, ihnen von ihrer Seite zu versichern,

daß ſie wahrhaften Antheil an ihrer traurigen Lage nehme; ſie habe ihm den ehrenvollen Auftrag gemacht, die Hülfsvölker anzuführen, die ſie ihnen zu ſchicken beſchloſſen; ſie ſollten indeß bis zu ſeiner Ankunft ſich mit Nachdruck und Klugheit benehmen; er würde ihnen zu ſeiner Zeit die Maßregeln wiſſen laſſen, die Roland zu nehmen hätte, um denenjenigen die Hand zu bieten, die er ſelbſt nehmen würde. ꝛc.

Roland und Cavalier hielten dieſen Brief unter ſich geheim, und entwarfen eine Antwort, die den Charakter der Einfalt und des kriegeriſchen Geiſtes trug. Sie baten den Marquis, ihre tiefſte Ehrfurcht und Dankbarkeit der Königinn zu Füßen zu legen; gaben ihm einen genauen Abriß ihrer Lage und der Art, wie ſie den Krieg führten, um weit ſtärker zu ſcheinen, als ſie in der That wären; drangen beſonders auf ſchleunige Unterſtützung, und ſtellten vor, daß ſie bey ihrem beſten Willen, ſelbſt ihr Leben für die Gerechtigkeit ihrer Sache aufzuopfern, dennoch ohne

die

die verſprochene Hülfe unterliegen würden. Nachdem dieſe Depeſche abgeſchickt war, verabredeten Roland und Cavalier die Operationen, die unter gegenwärtigen Umſtänden am thunlichſten und nützlichſten wären. Sie verloren Rovergue und Vivares nicht aus dem Geſicht, weil die dortigen Reformirten wiederholt in ſie gedrungen hatten, ihnen zu ihrer Befreyung die Hand zu bieten; aber ſie ſahen aus den Bewegungen der königlichen Truppen, daß der Marſchall gegen dieſe Unternehmung auf ſeiner Huth war; ſie glaubten alſo, ſie aufſchieben zu müſſen, und fürchteten ſogar, daß ſich nicht leicht wieder eine Gelegenheit dazu finden würde. Indeſſen beſchloſſen ſie, um eine ſolche herbey zu führen, die Aufmerkſamkeit des Marſchalls auf die Sevennen und den Mittelpunkt der Provinz zu ziehen. Roland kehrte in ſein gebirgichtes Lager zurück; aber nur auf ſo lange, bis er ſich zu einer wichtigen Aktion angeſchickt hätte. Cavalier ging zu ſeinen Leuten zurück, die zwiſchen

Som-

Sommieres und Sauve ſtanden, und die durch die vorhin erwähnte Verſtärkung bis auf vierzehnhundert Mann vermehrt worden waren. Die Beſtürzung war in Niederlanguedoc allgemein. Der Marſchall hatte die Abweſenheit der Camiſarden genutzt, um die harten königlichen Verordnungen gegen ihre Anhänger, ihrer ganzen Strenge nach, in Ausübung zu bringen. Er hatte eine Menge Unglücklicher henken, rädern und niederhauen laſſen, von denen man argwohnte, daß ſie den Camiſarden Lebensmittel zugeſchleppt hätten, ungeachtet man wiſſen mußte, daß dieſe mit gewaffneter Hand dergleichen in Beſchlag nahmen, und daß man ſie ihnen nicht ungeſtraft verweigern konnte. Da ſie Städte mit Mauern überwältigten, und deren Einwohner zur Auslieferung ihres Vorraths zwangen, wie hätten ſchwache, unbeſetzte Dörfer ihnen widerſtehen ſollen?

Man trieb die Strenge bis zur Unmenſchlichkeit. Ein Beyſpiel davon mag hier ſtatt aller übrigen dienen. In der Abſicht, den Camiſarden

farden allen Unterhalt abzuſchneiden, ließ der Marſchall alle größern Dörfer mit Mauern und Truppen verſehen, und befahl den Bewohnern der kleinern, ſich in jenen nieder zu laſſen. Als er, um dieſe Anſtalten zu beſchleunigen, ſich unter einer Bedeckung von ſieben bis acht tauſend Mann zu St. Genies befand, führte man eine junge Frau mit zwey Töchtern zwiſchen zehn und zwölf Jahren vor ihn. Letztere hatten ihre Mutter begleitet, um einige Metzen Bohnen zu holen, die ſie in dem Dorfe Sauzet zurückgelaſſen hatte, als ſie nach St. Genies zog. Man gab dieſer Frau ohne alle Wahrſcheinlichkeit Schuld, daß ſie dieſe Bohnen den Camiſarden habe zutragen wollen. Der Marſchall befahl, ſie ſogleich zu erſchießen. Der Officier, der zu dieſer Exekution kommandirt war, glaubte, dieſer Befehl gelte nur der Mutter; aber der Marſchall ließ ihm ſagen, er habe Mutter und Töchter verſtanden; man müſſe dieſe hartnäckige Brut ausrotten, und man komme hierin nicht zu viel thun. Der Eindruck, den

das Schicksal dieser Unglücklichen machte, war unbeschreiblich. Der herzzerreissende Schmerz der Mutter und das Geschrey und die Todesangst der Kinder erregten das Mitleid der härtesten Herzen, und flößten so viel Abscheu ein, daß die Katholiken selbst das Schicksal der Reformirten beklagten, und daß leztere sich desto eifriger für die Camisarden verwandten.

Der Marschall erlitt bey dieser Gelegenheit einen Verlust, der, für ihn wenigstens, härter war, als alles andre, was ihn für seine Grausamkeit hätte bestrafen können. Ein junges Frauenzimmer zu Alais, das eben nicht vom ersten Range war, aber viel Schönheit und ein edles Herz besaß, hatte den Marschall gefesselt, und er empfand wahre Leidenschaft für sie. Er hatte Gefälligkeit, Auszeichnung, Kosten, kurz alles angewandt, um ihr zu gefallen, und es hatte bis jezt geschienen, als ob sie nicht unempfindlich dagegen sey. Ein Marschall von Frankreich, der in einer Provinz kommandirt und dort

wie

wie ein Souverain Hof hält; von dem übrigens alle Beförderungen und Gnadenbezeigungen abhangen; der im höchſten Grade galant und freygebig iſt; der mit allen dieſen Vorzügen eine ſchöne Figur, Witz und Heiterkeit verbindet; dieß alles ſind Dinge, die eine Schwachheit oder wenigſtens eine wohlwollende Neigung bey einem jungen Weibe entſchuldigen können. Aber ſobald Jene die letzte That des Marſchalls erfuhr, ließ ſie ihm ſagen, daß ſie ihn nie wieder zu ſehen verlangte. Er flog nach Alais, that alles, was er thun konnte, um ihren Entſchluß zu ändern und drang auf eine Zuſammenkunft, als um die letzte Gnade. Sie ſchlug ihm dieß wiederholt ab; endlich verſtand ſie ſich doch dazu. Aber, ohne auf ſeine dringende und ſchmeichelnde Bitten zu hören, demüthigte ſie ihn mit den härteſten Vorwürfen und erklärte: wenn er ihr Kronen anzubieten hätte, würde ſie ihn doch für einen Henker halten, der nichts als Abſcheu und Verachtung verdiene. Er führte zu ſeiner Entſchuldi-

gung

gung die königlichen Befehle an, und die Nothwendigkeit, Unordnungen dieser Art zu unterdrücken. Sie erwiederte, daß er selbst diese Unordnungen begehe und verwies ihn auf immer aus ihrem Hause. Man konnte dieser Person die verdiente Achtung nicht versagen, und der Marschall selbst konnte es nicht.

Dieser Vorfall ward bald bey Hofe selbst bekannt, wo schon Unzufriedenheit mit dem Marschall sich zu zeigen anfing. Das Gerücht von seinen neuesten Grausamkeiten hatte sich überall verbreitet, und fiel auf sein Haupt zurück. Ganz Languedoc war wider ihn aufgebracht; und unter diesen Umständen war es, als Cavalier seinen Brüdern zu Hülfe eilte.

Er ging von Quisac, wo sein Trupp gestanden hatte, mit vierzehn hundert gutbewaffneten und muthigen Leuten ab, und durchstreifte die Gegenden um Uses und Nimes. Seine Detaschements hieben nieder, was ihnen an königlichen Truppen aufstieß, und

und verbreiteten Beſtürzung und Schrecken bis zu den entfernteſten Städten der Provinz. Er ſelbſt griff Vouqueiran, nicht weit von Nimes, an, trieb die Garniſon in die Citadelle und ward Herr dieſes Ortes, deſſen Mauern er durch die Einwohner ſelbſt niederreiſſen ließ. Seine Detaſchements ſtießen wieder zu ihm, und nun zog er ſich in die Berge zurück, nachdem er im Vorbeygehen die Mauern der großen Dörfer niedergeworfen und die Bewohner derſelben in Kontribution geſetzt hatte. Jetzt rückte der Marſchall mit zehn tauſend Mann ſeiner beſten Truppen aus Nimes; aber die Camiſarden waren verſchwunden. Ausgeſchickte Spione gaben ihm falſche Nachrichten und ermüdeten ihn durch fruchtloſe Märſche. Kurz, ſeine Truppen gingen unverrichteter Sache und abgemattet in ihre Quartiere, und er ſelbſt ging nach Nimes zurück.

Unterdeſſen war Roland auch nicht unthätig geblieben. Wir haben ihn in ſeinem Berglager gelaſſen, wo er ſich anſchickte, ir-

gend einen groſſen Streich auszuführen. Die Brigadiers Julien und Planque hatten ſich an den Eingängen zur Landſchaft Vivarez verſchanzt. Roland hatte den Plan, ſie anzugreifen. Da aber ſein Kriegsrath dagegen war, ſo marſchirte er nach Vinouillac, einer kleinen befeſtigten Stadt an den äuſſerſten Gränzen der Sevennen, näherte ſich ihr während der Nacht und griff ſie bey Anbruch des Tages unerwartet an. Ihre zwey hundert Mann ſtarke Garniſon vertheidigte ſich mehrere Stunden ſehr unerſchrocken; aber Roland überwältigte endlich den Platz und hieb deſſen Vertheidiger nieder. Von da durchſtreifte er alle mit Mauern verſehene Dörfer und nahm alle Lebensmittel in Beſchlag, ohne daß man es wagte, ſich zu wehren. Die königlichen Truppen zogen von allen Seiten heran und verfolgten ihn lange; aber er entzog ſich ihnen in guter Ordnung auf Schleifwegen und gewann nach und nach das Gebirge wieder. Auf dieſe Weiſe führten Roland und Cavalier den Krieg fort. Jener brach

aus

aus ſeinen Bergen und dieſer aus ſeinen Wäldern von Zeit zu Zeit hervor, und ſie machten ſo ſchnelle, ſo unerwartete Streifzüge, daß der Streich ſchon immer geſchehen war, wenn die königlichen Truppen ſich in Bewegung ſetzten.

Um dieſe Zeit thaten ſich zwey neue Arten von Camiſarden hervor, die von den unſerigen ganz verſchieden waren. Schon ſeit einiger Zeit hatte ſich eine Räuberbande aus Provence, aus Katholiken beſtehend, nach Languedoc hineingezogen und alle Arten von Grauſamkeiten unter dem Nahmen der Camiſarden verübt. Man nannte ſie deßhalb die ſchwarzen Camiſarden. Anfangs ſchienen ſie bloß ſich an die Katholiken zu halten. Sie plünderten und verbrannten ihre Dörfer und Kirchen, ermordeten ihre Prieſter, beraubten und tödteten Arme wie Reiche, zogen nur des Nachts aus und verbargen ſich den Tag über in Wäldern und Höhlen, wo ſie zugleich ihre Beute niederlegten. Da ſie für Camiſarden gelten wollten, ſo vergriffen

ſie ſich nicht an den Reformirten. Einmahl beobachtete dieſe Räuberbande vier Camiſarden, die zur Nachtzeit ſich um ein Dorf herumſchlichen, und ſie nahmen ſich ſo geſchickt, daß ſie dieſelben ohne Geräuſch in die Hände bekamen. Sie brachten ſie zu ihrem Anführer, und dieſer redete ſie folgendergeſtalt an: Freunde, ihr gehört alſo zu den wackern Camiſarden, von denen man ſo viel ſpricht? Aber was gedenkt ihr anzufangen? Ueber kurz oder lang werdet ihr Hunger ſterben. Send klug und ſchlagt euch zu uns, und macht euer Glück. Ihr kennt das Land; führt mich hin, wo ſich etwas thun läßt. Wir wollen brüderlich theilen. Dieß iſt das Beſte was ihr thun könnt; entſchließt euch dazu, ſonſt laß ich euch henken!

Die Camiſarden ließen ſich, weil ſie hofften, ihm entwiſchen zu können, zu ſeinem Vorſchlage willig finden. Sie führten dieſe

Räu-

Räuber, ſo lang es angina, in die Schlöſſer und Häuſer reicher Katholiken. Da man ſie aber den Tag über binden und des Nachts nicht aus den Augen ließ, ſo wurden ſie wider Willen Zeugen von einer Menge Diebſtähle und Ermordungen. Die Räuber erpreßten ferner durch Drohungen von ihnen Unterricht, wie man ſich bey den Reformirten beliebt machen könnte, und bey dieſer Gelegenheit plünderten ſie viele der letztern aus.

Die Kreutzbrüder, eine andere neue Art von Camiſarden, thaten ſich um eben dieſe Zeit hervor. Sie trugen ein weiſſes Kreutz am Hut und man nannte ſie deshalb weiße Camiſarden. Sie waren nicht weniger grauſam und verderblich, als die ſchwarzen. Es war ein Haufen von fünf bis ſechs hundert jungen Leuten, die ohne Anführer zuſammengelaufen waren und alle Reformirten oder neue Katholiken mit wilder Wuth verfolgten, ſie ohne Anſehn der Perſon ermordeten, ihre Häuſer anzündeten, ſich ihrer Habſeligkeiten bemächtigten und ſie ungeſtraft raubten. Zu

dieſen Kreuzbrüdern ſchlugen ſich in kurzem noch drey andere Haufen, die regelmäßiger ſchienen, weil ſie Anführer hatten, die aber eben ſo zügellos ſich benahmen. Den einen führte ein Müller, Nahmens Florimond, an: den andern der ſchon oben erwähnte le Fevre; und den dritten ein Eremitenmönch. Dieſer war der furchtbarſte unter allen, weil er der grauſamſte war. Pabſt Clemens XI hatte dieſe Art von Kreuzzug durch eine Bulle vom erſten May 1703 veranlaßt, durch die er allen denen, die gegen die Camiſarden, als eine verfluchte Brut, die Waffen nehmen würden, einen Generalablaß verſprochen, im Fall ſie im Kampfe blieben. Auf dieſe Autorität hatte der Biſchof von Nimes, unter welchem jener Eremit ſtand, ihn von ſeinem Gelubde losgeſprochen, hatte ihm ſeinen Segen gegeben, und da ſolchergeſtalt ſeine heilige Wuth legitimirt war, ſo hielt dieſer Bruder, Franz Gabriel genannt, ſich mehr als jeder andere berechtigt, mit blindem und barbariſchem Eifer die Vernichtung der Reformirten

ten zu betreiben; und er ermordete ohne Unterschied auch die neuen Katholiken als Betrüger und Heuchler, schonte weder Weib noch Kind, und wurde bald in der ganzen Provinz als ein Ungeheuer von Grausamkeit gefürchtet und verabscheut.

So standen die Sachen, als Roland auf der einen und Cavalier auf der andern Seite, sich Mühe gaben, die Maßregeln des Marschalls zu vereiteln. Sie hatten mehrere Parteyen ausgeschickt, theils um die schwarzen Camisarden aufzusuchen, theils um die Gewaltthätigkeit der Weißen zu verhindern, indem sie dieselben, wie die königlichen Truppen selbst, von einem Dorfe zum andern herum zogen, wo ihre unerwartete Erscheinung Hülfe nöthig zu machen schien.

Roland erhielt die größern befestigten Orte in den Gebirgen in beständiger Unruhe, zog von dem einen zum andern, und neckte und ermüdete die Truppen, die unter der Anführung der Brigadiers Julien und Planque sie beobachteten. Dieß war alles, was Ro-

land zu thun wagen konnte: aber Cavalier hatte mehr zu thun, weil er in der Ebene mehr Gelegenheit dazu fand. Ob es ihm gleich am Herzen lag, Niederlanguedoc von den ſchwarzen Camiſarden zu reinigen, weil ſie ſeiner Partey einen übeln Ruf machten; ſo ward er doch von den weißen Camiſarden, unter Anführung des Florimond, le Fevre und des Eremiten, zu ſehr beſchäftigt, als daß es ihm hätte gelingen können. Einige ſeiner Partenen waren ſogar von Florimond geſchlagen worden. Le Fevre hatte ſich von ſeiner letzten Niederlage bey Vic auch wieder erholt und ſuchte ſich dafür zu rächen; aber der Eremit, der ſich nur auf Verbrennen und Plündern einſchränkte und keinen rechtlichen Krieg führen wollte, trieb ſeine Grauſamkeiten ſo weit, daß Cavalier an den Gouverneur von Nimes ſchrieb: wenn er den Feindſeligkeiten des Eremiten nicht ein Ende machte, ſo würde er von nun an alle Katholiken, die ihm in die Hände fielen, ohne Anſehn der Perſon niederhauen laſſen. Aber

man

man achtete nicht auf dieſe Warnung und Cavalier ward es müde, eine fruchtloſe Großmuth zu zeigen. In der Hoffnung, die Grauſamkeit durch Menſchlichkeit zu beſchämen, hatte er die Zeit her mehr als einen Gefangenen losgegeben und zurückgeſchickt; aber jetzt glaubte er ein härteres Betragen annehmen zu müſſen. So traf er bey einer ſeiner Streifereyen zu St. Genies auf eine Beſatzung von zweyhundert Mann, die ſich bey ſeiner Annäherung in ein Gewölbe zurückgezogen hatte. Vor dem Eingange deſſelben ließ er Holz und Stroh auffahren und anzünden. In weniger als einer Viertelſtunde kamen dieſe Unglücklichen theils durch den Dampf, theils durch die Flammen, theils durch Bajonnetſtiche um, wenn ſie ſich retten wollten.

Die Camiſarden zogen ſich zurück. Einige von ihnen, die ſich mit ihren Freunden an einem der Stadtthore verweilten, hörten auf einmahl Schüſſe hinter ſich, und einem von ihnen wurde der Schenkel zerſchmettert. Es war der Pfarrer des Orts der mit ſeinem

Küſter und einigen Bauern ſich auf einen benachbarten Thurm gerettet hatte, und von da herunter Feuer gab. Als Cavalier Nachricht davon erhielt, ließ er ihm ſagen, wenn er ſich nicht ſogleich als Gefangener ſtellte, ſo würde er ihn verbrennen laſſen, wie die Garniſon; aber der Pfarrer antwortete ihn mit Flintenſchuſſen und Schimpfworten. Man legte alſo Feuer an den Thurm und dieſer Fanatiker kam mit allen ſeinen Leuten um, faſt im Angeſichte von vier Regimentern, die, als ſie die Flammen erblickten, der Stadt zu Hülfe eilten, aber nicht mehr den Cavalier, ſondern bloß die Spuren von ſeiner Rache daſelbſt antrafen.

Unterdeſſen hatte der Eremit in der Gegend von Sommieres gewüthet, und weder ſchwangere Weiber noch Kinder an der Bruſt verſchont. Er war im Begriff, in die Landſchaft Vaunage einzurücken, als Cavalier ihn überfiel, und ſeine Leute in Unordnung brachte. Er trieb ihn bis an die Vindourles, und zwang ihn, ſo übereilt und unter ſo viel Gefahr

über

über diesen Fluß zu setzen, daß der Rest seiner Leute größtentheils ertrank, und daß er selbst kaum dem Tode entging.

Die königlichen Truppen waren den Camisarden bey allen Unternehmungen auf der Ferse. Auch dießmahl zeigten sie sich sogleich. Cavalier achtete die Kreutzbrüder wenig und das kleinste Detaschement hätte hingereicht, sie zu verjagen; aber die königlichen Truppen, die jetzt immer in großer Anzahl ausmarschirten, banden ihm die Hände, und er sah sich gezwungen, den Krieg wie Roland zu führen. Konnte er indessen, ohne zu große Gefahr, nicht fliehen, so hielt er auch Stand und zwar mit ausserordentlicher Standhaftigkeit und Muth. Beydes bedurfte er unter andern bey folgender Gelegenheit:

Um seinen Brüdern in der Landschaft Vaunage, welche die Kreutzbrüder grausam verfolgten, in der Nähe zu seyn, hatte er sich in den Wäldern bey Nage gesetzt und mehrere kleine Detaschements ausgeschickt, um den Feind zu beobachten und zu beschäf-

tigen.

tigen. Solche Zurückzüge nutzte er beſtändig zum Gottesdienſte und Gebet. An einem Sonntage hatte er die in der Gegend wohnenden Reformirten zu einer ſolchen Uebung eingeladen, und es hatten ſich ihrer gegen tauſend mit Weibern und Kindern eingefunden. Der Gottesdienſt hatte kaum angefangen, als man Cavalier berichtete, daß ein Truppenkorps ſich näherte. Seiner Leute waren ungefähr nur fünfhundert; die übrigen waren in kleinen Detaſchements ausgeſandt worden.

Das Dragoner-Regiment von Fumaron, von einem Korps Infanterie begleitet, näherte ſich in der That. Die Zeit zum Ueberlegen war kurz. Zu einer andern Zeit wäre ein ſchneller Rückzug das beſte Rettungsmittel geweſen; aber Cavalier konnte ſeine verſammelten, wehrloſen Brüder nicht unter den Säbeln der Dragoner zurücklaſſen. Er beſetzte alſo eiligſt einen vortheilhaften Poſten; einen Grund zwiſchen zwey Bergen, deren Abhänge in einem Halbzirkel zuſammenſtießen. Dem Ravanel trug er auf, alle Greiſe, Weiber

ber und Kinder die unter der Verſammlung waren, in den Mittelpunkt des Treffens zu ſtellen, während er ganz allein, auf einem guten Pferde, dem Feinde entgegen ritt, um ihn in der Nähe zu beobachten. Solche Züge von Verwegenheit oder Unbeſonnenheit waren ihm gewöhnlich, und den gegenwärtigen würde er theuer haben bezahlen müſſen, wenn ihn nicht eben die Unerſchrockenheit, die ihn dazu verleitete, gerettet hätte.

Ein Cornet von Fimarcon erkannte Cavalier. Es war einer von jenen jungen Leuten, die nach Auszeichnung dürſten; und der dazu die Gegend dort herum ſehr gut kannte. Er wählte zwey brave Dragoner, verlor ſich mit ihnen, ſchlug einen Schleifweg ein, um den Cavalier abzuſchneiden, kam ihm in der That zuvor und erwartete ihn in einem Hohlwege, den er bey ſeiner Zurückkunft nothwendig nehmen mußte. Cavalier ſchien ihm nicht entwiſchen zu können.

Dieſer kehrte in der That, ohne etwas zu argwöhnen, auf dieſem Wege zu ſeinen

Leuten

Leuten zurück, und bemerkte den Hinterhalt nicht eher, als bis er ſich ihm auf einen Piſtolenſchuß ſchon genähert hatte. Da er nicht umkehren konnte, ohne dem Feinde in die Hände zu fallen, ſo hielt er einen Augenblick ſtill und faßte ſein Piſtol. In demſelben Augenblick legte der Cornet an, und rief ihm zu: „Du biſt Cavalier! Ich kenne dich! Ergib dich, oder du biſt des Todes!“ — Cavalier zerſchmetterte ihm den Kopf ſtatt aller Antwort. Die beyden Dragoner ſchoſſen auf ihn, fehlten aber; er ſchoß den einen mit ſeinem zweyten Piſtol nieder und ſprengte mit bloßem Degen auf den andern zu. Dieſer nahm die Flucht und Cavalier kehrte mit kaltem Blute zu ſeinen Leuten zurück.

Er fand ſie, ſeinen Verhaltungsbefehlen gemäß, geſtellt und geordnet, und ſo erwartete er ſtolz den anrückenden Feind. Die Dragoner thaten den Angriff, während die Infanterie ſich hinter eine niedrige Mauer zog, die ihr ſtatt Bruſtwehr diente. Die

Cani-

Camiſarden hielten das erſte Feuer aus, ohne einen Schuß zu thun, indem ſie ſich alle in einem Tempo zur Erde niederbückten, und wieder aufrichteten; ſodann ſchoſſen ſie, unter Geſang und Geſchrey, in welche Weiber- und Kinder-Stimmen ſich gellend miſchten, wüthend hervor und machten, in einer Entfernung von kaum drey Schritten, ſolch ein mörderiſches Feuer, daß die Dragoner in Unordnung zurückgeworfen wurden. Ihre Pferde wurden ſcheu bey dem gräßlichen Geheul und gingen unaufhaltſam durch. Die Weiber und Kinder, vom Eifer hingeriſſen, begleiteten ſie mit Steinwürfen und vermehrten die Unordnung. Die Infanterie indeſſen hielt Stand und hinter ihr ſammelten ſich die Dragoner wieder. Auf einmahl ſtürzten die Camiſarden mit gleicher Wuth auch über ſie her. Die Weiber wurden noch wüthender, drängten ſich ohne alle Ordnung hervor bis an den Fuß der Mauer, und waren im Begriff, ſie zu erſteigen, als ein Mädchen von ungefähr ſiebenzehn Jahren mit bloßem Säbel

auf

auf dieſelbe ſprang und raſend auf den Feind einhieb. Dieſer unerwartete Anblick wirkte wunderbar auf den Feind. Er wich zurück und jene Heldinn, von einem Haufen der muthigſten Camiſarden unterſtützt, brachte die Infanterie und auch von neuem die Dragoner in Unordnung. Cavalier ſchrie und beſtrebte ſich, das Feuer ſeiner Leute zu mäßigen und dieſe machten auch endlich Halt, aber das Mädchen, die von einem blinden Eifer und Muth hingeriſſen wurde, konnte er nicht erſt bezähmen. Er hatte bey dieſer Aktion nicht mehr als zwölf Todte und achtzehn Verwundete. Auſſerdem waren einige Weiber, indem ſie ſich der Mauer näherten, niedergeſchoſſen worden. Die königlichen Truppen liegen gegen hundert Mann auf dem Platze. Die Camiſarden zogen ſich in das Gehölz zurück und ſetzten ihren Gottesdienſt fort, der ſich in das feyerlichſte Dankfeſt verwandelte.

Dieſes Gefecht gab zu einem wunderlichen Gerücht Anlaß. Da die königlichen Truppen mit eben ſo vielen Weibern als Män-

Männern zu fechten gehabt hatten, ſo ſprengte man aus, die Camiſarden wären in Weiber verkleidet geweſen; Cavalier ſelbſt ſey in dem Anzuge einer jungen Bäuerinn zuerſt über die Mauer geſprungen; ihm wären vierzehn bis funfzehnhundert Männer gefolgt, unter denen mehr Hauben als Hüte geweſen; und unter dieſen Hauben hätten die entſchloſſenſten und wildeſten ſeiner Soldaten geſteckt. Man glaubte endlich ſogar, dieſe Verkleidung ſey, wie die Verſammlung zum Gottesdienſte ſelbſt, eine Kriegsliſt von Cavalier geweſen.

Cavalier hatte jetzt wieder eine Weile Ruhe, und er nutzte ſie, um die ſchwarzen und weißen Camiſarden aufzuſuchen, und die Provinz von ihnen zu reinigen. Er ſchlug ſie auch bey mehreren Gelegenheiten.

Beſonders machten die ſchwarzen Camiſarden dem Roland und Cavalier viel Unruhe durch die Grauſamkeiten, die ſie begingen, und die man auf die Rechnung ihrer Leute zu ſetzen pflegte. Die Parteyen, die ſie ausſchick-

ſchickten, um jene Mörder aufzuſuchen, kamen faſt immer unverrichteter Sache zurück, weil dieß Geſindel nur immer des Nachts aus ſeinen Wäldern und Höhlen, wo es uns bekannte oder unzugängige Schlupfwinkel gefunden hatte, ſich hervorwagte. Indeſſen ſetzte Cavalier ſo viel Kundſchafter wider ſie in Bewegung, daß an einem Abend ſechs Bauern auf einmahl ihm berichteten, ein Haufen dieſer Räuber habe ſich nach Guarigues hineingeſchlichen. Er befand ſich nur eine halbe Meile von dieſem Orte, und ſchickte ſich ſogleich an, ſie zu überfallen; da er aber zu gleicher Zeit einen Expreſſen von Roland erhielt, der ihn einer wichtigen Sache wegen zu ſich berief, ſo überließ er dem Catinat die Ausführung dieſer Expedition.

Catinat ſetzte ſich mit hundert Mann zu Pferde und einer gleichen Anzahl zu Fuße in Bewegung. Hinter jedem Reiter mußte ein Fußknecht aufſitzen. So näherte er ſich ohne Geräuſch Guarigues, wo er gegen ein Uhr des Morgens ankam. Sein Plan war: die

ſchwar-

ſchwarzen Camiſarden, wo möglich, lebendig aufzuheben. Was von königlichen Truppen in dem Dorfe ſtand, hatte ſich bey der Erſcheinung der ſchwarzen Camiſarden, die ſie für den Vortrab der wahren hielten, zurückgezogen. Catinat fürchtete ſeinerſeits, daß dieſe Truppen in der Nähe bleiben, ihn beobachten und zwiſchen zwey Feuer bringen möchten, wenn er ohne nöthige Vorſicht in den Ort rückte. Er ſtellte alſo in einiger Entfernung von dem Dorfe Vedetten aus, um über die Bewegungen jenes Korps zu wachen, beſetzte die Aus- und Eingänge der Ortſchaft, legte in der Gegend herum mehrere Hinterhalte, und ſo erwartete er ruhig den Zurückzug der Räuber, die unterdeß plünderten und zugleich ſich berauſchten.

Mit Anbruch des Tages kamen ſie in der That ſo mit Beute beladen und betrunken, daß Catinat leichtes Spiel mit ihnen hatte. Er ließ ſie, ohne daß ſie ſich vertheidigen konnten, niederhauen, weil er wegen der Nähe der königlichen Truppen, ſich nicht das

mit aufhalten konnte, sie lebendig einzufangen. Was er gefürchtet hatte, traf auch wirklich ein. Kaum hatte er den Einwohnern die geraubten Effekten wieder zugestellt, als er erfuhr, daß ein starkes Detaschement königlicher Truppen gegen ihn in vollem Marsche sey. Er beeilte sich zurück zu ziehen: Von den falschen Camisarden waren ihm doch, während des Handgemenges, sechszehn entkommen.

Der Marquis von Miremont war immer noch im Nahmen der Königinn von England thätig. Er hatte an Roland eine Art von Agenten geschickt, der einen Brief voll Versprechungen baldiger Hülfe überbracht und zugleich Auftrag hatte, mit Roland und Cavalier Maßregeln zu einem kräftigen Erfolge zu verabreden. Aber diese Maßregeln sollten vor der Hand nur noch die Standhaftigkeit und Thätigkeit der Camisarden unterhalten; schienen sogar überhaupt nur diesen Zweck zu haben. Uebrigens war dieß Geheimniß schon entdeckt, entweder, weil der Marquis nicht

ver-

verſchwiegen genug geweſen war, oder, weil die franzöſiſchen Emiſſarien zu London ihn erforſcht hatten. Vielleicht auch war es dem brittiſchen Hofe ganz recht, wenn er Frankreich von dieſer Seite unruhig machen und den König zwingen konnte, einen Theil ſeiner Truppen von den Gränzen zurück zu ziehen, um ſich im Innern zu verwahren; vielleicht endlich hatte man wirklich den Plan, eine Landung vorzunehmen, und in Langnedoc während des Aufruhrs einzubrechen; genug, man wußte zu Verſailles alle Schritte und Intriquen des Marquis, und man nahm die kräftigſten Maßregeln, um ſie zum Scheitern zu bringen.

Roland und Cavalier gaben dem Agenten des Marquis alle nöthigen Aufklärungen, und er kehrte ſodann nach London zurück. Um, vermöge der verabredeten Maßregeln, den Krieg lebhaft fortzuführen und einen Einbruch in Vivares vorzubereiten, fing Roland ſeine Streifzüge in den Gebirgen von neuem an, und Cavalier zeichnete ſich in der

Ebene durch eine That voll Gerechtigkeit und Ehre aus.

Seit der Niederlage der schwarzen Camisarden zu Guariguces hatte Catinat die königlichen Truppen beständig auf den Fersen gehabt. Diese wußten, daß Cavalier in den Gebirgen war, also hatten sie jenen unausgesetzt verfolgt und enge umschlossen gehalten. Die Zurückkunft Cavaliers machte ihn los und die Truppen zogen sich zurück. Die Camisarden begaben sich nun in die Wälder von Fontcouvert, weil sie erfahren hatten, daß einige Banden schwarzer Camisarden in dieser Gegend wankten. Cavalier ließ seine Kundschafter Nacht und Tag nach ihnen forschen, weil er diese Räuber gerne ganz vernichten wollte; und er erhielt endlich die Nachricht, daß sie sich, gegen vierzig Mann stark, zu Grange de Vendras befanden. Er schickte seinen Brigadier des Plantes mit hundert Mann ab, um sie zu überfallen, und mit dem Befehl, sich den folgenden Tag zu Castelnaux, dem allgemeinen Versammlungspunkte,

punkte, wieder einzufinden. Des Plantes beſetzte alſo während der Nacht Grange, griff mit Tages Anbruch die Räuber an, und hieb ſie nieder, bis auf ſiebenzehn, die er gebunden mit nach Caſtelnaux nahm. Hier hielt Cavalier mit ſeinem Kriegsrath förmlich Gericht über ſie, um ihre Verurtheilung deſto regelmäßiger und authentiſcher zu machen.

Man hatte bey ihnen dreytauſend Thaler in Golde gefunden. Sie geſtanden mehrere Räubereyen ein, verſicherten aber, daß ſie mit derjenigen Bande, die man zu Guarigues aufgehoben, keine Gemeinſchaft gehabt hätten. Man begnügte ſich mit dieſem Bekenntniß. Cavalier nahm das Wort und ſagte: „Ihr verdient Strafe für eure Verbrechen. Ueberall hätte euch das Rad erwartet, aber nicht bey uns, das iſt nicht unſre Art. Ich werde euch erſchießen laſſen. Bittet Gott um Vergebung eurer Sünden und bereitet euch zum Tode, wie euer Glaube es verlangt.

langt. Wir zwingen niemand in Religionssachen. Betet nach eurer Weise. Gott sey euren Seelen gnädig!" — Cavaliers Leute marschirten auf und nach Verlauf einer Stunde wurden jene siebenzehn Verbrecher erschossen. Aber Cavalier ließ es nicht dabey bewenden. Er verfertigte eine Art von Manifest, worin er der Welt Aufklärung über die schwarzen Camisarden gab, und sich gegen alle Beschuldigungen verwahrte, als ob die Greuel, die sie begangen hatten, von ihm und seinen Leuten begangen worden wären. Er fügte eine Darstellung von der Lage, von den Absichten und von den Grundsätzen seiner Partey hinzu. Diese Schrift war von ihm und den vornehmsten Mitgliedern des Kriegsraths unterzeichnet. Man verbreitete Kopien von diesem Manifeste durch das ganze Land.

Cavalier marschierte von Castelnaux ab und kampirte den folgenden Tag in der Gegend von Nage. Hier zeigte sich, daß die

Pro-

Prophezeihungen der Camiſarden nicht unfehlbar waren.

Die königlichen Truppen, die noch immer die wichtigſten Poſten an der Küſte beſetzt hielten, zeigten ſich nicht mehr ſo zahlreich in der Ebene: da aber der Marſchall die Garniſonen häufig ablöſen ließ, ſo waren immer einige Regimenter auf dem Marſche, vermuthlich in der Abſicht, die Camiſarden im Zaum zu halten. Dieſe Truppen gewannen oft Vortheile über die kleinen camiſardiſchen Parteyen, die ihnen während des Marſches aufſtießen. Cavalier hatte ſeiner Seits auch den Plan, dieſe Truppen bey Gelegenheit anzugreifen. Er hatte ſeine Infanterie zu Nage zurückgelaſſen, mit dem Befehl, auf die erſte Nachricht ſich fertig zu halten. Seine Kavallerie nahm er mit nach Vergeſſe, wo er wußte, daß Fourage zu haben ſey und wo er von den Einwohnern, die faſt ganz aus Reformirten beſtanden, willig aufgenommen wurde. Dieſes Dorf war mit einer ſtarken Mauer umgeben. Zwey Barrieren

bildeten die Thore; Cavalier ließ sie durch Verhacke befestigen, um nicht überfallen zu werden. Ausserhalb postirte er Vedetten. Da aber das Dorf groß und rund herum mit Oelbäumen besetzt war, die es verdeckten, so stellte er auf den Kirchthurm eine Schildwacht, auf die er sich am meisten verließ, weil man von diesem Thurm herab die ganze umliegende Gegend und ihre Zugänge übersehen konnte. Darauf versammelte er ruhig die Einwohner und seine Reiter auf dem Platze des Dorfs, stellte sich in ihre Mitte und hob mit lauter Stimme ein langes Gebet an. Seine Zuhörer waren voll inniger Andacht und Rührung, und ihren Eifer machten prophetische Anwandlungen noch glühender. Einer ihrer berühmtesten Propheten fühlte sich stärker davon ergriffen, als alle übrige. Bald zeigten sich an ihm jene Erschütterungen, die gewöhnlich ihren Inspirationen vorhergingen. „Fürchten wir nichts, meine Brüder!“ schrie er auf einmahl: „Der Feind flieht vor uns! Er ist weit von

hier!

hier! Wir ſind ſicher! Habe Vertrauen, mein Volk, und ruhe aus! Die Royaliſten fürchten dich, und einer ihrer Haufen wird dir in die Hände gegeben werden!"

Auf einmahl hörte man von allen Seiten her Schüſſe. Die königlichen Truppen waren vor dem Dorfe; ein Korps Infanterie griff lebhaft die Barrieren an, und eine Abtheilung Kavallerie hatte den Ort rund herum beſetzt.

Die Einwohner geriethen in das äuſſerſte Schrecken; die Camiſarden rannten zu ihren Waffen und Pferden, und ſtürzten wild auf einen Trupp Infanterie, der durch die Barrieren eingedrungen war, machten ſich mit dem Säbel in der Hand Luft und traten nieder, was ſich ihnen widerſetzte. Ein Korps Cavallerie rückte vor, um unter ſie einzuhauen; ſie wandten ſich aber und flohen mit verhängtem Zügel. Die Dragoner ſetzten ihnen nach; aber ihre Pferde waren beſſere Renner und ſo entkamen ſie. Aber diejenigen

gen Camiſarden, die in Vergeſſe zurückgeblieben waren, und ſich dort noch vertheidigten, wurden faſt alle niedergehauen; was ſich von ihnen rettete, hatte die Pferde zurücklaſſen muſſen.

Alles ging demnach anders, als die Prophezeihung gelautet hatte. Zwey Regimenter königlicher Truppen, die in der Nähe von Vergeſſe vorbeykamen, hatten erfahren, daß Cavalier mit ſeiner Reiterey ſich daſelbſt befände. Die Vedetten waren überfallen und niedergeſtoßen worden, und zum Unglücke war die Schildwacht auf dem Thurme eingeſchlafen. Kurz bey dieſem Vorfalle war auch der kleinſte Umſtand der Prophezeihung entgegen geweſen. Unterdeſſen glaubte Cavalier, daß ſich ſeine Leute im Dorfe noch vertheidigten. Er eilte mit ſeiner Infanterie dahin zurück, um ſie los zu machen. Bey ſeiner Annäherung zogen ſich die Dragoner nach dem Dorfe und er folgte ihnen, um ſie anzugreifen. Aber ſie erwarteten ihn nicht. Er fand in Vergeſſe nichts, als Todte oder

Ster-

Sterbende: denn man hatte die Einwohner sowohl, als die Camisarden, niedergehauen. Der Platz des Dorfes schwamm in Blut. Weiber und Greise und Säuglinge in den Armen ihrer Mütter, lagen ermordet da, und Verwundete fand man sterbend unter den Händen ihrer Verwandten und Retter. Sieben Gefangene wurden den folgenden Tag lebendig gerädert.

Dieser Verlust bewirkte, daß Cavalier seinen Plan änderte. Statt den Feind zu überfallen, ließ ihn sein jetziger Zustand fürchten, von ihm überfallen zu werden. Seine Kavallerie war fast ganz aufgerieben; er schickte also den Catinat nach der Camargue, um Pferde zu holen, und er selbst zog sich eiligst von Vergesse in die Wälder von Dommessargues zurück.

Das Detaschement, welches Catinat mit sich nach der Camargue nahm, war hundert Mann stark. Cavalier theilte, nachdem er einige Tage Rast gehalten hatte, noch drey Detaschements ab: zwey zu sechszig Mann, und

und das dritte zu hundert, mit der Bestimmung, Streifzüge zu machen. Er selbst unternahm dergleichen mit dem Reste seiner Leute, doch ohne sich zu weit von dem Walde zu entfernen, welcher der Vereinigungspunkt seiner Korps war.

Unterdessen hatte der Marschall von Montrevel ihm überall nachspüren lassen. Dieser wollte den Umstand nutzen, daß Cavalier von Reuteren entblößt war. Die Befehlshaber der Garnisonen hatten Befehl, ihm nirgend Ruhe zu lassen; demnach war alles in Bewegung, ihn zu überfallen und einzuschließen. Unter andern hatte der Gouverneur von Uses erfahren, daß sich Cavalier in der Nähe, nur mit drey hundert Mann, gezeigt habe. Sogleich detaschierte er den Kern seiner Garnison, nähmlich das Marineregiment, eines der schönsten und besten in Frankreich, zu welchem er noch eine Anzahl Dragoner gesellte. Das Ganze belief sich auf neunhundert Mann und der Brigadier Jonquiere war an der Spitze. Dieser Officier suchte den

Cava-

Cavalier auf und blieb ihm auf den Fersen. Jener, der davon unterrichtet war, zog sich, auf Schleifwegen zwischen Anhöhen und Buschwerk, zurück; da es aber gerade geregnet hatte, so fand der Brigadier desto leichter seine Spur. Er kam des Abends in der Nähe von Moussac an, wo Cavalier übernachtete. Beyde brachen den andern Morgen auf. Der Brigadier, der Cavalier zu Moussac verfehlt hatte, marschierte die ganze Nacht hindurch bis Lascours, einem Dorfe, das auf einem Hügel nahe am Fluß Gardon liegt. In diesem Dorfe hatte Cavalier sein Nachtquartier gehabt, und von dort aus die königlichen Truppen den Anbruch des Tages bemerkt. Er zog sich aber immer noch nur langsam zurück, um jene zu locken und zu ermüden. Diese konnten sich kaum noch auf den Füßen erhalten, der Brigadier beschloß also, in diesem Dorfe halt zu machen, und, voller Zorn, ließ er die Einwohner plündern und niederhauen. Sein Eifer verstattete ihm und seinen Leuten nicht lange Ruhe. Er setzte

sich

ſich nach einigen Stunden wieder in Marſch, um Cavalier einzuholen, oder darüber um zukommen.

Diejenigen Einwohner von Lascours, die dem Blutbade entgangen waren, retteten ſich zu Cavalier. Die guten Leute hielten ihn für unüberwindlich und beſchworen ihn, ſie zu rächen; aber er ließ ſich in ſeinem Marſche nicht aufhalten. Unterdeſſen kamen immer mehrere dieſer unglücklichen Einwohner an: Väter und Mütter, deren Kinder man umgebracht hatte, Söhne und Töchter, die ihre Väter und Mütter beweinten; auf einmahl nahm er ſeinen Entſchluß. Er befand ſich drey Viertel-Stunden von Lascours. Er verſammelte ſeine Leute zum Gebet, und ermahnte ſie, in der Vertheidigung ihrer Brüder zu ſiegen oder zu ſterben. Sie wurden auf einmahl von Muth und wildem Eifer begeiſtert, und drangen ſelbſt darauf, daß er ſie dem Feinde entgegenführen ſollte. Cavalier rückte vor, wählte ein vortheilhaftes Terrain und nahm folgende Stellung: er poſtirte

ſich

ſich an dem Ufer eines Fluſſes, der vor ihm vorbeylief, und verbarg jenſeit deſſelben zur Rechten dreyſſig Reiter, die einzigen, die ihm übrig geblieben waren. Ihnen gegenüber legte er, unter dickem Buſchwerk, einen Hinterhalt von ſechszig auserleſenen Männern, die theils ihre gewöhnlichen Waffen, theils Senſen und Aexte führten. Die Reiter hatten Befehl, nicht eher zu ſchießen, als bis das Hauptkorps abgefeuert hätte, und der Hinterhalt ſollte ſich nicht eher bewegen, als nach dem Feuer der Reiter. Sodann ſollte alles auf einmahl über den Feind herfallen.

Der Brigadier Jonquiere hatte alſo keine große Mühe, den Cavalier einzuholen. Er hielt ſich des Sieges verſichert, rückte alſo ohne Vorſicht heran. Unordentlich griff er die Camiſarden mit einem allgemeinen Feuer an, das nur wenige verwundete. Denſelben Augenblick ſetzte Cavalier über den Fluß, näherte ſich dem Feinde und beſchoß ihn von drey Seiten hinter einander. Sodann griff er ihn mit aufgepflanztem Bajonnet an, drang

in seine Glieder, und zu gleicher Zeit kürzte sein kleines Korps Reiter ihm in die Flanke und metzelte wuthend unter seinen Leuten. Der Hinterhalt brach in denselben Augenblicken hervor und drang ein.

Den königlichen Truppen fiel gleich anfangs der Muth. Sie ließen sich niedermetzeln, fast ohne sich zu wehren. Von neunhundert Mann kamen kaum hundert und funfzig davon, und von diesen ertrank noch ein großer Theil im Gardon. Der Brigadier selbst sprang, schwer verwundet, von seinem Pferde, setzte über eine Mauer, von zwey seiner Leute gehoben, und rettete sich solchergestalt. Alles war geflohen, nur zehn Offiziers von der Marine, die sich zusammen gefunden hatten, hielten noch Stand. Sie hatten sich Rücken an Rücken fest aneinander geschlossen, und hielten auf beyden Seiten die Sponkons vor. Die Camisarden schätzten ihren Muth noch Verdienst und drangen in sie, sich zu ergeben. Cavalier selbst näherte sich und rief ihnen zu: „Ergeben

Sie

Sie ſich, meine Herren, wir geben ihnen gern Quartier! Mein Vater ſitzt gefangen zu Nimes. Sie gehen zum Marſchall und bitten um ſeine Loslaſſung! — Aber die Officiere ſahen ihn verächtlich und mit wilden Blicken an, und machten eine Bewegung, auf ihn einzudringen und ihn zu durchbohren. Sogleich wurden ſie niedergehauen.

Die Camiſarden wurden nach dieſem Vorfall von den königlichen Truppen eine Meile lebhaft verfolgt; aber es gelang letztern nicht, ſich Genugthuung zu verſchaffen; und da der Winter darüber herzukam, ſo ſtellten beyde Parteyen die Feindſeligkeiten ein. Doch unterließen die Camiſarden nicht, auf ihrer Huth zu ſeyn. Sie erſchienen von Zeit zu Zeit mit Detaſchements, um ihre Freunde vor der Verfolgung der Kreuzbrüder, und beſonders vor dem Cremiten zu ſchützen; ſie ſuchten aber die königlichen Truppen nicht auf, um ſich mit ihnen zu ſchlagen.

Uebrigens hatten die Camisarden jetzt eine Art von Ansehen in ihrem Aeussern bekommen, welches sich jedoch schwer beschreiben läßt. Die Beute, die sie bey Lascours gemacht hatten, war beträchtlich gewesen. Bey der erheblichen Anzahl von Waffen, Pferden, Geld, königlichen Montirungen für die Gemeinen, hatten sie noch die Habseligkeiten von wenigstens dreyßig Officieren in die Hände bekommen. Diese waren grösstentheils mit dem Ludwigskreuze versehen gewesen. Cavalier vertheilte diese Kreuze unter seine vornehmsten Officiere. Gallonirte Westen und Hüte mit Tressen, mit Federn und Federbüschen, Uhren, Tabatieren und eine Menge anderer Dinge dieser Art, schenkte er seinen neuen Rittern und diese putzten sich damit heraus. Selbst die Unterofficiere und Gemeinen bekamen Theil an dieser Art von Triumph und wurden mit irgend einem Ehrenzeichen ausgestattet. Dieß gab einen etwas abentheuerlichen Aufzug, aber bey dem

Volke

Volke gewannen sie, wie man leicht vermuthen kann, nicht wenig dadurch.

Der Marschall von Montrevel wußte sich nicht wenig mit der Ruhe, worin sich die Provinz einige Monathe hindurch befand. Er hatte nach Hofe geschrieben, daß die Rebellen sich nicht mehr zu zeigen wagten, und daß sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach in einem Zustande befänden, der sie des Krieges überdrüssig gemacht hätte. Der Hof hatte sogar, im Vertrauen auf diese Nachricht, einige Regimenter aus den Sevennen zurückgezogen und nach den Gränzen von Spanien, Teutschland und Italien geschickt; aber sehr bald stöhrten die Camisarden die stolze Sicherheit des Marschalls und des Hofes. Sie hatten ihre Kavallerie wieder hergestellt und verstärkt. Roland und Cavalier hatten, wegen eines dritten Expressen, der mit nachdrücklichen Hülfsversicherungen von London gekommen war, eine Konferenz gehalten und neue Maßregeln genommen. Der Hof hatte dieß erfahren. Man ließ Truppen aus Teutschland

und Italien zurück kommen, weil man wußte, daß die Alliirten den Entwurf gemacht hätten, den Krieg bis in den Schooß von Frankreich zu spielen. Der Marschall, dem man, bey seiner übrigen Gewaltsamkeit, Mangel an Vorsicht und Wachsamkeit nicht zum Vorwurf machen konnte, hatte durch Kundschafter, die er überall und selbst in London hielt, Nachricht bekommen, daß in kurzem sehr gefährliche Leute aus den benachbarten Ländern sich nach Frankreich hinein stehlen und in die unruhigen Provinzen vertheilen würden.

Der Marschall ließ also die Zugänge zu diesen Provinzen so sorgfältig bewachen, und alle Reisende so genau ausfragen, daß man sehr bald zwey derselben, die sich für Holländer ausgaben, aber durch ihren Dialekt als Gaskonier verrathen wurden, anhielt und festnahm. Der eine hieß Peytaud, der andere Jonquet, und beyde waren in Diensten einer benachbarten Macht. Jener wurde zu Brisson und dieser zu Saint-Esprit in Verhaft genommen. Man führte sie nach Alais,

wo

wo ſie der Intendant von Baville in eigner Perſon vernahm. Es war nicht leicht, ſie zum Sprechen zu bringen und ſie widerſtanden anfangs ſehr muthig allen Drohungen und Verſprechungen. Peytaud blieb der ſtandhafteſte; aber Jonquet ließ ſich durch das Verſprechen, daß man ihm nicht nur verzeihen, ſondern auch eine Belohnung auswirken wollte, wenn er die nöthigen Aufklärungen über eine Sache gäbe, von der man ſchon im voraus völlig unterrichtet zu ſeyn verſicherte, endlich hinreiſſen, und er geſtand folgendes:

Acht franzöſiſche Officiere, in Dienſten der Alliirten, hätten Befehl erhalten, ſich in die Cevennen zu begeben, um mit Roland und Cavalier Verabredungen zu treffen; drey davon, Teiſſedre und zwey Brüder Peytaud, wären nach Vivares gegangen, aber Teiſſedre habe ſich eher umbringen laſſen, als ſich in Verhaft begeben wollen, und der jüngere Peytaud ſey geflüchtet; die vier andern wären in Genf zurückgeblieben, wo einer von

ihnen, Nahmens Villette, seinen Aufenthalt nehmen und die Korrespondenz zwischen den Camisarden und Alliirten besorgen sollen, während sich die drey übrigen unverzüglich in die Sevennen zu begeben den Befehl gehabt hätten. Ihre Instruktionen wären folgenden Inhalts gewesen: sich genau von der gegenwärtigen Lage des Aufstandes zu unterrichten; die Insurgenten zu versichern, daß man sie durch unverzügliche Unterstützung an Waffen, Munition und Geld in den Stand setzen wolle, sich Gewissensfreyheit und Zurückgabe ihrer Gotteshäuser zu verschaffen; genau zu untersuchen, wie und wo man eine Landung an den Küsten versuchen und decken könnte; die Reformirten in Rovergue, Vivares und Dauphine aufzuregen und sie zu ermuntern, das Joch eben so wie ihre Brüder in den Sevennen abzuschütteln; und endlich, die Anführer dieser letztern sich verbindlich machen zu lassen, keinen Stillstand anzunehmen, würde er ihnen auch unter den vortheilhaftesten Bedingungen angeboten.

Zu

Zu dem allen fügte Jonquet noch die Beſchreibung ſeiner übrigen Kameraden ſo genau und treffend, daß man, bey ſorgfältiger Wachſamkeit, zu Lyon, in Auvergne, Velay und an andern Orten, noch einige davon entdeckte und ſie, wie den ſchon gefangnen Peytaud, aufknüpfte. Jonquet allein wurde begnadigt. Man ſieht leicht, daß dadurch der Entwurf zu einem allgemeinen Aufſtande ſcheiterte. Dennoch ließ Roland ſeine Hoffnung noch nicht ſinken, und er hatte wirklich mit Cavalier verabredet, eine allgemeine Inſurrektion in den benachbarten Provinzen zu erregen und mit Revergue den Anfang zu machen.

Catinat, der immer für dieſe Unternehmung beſtimmt geweſen war, hatte ſie endlich mit Erfolg begonnen. Er hatte ſich nach Revergue hineingeſchlichen, nur von einigen Anführern begleitet, die unter ihm befehligen ſollten. Schon hatte er einige Korps Truppen zuſammengezogen und gebildet; ſey es indeſſen, daß er zu dieſer Unternehmung, die

eben ſo viel Klugheit als Muth erforderte, nicht genug geſchickt war: ſey es, daß man ihm nur deshalb den Eingang ſo leicht gemacht hatte, um ihn deſto leichter in irgend einer Schlinge zu fangen; oder ſey es endlich, daß es veränderliche Laune des Kriegsglückes war: genug, er wurde überfallen und litt eine gänzliche Niederlage. In weniger als ſechs Tagen war ſein Korps errichtet und zerſtreuet worden. Mehrere ſeiner Leute wurden gefangen und gerädert, er ſelbſt entkam unter tauſend Gefahren, und kehrte wieder zum Cavalier zurück.

Indeſſen ſchienen den Marſchall die Bewegungen in Rosergue zu beunruhigen und ihn wegen ihrer Folgen in Furcht zu ſetzen. Er beorderte alle Truppen nach dieſer Seite hin, und dachte jetzt nicht ſowohl darauf, wie er die Camiſarden ausrotten, als vielmehr, wie er mehr als einem Sturme, welche die Küſten von Languedoc und die umliegenden Provinzen droheten, zuvorkommen wollte.

Er

So lebhaft auch Roland und Cavalier den Schlag fühlten, den ihnen die Aufhebung und Hinrichtung der für sie gesandten Officiere beygebracht hatte, verloren sie dennoch weder Hoffnung noch Muth. Sie rechneten immer noch fest auf die versprochene Unterstützung, und zeigten deßhalb mehr Entschlossenheit als je. Roland führte den Krieg in den Gebirgen mit verstärktem Eifer fort, das heißt, er beunruhigte Tag und Nacht die Plätze und Garnisonen, theils in Person, theils durch seine Unteranführer, um die königlichen Truppen in denselben verschlossen zu halten und ihrer immer mehrere nöthig zu machen. Um eine etwanige Landung zu decken, hatte Cavalier den Befehl, die Küste gar nicht mehr zu verlassen. Beyde blieben für ihren Zeitverlust und ihre Arbeiten nicht unbelohnt. Sie schwächten den Feind immer mehr und mehr, und leisteten solchergestalt den Alliirten größere Dienste, als diese ihnen leisteten.

Der Krieg, den Cavalier in der Ebene führte, war für den Feind verderblicher, als

je.

ie. Nie waren seine Leute in so gutem Stande gewesen. Es waren ihrer zwischen eilf und zwölfhundert zu Fuß, und zweyhundert zu Pferde. Er hatte sie in mehrere Korps, und jedes dieser einzelnen Korps in mehrere Haufen, abgetheilt, die bey Tage und bey Nachte das Land durchstreiften und Unruhe und Schrecken von allen Seiten her verbreiteten. Die weißen Camisarden wagten fast gar nicht mehr, sich zu zeigen; und wenn die königlichen Truppen erschienen, wurden sie fast immer überfallen und geschlagen. Man nahm ihnen Wagen mit Montirungen, mit Lebensmitteln, mit Leckereyen ab. Einmahl fingen Cavaliers Leute sechs Maulthiere auf, die mit köstlichem Wein für den Marschall beladen waren. Ihre Treiber, die keinen Paß vorzeigen konnten, versicherten es wenigstens. Cavalier trieb Scherz mit dieser Beute. Er trug den Treibern, die er mit leeren Fässern wieder fortschickte, auf, dem Marschall von seiner Seite zu versichern, daß er ganz gewiß seinen Paß respektirt haben würde, wenn sie

ihm

ihm einen hätten vorwerfen können, daß er aber, da man diese Vorsicht nicht gebraucht hätte, den Wein sich zugeeignet habe, das, weil er für die Tafel des Mars bestimmt gewesen, nothwendig eine Quelle des Muths und des Ruhms seyn müsse.

Die Partheyen der Camisarden machten fast täglich ähnliche und weit wichtigere Beute. Sie hatten unter andern ein Convoy mit zwanzig Salzwagen, die von Uzès kamen, auf dem Korn. Die Bedeckung derselben war zwey bis dreytausend Mann stark, und sie war bestimmt, sich mit den Salzwagen in mehrere Gegenden der Provinz zu vertheilen, wo das Salz selten und theuer geworden war. Die Camisarden überfielen acht Wagen und zerstreueten und schlugen deren Bedeckung, die zwischen drey- und vierhundert Mann stark war. Diese Beute ward ihnen sehr nützlich. Sie selbst behielten den geringsten Theil von dem Salze, das übrige vertheilten sie unter ihre Brüder und Freunde auf dem platten Lande. Ueberhaupt thaten

ſie für dieſe alles, was ſie konnten, und dieß ward ihnen von jenen bey anderm Gelegenheiten mit der größten Willigkeit erſetzt. Alles ſchien ſich günſtig für ihre Entwürfe und Hoffnungen zu erklären; aber dieſer beruhegende Anſchein war trügeriſch. Zwey Unfälle, die über ſie erginge, ſtürzten ſie bald in einen Zuſtand zurück, der troſtloſer war, als irgend einer von denen, worin ſie ſich ſchon befunden hatten.

Ich weiß nicht, ob die angenehme Hoffnung, welche die Camiſarden nährten, daß bald eine Flotte mit Munition und Geld ankommen würde, den Reformirten in den Cevennen mehr Muth und Vertrauen einflößte, als ſie gewöhnlich beſaßen; oder ob es Eifer für die Religion war, der die Reformirten in Nimes zu einem Schritte verleitete, der ihnen ſehr verderblich wurde: genug, gegen dreyhundert von ihnen verſammelten ſich auf einer Mühle, die in einer der Vorſtädte lag, zu einem feyerlichen Gottesdienſte. Der Marſchall von Montrevel ward ſogleich davon

von

von benachrichtigt. Da er gerade in Nimes abgegen war, ſo begab er ſich in eigner Perſon nach der Mühle. Er war im äuſſerſten Grade aufgebracht, und alle Umſtände trugen dazu bey, ſeinen Zorn zu vermehren. Es war gerade an einem der feyerlichſten Feſte der Katholiken, am Palmſonntage, gerade zu einer Zeit, wo er ſelbſt in der Stadt war; man ſchien ſolchergeſtalt die Katholiken ſtöhren, ihr Feſt entheiligen und den König und ſeine Befehle in der Perſon des Marſchalls, unter den Augen des leztern, verſpotten zu wollen, Dinge, die ihm, wenn man ſich ſeines Characters erinnert, zu einer grauſamen Härte ſtimmen konnten, die man aber doch deßhalb nicht entſchuldigen kann.

Er erſchien alſo auf einmahl mit einem Korps vor der Mühle, die er rund herum beſetzen ließ. Alles, was aus der Verſammlung fliehen wollte, Weiber wie Kinder, wurde niedergehauen, und als doch einige entkamen, ließ er Feuer an die Mühle legen. Was dem Säbel entging, wurde von

den

den Flammen verzehrt! Es war ein Anblick, der das Herz eines Tigers hätte rühren müssen. Aber der Marschall stand ohne Gefühl in der Nähe dieses gräßlichen Auftrittes und lies kein Wort von den einmahl gegebenen Befehlen nach. Die ganze versammelte Gemeine kam bis auf wenige um.

Wir haben oben bemerkt, daß der Hof schon seit einiger Zeit mit dem Marschall von Montrevel unzufrieden gewesen sey: jetzt sagte man laut und öffentlich, daß er würde zurück berufen werden, um in Guienne zu kommandieren; und daß der Marschall von Villars zu seinem Nachfolger in Languedoc schon ernannt sey. Dieß war eine Art von Ungnade, worein er fiel, und man gab zwey verschiedene Ursachen davon an. Einige maßen sie der Geistlichkeit bey, die sich von dem Marschall, der von Natur hochmüthig und geringschätzig jedermann behandelte, nicht genug geehrt geglaubt und bey Hofe ausgebreitet habe: er sey in diesem Kriege so verfahren, als habe er Befehle oder Ursachen gehabt,

habt, die Camisarden zu schonen. Andere glaubten, seine Zurückberufung sey die Folge einer heimlichen Rache von Seiten des Intendanten von Baville, gegen welchen sich der Marschall beständig sehr übermüthig benommen und den er sogar Robin genannt hatte: ein Schimpfwort, dessen sich ehemahls der Kriegsadel gegen den Gesetzadel in Frankreich oft zu bedienen pflegte.

Wahrscheinlicher ist, daß der Hof, da er große Ursache zu fürchten hatte, die Alliirten möchten während der Unruhen in Languedoc in das Innere von Frankreich dringen, sehr ernsthaft darauf dachte, diesen Krieg um jeden Preis zu endigen; und daß der Marschall von Villars ihm mehr geschickt geschienen, diese Angelegenheit mit Vorsicht und Geistesgegenwart durchzuführen. Gewiß ist es, daß der Marschall von Montrevel zurück berufen wurde; daß er seine Abreise auf den sechszehnten April 1704 festsetzte, und daß er vor derselben noch zeigte, wie leicht er die Ca-

misarden ausrotten können, wenn er sich immer so genommen hätte, als an diesem Tage.

Als Roland und Cavalier die Nachricht von der Zurückberufung und nahen Abreise des Marschalls erhalten hatten, waren sie einig geworden, das Andenken daran durch einen wichtigen Streich gleichsam zu heiligen; aber der Marschall hatte denselben Plan gehabt, und seine Maßregeln mehr von weitem genommen. Er unterhielt seit geraumer Zeit zwey wichtige Kundschafter, Nahmens Saint Chate und Boucaru, bey Cavalier. Boucaru war ein bejahrter Edelmann, den seine Ausschweifungen zu Grunde gerichtet hatten: Saint Chate ebenfalls ein Edelmann, aber jünger. Ihre liederliche Lebensart hatte sie beyde unter die Camisarden gebracht, aber nicht, um mit ihnen zu fechten: denn sie hielten sich weit vom Feuer entfernt, sondern unter dem Vorwande, daß sie sich bekehren wollten. Vielleicht hatten sie dieß im Ernste gewollt: aber Leute, die so verzärtelt waren, wie sie, konnten unmöglich die unruhige, beschwer-

ſchwerliche, elende Lebensart aushalten, die ſie gewählt hatten. Sie lagen bald ihren Freunden heimlich an, ihnen Pardon auszuwirken; und dieſer ward ihnen verſprochen, unter der Bedingung, daß ſie ihn verdienen ſollten. Dieß Verdienen beſtand darin, daß ſie die Rolle der Häuchler bey den Camiſarden ſpielten und ſie an ihre Feinde verkauften.

Der Marſchall hatte ihre Verrätherey mehreremahle genutzt. Aber ſey es, daß er nicht immer den ganzen Gebrauch davon machte, den er hätte machen können; oder ſey es, daß er ihre Angaben für eine einzige Gelegenheit aufſparen wollte; genug, er that, durch ihren Vorſchub, erſt am Tage ſeiner Abreiſe etwas, das ihm bisher noch nicht gelungen war: er brachte die Camiſarden nahe an den Punkt einer völligen Vernichtung.

Er hatte ſchon Abſchied genommen und ſich nach Sommieres verfügt. Sein Gepäck hatte den Weg nach Montpellier einſchlagen müſſen, wo er, wie er öffentlich verſichert hatte, noch den Abend zu rechter Zeit einzu-

treffen gedächte. Da er auch seine Truppen zum Marsch beordert hatte, so ließ er ausſprengen, Ein Theil davon sey zu seiner Bedeckung bestimmt, der andere aber solle dem Marschall von Villars, der unverzüglich eintreffen würde, entgegen gehen. Der eigentliche Entwurf, der unter diesen sehr scheinbaren Bewegungen versteckt lag, war so geheim gehalten worden, daß die Kundschafter Rolands und Cavaliers nicht die geringste Spur davon gesehen hatten. Sie bestätigten nicht nur jene Umstände, sondern versicherten noch dazu, der Marschall habe voll Mißmuth gesagt: der General müsse sehr geschickt seyn, der dieses Gesindel zu Paaren treiben wollte.

Seitdem die Camisarden erfahren, daß der Hof jene Veränderung in der Provinz treffen würde, hatten sie wegen dieser Sache mehreremahle Kriegsrath gehalten. Saint Chate und Boucaru waren Ehrenmitglieder desselben. Ihr anscheinend großer Eifer, ihre Andacht und Frömmigkeit beym Gottesdienſte,

dienſte, und eine Art von Leidenſchaft, die ſie für das Beten ſchau trugen, hatte ihnen die Bewunderung der gemeinen Camiſarden und das ganze Vertrauen ihrer Oberhäupter erworben, ſo, daß man ſie für Heilige und ihre Worte für Orakel hielt. Beſonders galt es bey Cavalier für eine Art von Gotteslästerung, wenn man einige Zweifel gegen ihre Redlichkeit äuſſerte. Sie waren beſtändig um ihn und er ſagte ihnen alles. Unter ſolcher Anleitung beſchloß Cavalier, den Tag auszuzeichnen, der, wie er ſagte, ſeine Brüder von den grauſamen Verfolgungen des Marſchalls von Montrevel befreyen ſollte.

Cavalier wußte nicht, daß man ihm auf allen Seiten Schlingen gelegt habe, und daß gegen achttauſend der beſten königlichen Truppen, auf dem Wege, den er nehmen mußte, in mehrere Hinterhalte vertheilt, auf ihn warteten.

Die Camiſarden hatten in dem Walde von Canne kampirt. Den funfzehnten April gegen Abend verließ Cavalier ſein Lager,

ſetzte ſich an die Spitze ſeines ganzen Korps und hatte vor, Vaunage zu durchſtreifen, und alle Quartiere und Poſten des Feindes, den er, wegen der detaſchirten Bedeckungen für die beyden Generale, ſehr verringert und geſchwächt glaubte, anzugreifen und zu beunruhigen.

Mittelſt eines ſtarken Marſches kam er noch denſelben Abend bis Caveirac, drey Meilen von dem vorhin genannten Walde. Die Garniſon hatte ſich bey ſeinem Anblicke zurückgezogen, und er quartierte ſich ein. Mit Anbruch des Tages marſchirte er aus und kam bis Langlade, wo er Halt machte, um ſeine Leute, die ſehr erſchöpft waren, ausruhen zu laſſen. Sie konnten dem Schlafe nicht widerſtehen. Die Fußknechte ſchliefen neben ihren Waffen und die Reiter neben ihren Pferden, deren Zügel ſie um den Arm geſchlungen hatten.

Cavalier hatte ſich große Mühe gegeben, wach zu bleiben, aber der Schlaf hatte ihn übermannt. Auf einmahl hörte er Schüſſe.

Seine

Seine Schildwachen ſchrien: zu den Waffen! Die Dragoner von Fimarcon hatten ſeine vorderſten Poſten überrumpelt und waren im Begriff, über ihn herzufallen. Seine Infanterie ſprang auf und griff zu den Waffen. Seine Cavallerie, die im Augenblicke zu Pferde war, und die er ſelbſt gegen die Dragoner führte, hielt, von ſeiner Infanterie unterſtützt, das erſte Feuer Jener aus, warf ſich ſodann auf ſie, zerriß ihre Glieder und jagte ſie zurück.

Die Camiſarden ſetzten ihnen hitzig nach und fielen in einen Hinterhalt. Die Flucht der Dragoner war verſtellt geweſen. Cavalier hatte ſeine Leute nicht aufhalten können, weil ſein Pferd bey dem erſten Anfalle verwundet worden war. Indeſſen erſchien er bald auf einem friſchen. Ein Kundſchafter hatte ihm berichtet, daß hinter einem benachbarten Hügel ein Korps Truppen aufmarſchirt wäre. Es gelang ihm durch die paſſenden Befehle, die er gab, und durch die Unerſchrockenheit, mit der er das Gefecht noch eine

Weile aushielt, ſeine Leute los zu machen und ſie mit Hülfe des Catinat, Clari und Ravanel wieder zu ſammeln. Er zog ſich ſechtend zurück und behielt die Dragoner beſtändig auf den Ferſen. Dieſe machten auf einmahl Halt. Cavalier glaubte, ſie wagten nicht, ihn weiter zu verfolgen und hielt ſich ſchon für gerettet. Er entfernte ſich und war ſchon über fünf hundert Schritte vom Feinde, als er von neuem in einen Hinterhalt fiel.

Er zog ſich immer vorwärts und als er einen Bauer unterwegs antraf, von dem er glaubte, daß er von ſeiner Partey ſey, fragte er ihn, ob Feinde da wären? Dieſer erwiederte, es ſeyen ihrer überall auf allen Wegen, und er rieth ihm ſich nach der Seite von Nage zu ſchlagen und ſich durch ein verſlecktes Defilee zu ziehen, das er ihm anzeigte.

Cavalier war kaum in Nage, als er ſich eingeſchloſſen und von einer ganzen Armee umzingelt ſah. Die königlichen Truppen hatten die Anhöhen und alle Ein- und Ausgänge

der

der umliegenden Gegend beſetzt. Nun glaubte Cavalier ſelbſt, er ſey ohne Rettung verloren.

Er warf ſich in den Anzug eines gemeinen Camiſarden, um nicht erkannt zu werden. „Kinder,“ ſagte er: „wir werden gefangen und lebendig gerädert, wenn wir den Muth ſinken laſſen. Es bleibt uns nur noch ein Mittel übrig. Wir müſſen uns durchhauen. Folget mir und haltet euch geſchloſſen.

Von gleicher Unerſchrockenheit beſeelt, fielen ſie jetzt auf den Feind, aber die große Anzahl deſſelben hielt ſie auf. Camiſarden und Royaliſten vermiſchten ſich; von beyden Seiten wurde mit gleicher Erbitterung gefochten. Sie ergriffen einander bey den Haaren, ſtachen einander mit Bajonnetten nieder. Cavalier, den man wahrſcheinlich erkannt hatte, wurde umzingelt und ergriffen. Der Soldat, der ihn hielt, verlor ſeinen Arm durch einen camiſardiſchen Säbelhieb; einem zweyten,

der ihn wieder faſſen wollte, zerſchmetterte er mit ſeinem Piſtol das Gehirn. So machte er ſich wieder los. Seine Leute drangen hindurch und flohen nach allen Seiten; er ſammelte und ſtellte ſie von neuem ſo gut er konnte; da aber überall noch Truppen ſtanden, ſo wuſte er nicht, wozu er greifen ſollte. In dieſer Noth eilte er auf eine Brücke zu, die mit Dragonern beſetzt war, und griff dieſe ſo unerſchrocken, ſo raſend an, daß ſie wankten und ihren Poſten im Stiche ließen. So ſetzte er mit ſeinem ganzen Korps im Angeſicht von mehr als ſechstauſend Mann über die Brücke. Aber man kann ſagen, daß ihm ein Kind zum Theil dieß Glück verſchaffte. Es ging ſo damit zu:

Cavalier hatte unter ſeinem Korps ſeinen jüngſten Bruder, der kaum zehn Jahr alt war. Er ritt ein kleines wildes Pferd und auch ſeine Waffen waren ſeiner Stärke angemeſſen. Er kam ſeinem Bruder nicht von der Seite, folgte ihm überall und focht ſeit dem frühen Morgen. Das Hemde hatte er

bis über den Ellnbogen aufgestreift und mit rothem Bande umwunden. Er machte überhaupt den Helden, war überall in höchst eigener kleiner Person, vertrat die Stelle eines Adjutanten, trug die Befehle aus und ermunterte die Leute durch Worte und Beyspiel.

Dieß Kind sahe seinen Bruder noch eine Strecke von der Brücke entfernt, während seine Leute schon darüber gingen. Auf einmahl stellte es sich mit aufgehobenem Pistol vor sie und rief: Wohin, wohin? Marschirt auf am Ufer! Greift den Feind an und deckt den Rückzug meines Bruders! — Die Camisars den gehorchten. Cavalier kam mit dem Rest seiner Leute näher und so ging das ganze Korps, in Ordnung, aber immer fechtend, über die Brücke. Aber der Fluß war seicht. Der Feind setzte hindurch und das Gefecht fing von neuem an. Es dauerte den Rest des Tages. Cavalier verkaufte jeden Fuß Terrain sehr theuer, während er sich immer allmählig zurückzog. Er warf sich nach der

Seite

Seite der Waldungen von Lanne und Montpezat; da er aber vorher durch ein Defilee mußte, um eine zweyte Brücke zu paſſiren, ſo hielt ihn dieß auf und es entſtand ein neues Gemetzel.

Die Nacht brach an. Der Marſchall, der ſich geſtellt hatte, als ginge er nach Montpellier, hatte den Weg dahin auf einmahl verlaſſen und ſich auf Saint-Come geſchlagen, von wo aus er ſeine Befehle ertheilte. Da dieß Dorf nicht weit von der zweyten Brücke war, über welche die Camiſarden mußten, ſo detaſchierte der Marſchall von den beſten Truppen, die er bey ſich hatte, ein Korps Grenadiere und Freywillige, die über den Nachtrab Cavaliers herfielen, ihn zuſammen hieben und den Reſt der Camiſarden ſo eifrig bis in den Wald verfolgten, daß ſie ihre Rettung bloß der Finſterniß der Nacht verdankten.

So nahm der Marſchall, wie er ſich ausdrückte, Abſchied von ſeinen guten Freunden. Er reiſte noch dieſelbe Nacht ab.

ab. Das Gerücht von diesem Siege lief vor ihm her nach Versailles, diente aber zu nichts weiter, als daß man sagte: er habe dem Marschall von Villars den Ruhm rauben wollen, die Rebellen besiegt zu haben; und es wäre besser gewesen, wenn er so angefangen hätte, wie er geendigt.

Die Camisarden verloren an diesem unglücklichen Tage zwischen vier- und fünfhundert Menschen; aber die königlichen Truppen nicht viel weniger.

Die traurigen Ueberreste von Cavaliers Korps hatten sich nach dem Walde von Monspezat gerettet. Cavalier blieb zwey Tage daselbst, um seine durch die Flucht zerstreuten Leute wieder zu sammeln. Jeden Augenblick entdeckte er neue unglückliche Folgen seiner Niederlage. Er hatte seine Kriegskasse, sein Gepäck, seine Munition und eine Menge Waffen verloren. Seine Reiterey war, bis auf wenige Mann, zu Grunde gerichtet. Aber am meisten schmerzte ihn der Verlust seiner entschlossensten Camisarden, auf die er

das

das meiste Vertrauen gesetzt hatte, und die gröſtentheils umgekommen waren.

Indessen suchte er doch, so bald als möglich, seinen Verlust zu ersetzen. Er verlieſs die Wälder von Montpezat und zog sich weiter in die Gebirge nach den Wäldern von Pouzet, wo er sich völlig sicher glaubte. Auf einmahl überfielen ihn dreytausend Mann königlicher Truppen. Er konnte sich nur durch die Flucht vertheidigen. Man setzte ihm lange nach und der Feind durchstreifte den ganzen Tag die Wälder. Cavalier entkam zwar, aber bloſs, wie es schien, um einem neuen und gröſsern Unglücke entgegen zu gehen. Bey dieser Gelegenheit verzweifelte Cavalier zuerst an der Möglichkeit, sich zu erhalten.

Der Brigadier La Lande hatte bey jenem Ueberfalle nicht bloſs die Absicht, die Camisarden zu überfallen, sondern vorzüglich sich ihrer Magazine zu bemächtigen. La Chate und Boucaru, die während des Gefechts bey Nage sich von den Camisarden weggestohlen

und

und sich jetzt in Nimes aufhielten, hatten wahrscheinlich den Ort verrathen, wo sich die camisardischen Magazine befanden. Sobald also der Brigadier den Cavalier aus dem Walde verjagt hatte, ließ er in dem Dorfe Youzet eine alte Frau festnehmen und vor sich führen. Er sagte zu ihr, er wisse, daß sie zuweilen das Hospital der Camisarden besuchte, welches sich in einer Höhle in den nahgelegenen Wäldern befände; man habe bemerkt, daß sie sehr oft Suppen und Medizin zu den Verwundeten und Kranken getragen, wofür sie gut sey bezahlt worden; würde sie dieses läugnen, so könnte es ihr theurer zu stehen kommen, als sie vielleicht glaubte.

Die Alte erwiederte mit großer Fassung, man verwechsle sie mit einer andern; sie wüßte nicht, was man von ihr wollte ꝛc. und so hielt sie eine gute Weile kaltblutig und unerschrocken alle Fragen aus, die man an sie that, und war weder durch Drohungen noch durch Versprechungen irre zu machen. Nun änderte der Brigadier den Ton. Er

ließ

ließ einen Galgen errichten und befahl, die Alte augenblicklich zu henken. Sie ließ sich mit voriger Unerschrockenheit zum Gerichte führen, aber der Anblick des Galgens und das Schrecken des nahen Todes erschütterten ihre Standhaftigkeit. Sie verlangte mit dem Brigadier zu sprechen, und sie gestand und entdeckte ihm alles. Das Hospital ward überfallen. Man glaubte, den Verwundeten und Kranken noch eine Gnade zu erweisen, wenn man sie bloß niederhieb. Und es war in der That eine solche: denn unter dem Marschall von Montrevel hätte man sie erst geheilt und sodann lebendig gerädert. Von dem Hospitale ging man zu den Magazinen. Man plünderte und verheerte sie und mit ihnen alle übrige Hülfsquellen der Camisarden. Diese und ihre Freunde und Anhänger waren in der äussersten Bestürzung. Alle ihre Hoffnungen sahen sie zertrümmert, ihre Leute zerstreuet und aufgerieben, und die gänzliche Vernichtung vor der Thür. Nur der einzige Roland blieb unerschütterlich.

Er

Er behandelte das Ganze wie einen vorübergehenden Unfall, der wieder gut gemacht werden könnte. Die Beſtürzung und das Schrecken, das jedermann ergriffen hatte, tadelte er als Schwachheit und Feigheit, und ſuchte Religion, Eifer, Zuverſicht und Glauben dagegen geltend zu machen.

Es ſchien, daß Cavalier ſich ſchämte, bey dieſen Unfällen den Muth verloren zu haben. Er ermannte ſich wieder. Rolands Rathſchläge, Maßregeln, unerſchrockene Entwürfe, und ſelbſt ſeine Propheten, die ganz anders ſprachen, als die Propheten Cavaliers, machten letzterm wieder Muth. Er ſammelte ſeine Leute von neuem, bewaffnete ſie mit Senſen, Gabeln und mit Eiſen beſchlagenen Prügeln, und ſo ſtellte er ſie wieder ins Feld. Roland war mit ſeinen Leuten ſchon wieder in den Gebirgen beſchäftigt und hatte den kleinen Krieg kühner und ſtrenger als vorher angefangen; Cavalier, Catinat und Ravanel zogen ſich wieder in die Ebene und brachten das Land auf den Gedanken, daß ſie Kräfte

und Hülfsmittel haben müßten, welche die gröſten Unfälle zu erſetzen fähig wären.

Unterdeſſen war der Marſchall von Villars in Nimes angekommen und hatte von dem Brigadier la Lande Bericht von ſeinen letzteren Operationen erhalten. Dieſe waren zwar nur Folgen der Niederlage der Camiſarden in Vaunage geweſen, die der Marſchall von Montrevel noch eingeleitet hatte; dennoch ſahe man ſie für Wirkungen des glücklichen Sterns an, der den Villars überall begleitete.

Er fing damit an, daß er ſich von dem Zuſtande der Provinz, von der Stimmung ihrer Einwohner, von der Natur des Aufſtandes, von dem Character der Rebellen, beſonders ihrer Anführer, und von den Maßregeln, die man bis jetzt gegen ſie genommen, gründlich unterrichten ließ. Sodann ſchickte er den Brigadiers la Lande, Julien und den übrigen vornehmſten Officieren den Befehl zu, die Truppen in Bewegung zu ſetzen und ſchneller und thätiger zu agiren, als vorher,

um

um die jetzige Bestürzung der Camisarden vortheilhaft zu nützen. Er selbst setzte sich schon den nächsten Tag nach seiner Ankunft in Marsch, um überall selbst zu sehen und selbst zu befehlen.

In Begleitung des Intendanten von Baville, begab er sich in die Cevennen, hielt sich in jedem größern Orte auf, berief den Magistrat und die vornehmsten Einwohner, theilte ihnen den Willen des Königs und seine eigenen Absichten mit, alles mit so viel Würde, Nachdruck und so viel durchscheinender Sanftmuth, daß er sich die Ehrfurcht und die Herzen Aller gewann. Zudem ließ er eine förmliche Amnestie im Nahmen des Königs bekannt machen. Diese Schrift war kurz, aber in sehr gemäßigten Ausdrücken abgefaßt. Die Wörter: Rebellion und Rebellen hatte man gänzlich vermieden; man sprach darin nur von den Reformirten in den Sevennen und in ganz Languedoc, die Religions halber die Waffen ergriffen, und von solchen, die sie unterstützt und be-

ſchützt hätten; man verſprach ihnen Gnade, wenn ſie ſich unterwerfen und zu ihrer Pflicht zurückkehren wollten.

Dieſe erſten Schritte begleitete der Marſchall mit der freywilligen Losgebung mehrerer Gefangenen auf das bloße Verſprechen, daß ſie künftig treuer ſeyn wollten; und er legte dadurch den Umriß eines Friedens an, den der Hof mehr wünſchte, als hoffen konnte, da die Alliirten, wie er wohl wußte, ernſthafte Anſtalten machten, den Camiſarden zu Hülfe zu kommen. Als der Marſchall ſah, daß ſeine Gelindigkeit und ſein Zuvorkommen ſehr wenig oder doch ſehr langſam wirkten, ſo nahm er noch einmahl zu nachdrücklichen Maßregeln ſeine Zuflucht; da aber auch dieſe nicht ſo geſchwind durchgriffen, wie er wünſchte, ſo mußte er endlich zu wirklichen Friedensvorſchlagen und vorläufigen Unterhandlungen fortſchreiten.

Roland und ſelbſt Cavalier wollten nichts von den einleitenden Vorſchlägen ihrer Freunde hören, die als Mittler auftraten, ſondern führ-

ren

ren fort, jener in den Gebirgen, und dieser in der Ebene, Unruhe und Schrecken zu verbreiten. Sie neckten die königlichen Truppen, überfielen die Besatzungen, erpreßten Lebensmittel und Munition. Ihre Partenen streiften Tag und Nacht herum, und kamen beständig mit Beute aller Art zurück. Man dachte darauf, neue Magazine anzulegen. Das Los war geworfen (so sagte Roland, und er hielt Wort), die Waffen nicht eher nieder zu legen, als bis man ihnen Gewissensfreyheit, ungestörte Religionsübung und Wiedergabe aller ihrer Privilegien zugesichert haben würde; und sie schmeichelten sich, ihre Lage so zu verbessern, daß sie den Krieg noch eine Weile fortführen und Hülfe von aussen erwarten könnten. Als der Marschall dieß vernahm, setzte er alle seine Truppen in Bewegung, ließ sie mehrere Tage hindurch die ganze Provinz durchstreifen und wandte die höchste Anstrengung an, die Camisarden zu überraschen. Er hatte seine Armee in drey Korps abgetheilt, und er selbst setzte sich an

die Spitze des vierten, und durchzog solchergestalt die Gebirge, Wälder und Ortschaften, wo sich Camisarden aufhalten, oder durch welche sie gekommen seyn sollten. Aber vergebens. Die Camisarden bekämpften und schlugen den Marschall und seine Brigadiers gleichsam durch Abmattung, wenigstens zwangen sie ihn, seinen Truppen Rast zu geben; und der ganze Vortheil, den er von dieser Unternehmung hatte, war bloß der, daß er eine bewundernswürdige Thätigkeit hatte zeigen konnen.

Unterdessen war die Amnestie, die der Marschall bekannt gemacht hatte, nicht ganz ohne Wirkung geblieben, und den Camisarden selbst waren mehrere von ihren Leuten untreu geworden. Sie verloren ihrer von Zeit zu Zeit fünf bis sechs auf einmahl. Wenn sie sich dem Marschall auslieferten, so empfing und behandelte man sie nicht nur nach den Buchstaben der Amnestie, sondern bewirthete sie noch nebenher köstlich und gab ihnen Geld; und es ist ein Wunder, daß ihrer hinnen

nen zwey Monath doch nur höchstens dreyßig oder vierzig übergingen.

Cavalier und Roland selbst wurden unruhig über dieses System der Bestechung, das man gegen sie brauchte. Roland berief seine Leute zusammen und redete sie folgendergestalt mit Ernst und Nachdruck an: „Zweifelhafte und unzuverlässige Menschen können wir unter uns nicht brauchen. Wer nicht mehr den guten Willen hat, lieber sein Leben aufzuopfern und alles zu erdulden, als die Vertheidigung seines Glaubens aufzugeben, und den Eid ewiger Verbrüderung zu brechen, der kann gehen. Ihr hattet freyen Willen bey eurer Verpflichtung, ihr habt ihn noch, um sie aufzuheben. Bald muß die Hülfe von England erscheinen; wir haben aufs neue Versicherungen darüber. Eure Anführer sind entschlossen, entweder mit den

Waffen in der Hand zu sterben, oder freye Religionsübung, nach Inhalt des Edikts von Nantes, zu erhalten. Wir wiederholen es: wer unter euch nicht so denkt, wer wankt oder sich auch nur besinnt, der erkläre sich offenherzig: er kann sogleich gehen und sich zu jenen feigen Seelen schlagen, die Gottes und ihrer Brüder Sache untreu geworden sind. —

Keiner war unter allen, der sich nicht standhaft und von gleichem Entschlusse beseelt gezeigt hatte; alle schwuren aufs neue, ihren Anführern überall hin zu folgen. Die Desertion hörte auf und die Feindseligkeiten wurden mit so viel Nachdruck und auch mit so viel Hulfsquellen von Seiten der Camisarden fortgesetzt, daß der Marschall zweifelhaft wurde, ob er sie mit Güte und Gelindigkeit gewinnen könnte.

Roland hatte noch vier- oder fünfhundert Mann in den Gebirgen, die er in beständiger

Bewegung erhielt; und Cavaliers Korps, von ungefähr gleicher Stärke, streifte, in mehrere Haufen abgetheilt, am Rande der Ebene immer so, daß es leicht die Wälder gewinnen konnte. Jeder Tag zeichnete sich durch irgend einen Streich, oft auch durch kühnere und wichtigere Unternehmungen aus, und so wurden des Marschalls Entwürfe zum Frieden, seine Thätigkeit und sein Muth selbst, fruchtlos und unnütz gemacht.

Aber dieser General, der nicht minder kriegerisch als politisch und klug war, sich überall in Person zeigte und den Camisarden keinen Augenblick Ruhe ließ, wußte den Nachdruck und das Schrecken seiner Waffen durch Mäßigung und Menschlichkeit zu mildern. Man brachte einige Camisarden vor ihn, die man auf der Flucht gefangen hatte; er schenkte ihnen das Leben und sagte zu ihnen: der König verzeiht euch, wenn ihr euern Aufstand bereuet und demselben entsagt! — Sie gelobten

Treue, und er begnadigte sie auf ihr bloßes Wort.

Er zog von neuem gegen die Camisarden aus. Kaum hatte er den Truppen Zeit gelassen, sich von ihrem vorigen beschwerlichen Zuge zu erholen; schon den dritten Tag hatte er sie wiederum mit einem allgemeinen Streifzug durch alle die Wälder beschäftigt, wo sich die Camisarden zu verhalten pflegten. Jetzt ließ er das ganze Land zwischen Anduse, La Calle und Saint Jean de Gardonnigue durch drey große Detaschements besetzen und umringen. Aber Cavalier, der gerade in jenen Gegenden streifte, entging der Gefahr dadurch, daß er seine Leute in lauter kleine Pelotons vertheilte, die den Truppen entkamen, und sich sogar in einzelnen Häusern ihrer Freunde so lange versteckt halten konnten, bis der Sturm vorüber war.

Dieser zweyte Streifzug dauerte drey Tage, und war nicht minder lebhaft und nachdrücklich, aber auch eben so fruchtlos, als der erste. Die Flamme des Aufstandes barg

ſich gleichſam unter ihrer eigenen Aſche in den benachbarten Provinzen, und ſie war, durch die Mühe, die man ſich gab, ſie zu löſchen, nur zurückgedrückt, nicht erſtickt worden. Sie lag mit ihrer ganzen Gluth in den Herzen und in dem Willen vieler Tauſende der Einwohner von Rovergue und Vivares, Provinzen, worin es von Mißvergnügten, ſelbſt unter den Katholiken, wimmelte. Beſonders war dieß der Fall in Rovergue, wo der Abbe de la Bourlie, aus dem Hauſe Guiſcard, den erſten Samen zu einem allgemeinen Aufſtande ausgeſtreuet und zu letzterm ſogar einen beſondern Plan eingeleitet hatte.

Dieſes Mannes Entwürfe waren durch die letzte unglückliche Unternehmung Catinats auf Rovergue vereitelt worden, und er ſelbſt hatte ſich nach der Schweiz flüchten müſſen. Von da war er nach Holland und England übergegangen. Er hatte um dieſe Zeit Gelegenheit gefunden, den Roland und Cavalier vom Haag aus wiſſen zu laſſen, daß er für ſie arbeite; daß ſeine Plane gebilligt worden;

daß er Korrespondenz nach Novergue unterhalte; daß dort alles gut gehe; daß er viel von den Rüsten erwarte; daß er einem glänzenden Erfolg entgegen sehe, wenn sie standhaft blieben; daß sie durch Entschlossenheit und Muth die Beschwerlichkeiten des Wartens, womit solche zusammengesetzte Unternehmungen verbunden seyen, überwinden möchten.

Auch die Reformirten in Novergue hatten dergleichen Versicherungen von ihm erhalten. Sie gaben den Camisarden Nachricht davon und beschworen Sie, nicht sowohl die Gefahr, die sie liefen, als vielmehr den Ruhm, der ihrer erwartete, ins Auge zu fassen. Sie versprachen ihnen Unterstützung an Waffen und Munition, und andere kleine Hülfen, so lange bis wichtigere anlämen.

Das Glück schien sich von neuem für die Camisarden zu erklären. Mehrere Umstände vereinigten sich, um ihre Anführer bey Muth zu erhalten. Roland agirte immer noch ununterbrochen in den Gebirgen, errichtete von

neuem

neuem Magazine und bot den königlichen Truppen auf allen Seiten die Spitze. Letztere waren kaum in ihre Quartiere zurück, als Cavalier von neuem sichtbar wurde, seine Leute in mehrere Detaschements vertheilte, bis in die Mitte der Ebene vorrückte und den Marschall zwang, seine Macht zum drittenmahle ins Feld zu stellen.

Indessen konnten die Anstalten des Marschalls nicht klüger erdacht noch thätiger ausgeführt werden. Da er sah, daß die Camisarden sich in mehrere Haufen vertheilt hatten, so that er ein gleiches mit seinen Truppen und ließ sie unausgesetzt die Wälder durchstreifen und durchsuchen; um aber beständig Herr des Landes zu bleiben, so hatte er drey Bataillons so gestellt, daß sie ohne Zeitverlust sich vereinigen konnten, im Fall Cavalier sich entschlösse, seine Leute zusammen zu ziehen. Dieß that er auch wirklich, sobald er die Gefahr inne ward, die seinen Leuten und ihm selbst bey der thätigen Verfolgung des Marschalls drohete. Er that dieß mit

so

ſo viel Geſchicklichkeit oder Glück, daß der Marſchall es nicht verhindern konnte; und ſo erſchien er auf einmahl mit allen ſeinen Leuten in der Gegend von Bouquet, auf einem Berge, der mit Felſen und Wäldern umgeben war. Hierher berief er eine zahlreiche Gemeinde; er predigte ſelbſt in ihrer Mitte, und man brachte den ganzen Tag mit Gebet zu.

Sobald der Marſchall dieß vernahm, ſetzte er ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner Truppen und marſchirte nach Bouquet; aber Cavalier hatte ſich ſchon den Tag vorher von da weggezogen. Der Marſchall konnte ihm bloß einige von ſeinen Leuten niederhauen, die ſich verſpätet hatten. Er ſahe jetzt immer mehr ein, daß das klügſte und wirkſamſte Mittel, den Krieg zu endigen, dieſes ſey, [illegible] zu verſuchen, um die Anführer der Inſurgenten durch Verſprechungen und Friedensanträge, die der Krone ſo wenig als möglich Schande machten, zu gewinnen.

Man

Man hätte ſehr gerne mit Roland ſelbſt verhandelt. Ueber ſein Benehmen und ſeine ſtolze Sprache hatte man ſich anfangs nicht gewundert, vielmehr geglaubt, er ſey fein genug, ſich ſo entſchloſſen und unerſchütterlich zu zeigen, um ſich geltend zu machen, um deſto mehr zu gewinnen. Aber er hatte gewiſſe Anerbietungen, die man ihm gethan, mit ſo viel Stolz zurückgewieſen, daß man in Abſicht ſeiner bald alle Hoffnung aufgab und ſich ganz an Cavalier ſchloß, den man weit weniger hartnäckig fand: und in kurzem vollendete die Feinheit und Klugheit des Marſchalls, was man durch behutſame und ſchmeichelhafte Anfragen eingeleitet hatte.

Ein Notar, Nahmens Nouviere, ein ſchlauer intriganter Mann, dazu ein alter Reformirter, hatte es auf ſich genommen, den Brigadier la Lande mit Cavalier zuſammen zu bringen. Er hatte in dieſer Abſicht mehrere Schritte gethan, die wahrſcheinlich nur eine unvollkommene Negociation eingeleitet hatten, weil der Marſchall nach der

Zeit

Zeit dem Baron d' Aingalliers den besondern Auftrag machte, Cavalier aufzusuchen und zu sehen, wie er gestimmt sey.

Uebrigens war dieser Mann als Reformirter geboren, nachher aber zum katholischen Bekenntniß übergetreten. Man glaubte, daß, ausser seiner Geschicklichkeit im Unterhandeln, sein Beyspiel auf Cavalier wirken würde. Dieser hatte schon verläufig ein Paar Unterredungen mit dem Baron gehabt, jetzt kamen sie, um eine förmliche Verhandlung einzuleiten, auf dem Schlosse Saint Jean de Sauratgues zusammen. Mehrere Maulthiere, mit Erfrischungen beladen, hatten Ueberfluß und Wohlleben dahin verpflanzt. Nach dem ersten freudigen Empfange nahm der Baron den Cavalier auf die Seite, und stellte ihm vor, daß er täglich mit größern Gefahren umringt würde; sein Schicksal werde schrecklich seyn, wenn er auf dem Krieg beständ; er müsse selbst fühlen, daß er nicht länger wie derstehen könne; daß der König sich herabliesse, ihn nicht nur zu begnadigen, sondern sogar

ſogar ihm eine Stelle bey der Armee anzubie-
ten, wenn er Treue gelobte; und daß er
endlich, wenn er ſich im Punkt der Religion
billig zeige, auf alle nur mögliche Gnaden-
und Ehrenbezeigungen rechnen könne. Uebri-
gens gebe er ihm ſein Ehrenwort, daß man
aufrichtig mit ihm verhandeln wolle; daß
der König dem Marſchall uneingeſchränkte
Vollmacht dazu gegeben; und daß er ſich von
der Aufrichtigkeit des Hofes durch folgende
zwey Punkte völlig überzeugen könne: Erſt-
lich, ganz Europa ſey gegen Frankreich in
den Waffen, und dadurch werde dieſer inne-
re Krieg deſto fürchterlicher; zweytens wolle
der König den Traktat, der zu Beylegung
deſſelben geſchloſſen würde, der geringſten
Clauſel nach brechen, ſo müſſe er befürchten,
daß die Unruhen von neuem ausbrächen;
mithin bringe ihn ſein Intereſſe eben ſo ſehr
als ſeine Ehre zur pünktlichen Vollziehung
des zu ſchließenden Vertrags.

Was Cavalier auf dieſe Vorſtellung ant-
wortete, iſt nicht genau bekannt geworden.

Gewiß iſt, daß der Baron mehrere Kouriere nach Nimes ſchickte und von dort her bekam, weßhalb man annehmen kann, daß man damahls blos einige vorläufige Punkte debattirte und ſchlichtete.

Sobald Cavalier zu ſeinen Leuten zurückgekommen war, ſchickte er einen Expreſſen an Roland, um ihn von allen Umſtänden der Verhandlung zu benachrichtigen. Auch ſeinen vornehmſten Officieren gab er Auskunft darüber. Er erklärte, daß er ſich zu nichts verbindlich gemacht, daß ihm aber der Baron genug geſagt habe, um daraus zu ſchließen, daß man ihnen ſehr vortheilhafte Friedensbedingungen zugeſtehen werde.

Den folgenden Tag erhielt Cavalier einen Brief von Alais, worin ihm der Brigadier la Lande ein Rendezvous, mit aller zu verlangenden Sicherheit, anbieten ließ. Cavalier entſchloß ſich, daſſelbe anzunehmen, und erſchien an dem beſtimmten Orte. Der Brigadier la Lande hatte eine Begleitung von funfzig Mann nebſt einigen Officieren bey

ſich.

ſich, und Cavalier eine gleiche Anzahl. Beyde Bedeckungen ſetzten ſich in einiger Entfernung voneinander, und auf dem freyen Platze dazwiſchen, gingen die beyden Chefs einander entgegen. La Lande gab dem Bruder der Cavaliers, der auf einem der vorigen Streifzüge gefangen worden war, ein Zeichen, näher zu treten. „Hier iſt Ihr Bruder," huber an: der König gibt Ihnen denſelben zurück; noch mehr, dieſer gütige Monarch verzeiht Ihnen, und will alles vergeſſen, wenn Sie künftig als treuer Unterthan ſich benehmen wollen. Ich weiß wohl, daß die Feinde des Königs Sie aufgeregt haben, aber es hängt nur von Ihnen ab, ſich zu überzeugen, daß des Königs Abſichten rein und menſchlich ſind. Und was ſind Ihre Foderungen und Wünſche?

Cavalier erwiederte: er verlange drey Dinge: volle, uneingeſchränkte Gewiſſens-

freyheit; Loslassung Aller der Religion wegen Verhafteten; Erlaubniß, das Land verlassen zu dürfen, im Fall der König jene Gewissensfreyheit nicht bewilligen wollte.

Dieser letzte Punkt schien die Aufmerksamkeit des Brigadiers besonders zu spannen. „Wie viel Menschen glauben Sie, sagte er, daß man Ihnen zu dieser Auswanderung bewilligen müßte?" — Zehntausend, versetzte Cavalier: von jedem Geschlecht und Alter. — „Ich dächte, erwiederte der Brigadier: zweytausend wären genug." — Nein, sagte Cavalier: das wäre nicht genug. Ich will Ihnen meine Meynung noch deutlicher sagen. Entweder, man macht alle vorige zu unserm Vortheil gegebene Edikte, und alle unsere Privilegien wieder gültig; oder, man bewilligt einen Paß für zehntausend Reformirte, worin man uns drey Monathe zur freyen Verfü-

gung

aung über unſere Hochzeitlichkeiten zugeſteht, und uns erlaubt, zu unſern Brüdern im Auslande ungehindert überzugehen.

Der Brigadier antwortete hierauf nichts weiter, als daß er dem Marſchall Nachricht von dieſer Verhandlung geben wolle, und daß es ihm leid thue, mit ihm nichts feſtes beſchlieſſen zu konnen. Zugleich näherte er ſich den Leuten Cavaliers und warf ihnen ein Paar Hände voll Goldſtücke zu, um, wie er ſagte, die Geſundheit des Königs dafür zu trinken. Aber auf ein Zeichen, das ihnen Cavalier unvermerkt gab, blieben ſie unbeweglich ſtehen und er antwortete ſtatt ihrer dem Brigadier: Geld brauchen ſie nicht; aber wohl Gewiſſensfreyheit!

Der Brigadier antwortete ihm laut genug, daß die Camiſarden es hören konnten: „Es ſteht nicht in meiner Gewalt, Ihren Wunſch zu erfüllen; aber ich glaube, daß Sie am beſten

thun, wenn Sie ſich ohne Bedingung den Verfügungen des Königs überlaſſen." — Wir ſind bereit, erwiederte Cavalier beſcheiden aber entſchloſſen: alles zu thun was der König will, wenn er uns erlaubt, Gott ſo zu dienen, wie wir glauben, ihm dienen zu müſſen; aber auch mit den Waffen in der Hand zu ſterben, wenn man die vorigen Grauſamkeiten gegen uns wiederholen wollte.

Der Brigadier brach dieſe Unterhaltung ab. Er ſchien mit Cavalier zufrieden. Sie ſprachen noch eine Weile über gleichgültige Dinge und trennten ſich ſodann. Der Marſchall hatte während dieſes Tages Befehl gegeben, die Camiſarden in Ruhe zu laſſen, ſogar ſich ihnen nicht zu widerſetzen, wenn ſie bloß Lebensmittel verlangten; und man ermangelte nicht, dem Cavalier dieſe menſchenfreundliche Geſinnungen bemerkbar zu machen.

Obgleich

Obgleich Roland alles wüßte, was verhandelt worden war, ſtellte er ſich doch, als ob er nichts davon wußte. Er ſchickte ſeine Parteyen nach wie vor aus, neckte die königlichen Truppen, füllte ſeine Magazine mit Kriegs- und Mundprovision und blieb feſt entſchloſſen, den Krieg fortzuführen und entweder den Frieden auf die von Cavalier vorgeſchriebene Bedingungen zu erhalten, oder mit den Waffen in der Hand umzukommen.

Man hatte von Cavalier ſeine gemachten Forderungen ſchriftlich verlangt; und er hatte ſie dem Marſchall wirklich zugeſchickt, ungefähr in denſelben Ausdrücken, wie er ſie dem Brigadier la Lande vorgetragen hatte. Die Antwort darauf blieb nicht lange aus. Der Baron d'Aygalliers antwortete ihm: die Erfüllung ſeiner Forderungen würde keine große Schwierigkeit haben, nur wünſchte der Marſchall mit ihm perſönlich zu Nimes zu unterhandeln, und ließe ihm hierdurch die nöthige Sicherheit anbieten. Cavalier antwortete darauf, er wünſchte, daß er vorher mit ihm

sich besprechen könnte, wie er den ehrenvollen Antrag des Marschalls am besten erwiedern könne; er müsse aber gestehen, daß, wenn seine Forderungen wenig Schwierigkeiten finden würden, dieß vielleicht nicht der Fall mit des Marschalls Forderungen seyn möchte.

Cavalier ward hierüber sogleich beruhigt. Der Baron erhielt Vollmacht, die nöthigen Anstalten zu machen, um das Vertrauen Cavaliers zu verstärken und die Conferenz zu Nismes zu erleichtern. Da Cavalier dem Baron gestand, daß er sich, trotz der versprochenen Sicherheit, nicht in Nimes einschliessen würde, so schlug man ihm ein Kloster ausserhalb der Stadt vor. Aber die Idee eines Klosters beunruhigte ihn auch noch, sie ward aber dadurch gehoben, daß man sich erbot, die Conferenz in dem Garten des Klosters unter einem Zelte zu halten. Dieß war ihm noch nicht genug. Er verlangte Geisseln und auch diese wurden ihm bewilligt. Nun begab er sich nach Nimes. Hier that sich noch eine Schwierigkeit hervor. Cavalier hätte durch

das

das Innere des Kloſters gemuſt, um in den Garten zu kommen; dieß hielt er nicht für rathſam. Man muſte alſo ein Stück der Gartenmauer niederreiſſen.

Er ritt auf einem ſchönen Pferde, das er damahls bey der Niederlage des Marineregiments erbeutet hatte. Sein Kleid war roth und auf allen Näthen mit Treſſen beſetzt. Auf ſeinem Hute trug er eine weiße Feder. Sein blondes Haar, von beträchtlicher Länge, war nachläßig mit einem ſchwarzen Bande aufgeknüpft. Nichts fehlte ſeinem Anzuge, als die Kunſt, ihn mit weniger Zwang und mehr Würde zu tragen.

Ihm zur Rechten ritt Catinat auf einem der wildeſten und lebhafteſten Roſſe aus Camargue, übrigens gut gekleidet; und zur Linken ſein Sekretair, einfach gekleidet auf einem anſtändigen Pferde. Voran waren zwölf Reiter und hinterdrein zwölf andere. Ein Trupp Infanterie ſchloß den Zug. So kam Cavalier, unter einem ungeheuern Zulaufe von Menſchen, vor dem Eingange der Gar-

trommelt an. Als er sah, daß der Marschall seine Bedeckung an der einen Seite des Einganges hatte aufmarschiren lassen, that er ein gleiches mit der seinigen; sodann stieg er ab, und trat, von Latinat und Villard begleitet, in den Garten.

Der Marschall, von dem Intendanten von Bavilie und dem Brigadier la Lande begleitet, ging aus dem Zelt hervor, dem Cavalier entgegen. Der Empfang war ohne Ceremonie. Der Marschall behandelte Cavalier sehr herablassend und artig, so daß man wohl sah, er wolle ihn gewinnen. Der Brigadier hingegen empfing ihn wirklich freundschaftlich. Cavalier bemerkte, daß der Marschall und der Intendant ihn verwundert ansahen, und dann durch Blicke mit einander sprachen. Er war höchstens zwanzig Jahr alt, und schien noch weit junger. Beyde hatten also Ursache, sich zu wundern, daß sie in diesem berühmten Anführer gleichsam nur noch ein Kind sahen.

Die

Die Konferenz nahm ihren Anfang. Der Marſchall ſagte zu Cavalier: der König wolle, vermöge ſeiner Menſchenfreundlichkeit, das Blut ſeiner Unterthanen, und ſogar ſolcher unter ihnen, ſchonen, die ſich gegen ihn aufgelehnt hätten, und deßhalb habe er ihm aufgetragen, den Weg der Güte zu verſuchen: aus Eifer für den Dienſt des Königs, habe er gewünſcht, aus dem Munde eines Anführers der Mißvergnügten ſelbſt die Mittel zu vernehmen, wodurch ſie zu ihrer Pflicht zurückgebracht werden könnten. — Cavalier erwiderte: er könne nichts als die Forderungen wiederholen, die er ſchon mündlich und ſchriftlich gethan habe. Da er Haupt einer Partey ſey, die ihn mit ihrem Vertrauen beehrte, ſo ſey er verpflichtet, dem allgemeinen Intereſſe treu zu bleiben. Der Intendant unterbrach ihn, ſah ihn verächtlich an, und ſagte: Ihr ſeyd ſehr undankbar und ſehr vermegen, daß Ihr mit der königlichen Verzeihung Euch nicht begnügen wollt, ſondern noch

Bedingungen vorſchreibt. — „Nicht meinetwegen habe ich die Waffen ergriffen,“ verſetzte Cavalier: „ſondern für die Vertheidigung meiner Brüder und Freunde. Bin ich nicht durch meinen Eid verpflichtet, verlangt nicht meine Ehre, ihr Intereſſe zu befördern? Und, da die Sachen nun einmahl ſo weit gegangen ſind, was bleibt uns noch übrig, als mit den Waffen in der Hand zu ſterben, oder von der Gnade des Königs und ſeiner Gerechtigkeit unſre Gewiſſensfreyheit zu erhalten? — „O, es iſt zu viel Gnade, verſetzte der Intendant aufgebracht: daß der König mit einem Rebellen unterhandelt.“ — „Daran ſind Ihre Grauſamkeiten Schuld!“ erwiederte Cavalier freymüthig und mit Kälte: „Ich will das Andenken daran nicht wieder auffriſchen, darum bin ich nicht hier.

Viel-

Vielleicht hätte ich beſſer gethan, gar nicht zu kommen. Ich bin auch bereit, wieder zu gehen, wenn man mir nichts anders zu ſagen hat.“ — Der Zorn blitzte dem Intendanten aus den Augen. Er wollte antworten, aber der Marſchall ſagte in einem ernſthaften Tone zu ihm: Ich bitte Sie, laſſen Sie mich reden! Sodann wandt' er ſich zu Cavalier und ſagte: Sie haben mit mir zu thun. Man wird uns nicht mehr unterbrechen. Sagen Sie mir alſo klar und deutlich, was verlangen Sie und Ihre Leute. — Cavalier wiederholte die drey Punkte, die er dem Brigadier la Lande ſchon vorgelegt hatte. — Ihr beſteht auf Gewiſſensfreyheit, verſetzte der Marſchall: der König bewilligt ſie euch. Ihr könnt euch überall, wo ihr wollt, verſammeln, und Gott nach euer Weiſe dienen; aber Kirchen oder Tempel zu bauen, wird euch nie er-

erlaubt werden. In Absicht des übrigen könnten Sie, Cavalier, zufrieden seyn, denk ich, wenn Ihnen der König eine Stelle unter seiner Armee gäbe, und Ihre Leute in seine Dienste nähme. Dieß wäre immer vortheilhafter und ehrenvoller, als das Königreich zu verlassen. — Cavalier versicherte dem Marschall: daß der König nie treuere Unterthanen gehabt haben solle, als seine Leute und ihn; sie seyen bereit, ihm die überzeugendsten Proben einer unerschütterlichen Treue zu geben, und ihr Blut mit Freuden in seinem Dienste zu vergießen, wenn er ihnen die Punkte bewilligte, um die sie gebeten hätten. — Gut, erwiederte der Marschall: Sie werden mir Ihre Forderungen noch einmahl schriftlich und umständlich eingeben; ich will alles mögliche thun, um Ihnen nützlich zu werden.

So

So endigte ſich dieſe Conferenz. Obgleich Cavalier alle Urſach hatte, mit dem Benehmen des Marſchalls gegen ihn zufrieden zu ſeyn, ſchied er doch nicht beruhigt von ihm, und baute wenig auf dieſen glänzenden Schein. Er kehrte mit ſeinem Zuge in derſelben Ordnung zurück, wie er gekommen war. Der Baron d'Aygallier folgte ihm, und ſie entwarfen gemeinſchaftlich jene drey Forderungen der Camiſarden in der umſtändlichern Form, wie der Marſchall ſie zu wünſchen geſchienen. So übergab ſie Cavalier den folgenden Tag unter einem ähnlichen Gepränge. Bey dieſer zweyten Conferenz ſetzte man auch einen Waffenſtillſtand feſt, und Cavalier erhielt die Freyheit, ſich mit ſeinen Leuten nach Calviſſon zu ziehen, mit dem Verſprechen, dort ſo lange auf königliche Koſten verpflegt zu werden, bis Antwort vom Hofe käme. Cavalier ſetzte nun unverzüglich ſeine Gefehrten in Freyheit, und ſtattete dem Roland genauen Bericht von dem ganzen Hergange ab. Dieſer antwortete ihm ſogleich: er nähme den Waffenſtillſtand an;

er ſey bereit, ſich zu unterwerfen, wenn man die gethanen Forderungen erfüllte und dabey Wort hielte; daran zweifle er aber ſehr, und wenn man ihnen nicht die gründlichſte Gewähr leiſtete, ſo wär' es unklug und verwegen, ſich auf die Verſprechungen des Hofs zu verlaſſen; er, für ſeine Perſon, ſey entſchloſſen, es eher auf das Aeuſſerſte kommen zu laſſen, als ſich und ſeine Brüder in Gefahr zu ſtürzen, durch einen hinterliſtigen Friedensſchluß betrogen zu werden; er müſſe ihn noch ſprechen, um dieſen Gegenſtand gründlich und reiflich mit ihm zu überlegen.

Cavalier befand ſich übrigens zu Calviſſon wohl verſorgt, ſicher und frey. Einige Officiere, Männer von Verſtand, vom Marſchall ausdrücklich dazu gewählt, waren theils als Kommiſſarien, theils als Geſellſchafter um ihn, beobachteten und unterhielten ihn in günſtiger Stimmung. Faſt alle Tage waren Religionsübungen und von allen Enden der Provinz eilte das Volk herbey, beſonders die Verwandte und Freunde

der

der Camisarden. Die Reformation schien von neuem aufleben zu wollen.

Unterdessen erhielt der Marschall Antwort vom Hofe. Er ließ Cavalier nach Nimes berufen, und dieser erschien auf vorige Weise und erhielt dieselbe Schrift zurück, die er bey der zweyten Conferenz eingegeben hatte. Die darin geforderten Punkte waren wenig von denen verschieden, die wir oben angegeben haben; sie waren nur erweitert und erklärt, und bestanden aus sieben Artikeln, zu welchen Cavalier noch einen, die ihm angebotene Militairstelle betreffend, hinzugesetzt hatte. Unter jedem Artikel stand eine lakonische Antwort. Gewissensfreyheit und Erlaubniß zu gottesdienstlichen Versammlungen, überall, wo man es schicklich fände, nur nicht in festen Plätzen und Städten mit Mauern — wurde bewilligt. — Loslassung der seit der Aufhebung des Edikts von Nantes gefangenen Reformirten — bewilligt. — Freye Zurückkunft aller, der Religion wegen, Ausgewanderten, und Wiedereinsetzung in ihre Güter

und Privilegien — bewilligt, mit dem Beding, daß ſie den Eid der Treue noch einmahl leiſten ſollten. — Wiedereinſetzung des Parlaments von Languedoc auf vorigen Fuß, mit vorigen Privilegien — wird der König in Ueberlegung nehmen. — Befreyung der Provinz vom Kopfgelde auf zehn Jahr — abgeſchlagen. — Bewilligung der drey Städte Montpellier, Cette und Aynguemortes zu Sicherheitsplätzen — abgeſchlagen. — Befreyung von Abgaben auf ſieben Jahr für diejenigen Bewohner der Sevennen, deren Häuſer während des Krieges verbrannt oder ſonſt zerſtöhrt worden — bewilligt. — Erlaubniß für Cavalier, unter ſeinen Leuten und denen aus dem Verhaft loszugebenden, ein Korps zum Dienſte des Königs auszuheben, das die Erlaubniß hätte, ſein Bekenntniß frey zu üben — zugeſtanden, doch mit dem Beding, daß die übrigen Nichtgewählten die Waffen niederlegen und ſich ruhig verhalten ſollen. —

Cavalier hatte keine vortheilhaftern Antworten erwartet, und da er seine Forderungen bloß darum so hoch gespannt hatte, weil er die Negociation in die Länge ziehen und den Alliirten Zeit verschaffen wollte, die versprochene Hülfsleistung zu beschleunigen: so bat er den Marschall, der auf schleunige Abschließung des Vertrags drang, ihn zu entschuldigen und stellte ihm vor: daß weder Roland, noch dessen Leute, noch seine Freunde überhaupt, so ergeben sie ihm auch seyen, ihre Einwilligung zu einem Frieden auf diesen Fuß je geben würden; man habe ihnen jede Gewährleistung versagt, und doch könne nur die Bewilligung der drey Sicherheitsstädte die Grundlage eines festen und dauerhaften Friedens werden. Der Marschall antwortete in einem ernsthaften Tone: das Wort des Königs sey für Rebellen die sicherste Gewährleistung; es sey ein Beweis von ausserordentlicher Gnade, daß der König ihre Forderungen auch nur sich vorlegen lassen; sie hätten von der Gerechtigkeitsliebe des Monarchen

alles zu fürchten, wenn sie seine Güte verachteten; er wisse die Willensmeynung des Königs, da ihm diese ganze Sache übertragen sey, gäbe ihm also den nützlichen Rath, den Vertrag zu unterzeichnen und sich nicht um die übrigen zu bekümmern, deren Halsstarrigkeit man zu beugen wissen würde. — Cavalier bedachte, daß seine Unterschrift im Grunde nur ihn für seine Person verpflichte, und daß er nöthigenfalls immer Vorwand finden würde, sich von dieser Verpflichtung los zu machen; auch sah er wohl, daß seine Partey des Friedens eben so sehr bedürfte, als der König. Er unterschrieb also den Vertrag.

Der Marschall und Intendant bezeigten große Zufriedenheit und wünschten ihm Glück zu diesem Schritte. Der Marschall überreichte ihm ein Obersteupatent, worin er die Freyheit erhielt, die Stellen unter seinem Regimente selbst zu besetzen; und ausserdem kündigte er ihm an, daß ihm der König einen Gehalt von zwölfhundert Livres ausgesetzt habe;

be; alles, wie man ſieht, um Cavalier ſo zu binden, daß er nicht leicht brechen könnte, und die übrigen camiſardiſchen Chefs durch ihre Eitelkeit anzulocken, ſeinem Beyſpiele zu folgen.

Cavalier ging nach Calviſſon zurück und ſchickte von dort einen Expreſſen an Roland, mit der Nachricht von dem geſchloſſenen Frieden. Roland antwortete ihm: er ſey nicht im geringſten damit zufrieden, obgleich er nicht gehofft hätte, daß man noch ſo viel erhalten würde; indeſſen könnten wohl die bewilligten Punkte Andere blenden, aber ihn nicht; er müßte ſich ſehr irren, wenn man Willens wäre, ſie zu halten. — Dagegen billigten Catinat, Navanel und die übrigen Officiere Cavaliers Schritt und nährten nicht das geringſte Mißtrauen. Man drängte ſich nach den Stellen unter ſeinem Regiment. Eben ſo freuten ſich die übrigen Reformirten, und iedermann glaubte nun das Ende aller Unruhen und Verfolgungen zu ſehen.

Aber dieſe Freude dauerte nicht lange. Fanatismus und Intoleranz erhoben von allen Seiten ihre Stimmen und ſchrien über Umſturz der Kirche und Religion. Beſonders blieben die Jeſuiten nicht unthätig, und ſie ſetzten alle ihnen zu Gebote ſtehende, öffentliche und heimliche, Hülfsmittel in Bewegung. Bald wurden die gottesdienſtlichen Verſammlungen verboten. Zwar duldete man dergleichen noch bey den Camiſarden, aber weder ihren Freunden noch Verwandten war es erlaubt, Theil daran zu nehmen. Man zog ſogar einige Neu-Reformirte ein, die ſich unter ihnen hatten finden laſſen. Cavalier beklagte ſich zu Nimes, daß man den Grundartikel des Vertrages gebrochen; aber der Marſchall verſicherte ihn, es ſey ganz gegen ſeinen Willen geſchehen, und wirklich ließ er die Eingezogenen wieder los. Dennoch hielt Furcht die übrigen zurück. Sie ſetzten ſich nicht ferner der Gefahr aus; aber ſie beſchwerten ſich laut.

Roland ſah aus allem, daß man Cavalier betrogen habe, und er ließ ihm durch einen vertrauten Officier ſagen, es ſey Zeit, die Schlinge zu zerreiſſen, worin man ihn gefangen habe, und Maßregeln zu nehmen, um ſich nachdrücklich an dem Hofe und dem Marſchall zu rächen. Aber Roland dachte nicht daran, daß er vielleicht von ſeinen eigenen Leuten verrathen würde, und daß man ihn ſo genau und ſo heimlich beobachtete, daß man nicht nur von ſeinen Bewegungen, ſondern auch von jedem ſeiner Worte unterrichtet ſey. In der That entging er ein paarmahl nur durch einen Glücksfall der Aufhebung.

Während der Marſchall kein Mittel unverſucht ließ und weder Kundſchafter, noch Geld, noch Verſprechungen ſchonte, um Rolands habhaft zu werden, erhielt Cavalier die Erfüllung faſt aller ſeiner Forderungen. Man ließ eine Menge Gefangener los, unter andern auch ſeinen Vater und mehrere ſeiner Verwandten und Freunde, und gab ihm zu

verſehen, daß alles zu ſeiner Zufriedenheit ausſchlagen würde. Er hatte an den Marſchall einen Brief voller Dankſagungen geſchrieben und die Antwort erhalten, daß man an der allmähligen Erfüllung des Vertrags arbeite, daß aber der König mit dem unbehutſamen Betragen der Neu-Reformirten unzufrieden ſey; daß die Klugheit mehr Vorſicht empfehle, und daß der Wille des Königs ſey, Cavalier ſolle ſich mit ſeinen Leuten binnen drey Tagen nach Montpellier begeben.

Dieß letztere war ein Donnerſchlag für Cavalier und ſeine Leute. Zu Montpellier ſtand eine zahlreiche Garniſon; die Stadt iſt mit Mauern und Wällen umgeben und hat eine ſtarke, weitläuftige Citadelle. Es war eine Art von Gefängniß, wohin man ſich begeben ſollte. Cavalier ſelbſt wurde ängſtlich. Seine Leute waren um ihn her und verſicherten laut, ſie würden nicht nach Montpellier gehen; ſie würden ſich lieber in Stücke hauen laſſen, als zugeben: daß die geringſte Clauſel

des

des Vertrags gebrochen werde. Cavalier widerſprach dieſem Entſchluſſe nicht; er bat ſie nur, ſich zu mäßigen und ihm Zeit zu laſſen, an den Marſchall zu ſchreiben. Dieß that er auch. Er meldete ihm, daß er unfähig ſey, ſeinem letztern Befehle zu gehorchen; ſeine Leute wollten nicht mit ihm nach Montpellier und keine Vorſtellung könnte ſie dazu bewegen; ſie ſagten: zwey Drittel der Gefangenen ſeyen, dem Vertrage zuwider, noch auf den Galeeren und in den Gefängniſſen; ſie könnten nicht dafür, daß die Neu-Reformirten in ihre Verſammlungen gekommen u. ſ. w.; er fürchte, daß ſie ſich nicht eher fügen möchten, als bis ſie jede Clauſel des Vertrags pünktlich erfüllt ſähen.

Cavalier zeigte dieſen Brief den Officieren, die der Marſchall ihm zugegeben hatte, und verſicherte ihnen, daß, bey der jetzigen Stimmung der Gemüther, auf nichts mehr zu rechnen ſey, und daß jede Ausſöhnung unmöglich würde, wenn man nicht alle Urſachen zum Mißtrauen wegzuräumen ſuchte. Jene Offi-

eire ſchrieben zugleich mit Cavalier an den Marſchall und gaben ihm das Zeugniß, daß er alles gethan habe, um die Mißvergnügten zu beruhigen; daß aber eine Inſurrektion unvermeidlich ſey, wenn man die neueſten Befehle nicht widerriefe, oder wenigſtens ausſetzte.

Dieſe Depeſchen waren kaum abgeſandt, als Cavalier Nachricht erhielt, daß der Marſchall alle Wege nach Calviſſon habe beſetzen laſſen, und zugleich diejenigen Oerter, wo die Camiſarden ihre Religionsübungen zu halten pflegten. Dieß ſchien einen Ueberfall anzukündigen und Cavalier gerieth zugleich ſeiner eignen Perſon wegen ſo in Beſorgniß, daß er dieſe beunruhigende Nachricht ſeinen vertrautern Officieren mittheilte. Auch dieſe ſahen leicht ein, daß die Gefahr vor der Thür ſey. Unter mehreren Maßregeln, die ſie zu ihrer Rettung vorſchlugen, blieben ſie bey folgender ſtehen: ſie ſprengten verſtellterweiſe aus, beſonders unter ihren Leuten, man könne ſich nicht wohl mehr auf die Redlichkeit des

Cava-

Cavalier verlaſſen; er ſey an den Marſchall verkauft, u. ſ. w. Mehrere der gemeinen Camiſarden mußten laut erklären, daß ſie ihm nicht mehr traueten, und daß man diejenigen für Verräther halten müſſe, die noch ferner ſeinen Befehlen gehorchten u. ſ. w. Durch dieſen Kunſtgriff wollte man Cavalier in den Stand ſetzen, als Mittler aufzutreten, die Treue oder Untreue des Hofes zu erforſchen und den Rückzug der Camiſarden zu begünſtigen. Dieſe Comödie wurde meiſterhaft geſpielt. Die geheime Conferenz war kaum geendigt, als ſich durch ganz Calviſſon Murren und Geſchrey erhob. Die Camiſarden liefen zuſammen, ihre Officiere, von den Mißvergnügteſten begleitet, ſuchten die Officiere und Commiſſarien des Marſchalls auf, warfen ihnen mit Ungeſtüm vor: ſie ſeyen ſo gut Betrüger, als Cavalier; ſpeiſten ſie mit leeren Hoffnungen ab, um ſie deſto ſicherer zu betrügen; der Marſchall hielte den Vertrag nicht, alſo wollten ſie ihn auch nicht halten u. ſ. w.

Die Commiſſarien geriethen in die äuſſerſte Beſtürzung. Die camiſardiſchen Officiers ließen durch den ganzen Ort Lärm ſchlagen, die Hauptwache zog ab, und das ganze Korps marſchirte auf und zog nach einem der Thore. Cavalier kam herzu und ſtellte ſich äußerſt aufgebracht. Er fragte ſie, auf weſſen Befehl und wozu ſie aufmarſchirten? Er befahl den Officieren, ihre Leute zurück zu halten. Als man ihm antwortete: man wolle die Verräther beſtrafen, erwiederte er, dieß komme ihm zu! Sodann milderte er ſeinen Ton und erinnerte ſeine Leute an ihr ehemahliges Zutrauen, an ihren Eid, an ihre Treue. Er nahm die Officiere bey Seite, ſprach heimlich mit ihnen und dieſe nahmen den Schein an, als ob ſie zum Gehorſam zurückkehrten. Dieß alles ging unter den Augen der Commiſſarien vor. Cavalier ging ſodann zu ihnen und ſagte, ſie ſeyen Zeugen, daß er über ſeine Leute faſt nichts mehr vermöge; aber er wolle eher ſein Leben laſſen, als daß man ihnen Leid zufügen ſollte: ſie

mochten

nächten nur ruhig seyn, er wolle sogleich Befehle zu ihrer gänzlichen Sicherheit geben. Er verfügte sich zu seinen Leuten zurück und sagte in einem nachgiebigen Tone: erklärt mir doch die eigentlichen Ursachen eures Aufstandes! — Sie erwiederten: wir halten uns für verrathen und verkauft: wir mögen keinen Frieden; wir wollen mit den Waffen in der Hand sterben! Cavalier lobte ihren Entschluß, kehrte zu den Commissarien zurück, und sagte ihnen: er sey gezwungen zu heucheln; sie könnten ohne Besorgniß mit ihrer Bedeckung abziehen. Sie versicherten ihn, daß sie sein redliches Benehmen anerkennten, und es beym Marschall zu rühmen wissen würden. Ich bin gezwungen sagte er, die Leute zu führen, wohin sie wollen. Sagen Sie dem Marschall, daß ich alles thun werde, um sie auf andere Gedanken zu bringen; daß ich aber an einem glücklichen Erfolge zweifele, so lange man den Vertrag nicht pünktlich erfüllt. — Die Camisarden zogen ab und warfen sich in die nächsten Wälder, zu

großer

groſser Beruhigung der Commiſſarien, die ſich ihrerſeits nach Nimes zurück verfügten.

Sogleich erhielten ſämmtliche königliche Truppen Befehl, den Camiſarden nachzuſetzen. Aber ihre Arbeit war vergebens. Cavaliers Korps hatte ſich auf unbekannten oder unzugängigen Wegen verloren und Rolands Leute ſchwärmten in mehreren Parteyen umher, und ermüdeten die Truppen, die ihnen nachſetzten.

Aber der Marſchall war feſt entſchloſſen, nicht eher abzulaſſen, als bis er ſie eingeholt und völlig zerſtreut hätte. Eine doppelte Nachricht, die er erhielt, veränderte jedoch ſeinen Plan und ſeine Methode. Der Gouverneur von Perpignan meldete ihm, daß vierzig feindliche Schiffe nach den Küſten von Languedoc geſegelt ſeyen; und von dem Intendanten von Baville erhielt er die Nachricht, daß man zu Avignon zwey Menſchen arretirt habe, deren einer ausgeſagt, daß er zu Cavalier reiſen ſollen, um ihn zu bewegen, daß er ſich bis Ende des Juny halten und ſich in

der

der Nähe von Vivarais poſtiren möchte, wo er um ſie Zeit Unterſtützung finden würde.

Jetzt bereuete der Marſchall, daß er mit den Camiſarden mehr künſtlich als aufrichtig unterhandelt hatte. Er ſuchte ſie von neuem durch die Verſicherung zu gewinnen, daß es noch Zeit ſey, wenn ſie zurückkehren wollten, und daß ſie zufrieden ſeyn würden, wenn ſie es thäten. Aber während ſeine Emiſſarien arbeiteten, um theils Cavaliers Leute zurück zu bringen, theils Roland ſelbſt zu überreden, lief die Nachricht ein, daß die feindliche Flotte eine Menge Waffen und Munition, nebſt einer Anzahl Truppen, zu Villefranche ausgeſchifft habe; und daß drey Tartanen, beſtimmt das Ganze nach Languedoc zu bringen, ſchon wirklich geladen und nach Languedoc, von fünf engliſchen Fregatten begleitet, unter Segel gegangen ſeyen.

Der Marſchall verlor keine Zeit und marſchirte nach der Küſte. Doch noch vor ſeiner Abreiſe empfahl er dem Intendanten und den Officieren, die in den feſten Plätzen kommandirten:

hirten: die Rebellen gut aufzunehmen, die ſich unterwerfen wollten; ihre Beſchwerden anzuhören und möglichſt nachgiebig bey ihren Forderungen zu ſeyn; ihnen zu verſichern, der König wolle, daß man ihnen Wort hielte; der Friede ſey ja geſchloſſen und nur durch ein Mißverſtändniß von ihnen ſelbſt gebrochen worden. — Darauf marſchirte er in eigner Perſon nach der Küſte und zog dort einen Cordon von Cette bis Aiguemortes. Sodann kehrte er zurück, um jenen unglücklichen Bürgerkrieg zu endigen, oder wenigſtens deſſen Ende zu beſchleunigen.

Wir verſchonen den Leſer mit dem Detail der aufs neue eingeleiteten Unterhandlung, und ſagen nur dieß, daß Roland, trotz allen Anerbietungen, die man ihm that, ſtandhaft dabey blieb: er wolle die Waffen niederlegen, wenn der König das Edikt von Nantes wieder gültig machen und den Reformirten Tempel und Prediger geſtatten würde. Cavalier blieb noch eine Weile zweifelhaft, welche Parthey er ergreifen ſollte; endlich ging er in das Netz des Marſchalls. Seine Leute waren

immer

immer noch in den Wäldern von Cannes gewesen, von allem entblößt und von den königlichen Truppen gleichsam belagert gehalten. Catinat und Ravanel waren ganz der Meynung Rolands und eben so unerschrocken, als er. Als sie eines Tages den Cavalier weniger unruhig als sonst sahen, fragten sie ihn mit einer Miene voll Verdruß, was denn aus ihnen werden sollte? Es seyen weder Magazine, noch Lebensmittel, noch Aussichten dazu da; sie sähen sich auf dem Punkt, vor Hunger und Elend umzukommen. Cavalier ermahnte sie, den Muth nicht sinken zu lassen, und gab ihnen zu verstehen, daß er einen Plan habe, der allem Unglücke abhelfen, und ihre Hoffnungen wieder beleben würde. Dazu wäre nöthig, daß er sie auf eine Weile verließe. Er empfahl ihnen Eintracht, als die Seele ihrer Angelegenheiten, und

fügte eine Anweisung hinzu, wie sie den Feind vermeiden und ihre Leute ernähren könnten. Sie hörten ihn so weit gelassen zu, sobald er aber äusserte, dass er zum Marschall wolle, um die Hand ans Werk zu legen, hielten sie ihren Unwillen nicht länger mehr zurück. Du willst uns also im Stiche lassen? riefen sie voller Wuth: O, das haben wir vermuthet. Du bist ein Verräther, du verdienst den Tod! — Nein, erwiederte Cavalier entschlossen: Ich bin euer Freund. Ich will für euch arbeiten. Wenn der Marschall mir nicht Wort hält, so geh' ich aus dem Lande und führe selbst die Hülfstruppen herein, die man uns versprochen hat! —

Mit dieſen Worten ſtieg er zu Pferde und entfernte ſich. Gebt Feuer auf den Verräther! riefen die Officiere, und man ſchickte ihm wirklich einige Schüſſe nach, die ihn aber nicht mehr erreichten. Er ſprengte mit verhängtem Zügel davon. Einige Camiſarden, die ihm ergeben waren, oder dieſe Gelegenheit nutzen wollten, folgten ihm. Er brachte noch gegen vierzig derſelben zuſammen, in einem Dorfe, wo er anhielt, um einen Expreſſen an den Marſchall zu ſchicken. Sodann nahm er ſeinen Weg auf Veſenobre, wo er erfuhr, daß der Baron d' Aygalliers in der Nähe ſey und ihm etwas zu ſagen habe. Er ſuchte ihn auf und der Baron ſagte ihm von Seiten des Marſchalls, er glaube, daß alles gut gehen werde; er habe nach Hofe geſchrieben und erwarte günſtige Antwort. Cavalier beklag-

te sich, daß man so wenig Achtung für den Vertrag gehabt habe. Der Baron versprach ihm, mit dem Marschall davon zu reden; einige Tage darauf erhielt er neue Versicherungen, wobey die Erfüllung des Vertrags kaum berührt war, mit dem Zusatze: der König sey zufrieden mit ihm, und er selbst würde es bald auch seyn; die einzige Veränderung, die man gemacht habe, bestehe darin, daß er nun nicht in Spanien, sondern in Teutschland dienen würde. — Der Marschall fügte hinzu, daß er ihn zu sehen wünschte. Cavalier säumte nicht, weil er sich freuete, Gelegenheit zu haben, sich noch einmahl gegen den Marschall zu erklären. Er begab sich mit seinem kleinen Gefolge, das bis auf sechszig Mann angewachsen war, nach Saint Genies, wo sich der Marschall befand. Dieser vermied die Hauptsache sehr

geschickt,

geschickt, war aber übrigens sehr gefällig gegen Cavalier. Er gab ihm auf, nach Valabregue, einer kleinen Insel, welche die Rhone oberhalb Beaucaire bildet, sich zu verfügen. Die Bedeckung, die er erhielt, war noch einmahl so stark, als seine eigene. Er fing an, wegen seines Schicksals besorgt zu werden, besonders, da der Officier, der auf der Insel stand, erklärte, er habe keinen Befehl, ihn von der Insel zu lassen, doch wolle er darüber an den Marschall schreiben. Dieß that er wirklich, und mit der Antwort kam auch die Erlaubniß für Cavalier, sich nach Nimes begeben zu dürfen, doch ohne alle Begleitung. Dagegen gab man ihm eine Bedekkung von Dragonern, die ihn, wie einen Verbrecher, in die Mitte nahm und sorgfältig hürete. Zu Nimes sagte ihm der Marschall, er habe Ordre, ihn nach Brevsach

zu ſchicken, wo er ſein Regiment errichten ſollte; der Weg ſey ihm vorgeſchrieben, und er möchte ſich fertig halten, binnen vier Tagen abzureiſen. Uebrigens wurde Cavalier in Nimes genau bewacht. Vor ſeinem Quartier war eine Wache, und er konnte keinen Schritt thun, ohne einen Sergenten, der ihm mit einigen folgte. Dieſe peinliche Behandlung wurde indeſſen durch die Nachricht verſüßt, daß die in mehreren Städten verhafteten Reformirten losgegeben worden; auch kamen einige davon wirklich, um unter ſeinem Regimente Dienſte zu nehmen. Was die zu den Galeeren Verurtheilten betraf, ſo konnte er bloß das Verſprechen erhalten, daß auch ſie losgelaſſen werden ſollten, und daß er die Nachricht davon zu Breyſach finden würde.

Cavalier

Cavalier reiſte endlich von Valabregue, wohin er von Nimes zurückgegangen war, mit ungefähr hundert Camiſarden, ab. Ein Detaſchement königlicher Truppen begleitete ihn. Man hatte ihm und ſeinem Gefolge eine Summe Geldes zur Verköſtigung gegeben. Sie wurden auf ihrem Wege überall ſehr gut behandelt. Vornehme und Geringe wetteiferten, ſie zu ſehen und zu verſorgen. Zu Macon fanden ſie Befehl, halt zu machen. Cavalier ſchrieb von dort an den Miniſter Chamillard, er habe ihm Dinge von Wichtigkeit mitzutheilen. Der Baron d' Aygalliers ward von Seiten dieſes Miniſters nach Macon geſchickt, mit der Vollmacht, Cavalier zu vernehmen; aber dieſer erklärte, er könne ſich nur dem Miniſter, oder dem Könige ſelbſt entdecken. Ein Kabinetskourier holte ihn alſo von Macon ab und brachte ihn nach Ver-

faillet. Der Miniſter gab ihm Audienz; auch der König wollte ihn ſehen. Man ſtellte ihn alſo auf die groſſe Treppe, wo der König vor ihm vorbey mußte. Der Monarch begnügte ſich, einen Blick auf ihn zu werfen und die Achſeln zu zucken. Der Cabinetskourier brachte den Cavalier nach Macon zurück.

Vermuthlich hatte Cavalier ſeine Forderungen dem Miniſter oder dem Könige ſelbſt vortragen wollen, weil er den Berichten des Marſchalls von Villars nicht traucte; aber auch dieſer Schritt blieb ohne alle Wirkung. Er mußte mit ſeinen Leuten gegen drey Monath in Macon warten. Endlich erhielten ſie Ordre, weiter zu reiſen. Man gab ihnen eine Bedeckung von der Marechauſſee, und ſo nahmen ſie den Weg nach Breyſach. Cavalier ward immer ängſtlicher über ſein Schickſal,

ſal, da man ihn nicht einmahl einer militäriſchen Bedeckung mehr würdigte. Zu Onnan, einem Dorfe, nicht weit von Mümpelgard, fand er Gelegenheit, ſeine Leute des Nachts heimlich zu verſammeln und ihnen zu entdecken, daß er entſchloſſen ſey, Frankreich zu verlaſſen. Alle waren willig, ihm zu folgen. Sie deſertirten ſämmtlich und warfen ſich in die Schweiz. Cavalier ging nach Piemont und erhielt ein Regiment in Savoyiſchen Dienſten. Nach der Zeit lebte er noch eine Weile in Holland und England, und ſtarb, faſt ganz vergeſſen.

In den Sevennen ſchlug unterdeſſen für die Camiſarden alles widrig aus. Roland hatte erfahren, daß die oben erwähnte Flotte ſich näherte und Hülfe für ihn mitbrächte; aber die Hoffnung, die er darauf bauete und

die seinen Eifer und Muth rege erhalten hatte, verschwand im Monath Julius gänzlich. Die drey Tartanen und ihre Bedeckung waren von einem Sturm ergriffen und zerstreuet worden. Die eine Tartane war an den Küsten von Catalonien gescheitert, und die beyden andern waren von dem Ritter Roanez, der mit vier Galeeren an den französischen Küsten kreuzte, weggenommen worden.

Catinat, Clari und einige andere Officiere hatten bisher mit dem Reste von Cavaliers Korps in den Gebirgen gelegen und von da aus von Zeit zu Zeit bis in den Mittelpunkt der Ebene gestreift, um bey der Hand zu seyn, wenn jene Flotte landen würde. Jetzt, da sie das Schicksal derselben vernahmen, liessen sie den Muth ganz sinken und ergaben sich dem Marschall von Villars, der

ihnen

ihnen erlaubte, mit einigen von ihren Leuten, die ihnen gefolgt waren, sich nach Genf zu begeben. Der einzige Roland blieb unerschütterlich und führte den Krieg noch lebhaft fort, aber nicht mehr auf lange Zeit.

Die Camisarden wurden durch die allmählige Schwächung so elend und zugleich so schlecht, daß sich unter ihnen sogar Verräther fanden, die ihren wackern Anführer verkauften. Man gab eines Tages dem Kommandanten von Uses Nachricht, Roland befände sich auf dem Schlosse Castellnau, das nur eine Meile von jener Stadt entfernt lag. Sogleich wurde ein Detaschement von Infanterie und Dragonern dahin abgeschickt. Man besetzte während der Nacht das Schloß. Roland rettete sich, ward aber bemerkt und von den

den Dragonern verfolgt, die ihn sogleich einholten. Er war ganz allein und in einem Augenblick von allen Seiten umringt. Man hatte Befehl, ihn lebendig zu bringen. Er lehnte sich an einen dicken Oelbaum. Man rief ihm zu, sich zu ergeben. Er antwortete mit drey Schüssen aus einer dreyläufigen Flinte. Sodann griff er zu Pistolen, deren er mehrere im Gürtel hatte. Man näherte sich ihm indessen doch; aber ein Dragoner, voll Ungeduld, mehrere seiner Kameraden fallen zu sehen, legte auf ihn an und streckte ihn zur Erde nieder. Roland starb auf der Stelle.

Man brachte seinen Körper im Triumphe nach Nimes und machte diesem den Prozeß. Man verurtheilte ihn zum Feuer, und er wurde mit einem Gepränge verbrannt, welches

das

das Andenken ſeiner Empörung und ſeines Muthes zu verewigen beſtimmt war. Seine Aſche wurde in den Wind geſtreut.

Ravanel war der einzige unter den übrigen Anführern, der ſich nicht ergab. Aber er machte ſich unnütz dadurch, daß er ſich entfernte und verbarg. Catinat und die übrigen, die ſich nach Genf begeben hatten, ließen ſich von dem dortigen engliſchen Agenten bereden, nach den Sevennen zurück zu kehren. Sie hatten Geld bekommen, um Leute anzuwerben und den Krieg fort zu ſetzen; aber ſie wurden unterwegs in Verhaft genommen, und theils gerädert, theils lebendig verbrannt. Auch Ravanel wurde endlich entdeckt, gefangen und zum Rade verurtheilt. Es gab nur noch einzelne

zelne kleine camisardische Banden ohne Anführer, welche plünderten, um sich das Leben zu erhalten. Man kann sagen, daß diese Unruhen nun beygelegt waren. Der Marschall von Villars erhielt Befehl, zurück zu kommen, und er ging den sechsten Januar des Jahres 1705 aus Languedoc ab.

Der Schein betrügt.

Ein

Luſtſpiel in drey Aufzügen.

Nach dem Italieniſchen

des

Grafen Straſoldo.

Personen.

Frau von Feldaar, junge Wittwe, Nichte des

Hrn v. Waterhoop, alten Kavaliers aus Flandern.

Mylord Moorelands, Liebhaber der Frau v. Feldaar.

Graf v. Wollstein, Staatsminister.

Gräfinn v. Wollstein dessen Gemahlinn.

Der Graf Schnell, ein reicher Parvenü.

Herr v. Platvoet, Busenfreund des Hrn. v. Waterhoop.

Oberst v. Lichtfeld, Begleiter und „Inconsequent." der Gräfinn v. Wollstein.

Ein Invalidenlieutenant, dem Grafen Schnell attaschirt.

Hauptmann Schreck.

Bedienter des Ministers.

Bedienter Mylords.

(Die Handlung geht in Wiesbaden vor sich.)

Erſter Aufzug.

(Die Scene iſt in dem groſſen Saal eines Gaſthofes, der Verbindung mit den Zimmern des Miniſters hat.)

Erſter Auftritt.

Herr von Platvoet und Herr von Waterhoop.

Hr. v. Platvöt. Die Geſellſchaft hier macht mir groſſen Verdruß! An dieſen Leuten ſieht man recht deutlich, wie jetzt die junge Welt Religion und Moral mit Füßen tritt.

Hr. v. Waterhoop. Wohl wahr, wohl wahr! Denken Sie nur, der Miniſter

ſter unterhielt ſich geſtern Abend eine lange Weile mit einer Komödiantinn. —

Hr. v. Platv. Iſt es möglich? O, Skandal, Skandal! — Aber ſagen Sie mir doch, wie ſteht es heute mit Ihren Magenkrämpfen?

Hr. v. Waterh. Ich habe die hieſigen Waſſer immer ſehr rühmen hören, und ſie würden mir auch wohl bekommen, wenn ich mich nicht alle Tage ſo ärgern müßte.

Hr. v. Platv. Mir geht es eben ſo. Ein redlicher Mann kann bey den Unternehmungen, die um ihn vorgehen, unmöglich gleichgültig bleiben.

Hr. v. Waterh. Haben Sie unter andern gehört, was geſtern Abend der Miniſter bey Tiſche ſagte? Ein guter Bauer, ein guter Soldat, ein guter Handwerksmann ſey ihm lieber als viele Leute mit Titeln und Orden? Jene thäten ihre Pflicht, dieſe glaubten ihres Ranges und Reichthums wegen keine andere zu haben, als ihre Nebenmenſchen zu beurtheilen und zu bemeiſtern.

Sie

Sie haben doch bemerkt, lieber Freund, daß der Seitenhieb auf uns gemünzt war?

Hr. v. Platv. Wohl hab' ichs, wohl hab' ichs! — Und Ihre Nichte, wo sie auch die Witzige spielen und setzte hinzu: man müsse die Menschen nach ihren Sitten und ihrem Charakter beurtheilen, und nicht nach ihrem Glauben und Vaterlande. Es gäbe überall Gute und Böse.

Hr. v. Waterh. Nein, das hab ich nicht gehört! — Aber da haben wir die schönen Früchte der heillosen neuen Philosophie! Es ist unerhört! Die Weiber wollen nun schon Gut und Böse zu unterscheiden wissen.

Hr. v. Platv. Es kommt mir vor, als ob sie den Engländer nicht ungern sähe.

Hr. v. Waterh. (Springt auf.) Wie? Den Engländer! Es fehlte noch, daß sie sich in einen Engländer vergaffte!

Hr. v. Platv. Das wäre in diesem Lande nicht zu verwundern! Hier ist die umgekehrte Welt, mein alter Freund! Ein

Engländer wird hier mehr geschätzt als ein Einheimischer! Der Engländer machte gestern dem Minister einen Besuch und wurde sogleich vorgelassen; aber vorgestern mußte der alte ehrliche Herr von Langohr über eine Stunde im Vorzimmer stehen. Denken Sie nur, es ist derselbe, der uns bey unsrer Durchreise den herrlichen Johannisberger vorsetzte.

Hr. v. Waterh. O Zeiten, o Sitten! — Aber meine Nichte liegt mir schwer auf dem Herzen. Wenn ich zurückkomme, soll sie mir nicht in Brüssel bleiben, soll sie mit mir aufs Land, soll sie von da nicht weichen und wanken.

Hr. v. Platv. Aber, alter Freund! Sie ist jung, sie ist sogar Wittwe! Sie wird mit Ihnen nicht auf dem Lande bleiben wollen.

Hr. v. Waterh. Ja freylich Wittwe; aber arme Wittwe ohne mich!

Hr. v. Platv. O, keine hübsche Frau ist arm! — Es ist wahr, die Frau von

Fel-

Feldaar hat bis jetzt immer für ein Muſter der Tugend gegolten, aber — aber die Zeiten ändern ſich, und Weiber bleiben Weiber!

Hr. v. Waterh. Will ſie mit mir nicht auf dem Lande bleiben, ſo bekömmt ſie keinen Stüber, weder bey meinem Leben, noch nach meinem Tode!

Hr. v. Platy. Recht ſo, recht ſo! — Ach, ich habe groß Verlangen, wieder in meine Ruhe zu kommen. Das Pflaſter iſt hier nicht für unſer einen. Ich kenne hier niemand, der die Probe hielte. Haben Sie wohl den Oberſten von Lichtfeld bemerkt, der den Galan bey des Miniſters Gemahlinn macht? Der hält ſich für was Großes, weil er ein armſeliges Regiment unterm Stock hat!

Hr. v. Waterh. Er hat aber auch ſeinen Hochmuth theuer bezahlen müſſen! Er rühmt ſich, drey Säbelhiebe und zwey Schüſſe bekommen zu haben. Vielleicht wär' es beſſer für ihn, wenn er gar geblieben wäre: denn der verblendete Menſch ſieht nicht ein,

daß dieß eine Züchtigung vom Himmel war. Er thut groß mit seiner Sündenstrafe. — — Und was meynen Sie denn zu dem Grafen Schnell?

Hr. v. Plato. O, der will jedem wohl, der will jedem schenken, warum? seinem Gelde groß zu thun. Man sagt, sein Vater sey ein Bischofskind zu Würzburg gewesen —

Hr. v. Waterh. Ein Bischofskind? Ueber den Greuel! Wie können Sie solche Lästerung nachsagen?

Hr. v. Plato. Ja ja, es ist gewiß so, und es thut mir leid. Sein Vater legte unter Vorschub des Bischofs einen Handel an, und hatte darum so viel Glück, daß er einer der reichsten Kaufleute im Lande wurde. Er hinterließ seinem Sohne über vier Millionen Gulden. Dieser soll aber schon die Hälfte davon für hohe Titel weggeworfen haben.

Hr. v. Waterh. Pah! was helfen ihm die? Die Welt weiß doch, daß er

sie

sie nicht durch seine Verdienste erhalten hat.

Hr. v. Platv. Wissen Sie, mir scheint es, daß er auch in Ihre Nichte verliebt sein?

Hr. v. Waterh. (Mit erzwungener Kälte.) Kann wohl sein!

Hr. v. Platv. Nein, ganz gewiß; aber sie scheint bloß den Engländer zu begünstigen.

Hr. v. Waterh. Die Närrinn! Wahr ists, der Graf Schnell ist ein Sausewind und vielleicht ein bischen liederlich, aber doch von unserm Glauben.

Hr. v. Platv. Das hab' ich auch gedacht.

Hr. v. Waterh. Meine Familie ist zwar uralt, aber sein Vermögen ersetzt gewissermaßen, was ihm an Geburt abgeht.

Hr. v. Platv. Ganz gewiß, ganz gewiß.

Hr. v. Waterh. Mit Geld, mein lieber Platvoet, kann man in der Welt viel Gutes thun.

Hr. v. Platz. Aber auch Böſes! Davon habe ich ein ſchönes Beyſpiel geſehen. Geſtern nach Tiſche ſtand die Gemahlinn des Miniſters — — es iſt eine große Kokette — ſie hat alle erdenkliche Untugenden —

Hr. v. Waterh. Sie haben Recht. Sie ſpielt wie eine Beſeſſene — ſie hat —

Hr. v. Platz. Hören Sie nur, was ich Ihnen ſage. — Sie zog den Grafen ſchnell ans Fenſter. Ich näherte mich — nicht etwa aus Neugier: denn es iſt ganz nicht meine Sache, mich um anderer Leute Thun zu bekümmern, ſondern bloß durch Zufall — und da ſah ich, daß ſie ihm ſchön that, daß ſie ihm die Hand drückte; und da hörte ich, daß ſie ihn bat, ihr zwey tauſend Gulden zu borgen; und da zog der Gimpel ſeine Briefſtaſche heraus und gab ihr zwey Bankzettel. — Ueberlegen Sie ſelber, ob man zwey tauſend Gulden um nichts und wieder nichts wegwirft.

Hr. v. Waterh. Ja ja; und wenn man jemand ſchön thut und ihm die Hand drückt!

drückt! Es ist wahr, man sieht heut zu Tage Dinge, worüber man zittert. Ich will auch von heute an alle Gesellschaften meiden, wo man so etwas hören und sehen muß; auch meine Nichte will ich solchen Gelegenheiten entziehen.

Hr. v. Platv. Recht so, recht so! Das will ich auch thun! Und von heute an. —

Zweyter Auftritt.

Ein Bedienter des Ministers.
Die Vorigen.

Bedienter. (Zum Herrn von Waterhoop.) Gnädiger Herr, Ihro Excellenz, der Herr Minister, lassen Sie bitten, heute Mittag mit der Frau von Feldaar bey ihm zu essen.

Hr. v. Waterh. Sag' Er Ihro Excellenz, ich ließe um Verzeihung bitten, daß ich nicht kommen könnte. Ich befinde mich nicht wohl —

Hr. v. Platv. (leis) So ist es recht! Bravo!

Bedien-

Bedienter. (Zu Herrn v. Platow) Gnädiger Herr, auch Sie soll ich bitten, Ihro Excellenz die Ehre zu erweisen.

Hr. v. Platow. Es thut mir leid, recht leid, daß ich die Ehre nicht haben kann. Ich befinde mich auch nicht wohl.

Bedienter. Es wird Ihro Excellenz sehr leid thun: Sie haben einige Körbe Champagner, einige Flaschen Tokayer, Kapwein und andere bekommen — Sie wollten Ihr Urtheil

Hr. v. Platow. (Gezwungen lachend) So? Ja — — es thut mir leid — (Zum Herrn von Wakerly) Es ist mir unangenehm, daß man die Köpfe zusammenstecken wird, wenn wir nicht kommen. —

Hr. v. Wakerly. (Zum Herrn v. Platow bedeutend) Sehr wahr, sehr wahr! Wir müssen also wohl hingehen, um ein größeres Uebel zu vermeiden.

Hr. v. Platow. Wir müssen uns in Geduld fassen! Wir müssen die Einladung annehmen. (Zum Bedienten) Sag' Er Ihro Excellenz

cellenz, daß wir die Ehre haben werden, unterthänigst aufzuwarten.

Bedienter. (Geht wieder ab.)

Dritter Auftritt.

Hr. v. Platvoet. Herr v. Waterhoop.

Hr. v. Platv. (Geht an das Fenster.) Da kommt die Minsterinn mit Ihrer Nichte vom Spaziergange zurück. Jede hat ihren Ritter zur Seite! Der Himmel weiß, was sie alles mögen getrieben haben.

Hr. v. Waterh. Wir wollen fort! Wir wollen uns nicht unter ihnen finden lassen!

Hr. v. Platv. Nein, lieber Freund, wir müssen hier bleiben, besonders um das Benehmen Ihrer Nichte ein wenig zu beobachten. Es muß Ihnen doch wichtig seyn, zu wissen, ob meine Vermuthung wegen des Engländers gegründet ist.

Hr. v. Waterh. Bleiben wir also, wenn Sie wollen.

Vierter Auftritt.

Gräfinn von Wollstein. Oberst von Lichtfeld. Frau von Feldaar. Lord Moorefland. Die Vorigen.

Gräfinn. Meine Herren, Ihre ergebene Dienerinn. Und Sie genießen den schönen Morgen nicht?

Hr. v. Waterh. Nein, Ihro Excellenz, wir lieben das Geräusch nicht, ziehen uns also lieber zurück.

Gräfinn. Jeder hat seinen Geschmack, jeder muß thun, was ihm gefällt. — Ihre Miece, Herr von Waterhoop, ist ein wahres Bijou, so voll Geist und Verstand, daß ich immer mit ihr leben möchte. Kein Mensch sieht es ihr an, daß sie in einer kleinen Provinz geboren und erzogen ist. Nicht wahr,, Mylord?

Mylord. Gewiß, gnädigste Gräfinn — Eine Frau von unendlichen Verdiensten.

Fr. v. Feldaar. Sie beschämen mich, gnädige Frau. Ihre Güte lobt mich, meine Verdienste nicht.

Gräfinn. Ich ſchmeichle Ihnen nicht, liebes Weib. Sie haben viel Geiſt, das zeigt ſchon der Umſtand, daß Sie ihn zu verbergen wiſſen. Sie ſind ſchön, Sie haben einen edeln Anſtand — — Ich berufe mich auf Ihren eigenen Onkel darüber.

Hr. v. Waterh. Ihro Excellenz, auf ſolche Dinge verſteh ich mich gar nicht — Man kann auch nicht immer ſagen, was man denkt.

Gräfinn. Aber ich meyne, Aufrichtigkeit ſey in jedem Falle lobenswerth. Was ſagen Sie dazu, Herr von Platvoet?

Hr. v. Platv. Ich bin in allen der Meynung von Ihro Excellenz; aber mir deucht, die hieſige Luft bekommt der Frau von Feldaar nicht.

Fr. v. Feldaar. Verzeihen Sie mir, Herr von Platvoet, ich befinde mich auſſerordentlich wohl.

Hr. v. Waterh. Hm! Wenn man ſich recht wohl zu befinden glaubt, befindet man ſich oft ſehr übel.

Oberst. (zur Gräfinn.) Unterthäniger Diener, gnädige Frau. (Im Begriff sich zu entfernen.)

Gräfinn. Wo wollen Sie hin Oberst?

Oberst. Ich will — Ich gehe — ich weiß selbst nicht, wohin.

Gräfinn. Wie? Gefällt es Ihnen nicht in meiner Gesellschaft?

Oberst. Ich bin sehr glücklich, wenn Sie mich darin dulden wollen. Aber die beyden Karricaturen da, wirken auf mich, wie Brechpulver.

Gräfinn. (leise zum Obersten) Ich versichere Ihnen, ich würde mich auch nicht um sie bekümmern, wenn es nicht der Wohlstand erfoderte.

(Sie spricht noch immer leise mit ihm, und die Frau von Feldarr thut desgleichen mit Mylord Meerschaum.)

Hr. v. Plarr. (Zum Herrn von Waterbeck.) Nun sprechen sie alle einander ins Ohr.

Hr. v. Waterb. Und uns läßt man das Zusehen.

Oberst.

Oberſt. (Zur Miniſterinn) Ich werde ſie gleich wegſchaffen.

Gräfinn. Und wie?

Oberſt. Ich fange das geſtrige Geſpräch wieder an.

Gräfinn. Nicht doch —

Oberſt. Laſſen Sie mich nur machen. (Wendet ſich zum Herrn von Platvoet) Herr von Platvoet, Sie leſen ſo viel philoſophiſche Bücher, ſagen Sie mir doch aufrichtig, gibt es in der Schöpfung ein bewundernswürdigeres, vollkommneres Weſen, als eine ſchöne Frau?

Hr. v. Platv. (Sieht den Herrn von Waterhoop an, ſchüttelt den Kopf und huſtet) Ehm! Ehm!

Oberſt. Sie ſuchen bey Ihrem guten Freunde mit den Augen Rath, und thun wohl daran. Ihm werden ſolche metaphyſiſche Spekulationen auch nicht fremd ſeyn.

Hr. v. Waterh. Herr Oberſt, ſolche Dinge überlaſſen wir den Herren vom Militair, die haben das meiſte Genie dazu.

Oberſt. Ich widerſpreche Ihnen nicht: Genie und Luſt! Sehen Sie, zum Beyſpiel,

kann es eine geiſtreichere Phyſiognomie, ein helleres Auge, eine friſchere Wange geben, als ſie hier unſre angebetete Gräfinn beſitzt?

Gräfinn. (Lacht.)

Oberſt. (Nimmt ihre Hand) Und dieß Händchen hier, wie zart, wie fein, wie es zum Küſſen einladet! (Er küßt ihr die Hand) Kommen Sie doch näher! Sehen Sie! Verſuchen Sie ſelbſt! —

Hr. v. Waterh. Gehorſamer Diener!

Hr. v. Platv. Unterthänigſter Knecht!

(Beyde gehen murrend ab.)

Fünfter Auftritt.

Oberſt v. Lichtfeld. Gräfinn von Wollſtein. Frau v. Feldaar. My lord Mooreland.

Oberſt. (Lacht laut, die Gräfinn mit Mäßigung, die Uebrigen bleiben ernſthaft.)

Gräfinn. Was werden ſie von mir denken?

Fr. v. Feldaar. (Zum Oberſten) Sie haben gut lachen; aber ich werde die Folgen dieſes Auftritts fühlen.

Oberſt.

Oberſt. Sie ſind ſehr gutherzig, gnädige Frau, daß Sie als Wittwe ſich von Leuten abhängig machen, denen es an geſundem Menſchenverſtand fehlt. Sie ſpielen die Rolle moraliſcher Zeloten und Betbrüder; aber man hat geſtern Abend wohl gehört, wie meiſterhaft ſie über die Leute ſprechen können.

Fr. v. Feldaar. (Ein wenig empfindlich) Verzeihen Sie, Herr Oberſt, wenn ich Sie bitte, davon abzubrechen. Sey es, wie es wolle, einer von den Männern, die Sie meynen, iſt mein Onkel. Ich bin ihm Schonung und Achtung ſchuldig.

Oberſt. Vortrefflich! Sie ſprechen, wie es von einer ſo klugen und tugendhaften Frau zu erwarten iſt. Nur erlauben Sie, daß ich für meine Perſon und im Nahmen der ganzen Societät ſagen darf, daß die beyden alten Herren große und gefährliche Murrköpfe ſind.

Mylord. Laſſen Sie uns dieß Geſpräch abbrechen! Jeder hat ſeine eigene Art zu denken.

Gräfinn. Es wird Zeit, daß ich meine Toilette mache. Ich verlasse sie auf eine Weile. Auf Wiedersehen. (ab).

Sechster Auftritt.

Oberst v. Lichtfeld. Fr. v. Feldaar. Mylord Moreland.

Oberst. Ich habe auch noch ein kleines Geschäft vorher abzuthun.

Fr. v. Feldaar. Bleiben Sie doch bey uns, Herr Oberst!

Mylord. Scheuen Sie sich vielleicht mit mir allein zu seyn, gnädige Frau?

Fr. v. Feldaar. Wenn ich das scheuete, würde ich Ihnen Unrecht thun, und mir selbst.

Oberst. Ich empfehle mich Ihnen, und lasse Sie unter vier Augen Ihren Streit ausmachen. (ab)

Siebenter Auftritt.

Mylord Moreland. Frau v. Feldaar.

Mylord. Wir wollen uns setzen gnädige Frau! (Setzt zwey Stühle hin) Sie haben heute früh mein Billet erhalten?

Fr.

Fr. v. Feldaar. Ja, Mylord.

Mylord. Ich glaubte wenigſtens einer Antwort werth zu ſeyn.

Fr. v. Feldaar. Ich will Ihnen jetzt mit meiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit antworten. Sie machen mir Anträge, Mylord, die von meiner Seite reifliche Ueberlegung erfordern.

Mylord. Sind ſie etwa nicht rechtlich und redlich?

Fr. v. Feldaar. Das ſind ſie.

Mylord. So ſagen Sie Ja oder Nein!

Fr. v. Feldaar. Aber Sie wiſſen doch, Mylord, daß es Umſtände gibt, unter welchen man nicht ſo gerade zu ja oder nein ſagen kann?

Mylord. Verdiene ich Ihre Achtung?

Fr. v. Feldaar. Unbezweifelt.

Mylord. Warum wollen Sie denn meine aufrichtige Liebe nicht erwiedern?

Fr. v. Feldaar. Ich denke, daß ich ſie lebhafter erwiedere, als ich wohl ſollte.

Mylord. (Betroffen) Wie? lebhafter als Sie wohl sollten?

Fr. v. Feldaar. O Mylord! Wenn ich nur meinem Herzen folgen wollte, ohne Bedenken würde ich Ihnen sagen, daß Sie meine ganze Achtung, meine ganze Zuneigung verdienten. Aber Sie müssen wissen daß ich auf eine Menge Umstände Rücksicht nehmen muß, die sich Ihren sehr redlichen Absichten entgegen setzen.

Mylord. Was können das für Umstände seyn? Sie sind Wittwe, ich bin frey. So bald Sie wollen, seh ich kein Hinderniß weiter.

Fr. v. Feldaar. Ich bin Wittwe, das ist wahr; aber ich hange von einem Onkel ab, dem ich große Verpflichtung habe. Indeß, es ist noch ein anderes Hinderniß da. Sie sind Protestant, Sie sind — Engländer.

Mylord. Ja ich bin Protestant —

Fr. v. Feldaar. Ich bin von einem andern Bekenntnisse, und es ist gegen die Vor-

Vorschriften des meinigen, einen Protestanten zu heirathen.

Mylord. Diesem Vorurtheile hangen Sie noch an, gnädige Frau?

Fr. v. Feldaar. Mylord, Sie wissen, wer patriotisch seyn will, muß selbst die Vorurtheile seines Vaterlandes zu schonen wissen.

Mylord. Aber Sie sind jetzt in einem Lande, wo wir frey eine Verbindung schließen können, ohne die Gesetze zu beleidigen, ohne den Tadel des Publikums auf uns zu ziehen.

Fr. v. Feldaar. Glauben Sie das nicht. Auch hier würde man mich tadeln; und dort würde ich die Achtung von vielen meiner Bekannten und Verwandten verlieren.

Mylord. Wenn man sich keiner tadelswerthen Handlung bewußt ist, so darf sich eine Frau von Ihrem Verstande über das Urtheil eingeschränkter Menschen hinwegsetzen. Ich versichere Ihnen, gnädige Frau, ich bin von der Wahrheit dieser Moral so fest über-

zeugt, daß ich mich auf die Entscheidung Ihres Onkels selbst darüber berufen wollte.

Fr. v. Feldaar. Sie kennen ihn schlecht, Mylord.

Mylord. Ich halte ihn für mürrisch; und das verzeiht man seinem Alter leicht; aber er muß doch wissen, was sich thun oder nicht thun läßt. — — Sie gaben auch noch das als Hinderniß an, daß ich ein Engländer bin.

Fr. v. Feldaar. Verzeihen Sie mir, Mylord, daß ich es sagte. Ich hätt' es billig verschweigen sollen, aus Schonung für meinen Onkel. Er haßt Ihre Nation, es ist wahr.

Mylord. Und warum?

Fr. v. Feldaar. Aus einem Vorurtheil, das mich freylich nicht bindet. Im vorigen Kriege nahm ein englischer Kaper ein Schiff weg, an dessen Ladung er Antheil hatte —

Mylord.

Mylord. (lächelnd) Und wenn ihm nun ein Engländer diesen Verlust ersetzen wollte, würd' er es ausschlagen?

Fr. v. Feldaar. Verzeihen Sie mir, wenn ich darauf nicht antworte.

Mylord. Versprechen Sie mir, es seiner Entscheidung zu überlassen?

Fr. v. Feldaar. Ich versprech' es. Ich habe mir dann nichts vorzuwerfen, und niemand wird mich wegen eines Schrittes tadeln können, der von meinem Onkel gebilligt wird, da er Vaterstelle bey mir vertritt. Aber ich fürchte, Mylord, ich fürchte, Sie werden große Hindernisse finden.

Mylord. Dafür lassen Sie mich sorgen; ich verlasse mich — — Aber da kommen Leute. — Graf Schnell und sein Schatten, der Lieutenant.

Achter Auftritt.

Graf Schnell. Lieutenant und die Vorigen.

Graf. Gnädige Frau, Ihr unterthäniger Diener. (Leise zum Lieutenant) Beym

Himmel, ein ſchönes Geſchöpfchen! (laut) Mylord, ich mache Ihnen meine Verbeugung.

Mylord. Guten Tag!

Lieuten. (Rückt zwey Stühle herzu; man ſetzt ſich.)

Graf. Mylord, Sie ritten geſtern einen köſtlichen Gaul. Was wollen Sie dafür haben?

Mylord. Er iſt mir nicht feil.

Graf. Ich gebe Ihnen zweyhundert Dukaten.

Mylord. Er iſt mir nicht feil.

Graf. Ich gebe Ihnen dreyhundert.

Mylord. Er iſt mir nicht feil.

Graf. Vierhundert.

Mylord. Ich ſage Ihnen, er iſt mir nicht feil.

Graf. Nun, wenn Sie ihn nicht verkaufen wollen, gut. Wiſſen Sie, daß ich wenigſtens ihrer dreyßig in meinem Stall habe, die ſchöner ſind, und, ich wollte wetten, auch braver, als der.

Mylord. Das freut mich.

Graf.

Graf. (Zum Lieutenant) Der iſt verwünſcht lakoniſch! (Zur Frau v. Feldaar) Gnädige Frau, hätten Sie Luſt, heute eine Spazierfahrt mit mir zu machen? Ich kann Ihnen mit ſechs Füchſen aufwarten, die fliegen, wie der Wind, und mit einem Whisky, den ich erſt vorgeſtern aus London bekommen habe.

Fr. v. Feldaar. Herr Graf, ich eſſe heute beym Miniſter; es könnte ſeyn, daß die Gräfinn Luſt zu einer Parthie nach Tiſche hätte, da erfordert es der Wohlſtand, daß ich für ſie frey bleibe.

Graf. Wir könnten unſre Spazierfahrt ſpäter machen. Hätten Sie aber Bedenken, mit mir allein auszufahren, ſo könnten Sie auch Mylord mitbringen, oder wen Sie ſonſt wollen.

Fr. v. Feldaar. Bey uns zu Lande hat keine verſtändige Frau Bedenken dieſer Art; aber für heute bitte ich Sie, mich zu verſchonen, Herr Graf. Es wird nicht an andern Gelegenheiten fehlen, wo ich von Ihrer Güte Gebrauch machen kann.

Graf.

Graf. (Zum Lieutenant) Das junge Weib bezaubert mich. Tausend Dukaten gäb' ich drum, wenn sie wäre, wie ich wünschte.

Lieuten. Ihro Excellenz, mit tausend Dukaten macht man viel!

Graf. Ich wollte, daß der Engländer ginge. — Mylord, wie gefällt Ihnen Teutschland?

Mylord. Sehr.

Graf. Haben Sie die Antikensammlung gesehen, die unser Nachbar besitzt?

Mylord. Ja.

Graf. Gefällt sie Ihnen?

Mylord. Nicht im mindesten.

Graf. (Zum Lieutenant) Wunderlich genug. Es ist mir noch nicht möglich gewesen, von einem Engländer die Excellenz zu hören!

Lieuten. Die Leute haben keine Lebensart, Ihro Excellenz.

Mylord. (Zur Frau v. Feldaar) Wie gefällt Ihnen unsre Unterhaltung, gnädige Frau?

Fr. v. Feldaar. (Lise zu Mylord) Fahren Sie so fort. Sie machen mir viel Vergnügen.

Graf.

Graf. Um Verzeihung, Mylord, gibt es in England Staatsräthe?

Mylord. Alle Engländer sind Staatsräthe.

Graf. Alle?

Mylord. Alle.

Lieuten. Aber sie haben nicht alle den Titel: Excellenz.

Mylord. Es sind viel Excellente drunter, aber auch viel Unbedeutende.

Graf. Bey uns gibt es ihrer sehr wenig, und ich habe die Ehre, einer davon zu seyn.

Mylord. Desto besser für den Staat, wenn Sie Gelegenheit haben, ihm wirklich einen guten Rath zu geben.

Graf. Ich muß noch zum Minister. Erkundigen Sie sich doch, Herr Lieutenant, ob er sich sprechen läßt.

Lieuten. Sogleich, Ihro Excellenz

Neunter Auftritt.

Graf Schnell. Frau von Feldaar. Mylord.

Graf. Gnädigſte Frau, darf ich Sie bitten, mit Mylord morgen bey mir zu eſſen?

Frau v. Feldaar. Herr Graf, ich bin in Geſellſchaft meines Onkels hierher gekommen, ich wohne bey ihm; erlauben Sie mir alſo, daß ich zuvor —

Graf. Und wer iſt dieſer Onkel? Vielleicht hab ich die Ehre ihn zu kennen.

Fr. v. Feldaar. Der Herr von Waterhoop.

Graf. Ach, Herr von Waterhoop, mein guter alter Freund! Er kommt alle Morgen mit einem gewiſſen Herrn von Platvoet zu mir zum Frühſtück — Sie trinken jeder vier bis fünf Becher Schokolat! Ich habe ihnen auch eine Parthie davon geſchenkt, weil ſie ihn ſo ſehr lobten. Ich hoffe, Ihr Herr Onkel wird mir auch die Ehre erweiſen. Und Sie, Mylord?

Mylord.

Mylord. Ich habe Geschäfte; aber ich werde Ihnen morgen früh sagen lassen, ob ich kommen kann oder nicht.

Graf. Wenn Sie kommen, Mylord, werden Sie ein Tafelservice sehen, dergleichen Ihnen noch nicht vorgekommen seyn muß.

Zehnter Auftritt.

Der Lieutenant. Die Vorigen.

Lieuten. Ihro Excellenz, der Herr Minister, sind beschäftigt; aber wenn Ihro Excellenz die Gnade haben und einen Augenblick warten wollten, Ihro Excellenz, der Herr Minister, werden selbst hierher kommen, um Ihro Excellenz ihr Kompliment zu machen.

Graf. Gut, gut, ich will warten, wenn unsre angebetetes schönes Weibchen es erlaubt —

Fr. v. Feldaar. Wenn ich es erlaube, Herr Graf? Sie sind sehr gütig. Aber ich bitte Sie, sich meinetwegen nicht zu binden.

Graf. Mich Ihretwegen nicht zu binden? Tausendmahl mehr als diese Rücksicht ver-

verdienen Sie. Mein ganzes Herz leg' ich Ihnen zu Füßen!

Fr. v. Feldaar. Ich bin heute wohl nicht die erste, der Sie es zu Füßen legen.

Graf. Ey, ey, Sie sind eifersüchtig? O, liebes, schönes Weib, das läßt mich viel hoffen.

Fr. v. Feldaar. Ich eifersüchtig? Sie lieben sich ein wenig zu sehr, Herr Graf! Ich sehe Sie heute zum drittenmahl —

Graf. Das ist wahr! Aber Sie hatten doch schon von mir gehört.

Fr. v. Feldaar. Sie mögen sehr berühmt seyn, aber da ich keine Zeitungen lese — —

Lieuten. Ihro Excellenz, da kommen Ihro Excellenz, der Herr Minister!

Mylord. (Hat während dieser ganzen Zwischenrede alle Zeichen der Ungeduld von sich gegeben, doch auf eine gemäßigte Weise, wie es seinem Charakter angemessen ist.)

Eilfter Auftritt.

Der Miniſter. Die Vorigen.

(Alle ſtehen auf und machen ihm eine ſtumme Verbeugung; Graf Schnell allein ſteht ihm entgegen.)

Graf. Ihro Excellenz unterthänigſter Diener!

Miniſter. Gehorſamer Diener, Ihro Excellenz. (Zur Frau von Feldaar) Wie, meine Frau hat ſie allein gelaſſen, gnädige Frau?

Fr. v. Feldaar. Sie iſt auf ihr Zimmer gegangen, um ihre Toilette zu machen, und hat mich hier in guter Geſellſchaft zurückgelaſſen.

Graf. Ja, ja! Ich habe die gnädige Frau mit Mylord allein gefunden.

Miniſter. Gerade darum hat die gnädige Frau Recht, zu ſagen, ſie ſey in guter Geſellſchaft geweſen.

Mylord. Sehr verbunden.

Miniſter. Sind Sie im Theater geweſen, Milord?

Mylord. Ja, Ihro Excellenz.

Miniſter. Was halten Sie davon?

Mylord. Die Gesellschaft scheint mir nicht übel, aber die Rollen sind nicht immer angemessen vertheilt.

Minister. Das ist wahr. Die Ursach davon ist der Rangstreit der Schauspieler unter einander. Manches gute Stück wird dadurch verdorben, und sich selbst schaden die Schauspieler nicht minder.

Fr. v. Feldaar. Das ist aber auf öffentlichen Theatern nicht allein der Fall. Diesen Frühling wollte eine Gesellschaft von Herren und Damen ein Stück geben. Die Männer hätten sich wohl noch abgefunden, aber es war keine Möglichkeit, die Damen zu vereinigen und zu befriedigen. Jede wollte die erste Rolle haben.

Minister. Da hätten Sie es so machen sollen: drey oder vier Stücke aufführen und in jedem einer andern Dame die Hauptrolle geben.

Mylord. Dann wäre wieder Streit gewesen: welches Stück zuerst hätte gegeben werden sollen.

Miniſter. Darüber hätte man looſen müſſen.

Fr. v. Feldaar. Die Idee gefällt mir ſehr; ich werde ſie das nächſtemahl vorſchlagen. Ich geſtehe, daß mir das Spielen unendlich viel Vergnügen macht; aber ich bekenne auch, daß ich mit zu denen gehöre, die immer die erſten Rollen ſpielen wollen.

Miniſter. Gnädige Frau, wenn Sie auf dem Theater mit eben ſo viel Grazie und Natürlichkeit ſprechen, als in der Konverſation, ſo muß Ihnen uneingeſchränkter Beyfall entgegen kommen.

Fr. v. Feldaar. Ich danke ihnen für dieß gute Vorurtheil. Viele meynen man müſſe auf dem Theater ganz anders ſprechen, als im Zimmer; ſie glauben, man könne kein Wort ſagen, ohne es mit einem Geſtus zu begleiten; und ſo ſprechen ſie mehr mit dem Parterre als mit den Perſonen auf der Bühne.

Mylord. Das iſt ein Fehler, den man faſt auf allen Theatern findet.

Fr. v. Feldaar. Ich habe noch nie auf einem öffentlichen Theater gespielt.

Minister. Und warum nicht?

Fr. v. Feldaar. Weil viele unsrer Damen das Vorurtheil haben, daß es gegen den Wohlstand sey.

Mylord. Sie haben Unrecht. Die Bühne ist ein respectabler Ort. Und wäre sie es auch nicht, so ehren die Personen den Ort, und nicht der Ort die Personen.

Graf. Mir würde es auch große Freude machen, zu spielen; und ich glaube auch, es würde mir nicht übel gelingen, besonders im Tragischen.

Mylord. (Ironisch.) Und mir in der Opera buffa.

Minister. Gewiß, ich halte dieß Vergnügen für eins der nützlichsten. Wenn ich Töchter hätte, sollten sie sich alle auf der Bühne üben. Sie lernen dadurch, sich mit Anstand und ohne Blödigkeit zeigen und richtig zu sprechen. Sie lernen Lächerlichkeiten

fühlen

fühlen und Mißbräuche unterſcheiden, die in der menſchlichen Geſellſchaft herrſchen.

Fr. v. Feldaar. In unſerm Lande wird dieſe Schule für Mädchen von Geburt uns noch lange abgehen.

Mylord. Es iſt bey uns nicht viel beſſer! Ueberhaupt wurde es ein merkwürdiges Buch werden, wenn man die Mißbräuche zuſammen ſtellen wollte, die in dieſem Punkt unter allen Nationen herrſchen.

Graf. Aber nirgends ſind doch weniger Mißbräuche als in Teutſchland.

Mylord. Ihro Excellenz haben Recht.

Graf. (Zum Lieutenant.) Seyn Sie, das erſtenmahl gibt er mir meinen gebührenden Titel.

Lieuten. Die Engländer ſind wunderlich, Ihro Excellenz. Sie ſind nur höflich, wenn ſie Wahrheit hören; und Ihro Excellenz haben jetzt recht was Wahres geſagt.

Zwölfter Auftritt.

Oberſt v. Lichtfeld. Herr v. Waterhoop. Herr v. Platvoet. Die Vorigen.

Oberſt. (Mit einer ſtummen Verbeugung zur Gesellſchaft tretend.) Hier bringe ich Ihnen unſre alten guten Freunde. (Er zeigt auf die beyden Alten die ihm mit tiefen Reverenzen folgen.)

Miniſter. Kommen Sie näher, kommen Sie näher, meine Herren. (Sie kommen immer noch mit Reverenzen näher.) Woher meine Herren?

Hr. v. Waterh. Wir haben gewiſſe uns heilige Pflichten erfüllt.

Hr. v. Platv. Beym Hergehen haben wir wohl zehn Wagen mit neuen Badegäſten bemerkt, die aukamen.

Oberſt. Es iſt auch ein alter Kammerrad von mir angekommen, ein guter Offizier, brav, wie ein Löwe! Jetzt aber weiß er nicht, womit er ein Mittageſſen bezahlen ſoll.

Mi-

Miniſter. Und was hat ihn ſo herumgebracht?

Oberſt. Sein Regiment bekam Einſchub, wodurch er zurückgeſetzt wurde. Er foderte in dem erſten Anfall von Verdruß den Abſchied, und erhielt ihn. Jetzt ſucht er andere Dienſte. Wenn Ihro Excellenz etwas für ihn thun könnten, Sie würden ſich ein großes Verdienſt ſtiften.

Miniſter. Sie wiſſen, lieber Herr Oberſt —

Graf. (unterbricht ihn.) Hat er bey ſeinem Abſchiede einen Charakter bekommen?

Oberſt. Ja, Ihro Excellenz. Den Charakter als Hauptmann.

Graf. Schicken Sie ihn zu mir. Wenn mir ſeine Geſellſchaft gefällt, ſo behalt' ich ihn bey mir, wo nicht, ſo werd' ich ſchon auf eine andere Art für ihn ſorgen.

Oberſt. Ihro Excellenz verdienen die Reichthümer, die Ihnen das Glück zugetheilt hat.

Minister. Ja, Graf Schnell, Sie thun täglich so viel gute Thaten, daß man Ihnen die kleinen Fehler, die Sie haben könnten, gerne verzeiht.

Graf. Ich schwöre Ihro Excellenz, daß ichs aus gutem Herzen thue.

Hr. v. Platz. (Zum Herrn von Waterbeck.) Sehen Sie, wie man die Gaben Gottes mißbraucht, und an einen alten Soldaten verschwendet, der sich doch wohl durch Ausschweifungen nicht unbrauchbar gemacht haben!

Hr. v. Waterk. Und das nennen sie gute Thaten! Pfui, über die Welt!

Dreyzehnter Auftritt.

Ein Bedienter. Die Vorigen.

Bedient. (Zu Hr. von Feldorf.) Ihro Excellenz, die Frau Gräfinn, lassen Sie bitten, in ihr Zimmer zu kommen. (ab.)

Milord. (Zu Hr. v. Feldorf.) Ich werde die Ehre haben, Sie zu begleiten.

Oberst.

Oberſt. Auch ich.

Miniſter. Oberſt, Oberſt! wenn die Rede iſt, meiner Frau Geſellſchaft zu leiſten, ſo laſſen Sie mich im Stiche. Ich weiß wohl, daß Sie viel bey ihr gelten.

Oberſt. (lachend.) Wahrhaftig, vor dreyßig Jahren ſollten Ihro Excellenz nicht ungeſtraft darüber geſcherzt haben. (Ab, mit Hr. v. Feldorf und Malord.)

Miniſter. (lacht.)

Vierzehnter Auftritt.

Miniſter. Graf Schnell. Herr v. Platvoet. Hr. v. Waterhoop. Lieutenant.

Hr. v. Platv. (zu Hrn. v. Waterh.) Welcher Skandal!

Hr. v. Waterh. Und der Gemahl lacht dazu.

Graf. Ich bleibe bey Ihro Excellenz.

Miniſter. Ihro Excellenz werden wohl thun, bey mir zu Tiſche zu bleiben.

Graf. Mit Vergnügen! — Lieutenant, thun Sie mir den Gefallen, gehen Sie in mein Quartier und machen Sie den Wirth. Entschuldigen Sie mich auch bey meinen Gästen; es sind ja ohnehin lauter gute Freunde.

Lieuten. (ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Der Minister. Graf Schnell. Hr. v. Platvoet. Hr. v. Waterhoop.

Minister. Wenn Sie mir erlauben, werde ich mir noch eine kleine Bewegung machen. Ich habe den ganzen Vormittag gesessen, um meine Post zu besorgen.

Graf. Brauchen Ihro Excellenz Ihre Bequemlichkeit.

Minister. Auf Wiedersehen! Gehen Sie in meine Zimmer, meine Herren, und thun Sie, als ob Sie zu Hause wären. (ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Graf Schnell. Hr. v. Platvoet. Hr. v. Waterhoop.

Graf. Freund Waterhoop, ich habe mit ihnen über eine Sache zu sprechen, die mir sehr am Herzen liegt.

Hr. v. Waterh. Befehlen Ihro Excellenz. Es wäre viel Ehre für mich, wenn ich Ihnen in etwas dienen könnte.

Graf. Aber ich wünschte mit Ihnen unter vier Augen zu seyn. — — Herr von Platvoet, verzeihen Sie mir — darf ich Sie bitten mich ein Paar Augenblicke mit Ihren Freund allein zu lassen?

Hr. v. Platv. Ich bin nicht so neugierig, mich um anderer Leute Thun zu bekümmern. Ich gehe gleich.

Graf. Sie könnten unterdeß zur Gräfinn hinüber gehen.

Hr. v. Platv. Nein, nein, ich gehe zum Portier. (a)

Siebzehnter Auftritt.

Graf Schnell und Hr. v. Waterhoop.

Graf. (Zieht einen Ring vom Finger und gibt ihn dem Herrn von Waterhoop.) Mein theurer alter Freund, sehen Sie doch diesen Ring ein wenig an. Wie gefällt er Ihnen?

Hr. v. Waterh. (Setzt die Brille auf) Schön, herrlich, prächtig!

Graf. Er ist Ihre, wenn Sie wollen.

Hr. v. Waterh. Wenn Ihro Excellenz es befehlen. — Worin kann ich Ihnen dienen?

Graf. Ihre Niece, die Frau von Felsbaar, gefällt mir ausserordentlich.

Hr. v. Waterh. Ein großes Glück für meine Nichte und mich.

Graf. Sie ist Wittwe und ich bin unverheirathet.

Hr. v. Waterh. Schön!

Graf. Sie wohnt bey Ihnen, und Sie sind gleichsam ihr Vater.

Hr.

Hr. v. Waterh. So iſt es, Ihro Excellenz.

Graf. Ich wünſchte alſo, daß Sie mir hülfen, ihre Zuneigung gewinnen.

Hr. v. Waterh. Ich wollte dafür ſtehen, daß ſie eine Partie, wie Ihro Excellenz, nicht ausſchlagen wird.

Graf. Wie Partie? Partie? Von Partie iſt nicht die Rede.

Hr. v. Waterh. Und wovon denn, Ihro Excellenz?

Graf. Ich ſpreche ohne Winkelzüge. Ich wünſchte ihre Liebe zu gewinnen, bin aber nicht gemeynt, mich zu binden.

Hr. v. Waterh. (Sieht den Ring noch einmahl an) Ihre Liebe — ja — doch in allen Ehren, verſteht ſich, Ihro Excellenz?

Graf. Ich wünſche bloß, daß Sie mir helfen ſollen, ohne ſich um dieſe Details zu bekümmern; wollen Sie nicht, ſo geben Sie mir den Ring zurück, und dann will ich Ihnen kein Wort geſagt haben.

Hr. v. Waterh. Nehmen Ihro Excellenz den Ring wieder, nehmen Sie ihn nur wieder! Ich möchte um alle Diamanten in der Welt mich zu einem gewissen Handwerke nicht hergeben!

Graf. Mein Wille ist nicht, Sie zu einer schlechten Handlung zu bereden.

Hr. v. Waterh. Was verlangen Ihro Excellenz denn eigentlich?

Graf. Nur dieß, daß Sie sich unter irgend einem Vorwand entfernen, wenn ich die Frau von Feldaar besuche. Gelingt es mir, daß sie mich duldet, so sollen Sie thun, als ob Sie nichts merkten; sollen ihr auch keine Vorwürfe darüber machen. Unter diesen Bedingungen gehört der Ring Ihnen, und er soll das Geringste seyn, was ich für Sie thun werde. Was Sie nur verlangen können, soll Ihnen von mir zu Dienste stehen.

Hr. v. Waterh. Aber was wird die Welt von mir sagen?

Graf. Wenn Sie vorsichtig zu Werke gehen, so wird die Welt nichts davon erfahren.

Hr. v. Waterh. Sagen mir Ihro Excellenz aufrichtig, haben Sie schon die Einwilligung meiner Nichte bey dieser Sache?

Graf. Auch darum brauchen Sie sich nicht zu bekümmern; aber Sie müssen wissen, daß es mir auf vier bis fünf tausend Dukaten nicht ankömmt, wenn ich einen Einfall durchsetzen will. Ich bekenne Ihnen dieß, weil es nicht in meinem Charakter liegt, jemand betrügen zu wollen.

Hr. v. Waterh. O, was würde mir auch Widersetzlichkeit helfen! Die Unglückliche wird schon mit Ihro Excellenz einverstanden seyn! Ein Weib zu hüten, ist ein unmögliches Ding, wenn sie sich nicht selbst hütet. Widersetze ich mich, so gibt es Skandal, so ist es um den guten Ruf meiner Nichte gethan! Um also ein größeres Uebel zu verhüten, darf ich Ihro Excellenz Wünschen nicht entgegen seyn. So fesselt einen die Despo-

tie

potie der Umſtände! Nur glauben Ihro Excellenz nicht, daß Eigennutz dabey im Spiele iſt. Aber, um Gotteswillen! daß niemand etwas davon wiſſe!

Graf. Kein Menſch wird etwas davon erfahren, wenn Sie vorſichtig ſind. Geben Sie mir Ihre Hand drauf, daß Sie's ſeyn wollen.

Hr. v. Waterh. (Reicht ihm mit verlegenheit die Hand) Ich habe erklärt, daß Sie mich zwingen.

Graf. Ich will Ihnen den Ring ſelber aufſtecken.

Hr. v. Waterh. (thut, als ob er die Hand wegziehen wollte) Aber was wird die Welt ſagen, wenn ſie Ihren Ring an meinem Finger ſieht?

Graf. Sagen Sie nur gerade heraus, daß ich Ihnen ein Geſchenk damit gemacht habe. Man weiß ſchon, wie ich bin. Auf das Warum wird niemand fallen.

Hr.

Hr. v. Waterh. Ach, Ihro Excellenz, hier bedarf es groſſer Vorſicht! Groſſer Klugheit!

Graf. Gewiß, groſſer Vorſicht, groſſer Klugheit! Auf Wiederſehen, mein theurer, theurer Freund! Ich gehe zur Gräfinn hinüber. Kommen Sie bald nach. (ab)

Achtzehnter Auftritt.

Herr v. Waterhoop. Dann Herr v. Platvoet.

Hr. v. Waterh. (Sieht ernſthaft und nachdenkend auf und ab, und ſieht dann wieder den Ring mit erheiterter Miene an)

Hr. v. Platv. Nun, da ſind Sie ja, alter Freund. Iſt die Conferenz geſchloſſen?

Hr. v. Waterh. (Ohne ihn anzuſehen) Ja, ſie iſt geſchloſſen.

Hr. v. Platv. Ich bin nicht im mindeſten neugierig; aber ich wundere mich, daß ein Sauſewind, ein Bruder Leichtlich, geheime

Unterredungen mit einem so gesetzten, ehrwürdigen Manne sucht, wie Sie sind.

Hr. v. Waterh. Er ist nicht so leichtsinnig, nicht so ausgelassen, wie man glaubt. Sie müssen wissen, daß er mich über einen wichtigen Skrupel um Rathe gefragt hat.

Hr. v. Platv. In Wahrheit, das hätte ich mir nie träumen lassen. — — Aber, was für einen kostbaren Ring haben Sie da am Finger?

Hr. v. Waterh. Ja, er ist schön. Er hat ihn mir geschenkt, weil ich ihm einen guten Rath gegeben habe.

Hr. v. Platv. Wenn ich für jeden guten Rath, den ich in meinem Leben gegeben habe, nur ein Zwanzigtheil so viel bekommen hätte, als der Ring da werth ist, so wär' ich ein reicher Mann. — (Freudig) Aber es ist wahr, — der junge Mann wird in Ihrem Gesicht gelesen haben, daß Sie redlich, daß Sie fromm sind; das hat sein Herz gerührt; das hat ihn zu dem Wunsche gedrungen, sei-

ne

ne Skrupel in Ihre frommen Hände zu legen, und Sie haben ihn auf den rechten Weg geführt — — iſt es nicht ſo?

Hr. v. Waterh. Sie wiſſen, lieber Freund, ſolche Dinge iſt man verpflichtet, bey ſich zu behalten. Laſſen Sie uns von etwas anderem ſprechen! Sagen Sie mir doch, wo ſind Sie unterdeſſen geweſen?

Hr. v. Platv. (für ſich) Ich werd' es doch über kurz oder lang herausbringen. — (laut) Ich wollte zum Portier, fand ihn aber nicht zu Hauſe — da hab' ich mich mit ſeiner Frau unterhalten.

Neunzehnter Auftritt.

Ein Bedienter. Die Vorigen.

Bedient. Ihro Excellenz iſt wieder zurück. Wenn Sie ſich hinüber bemühen wollen. — Die Geſellſchaft wartet auf Sie — Es wird gleich angerichtet. (ab.)

Hr. v. Platv. Wir werden heute wieder ſchöne Sachen hören und ſehen!

Hr. v. Waterh. Ich bekenne, daß ich heute keine große Luſt habe, mich um das Thun Anderer zu bekümmern.

Hr. v. Platv. Die Konferenz mit dem Grafen Schnell hat Sie ſehr vorſichtig gemacht. — — Aber Sie werden heute mit dem prächtigen Ringe viel Aufſehen machen. —

Hr. v. Waterh. Wollen wir alſo?

Hr. v. Platv. Ich bin bereit.

(Beyde gehen ab.)

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hr. v. Waterhoop. Hr. v. Platvoet.

(Beyde ein wenig betrunken.)

Hr. v. Platv. Ueber das ärgerliche, noch zum Vergnügen ſpielten! Aber ſie wollen einander zu Grunde richten. Wenn ſie ärgerliche Leben! Kaum iſt man von Tiſche aufgeſtanden — ohne dem Himmel für ſo köſtliche Speiſen und herrliche Weine gedankt zu haben — greift man ſchnell wieder nach den Karten. —

Hr. v. Waterh. Ja, und wenn ſie ein Dutzend oder ein paar Dutzend Dukaten verlieren, ſo heißt's: es iſt eine Kleinigkeit! es iſt nicht nennenswerth.

Hr. v. Platv. Aber man hat mir geſagt, daß manche Damen nicht bezahlen.

Hr. v. Waterh. Sehr wahrſcheinlich. Womit wollten ſie auch bezahlen?

Hr. v. Platv. Womit? Ich will es Ihnen sagen. Die Jungen mit That, die Alten mit Rath. (Lacht über sich selbst.)

Hr. v. Waterh. Lassen Sie uns vorsichtig in unsern Urtheilen seyn, mein lieber Freund.

Hr. v. Platv. Wozu wären denn die Bemerkungen, die wir unter uns machen, unvorsichtig gewesen? Sie sind auf einmahl ein ganz anderer Mann geworden. Geht das so fort, so werd' ich nicht länger mit Ihnen moralisiren können.

Zweyter Auftritt.

Mylord. Die Vorigen.

Mylord. (Geht nachdenklich auf und ab.)

Hr. v. Platv. (Zum Herrn v. Waterhoop.) Auch der hat heute böse Laune. Vielleicht hat er sich mit Ihrer Nichte überworfen.

Hr. v. Waterh. Das wäre sehr zu wünschen.

Hr.

Hr. v. Platv. Mylord, haben Sie Ihre Partie so geschwind geendigt?

Mylord. Nein. Es kam eine Dame zum Besuch. Der hab' ich meinen Platz überlassen.

Hr. v. Platv. Und deshalb sind Sie so melankolisch?

Mylord. Nein, deshalb nicht.

Hr. v. Platv. Und weshalb denn?

Mylord. Weil ich keine Ursach habe, lustig zu seyn. — Herr von Platvoet, thun Sie mir den Gefallen, und gehn Sie weg; ich habe dem Herrn von Waterhoop etwas zu sagen.

Hr. v. Platv. (Zum Herrn v. Waterhoop.) Die Reihe ist wieder an Sie, lieber Freund. — Sie haben heute Eine geheime Konferenz nach der andern.

Hr. v. Waterh. Mit dieser will ich bald fertig werden.

Hr. v. Platv. (Zu Mylord) Ich bin überzeugt, daß mein alter Freund Sie guter Laune machen kann. (Ab)

Dritter Auftritt.

Mylord. Hr. v. Waterhoop.

Mylord. (Zieht ein Blatt aus der Tasche und gibt es dem Herrn von Waterhoop) Lesen Sie!

Hr. v. Waterh. (lieſt.) Dieß Blatt beweiſt, daß Sie nobel und reich ſind. Ich freue mich recht herzlich.

Mylord. Und unverheirathet.

Hr. v. Waterh. Vortrefflich! Ich freue mich noch mehr.

Mylord. Ich wünſchte mich häuslich zu ſetzen.

Hr. v. Waterh. Es kann Ihnen an Partien nicht fehlen.

Mylord. Meine Ehepakten ſind eine Carte blanche.

Hr. v. Waterh. Deſto beſſer für die Dame, die das Glück hat, die Ihrige zu werden.

Mylord. Ihre Neigung iſt es, die ich zu beſitzen wünſche.

Hr.

Hr. v. Waterh. Verſparen Sie dieß Glück einer Andern. Meine Nichte bekommen Sie nicht.

Mylord. Haben Sie vielleicht andere Abſichten mit ihr? Ihre Nichte hat niemand ihr Wort gegeben.

Hr. v. Waterh. Gegeben oder nicht gegeben, das gilt mir gleich viel. Aber ſie kann nicht heirathen.

Vierter Auftritt.

Graf Schnell. Die Vorigen.

Graf. (Will im Begriff über den Saal zu gehen, als er aber die Beyden bey einander ſieht, ſtellt er ſich ſo, daß er unbemerkt alles hören kann.)

Mylord. Und die Urſach?

Hr. v. Waterh. Weil ſie nicht heirathen ſoll.

Graf. (Tritt hervor und klopft dem Herrn von Waterhoop auf die Achſel.) Vergeſſen Sie unſre Abrede nicht. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Mylord. Herr v. Waterhoop.

Mylord. Haben Sie vielleicht mit dem Grafen verabredet, ihm Ihre Nichte zu geben?

Hr. v. Waterh. Nein. Ich habe nichts mit ihm verabredet. Die Abrede die er meynt, betrifft einen Schmauß, den er uns heute zu Mittag geben will. Wenn Sie mir sonst nichts zu sagen haben, so empfehle ich mich Ihnen. (ab.)

Sechster Auftritt.

Mylord; nachher Herr v. Platvoet.

Mylord. (Steht tiefsinnig auf und ab.)

Hr. v. Platv. Wie, Mylord, Sie sind allein hier? Sie haben Ihre Konferenz geschwind geschlossen.

Mylord. (Sieht ihn starr an und antwortet nicht.)

Hr. v. Platv. Sie scheinen mir so traurig, Mylord, daß ich Ihnen meine Theilnahme nicht versagen kann.

Mylord.

Mylord. Sie sind gut Freund mit dem Herrn von Waterhoop?

Hr. v. Platv. Pylades und Orestes sind es nicht in höherem Grade gewesen!

Mylord. Würden Sie von mir ein Andenken annehmen?

Hr. v. Platv. Warum nicht, Mylord? Mit offenen Händen.

Mylord. Aber ich bin Protestant und Engländer.

Hr. v. Platv. Das hindert nicht. Sie sind so gut mein Nächster, als Andere.

Mylord. Versprechen Sie mir Hülfe und Verschwiegenheit?

Hr. v. Platv. Verschwiegenheit? Ja. Hülfe, kann ich nicht eher versprechen, als bis ich weiß, ob ich auch mit gutem Gewissen helfen kann.

Mylord. (Zieht eine Börse heraus.) Da, nehmen Sie! Es sind fünfhundert Dukaten darin.

Hr. v. Platv. (Voller Freude, die er zu unterdrücken sucht.) Aber Sie werden mir doch erst sagen, Mylord, was Sie dafür verlangen?

Mylord. Nehmen Sie! Ich bin unfähig, etwas von Ihnen zu verlangen, was meiner unwürdig ist.

Hr. v. Platv. (Nimmt die Börse.) Ich nehme sie also auf Ihr Ehrenwort.

Mylord. Ich wünsche die Frau von Faldaar zu heirathen. Ich habe Ihrem Freunde meine Absicht eröffnet; aber er will seine Einwilligung nicht geben. Die Ursache weiß ich. Ein Engländer und ein Türke ist ihm eins.

Hr. v. Platv. Ja, Mylord — in der That — ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll — diese Heirath wäre allerdings gegen die Gebräuche unsres Landes —

Mylord. Aber wir sind hier nicht in Ihrem Lande. Essen Sie nicht an gewissen Tagen unter andern Glaubensgenossen, in einem andern Lande, gewisse Speisen, die in Ihrem Lande verboten sind?

Hr. v. Plat. Ja, Mylord, das kann man ohne Skrupel thun. Aber ich und mein Freund Waterhoop wir thun es nie.

Mylord. Und warum kann man es ohne Skrupel thun?

Hr. v. Platv. Weil der Grund unter uns immer derselbe ist; aber gewisse Gebräuche sind verschieden — — (Nach einer Pause.) Doch, Mylord — jetzt versteh ich Sie. Die Vergleichung ist sehr gut. Man sieht hier zu Lande fast täglich solche Heirathen; und wenn wir, als Fremde, in Einer Sache die Privilegien eines Landes geniessen können, so können wir's auch in einer andern. Wäre dies unerlaubt, so dürften wir's auch in den unbedeutendsten Dingen nicht thun. Also können Sie sehr gut die Frau von Feldaar heirathen.

Mylord. Es ist mir nicht genug, daß Sie dieser Meynung sind: ich wünschte, daß Sie auch den Onkel der Frau von Feldaar bewögen, die Sache so anzusehen wie Sie, damit er seine Einwilligung gäbe.

Hr. v. Platv. Ich will mein möglichſtes thun. Und beſteht er auf ſeinem Kopf, ſo will ich die Frau von Feldaar zu bereden ſuchen, daß ſie Ihnen ihre Hand gibt, ohne auf ſeine Einwilligung zu warten.

Mylord. Ich überlaſſe Ihnen alles. Wenn es Ihnen glückt auf eine oder die andere Weiſe, ſo verſpreche ich Ihnen noch andere fünfhundert Dukaten.

Hr. v. Platv. Wiſſen Sie, Mylord, mir ſteigt den Augenblick ein Verdacht auf.

Mylord. Und was für einer?

Hr. v. Platv. Vor Tiſche hatte der Graf Schnell eine geheime Unterredung mit Waterhoop und ſchenkte ihm einen prächtigen Ring. Waterhoop wollte mir weiß machen, der Graf habe ihn über einen Gewiſſens-Skrupel um Rath gefragt.

Mylord. Graf Schnell und Gewiſſens-Skrupel!

Hr. v. Platv. So iſt es, Mylord.

Mylord. Gut.

Hr.

Hr. v. Platy. Und der Graf habe ihm für seinen guten Rath den Ring geschenkt. — Wer weiß, ob er sich nicht verbindlich gemacht hat, den Grafen seine Nichte zu geben? Denn ich habe bemerkt, daß er sie nicht ungern sieht.

Mylord. Der Graf sagt öffentlich, daß er sich sobald noch nicht verheirathen will; und es ist nicht seine Art, Unwahrheiten zu sagen. Herr von Waterhoop versichert mich auch, daß er sie weder ihm noch einem Andern versprochen habe.

Hr. v. Platy. Desto schlimmer, desto schlimmer! Dahinter steckt ein Geheimniß. Mein Freund Waterhoop ist der beste Mann von der Welt; aber der Eigennutz — —

Mylord. Darüber wollen wir nicht urtheilen; nur vergessen Sie nicht, daß Sie mit Waterhoop stehen, wie Pylades mit dem Orestes.

Hr. v. Platy. Aber unser Grundsatz ist: unsre Freunde mit allen ihren Mängeln zu lieben.

Mylord.

Mylord. Nun ſo liebt, liebt einander! — Aber laſſen Sie uns keine Zeit verlieren. Thun Sie mir den Gefallen und gehn Sie ſogleich zu Ihrem Freund und ſuchen Sie ihn zu bereden.

Hr. v. Platv. Ich gehe ſogleich, ſogleich — — Aber da kommt die Frau von Feldaar. Verſuchen Sie bey ihr Ihr Heil; mit ihrem Onkel will ich ſchon zurechte kommen. (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Frau von Feldaar. Mylord.

Fr. v. Feldaar. Bravo, Mylord! Sie haben mich recht höflich im Stiche gelaſſen.

Mylord. Wie, Sie haben Ihre Partie ſchon geendigt?

Fr. v. Feldaar. Nein, es kamen aber ſo viel Viſiten, daß die Gräfinn das Spiel aufhob, und wir haben daſſelbe gethan.

Mylord. Ich habe mit Ihrem Onkel geſprochen.

Fr.

Fr. v. Feldaar. Und wie hat er sich erklärt?

Mylord. Nie hab' ich einen unbiegsamern Mann gesehen! O, wenn Sie mich liebten, so machten Sie sich von dem Vorurtheile los!

Fr. v. Feldaar. Kann seyn, daß es ein Vorurtheil ist, ich bin darum doch verbunden, nichts ohne den Willen meines Onkels zu thun, dem ich die größte Verbindlichkeit habe —— O, Mylord, Sie bekämen eine Gattinn, die sich Vorwürfe zu machen hätte!

Mylord. Das ist sehr traurig! Ich weiß nur zu wohl, wie fest die Vorurtheile haften, die einem in der Kindheit eingeprägt werden; ich kenne eine Menge Engländer, die kein geringeres Bedenken haben würden, ihre Töchter Katholiken zu geben; aber mir bleibt noch eine Hoffnung übrig. Ich habe mit dem Herrn von Platvoet gesprochen, und ihn für mich zu gewinnen gewußt. Er will selbst mit Ihrem Onkel darüber unterhandeln.

Fr. v. Feldaar. Sie wollen groſse Freunde ſeyn. Und was ſagte Ihnen mein Onkel?

Achter Auftritt.

Herr von Waterhoop. (Der unterdeſſen unbemerkt hatte hereingekommen iſt.) Die Vorigen.

Mylord. Wie ich Ihnen geſagt habe, in meinem Leben habe ich noch nie ſolch einen hartnäckigen, ſtörrigen und unhöflichen Mann geſehen! Er ſagte zu mir — —

Hr. v. Waterh. (Tritt hervor.) Ich ſagte Ihnen, daß ich nie einwilligen würde. Ja, mein Herr, ich bin ein hartnäckiger, ſtörriſcher, unhöflicher Mann in der Einbildung eines Engländers! Aber von Ihnen, Nichte, hätte ich nicht ſo viel Verdruß erwartet, bey dem, was ich für Sie thue, und von jeher gethan habe.

Fr. v. Feldaar. Seyn Sie verſichert, lieber Onkel, daß ich nie einen Schritt gegen Ihren Willen gethan haben würde.

Hr.

Hr. v. Waterh. Sie sollten aber auch nicht vergessen, Ihren guten Ruf mehr zu schonen. Ich glaube, Sie sind in großer Gesellschaft, und jetzt find' ich Sie hier mit diesem Herrn allein!

Mylord. Wollen Sie uns auch noch den Umgang verbieten?

Hr. v. Waterh. Ja, mein Herr! Ich sag' es gerade heraus. Leute wie Sie, sind jungen Frauenzimmern, wie meine Nichte ist, immer gefährlich.

Mylord. Ich denke, ich habe erklärt, daß meine Absichten rein und aufrichtig sind.

Hr. v. Waterh. Ihnen mögen sie rein und aufrichtig scheinen, uns nicht.

Mylord. Ich bin ein redlicher Mann.

Hr. v. Waterh. Auch das bin ich nicht verbunden zu glauben.

Mylord. Herr von Materhoop, wenn Sie mir Ihre Nichte nicht geben wollen, so steht es Ihnen frey; aber wissen Sie, daß

ich Insolenzen nicht leide, und daß es Ihnen gereuen sollte, mit mir so zu sprechen, wenn ich nicht Achtung für Ihre Nichte hätte.

Fr. v. Feldaar. Mylord, ich bitte Sie, beruhigen Sie sich! — Und Sie, Herr Onkel, haben Sie Achtung für einen Mann, der Achtung und Vertrauen verdient.

Hr. v. Waterh. Hat er Ihnen nicht gesagt, daß ich ein störrischer, unhöflicher Mensch bin?

Mylord. Frau von Feldaar, leben Sie wohl! die Klugheit gebietet mir, einem Moment auszuweichen, der Ihnen schädlich werden könnte. Ich darf nicht hoffen, Sie zu besitzen; aber bedenken Sie, daß es nicht meine Schuld war. Morgen reis' ich ab. Leben Sie wohl! (ab.)

Fr. v. Feldaar. O bleiben Sie, Mylord, bleiben Sie!

Neunter Auftritt.

Fr. v. Feldaar. Hr. v. Waterhoop.

Fr. v. Feldaar. O, was haben Sie gethan! Warum beleidigen Sie einen Mann, deſſen Verdienſte allgemein anerkannt ſind!

Hr. v. Waterhoop. Ein Mann, der anders glaubt und denkt, wie wir, kann ſcheinbare Verdienſte haben, aber wirkliche ſchwerlich.

Fr. v. Feldaar. Verzeihen Sie mir, wenn ich dieß ſehr unbillig finde. Wie kann die bürgerliche Geſellſchaft dadurch beleidigt werden, wenn zwey Menſchen über gewiſſe Punkte nicht gleich denken? Sie ſehen hier Leute von den verſchiedenſten Nationen, von den verſchiedenſten Grundſätzen, wie Brüder mit einander leben, weil ſie ſo billig ſind, einander zu toleriren.

Hr. v. Waterh. Was töleriren, was Toleranz! Dieſe ſchönen Worte werden Sie wohl von Mylord gelernt haben. Wer fremde Ueberzeugungen tolerirt, iſt gleichgültig ge-

gen ſeine eigenen. Sie hätten ihn doch fragen ſollen, wie wir in England tolerirt werden? — — Seyn Sie ruhig, liebe Richte! Sie dauern mich: denn ich weiß, wie ſchwach Ihr Geſchlecht iſt. — Es iſt mir ganz recht, wenn der Engländer Wort hält und morgen abreiſt. Ich denke Sie werden ihn bald vergeſſen — Wer weiß, was für ein beſſeres Glück Sie erwartet! Dieſer Menſch hätte Sie verführen können, wenn er länger hier geblieben wäre.

Fr. v. Feldaar. (Unter Bewegungen eines gewaltſam unterdrückten Unwillens.) Ich habe ſchon erklärt, daß ich keinen Schritt gegen Ihren Willen gethan haben würde. Und wünſchen darf ich wohl, daß Sie mehr Vertrauen zu mir hätten! — Aber ſagen Sie mir doch, da Sie Ihre Ueberzeugungen für ſo augenſcheinlich wahr, für ſo untrüglich halten, warum haben Sie nicht verſucht, ſie ihm einleuchtend zu machen?

Hr. v. Waterh. Hätte er ſich belehren laſſen, ſo wäre es bloß aus Liebe zu Ihnen geſchehen; aber bedenken Sie ſelbſt, was kann

man von einem Menſchen halten, der einem Weibe zu gefallen ſeine Ueberzeugungen ändert? Solche Leute bleiben innerlich die alten, werden ſogar noch ſchlimmer. Dieſem würde ich alſo nie trauen, beſonders da er ein Engländer iſt, die immer hartnäckig auf ihren Grundſätzen beſtehen.

Fr. v. Feldaar. O, ich ſehe wohl, daß ich unglücklich bin, daß alle Hoffnung für mich verloren iſt!

Hr. v. Waterh. Warum unglücklich? Sie ſind jung, Sie ſind ſchön und verſtehen die Kunſt, jedermanns Liebe zu gewinnen — es kann Ihnen nie an Partien fehlen.

Fr. v. Feldaar. Will das Schickſal nicht, daß ich Moorland angehören ſoll, ſo bleibt ihm doch meine Achtung und Liebe auf immer! Er hat alle Vorzüge, um ſich beydes auf ewig zu erhalten.

Hr. v. Waterh. Gutes Kind, Sie kennen die Welt ſehr wenig! Sie müſſen wiſſen, daß jeder Engländer, der ſich ein Paar Guineen geſpart hat, keck damit in die Welt hinein

reiſet, und ſich auf der Gränze zu einem unermeßlich reichen Mylord machen läßt. Dadurch laſſen ſich viel arme Weiber blenden und werden betrogen.

Fr. v. Feldaar. O, Moorelands Charakter iſt keines Betrugs fähig!

Hr. v. Waterh. Die Zeit heilt jedes Uebel. Ich hoffe, Sie werden ihn früher vergeſſen, als Sie denken.

Fr. v. Feldaar. O, Sie betrügen ſich ſehr!

Zehnter Auftritt.

Graf Schnell. Die Vorigen.

Graf. Ich bin ſehr glücklich, Sie hier zu treffen! Erlauben Sie mir, angebetetes Weibchen, Ihnen das weiße Händchen zu küſſen.

Fr. v. Feldaar. (Zieht die Hand zurück.) Herr Graf, verſchonen Sie mich — —

Hr. v. Waterh. Liebe Nichte, Sie werden doch nicht in gleichgültigen Dingen

gegen

gegen Ihro Excellenz, den Herrn Grafen, die Sprödе machen? Haben Sie nicht bemerkt, daß es hier zu Lande Mode iſt, daß ſich die Damen die Hand küſſen laſſen?

Graf. Geben Sie nur her die kleine ſüße Hand und laſſen Sie mich zum Zeichen meiner Achtung einen Kuß darauf drücken!

Fr. v. Feldaar. Haben Sie Achtung für mich, ohne dieſe Zeremonie!

Graf. Was Sie für Umſtände machen! Laſſen Sie mich doch — (Greift nach ihrer Hand und küßt ſie.) O, theure, theure Hand! (Er ſpricht zu der Hand.) Kleine Schelmin, wer weiß, wie oft du dich ſchon haſt küſſen laſſen!

Fr. v. Feldaar. (Reißt ihm die Hand weg.) Laſſen Sie mich!

Hr. v. Waterh. Ihro Excellenz, der Herr Graf ſind heute bey guter Laune.

Graf. Wir wollen uns doch ein wenig ſetzen!

Hr. v. Waterh. (Rückt drey Stühle herzu.) Ja, Ja!

Graf. Frau von Feldaar, Sie sind heute ernsthafter als gewöhnlich! Eine schöne Frau sollte beständig heiter und munter seyn —. (Zum Herrn von Waterh.) Und wie ist es denn mit Ihnen, mein alter, theurer Freund? (Küßt ihn und setzt sich zu ihm.) Entfernen Sie sich unter irgend einem Vorwande! (Lacht.) Wir haben heute einen köstlichen Tag!

(Sie setzen sich.)

Hr. v. Waterh. Das ist wahr, wir konnten kein besseres Wetter zu unserer Kur finden — Aber da fällt mir ein (Sieht nach der Uhr.), daß ich noch einen nöthigen Gang zu thun habe. (Steht auf.) Ein Freund wartet auf mich. Es thut mir sehr leid, daß ich nicht das Glück haben kann, Ihro Excellenz Gesellschaft länger zu genießen.

Graf. O, wo wollen Sie denn hin? Bleiben Sie doch, bleiben Sie doch bey uns! (Gibt ihm einen Wink zu sitzen.)

Hr. v. Waterh. Ich kann in Wahrheit nicht. Ich darf meinen Freund nicht vergebens warten lassen.

Graf.

Graf. Wenn es so ist, so gehen Sie nur! Frau von Feldaar wird jetzt keine Schwierigkeit machen, mit mir allein zu bleiben —

Fr. v. Feldaar. Ich mache keine Schwierigkeit mit jemand allein zu bleiben, sey es wer es sey.

Hr. v. Waterh. Ihro Excellenz unterthänigster Diener!

Graf. Adieu, liebster Waterhoop, adieu!

Eilfter Auftritt.

Graf Schnell. Fr. v. Feldaar.

Graf. Meine Angebetete, Sie sagten heute früh, daß wir uns erst dreymahl gesehen hätten —

Fr. v. Feldaar. Das sagte ich. Sie bildeten sich ein, ich sey eifersüchtig auf Sie. Ich wollte Ihnen zu verstehen geben, daß Sie mich für sehr schwach hielten, wenn Sie glaubten, daß ich auf einen Mann eifersüchtig seyn könnte, den ich erst dreymahl gesehen hätte.

Graf. Aber ich kann Ihnen versichern, daß ich schon das erstemahl, wo ich Sie sah, zärtliche Empfindungen in mir aufsteigen fühlte. Ich erkundigte mich nach Ihnen und setzte mir vor, mich in Sie zu verlieben.

Fr. v. Feldaar. Setzten sich vor! Aber vergaßen Sie denn, daß auch ich dabey seyn müßte?

Graf. Das vergaß ich nicht; aber ich hoffe von Ihrer Güte und Artigkeit — —

Zwölfter Auftritt.

Hauptmann Schreck. Die Vorigen.

Hauptm. (Zum Grafen.) Hab' ich die Ehre, Ihre Excellenz, den Herrn Grafen von Schnell zu sprechen?

Graf. Ja, mein Herr. Was ist Ihr Anliegen?

Hauptm. Ich bin der Hauptmann von Schreck. Der Oberst von Lichtfeld hat mir befohlen, mich bey Ihnen zu melden, und hat mir gesagt, daß er Ihro Excellenz von

meiner

meiner traurigen Lage unterrichtet habe, und daß Sie, ohne mich näher zu kennen, versprochen hätten, etwas für mich zu thun.

Graf. Ja ja, so ist es. Aber Herr Hauptmann, wenn ich Sie bitten darf, so verschonen Sie mich jetzt, und kommen morgen früh wieder zu mir. Ich verspreche Ihnen, so für Sie zu sorgen, daß Sie wie ein rechtlicher Mann leben können.

Hauptm. O, Ihro Excellenz! Wie höchst glücklich bin ich, daß ich solch einen wohlthätigen Herrn gefunden habe! O, solch ein großmüthiges Herz! —

Graf. Ich danke Ihnen, Herr Hauptmann — recht sehr dank' ich Ihnen — aber ich bitte Sie — kommen Sie doch morgen früh zu mir — da will ich —

Hauptm. Ohne daß Ihro Excellenz mich kennen? Nur ein wahres großes Herz —

Graf. (Ihn unterbrechend.) Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen — Ich weiß, Sie haben Ihrem Monarchen, Ihrem Vaterlande treu

und

und muthig gedient; es iſt meine Pflicht — aber ich bitte Sie, liebſter Hauptmann, kommen Sie morgen früh zu mir. —

Hauptm. (Zum v. Feldaar aufſtehend.) Aha, ich verſteh — jetzt verſteh ich — ich empfehle mich Ihro Excellenz unterthänigſt.

(Ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Graf Schnell und Fr. v. Feldaar.

Graf. Nun ſagen Sie mir, ſchönes Weib, darf ich hoffen?

Fr. v. Feldaar. Schmeicheln Sie ſich nicht, Herr Graf. Mein Herz iſt verſagt.

Graf. Das weiß ich ſchon. Ich habe bemerkt, daß Sie Mylord Mooreland nicht ungerne ſehen.

Fr. v. Feldaar. Was hoffen Sie alſo noch von mir?

Graf. Ich hoffe, daß Sie neben der ehelichen Liebe noch ein wenig andere Liebe für mich fühlen könnten?

Fr. v. Feldaar. (Mit Kälte und Faſſung.) Herr

Herr Graf, wann habe ich Ihnen Urſache gegeben, ſo niedrig von mir zu denken?

Graf. Niedrig, ſagen Sie? Verzeihen Sie mir — ich denke großmüthig. (Zieht ein Etuis mit brillantenen Armbändern heraus.) Sehen Sie dieſe Brillanten. Sie gehören Ihnen, wenn ſie Ihnen gefallen.

Fr. v. Feldaar. Sie haben und mögen, wie es ſcheint, keinen andern Werth auf der Welt, als Ihren Reichthum! Und dieſes einzige Verdienſt, das Sie nicht Ihren Tugenden, ſondern dem blinden Zufalle verdanken, mißbrauchen Sie ſo! Ich verachte dieſe Brillanten und noch mehr den, der ſie mir anbietet!

Graf. Sie glauben mir etwas hartes zu ſagen, ſchöne Frau, wenn Sie meynen, daß mein Reichthum mein einziger Werth ſey. Wiſſen Sie aber auch, daß das ſo viel heißt, als: ich habe alles, was man in der Welt zu haben braucht? Rang und Titel, werden von vielen Menſchen für nichts geachtet, aber Geld, Geld, ein gründliches Ding, achtet jeder ſehr hoch. Meine

Titel

Titel koſten mir viel und helfen mir gar nichts; den Character Excellenz gibt mir, wer gerade Luſt dazu hat, oder wer mich braucht, oder zu brauchen denkt, oder bloß höflich gegen den Fürſten ſeyn will, der ihn mir gegeben hat. Alle Welt weiß, daß ich ein neugebackener Graf bin; aber ich verſichere Ihnen, daß alle arme Fürſten und alle alte Grafen, die keine Grafſchaft haben, mir ihren ganzen Stammbaum für die zweymahl hunderttauſend Gulden, die ich jährlich einzunehmen habe, mit Vergnügen abtreten würden. Und am Ende iſt es kein Bubenſtreich, ſchöne Frau, daß ich Ihnen dieſe Brillanten anbiete; es kömmt ja auf Sie an, ob Sie ſie nehmen wollen oder nicht.

Fr. v. Feldaar. Herr Graf, ich geſtehe, ich that Ihnen zu viel, daß ich ſagte, Ihr einziges Verdienſt ſey Ihr Reichthum. Ich kann nicht läugnen, daß Sie einige andere gute Eigenſchaften haben. Die Unterſtützung, die Sie dem alten Officier geben wollen, macht Ihnen Ehre;

Ehre: und der Miniſter lobte Sie heute früh öffentlich, wegen der guten Thaten, die man täglich von Ihnen hört. Wenn Sie nur einige Empfindung wahrer Achtung für mich hätten, ſo würde ich Sie bitten, dieſe Brillanten zu einem ähnlichen wohlthätigen und großmüthigen Zweck zu verwenden.

Graf. Aber, meine theure Frau von Feldaar, Sie müſſen mir auch erlauben einen Theil meines Vermögens zur Befriedigung meiner Launen und beſondern Neigungen zu verwenden. Nehmen Sie doch dieſe Brillanten an, ich bitte Sie. Ich gebe ſie Ihnen wahrhaftig ohne Nebenabſichten.

Fr. v. Feldaar. Ich danke Ihnen. Ich nehme von niemand Geſchenke.

Graf. Gnädige Frau, Sie ſind einzig in Ihrer Art! Hätt' ich es mir nicht zum Geſetz gemacht, niemand zu hintergehen, ich würde Sie heirathen. (Steckt die Brillanten wieder ein.)

Fr. v. Feldaar. Auch wenn davon die Rede wäre, würde ich Ihnen antworten,

daß mein Herz verſagt ſey. Aber ich begreife nicht, wie bey Ihnen Heirathen und Hintergehen Eins ſeyn kann.

Graf. Weil es in meiner Natur liegt, daß ich nicht länger, als höchſtens zwey oder drey Monathe lieben kann. Schwüre ich alſo einer Gemahlinn ewige Treue, ſo betröge ich ſie. Aber Sie, ſchönes Weib, Sie müſſen die meinige werden, koſt' es was es wolle.

Fr. v. Feldaar. Ich ſollte mich erzürnen, aber Sie machen mich wider meinen Willen zu lachen.

Graf. Und dieß Lachen iſt für mich ein glückliches Zeichen!

Vierzehnter Auftritt.

Gräfinn v. Wollſtein. Oberſt v. Lichtfeld. Die Vorigen.

Gräfinn. Frau von Feldaar, es iſt mir lieb, daß ich Sie hier mit dem Grafen Schnell finde! Wenn Sie beyde nichts Beſſeres wiſſen, ſo machen Sie mit mir einen kleinen Spaziergang.

Fr.

Fr. v. Feldaar. Ich bin zu Ihrem Befehl.

Graf. Was mich betrift, ich muß Ihro Excellenz danken. Ich habe noch ein dringendes Geschäft abzuthun.

Gräfinn. Wo ist denn Mylord? Er ginge gewiß mit uns.

Graf. O, der Mylord ist ein glücklicher Mann!

Gräfinn. Wie so?

Graf. Ich bitte Sie, gnädige Gräfinn, sehen Sie doch diese Armbänder ein wenig an! (Er zieht sie heraus und zeigt sie.) Die hier' ich der Frau von Feldaar an, aber sie schlägt sie aus, Mylords wegen; und ich wollte ihr ein Cadeau damit machen, ohne alle Nebenabsichten.

Gräfinn. Sie sind schön, wahrhaftig, unendlich schön!

Graf. Sie gefallen Ihnen? O, so bitt' ich Sie, sie als einen kleinen Tribut meiner Ergebenheit anzunehmen.

Gräfinn. (Nimmt es) Ich danke Ihnen verbindlichſt. Ich lege ſie gleich an, und alle Welt ſoll wiſſen, daß es ein Cadeau von Ihnen iſt.

Graf. (Zur Frau v. Feldaar) Sehen Sie, gnädige Frau, die Gräfinn hat die Güte, ein Geſchenk von mir anzunehmen.

Fr. v. Feldaar. Ein großer Unterſchied, Herr Graf! Der gute Ruf der Frau Gräfinn iſt hier im Lande begründet; aber ich bin fremd. Es würde viel zu ſprechen geben, wenn ich ein Geſchenk von Werth von Ihrer Hand trüge.

Graf. Jetzt verſteh' ich Sie.

Fr. v. Feldaar. Ich glaube nicht, Herr Graf.

Gräfinn. (Reicht dem Oberſten) Wenn der Narr wegwirft, muß der Verſtändig aufheben.

Graf. Herr Oberſt, der alte Hauptmann iſt bey mir geweſen, den Sie mir empfohlen hatten.

Oberſt. Ihro Excellenz werden einen Ehrenmann an ihm gefunden haben. Ich

ſteh

ſeh' Ihnen dafür, daß er für Ihro Excellenz durchs Feuer läuft.

Gräfinn. Aber wir müſſen gehen, es wird ſonſt zu ſpät.

Oberſt. (Reicht der Gräfinn den Arm; ſie gehen ab.)

Graf. (Zur Frau v. Feldaar.) Für jetzt werde ich die Ehre haben, Sie bis an den Wagen zu begleiten; ich hoffe aber, Sie heute Abend noch einmahl zu ſehen.

Fr. v. Feldaar. Ich bin nicht geſtimmt, heute Abend in Geſellſchaft zu ſeyn.

(Beyde ab.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Mylord. Nachher Herr v. Platvoet.

Myl. (Geht auf und ab.)

Hr. v. Platv. (Tritt eilig herein.) O, Mylord, Sind Sie hier? Ich habe Sie an hundert Orten geſucht.

Myl. Haben Sie mir was neues zu ſagen?

Hr. v. Platv. Eine große, eine ganz beſondere Neuigkeit, Mylord!

Myl. Haben Sie Herrn von Waterhoop geſprochen? Bringen Sie mir vielleicht Nachricht von ſeiner Einwilligung?

Hr. v. Platv. O, ganz etwas anderes, als Einwilligung!

Myl. (Will ſich entfernen.) So empfehle ich mich Ihnen. Etwas anderes mag ich nicht wiſſen.

Hr.

Hr. v. Platv. Hören Sie, Mylord, hören Sie nur! Es sind Dinge, die weder ich, noch Sie, noch irgend ein Mensch auf der Welt sich hätte träumen lassen.

Myl. So lassen Sie hören; aber so schnell und kurz als möglich.

Hr. v. Platv. Ich habe unsrer Abrede gemäß mit Waterhoop gesprochen. Er war und blieb hartnäckig; er scheint sogar einen besondern Haß auf Sie geworfen zu haben, Mylord. Ich war im Begriff, Ihnen diese unangenehme Nachricht zu bringen, als ich auf den Grafen Schnell stieß. Er hielt mich an und sagte: er suche den Herrn von Waterhoop, und setzte hinzu, da ich ein vertrauter Freund von ihm sey, so wolle er mir ein Billet von wichtigem Inhalt anvertrauen, ich sollt' es meinem Freunde bringen und er würde die Antwort darauf in seinem Quartier erwarten. Da ich schon gemerkt hatte, daß unter diesen beyden was vorginge, was nicht das Beste seyn müßte, weil es Waterhoop mir verheimlichte, so ging ich vor-

her nach Hause; und da ich recht gut verstehe, einen Brief aufzumachen und wieder zuzusiegeln, ohne daß man es ihm ansieht, so — — Ich versichre Ihnen, Mylord, es geschah nicht etwa aus Neugierde, sondern erstlich, weil ich mich im Gewissen verbunden hielt, eine böse That zu verhindern, und zweytens, weil ich, um einen Freund zu dienen, wie Sie mir sind, Mylord, falsche Münze schlagen würde — —

Mol. Aber zur Sache, zur Sache! Sie erzählen schon seit einer halben Stunde, und ich weiß immer noch nichts.

Hr. v. Platv. Gut, gut! Ich will Ihnen also kurz sagen, daß ich das Billet des Herrn Grafen aufmachte und es abschrieb. Dasselbe that ich mit Waterhoops Antwort, die ich sodann dem Grafen überbrachte, der mir eine elende Dose von Schildkrot schenkte.

Mol. Ist es nöthig, daß ich den Inhalt der beyden Billets wisse?

Hr. v. Platv. Sicher, sicher! Aber die Sache ist so beschaffen, Mylord, daß groß

Um

Unglück daraus entſtehen kann, wenn Sie nicht groſſe Vorſicht und Behutſamkeit brauchen.

Mylord. Geben Sie mir die Kopien.

Hr. v. Platv. Aber ich verlaſſe mich darauf, Mylord, daß Sie mich nicht verrathen.

Mylord. Ich verrathe Sie nicht.

Hr. v. Platv. Da, nehmen Sie! Dieß hier iſt der Inhalt vom Billet des Grafen; und dieß hier von der Antwort Waterhoops.

Mylord. (lieſt.)

„Mein theuerſter Herr von Waterhoop!“

„Ich habe Gelegenheit gehabt, wie „Sie wiſſen, mit Ihrer ſchönen Nichte un„ter vier Augen zu ſprechen. Sie hat er„klärt, daß Mylord Mooreland ihr Herz „ſchon beſitze; da ich aber ihr Herz nicht „verlange, und mich nicht auf ewig bin„den will, ſo hoffte ich durch ein reiches „Cadeau dennoch über ſie etwas zu ge„winnen; aber die Spitzbübinn ſchlug ein

„Paar kostbare brillantene Armbänder tro-
„tzig aus. Indessen habe ich nicht gerin-
„ge Hoffnung aus dem Umstande geschöpft,
„daß sie mir sagte, die Leute würden übel
„von ihr sprechen, wenn sie ein Geschenk
„von mir öffentlich trüge. Aber an Du-
„katen sieht man nicht, daß sie von mir
„kommen; ich werde ihr also mit einer
„guten Anzahl davon heute gegen Mitter-
„nacht einen Besuch machen. Sorgen
„Sie, daß ich alle Thüren offen finde;
„daß Licht in ihrem Vorzimmer sey und
„daß Sie nicht zu Hause sind. Ihre
„Kammerjungfer wird keinen Lärm ma-
„chen: denn sie ist auf meiner Seite. Le-
„ben Sie wohl. Theuerster Waterhoop,
„halten Sie Ihr Versprechen so wie ich
„das meinige halten werde. Vor der
„Hand schließe ich einen kleinen Wechsel
„von tausend Gulden bey. Adieu,
„Adieu."

(Mit allen Zeichen des Abscheus.) Schändliche, schändliche Kabale!

Hr.

Hr. v. Platz. Nun, lesen Sie nur, lesen Sie nur Waterhoops Antwort.

Mylord. (liest) „Ich glaube, daß „Ihro Excellenz sich mit der Frau von „Feldaar besser verstehen, als Sie mir „sagen wollen. Ich habe schon erklärt, „daß es zu spät seyn würde, wenn ich „mich widersetzen wollte. Es sey so, „wie Ihro Excellenz befehlen, weil ich „nicht anders kann. Für den über„sandten Wechsel danke unterthänigst. „Wegen des übrigen verlasse ich mich „auf Dero Ehrenwort. Aber ich ver„sichre Ihnen zugleich, daß ich alles „anwenden werde, öffentlichen Skan„dal zu verhüten.“ —

(Mit äußerstem Unwillen.) Der Bube! der gewissenlose Bube!

Hr. v. Platz. Mylord, hier bedarf es großer Vorsicht!

Mylord. Lassen Sie mich machen. Ich muß die Frau von Feldaar sogleich davon benachrichtigen. Dann geh ich zum Minister.

Ich

Ich find es nöthig, daß ein Mann von Autorität darum wiſſe. He da, James!

Zweyter Auftritt.

Bedienter des Mylord. Die Vorigen.

Mylord. (Zum Bedienten.) Feder, Tinte und Papier!

Bedienter. (Bringt das Geforderte, ſetzt es auf einen Tiſch und geht ab.)

Hr. v. Platz. Um des Himmelswillen, Mylord, bedenken Sie, was Sie thun! Ich bin verloren, wenn der Graf erfährt, daß ich ſein Billet aufgemacht und abgeſchrieben habe — — Und Waterhoop, was wird der ſagen! — Hätte ich mich doch um die verwünſchten Billets gar nicht bekümmert! — Mylord, Mylord, Sie werden ein großes Unglück ſtiften!

Mylord. (Setzt ſich nieder und ſchreibt.) „Verehrungswürdigſte Feldaar, ſeyn Sie „auf Ihrer Hut. Graf Schnell hat „für

„für künftige Nacht einen Anſchlag auf „Ihre Tugend und Ehre gemacht. Eine „Perſon, von der Sie es am wenigs „ſten vermuthen, ſteckt mit ihm unter „der Decke.“

Hr. v. Platv. Aber, Mylord, wenn das Billet dem alten Waterhoop in die Hände fällt?

Mylord. Sorgen Sie nicht! — James!

Bedienter. (Kommt.)

Mylord. Dieß Billet bringſt du der Frau von Feldaar, ohne daß der Herr von Waterhoop es bemerkt.

Bedienter. Ja! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Mylord. Herr von Platvoet.

Mylord. Ich gehe unterdeſſen zum Miniſter.

Hr. v. Platv. O Mylord, mir ahndet ein großes Unglück!

Mylord

Mylord. (Gibt ihm ein Papier.) Hier sind die andern fünfhundert Dukaten, die ich Ihnen versprochen habe, wenn ich durch Ihre Vermittlung die Hand der Frau von Feldaar bekäme. Es ist Ihnen nicht gelungen; aber Sie haben mir dafür einen andern Dienst geleistet. Ich werde Sie nicht verrathen; aber ich muß thun, was mir gut dünkt. (ab.)

Vierter Auftritt.

Herr v. Platvoet. Nachher Herr v. Waterhoop.

Hr. v. Platv. Ohne Unglück geht das nicht ab! — Indessen, tausend Dukaten sind auch nicht leicht zu verdienen. Ich glaube, es ist am besten, ich mache mich aus dem Staube. — (Steht nachdenklich da.)

Hr. v. Waterh. O, liebster Platvoet, sind Sie hier? Ich freue mich recht herzlich, Sie zu sehen! Haben Sie mein Billet dem Grafen überbracht?

Hr. v. Platv. Treulich, lieber Freund.

Hr.

Hr. v. Waterh. Was iſt das? Sie ſind ſo ernſthaft, ſo nachdenklich?

Hr. v. Platv. Ich bin auch wirklich nicht bey beſter Laune. — Aber auch Sie ſcheinen mir eben nicht ſehr zufrieden und heiter.

Hr. v. Waterh. O dieß Land — dieſe Menſchen — die Lebensart hier —

Hr. v. Platv. Sie haben Recht. Es iſt ein abſcheuliches Land. Ich ſtand eben im Begriff, nach Hauſe zu gehen, einzupacken und fort zu reiſen —

Hr. v. Waterh. Warum aber ſo eilig?

Hr. v. Platv. Ich kann hier nicht länger aushalten.

Hr. v. Waterh. Warten Sie doch wenigſtens noch ein Paar Tage, ſo können wir zuſammen abreiſen, wie wir gekommen ſind.

Hr. v. Platv. Ich will wohl auf Sie warten; aber — ich muß Ihnen, aufrichtig ſagen — Ihre Freundſchaft — ſcheint mir ſehr erkaltet —

Hr. v. Waterh. Wie können Sie das sagen?

Hr. v. Platv. Ihre Nichte ist in Mylord Worceland verliebt; ich beschwöre Sie bey unserer Freundschaft, Ihre Einwilligung zu dieser Verbindung zu geben; Sie schlagen es mir unfreundlich ab —

Hr. v. Waterh. Wie können Sie aber verlangen, theurer Freund, daß ich meine Einwilligung zu etwas geben soll, was gegen unsern Glauben und unsre Sitten ist? Wissen Sie nicht mehr, was Sie selbst noch heute früh mir über den Engländer sagten?

Hr. v. Platv. Ja — ich weiß es wohl noch — aber ich habe reiflicher nachgedacht — habe Ihnen auch schon alle die Gründe gesagt, warum diese Heirath gesetzmäßig vollzogen werden kann.

Hr. v. Waterh. Nein, nein, ich kann nie meine Einwilligung geben. Kurz, Sie müssen wissen, daß ich einen ganz eigenen Widerwillen gegen diesen Engländer habe.

Hr. v. Platv. Ich hingegen schätze ihn sehr hoch.

Hr. v. Waterh. Haben Sie vielleicht einen gewissen geheimen Grund, ihn so hoch zu schätzen?

Hr. v. Platv. Das ich nicht wüßte! Aber Sie mögen wohl einen kleinen geheimen Grund haben, Ihre Nichte dem Engländer nicht zu geben, aber wohl einem gewissen Andern Gelegenheit zu machen — —

Fünfter Auftritt.

Graf Schnell. Die Vorigen.

Hr. v. Waterh. (Zu Platv.) Herr von Platvoet, ich wundere mich über Sie. Sie sind eine böse Zunge!

Hr. v. Platv. Und Sie ein Heuchler.

Graf Schnell. Aber meine Herren, was haben Sie denn mit einander?

Hr. v. Platv. Ich gehe und packe ein, nehme Post — fahre gleich weg.

Hr. v. Waterh. Glückliche Reise!

Hr. v. Platv. O, seyn Sie sicher, Sie werden nicht immer günstigen Wind haben. (ab.)

Sechster Auftritt.

Graf Schnell. Hr. v. Waterh.

Graf. Was habt ihr denn für Zank unter einander? Ihr war't ja immer die besten Freunde.

Hr. v. Waterh. Er läßt sich einfallen, dem Engländer bey mir das Wort zu reden, und untersteht sich, mir Vorwürfe zu machen, daß ich ihm meine Nichte nicht geben will!

Graf. Das sind Dinge die mich nichts angehen. Aber diese Nacht, liebster Watershoop, empfehl' ich Ihnen — —

Hr. v. Waterh. Aber um des Himmelswillen brauchen Ihro Excellenz alle nur mögliche Vorsicht!

Graf. Lehren Sie mich doch nicht, wie ich mich in solchen Fällen benehmen muß? Seyn Sie ganz unbesorgt.

Hr. v. Waterh. Aber ich beschwöre Ihro Excellenz, sagen Sie mir, sind Sie wirklich mit meiner Nichte wegen dieses Nachtbesuchs einverstanden?

Graf. Lassen Sie doch das gut seyn, liebster Waterhoop, was kummert Sie das?

Hr. v. Waterh. Ah, da kommt der Engländer! Ich muß ihm ausweichen, um nicht noch einmahl einen verdrießlichen Auftritt mit ihm zu haben. Ich empfehle mich Ihro Excellenz. (Ab.)

Siebenter Auftritt.

(Abend.)

Mylord. Graf Schnell.

Mylord. Graf, Sie müssen sich mit mir schlagen!

Graf. Lieber Mooreland, sind Sie bey Sinnen? Ich habe Sie nie beleidigt, und

Sie mich auch nicht, meines Wiſſens. Es wäre ein eigner Geſchmack, wenn wir uns die Hälſe brechen wollten, da in dieſer ſchönen Welt noch ſo viel zu thun und zu genießen iſt!

Mylord. Sie ſind Willens, künftige Nacht eine reſpektable Frau zu überfallen, die ich liebe, die ich zu heirathen gedenke.

Graf. Ich ſchwöre Ihnen Mylord, ohne böſe Abſicht!

Mylord. (Zieht ein Papier heraus.) Da, leſen Sie! Das iſt die Kopie eines Billets, das Sie an den ehrloſen Kuppler Waterhoop geſchrieben haben.

Graf. (Sieht die Schrift an.) Beym Teufel, Mylord, wie ſind Sie zu der Kopie gekommen? Doch durch den Platvoet?

Mylord. Davon iſt jetzt nicht die Rede. Schlagen ſollen Sie ſich! Auf Stich oder Schuß?

Graf. Mir gefällt weder Stich noch Schuß. Aber glauben Sie nicht, daß ich

Sie

Sie fürchte. Was meine Abſicht auf die Frau von Feldaar betrift, ſo verſichre ich Ihnen, Sie irren. Nimmermehr würde ich Gewalt gebraucht haben. Hätte ich ſie nicht mit meinem Golde gewinnen können, ſo wär' ich wieder gegangen, wie ich kam.

Mylord. Das iſt mir nicht genug! Immer bleibt es eine Beleidigung, daß Sie unerlaubte Anſchläge auf eine Perſon machten, die ſich für mich erklärt hat, von der Sie wußten, daß ich ſie zu meiner Gattinn machen wollte.

Graf. O, Mylord, Sie nehmen das zu genau! Wenn alle die Leute, die im Punkt der Liebe Kontrebande zu machen ſuchen, umgebracht werden ſollten, ſo würde die Welt entvölkert werden. — Sie ſelbſt Mylord, bekennen Sie nur — haben wohl ſchon ähnliche Gedanken gehabt. Ueberdieß iſt die Frau von Feldaar noch nicht Ihre erklärte Braut. Ich weiß, daß Herr von Waterhoop, wenn ich auch nicht wäre, doch ſeine Einwilligung nicht geben würde.

Mylord. (Steht eine Weile nachdenklich da.) Sie wollten alſo nicht Gewalt brauchen?

Graf. Nein, Mylord, ich betheure es Ihnen als Mann von Ehre!

Mylord. Leben Sie wohl. (Im Begriff zu gehen.)

Graf. Wo wollen Sie hin?

Mylord. O, ich weiß es nicht — —

Graf. Mylord, Sie dauern mich! (Umarmen.) Kommen Sie, umarmen Sie mich!

Mylord. (Tritt zurück.) Umarmen? Meinen Nebenbuhler? — Nein, ſo viel Großmuth, oder ſo viel Niederträchtigkeit hab' ich nicht.

Graf. (Immer noch mit offenen Armen.) Umarmen Sie mich! O tugendhafter, edler Mann! (Sie umarmen einander und ſtehen eine Weile ſtumm da.) Mylord, heute noch ſollen Sie Vaterhofs Einwilligung haben.

Mylord. O, Graf, was ſagen Sie?

Graf. Kein Wort weiter. Es wird ſchon Nacht. Kommen Sie mit in mein Quar-

Quartier und warten Sie dort so lange, bis ich Ihnen die Einwilligung bringe.

Mylord. Aber Sie müssen wissen, daß ich bey dem Minister gewesen bin. Ich habe ihm die Kopie der Billets gezeigt. Er hat mir versprochen, daß Ihnen Ihr Anschlag nicht gelingen sollte, und daß er die Frau von Feldaar vor Ihnen sicher zu stellen wissen würde. Ich weiß nicht, was er zu thun gedenkt; man muß ihm also Nachricht geben —

Graf. Lassen Sie uns erst das Nöthige besorgen; sodann wollen wir mit ihm sprechen. Gehen wir jetzt. Ich bin ungeduldiger als Sie.

(Sie gehen ab.)

Achter Auftritt.

(Zimmer der Gräfinn. Lichter auf dem Tische.)

Gräfinn Wollstein, (Sitzt auf dem Kanape und neben demselben) der Oberste (auf einem Stuhle.)

Gräfinn. Ich weiß nicht, was mein Gemahl mit der Frau von Feldaar vor hat. Er hat ihr meinen Wagen geschickt, und sie in meinem Nahmen bitten lassen, zu mir zu kommen, weil ich ihr wichtige Dinge zu sagen hätte. Mir hat er aufgetragen, sie mit guter Manier aufzuhalten, und ihr sodann unter irgend einem Vorwande den Vorschlag zu thun, die Nacht hier zu bleiben, und dort in jenem Zimmer zu schlafen. Wollte sie aber nicht hier bleiben, so sollte ich alle Thüren verschließen und sie durchaus nicht fort lassen. Dabey sollte ich ihr durchaus nicht sagen, daß dieß auf seinen Befehl geschehe. — Ich weiß nicht, was ich dazu denken soll — weiß auch nicht, womit ich die Frau während der Zeit unterhalten soll — —

wenn

wenn ich meinen Mann nicht kennte — — aber ſo —

Oberſt. Ich wollte wetten, daß ich das Wahre errathe.

Gräfinn. Und was meynen Sie, daß es ſey?

Oberſt. Ich habe Ihnen immer geſagt, daß mir dieſe beyden Leute, dieſer Waterhoop und Platvoet nicht gefallen — ich wollte wetten, es ſind zwey Spione —

Gräfinn. Nun?

Oberſt. Der Miniſter will' ſie gewiß dieſe Nacht feſt nehmen laſſen; und da er Achtung für die Frau von Feldaar hat, die bey ihrem Onkel wohnt, ſo will er nicht, daß ſie bey dieſem Auftritte zugegen ſeyn ſoll. —

Gräfinn. Was ſollten aber Spione hier im Bade machen wollen?

Oberſt. Ja, wer kann wiſſen, woher ſie kommen, was ſie ſchon angeſtiftet haben? Sie ſind aus Flandern, wie ſie ſagen. —

Gräfinn. Es thut mir leid um die arme Feldaar — Ich ſchätze ſie ſehr — — Aber da kommt ſie! Oberſt, Sie bleiben hier.

Oberſt. Ich bin zu Ihrem Befehl, gnädigſte Gräfinn.

Neunter Auftritt.

Frau v. Feldaar. Die Vorigen.

Fr. v. Feldaar. Man hat mir ſo eben geſagt, gnädigſte Gräfinn, daß Sie mir wichtige Dinge zu entdecken hätten, und daß ich ſogleich zu Ihnen kommen möchte. Ich gläube zu errathen, was es iſt —

Gräfinn. (Verlegen.) Nichts von Bedeutung, meine Theure, nichts von Bedeutung! — Es war nur bloß laune von mir. — Ich ließ Ihnen ſagen, daß ich Ihnen Dinge von Wichtigkeit mitzutheilen hätte, um deſto ſichrer zu ſeyn, daß Sie kämen. Wiſſen Sie, wir wollen eine Partie l'hombre mit dem Oberſten ſpielen — dann mit einander ſoupiren. —

Oberſt.

Oberſt. Mit Vergnügen.

Fr. v. Feldaar. Verzeihen Sie mir, Frau Gräfinn, es ſcheint mir nicht natürlich, daß Sie mich hätten rufen laſſen, um mit mir eine Partie L'hombre zu ſpielen, da Sie wiſſen, daß ich wenig oder gar nicht ſpiele — Und um dieſe Zeit! — (Nachdenklich.) Mein Onkel wird auch auf mich warten. —

Oberſt. Man muß zu Ihrem Onkel ſchicken und ihm ſagen laſſen, er ſolle unbeſorgt ſeyn, Sie wären bey der Frau Gräfinn.

Fr. v. Feld. Theuerſte Gräfinn, Sie ſcheinen verlegen! — Sagen Sie mir — geſtehen Sie mir die Urſach dieſer Anſtalten.

Gräfinn. (Verlegener als vorher.) Ich verlegen? Das kömmt Ihnen nur ſo vor. — Kommen Sie, kommen Sie — — Oberſt, geben Sie die Karten her!

Fr. v. Feld. Ich kann mich wirklich nicht aufhalten.

Gräfinn. So bleiben Sie wenigſtens bey uns zum Abendeſſen.

Fr. v. Feld. Mein Onkel weiß nicht, daß ich ausgegangen bin. Entschuldigen Sie mich für dießmahl, theuerste Gräfinn.

Gräfinn. Aber der Wagen wird schon eingefahren seyn, meine Theure.

Fr. v. Feld. Das thut nichts. Ich gehe zu Fuße. Unterthänigste Dienerinn.

(Will gehen.)

Gräfinn. (Hält sie bey der Hand, aber die Frau bey Hofe zieht sie mit sich bis zu der Thüre.) O bleiben Sie doch, bleiben Sie doch hier, ich beschwöre Sie!

Fr. v. Feld. (Findet die Thür verschlossen.) Aber was ist das? Die Thür verschlossen. — (Sie gehet zu einer andern Thür und findet sie ebenfalls verschlossen.) Auch diese? — O Gräfinn, wie Sie mit mir scherzen! — Ich verspreche Ihnen, morgen so lange bey Ihnen zu bleiben, wie Sie wollen.

Gräfinn. Aber ich bitte Sie, heute bey mir zu bleiben. Wir spielen eine Weile, wenn Sie wollen, und dann gehen wir zu Tische.

Für-

Würde es spät, so steht ein Bette für Sie bereit. —

Fr. v. Feld. Ein Bette für mich bereit? Das überrascht mich mehr als alles übrige! O, wenn ich nicht in dem Hause wäre, wo ich bin — — Die Art, wie man mich hergebracht hat, — Ihre Verlegenheit — die verschlossenen Thüren — diese Anstalten — Aber mehr als alles, meine innere Aengstlichkeit — Frau Gräfinn, was soll ich von Ihnen urtheilen? Aber nein! Nimmermehr kann ich glauben — Aber ich beschwöre Sie, endigen Sie den Scherz und lassen Sie mich fort.

Gräfinn. (Mit steigender Verlegenheit.) Ich schwöre Ihnen, daß ich Sie nicht fortlassen kann.

Fr. v. Feld. Wer gibt Ihnen diese Gewalt über meine Person? O Gräfinn, zu was für einem Geschäft lassen Sie sich brauchen! Gehen Sie in sich! Denken Sie an Ihren guten Ruf und schonen Sie meinen!

Gräfinn. Schämen Sie sich, daß Sie solchen Argwohn fassen können.

Oberſt. Ich betheure Ihnen auf meine Ehre, daß Ihnen nichts begegnen ſoll.

Fr. v. Feld. Verzeihen Sie, Herr Oberſt, unter ſolchen Umſtänden kann ich niemand trauen.

Oberſt. (empfindlich.) Wenn Sie ſich nicht auf mein Ehrenwort verlaſſen, ſo denken Sie, was Sie wollen.

Gräfinn. Frau von Feldaar, ich verzeihe Ihnen Ihre Voreiligkeit, aber wiſſen Sie, daß kein Umſtand in der Welt Ihnen Argwohn in Abſicht meiner einflößen darf.

Fr. v. Feld. Verzeihen Sie, gnädige Gräfinn, ich bitte Sie recht herzlich darum; aber laſſen Sie mich fort. Oder ſagen Sie mir wenigſtens die Urſache, warum Sie mich haben kommen laſſen, und warum ich hier bleiben ſoll?

Gräfinn. Sie können in der That vor morgen früh von hier nicht fort. Die Urſach iſt mir ſelbſt noch unbekannt, und es thut mir leid, Sie in dieſer Lage zu ſehen, da ich Sie aufrichtig ſchätze.

Fr. v. Feld. Aber Sie selbst, Frau Grä-
finn, versetzen mich in diese Lage, und dann
sagen Sie doch, daß es Ihnen leid thue,
daß Sie selbst die Ursach davon nicht wissen!
Ich begreife nichts davon!

Gräfinn. Das Sonderbarste dabey ist,
Frau von Feldaar, daß ich selbst nichts von
der ganzen Sache begreife.

Zehnter Auftritt.

Graf Schnell. Die Vorigen.

Graf. Ah, bravo! Hier sind ich sie ja
beysammen!

Fr. v. Feld. (Erschrickt heftig.)

Gräfinn. Wie, Graf, Sie hier, um
diese Zeit? Wer hat Sie hereingelassen?

Graf. Eine schöne Frage!

Gräfinn. Herr Oberst, wissen Sie, was
das bedeuten soll?

Oberst. Mir ist alles noch dunkler,
wie vorher.

Fr. v. Feldaar. (Entschlossen zur Gräfinn.)
Fragen Sie doch Ihre Armbänder um Aus-

kunft über dieſe ſchändliche Scene! Bin ich hier in dem Hauſe eines Miniſters? Sind das die Geſetze der guten Societät, mich hinterliſtig zur Nachtzeit hierher zu locken, um mich in die Arme eines ehrloſen Menſchen zu ſpielen?

Graf. (Zieht sein auf.)

Oberſt. Das geht zu weit!

Gräfinn. (Mit Leidenſchaft, aber in einem gemäßigten Tone.) Frau von Feldaar, es iſt eine beleidigende Verwegenheit, ſolch einen Argwohn in Abſicht meiner zu äuſſern.

Fr. v. Feldaar. So benehmen Sie mir dieſen Argwohn, gnädige Frau, ſo laſſen Sie mich zu meinem Onkel zurück bringen! Ich verſpreche Ihnen, daß nie ein Wort über meine Lippen kommen ſoll, von dem was hier vorgefallen iſt. (Sie fällt der Gräfinn zu Füßen.) Ich beſchwöre Sie, Gräfinn, haben Sie Mitleiden mit mir!

Gräfinn. Frau von Feldaar, Sie ſind auſſer ſich, ich verzeihe Ihnen deshalb; aber fort kann ich Sie nicht laſſen. Es kann ja

ſeyn,

seyn, daß der Graf Schnell hier ist, um Ihnen seine Hand zu geben; ich kann mir nichts anders denken.

Fr. v. Feldaar. (Steht entschlossen auf.) Ich will ihn nicht, und wenn er zehnmahl reicher wäre.

Graf. (Zur Gräfinn und zum Obersten.) Und mir ist es nie eingefallen, sie zu heirathen!

Gräfinn. Erklären Sie sich also, warum Sie hierher gekommen sind?

Graf. (Reicht der Frau von Feldaar ein Papier.) Lesen Sie, gnädige Frau!

Fr. v. Feldaar. Ich nehme kein Papier aus Ihrer Hand. Lassen Sie mich.

Graf. Und doch werden Sie mich in wenig Augenblicken Ihren Freund nennen.

Gräfinn. Aber ich muß der Sache ein Ende machen. Ich gehe zu meinem Gemahl. Er soll dieß Geheimniß aufklären.

Oberst. Auch ich gehe, denn ich sehe wohl, daß ich aus diesem Wirrwarr nicht klug werden soll.

Fr. v. Feldaar. (Höchst aufgebracht.) Ach, nun sehe ich eure Ränke! Unter einem elenden Vorwande wollt ihr mich mit diesem schändlichen Menschen allein lassen! (Zieht ein Blatt heraus; zur Gräfinn.) Hier, lesen Sie dieß Billet von Mylord Moreland, und urtheilen Sie,

ob ich Unrecht habe, Argwohn über Ihr Betragen zu schöpfen. Aber wissen Sie, wenn Sie sich auch haben blenden lassen, so ist darum der abscheuliche Plan doch noch nicht geglückt. Wer sich mir nähert, hat es mit einer Furie zu thun! O, wenn Mooreland um meine abscheuliche Lage wüßte! (Zum Grafen Schnell.) Ja, Elender, zuttern würdest du!

Gräfinn. (Nachdem sie das Billet Mylords gelesen.) Ich bin erstaunt — ich bin beschämt! Was soll ich dazu sagen! — Frau von Feldaar schonen Sie mich — ich bleibe hier! Seyn Sie ruhig! Ich schwöre Ihnen, daß Sie sich in mir irren — —

Fr. v. Feldaar. O, Gott, wer nimmt sich meiner an! Tausend Besorgnisse, tausend Zweifel ängstigen mich!

Oberst. Wahrhaftig, die beyden Weiber werden noch verrückt!

Gräfinn. (Im höchsten Grade aufgebracht zum Grafen Schnell.) Graf, machen Sie der Sache ein Ende, oder —

Graf. (Zieht ein Blatt heraus.) Lesen Sie dieß Blatt und alles ist zu Ende.

Gräfinn. (Reißt ihm das Blatt weg: liest.) „Ich Endesunterschriebener, überzeugt durch „die triftigen Gründe Ihro Excellenz des „Herrn Grafen von Schnell, erkläre durch „gegenwärtige, eigenhändig aufgesetzte und „mit

„mit meinem Nahmen unterzeichnete Schrift,
„daß ich nicht bloß meine Einwilligung
„zur Vermählung meiner Nichte mit My-
„lord Moreland gebe, sondern auch zu-
„frieden bin, daß diese Verbindung unge-
„säumt vollzogen werde. Urkundlich — —!
Nicolaus Theophilus von Waterhoop.“

(Erstaunt und überrascht, legt lachend hinzu.) Haben Sie gehört und verstanden, meine Herrn und Damen?

Fr. v. Feldaar. O Himmel! Welch ein Augenblick! — Theuerste Gräfinn, verzeihen Sie mir — — Aber, o darf ich auch träuen! (Sie nimmt das Blatt der Gräfinn aus der Hand und liest es.)

Eilfter Auftritt.

Der Minister. Mylord Moreland.
Die Vorigen.

Minister. Ja, liebenswürdige Frau, es ist so!

Fr. v. Feldaar. O, Herr Graf, ich finde keine Ausdrücke — — ich bin zu sehr erstaunt — bestürzt — und Sie, Mylord, konnten so hartherzig seyn, mich auch nur einen Augenblick in dieser schrecklichen Situation zu lassen? Aber, wie stimmt das Ganze mit dem Billet, das Sie mir geschrieben haben?

Mylord. Mit der Zeit sollen Sie alles erfahren. Ich litt dort hinter der Thür mehr als Sie; aber der Herr Minister hielt mich zurück und fand Vergnügen an der Verlegenheit seiner Gemahlinn und an Ihrer Bestürzung.

Gräfinn. (Zum Minister.) Sie haben mich eine schöne Rolle spielen lassen!

Fr. v. Feldaar. Theuerste Gräfinn, verzeihen Sie mir die Worte, die mir entschlüpft sind — ich bin unendlich beschämt — (Zum Minister.) Aber Sie, Herr Graf —

Minister. (Lachend.) O, Sie hatten Ursache, noch weit mehr zu sagen, besonders meiner Frau.

Fr. v. Feldaar. Aber wie hätte ich auch denken können — —

Gräfinn. (Zum Minister.) Das Schönste war, daß ich schon anfing, Sie in einem bösen Verdachte zu haben.

Minister. Sehen Sie, wie der Schein betrügt.

Fr. v. Feldaar. Aber warum kommt mein Onkel nicht selbst?

Minister. Ich habe schon zu ihm geschickt.

Oberst. (Zum Grafen.) Aber wodurch haben Ihro Excellenz denn des Alten Einwilligung bewirkt?

Graf.

Graf. Unter uns, durch tausend Scuder raind'or.

Fr. v. Feldaak. Graf Schnell, was soll ich Ihnen sagen? Ich fürchtete in Ihnen einen Verführer, und Sie sind mein Wohlthäter geworden — —

Graf. Machen Sie mir keine Komplimente, gnädige Frau. Glauben Sie mir, es freut mich herzlich, daß ich für Ihre Zufriedenheit etwas habe thun können; verzeihen Sie mir das übrige, anbetungswürdiges Weib.

Minister. Ein neuer Beweis, Graf Schnell, daß ich mich in Ihnen nicht geirrt habe. Ich habe immer behauptet, daß Ihre Tugenden Ihre Fehler überwögen.

Zwölfter Auftritt.

Ein Bedienter. Die Vorigen.

Bedienter. (Zum Minister.) Ihro Excellenz hatten mir befohlen, den Herrn von Waterhoop zu rufen; aber die Leute im Hause sagten mir, er sey schon vor einer halben Stunde plötzlich abgereist. (Ab.)

Mylord. Desto besser!

Fr. v. Feldaak. Es thut mir leid.

Minister. Frau von Feldaar, ich schätze

Sie

Sie aufnehmen, wenn Sie wollen, so bin ich bereit, bey Ihnen Onkels- und Vaters-Stelle zu vertreten.

Fr. v. Feldaar. O, Herr Graf, ich erkenne Sie mit Freuden, für beides an! Aber, womit hab' ich so viel Güte verdient?

Minister. Zum Zeichen Ihres Gehorsams geben Sie sogleich Mylord die Hand.

Fr. v. Feldaar. (Reicht Mylord die Hand.) Herzlich gern gehorch' ich Ihrem ersten Befehle.

Mylord. Und ich nehme diese Hand mit empfindlichem Dank an.

Virginia. Aber wunderlich ist es immer, daß ich von dem ganzen Hergange noch keine Silbe weiß.

Minister. Sie sollen alles wissen. Kommen Sie! Ich habe ein kleines Soupé bestellt. Bey Tische wollen wir noch ein wenig darüber vernünfteln und uns überzeugen, daß sehr oft: der Schein betrügt.

Kleine

Proſaiſche Schriften,

vom

Verfaſſer des Moriz.

Sechstes Bändchen.

Weimar, 1800.
Bey der Hoffmanniſchen Buchhandlung.

Vorerinnerung.

Das Manuſcript des gegenwärtigen und des noch zu liefernden ſiebenten und letzten Bändchens, dieſer kleinen proſaiſchen Schriften, lag ſchon ſeit geraumer Zeit bey uns im Pulte, denn der leider zu früh verſtorbene Verfaſſer beſtimmte ihn anfänglich für das fünfte Bändchen. Er fand aber nachher für gut, zu dieſem anderes Manuſcript zu liefern, gegenwärtiges

aber aufbewahren zu laſſen. — Da wir nun einerſeits überzeugt ſind, daß deſſen Innhalt gewiß würdig ſey die Sammlung zu beſchließen, andererſeits es aber auch ſchon honorirt haben, ſo haben wir geglaubt, kein Bedenken tragen zu dürfen, daſſelbe dem Publikum zu übergeben.

Nächſtdem ein paar Worte zur Characteriſtik. — Die Anſichten vom Maynſtrom ſind das Reſultat einer kurzen Zerſtreuungsreiſe des Verfaſſers in einem der erſten Jahre dieſes Jahrzehends. Sie waren umſtändlicher, als ſie hier erſcheinen.

Da

Da ſie aber in Form eines Tagebuchs an einen Freund abgefaßt waren, ſo befanden ſich darinn viele lokale oder Bezughabende Bemerkungen, die nur einzelne Perſonen, nicht aber das Publikum intereſſiren konnten, und die daher, zu Erſparung des Raums, billig weggeblieben ſind.

Pocahuntas iſt ein kleines, unterhaltendes Gemälde, deſſen Stof aus den Reiſen eines der ältern Weltumſeegler genommen iſt.

Die geheimen Szenen aus Bädern haben, ſo wie die Familiengemälde im erſten Bändchen, gröſ-

ten-

antheils das Gepräge der Wahrheit und Naturtreue.

Melintes iſt nach einem ältern franzöſiſchen Halbroman entworfen. Der Verfaſſer hat bey deſſen Bearbeitung denſelben Plan befolgt, wie bey der Joſephe, nehmlich, er hat nur die Erfindung und Anlage des Franzoſen benutzt, und ſeine Weitſchweifigkeit in Worten möglichſt vermieden, folglich das Ganze in einen weit geringern Umfang zuſammen geſchmolzen. Indeß unterſcheidet ſich dieſer Halbroman allerdings in zwey Punkten merklich von jenem Gemälde

des Marivaux: einmal, weil er aus einem frühern Zeitraum herſtammt, wo Geſchmack und Sitten von denen unſrer Zeiten merklich verſchieden waren; Lycurgus, weil er römiſche und griechiſche Geſchichte enthält, die ſchon für ſich eben ſo viel feyerlichen Ernſt an ſich trägt, als die Wiener Biographie Naivetät und Laune. Doch wird es ihm, da er uns in die intereſſanten Zeiten des erſten Jahrhunderts, unter dem römiſchen Despoten Nero, und in die freundlichen Gefielde des Zauberlandes Theſſalien zurück führt, hoffentlich an Beyfall nicht mangeln, be-

ſonders in den ſpätern Abſchnitten, wo das Intreſſe der Geſchichte weit ſchneller wächſt, als in dieſer erſtern. Bis auf den heutigen Tag lebt das Andenken eines wackern Fürſten in den Volksſagen der reizenden Jannitſchen und livadiſchen Mädchen.

Weimar, im Sept. 1799.

Die Verlagshandlung.

I.

Ansichten

vom

Maynstrom.

Ansichten vom Maynstrom.

Der Fichtelsee.

„Auf den rauhen Ochsenkopf will der Herr steigen?“ sagte das schönste der schönen Mädchen zu Bischofsgrün, als ich am frühen Morgen von meinem elenden Lager aufstand, das ein zahlloses Heer Schwaben noch unangenehmer gemacht hatte. „Er wird „nicht viel sehen, es wird heute hegrich. „Bleib er lieber bey uns, wir wollen ihm „eins vorschnacken.“ Wahrlich, diese natürliche und gutgemeynte Einladung fand ihren Weg schneller zum Herzen, als der

hofmäßige Ruf zur Tafel eines großen Mannes. Hatt' ich nicht um des Fichtelgebirges willen schon den sehr lästigen Weg bis an das hochliegende Bischofsgrün gemacht, vielleicht hatte die Ladung dieser reitzenden Bayreutherin mich gefesselt. Aber ich riß mich los, und gieng. Nach einigen Stunden war der Ochsenkopf erstiegen. Er ist einer der höchsten Gipfel des Fichtelgebirges, aber seine Aussicht ist von nahliegenden hohen Bergen beschränkt. Doch sieht man von ihm reizende und ferne Landschaften in der Oberpfalz, eine Menge verfallener Bergschlösser, Bayreuth, und große Bergketten in Böhmen. Etwas bergabwärts führt nun ein mühsamer sumpfiger Pfad gegen den Seeberg hin, zum Fichtelsee, dem Ursprunge des weißen Mayns. Der Nahme ließ mich ein großes stillstehendes Wasser erwarten; aber wie erstaunt' ich, als ich fragte, ob wir den See bald erblicken würden, und vernahm, daß wir schon dabey, und gewis-

fernaßen drinne ſtünden. Der Fichtelſee iſt ſonach ein weites mit Beerkrautig und Waldſtauden bewachſenes Thal, mehr filzig als ſumpfig, eine Lohe, über die man an vielen Stellen hinweg gehen kann. Und aus dieſem Thal entſpringt ganz unmerklich, vermuthlich mittelſt tiefer Waſſerſammlungen, ein großer reizender Fluß, der bey Maynz mit unglaublicher Majeſtät in den Rhein fällt, der Bayreuth, faſt ganz Franken, einen Theil von Heſſen und von Maynz durchwaſſert, und mit den reizendſten Ufern prangt, die den Geſtaden des größern Rheins wenig voraus laſſen. Auch die Nabe, ein nicht unbedeutender Fluß, nimmt aus dieſer unſichtbaren Waſſerfabrik ſeinen Urſprung.

Höher als der Fichtelſee und ohnweit davon liegt der Fürſtenbrunn, ein ſtarker Quell mit kryſtallhellem Waſſer. Auf einem daneben liegenden Stein iſt das Bayreuthiſche Wappen eingehauen. Er wurde einſt von den Pfälzern aus Eigenthumsanmaßung

dies

dieſer Grenze, heruntergeriſſen. Billig ſollte man dieſen Fürſtenbrunn für einen Hauptquell des weiſſen Mayns halten, da er ſich unterm Fichtelſee verliehret.

Aber ich verlaſſe dich, trockne, reizloſe Najade, um dich bald in Frankens lieblichen Thälern in einer ſchlüpfrigern, reizendern Geſtalt wieder zu finden. — Nichts iſt angenehmer für den, der ſchöne Gegenden aufſucht, als dem Laufe eines großen Stroms zu folgen, und mit dem Blick des ſtillen Beobachters an ſeinen Ufern hin zu wandern.

Berneck.

Mit dem Hemmſchuh angethan, und dennoch ſchnell, rollte mein Wagen bergabwärts in ein kleines ſchmutziges Städtchen, in deſſen von der Sonne nur einige Stunden des Tages beſuchten wenigen Gaſſen der Koth nicht austrocknet. Das war Berneck.

Tief

Tief herabgestimmt war meine Erwartung, denn ich dachte mir Berneck als eine der mahlerischsten Gegenden Teutschlands. Aber die Erwartung sank nur auf einige Minuten. Kaum bestieg ich das steil anlaufende Gebirge, das die berühmten Ruinen von Berneck darstellt, als mein Herz sich zu hohen Gefühlen erweiterte. Man führte mich zuerst den Schloßberg hinan. Mühsam ist dieser Pfad, aber reich belohnend durch den Anblick erhabner Naturschönheiten, wenn man ihn erstiegen hat. Sieben Berge thürmen sich um den Schloßberg auf. Ihr Anführer ragt über die Wolken hinaus. Zwischen ihnen liegen enge Thäler, durchwässert von sieben Bächen, deren einer unser Mayn ist, jetzt noch ein schmaler Bach, aber im Bestreben, nach kurzer Zeit ein schiffbarer Strom zu werden. Zwey andere, die Oelschütz und die Knoden, stürzen sich schäumend über den Schloßberg ins Thal hinab. An drey verschiednen Stellen sieht man Ruinen von Gebäu

bäuden, deren Gestalt kühne Bauart und hohes Alter verräth. Seit Jahrhunderten vom Zahne der Zeit benagt, versprechen sie doch, noch andre Jahrhunderte dem völligen Untergange zu trotzen.

Schauerlich schön und erhaben ist die ganze Gegend von Berneck. Von allen Seiten ragen furchtbare Felswände über das Städtchen heraus, und drohen seinen friedlichen, geselligen, fahrlosen Bewohnern verwüstenden Herabsturz. Aber sie drohn nur, drohten schon seit Jahrtausenden, und stürzen nie. Ein Berg ragt über den andern hervor, und die kesselförmige Gestalt der tiefen Thäler vermehrt ihr grauses Ansehn. Aus den Klüften der mehr als hundert Fuß mächtigen Sandbänke wachsen starke Fichten und Tannen heraus. Auch die Aussichten auf ferne Landschaften sind von Bernecks Bergen entzückend schön, besonders vom Benkersberge aus in das Thal gegen Neundorf hin. Man erblickt hier eine Menge reizende Dör-

fer

ser und Städte in zusammengedrängter Lage, inteß die Cronach und der Mayn, eingeschlossen von angebauten am Haupt mit Waldung bedeckten Bergriesen, sich in schlangenförmigen Krümmungen durch den bunten Wiesengrund schlängeln, und ein unerreichbares Gemälde vollenden.

Noch ein Wort vom Perlenbach bey Berneck. Dies ist eigentlich die Oelschütz. Doch werden auch im Mayn Perlen gefunden. Ein sogenannter herrschaftlicher Perlensucher ist dazu verpflichtet, die ganze Wassergegend zu begehen. Ich begleitete ihn auf einer seiner Wanderungen. Am Ufer der seichten Oelschütz sahen wir durch ihr helles Wasser die Perlenmuscheln in großer Menge da liegen. Der dienstfertige Gebirgsmann langte mit blossem Arm hinab, und bracht' eine heraus, die er mittelst eines spitzigen Instruments ein wenig öfnete. Vermöge der Uebung sieht er durch dieses Spaltchen, ob die Perle reif ist. Ist sies nicht,

nicht, so wirft er sie wieder ins Wasser. Hat er aber zu weit geöfnet, so daß das Thier nicht gleich wieder mit seinem Schleim die Oefnung überziehn kann, so stirbt es, und die Perle wird nie reif, daher er mit dem Oefnen sehr vorsichtig seyn muß. Die wir aufmachten war vollkommen reif, schön und losgetrennt, eine herrliche Zahlperle, von der Größe einer großen Felderbse. Sie gab der Orientalischen wenig nach, ob sie schon nicht ganz den eignen Milchschimmer und sanften einfachen Glanz derselben besaß, sondern schon ein wenig ins Perlmutterartige spielte. Von ähnlicher Beschaffenheit waren die meisten übrigen, deren er 236 Stück in einer kleinen Schachtel hatte, welches die Ausbeute dieses Jahres war. Sie waren meist rund und wenig eckige darunter. Doch dürfte schwerlich jemals eine erhebliche fürstliche Intrade von dieser mühsamen Sucherey zu erwarten seyn.

Bayreuth.

Das wollüstige Mädchen, die Nixe des rothen Mayns, lockte mich durch einen zauberischen Syrenengesang herüber in ihr Netz, und entzog mich ihrer minder reizenden Schwester. Ich folgt' ihr willig, um die romantischen Fluren ihrer Gestade, um Bayreuth, und das melancholisch süsse St. Johannis zu sehen.

Der rothe Mayn entspringt im Fürstenthum Culmbach aus der sogenannten Simmelbach, ohnweit Gottesfeld, worauf er über das Städtchen Creusen und mehrere andere Orte nach St. Johannis und Bayreuth gelangt, und sich endlich, nachdem er durch mehrere Bäche verstärkt worden, ohnweit Culmbach mit dem weissen Mayn vereinigt. Rother Mayn heißt er wegen des rothen ocherhaltigen Letrens an seinen Ufern, vermöge dem sein Wasser nicht nur roth schim-

ſchimmert, ſondern auch hier und da wirklich gefarbt wird.

Bayreuth iſt ein groſser, aber mittelmäſsig gebauter Ort, bis auf die breite Friedrichsvorſtadt, die vortreffliche Häuſer und geſunde Alleen hat. Das Schlaſs iſt, als ein neues Gebäude, nicht vorzüglich, und nach der Stadt zu ſieht man unter jedem Fenſter deſſelben das Bruſtbild eines Markgrafen oder einer Markgräfin von Bayreuth in Stein gehauen, welches einen grotesken Anblick giebt. Auf den Schloſsgartenraum des 1735 abgebrannten Schloſses hat man Häuſer gebauet. Die Schloſskirche iſt nach dem Brande neu und prächtig hergeſtellt worden. Obſchon in Bayreuth der Sitz der Landesregierung iſt, ſo ſind doch die Straſsen todt und leer. Zeigt dies Fleiſs innerhalb der Häuſer an? denn es wohnen doch in 900 Häuſern an 10000 Menſchen, welches keine ganz geringe Bevölkerung iſt. Der geſellſchaftliche Ton iſt in Bayreuth, ſo wie faſt

fast in allen preußischen Städten, ungezwungen und angenehm, welches denn wohl zum Theil vom preußischen Militair herrührt, das hier stark ist, und noch dem Orte ein ge Lebhaftigkeit mittheilt. Seit der preußischen Besitznehmung sind eine Menge gefallener Mädchen versorgt worden, da die Soldaten, die dergleichen ehelichten, dadurch gewisse Vorrechte erhielten. Die Juden haben hier eine Synagoge. Die Tracht der Bürgermädchen, die doch ungemein artig sind, ist in meinen Augen sehr entstellend. Doch, schon zuviel von Bayreuth.

Fast angenehmer ist die kleine Pflanzstadt **St. Georgen am See**, die sich oberhalb Bayreuth befindet. Ihre Häuser sind fast alle von einerley Höhe und Breite. Hinter dem Städtchen steht ein markgräfliches Schloß, bey welchem ein grosser Garten, und eine Insel auf dem See zu finden ist. Die Aussicht von dem Schlosse ist prächtig über Bayreuth auf die jenseitigen

Berg-

Bergketten. Hier iſt viel Kunſtfleiß, denn man fertigt nicht nur ſchöne Seidenwaaren, ſondern es iſt auch die berühmte Marmorfabrik hier, die auf dem ungeheuren Gebäude des Gravenreuthſchen Hoſpitals angelegt worden. Sie verarbeitet lauter inländiſchen Marmor, aber ſo fein und künſtlich, daß man ihre Produkte mit innigſtem Vergnügen erblickt. Auch eine Fabrik von Fayance, paille und braun mit eingebrannten Gold und Silber, giebt dem Orte Werth. Jenes Gravenreuthiſche Gebäude iſt eigentlich ein Zucht- und Irrenhaus, verbunden mit einer Waiſen- und Arbeits-Anſtalt. Seine Einrichtungen ſollen ganz vorzüglich und ein großer Gewinn für die leidende Menſchheit ſeyn. Dies Gebäude macht, mit den gegenüber liegenden Caſernen von Bayreuth, einen trefflichen Proſpekt aus. Gewiß, es erweitert das Herz eines Reiſenden, wenn er ſo große gemeinnützige Vorzüge und menſchenfreundliche Anſtalten auf einen kleinen

Platz

Platz zusammen gedrängt steht. Hier, wo tausend geschäftige Hände für Erwerb und Wohlstand arbeiten, vergißt man der Armen nicht, unterstützt sie mit der Fähigkeit, sich etwas zu verdienen, die weit erquickender als die Versorgung durch Allmosen ist, ernährt ihre Waysen, verwahrt ihre unglücklichsten Brüder, die Verstandesverwirrten; hält ihre Verbrecher durch gelinde Strafen zur Besserung an, und dies alles in einem Gebäude; indeß der Beschützer des Vaterlandes nicht weit davon Obdach und Pflege genießt, und die schöne Natur für diese alle ihr erquickendes Füllhorn rings umher ausgießt.

St. Johannis.

Es giebt viele Eremitagen in Teutschland, aber von allen, die ich sah, hat keine so stark auf mein Herz gewürkt, keine so bleibenden Eindruck gemacht, als die, die sich bey dem freundlichen Dörfchen St. Johan-

hannis befindet. Mehrere Bogen würd' ich füllen müssen, wollt' ich sie ausführlich beschreiben. Aber so werth sie es auch wäre, so ist doch dies gegenwärtig meinem Plane zuwider. Noch tausende der reizensten Blumen blühen auf meinem Wege, darum sey auch nur das hier ausgezeichnet, was meinem Herzen am meisten wohlthat, und noch in der Erinnerung schmeichelt.

Jeder meiner Leser weiß, was eine Eremitage ist, ein dichtes Gehölz von verschiedenen lebendigen und schwarzen Holzarten, geschmückt mit allerley Anlagen, die der Sache um so angemessener sind, je mehr sie überraschen, und je mehr sie sich der rohen Natur nähern. Dies letztre ist aber gerade am seltensten der Fall, ists auch in dieser Bayreuthischen Eremitage nicht, deren überraschende Partheen meist aus wahren, zum Theil prachtvollen Kunstwerken bestehen. Dennoch sind sie alle mit Geschmack und Zweck gewählt, und des Beyfalls eines der

größten Könige, der sie einst mit Wohlgefallen besuchte, allerdings würdig.

Endlose Kastanien- und Linden-Alleen führen in diesen prächtigen Einsiedleraufenthalt, und ziehn sich noch weit über denselben hinaus die Straße entlang. Der ganze Wald hat die Einrichtung eines englischen Parks. Einzelne Statüen, Grouppen, Häuser von Rinde, steinerne Pavillons, Tempel, Kolonaden, Ruinen, Grotten und dergleichen, wechseln in angenehmer Mannichfaltigkeit mit einander ab. Bald erleuchtet die Sonne einen freyen Platz, oder ein von Schwänen belebtes Bassin, und bald rieselt in melancholischer Waldnacht mit harmonischem Geplätscher ein kleines Wasserchen demüthig über eckige Kiesel.

Unter den Grouppen zeichnet sich ein steinernes Portal aus, das den Parnaß mit den neun Musen darstellt. Sie sind in sitzender und liegender Stellung mit ihren Attributen in etwas mehr als halber Men-

ſchengröſſe. Oben auf dem Berge ſitzt Apoll. Auch Pegaſus iſt nicht vergeſſen. Der Gedanke iſt ſchön, aber der Parnaß zu klein.

Reizender und zugleich prächtig iſt der Sonnentempel, eine Rotunde, deren Aeuſſeres mit eingekütteten bunten Quarz bekleidet iſt. Dies verbreitet um ſie, da ſie auf einen lichten Platze ſteht, im Sonnenſchein einen ſehr lebhaften Glanz. Die innre Verkleidung beſteht, ſo wie die ſechs prachtvollen Säulen, auf denen die Decke ruht, aus einem vortreflichen Marmor, der bey Hof bricht. Die Kapitäler und Fuſsgeſtelle der Säulen ſind von Metallblech, ſtark vergoldet. Die Decke beſteht aus einer ſtrahlenden ſehr vorzüglich gearbeiteten Sonne, ebenfalls gut vergoldet. Das Ganze hat etwas erhabnes und feyerliches.

Sehenswerth iſt auch die Waſſergrotte. Sie iſt der Vereinigungspunkt einer Menge Triebwerke unter einem breiten Felsſtück, und ſchlieſst ſich an die markgräfliche Som-

mer-

nerwohnung an, indem zwischen ihr und dem Palais bloß ein mit glatten Sandsteinen gepflasterter Hof sich befindet, der zum Aufenthalt der Orangerie dienet. Indem nun diese kühle, durch Drathgitter abgesonderte, Grotte dem Portal des Speisesaals grad über ist, so unterhält sie das Ohr der Speisenden äußerst angenehm mit ihrem sanften Geplätschre. Das Palais hat nur ein Erdgeschoß. Seine Tapeten sind prächtig, aber im alten Geschmack. Das Japanische Zimmer verwahrt eine große Sammlung japanischer und chinesischer Kunstwerke aller Art, von beträchtlichem Werthe. Sie ist ein Geschenk König Friderichs des Zweyten an seine Schwester die Markgräfin Sophie von Bayreuth. Die in dem einen Vorzimmer hängenden Portraits der Prinzessinnen aus dem markgräflichen Hause gewähren, da sie lauter Schönheiten darstellen und gut getroffen seyn sollen, eine angenehme Unterhaltung.

Zwey andre in einem Viertelszirkel erbaute Pavillons sind für eine reizende ländliche Wohnung bequem eingerichtet. Die Zimmer sind klein, geschmackvoll meublirt, und die Fenster von dichter Waldung kühlend beschattet. Ueberraschend ist im Speisezimmer ein steinerner Tisch, dessen Mitte in Form eines Beckens ausgehölt ist, in welchem aus einem meßingnen Hahne eine kleine Fontaine springet. Wie angenehm muß nicht in schwülen Sommertagen diese Vorrichtung die Luft erfrischen, und die Speisenden erquicken, die sich zugleich, ohne aufzustehen, den kristallhellen frischen Trunk mit eigner Hand selbst schöpfen können.

Der Einsiedler, der diesen Park beherrscht, ist leider freylich leblos, aber gut und täuschend dargestellt. Die Grotte, die er bewohnt, ist geräumig, mit einem anstossenden kleinen Schlafgemach, und einer Betkapelle mit einem Altar. Er selbst sitzt in der Höhle an einem einfachen Tisch und

liest,

lieſt, in tiefes Nachdenken verſunken, und ohnfern von ihm ſteht ein Schrank mit würklichen Büchern, die meiſt aszetiſchen Innhalts ſind.

Von Bayreuth flieſst der rothe Mayn durch lachende Fluren und Dörfer, bis er eine Stunde hinter Culmbach in den weiſſen Mayn fällt, der nun unter dem einfachen Namen Mayn, durch die entzückenden Fürſtenthümer Bamberg und Würzburg mit zaudernden Krümmungen ſich fortwälzt.— Culmbach iſt eine mäſſige Stadt, von 400 Häuſern, am weiſſen Mayn, deren Einwohner ſich durch Fabrikfleiß auszeichnen. Ihre gröſte Merkwürdigkeit iſt die ſehr hochliegende Veſtung Plaſſenburg, mit dem noch höhern Fort Chriſtiansburg. Sie iſt eines der wichtigſten Bergſchlöſſer in Franken, mit doppelten Wällen und Mauern, die überall 40 Fuß dick ſind. Ihr innrer Umfang übertrift den der Stadt ſelbſt, und die Ausſicht von ihren

ren Thürmen über die Maynufer iſt unge-mein prächtig.

Kloſter Banz und Langheim.

Zwiſchen den Gebieten dieſer beyden reichen Klöſter drängt ſich der Mayn an hohen Bergen und ſchroffen Felsufern hin. Die Kloſtergebäude, die ſehr hoch liegen, ragen von beyden Seiten mit überraſchender Pracht aus dichtem Gebüſch heraus, und kündigen ſich auf den erſten Anblick als die Herrſcher dieſer Fluren an. Dies iſt gewiß eine der ſchönſten Anſichten des hier noch jungen Zwillingmayns. Banz iſt eines der reichſten Benedictinerklöſter in Franken. Seine Gebäude ſind prächtig, und unbeſchreiblich die Ausſicht von ihm herab auf die Maynufer, wo man zur Rechten Staffelſtein, zur Linken Lichtenfels, beydes feine Bambergiſche Städtchen, erblickt. Frau Alberada, Wittwe des letztern Marggrafen von

Boh-

Wohburg, die bald nach einander ihren Gemahl und ihre 4 Kinder verlohr, ließ diesen Wittwensitz zu einer Abtey einweihen im Jahr 1071 und beschenkte sie reichlich. — Langheim ist eine Cisterzienser Mannsabtey, in deren Kirchenhallen die letzten Herzoge von Meran, Vater und Sohn, begraben liegen. Sie hat ansehnliche Güter im Culmbachischen, doch steht sie, so wie Banz, unter Bambergischer Landeshoheit.

Bamberg.

Wenn es darauf ankommt, die beyden bischöfflichen Residenzen, Bamberg und Würzburg zu vergleichen, so wird die Entscheidung des Vorzugs schwer fallen. Würzburg ist schöner an Gebäuden, Bamberg an Gegenden. Bamberg ist geselliger, ungezwungner im Umgange, aber ihm mangeln die Freudengeber Stein- und Leistenwein, und überhaupt die Würzburger unerreich-

reichbare Weinpflege. Doch von Würzburg nachher.

Eigentlich iſts die Rednitz, ein anſehnlicher Fluß, der Bamberg mit doppelten Arme durchſchlingt. Aber hart bey Bamberg ſtürzen ſich ihre Gewäſſer in den mächtigern Mayn, daher denn dieſe freundliche Stadt ganz im Geſichtskreiſe meiner Maynuferreiſe lieget. Ihre Fluren ſind hinreißend ſchön, und ihre Mädchen lebendige Gemälde. Man giebt dieſen letztern Leichtſinn ſchuld; aber ſie ſind ſicher nicht ſchlimmer, als in andern groſſen Städten. „Aber was halten Sie ſich denn bey den Mädchen auf, mein Herr? Sie wollten uns Gegenden ſchildern!“ Gemach, Lieber! Anſichten verſprach ich Ihnen auf dem Titel, und ſind denn die Mädchen, ſind ſchöne Gebäude, Kirchen, Reliquien, Alterthümer, fromme Anſtalten u. ſ. w. nicht auch Anſichten? Unterbrechen Sie mich alſo nicht weiter, und laſſen Sie ſich gefal-

len,

len, von Bamberg und Würzburg dergleichen Schilderungen jetzt aufgetischt zu erhalten.

Die Lage von Bamberg ist ganz vortreflich. Seine Fluren sind alle mahlerisch. Man sieht überall große Strecken flaches Land, besonders auf den Anhöhen bey den Dörfern Füret und Rasdorf, von welchen herab man über den Main hin eine zahllose Menge Städte und Dörfer erblickt; und die Gegenden nah um die Stadt reizen Aug und Herz durch ihre freundlichen Landschaften zum süssen Wohlbehagen. Hieher gehöret vorzüglich die Promenade nach der alten Burg in einer üppigen Aue, vor allen aber der Mönchsberg. Auf demselben befindet sich ein Benedictinerkloster, dessen schöne Garten in stolzen Terraßen und Grottengängen am Berge hinlaufen. Ueber sie hin schweigt das Aug' in den blumigen Ufern der Rednitz, über die Palläste und zahlreichen Kirchen der alten Fürstenstadt hin, in ferne unabsehbare blaue Gefilde. Ist das Auge dieses zauberi-

schen

ſchen Amphitheaters müde, ſo ruht es auf den nahen, zur freundlichſten Bewirthung einladenden, Kloſtergebäuden, deren prachtvolle Kirche ſich durch koſtbare Gemälde und drey Orgeln von innen auszeichnet. Bamberg hat 4 Mönchs- 5 Nonnenklöſter und eine Menge herrliche Kirchen. Die obere Stadt iſt mit der mittlern durch eine hochgewölbte Brücke verbunden, deren Portale überbaut ſind. An ſie ſchließt ſich das Bamberger Rathhauß. Faſt am Ausgange der obern Stadt ſteht die neue Hofhaltung, ein weitlauftiges Schloß, Petersburg genannt, zu Anfange dieſes Jahrhunderts erbauet. Ein wenig tiefer herab, und noch innerhalb des Burgplatzes, ſteht im antiken, ehrwürdigen Gewande die Domkirche zu St. Georgen, ſammt ihren vier hohen mit Bley gedeckten, alterden Thürmen. Biſchof Rupert baute dieſen Tempel im Jahr 1110. Sie ſteckt voll Reliquien und enthält einen unermeßlichen Schatz an heiligen Gerathſchaften

ten und Schmuck, worunter sich besonders ein ganz silberner Ritter Georg auszeichnet. Unter ihren Merkwürdigkeiten ragt jenes prächtige, dem Andenken Kayser Heinrichs II und seiner Gemahlin Kunigunde, als Stiftern des Bisthums Bamberg, gewidmete Mausoläum heraus. Die Legende rühmt an Kunigunden eine beyspiellose Keuschheit. Sie wurde von ihrem Gemahl nie berührt, und starb als reine Jungfrau. Als es nach dem Tode des Kayfers ruchlose Lästermäuler gab, die ihre gepriesene Keuschheit in Zweifel ziehn wollten, und allerhand ärgerliche Dinge von ihr erzählten, unterwarf sie sich nicht nur der Feuerprobe, sondern tanzte auch unverfehrt auf glühenden Pflugschaaren, von welcher Begebenheit der Platz noch in der zierlichen St. Stephanskirche gezeigt wird, und so wurden die Lästermäuler gestopft, und Kunigunde starb im vollen Geruche der Heiligkeit.

Die mittlere Stadt, auf einer Halbinsel erbauet, ist der schönste Theil Bambergs. Sie enthält das alte Schloß Geyerswerth, den Marktplatz, die ansehnlichsten Gebäude und Kirchen, und eine würklich prächtige Hauptwache, deren Mannschaften mehr militairischen Anstand haben, als die zu Würzburg. Mit der untern Stadt, oder sogenannten Treuervorstadt ist sie durch lange hölzerne Brücken verbunden. — Wenn man der Stadt Bamberg 3600 Häuser zuschreibt, so sind offenbar die Vorstädte mit eingeschlossen, und dann kann die Angabe von 23000 Einwohnern richtig seyn, welches aber beydes für die innre Stadt zu viel gesagt seyn würde. — Das Bamberger Katharinen-Spital ist groß und berühmt. Da es aber dem zu Würzburg an Einrichtung ziemlich gleich ist, nur in einem verjüngten Maasstabe, so erwähne ich hier nichts davon, indem ich von dem Würzburger Juliusspital eine genaue Beschreibung verspreche.

Schwein-

Schweinfurth.

Die Gegend von Schweinfurth erhebt sich, auser einigen hübschen Weinbergen, nicht übers mittelmäßige; daher ich mich bey dieser sonst berühmten Stadt nicht verweilen will. Unter ihre innern schönen Ansichten gehören: die würklich schöne steinerne Maynbrücke, ein vortreffliches Rathhaus, eine ansehnliche Hauptwache mit ziemlich militairischen Militär, das der Rath, 50 Mann stark, unterhält, ein geräumiger gut gebauter Markt, auf dem die schöne Welt alle Abende bey gutem Wetter in grosem Gedränge lustwandelt; die einträgliche dem Rath zuständige steinerne Mühle am Mayn, deren 16 Räder durch eben so viel Personen in einer Minute, durch ein Druckwerk, zur Durchfahrt der Schiffe in die Höhe gewunden werden können; ferner ein sehr reizender und gesunder Schlag von Frauen und Mädchen, die wohl gemacht sind, Blick und

Herz

Herz eines jungen Mannes an ſich zu zie-
hen, endlich der patheriſche Anſtand einer
weiſen Rathsverſammlung, der nicht nur im
heiligen Tempel der Gerechtigkeit ſelbſt glän-
zend iſt, ſondern auch ſchon in ſeiner Ent-
ſtehung, indem jedes einzelne Glied alle
Montage, angethan mit ſchwarzer Kleidung,
Mantel, Kragen und Alongenperücke, in ei-
ner grünen Kutſche ſtattlich herbey geholt,
und von der Wache am Rathhauſe ehrerbie-
tig ſalutirt wird. — Von hier aus läuft
der Mayn, der mehr als irgend ein Fluß
in Teutſchland, die ſonderbarſten Krümmun-
gen beſchreibt, wieder gen Süden, und wir
bemerken ein wenig entfernt an ſeinem rech-
ten Ufer

Werneck.

Die Sommerreſidenz des Fürſten von
Würzburg. Unkundige verwechſeln es oft
mit den oben beſchriebenen Berneck. Das
Schloß

Schloß zu Werneck iſt groß und ſchön, ein modernes Flügelgebäude, an das ſich ein weitläuftiger Garten im franzöſiſchen Geſchmack ſchließt. Der Fürſt wohnt hier den größten Theil des Jahres, denn freundliche Fluren umgeben dieſen ländlichen Wohnplatz, den Abgeſchiedenheit und Stille ernſten Betrachtungen und glücklicher Seelenruhe weichen. Die Wellen des Fluſſes Weren rauſchen ſchäumend vorüber, denn die Ufer des Mayns erblickt man nur in blauer Ferne. Schlanke Pappeln und hohe Linden umſchatten die Hütten der Dorfbewohner, die durch die Gegenwart ihres geiſtlichen Fürſten dreymal glücklich ſich dünken.

Markoſtheim.

Wenn der Mayn das auf einem iſolirten Felſen ſtehende kleine Schloß Klingenberg, von dem herab man eine der üppigſten Ausſichten über eine Menge fetter, fruchtſ

fruchtbarer Klostergebiethe hat, vorüber geströmt ist, so durchwässert er die köstlichen Weinberge um Volkach, welches eine würzburgische ziemlich bemittelte Stadt ist, und berührt da zugleich die, Volkach gegen über liegenden, Gefilde von dem winzigen Städtchen Markostheim. Hier befindet sich von Sachsen aus die erste, und hier herum einzige Karthause. Die Herren Karthäuser sind besondre Leute. Sie gehn ganz grau, und tragen auf dem geschornen Kopfe Hüte mit zwey Krempen, die sie selten abnehmen. Ihre Speisen, die blos aus Fischen und Gemüsen bestehn, da ihnen alles Fleisch verboten ist, werden alle mit Oel gemacht, denn auch Butter ist ihnen nicht erlaubt. Aber ein gewisses Maas Wein verbietet ihre Regel nicht. Bey Tische dürfen sie nicht eher ein Wort sprechen, bis der Prior dazu das Signal giebt; oft geschiehet es gar nicht. Ein silentium vom Prior stopft ihnen zu jeder Zeit den Mund. Auch dürfen sie in man-

manchen Stunden des Tages kein Wort sprechen, auch ausserhalb des Klosters nicht. Da sie nun sehr neugierig sind, so haben sie es auf ihren Spaziergängen am Mayn ufer, wo es immer etwas zu sehn giebt, in der pantomimischen Sprache sehr weit gebracht, vermöge der sie einander ihre Urtheile, Bemerkungen und Fragen schnell und deutlich mittheilen.

Ueber den Mayn hinüber guckt aus einem mit Waldung bedeckten Hügel die Hallburg heraus, ein Schloß, das dem Grafen von Stadion gehört. Man sieht sie weit und breit im Würzburger Lande. Ueberhaupt ist diese ganze Gegend eine der reizendsten am Mayn, der hier viel kleine Krümmungen macht. Die daher entstehenden größern ins Wasser herein gehenden Busen, oder Halbinseln, sind größtentheils mit Dorfern oder kleinen Städten besetzt, deren Gebäude durchaus mit Ziegeln gedeckt sind. Wenn die Sonne diese tiefliegenden Inselgruppen

beleuchtet, so gewährt dies eine der zauberischsten Ansichten den Mayn hinab, deren Eindruck der Seele, ich möchte sagen, auf ewig unvergeßlich bleiben. Kein Gemälde würde hier die unermeßlich reichhaltige Natur erreichen; und doch gleicht dieser Anblick der Natur selbst lauter perspectivischen Gemälden. — Die erwähnten Krümmungen des Mayns sind so häufig, daß die Schiffe von Würzburg bis Markostheim, den Strom hinauf, 4 bis 5 Tage fahren, da man doch denselben Weg zu Lande in eben so viel Stunden zurück legt. Hierzu kommt aber auch die hier herum beträchtliche Seichtigkeit des Mayns, sammt seinen vielen Klippen, wodurch er bey trocknem Wetter zuweilen schiffbar zu seyn ganz aufhört.

Dettelbach.

Der Mayn berührt das reiche und schöne Kloster Schwartzach, und fließt dann nach

nach Dettelbach. Die fromme Einfalt verehrt hier ein Gnadenbild. Daher ſieht man vor immer Fremde hieher wallfahrten, beſonders aber an gewiſſen hierzu beſtimmten Tagen, wo ſich eine Menge von 4 bis 5 Tauſend hier verſammelt, die dann nicht nur die Kirche bis zum Erdrücken voll macht, ſondern auch weit und breit um ſie her die Lüfte mit ſeinem Sündenangſtgeſchrey erfüllet. Das Gnadenbild ſelbſt, eine Mutter Gottes mit dem Jeſuskinde von Wachs, ſitzt in einem erhaben geſtellten und von allen Seiten freyen Glasgehäuſe. Man erzählt den Fremden mit vielem Ernſt, daß ſich dies Bild zu gewiſſen Zeiten herum drehe, bewege, Thränen vergieße und dergl. und man würde es nicht ungeahndet wagen dürfen, bey dieſen emſigen Erzählungen auch nur eine lächelnde Mine zu machen. Die Franziskanerkirche, in der dies Bild ſich befindet, iſt eine kleine Strecke auſſen vor der Stadt. Sie hat von den Ablaßſu-

chenden groſſen Gewinn, welches die Herren Franziskaner wohl nährt, wiewohl auch die Regierung an dieſen Spenden Theil nimmt.

Das ganze Frankenland hat lange, wohlgewachſene, kernige Frauenzimmer. Aber nirgends ſah ich ſie gröſſer, als in Dettelbach. Es iſt nicht übertrieben, wenn ich ſage, daſs manche von ihnen faſt bis an das etwas niedrige erſte Stockwerk meines Gaſthofs heran reichten. Dabey aber ſind ſie im ſchönſten Ebenmaaſs gewachſen, wie ein geſunder Baum im Walde, nervig am Gliederbau, freundlichen bildſchönen Angeſichts, kurz die lebenden Originale zu ſchon geformten koloſſaliſchen Statüen. Der Wunſch, ein ſolches Geſchöpf entkleidet zu ſehen, der würklich bey mir aufkeimte, war hier um ſo weniger ſeltſam und ſtrafbar, als die Bildung der Dettelbacher Mädchen zuverläſſig eine gewiſſe Originalität an ſich trägt. Sicher würd' auch meinen Leſern dieſe Mann-

an-

anſicht im Gemälde nicht miſſallen. Aber jenes dem Menſchen tief eingepflanzte Urgefühl für Sittſamkeit ſowohl, als die aus den Madonnengeſichtern dieſer Mädchen hervorblickende Frömmigkeit, hielten mich von einem ſo gefahrlichen Wagſtück ab, obſchon eine Menge dieſer reizenden Rieſenmädchen theils mit ihren Geliebten, theils unter ſich, ziemlich muthwillig auf den Straſſen herum liefen. Die Mannsperſonen ſind meiſt eben ſo groß, und dies Verhältniß unterhält ſonder Zweifel den hervorſtechenden Körperbau in dieſer Gegend.

Noch eine nicht gewöhnliche Anſicht, die auf den Mayn unmittelbar Bezug hat! Man fuhr eine Menge Kähne oder Schiffe, die zu einer Schiffsbrücke für ein kayſerliches Corps gedienet hatten, mit Pferden vom Ufer in eine andere Gegend, wo ſie zu denſelben Zweck dienen ſollten. Unbeſchreiblich mühſam war dies Geſchäft. Man ſah

mit

mit Erstaunen 12 bis 16 Pferde an einem Kahne ziehen, und der Last fast nicht gewachsen seyn, indeß noch eine Menge Menschen dem schwerfälligen Fuhrwerke nachhalfen. Und an sich ist es schon ein seltsamer Anblick, den man jedoch im Kriege je zuweilen hat, Kähne auf Wagen geladen zu sehen.

Kißingen.

Auch dieser Ort hat eine schöne steinerne Maynbrücke, und seine Weinberge sind, wenn auch nicht fürs Auge, doch für Zunge und Gaum, sehr reizend. Der Wein, der in diesen Gegenden des Mayns gebaut wird, giebt dem Steinwein wenig nach, und wir Sachsen bezahlen Kißinger, Markoſtheimer u. s. w. gewiß oft für Steinwein. Der Ort ist mittelmäßig groß, und hat meist evangelische Einwohner, mit denen die hiesigen Katholiken in größter Eintracht leben.

Es

Es giebt hier zwey Klöster. Ich besuchte das Kapuziner-Kloster, dessen Garten zwar höchst elend und mit einem erbärmlichen Lusthause versehn ist, aber er zog mich an wegen des hier befindlichen mit Rosen umpflanzten Grabmals eines würklichen Siegwarts, der wegen verfolgter Liebe Kapuziner wurde, und aus Gram hier starb. Die Tochter meines Wirths, die mich hin führte, vergoß noch jetzt theilnehmende Thränen, denn sie hatte den Jüngling gekannt, und kannt' auch seine Geliebte, eine Fräulein, die, vom Grame verzehrt, im hiesigen Ursulinerkloster Profeß gethan hatte. Wir giengen von hier nach diesem Kloster, das uralt ist, schon im Jahr 745 von der Tochter Pipins, Adelheid, gestiftet wurde, erstlich Benedictinerordens war, und den Ursprung der Stadt veranlaßte. Die Nonnen, meist Personen vom Stande, befanden sich zum Theil im untern Zimmer des Gebäudes, wo sie eben beschäftiget waren, jungen Mädchen

aus der Stadt, aus bloſſer Mildthätigkeit, allerley Unterricht zu geben. Sie kamen uns ganz unbefangen entgegen, ſprachen ohne Schüchternheit mit uns, und wir vergaſſen gänzlich, daß wir in einem Nonnenkloſter waren.

Ochſenfurt.

Nach einer mächtigen Krümmung richtet der Main nun auf einmal wieder ſeinen Lauf nach Nordnordweſt, ja faſt ganz nach Norden, wo er denn die Grafſchaft Limburg: Speckfeld durchſchneidet. Aber bevor dies geſchiehet, noch in der Krümmung, ſtieß mir Ochſenfurt auf, eine kleine, alte, bergig liegende Stadt, die ſchöne Weinberge und eine ſteinerne Mayndrücke hat. Ganz oben am Dache des Rathhauſes ſtehn zwey, ich weiß nicht ſind es metallne, ſteinerne oder hölzerne Ochſen einander vis à vis, die mit der Stadtuhr verbunden ſind, und ſich

bey

bey jedem Stundenschlage so viel freundschaftliche Hornerstöße geben, als die Uhr anzeget. Daher der Name Ochsenfurt! — Oder erzeugte der Name die Ochsenuhr?

Würzburg.

Nicht die Gegend um Würzburg, sondern diese treffliche Stadt selbst mit ihren Prachtgebäuden, mit ihrer Lebhaftigkeit und andere Vorzüge ist es, die sie zu einer der schönsten Ansichten am Main hinauf hebt. Zwar erhöht der hier schon ziemlich breite Main nicht wenig die Annehmlichkeit der Fluren von Würzburg. Aber den Bergen, die an seinem Ufer hingelehnt sind, mangelt die stolze Höhe jener entzückenden Gebirgsgegenden; auch sind sie durchaus mit niedrigen Weinstöcken bepflanzt, welches, so einträglich es auch seyn, und so sehr es die Phantasien für den Gaum reizen mag, doch nur

eine

eine höchſt einförmige, das Auge bald ermüdende Anſicht gewähret.

Wo der ſchwüle Südwind die breiten Fiſcherkähne, und die mit Früchten belaſteten Schiffernachen, bey Randersacker vorüber, den Strom hinab treibt, da ſteigen gemach die Thürme der ehrwürdigen Domkirchen Würzburgs aus dem Mayn heraus, indeß zur Linken die Veſte Marienburg über ſie alle ſich herrſchend empor hebt. Schneller gleitet der Nachen der ſtolzen Biſchofsſtadt entgegen. Jetzt ſtößt er ans Ufer, und verſetzt uns in die Gegend des weißen Schwans, eines Gaſthofs, deſſen Rückſeite mit einem geräumigen Balkon an das Ufer des Mayns grenzt. Eine zahlloſe Menge Kaufmannsgüter harren hier, theils in vor Anker liegenden Schiffen, theils am ſandigen Geſtade dem wägen und auspacken entgegen. Wir gelangen jetzt durch einen Theil der Maynvorſtadt an die herrliche Maynbrücke, die

nach

nach dem Modell der Engelsbrücke in Rom im verjüngten Maasstabe erbaut ist. Ein hohes Portal von ausgearbeiteten Sandsteinen macht den Eingang aus. Zehn starke Bögen tragen die Last dieser vortreflichen Brücke, deren ganz steinerne Brustlehnen mit 12 gut gearbeiteten, kolossalischen Statüen geziert sind. Daß diese Statüen Heilige sind, wird man von selbst erwarten. Barromäus, Bruno, Nepomuk, Bernhard u. a. sammt Kayser Karl dem Großen im kayserlichen Ornat, thun hier mit unermüdeter Geduld ihre geistlichen Wachen. Blikken wir vom Mittelpunkt dieser Brücke den Mayn hinauf, so stellen sich unserm Auge lachende mit bunten Dörfern besetzte Ufer, oder in der Nähe alternde Hintergebäude von Würzburg dar. Aber verdrängt wird diese Ansicht aus unsrer Seele, wenn wir uns wenden, und das Auge den Strom hinab richten. Da erscheinen über das grüne Gestade des Stroms hin auf üppigen Fluren

prachtvolle Reihen Gebäude, die an Glanz einer fürſtlichen Hofhaltung, an Umfang einer kleinen Stadt gleichen. Es ſind Gebäude der Klöſter Ober- und Unterzell, mit vielen Thürmen, Wohn- und Wirthſchaftsgebäuden, die durch ihre breiten Ziegeldächer überall hervorleuchten. Ihre Gipfel und Thürme ſpiegeln ſich ſcharf im Main. Sie machen den Hintergrund dieſer perſpectiviſchen Landſchaft, indeß der Mainſtrom, ſeinem Krümmungsſyſtem getreu, ſich auch hier ſchnell unter Hand wendet. Darum müßen auch alle den Strom herauf kommenden Schiffe hier mühſam gewendet werden, und man ſieht ſie, nach vollendeter Gefahr, plötzlich aus dieſer Schlucht hervor hüpfen. Auf der rechthändigen Seite dieſer Anſicht läuft ein rauhes Felsgebirge ſtundenweit fort, bis zum fürſtlichen Sommerſchloß Veitshöchheim. Wer ſollte meynen, daß auf dieſen ſteilen, düſtern Felsrücken der köſtliche Steinwein wächſt, mit deſſen beſſern Sorten man, wie

ich

ich glaube, halb Todte in kurzer Zeit auferwecken könnte. Sein Geschmack ist öliq und würzhaft, voll Geist und edler Wärme. Sehr wohlthätig und reizend sind die Produkte der Rheinweinberge, aber fast übertrift sie der unnachahmliche, gewürzige Geist des Steinweins.

Diesem Berge, den man den Stein nennet, gegen über, erhebt sich ein freundlicher runder Berg, Frauenberg sein Name, auf dem die Vestung Marienburg pranget. An ihren Mauern und bis zum Fuße des Berges herab wächst der nicht minder berühmte Leistenwein, den man insgemein dem Steinwein noch vorzieht. Er übersteigt ihn daher auch am Preise. Aber mir mundet besser der Steinwein von einem vorzüglichen Jahrgange.

Marienburg ist eine grose, starke, iedoch gegen unsre jetzige Kriegskunst nicht haltbare Vestung. Ihr Zeughaus ist gewölbt, und mit einem reichen Vorrath von Munitions-

tionsſtöcken verſehen. Die hier oben befindliche Kirche, welche die Anſicht von Marienburg ungemein hebt, hat ihr den Namen gegeben, und iſt die älteſte in Franken.

Noch liegt neben der Veſtung ein Nonnenkloſter, Himmelspforte genannt, das jedoch von kleinem Umfange, und an Einkünften nicht reich iſt. Ueberhaupt iſt Franken das Klöſterland. Die Gegend zwiſchen Würzburg und Bamberg wimmelt von geiſtlichen Stiftern, die zum Theil unermeßlich reich ſind. Hieher gehöret vorzüglich das berühmte Benedictinerkloſter Ebrach, deſſen Stiftskirche faſt ganz aus Marmor und gediegenem Golde beſteht. In den beyden Bißthümern Bamberg und Würzburg ſollen 20 Tauſend geiſtliche Perſonen leben, davon bey weitem die gröſte Zahl regulirte oder Kloſtergeiſtliche ſind.

Näher an der Brücke zur Rechten hängt in einem beſondern Gebäude eine ungeheure Schiffswaage, wo man die ankommenden

und

und abgehenden Güter, zum Theil in unglaublich großen Ballen, die durch einen einfachen, vom Wasser getriebenen, Mechanismus herauf gewunden, und an die Waage gehakt werden, mit leichter Mühe wägen kann. Dies ist für die Schiffer ein großer Zeitgewinn, und vermehrt sehr bedeutend die Mayn-Zollintraden des Fürsten.

Am Ende dieser Brücke haben die Würzburger regulären Truppen ihre Hauptwache, vor der sie täglich in ziemlicher Zahl aufziehn. Sie unterscheiden sich sehr von der Landmiliz, die aus obligaten Bauern besteht, welche abwechselnd ihre Dienste thun, und in der Zwischenzeit ihr Feld bauen. Diese tragen rothe Monturen und Westen, die Hosen aber trägt jeder wie er sie hat, welches beym Aufziehn an den äußern Thoren, die sie besetzt halten, einen intressanten Anblick giebt; wozu noch kommt, daß die Monturen fast keinem gerecht sind, da sie der

Kam-

Kammer gehören, und alle nach einer Form gemacht werden.

Von hier kommt man nun ins Innere der Stadt, und da möchte man wahrlich ausrufen: wo soll mein irrendes Auge sich ausruhn? Würzburg ist gewiß weit schöner, als man im Auslande glaubt. Diese uralte, schon zu Pipins Zeiten berühmte Stadt, die bereits im 7ten Jahrhundert die Residenz der alten Fränkischen Herzoge war, ist sicher zu wenig bekannt. Daher ich es wohl wagen darf, einige ihrer Vorzüge, die mir sehr befriedigende Ansichten gewährten, meinen Lesern wieder zu geben; wobey ich jedoch gegen alle und jede Erwartung einer schriftweisen Beschreibung feyerlich protestire, da dieselbe ein eignes Büchlein erfordern würde, und nicht auf diese wenigen Seiten gedrangt werden könnte.

Die gröste Pracht Würzburgs besteht ohnstreitig im fürstlichen Residenzschloß und in den überaus splendiden Kirchen, deren

deren man hier mehr als 30 findet, und die wohl zur Hälfte geistlichen Stiftern gehören. Ehrwürdig und majestätisch stehen sie da, mit hohen Mauern, die gleich Felsmassen aufgeschichtet sind, und deren Thürme an die Wolken zu grenzen scheinen. Aber was ist dies gegen ihre innre Pracht? Mit Recht kann man die Schätze dieser Gotteshäuser unermeßlich nennen. Gold und Marmor ist darinn in Menge verschwendet; ihre Pfeiler, Säulen und äussern Gallerien sind lauter Meisterwerke der Bildnerkunst, und ihre Altäre sind mit den Schätzen andrer Welttheile überladen. Unter den Stiftskirchen zeichnet sich an Pracht und Alter die zu St. Salvator aus, zu der ein alter heydnischer Dianentempel die erste Grundlage gegeben haben soll. Unter den Stadtkirchen gebührt dem Dom zu St. Kilian der Vorrang, ein kühnes Riesengebäude, das die verwesenden Ueberreste der Bischöfe aufbewahrt. An jedem der breiten Pfeiler befin-

det ſich ein Altar oder Kaſtrum Doloris aus Marmor und Metall, zur Ehre des darunter liegenden Biſchofs, und darneben ſein Portrait. Der Hochaltar hat 4 Säulen von ſchwarzen italieniſchen Marmor. Die Kirchengeräthe, Leuchter und einige Statüen der Heiligen ſind von feinem Silber, die Monſtranzen von Gold mit Diamanten beſetzt, und eben ſo die antiken Beſchläge der Agenden. Doch was verweilen wir beym Anblick der todten Kirchenpracht, die das Herz leer läſſet, und dem Menſchenfreunde ſchöner glänzen würde, wenn man ſie unter die Armen vertheilte.

Das Reſidenzſchloß des Fürſtbiſchofs von Würzburg wird für eines der ſchönſten in Teutſchland gehalten. Vom Jahr 1720 an haben verſchiedne Biſchöfe daran gebauet, bis es endlich Friedrich Carl aus dem gräflichen Hauſe Schönborn zu Stande brachte. Die Anſicht davon hat auf dem weitläuftigen Schloßplatze etwas ſehr hinreißendes. Die

Länge

Länge dieſes mit Gallerien, Säulen, Statüen und andern Produkten des Bildnermeiſſels verſehenen, drey Etagen hohen Gebäudes ſoll 360 Schuh betragen. Auf beyden Seiten des Schloſſes machen die Perſpektive zwey lange, egale, einander gegenüber ſtehende Gebäude, die für fürſtliche Beamte und Domeſtiken zur Wohnung dienen. An ſie ſchließen ſich ein paar alte, enge, runde, gleich aufſteigende Thürme an, die nach meinem Gefühl dieſen ſchönen Platz wirklich entſtellen. Sie ſind ſo eng, daß man nicht begreift, wie innerhalb derſelben Menſchen hinaufſteigen können, welches doch der Fall ſeyn muß, da auf den oben herum angebrachten, eiſernen Gallerien zu gewiſſen Zeiten geblaſen wird, und man doch äuſſerlich eben ſo wenig irgend einen Zugang wahrnimmt. — Das Schloß hat inwendig fünf geräumige Höfe. Die Pracht ſeiner Gemächer und Sale iſt der äußern Schönheit angemeſſen. Alle Thürgerüſte, Kamine, Säu-

len, Verkleidungen von Treppen u. ſ. w. ſind vom beſten Bayreuthiſchen Marmor, ja es beſtehen ganze Zimmer aus dieſem Geſtein. Ameublement und Tapeten ſind geſchmackvoll und koſtbar. Der Zimmer und Säle ſind eine groſſe Menge, unter welchen letztern ſich der Kayſerſaal auszeichnet, der den 2ten und 3ten Stock einnimmt, und groſſe Portalfenſter hat. Die Säulen, auf denen die Decke ruht, ſind italiäniſcher Marmor, an den Kapitälern mit geſchlagenem ſtark vergoldeten Silber bekleidet. Alle Wände ſind Marmor oder Spiegeltafeln, die Kronleuchter von unſchätzbarer Pracht. Ein hiſtoriſches Basrelief aus der neuern Kayſergeſchichte nimmt, nebſt 4 kleinen Gemälden, die Decke ein. — In einem andern Zimmer, das viele koſtbare Gemälde enthielt, fand ich zu meinem Erſtaunen Martin Luthern und ſeine ſchwangre Gemalin in Lebensgröſſe, indem er dieſelbe mit dem einen Arm umſchlingt; ein treffliches Oelgemälde

von seinem trauten Freunde Lucas Cranach. — Innerhalb des Schlosses ist auch eine Capelle, die dem Ganzen an Kostbarkeit gleich kommt. Die Einwohner der Stadt dürfen dem Gottesdienste darinn ohne Einschränkung beywohnen.

Auch unterirdische Zierden hat dies Schloß. Sollte nicht der Beherrscher eines so reizenden Weinlandes auch große Weinniederlagen besitzen? Er besitzt sie. Unterm ganzen Schloßraume hin läuft ein unabsehbarer Keller, in welchem sich mitunter Fässer von der Größe kleiner Häuser befinden. Hinter einem besondern Gitterwerk verwahrt man den Kern von alten Leisten- und Steinweinen. Ich kredenzte unter andern einen, der über 200 Jahre alt ist. Der Geruch von allen diesen Weinen ist so erquickend und lieblich, als die Kälte dieser Kellerey empfindlich ist. Mit dieser reizenden Weinfäßeransicht ists aber noch nicht genung. Der Kellermeister führt' uns noch eine Treppe hinab,

und siehe, wir waren in einem eben so gro-
ßen Keller, der voll Wein lag, und zum
Theil noch größere Faßer enthielt. Berauscht
von den ostern Kredenzen stiegen wir spät
herauf, und besuchten nun noch den Schloß-
garten.

Dieser ist zwar noch im alten Geschmack,
hat aber doch auch einige neue Partieen. Er
ist daher ein wahres Gartenallerley, denn
Alleen, Terraßen, Treppen, Statüen,
Springbrunnen, Bassins und Laubengänge
wechseln in bunter Schattirung mit einan-
der ab. - Er läuft neben und hinter dem
Schloß am Wall hin. Diesen Umstand hat
man auf eine, wie mich dunkt, glückliche
Art benutzt, hat den Wall durch Treppen
mit dem Garten verbunden, Alleen darauf
gepflanzt, und mit einem steinernen Gelan-
der, worauf Statüen von Genien stehen,
gezieret. Zwischen den Statüen stehn große
Kübel mit bunten Gewachsen. Warlich,
diese hohe Terrasse gewährt nicht nur von

unten

unten einen interessanten Anblick, sondern sie verschaft auch selbst eine angenehme Promenade, von deren einen Seite man herab in den reizenden Garten siehet, und auf der andern verliert sich das Aug im dunklen Blau ferner Gebirge. Dieser Garten ist, besonders am spaten Abend, der Sammelsplatz der schönen Welt von Würzburg, wo sie mit zwanglosem Frohsinn lustwandelt, scherzt, tändelt und die Vorübergehenden musiert.

Auf einem der Seitengebäude wohnt ein Piarist, ein künstlicher Mann mit eisernem Fleisse, der von buntem Federstaube grose Gemälde so vorzüglich verfertigt, daß man wetten sollte, sie seyen ein Werk des Pinsels. Nicht genung, daß er davon Vögel treu darstellt, welches in unsern Tagen nichts besonders mehr ist. Aber er fertigt auch Baumschlag, Gebäude, Wellen, ganze Landschaften, die mit den Produkten des feinsten Pinsels wetteifern. So hat er einen

Schiff-

Schiffbruch dargeſtellt, der Schauer erregt, indem die Wellen des Meeres deutlich zu wögen und das Schiff im Kreiſe zu drehn ſcheinen. Man hat ihm 400 Gulden dafür geboten. Aber dieſer ſanfte, uneigennützige Mann ließ es nicht weg, indem er vorſchützte, daß alle ſeine Arbeiten ſeinem Fürſten, der ihm eine maßige Penſion giebt, zugehörten.

Aber nicht nur der Fürſt wohnt in Würzburg prachtig, ſondern auch die Hoſpitaliten. Es iſt gewiß einer von den unableugbaren Vorzügen der geiſtlichen Fürſtenthümer, und vorzüglich Würzburgs, daß ſie für ihre Armen, noch mehr für ihre armen Kranken, menſchenfreundlich ſorgen. Mehr aber gilt dieſer Ruhm unſern Vorfahren, als unſern Zeitgenoſſen, da ſie ſolche Stiftungen und Anſtalten oft mit großen Aufopferungen machten, auf denen wir, mit geringer Mühe, nur fortbauen dürfen. Die Reſidenz Würzburg hat eine Menge löbli-

cher

cher Verſorgungs- und Allmoſenanſtalten, und mehrere ſchöne Hoſpitalgebäude gereichen ihr zur ehrwürdigen Zierde. Sie alle zu erwähnen iſt meinem Zwecke nicht gemäß. Aber gewinnen kann ich es nicht über mich, meinen Leſern eine kurze Beſchreibung von dem vortrefflichen Juliusſpital vorzuenthalten, bey deſſen theilnehmenden Anblick ſich das Herz mit ſüſſer Rührung erweitert.

Biſchof Julius Echter von Meſpelbrunn ſtiftete und baute dies Spital zu Ausgange des 16ten Jahrhunderts, und verſah es mit ſo reichen und ſichern Stiftungen, daß, ohne allgemeine Landesdrangſale, ſeine Dauer wohl nie einer Gefahr ausgeſetzt ſeyn dürfte. Dieſer Fürſt, der um die nämliche Zeit die Rolle eines Religionsbedrückers ſpielte, die Evangeliſchen mit Gewalt zur Wiederannahme des Pabſtthums drängte, und vier Rathsherren nebſt einer Menge Bürger aus der Stadt jagte, beweiſt durch ſein Beyſpiel, wie ſchrecklich blinder

Reli-

Religionssanatismus an sich gute und edle Herzen verstimme. — Das Gebäude dieses Spitals ward durch seine Nachfolger von Zeit zu Zeit erweitert und vollendet, und jetzt steht es in seiner größten Schönheit da, am Umfang einer kleinen Stadt gleich, innerlich aber mehr mit zweckmäßigen Bequemlichkeiten als mit Baulurus gezieret.

Die Facade ist ein langes Gebäude, von drey Etagen und mehr als 40 Fenstern in der Länge hin. Ueber dem Eingange ist eine biblischhistorische Grouppe in Stein gehauen, deren Ueberschrift einen der edelsten Zwecke dieses Gebäudes erkläret. *). Geht man durch das Vorhaus, so tritt man in einen geräumigen Hof, und sieht mit Erstau-

*) Lassus saepe foris maneat ne forte Viator
Id circo haec pateat sole cadente domus.

Damit nicht oftmals der erschöpfe Wanderer unter freyen Himmel bleiben darf, so steht ihm beym Untergange der Sonne dies Haus zu seiner Erholung offen.

staunen grade vor sich eine eben so lange und hohe Derriere, und diese beyden Pallä: ste sind durch zwey gleich hohe Seitenflügel verbunden, so daß der Hof ein langes Qua: drat ausmachet. Im Erdgeschoß sind Zim: mer, Küchen, Vorrathskammern und der: gleichen, nebst einer vortreflich eingerichteten Apotheke und Laboratorium. Alle diese Ge: mächer haben ihren Eingang aus einer Gal: lerie von Schwibbögen, die ringsum am Erdgeschoß hinlauft. Das Vordergebäude ist für die Kranken bestimmt, die fieberhafte oder solche Krankheiten haben, deren Aus: gang sich bald durch Genesung oder Tod ent: scheidet; ferner werden darinn Reisende, die kraftlos oder arm sind, eine Nacht behers: bergt, gepflegt und mit einem Zehrpfennig versehen. Auf diese bezieht sich die Inn: schrift über dem Eingange. Es findet heut zu Tage zur Aufnahme in dies Spital durch: aus kein Unterschied der Religion statt. Je: der genußt ohne Ausnahme, was die Stif:

tung mit ſich bringt, und niemand bedarf, ſo lange der Raum es verſtattet, zur Aufnahme eines andern Vorwortes, als das, welches eignes Elend, Unvermögen, oder Armut ſelbſt ausſpricht. In den Gemächern des Hintergebäudes befinden ſich diejenigen, die mit langwierigen Krankheiten, äuſſern Schäden, und unheilbaren Gebrechlichkeiten behaftet ſind, und jahrelang, oder auch zeitlebens, verpfleget werden. Die Einrichtungen ſind muſterhaft. Auf jeder Etage ſcheidet ein Vorſaal zwey Korridors, deren einer zu den Gemächern der männlichen, der andere zu den der weiblichen führet. Ueberall iſt viel Tageslicht, die Wände ſind blendend weiſs, die Thüren perlfarben angeſtrichen. In einem Zimmer von 10 Ellen ins Gevierte, oder 100 Quadratellen ſtehn nicht mehr als höchſtens 10 Betten. Dieſe werden reinlich gehalten, und ſind mit Vorhängen, jedoch von oben her frey, verſehen. Immer zwiſchen zwey Betten iſt ein Thürchen in

Ge-

Gestalt eines Wandschrankes angebracht, hinter dem ein Nachtstuhl stehet, der seinen besondern Luftzug hat, und von aussen gereiniget wird. Die Sorgfalt für die Reinerhaltung der Luft erstreckt sich bis auf die Nachtlampe, zu welcher im Fensterpfeiler jedes Zimmers eine kleine Capelle ausgehaun ist, worinnen die Lampe stehet, und die nach dem Zimmer zu ein Glasfenster, nach aussen aber einen Luftzug hat. Mehr als alles überraschten und freuten mich die Springröhren, die sich vielfältig hier oben auf den Korridors befinden. Sie sind mit grossen Kosten heraufgeleitet, und giessen ihr Wasser seitwärts aus der Wand mittelst metallner Hähne in muschelförmige, steinerne Bekken. Durch diese Vorrichtung wird nicht nur die Luft immerzu erfrischt, sondern die Kranken und ihre Wärterinnen haben auch stets Wasser bey der Hand, und der Fall desselben macht ein angenehmes Geplätschre, das die melancholische Stille unterbricht.

Das

Das Parterr enthält Wohnungen fürs dienstleistende Personale, und Speisesäle für die minder Kranken, da nur die auf ihren Gemächern gespeißt werden, die nicht fortkönnen. Das dritte Stockwerk sah ich nicht, es soll aber dem 2ten in allem gleich seyn. Der Platz des Ganzen ist für 400 Kranke berechnet und eingerichtet, ohne die, welche nur eine Nacht aufgenommen werden. Es sind aber wohl zuweilen 500 und mehrere auf einmal darinn beherbergt worden. Das Haus hat mehrere Wundärzte, auch einen ordentlich besoldeten Arzt. Mit besondrer Rührung sieht man alle hier beschäftigte Personen, bis zu den geringsten Bedienungen hinab, mit wahrhaft thatigem Eifer für die Kranken beschäftiget. Alle scheinen von dem einen grosen Zwecke beseelt zu seyn, diesen elenden Menschen das Glück ihres hiesigen Aufenthalts recht fühlbar zu machen, sich selbst aber dadurch nebenbey eine Stuffe in den Himmel zu bauen.

Der

Der eine Seitenflügel iſt zu Wohnungen für das ökonomiſche und chirurgiſche Perſonale beſtimmt, und der andere für ſolche Kranke, deren Verſtand leidet. Es iſt wohl nichts in der Welt, was Herz und Antlitz zu gleicher Zeit mehr in wehmüthige Stimmung verſetzen und zum Gelächter reizen kann, als der Beſuch in einem Tollhauſe. Reichhaltiger Stoff zu Gemälden dieſer Art wär auch in meinem vorliegenden Reiſejournal vom Juliusſpital vorhanden, die als Beyträge zu Hogartiſchen Karrikaturen dienen könnten. Aber ich fürchte meine enge Grenze zu überſchreiten, und führe nur das herzerſchütternde Beyſpiel eines Weltprieſters an, der ſchon 14 Jahre hier iſt, und allein ein kleines Zimmer bewohnet. Er bildet ſich ein, bereits todt und ein Geiſt zu ſeyn. Vormals ſprach er noch zuweilen mit jemand, las auch in der kleinern Hoſpitalkapelle Meſſe. Aber ſeit jener Einbildung, die nur ohngefähr drey Jahr alt iſt, ſpricht er mit keinem Menſchen

mehr,

mehr, und ſitzt Tag und Nacht meiſt auf einem und demſelben Stuhle im halben Schlummer. Wenn auch Menſchen hineinkommen, er ſchlägt kaum die Augen auf, zeigt nicht die mindeſte Neugierde, und ſieht ſtarr vor ſich hin. Zuweilen betet er einige abgebrochne Worte, und dies iſt das einzige, was man von ihm hört. An ſein weniges Eſſen, und an die phyſiſchen Ausleerungen muß man ihn, die Reinlichkeit zu erhalten, erinnern. Sein Bart hängt bis auf den Gürtel herab.

Einige in dieſen Gebäuden befindliche Säle und Kabinetter, die zu gewiſſen geiſtlichen Zeremonien, und unter andern dazu dienen, daß am Gründonnerſtage der Biſchof 12 armen Männern in Beyſeyn des Domkapitels die Füße wäſcht, ſie hernach prächtig bewirthet, wobey ſie von den Domherren bedient werden, erinnern mehr an einen ſcheinheiligen geiſtlichen Luxus, als an wahre Demuth. Indes iſt dieſer Gebrauch uralt,

und

und wird in den meiſten Klöſtern am Rhein und Mayn von den Prälaten beobachtet.

Eins noch von unſerm freundlichen Julius-ſpital, und dann reiß ich mich gewiß los. Es iſt die innerhalb des Gebäudes befindliche Kirche. Edle Einfalt iſt ihr Karakter. Sie iſt durchaus licht. Emporkirchen und Kanzel ſind mit täuſchender Aehnlichkeit marmorartig ſtaffirt. In dieſer Kapelle ſieht man keine Heiligen, auch überhaupt wenig von dem, was ſonſt häufig in katholiſchen Kirchen vorkommt. Der Altar iſt einfach, und ſteht in der Mitte der Kirche, ſo daß an allen vier Seiten Meßopfer gehalten werden können. Die ewige Lampe oder Ampel iſt auf eine überraſchende Art angebracht. Das Symbol der Geduld, in Geſtalt eines jungen Frauenzimmers, in deren Antlitz ein Gemiſch von Leiden und Hofnung ausgedrückt iſt, ſitzt in nachläßiger Stellung, auf den einen Arm geſtützt, in einem Fenſter, indes ihre rechte Hand die Lampe hält, deren Licht in der

Dämmerung melancholisch umherstrahlt. Das Ganze dieser Kirche ist so feyerlich und rührend, daß sie wohl schwerlich jemand ohne hohes Gefühl von Andacht verlassen wird. — Es ist noch eine kleine Kapelle, oder vielmehr ein Zimmer, das geheizt werden kann, hier vorhanden, und für solche Kranke, die jene Kapelle, besonders im Winter, nicht besuchen können, bestimmt, daher denn aus ihren Wänden grose Fenster in die neben an liegenden Zimmer gehen.

So wie es innerhalb Würzburg überhaupt prächtige Alleen, Promenaden und Gärten giebt, so läuft auch am Vordergebäude des Julius-Spitals eine lange dreyfache Lindenallee hin, die nicht nur zur Aussicht und Erquickung seiner Bewohner, sondern auch zur ungemeinen Zierde des Gebäudes dienet, übrigens aber von den Würzburgern häufig, besonders gegen Abend, besucht wird. Leider ist sie auch der Sammelplatz der Freudenmädchen, und dieser Kontrast führt auf

die

die traurige Bemerkung, daß solche Dirnen vom warnenden Anblick eines Hauses nicht abgeschreckt werden, ihre Gesundheit zu verspenden, in welchem, unter andern Kranken, mehrere ihrer vormals blühenden, und nun durch Ausschweifungen zu Grunde gerichteten Schwestern schmachten.

Noch eine angenehme Erholung ist den Hospitalten gewährt, ein großer an ihr Hintergebäude stossender Küchen- und Pflanzengarten. Er ist zwar zugleich als botanischer Garten für die medicinische Fakultät eingerichtet, aber auch den Kranken zum Gebrauch erlaubt. Rechterhand in diesem Garten befindet sich ein massives Gebäude für die Zergliederungskunde, das der letzt verstorbene Bischof, Franz von Erthal, im Jahr 1788 errichtet hat. Der anatomische Schauplatz ist schön, und das Präparatenzimmer sehr elegant. Die Präparate, die unvergleichlich zubereitet und gefaßt sind, stehn rings um in Glasschränken. Dieser

Vorzug der mediciniſchen Fakultät, ſo wie die Sternwarte und andre treffliche Anſtalten, laſſen vermuthen, daß die hieſige Akademie keinen geringen Rang unter den hohen Schulen Teutſchlands behaupte. Sie iſt ſchon ſehr alt, hat reiche Einkünfte und milde Stiftungen für 25 adliche und 100 bürgerliche Studirende. Einer ihrer größten Vorzüge iſt die Toleranz, da nicht nur alle und jede Religionsverwandte hier ſtudiren können, ſondern auch durch eine fürſtliche Verordnung den theologiſchen Lehrern ernſtlich befohlen iſt, ſich alles Schmähens zu enthalten.

Würzburg iſt volkreich und lebhaft, die Straſſen ſind, ſo wie die Gaſthöfe, immer voll von Menſchen, welches indeß freylich von den jetzigen Kriegsunruhen vermehrt wird. Aus eben dieſem Grunde fällt es auch ſchwer, die Volksmenge gehörig zu beurtheilen. Geſund und ſchön ſind ſeine Bewohner — ob auch aufgeklart? dies wag ich nicht zu entſcheiden.

Reizend und glücklich iſt überhaupt das ganze Würzburger Land, lachend und fruchtbar ſeine Gefilde, die Einwohner wohlhabend, und dies mehr durch die Güte der Natur als durch ihren Fleiß, da allzuvieles Beten, zu vieler Gottesdienſt ihre Zeit ſehr kürzet. Ueberdies hatten ſie meiſt gute Fürſten, die wahre Väter ihrer Unterthanen waren, und das Mark ihres Landes nicht ausſogen. Ich beſchließe meine Anſicht von Würzburg, bevor ich zu andern Gemälden der paradieſiſchen Mayenufer forteile, mit einem Todtenopfer an die Manen des letzt verſtorbnen Biſchofs Franz von Erthal, der einer der edelſten, wohlthätigſten, vollkommenſten Fürſten war. Möge ſeine Aſche in Friede ruhen, und ſein Andenken heilig ſeinen geweſenen Unterthanen, ehrwürdig ihren Nachkommen ſeyn! Er entzog ſich oft Bequemlichkeiten, um Armen beyzuſtehn. Kein Leidender gieng ohne Troſt und Beyſtand von ihm. Wohlthätigkeit war die ſchöne

Folge

Folge ſeiner Frömmigkeit, ſeiner Tugend, ſeiner Menſchenliebe. Ja er borgte einſt bey völlig leerer, und durch unabläßige Spenden erſchöpfter, Kaſſe 400 Gulden von einem ſeiner Räthe, um einen ohne Schuld Verarmten, der ſich mit Vorſchlägen zur Wiederherſtellung ſeines Fortkommens an ihn wandte, nicht ohne Unterſtützung zu laſſen.

II.

Pocahuntas,

Nonpareille genannt,

oder:

Die Virginiſche Wilde.

Pocahuntas.

An allen Enden der Welt giebt es einen gewiſſen Adel des Herzens, der aus dem Gedränge hervorglänzt, und durch edle Handlungen ſich ankündigt. Betrachtet, meine Freunde, mit mir das Gemälde einer liebenswürdigen Wilden aus Virginien, deſſen intereſſante Züge euer Herz unmöglich von ſchmeichelnder Rührung leer laſſen können.

Kapitain Smit, ein Engländer, ſchiffte im Jahr 1606. nach der Nordküſte von Virginien, die ſchon 22 Jahr zuvor der berühmte Ritter Walter Raleigh für die

Krone

Krone England in Beſitz genommen hatte. Er ſetzte hier verſchiedene Mannſchaft aus, theils um Pflanzſtädte anzulegen, theils um ſie fernere Entdeckungen auszuruhen. Dies letztere war auch ſein Zweck. Er fand nach einigen Tagen Ueberreſte von den Mannſchaften, die frühere Entdecker hier gelaſſen, und mit Erbauung des Forts St. Jakob bereits den Anfang zu hieſigen Niederlaſſungen gemacht hatten. Aber ſie waren durch Krankheit und Mangel auf eine kleine kränkliche Zahl zuſammengeſchmolzen. Ihnen beyzuſtehn und aufzuhelfen wandt' er alle ſeine Kräfte an, und unternahm es mit vielem Eifer, vor allen Dingen das Land tiefer hinein auszuforſchen. Aber bey dieſem Geſchäft gerieth er in die Gefangenſchaft der Wilden, die ihn Anfangs an einen Baum banden, und mit ihren Pfeilen tödten wollten. Eine dem Anführer geſchenkte elfenbeinerne Sonnenuhr rettete ihm jedoch vor der Hand das Leben. Man band ihn los, und

führt'

führt' ihn mit groſſem Freudengeheul und unter Zuſammlung einer unglaublichen Menge von Mannern, Weibern und Kindern zum Powhatan oder König, den man Pamaucke nannte.

Der Powhatan nahm unſern Kapitain wohl auf, und ſo geitzig er war, ſo ſehr der Gefangene jetzt in ſeiner Gewalt ſtand, ſo nahm er ihm doch nichts von dem, was er bey ſich hatte, ſondern begnügte ſich mit dem, was er ihm ſelbſt darbot. Dieſe Enthaltſamkeit und Güte aber konnte dem Gefangenen doch zu weiter nichts dienen, als ſein Leben auf einige Zeit zu friſten. Denn er war in blutiger Fehde gefangen worden, hatte verſchiedne ihrer Brüder und Gefährten erſchlagen, und ſo muſte er nach ihren Gebräuchen als ein Kriegsgefangner unausbleiblich einen ſchmählichen Tod leiden.

Smit hoffte ſich dadurch loszuhelfen, daß er dem König allerley Sachen von Werth verſprach, die er in Jakobsſtadt verräthig

zu

zu haben verlangt, und selbige zu bringen v
sprach, wenn man ihn lebendig liesse. A
die Wilden waren so einfältig nicht, d
zuzugeben. Vielmehr versprachen sie i
Weiber und Freyheit unter ihnen zu w
nen, wenn er ihnen das Fort verriethe, u
die besten Mittel an die Hand gäbe,
zu zerstören, auch seine Landsleute zu tödt
Aber des Kapitains edles Herz war zu d
ser Verrätherey nicht fähig. Er schrieb
doch, sie einigermasen zu befriedigen,
Namen verschiednr Dinge in seine Schre
tafel, die dann ein Wilder, als Abgeordn
ter, hin zur Festung trug, wo er sie schü
stern hinwarf und fortlief. Man legte sof
die aufgeschriebnen Sachen auf den Ort hi
wo der Insulaner die Tafel gelassen hat
der sie dann, unter den lächerlichsten Bez
gungen von Furcht, erst nach einigen Stu
den abholte, und dem König überbrachte.

Aber auch diese Geschenke erweichten d
Herz der Nation nicht, die auf Smi

Tod drang. Nachdem man 3 Tage lang allerley wunderliche Zeremonien mit ihm vorgenommen hatte, worunter Tanz, heulender Gesang und sinnlose Priestergaukeley obenanstand, und während dem man ihm täglich wohl für 20 Personen satt Speise auftrug, veranstaltete man das Fest seiner Hinrichtung. Er ward vorgeführt. Der König saß auf einem ausgehauenen Stein bey einem großen Feuer. Hinter sich hatt' er eine Menge heulender Weiber, und auf beyden Seiten standen ihm 2. Jungfrauen, deren Brüste roth angestrichen waren. Ihr ganzer Leib war tätovirt, und die Lenden mit einer Thierhaut bekleidet. Das Feuer war dazu bestimmt, den getödteten Kapitän zu braten und zu verschmausen. *) Zwey mäch-

*) Die neuere Weltgeschichte zweifelt, daß es würkliche Menschenfresser gebe. Aber wenn glaubwürdige Männer aus der ältern Erd- und Völkerkunde das Daseyn derselben versichern, ja wenn unter den neuern selbst der unpartheyische Crock von einigen Südseeinsulanern behauptet, daß sie wenigstens ihre Feinde aus

mächtig grosse Steine lagen ohnweit davon, auf deren einem man den Kopf des armen Kapitäns legte, und der andere sollte durch mehrere Hände von oben herab auf ihn geworfen, und ihm so der Kopf auf einmal zerquetscht und zerpletscht werden. Der Anblick war fürchterlich für den Gefangnen. Die Last der Steine erschütterte sein Herz, das Feuer loderte drohend empor, und Bitten oder Vorstellungen waren fruchtlos. Schon stiegen starke Männer auf das darneben errichtete Steingerüst, mit ihrer kunstlosen, steinernen Guillotine bewafnet, schon lag das Opfer bebend und betend auf dem Stein, als plötzlich eine der Jungfrauen, die an der Seite des Königs stand, herzu sprang, und den Kapitän mit allen Aeusserungen des Mitleids vom Stein wegriß. Es war eine Tochter des Königs, Pocahundas ihr Name, schön von Ge-

aus Rachgier fressen, so ist eben kein erheblicher Grund vorhanden, das historische Faktum in der hier gelieferten wahren Geschichte als unwahrscheinlich zu bezweifeln.

Gestalt, weich und edel von Karakter. Die Wilden waren entrüstet, daß man ihnen das schöne Opfer rauben wollte, und selbst den Powhatan lüsterte nach dem Fleisch des Europäers. Er gebot seiner Tochter zurück auf ihren Platz zu treten, und die Priester ergriffen ihre Streitkolben, um dem Armen, der zwischen Furcht und Hofnung stand, damit nieder zu mördern. Entschlossen setzte sich jezt Pocahuntas auf den Bittgerüststein, zog den Verurtheilten nach sich, und indem sie ihn in ihren Schooß verbarg, biegte sie ihren ganzen Oberleib über ihn hin. Zerschmettert nur, wenn ihr das Herz hebt, die Tochter eures Königs zugleich mit eurem Feinde, rief sie muthig, und eine allgemeine Stille bezeugte die hohe Verwundrung, die die ganze Versammlung über diesen beyspiellosen Vorgang ergrief. Pocahuntas benutzte die Ueberraschung, in die sie alle versetzt sah, und erklärte laut, es gehe ihr nah, einen so tapfern Kriegshelden sterben zu sehn, auch sey

sie

ſie verſichert, daß ſein Leben ihrem Vater, dem König, weit mehr Nutzen bringen könne als ſein Tod, da er, aus Dankbarkeit für ſeine Begnadigung, ſammt den Seinigen aus einem Feinde ein Freund werden, und ihrem Vater viel Mühlſteine, Kupfer, Eiſen, Koral-len, Kämme und Fiſchangeln verſchaffen könne.

Der König war durch die Geiſtesgegen-wart ſeiner Tochter überwunden. Er ſprach den Gefangenen los, und befahl ihm, ſeiner Retterin zur Dankbarkeit Kränze, Schellen Knöpfe und Schuhe zu machen, ſoviel ſie de-ren verlange. Emit athmete nun wieder frever. Aber er dankte dem Könige nicht mit kriechender Demuth, ſondern mit einem edeln Anſtande. Die ſchöne Wilde ſchloß er in ſei-ne Arme, nannte ſie ſeine Schweſter, ja er fühlte würklich etwas mehr als Schweſterſchaft für ſie in ſeinem Herzen, woran ihre Bemühung ihn zu retten, ihr Muth, und vielleicht auch der Umſtand, daß ſie ihn an ihren Buſen, in

ihrem

ihrem glühenden Schooß vor dem Todesstoße beschützte, gewiß nicht geringen Antheil hatte. Aber die Begierde nach Freiheit war stärker, und er fand es unanständig, unter einem rohen Volke zu leben, dem nie zu traun war. Er achtete darum nicht der Liebe glühenden Blicke seiner Retterin, sondern beurlaubte sich vom Powhatan, der ihm 12 Mann von seiner Wache mit gab, theils ihn zu beschützen, theils und vorzüglich, um die Geschenke, die ihm Smit versprochen hatte, in Empfang zu nehmen.

Er gieng, und ließ einen glühenden Zunder im Busen der wilden Königstochter zurück. Die Geschenke, die er sandte waren angenehm, besonders ein kupferner Theekessel und einige Schnuren Perlen, die er für die Prinzessin schickte. Aber noch angenehmer wär seine Gegenwart gewesen. Man harrte von Tag zu Tag seiner Rückkehr, die er fest versprochen hatte. Allein es vergiengen mehrere Monate, und Smit ließ nichts von sich

hören. Auch waren sogar bereits wieder Uneinigkeiten zwischen den Engländern und Virginiern vorgefallen, und die Hofnung, den lieben Geretteten wieder zu sehen, schwand immer mehr aus dem Herzen des Mädchens. Die Gute wußte nicht, daß ihr rüstiger Engländer bereits die Küste von Virginien verlassen hatte, und vielleicht nur noch kalt an seine Retterin zurück dachte. Es ward ihr zu eng' ums Herz. Sie machte sich mit ihrem Bruder Japazeo und seiner Frau, dem sie das Geheimniß ihrer Liebe vertraut hatte, auf, und wanderte in die Gegend des Forts St. Jacob, unter dem Vorwande, Felle zu verkaufen, mit welchen die Fürsten dieser Gegenden ins gemein handelten. Lange späht ihr Blick vergebens nach ihrem Liebling, und weinend erfuhr sie endlich die Nachricht, daß er auf andre Entdeckungen ausgelaufen sey, und denindes mit Verstärkung aus England angekommenen Kapitan Argol das Kommando übertragen habe. Aber Argol war nicht so schön

und

und liebenswürdig, als Smit, er war nicht ihr Erretter, nicht das Werk ihres Muths und ihrer Klugheit. Die ungebildete Fürstentochter fühlte mit dem zartesten Gefühl ihren Verlust, und klagte über Undank.

Unterdessen war ihre Gegenwart dem Kapitän Argol nicht entgangen. Er berechnete den Nutzen, der für ihn daraus erwachsen müsse, wenn er die Tochter des Königs in seine Gewalt bekäme. Hierzu kam, daß nicht lange zuvor die Wilden durch Verrätherey verschiedenes Schießgewehr und Pulver der Engländer an sich gebracht, auch 7 Mann weggekapert hatten, die in einer furchtbaren Gefangenschaft schmachteten. Dies alles wieder einzulösen schien ihm kein Besitz tauglicher, als Pocahuntas. Er wandte sich daher an ihrem Bruder Japazeo, und gewann diesen sammt seinem Weibe durch Geschenke. Nichts war leichter als dies. Um ein Beil, einen Theekessel, ein paar Messer, einen Korallenschmuk verrieth ein Wilder Vater und

Mutter. Japazeo traute seiner Zusage, daß er seiner Schwester kein Leid zufügen, sondern sie blos als Geißel wegen der gefangenen Mannschaften behalten wollte, und ließ sich deßhalb in Unterhandlung mit ihm ein. Die Karte wurde nun gemischt. Japazeos Weib stellte sich neugierig die Schiffe zu sehn, weil sie aber nicht als die einzige Weibesperson hin wollte, so redete sie der unentschlossenen Pocahuntas so lange zu, mit zu gehn, bis diese endlich einwilligte. Sie giengen also eines Nachmittags sammt Japazeo hin, und wurden mit großer Achtung empfangen. Man schmaußte nach der Sitte des Landes, und trank Brandtwein, ließ sich auch bereden, auf dem Schiffe zu übernachten, alles der Verabredung gemäß. Pocahuntas schlief auf den Matratzen des Kapitäns in seiner Kajüte ruhig bis Sonnenaufgang. Jetzt stand sie auf, und ermahnte die ihrigen zum Abschiede. Aber nun mußte Argol die Larve abwerfen. Er that mit der

mög-

möglichſten Schonung. Er erinnerte Pacahuntas an die Unbilden, die ſeine Landsleute von ihrem Vater erfahren hatten, an ſeine ſo oft gebrochene Treue, und erklärte frey heraus, daß er ſie nicht eher weglaßen würde, als bis der König die gefangnen 7 Mann, ſammt dem entwendeten Geſchütz wieder herausgäbe. Thränen waren die einzige Antwort des überraſchten Mädchens, bittende Thränen einer reizenden Wilden, die die ſanfteſte Tochter Europens nicht rührender weinen konnte. Thränen ſind in jedem ſanften Mädchenauge unwiderſtehliche Rührung für den Mann. Auch würde Argol ihrer Macht nicht wiederſtanden haben. Aber ein gewiſſer reicher junger Engländer, der als Volontär blos aus Begierde, fremde Völker kennen zu lernen, die Fahrt mitgemacht hatte, Rolf ſein Name, ſtählte den ſchon wankenden Sinn des Kapitäns, die junge Wilde hier zu behalten. Denn Liebe gegen ſie hatte ſich in ſein Herz geſchlichen, und ſein

Ver-

Vorſatz war, ſie mit ſich nach England zu nehmen, und mit dem Blumenbande der Ehe an ſich zu feſſeln. Er kannte ſie ſchon ſeit einiger Zeit, und es entſpann ſich zwiſchen beyden ſchon ein zärtliches Verſtändniß, da ſie als Marquetenderin die Läger der Engländer bey Jakobsſtadt beſuchte. Ihm mußt' es daher wohl ein ſchmeichelhafter Gedanke ſeyn, die Liebenswürdige von aller Ziererey, von allem Konventionsprunk weit entfernte Naturſchöne in ſeiner Nähe zu behalten. Auch würkte dieß Verſtändniß mehr als alles zureden auf Pocahuntas Herz. Rolf trat vor mit dem allgewaltigen Blick der Liebe — und ihre Thränen verſiegten. Geduldig und ahndungslos, wie ein Lamm, blieb ſie in der Kajüte des Kapitäns, und achtete nicht der Verwünſchungen und Drohungen ihres verräthriſchen Bruders, die dieſer, der Verabredung gemäs, in Menge ausſtieß. Man entfernte ihn und ſein Weib zum Schein mit Gewalt, und verſprach, ſich gegen ſeine Schweſter ſo zu ver-

verhalten, wie es einer Fürſtentochter gebühre. Oft und viel ſeufzte Pocahuntas dieſen Tag hinüber nach dem mütterlichen Ufer. Aber die girrenden Töne der Liebe aus dem Munde des edeln Rolf drangen tröſtend in ihren Buſen, und ſie vergaß in der folgenden Nacht Vater und Vaterland im kraftvollen Arme des Europäers.

So raubte der Böſewicht der Unglücklichen ihre Unſchuld, verletzte die Zuſage, die man den Ihrigen wegen ihrer Behandlung geleiſtet hatte? Beruhige dich darüber junge theilnehmende Leſerin! Pocahuntas ward aus freyen Willen zum liebenswürdigſten jungen Weibe, und ſie war keine Verbrecherin, denn wie konnten die Geſetze der Europäer das virginiſche Mädchen binden? Und Rolf ließ, ſeine Seele zu bewahren, noch am Abende vor der glücklichen Nacht den Pfaffen, den die Bewohner des Forts ſchon lange bey ſich hatten, mit Argois Bewilligung den Segen über ſich und ſeine liebeglühende Braut ſprechen. Nun biß

die

du doch zufrieden, aufgeklärte Schweſter mei-
ner unaufgeklärten Pocahuntas?

Erſt am folgenden Tage ſchickte Argol Ge-
ſandte mit anſehnlichen Geſchenken an den
König, und ließ für ſeinen Landsmann um die
Hand ſeiner Tochter werben. Er entſchuldigte
die Zurückbehaltung derſelben mit triftigen
Gründen. Er bat um die Auslieferung der 7.
Mann, und erklärte, daß Pocahuntas nicht
mehr ſeine Gefangene ſey, ſondern aus freyem
Willen, durch die Allgewalt der Liebe gefeſſelt,
unter ſeinem Schutze bleibe. Er ſtellt' ihm
den Vortheil vor, der aus einer ſolchen Verbin-
dung für ihn und ſein Land erwüchſe, und um
ſeine Bereitwilligkeit zum dauerhaften Frieden
unter ihnen zu zeigen, ſchickt' er zugleich mit
den Geſchenken alle noch Gefangne von ſeinen
Unterthanen zurück.

Der Powhatan war überraſcht und gerührt.
Wie konnt' er auch anders? Die Natur be-
hauptet überall ihre Rechte. Durchdrungen
von der neuen Empfindung, ſeine Tochter zu

verlieren, und sie doch auf eine andre Art dabey nicht unglücklich zu wissen, indem sie um eines Mannes Willen freywillig ihren Vater verließ, erschüttert von der Großmuth des Kapitäns, die ihm grosse Geschenke und alle Gefangne übersendete, geitzend nach dem Gewinn, der offenbar für sein Land aus einer solchen Verbindung entspringen mußte, willigt' er sogleich in alles, und entließ die Gesandten mit der vollkommensten Zufriedenheit, und mit der Erlaubniß an seine Tochter, der er 200 Häute und allerley andre Dinge zum Brautschatz versprach — aber nie würklich gab — dem Europäer die Rechte des Mannes einzuräumen. Pocahuntas bedurfte seiner Erlaubniß und seiner Geschenke nicht. Sie war glücklich und reich, als die Gemahlin des Engländers.

Ich übergehe die fernern Begebenheiten dieser Weltumsegler, so wie den Entschluß des unter Argol kommandirenden Kapitans Thomas Dale, der eine zweyte Tochter des Königs

nigs zur Ehe begehrte, welches dieser aber ausschlug, indem er erklarte, daß der grausam zu nennen sey, der ihm ein Auge geraubt habe, und ihm das andrn auch noch raubee wolle, und daß er um keinen Preiß diese seine nun noch einzige Tochter von sich entfernen lassen würde. Aber die Geschichte unsrer guten Powhatans will ich zu beendigen eilen.

Einige Wochen nach der Einwilligung des Powhatans, als schon zwischen ihm und Argol ein dauerhafter Friede zu Stande gekommen war, sendet' er einige seiner Vornehmen sammt dem Verräther Japazeo, seinem Sohne, nach Jakobsstadt, und liess in seinem Namen diese Männer die Verbindung mit seiner Tochter, auf englische Weise, feverlich vollziehen. Er selbst, ein Sclav der Furcht, wagt' es nicht, sich seinen vormaligen Feinden Preiß zu geben.

Bald darauf gieng Rolf mit seiner jungen Gattin, die schon das Pfand der uneigennützigsten Liebe unter ihrem Herzen trug, nach

Eng-

England zurück. Pocahuntas begehrte von ihrem Vater sich zu beurlauben. Allein man befürchtete im entscheidenden Augenblick des Abschiedes Rückfalle vom Powahtan, fürchtete, daß der Schmerz den Naturmenschen zu einer Untreue verleiten, und er sie nicht ziehn lassen würde. Darum redete man diesen Schritt dem traurigen Weibe aus. Man versprach ihr nach einiger Zeit wieder hieher zu segeln, man verbarg ihr den Tag der Abfahrt, und das Schif stach unterm Donner der Kanonen bereits in die hohe See, als die aus den Armen ihres Gatten am frühen Morgen aufstaumende Virginierin erst ihre Entfernung vom mütterlichen Ufer gewahrte. Heftig und laut war ihr Schmerz, aber bald giengen seine Aeusserungen vorüber.

Glücklich ward die Fahrt. In London unterwies man die schuldlose Tochter der Natur in den Anfangsgründen der christlichen Religion, und sie ward in der Infantinstrasse getauft. Der Zulauf war bey dieser Feyerlichkeit unbeschreib-

ſchreiblich. Man nannte ſie Marie, aber eine Schwagerin Relſs, aus den Franzöſiſchen Niederlanden gebürtig, nannte ſie wegen ihrer trefflichen Geiſtesfähigkeiten, und wegen ihres einer Wilden nicht gleichenden Betragens Nonpareille, welcher Name ſofort durchgehends ihr beygelegt wurde.

Aber entweder heimlicher Gram über die Entfernung von ihrem Vaterlande, oder Ungewohnheit des engliſchen Clima, hatt' ihre Jugendkräfte zerrüttet. Sie gebahr ein ſchwächliches Kind, das bald nach der Geburt ſtarb. Dann lebte ſie zwar noch verſchiedene Jahre, aber ſiech und kinderlos, und ſtarb im März des Jahrs 1617. zum herben Schmerz ihres treuen ſie heiß und innig liebenden Gatten.

III.

Geheime Szenen aus Bädern.

I.

Spaa.

Perſonen.

Graf Rouſſion.
Baronet Aldermann.
Kapuziner Euſtach.
Kapuziner Vincent.
Nanerchen, unterm Namen Fräulein Romfort.

1.

Fr. Rouſſillon. Kapuz. Euſtach.

Fr. Rouſſillon.

Schon ſo früh hier, ehrwürdiger Herr? Ich meynte, es wiſſe noch kein Menſch etwas von meinem Daſeyn.

Kap.

Kap. E. Halten zu Gnaden, Ihr Excellenz. Wir armen Kapuziner empfehlen uns jedem ankommenden Kavalier zu Gebet und Dienſten.

Rouſſ. Ich verſtehe. Aber wiſſen Sie auch, daß wir Franken dem geiſtlichen Stande nicht mehr hold ſind?

Euſt. Von Ihnen erwart' ich das Gegentheil, gnadiger Herr. Ihr Geſchlecht ward ungerecht von der neuen Republik behandelt, und einer Ihrer Verwandten floh als unbeeydeter Prälat. Ich beklage das Schickſal Ihres Hauſes.

Rouſſ. Ich erſtaune! Indes ich von keinem Menſchen hier gekannt zu ſeyn glaube, erzählt mir ein Kapuziner einen Theil meiner Familiengeſchichte. Haſt du Divinationsgabe, Mönch?

Euſt. Ich bin Guardian des hieſigen Kloſters, Herr Graf.

Rouſſ. Deſto beſſer! Sie können mir nützen. Einmal bin ich, — der Him-

mel

mel weiß, wodurch — an Sie vermuthen, und — die Mönchskutten haben mir schon manchen Dienst geleistet. Hier ist vor der Hand meine Spende; (indem er ihm zwey Karolins geben will.) Doch ich besinne mich, Sie dürfen kein Geld anrühren. Wem soll ich die Gabe einhändigen?

Lust. (erstaunt über den Anblick des Geldes.) Ach, welche Freygebigkeit! Lobet Gott, Ihr Excellenz! Ja wenn nicht die Milde hoher Freunden uns im Sommer unterstützte, so müßten wir im Winter verhungern. Unsre Mutter Verwahrerin wohnt ohnweit dem Pouhon. Doch, wenn Ihr Excellenz erlaubet: hier ist ein Täschchen, in welches Sie das Geld zu stecken geruhen. So werd' ichs erhalten, und doch nicht anrühren.

Ronff. Du bist mein Mann! Wie geschickt Ihr Eure Observanzen zu deuten wißt! Vermuthlich sind Sie auch verschwiegen. Pater Guardian, ich bin des Vergnü-

gens wegen hier, und kenne niemand. Unterstützen Sie mich, ich werd' erkenntlich seyn.

Eust. Dazu bin ich zu wenig, und der Herr. Wir haben zwar einen Garten, aber Sie werden lauter Armuth darinn finden.

Reuss. Ist er groß, abgelegen, mit Hecken und Nischen versehen?

Eust. Das alles ist er. Es giebt einige Grotten mit Rasensophas darinn, zu denen man kaum den Zugang findet. Wir Ordensbrüder lieben die Abgeschiedenheit von der Welt.

Reuss. Vortreflich! Pater, belohnen Sie mein Zutraun. Sie kennen gewiß schöne Mädchen in Menge. Machen Sie, daß ich in Ihrem einsamen Garten seelige Stunden habe.

Eust. Herr Graf, ich erröthe über Ihren Antrag.

Rouff. Schalk, ich ſehe nichts von Röthe. Darüber biſt du weg. Kapuziner, wozu die Ziererey? Wir ſind von heut an Vertraute. Hier ſind noch zwey Karolins. Wenn erndt' ich den erſten Mädchenkuß dafür in Deinem Garten?

Euſt. (mit Im Vorzimmer iſt einer meiner Brüder, der auf mich wartet.

Rouff. Hm! Er iſt doch Dein Geſchäftsträger. Sprich, Mönch! wenn? wenn?

Euſt. Ihrer Freygebigkeit bin ich Gegend enſt ſchuldig. Ich will ſehn, was ich vermag. Sie ziehn mir die Larve mit Gewalt ab. Aber, Herr, machen Sie mich nicht für Ihr Geld auf Lebenlang unglücklich!

Rouff. Sorge nicht, Freund. Aber antworte mir. Ich glühe. Seit einem Monat lebt' ich wie ein — Mönch hätt' ich faſt, nach dem fabelnden Sprichwort geſagt, und ſollte doch ſagen Kaſtrat.

Eust. Morgen früh, wenn alle Gäste beym Brunnen ſind. — Leben Sie wohl!

(entfernt ſich ſchnell.)

2.

Euſtach. Vinzent.

Im Weggehn.

Vinz. Biſt du toll, Bruder? Haſt du nicht ebenfalls auf morgen früh den Baronet Aldermann beſtellt?

Eust. Heilige Mutter Gottes! daß ich das vergeſſen konnte! Aber man hat des Dings zu viel. — Was iſt nun zu thun?

Vinz. Nichts, als daß man es dem Alderman aufſagt. Den Kunden behalten wir, aber den neuen müſſen wir ankirren.

Eust. Willſt du das beſorgen?

Vinz. Muß ich nicht, hochwürdiger Pater Guardian? Das Gelübde des Gehorſams —

Eust. Spötter! Ich will ſelbſt gehn.

Vinz.

Vinz. Da kommt er eben die Allee herauf.

Eust. So können wirs ihm beyde sagen. Pater Vinzent, wir schützen Räume zusammein vor, hörst du?

3.

Roussillon. Alderman.

Strahl.

Rouss. Warum so traurig, Engländer?

Ald. Sprich aufgebracht, boshaft, nicht traurig. Vereitelte Plane —

Rouss. Und ich bin fröhlich über angelegte und wahrscheinlich gelingende Plane.

Ald. Das hoffe ich von meinen auch. So können die deinigen auch noch scheitern.

Rouss. Das wolle der Himmel und Pater Eustach nicht!

Ald. Eustach?

Rouss. Ich Dummkopf!

Ald.

Alb. Was erſchrickſt du? Gegen mich kannſt du wohl vertraut ſeyn; wir ſind ja ſchon ſeit 8 Tagen Freunde.

Rouſſ. Kennſt du den Kapuziner-guardian Euſtach?

Alb. Länger als dich. Er hat mir ſchon manche glückliche Stunde verſchaft. Eben über ihn bin ich toll. Auf morgen früh verſprach er mir Rendezvous mit der kleinen allerliebſten Ramfort, und nun hat er mirs um ſeines verdammten Betteins willen aufgeſagt.

Rouſſ. Hä, ha! Ich will dir reinen Wein einſchenken, Baronnet. Nicht des Betteins wegen hat er dirs abgeſagt, ſondern meinetwegen.

Alb. Deinetwegen? Ich erſtaune.

Rouſſ. Ich nicht. Ein Kapuziner nimmt alles mit. Auch war ich zudringlich, und ſetzt' ihn dadurch in Verlegenheit. Aber daß er eben dich damit narrt, verdrüßt mich, und war nicht mein Wille. Sicher iſt Ort

und

und Mädchen, was er mir verſprach, daſſelbe, welches zuvor dir zugedacht —

Ald. Und ſchon mehrmals mein' war.

Rouſſ. So biſt du im Poſſeß, und ich trete zurück.

Ald. Keins von beyden. Wenn du willſt, ſo genehmige meinen Vorſchlag. Der Mönch muß gezüchtigt werden.

Rouſſ. Er verdient die Baſtonnade. Aber dein Vorſchlag —

Ald. Wir gehn beyde hin, du zwar zuerſt. Euſtach wird dich in die Grotte führen. Ich folge dir ſogleich, eh ſich der Pater entfernt. Wir ſehen ihn dann zur Rede, und er ißt in unſrer Gewalt.

Rouſſ. Vortreflich! Nur eins hab' ich dagegen einzuwenden. Wir verlieren beyde das Mädchen ſammt den Unterhändler, und um beydes iſts doch Schade. Einer von beyden ſollte ſie zu erhalten ſuchen. Freund, ich trete zu deinem beſten zurück. Laß uns darum eine andere Rache nehmen.

Alb. Sorge nicht. Durch Geld gewinnen wir den Euſtach leicht wieder. Auch trat ich dir willig mein Poſſeßrecht ab.

Rouſſ. So bleibts dabey, morgen früh 4 Uhr. Nicht wahr?

Alb. Sobald die Frühmette aus iſt, folg' ich dir. Ich weiß alle Schliche. Das ſey auch dein Signal, Graf.

Rouſſ. Gute Nacht, Baron.

4.

Aldermann.

Allein.

Verdammter Mönch! Die Baſtonnade ſoll dir wohl ſchmecken. — (Stumm nach.) Aber mit dieſer Rache bin ich noch nicht zufrieden. Ich melde den Vorgang der Polizey. Sie ſoll uns überraſchen. So bekömmt mein luſtiger Franziskaner auch eins ans Bein, und der Guardian — wird ſich ſchon herauslügen.

5.

5.

Am folgenden Morgen im Garten.

Euſtach. Nantchen.

Euſt. Aber, reizendes Nantchen, du biſt heut ſchöner als das Morgenroth. Neue Liebe, neuer Reiz! Zu mir kommſt du nie mit ſolcher Heiterkeit.

Nantch. Das dünkt dir nur ſo, weil du heut eiferſüchtig biſt.

Euſt. Kann man bey dir anders? Aber, himmliſches Mädchen, laß mich den Vorrechten des Franzoſen ein wenig Eintrag thun.

Nantch. Immer ſpricht der Mönch ohne Verſtand, wenn ihn die Leidenſchaft peinigt. Sieh doch, da führt Vinzent ja ſchon den Grafen die Terraſſe herab. Du ſollſt die Nachleſe haben. — Warlich, ein ſtattlicher Mann!

6.

Vorige. Rouſſillon. Alberman.

Rouſſ. (in einiger Entfernung zu Wingene:) Warlich, ein ſchmuckes Mädchen! (für ſich.) Meine verdammte Schwatzhaftigkeit bringt mich um den ſeeligſten Morgen.

Euſt. Näher, Herr Graf! Sie ſehen hier eine Niece von mir, die ſich freuet, mit Ihnen näher bekannt zu werden. Mir werden Sie jedoch wohl gern erlauben, daß ich mich in Ordensgeſchäften entferne.

Alb. (aus einer Hecke hervorſpringend:) Nicht alſo, Herr Guardian. Wir müſſen Sie erſt lernen, ehrliche Leute zum Beſten haben.

Euſt. (Ich bin unſchuldig! Euſtach! Wo iſt Euſtach?

Nantch. (Jeſu Maria! was iſt das?

Rouſſ. (Seyn Sie ruhig, mein Engel!

Alb.

Ald. (Wintzent ist in Sicherheit. Du bist Schuld, Elender!

Eust. Herr Graf, vertheidigen Sie mich. Um ihrentwillen hab' ich diesen Herrn hintergangen. Verzeihung!

Ald. Nur die Bastonnade versöhnt mich. Erst diese, dann wollen wir sehn.

Rouff. Ich kann dich nicht retten. Aldermann ist mein Freund. Leide deine Strafe geduldig; (ihm heimlich ins Ohr:) 12 Karolins sollen dich trösten.

Ald. Fort auf den Rasen!

Mantch. (auf den Knieen:) ich bitte um aller Heiligen willen — (erblickt auf,) Jesu Maria, die Polizeywache!

Eust. O ich bin des Todes!

Ald. (sich schnell entfernend:) Geht, wie ihr zurecht kommt!

Mantch. Bald sind sie da. Graf, retten Sie mich doch!

Rouff. Ein andermal, liebe Kam-

fort

fort, Jeder ſorgt für ſeine eigene Sicherheit. (Lauft davon und erſtickt.)

Nantch. Du haſt einmal wieder ſehr alberne Streiche gemacht, Eulach.

Euſt. Laß die Schurken, Nantchen! Ich erſetze dir den Verluſt zehnfach.

Nantch. An Kraft, nur nicht an Gold. Aber Kraft und Gold hat bey uns Mädchen gleiches Gewicht.

(Und wo blieb denn die Wache? Nantchen blendete ſie durch ihre Schönheit, und der Guardian durch ſeine 4 Karolins. — Lieben Freunde, es war nur ein Traum, zu Spaa geträumt. Die Kapuziner daſelbſt ſind, oder waren vielmehr, gute, ehrliche Leute.)

II.

Karlsbad.

Personen.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

1.

Eberhard. Wilhelm.

Wilhelm.

Wo die Mädchen alle Abende so spät hingehn müssen? Das geht rasch durch die kastanienreiche Aue, über Dorotheensau hin,

weg, beym Sitz der Freundſchaft, beym Poſtſtall vorbey nach der Pappiermühle zu, und dann ſind ſie verſchwunden. Schon zweymal gieng ich ihnen nach, und beydemal entſchlüpften ſie mir, wie Mondſchimmer.

Eberh. Sicher eine affaire d'amour. Die Eiferſucht plagt mich gewaltig, wenn ich an den Glücklichen denke, der Liſettens Gunſt beſitzt. Welche Grazie in dieſer ſchönen ſchlanken Geſtalt!

Wilh. Ach! und welcher Liebreiz in der kleinen, vollen, anſpruchloſen, ſechzehnjährigen Fanny! — O ich bin bis zum toll werden in ſie verliebt!

Eberh. Wenn das loſe Kind nur nicht ſo viel männlichen Umgang hätte!

Wilh. Den hat ſie nicht. Sie fängt ja kaum erſt an zu fühlen.

Eberh. Da ſind Domherren, Appellationsräthe, Geiſtliche, Buchhändler, Kaufleute und wer weiß was noch mehr.

Wilh. Ich sage dir, daß sie fast gar keinen Umgang mit Mannespersonen hat. Man hat dich belogen.

Eberh. Vergebliches Zureden! Sah ich sie nicht oft selbst mitten in einem Kreise von Männern, die alle ihr huldigten?

Wilh. Ich noch nie. Du verkennst das arme Kind.

Eberh. Lerne mich doch Lisetten kennen!

Wilh. Ah, du sprichst von Lisetten? ich von Fanny.

Eberh. Ha, ha, ha! So sind wir eins. — Demnach laß ich dir deine Fanny. Ich liebe nur die Mädchen, die mit schlankem Wuchs mehr als mittelmäßige Länge, Rosenwangen und Grazie verbinden.

Wilh. Mich entzücken die kleinen, vollen Geschöpfe mit üppigem Muskelwuchs, schwarzem Haar und verlangenden Augen.

Eberh. So wär uns ja in Fanny und Lisette beyden geholfen.

Wilh. Wenn wir nur erſt ihre Geliebte wüßten!

Eberh. Wer mag ein Mädchen im Bade hüten? Ihre kleinen Heimlichkeiten ſind da zahllos. Es ſcheint, als ob ſie in Badern mehr als ein Herz beſäßen.

Wilh. Laß uns ihnen jetzt folgen. Sie können noch nicht weit voraus ſeyn. Aber ſie laufen ſchnell; wir müſſen eilen. Sieh, wie der Mond unſre Wanderung begünſtigt.

2.

Liſette. Fanny.

(Abend in der Ferne.)

Liſette. Kleine Nix, du machſt mir ja den ganzen Kopf naß mit deinem Geplätſcher.

Fanny. Im Bade muß man ſchwärmen. O hätt' ich nur meinen lieben, ſanften Wilhelm bey mir!

Lisette. Und ich meinen irrenden Eberhard! Jetzt erhört' ich ihn, oder nie.

Fanny. Ist das dein Ernst? Dein Herz hat also wohl Raum für viele, denn Eberhard scheint mir nicht der einzige Mann zu seyn, dem du hold bist.

Lisette. Du irrst, Mädchen. Ich mag gern in männlicher Gesellschaft seyn. Aber was ich für Eberhard fühle, fühlt' ich noch für keinen, ob ichs ihm schon verberge.

Fanny. Deine Zurückhaltung macht auch mich zärtlich. Oft schon hätt' ich ihm meine glühende Zärtlichkeit gestanden, hätte nicht dein spöttischer Blick mich zurückgehalten. Aber wozu diese Grausamkeit? Wir sprechen sie oft, da sie unsre Landsleute sind. Die Verstellung wird uns in die Länge zu schwer fallen.

Lisette. Wir müssen sie prüfen, Kleine.

Fanny. Ach! mir ist wunderlich zu Muthe. Wenn doch Wilhelm kame, mich zu trocknen und anzukleiden!

Lisette. (lachend.) Das würde geschwind hergehn!

Fanny. Spotte nur! Mein Wunsch ist der denige.

Lisette. Ich wills nicht läugnen.

3.

Eberhard. Wilhelm.

Am Ufer im Gesträuch.

Eberh. Beym h. Nepomuck, sie sinds — sie baden. — Göttlicher Anblick!

Wilh. Alle Heiligen! Wie klopft mein Herz! Der Mond erhöht ihre Reize unbeschreiblich. Was mögen sie wohl sprechen? Sie lachen und scherzen, aber die Wellen des Stroms übertönen ihre Stimmen mit ihrem Gemurmel.

Eberh.

Eberh. Ich bin ganz Aug.

Wilh. Ich Aug und Ohr und Gefühl zugleich.

Eberh. So laß uns schnell uns auskleiden, und in den Strom stürzen.

Wilh. Das wollen wir. Alles gewonnen, oder alles verloren! Diese keusche Mondnacht entscheide unser Schicksal!

Eberh. Man darf uns keinen Betrug schuld geben, denn wer in einem offnen Flusse badet, muß sich gefallen lassen, daß er Gesellschaft finde.

Wilh. Ich bin fertig.

Eberh. Ja auch. Eins, zwey, drey — (die Herren entkleiden die Jünglinge.)

Fanny. (Maria Hülf! Zwey baden-

Liesgte. (de Männer! —

(Der Vorhang fällt. — Das war kein Traum.)

III.

Wilhelmsbad bey Hanau.

Personen.

Prinz von N — L.
Oberkriegskommissair Ungenannter.
Mamsell Pirola.
Fünfhundert Manns- und Weibspersonen.

1.

Vollgedrängter Ballsaal.

Prinz. Ungenannter.

Prinz.

Kommissair, wer ist das feine Mädchen mit dem unverhüllten Busen, die dort mit dem sächsischen Offizier ländert?

Ungen. Eine Italienerin, Pirola ihr Name.

Prinz. Ist sie feil?

Ungen. Gnädger Herr, sie fragen mich zu viel.

Prinz. Erröthen Sie nur nicht, mon ami! Sie wissen es gewiß. Haben Sie noch ein Auge von ihr verwendet?

Ungen. Das hab' ich freylich nicht, Ihr Durchl. Aber wer kann auch von den reizenden Hemisphären wegkommen?

Prinz. Ich fürchte, es ist viel Lust dabey.

Ungen. Aber die Form —

Prinz. Ist allerdings nicht gemein. Wie wäre, Kommissär, wenn wir einen gemeinschaftlichen Angriff wagten?

Ungen. Das heißt, ich soll das Wild aufjagen, damit Ihr Durchl. wollen es fangen?

Prinz. Zu gleichen Theilen, Freund. Kriegsbeute ist gemeinschaftlich, da gilt kein

An-

Ansehn der Person. — Was besinnen Sie sich? Es ist doch bekannt, daß Sie kein Kostverächter sind.

Ungen. Ich bemerkte so eben, daß die Pirola ihrem Tänzer einen Wink gab.

Prinz. Schl'imme Aussichten, wenigstens für heute. — Ha, sehn Sie, wie der Walzer schneller wird! wie die Paare durch die hunderte von Zuschauern sich durchreissen! wie unsre Schöne sich fester an ihre Tanzer schmiegt!

Ungeh. Das ist zum todtärgern! Heut oder niemals!

Prinz. Was war das? Armes Ding!

Menge des Volks. Zisch! Zisch! Hahahahahaha! — Ruhe! Ruhe!

Ungen. Aber was giebts doch nur?

Prinz. Sahn Sie denn nicht, blinder Amor, daß Pirola mit ihrem Tänzer

fiel,

fiel, und das ſchwachbefeſtigte Halstuch verlor?

Ungen. Verdammter Zufall!

2.

Eine Stunde ſpäter.

Vorige. Ungenannter. Hernach Pirola.

Ungen. Hören Ihr Durchl. das Geflüſter in der Grotte?

Prinz. O ich höre! — mein Blut kocht. Laſſen Sie uns, als von ohngefehr, in die Grotte ſchleichen.

Ungen. Sehn Sie da, ſchon iſt der Günſtling entwiſcht.

Pirola. Es iſt nicht fein, meine Herren, daß Sie abſichtlich überraſchen.

Prinz. Woher der Wahn, ſchönes Kind? Ich wollte Sie nicht ſtören. Daß es anfangen, iſt Zufall.

Pi-

Pirola. Verzeihen Sie, Prinz! Jetzt erst erkenn' ich Sie.

Ungen. (für sich.) Haha! Sie wird schon kirre. Dabey spiel' ich eine alberne Rolle. Aber es giebt mehr Tage. (entfernt sich ein wenig.)

Prinz. (leise.) Gnügen Ihnen hundert Dukaten?

Pirola. Sie irren sich ganz in mir, gnädger Herr! Ich bin zwar frey und leichten Bluts, suche auch keinen Ruhm darinn, für eine Heilige gehalten zu werden. Aber mein Herz läßt sich seine Zuneigung nicht mit Gelde bezahlen. Auch ist es eigensinnig, und liebt nur den Mann, nicht seinen Stand oder Reichthum.

Ungen. (für sich, aber halb laut.) O weh! da darf ich mit meinem Katzengesicht gar nicht erst angekrochen kommen.

Pirola, (die es gehört hat.) Mädchen sehn selten aufs Gesicht. — Grade ihnen

nen verbiet' ich — am wenigſten, zu hof-
fen.

Prinz. (bitter.) Sie haben Recht!
Dein Wuchs iſt vielverſprechend.

IV.

Wißbaden.

Personen.

Oberst Warrens, Banquier.
Kapitain Spul, Croupier.
Graf Rollin.
von Esterstädt.
Kaufmann Dorn.
Friedrich, Esterstädts Bedienter.
Eine Menge Spieler.

I.

Ein verschloßner Saal.

Alle Personen stehn um einen Tisch, an dem Warrens und Spul vor einer Banque von 4 bis 5 tausend Karolins sitzen.

Rollin.

Noch 12 Stück auf dies Blatt.

Esterstädt. Lumperey; Hier sind hundert.

Dorn.

Dorn. Alles oder nichts! Ich setze zweihundert.

Warrens. (pointirt.) Hier sind 12 Stücke, Herr Graf, 1. und 2. hundert sind mein.

Dorn. Seines Glück!

Esterst. Und nun schon seit einer Stunde. Ich habe bereits an tausend Karolins verloren.

Rollin. Drum lavir' ich lieber. Ein kleiner Gewinn ist besser, als ein großer Verlust.

Einige Spieler. O meine Herrn, wer wird beym pointiren so viel sprechen!

Spal. Hall, Herr von Esterstädt! Sie verstehen sich schlecht aufs betrügen. Die Karte gehört ihrem Nachbar, und die Ihrige liegt unterm Tisch.

Esterst. Was wollen Sie, Crouvier? Ich verbitte mir solche Beschuldigungen.

Warrens. Esterstädt, meine Banque ist für Sie nie wieder offen.

Esterst.

Esterst. Das will ich wohl sehn! (ab.)

Rollin.)
Dorn.) Wir folgen ihnen.

2.

Rollin. Esterstädt. Dorn.

Roll. Bist du toll, Esterstädt? Auf solche Art forcirst du dein Glück nicht.

Dorn. Ich hätt' Ihnen gern noch einige hundert Karolins gegeben. Sie müssen Ihrer Ehre schonen.

Esterst. O ich bin in halber Verzweiflung! Was thut man da nicht?

Roll. Muth, Freund! Das Glück hast [illegible] alle Tage. Du weißt, welche Summen hier gewagt werden. Nie laß dich darauf ein an solchen Tagen, wo dir dann Fortuna den Rücken kehrt, wohl aber an solchen, wo sie dich verlächelt.

Dorn. Sie werden noch als der Reichste von hier wegreisen.

Esterst.

Esterst. O ihr Verführer! Wie täuscht ihr mich mit euern Hofnungen! Ein ganzer Koffer voll Gold, die Kaufsummen für das schöne Gut Altenfeld, das mir mein Vater verliess, ist hin. Und wie viel bin ich noch überdies Ihnen schuldig, Dorn?

Dorn. Nach Ihren eingenen Handschriften tausend Karolins. Hat aber nichts zu sagen. Sie geben mir gelegentlich ein Wechselchen über die runde Summe.

Esterst. Wechselchen? Kaufmann, hebe dich weg!

Roll. Traun Sie einem reichen Kavalier nicht einmal wegen einer solchen Bagatelsumme?

Dorn. Schwarz und weiß war von jeher angenehmer, als Kavalierparole.

Esterst. Friedrich! Schreibzeug. (Er schreibt Wechsel.) Hier, Herr Dorn! Dort ist die Thüre.

Dorn. Ich gehe ohn' Ihr Geheiß.

Roll.

Rolf. Auch ich gehe. Du bist heut über Laune. Adieu!

3.

Esterstädt. Friedrich.

Friedr. Gnädger Herr, mir blutet das Herz.

Esterst. Warum, Alter?

Friedr. Fragen Sie nicht. Ihre Paarschaften sind fast verspielt. Ihre Schulden übersteigen den Rest. O wenn Sie das unseelige Spielen ließen!

Esterst. Ich glaube du willst mir befehlen!?

Friedr. Nichts weniger als das. Ich bitte nur. Sie wissen, wie redlich ich es von Kindheit an mit Ihnen meynte, und das giebt mir ein Recht, offen und grad zu seyn. Aus Eigennutz sprech' ich ja doch nicht. Was hab' ich denn bey Ihnen noch zu hoffen oder zu verlieren? — Aber um

Ih

Ihres eignen Besten willen flehe ich Sie: heissen Sie ab vom Spiel. Noch sind doch einige tausend Thaler Ihr Eigenthum. Retten Sie diese; befehlen Sie, und ich bestelle die Post. Ihre gnadige Mama wird sich Ihrer annehmen.

Esterl. (Nach einigem Nachsinnen.) Recht hast du, guter Kerl. Aber die Spielsucht plagt mich so sehr, als andre die Wollust. Doch, ich will dir folgen. Bestelle die Post auf morgen früh.

Friedr. (im Abgehen) Ich laufe. O daß Sie gesagt hätten: heute noch!

4.

Spät Abends.

Vorige.

Friedr. Der Briefträger hat so eben diesen Brief gebracht.

Esterl. Das ist Dorns Hand. Sicher will er meine Abreise aufhalten. Verdamm

dammte Lage! (ſteht.) Ha! Friedrich, die Sonne geht wieder auf. Da, lieſs mirs noch einmal vor.

Friedr. (lieſt laut:) „Sie erin„nern ſich vielleicht des holländiſchen Looſes „nicht mehr, das Sie vor einigen Wochen „bey mir nahmen. Durch Eſtafette hab' „ich ſo eben die Nachricht erhalten, daſs es „60 tauſend Gulden gewonnen hat. Wenn „Sie Geld haben wollen, ſo laſs ich gleich „morgen welches von Frankfurt kommen. „Ich freue mich über Ihr Glück, das Sie „für den heutigen fatalen Tag entſchädigt, „und bin der Ihrige.“

Dorn.

Eſterſt. Du freuſt dich doch auch, Alter?

Friedr. Ja und nein!

Eſterſt. Grillenfänger! Geh, beſtell die Poſt ab.

Friedr.

Friedr. Dacht' ichs doch. In wenig Tagen werden die 60 tausend Gulden verspielt seyn, und wir sind so arm, als zuvor.

Esterst. Narr, muß ich denn nicht warten, bis das Geld ankommt?

Friedr. Lassen Sie sich einen Wechsel geben. Wir können das Geld selbst in Frankfurt heben, oder kleinere Wechsel eintauschen.

Esterst. Ich glaube, du willst durchaus den Herrn spielen? Doch, deine Liebe zu mir entschuldigt dich. Bestelle die Post ab; ich verspreche dir, keine Karte mehr anzurühren.

Friedr. Man kann spielen, ohne die Karte anzurühren.

Esterst. (Verdrießlich) Ich will nicht mehr spielen, und sobald das Geld in meinen Händen ist, abreisen.

5.

Einige Tage ſpäter.

Eſterſtädt. Friedrich, ſchlafend.

Eſterſt. (gegen Mitternacht zur Thüre hereintretend.) Unſeeliges Spiel, wohin bringſt du die Menſchen! — Wie er unruhig ſchlafend, von vielem Wachen übermannt, da liegt, der redliche Diener eines thörigen Herrn. Du dauerſt mich. Wie, wird dein Herz um mich bluten? — Doch raſch ans Werk! Beſinnen kühlt ab. Mir bleibt nichts weiter übrig. Die Verzweiflung iſt da. — Gut geladen. Muth! (Er entfernt ſich und ſinkt.) Richtende Gottheit, erbarme dich!

Friedr. (Aufſpringend) Ach Gott, ich bin des Todes!

Eſterſt. (Ihm die Hand reichend) Friedrich, vergieb mir. Ich ſtrafe mich ſelbſt.

ſelbſt. Der ganze Lotteriegewinn iſt verſpielt, und noch Schulden ohne Zahl dazu. Rette dich. Trag meiner armen Mutter mein Schickſal mit Schonung vor. Ich — ſterbe.

Friedr. Unſeelges Hazardſpiel! Und wenn nichts in der Welt ein Werk des Teufels iſt, ſo biſt du es!

V.

Pyrmont.

Perſonen.

Herzog von N.
Herzogin von N.
Herzogin von K.
Ein Jäger,
Seine Frau und
Tochter
Kammerfrau der Herzogin.
Einige Herrn von Stande.

1.

Herzogin von N. Herzogin von K.

Herz. N. Dies, meine Freundin, bleicht immer mehr meine Wangen. Ich bin

bin nicht eiferſüchtig. Aber das Herz eines Gemals erkalten ſehn, das zuvor ſo glühend liebte, ſchmerzt tief.

Herz. K. Kränklichkeiten mindern unſre Reize, und das entfernt die Männer immer weiter von uns. Ermeſſen Sie dieſe Wahrheit, Mylady — und heitern Sie ſich auf. Mit der Rückkehr Ihrer Geſundheits-blüthe wird auch Mylords Liebe rückkehren.

Herz. M. O könnten Sie mir das gewiß verſprechen! Wie gern wollt' ich ihm einige kleine Abweichungen verzeihen, die er vielleicht ſeit unſerm Hierſeyn begangen hat; mit welcher Fülle der Liebe verſöhnt ihn an mein Herz drücken!

Herz. K. Gutmüthiges Weib! Sie verdienen einen beſtändigern Gemahl. Doch treuloſe Ehen ſind einmal das Loos der höhern Stände.

Herz.

Herz. N. Vergeben Sie, Mylady! Mein noch immer hoffendes Herz, das sich getäuscht zu haben wünscht, hört ungern diese Sprache von meinem Gemahl.

2.

Schwalenberger Wald.

Herzog von N. mit einigen Herrn von Stande auf der Jagd. Ein Jäger.

Herz. Guten Morgen, mein lieber Jäger! Wie geht's?

Jäg. Sehr wohl, Mylord; fast besser, als ichs wünsche.

Herz. Ihr antwortet sehr lakonisch und fast unverständlich. Erklärt euch näher.

Jäg. Gnädger Herr, ich hab' oft gehört, daß man mit Engländern frey heraus re:

reden müſſe. Ich will das jetzt thun. Hören Sie denn alſo: meine unverheurathete Tochter iſt in guter Hofnung, und man will mich überreden, der Herzog von N. ſey Vater zu dem Kinde.

Alle Begleiter des Herzogs: Hahehehehe!

Herz. Der Spaß iſt ein wenig derb. Doch, weils einmal ein Spaß iſt, ſo lach' ich mit. Hahaha!

Jäg. Mir iſts Ernſt, Mylord, ich lache nicht mit.

Herz. (im wegreuten.) Ein andermal mehr davon, guter Freund, und unter vier Augen.

Einer. Das Ding iſt luſtig; es wird noch viel Spaß geben.

Herz. Ich bitt' euch, Freunde, ſeyd nicht waſchhaft. Meine Frau iſt kränklich

und

und krüklich. Sie könnt' es erfahren, und ſie iſt zu gut, als daß ich ihr nicht gern Kränkungen erſparen ſollte.

Ein andrer. Das naive Betragen des Jägers verdient Bekanntmachung. Muß man denn eben die Nahmen nennen?

Herz. Schont meine Ehre, Mylords.

3.

Einige Tage darnach.

Herzogin. Kammerfrau.

Herz. Kannſt du noch nichts erfahren, Betty? Sicher hat Mylord Gänge, die er mir zu verbergen ſucht. Schon einigemal blieb er des Nachts aus, und ich fürchte, daß es nicht blos der Jagd wegen geſchehen ſey.

Betty. Ihro Herrlichkeiten, wenn ich ſprechen dürfte —

Herz.

Herz. Ich bin auf alles gefaßt. Was weißt du?

Betty. Man trägt sich mit folgender Geschichte: Der Jäger im Schmalenberger Walde hab' einen vornehmen Herrn ehegestern in Gegenwart seiner Begleiter trocken ins Gesicht gesagt, er sey Vater zum Kinde seiner schwangern Tochter. (Schämern) Sollte dies auf den gnädgen Herrn passen?

Herz. Es kann's. Aber wenn auch der Jäger meinem Gemahl den Vorwurf gemacht hätte, so folgt daraus noch nicht, daß er gegründet war.

Betty. Darf ich die Wahrheit ausforschen, Mylady?

Herz. Nur mit möglichster Schonung, gute Betty! — Doch, eben kommt mir ein Gedanke. Schaff mir des Jägers

Frau

Frau und Tochter her, ohn' ihnen zu sagen, warum. Sonst sey stumm gegen jedermann.

Betty. Gegen Abend sollen sie hier seyn. (ab)

4.

Herzogin. Jägerin Mutter. Tochter.

Herz. Ich hab euch rufen lassen, meine Lieben, um an euerm Kummer Theil zu nehmen.

Mutter. Das Herz blutet mir, wenn ich daran denke, daß mein Kind —

Herz. Also ist das Gerücht gegründet?

Mutt. Leider! Und wenn Ihro Gnaden erst wüßten —

Herz.

Herz. (sich verstellend und ihren Scherz verbergend) O ich weiß alles! Aber fürchtet nichts von mir. Nicht rächen will' ich mich an euch, sondern euch beistehn. Doch sagt mir, wie gelang es meinem Gemal, mier Kind zu verführen?

Mutt. Reda selbst, Dörte.

Dörtchen, (glühend für Scham) Ihr wart in Lägde, Mutter, der Vater im Forst, ich allein. Der Herzog hatte sich im Walde verirrt, und stieß auf unsre Wohnung. Schön ist er, und einschmeichelnd — und sein Gold blendete mich — erspart mir das übrige, Mutter.

Herz. (für sich) Also nicht mit Vorsatz gefallen, nur vom Zufall und den Reizen dieses gesunden Jägermädchens hingerissen! Mein Herz fängt wieder an zu hoffen. (zu ihnen) Seyd ruhig! Schont meine und meines Gemals Ehre. Dörtchen, ich gebe dir einen Mann auf meinen Gütern in

Braun-

Braunſchweig, und 2 hundert Friedrichsdor zur Ausſteuer. Dagegen aber erzeigt mir beyde eine einzige Gefälligkeit. Laßt die beſte Kammer in euerm Hauſe austapezirem, mit guten Geräthſchaften verſehen, und vor allen Dingen ein ſeidnes Gardinenbett mit ſeinen Matratzen und Decken hineinſtellen. Das muß aber ſchnell ſeyn. Mein Kammerdiener wird euch dazu mit Gelde verſehen. Sobald der Herzog Dörtchen wieder beſucht, ſo führt ihn in dieſe Kammer, und auf ſeine Frage, woher dies alles kömme, ſagt ihm die Wahrheit. Dies erwirbt mir entweder das Herz meines Gemals wieder, oder ich ſtraf' ihn mit ewiger Verachtung. — Noch eins: nehmt dies Portrait von mir mit und hängt es unter den Spiegel, den ihr ja nicht vergeſſen müßt. Und nun eilt: wir ſprechen uns weiter.

Mutt. Vortrefliche Dame! wir faſſen ihre Grosmuth nicht ganz, aber wir gehorchen. (beyde ab.)

Kam-

Kammerfr. Ich bewundre Ihre Entſchloſſenheit, Mylady. — Soll ich auf den Erfolg lauern?

Herz. Nein, Betty. Benachrichtigt mich davon nicht meines Gemals eigner Mund, ſo iſt alles verloren

5.

Nach einigen Tagen, ſpät Abends.

Herzogin. Kammerfrau. Hernach der Herzog.

Herzogin. Es wird lebhaft im Hauſe.

Kammerfr. Zwey Reuter ſprengten heran. Sicher iſt's Mylord.

Herzogin. Ich zittre vor dem Ausgange! Was wird er mir bringen? Vorwürfe oder Reue?

Herzog. (während der letzten Worte hereinſtürzend, zu ihren Füßen:) Reue, tiefe, herzli-

liche Reue! Grosmüthiges Weib, wie tief war ich gefallen, und wie ſchonend aber ſicher haſt du mich aufgehoben! Schaam und Unzufriedenheit mit mir ſelbſt züchtigt mich. — Kannſt du mir ganz und auf immer verzeihn?

Herzogin. (Mit unbeſchreiblicher Rührung) Ich konnte, mein Gemal! Mein Herz hat dich lange entſchuldigt. O knie nicht vor dem liebenden Weibe, das ohne deine Liebe elend iſt, und nur um Zärtlichkeit und Treue dich flehte.

Herzog. Sie ſchwör ich dir! Dies Portrait, das deinen Sieg vollendete, kommt nie wieder von meinem Buſen. — Laß uns das Feſt unſrer Verſöhnung feyern!

Herzogin. (an ſeine Bruſt ſinkend,) O mein Gemahl!

Eine kleine freundliche Tochter war der ſüſſe Lohn dieſer Verbindung.

IV.

Melintes,

König von Theſſalien.

Nach

Marets.

Erſter Theil.

Melintes.

In den Mauern von Sirakus erzog die Natur, die ſo gern im Stillen Gutes wirkt, ſonder Glanz einen edlen Jüngling für den Thron, deſſen Geiſt und Herz der Menſchheit Zierden waren. Ihn ehrte zwar das Volk von Sirakus als Mitbürger, ſah ſeine Vorzüge mit Wohlgefallen, ſah mit Stolz die Kräfte ſeines Geiſtes ſich entwikkeln, aber es kannte ſeine hohe Abkunft nicht, wußte nicht, daß ſein Stammbaum bis in die Reihe der Götter hinauf reichte,

daß Pyrrhus, der Sohn Achills und Enkel der Thetis, sein Anherr war, dessen Geburt und Heldenthaten uns Vater Homer in seiner unsterblichen Odyssee aufbewahret hat, der in Thessalien herrschte, und in der Geschichte Griechens nicht minder bekannt unter dem Namen Neoptolemus ist. Wie sollt' auch Sirakus seine hohe Abkunft wissen, da sie ihm selbst unbekannt war? Denn er ehrt' als leiblichen Vater den edlen und reichen Bürger Telephes, der ihn mit redlicher Sorgfalt erzog, und ahndete nimmer, daß er aus anderm Blut abstamme.

Ohne Merkwürdigkeit für uns flossen die Jahre seiner Kindheit hin. Er genoß die vortreflichste Erziehung. Seine Fähigkeiten, sein Herz, seine Sitten entsprachen seiner hohen Abkunft, und weihten ihn zu der glänzenden Rolle, die er im Verfolg seines Lebens spielte.

Als Melintes das Achtzehnte Jahr erreicht hatte, sandt' ihn Telephes nach Athen,

je-

jener blühenden hohen Schule Griechenlands, wohin damals jeder Jüngling von Stand und Vermögen aus den kultivirten Gegenden Europens und Asiens zog, um in dieser Pflanzstadt der Musen Weisheit und bildende Künste zu lernen; ja selbst die Beherrscherin der Welt, das stolze Rom, hielt seine Jünglinge für roh und ungebildet, wenn sie nicht in Athen gewesen waren, nicht dort Weltweisheit, Dichtkunst, Musik, Tanz, Ringen, Wettrennen und andre gymnastische und ritterliche Uebungen getrieben hatten.' Zwar war jetzt Athen nicht mehr das, was es zu den Zeiten eines Miltiades, eines Perikles und Alcibiades war. Nicht mehr fesselt' ein Sokrates mit hinreissender Beredsamkeit die Gesinnungen eines wankelmüthigen Pöbels, wandelte so rein, als er lehrte, und trank mit ungeheuchelter Seelenruhe den Giftbecher; kein Plato entwickelte die Seelen der Jünglinge durch festgegründete Weisheitslehren. Geraubt von den

Weltbezwingenden Römern war die Freyheit Athens. Sie seufzte jetzt unter den Sclavenfesseln des grausamen Despoten Nero. Dennoch behauptete sie den ersten Rang unter den Pflanzstädten der Musen, und hatte der weisen Männer eine zahllose Reihe. Aber auch Ueppigkeit und Wollust, so oft die Gefährten der feinern Geistesbildung herrschten in Athen, über männliche und weibliche Herzen. Darum empfingen auch die Nationen ihre Zöglinge, zwar reicher an Kenntnissen, aber oft auch reicher an Künsten der Weichlichkeit und feinern Wollust zurück.

Wetteifernd mit Athen blühte Sirakus, mächtig zur See und zu Lande, denn sie konnte 12 tausend Reuter ins Feld stellen, und ihre Seemacht auf 4 hundert Schiffe ausbreiten. Sie war die edelste und mächtigste Stadt Trinakriens, das, von Griechen angebaut und bevölkert, vormals Groß-Griechenland hieß, jetzt aber bereits den Namen Sicilien trug. Am Jonischen Meere gelegen,

gen, zum Theil ſelbſt eine Inſel, war ſie geſchickt zu ausgebreiteter Handlung und Schiffahrt, welches beydes durch Verbindung mit der Königin der Handelsſtädte Karthago nicht wenig vermehret wurde. Aber auch Sirakus trug das römiſche Joch. Seine Jünglinge waren römiſche Soldaten, und verbunden, auf den Wink des Cäſars ins Feld zu ziehen.

Athens Ueppigkeit hatt' auf den Karakter unſers Melintes keinen nachtheiligen Einfluß. Ob er ſchon mit allen Bedürfniſſen des Luxus, welche die damalige Zeit mit ſich brachte, reichlich verſehn war, und ſein Pflegevater Telephes nichts ſparte, ihm den Aufenthalt in Athen angenehm zu machen; ob er ſchon in dem Hauſe eines reichen und angeſehenen Demagogen, des Ephialtes, der ein Jugenfreund ſeines Vaters war, wohnte, und an ſeiner Tafel ſpeiſte, wo er mit der ſchönen und glänzenden Welt Athens bekannt wurde; ſo diente

doch

doch dieſer Umgang nur dazu, ſeine ſicilianiſche Rohheit abzuſchleiffen, ohne darum ſein Herz und ſeine Sittlichkeit zu verderben. Er gewann bald Aller Herzen. Alle Welt wußte, daß er ſchön, artig, einnehmend, edelmüthig war, nur ihm ſchien es unbekannt. Unbefangen kam er aus dem väterlichen Hauſe, Anſpruchlos trat er in die groſſe Welt, die ihn jedoch mit all der Aufmerkſamkeit aufnahm, die dem wahren Verdienſt wohl ſelten mangelt.

Das Glück ſeines Lebens zu erhöhn, hatten ihm die Götter einen ſorgſamen weiblichen Schutzgeiſt gegeben, der alle ſeine Schritte beobachtete, Gefahren von ihm abwandte, zur Tugend, zum Seelenadel ihn aufmunterte. Dies war Eriphile, die Gemahlin des Ephialtes. Was einſt Aſpaſia dem Alcibiades war, das war ſie dem Melintes. Wenn Athens Buhlerinnen, zahlreich wie die Sterne am Himmel, die meiſten ſeiner Gefährten in ihre Ne-

Netze verstrickten, ihnen Vermögen, Zeit, Gesundheit und Jugendkraft raubten, so sicherten ihn Eriphilens sanfte, schuldlose Reize vor diesen Netzen. Aus Achtung und Liebe für sie war er tugendhaft, eingezogen, fleißig. Er kannte nichts süßeres, als ihr Lob, nichts erfreulichers, als ihr nach einer guten That unter die Augen zu treten, aber auch nichts unangenehmers, als ihre Unzufriedenheit. Tief erniedrigte ihn ein tadelnder Blick von ihr, auf eine stolze Höhe hob ihn ihr Beyfall. Durch Vertraulichkeit gewann sie sein Zutrauen, und er trug mit Wohlbehagen diese mit den Fesseln, die sein Herz und seine Grundsätze täglich vollkommner machten. Sie war nur 3 Jahr älter, als Melint. Dennoch war seine Ehrfurcht gegen sie unbegrenzt. Sie wußt' ihn durch Verstand und Reize zu fesseln, aber durch ihre Tugend jeden aufkeimenden Trieb unedler Begierden im Busen des Jünglings zu unterdrücken. Das Vertrauen auf diese

Tu-

Tugend war es auch, was ihren Gemal bewog, ihr an den mindeſten Argwohn einen Antheil von der Erziehung dieſes jungen Mannes zu übertragen. Sey es nun auch, daß bey Melintes und Eriphile das Herz nicht ganz frey von aller Theilnahme an ihrer engen Verbindung blieb, ſey es, daß ſie ſich würklich liebten, was bey ſo enger Vertraulichkeit, bey ſo jungen, ſchönen, gefühlvollen Perſonen, in einem Zeitalter, in einem Lande, wo es mit der ehelichen Treue ſo gar genau nicht genommen wurde, leicht zu vermuthen, leichter auch als in unſern Tagen zu verzeihen ſeyn dürfte, ſo war doch dieſe Liebe eine ſehr heilſame Epoche in der Bildung unſers Helden, da ſein zärtlicher Schutzgeiſt ein ſo tugendhaftes, verſtändiges, in jedem Betracht vollkommenes Weib war. Ihr zu liebe blieb er zu Hauſe, wenn andre Jünglinge ſchwelgten. Er unternahm nichts ohn ihren Rath, unterwarf jedes ſeiner Vorhaben ihrer Prüfung.

Auch

Auch ward sie in vielen Dingen selbst des Jünglings Lehrerin, im Tanz, Gesang und den feinern Sitten. Welch ein süßer Unterricht für einen gefühlvollen jungen Mann! aber auch warlich nicht für einen solchen, der bey jeder mit einer weiblichen Schönheit einsam vereinigten Stunde von tobenden Begierden gepeinigt wird. Dankbar unterhielt Melintes Eriphilen durch die Mittheilung der Fortschritte in seinen Kenntnissen, durch die Uebungen, die er darin vor ihren Augen machte. Oft zeigt' er ihr seine Geschicklichkeit im Wurfspieß, oder er kämpfte mit einem seiner Freunde vor ihren Augen, oder er tummelte die Rosse seines Wirthes mit allem Feuer eines Helden, indes Eriphile mit zärtlichen Beyfall aus dem Fenster herab sah. Nie sah Ephialtes scheel zur Vertraulichkeit zwischen ihm und seiner Gemalin, die ihm nicht entgehen konnte, weil er entweder hohe Begriffe von beyder Tugend hatte, oder weil er es, bey-

vielen Geſchäften, erträglich fand, keinen ſchlimmern Nebenbuhler als dieſen liebenswürdigen, ſittſamen Jüngling zu haben.

Melintes ſollt aber nicht blos einen weiblichen Schutzgeiſt, er ſollt auch einen Freund haben. Dieſen fand er auf eine ſonderbare Art. Einer ſeiner Landsleute, Palamedes, ein edler Sirakuſer, befand ſich zu gleicher Zeit mit ihm in Athen. Sie waren beyde ehrgeizig und fleiſſig, beyde einander gleich an Streben nach Vollkommenheit, beyde gleich hoffnungsvoll für ihr Vaterland. Nur in einem Fall unterſchieden ſie ſich. Melint war gegen das ſchöne Geſchlecht beſcheiden und zurückhaltend, Palamed gerade das Gegentheil, freymüthig und zudringend. Ihm floß das Blut leicht in den Adern. Er hüpfte von der Blonden zur Braunen, von dieſer wieder zur Blonden, und grämte ſich im mindeſten nicht, wenn ihm ein Vögelchen aus dem Netze flog, indem er die Hofnung hatte, bald zehn an-

andre darinnen zu fangen. Aber der gute Palamed hatt' auch keinen so schönen Schutzgeist, als sein glücklicherer Landsmann. Einst war er der Phrynen und Lais, die seine Zärtlichkeit immer nur für baares Gold erwiederten, überdrüssig, und sehnte sich nach einem reellern Genuß. In diesem Zeitraume ward er mit unserm Melintes näher bekannt, und sah bey ihm die schöne Eriphile, sah die Vertraulichkeit und Freundschaft, mit der sie seinem Landsmann begegnete, und sogleich loderte sein leicht brennbarer Zunder hell auf. Er fing an, den Melintes häufiger zu besuchen, er verfolgte Eriphilen in den Cirkus, (1) in den Tempel, kurz, wo sie sich blicken ließ, da war er gleichsam ihr Schatten. Die Folge davon war, daß sie sich möglichst zurück zog, ihn in Melintes Gemach immer zu vermeiden suchte, und sich besonders hütete, daß er nie Gelegenheit fand, seine Flamme in Erklärung ausbrechen zu lassen.

Es

Es ist bekannt, daß Schwierigkeit nicht die Liebe dämpft, vielmehr sie aufreizt. Palamedes machte nun Pläne, dies schöne Weibchen durch List zu erhaschen. Er wandte sich an die Frau eines freygelassenen des Eohialtes, die ehedem in Eriphilens Dienst war, und nun zuweilen von ihr besucht wurde. Mit der Zudringlichkeit quälender Begierden klagt' er dieser Person sein Leid, und versprach ihr glänzenden Lohn, wenn sie Eriphilen für ihn gewinnen könnte. Diese glattzüngige Schlange macht' ihm große Hofnungen. Nur machte sie zur Bedingung, daß alles äusserst geheim betrieben würde, und daß besonders Melintes nichts von ihren Veranstaltungen erführe. Sie verschafte auch bald darauf dem jungen Manne Gelegenheit, in einem finstern Kabinet mit Eriphilen einige reizende nächtliche Stunden zu verleben. Palamed war entzückt, und Harpalice strich höhnschlachelnd ein blankes Gold ein. Erstaunt über die

Leich-

Leichtigkeit, mit der er die Tugendheldin Eriphile beſiezt hatte, bat er um eine zweyte Zuſammenkunft. Sie ward ihm. Verſchwiegenheit war eben nicht ſein Fall. Er rühmte ſich der genoſſenen Gunſtbezeigungen gegen einige Freunde, und dieſe machten ferner Gebrauch davon. Bald kam die Sage zu den Ohren Melins. Dieſe Beſchimpfung war ihm unerträglich. Sie verwandelte ſeine Gelaſſenheit in Wuth. Die Folge ſeiner nächſten Zuſammenkunft mit Parlamed auf dem Fechtplaze, war ein hitziger Zweykampf, in dem dieſer erlag. Melintes forderte von ihm die eydliche Zuſage, eines öffentlichen Widerrufs, oder drohte, ihn mit dem Degen zu durchbohren. Palamed blieb kalt. Ich bin ein edler Sicilier, ſprach er, die Furcht vor dem Tode ſoll mir keine Lügen entlokken. Ich hatte wohl der Gunſtbezeigungen eines ſo ſchönen Weibes mich nicht rühmen ſollen, das räum' ich ein. Aber ihre Gewiß-

wißheit wird dadurch nicht verringert, und genugt dir der Beweiß, ſo ſey ſelbſt Zeuge davon. Kannſt Du dieſen mir geben, erwiederte Melintes, ſo bin ich überwunden, wo nicht, ſo ſchwöre mir Genugthuung. Jetzt biſt Du frey. Palamed ſchwur, und die Kämpfer ſchieden.

Am folgenden Tage ward eine dritte Zuſammenkunft veranſtaltet: Palamed verlangte ſie mit Fackeln, aber Harpalice entſchuldigte ſich mit der Schaamhaftigkeit der Dame. Sie geſchah alſo wieder im Finſtern. Palameds Feſtigkeit erſchütterte unſern Melint, und er fing ſchon an, an aller weiblichen Tugend zu zweifeln. Sein Wahn ſtieg zur fürchterlichen Höhe, als ſpät am Abend ſeine Wirthin ſich noch austragen ließ. Doch, er ging zu Harpalicen, fragte nach ſeinem Freunde, ward abgewieſen, blieb aber, aller Ausflüchte ohngeachtet, im Zimmer der Kupplerin. Jetzt hört' er leiſe an die Thür eines Ka-

bi-

öfnets klopfen. Harpalice wollte nicht öf-
nen. Melint drohte ſie zu durchbohren.
Sie öfnete nun das Gemach. Melint
drang mit einem Licht ein, und fand —
nicht Eriphilen, ſondern eine gemeine
Buhlerin, die ihre Rolle mit möglichſter
Täuſchung geſpielt hatte. So war das
Räthſel gelöſt. Die beyden Freunde um-
armten ſich verſöhnt. Schon am folgenden
Morgen führte Melintes ſeinen Landes-
mann zu Eriphilen, wo er ein treues
Gemälde von Harpalicens ſchwarzer Boſſheit
entwarf, aber wo er auch zugleich mit der
rührendſten Unterwerfung der Rache der
ſchönen Frau ſich Preiß gab, deren guten
Namen er ſo laut beflecket hatte. Seine
Reue war ſo rein, ſeine Bitte ſo dringend,
ſein Verſprechen der Genugthuung ſo
wahr und feſt, daß Eriphile, eben ſo gut-
müthig als ſchön, mehr Vergnügen über
ſeine Reue, als Mißvergnügen über ſeine
Verleumdung empfand. Sie, die ſich durch

den Zweykampf, den zwey der ſchönſten und tapferſten Jünglinge ihrentwegen gefochten, geſchmeichelt fand, ward die eifrigſte Vermittlerin zu einer der feſteſten und innigſten Freundſchaften zwiſchen Melintes und Palamedes, die nichts als der Tod auflöſen konnte, nnd alle nachfolgende Abentheuer dieſer edeln Sicilianer mit gemeinſchaftlicher Treue, mit beyſpielloſer Selbſtverleugnung trug.

Harpalice wurde dem öffentlichen Gericht übergeben, auf einem Eſel reutend durch die Gaſſen geführet, gegeiſſelt und verwieſen. Dieſe Strenge war jedoch etwas ſeltnes, indem man aus dergleichen Kupplerſcenen zu Athen gemeiniglich nicht viel machte. Damen vom erſten Range lieſſen ſich zu feilen Buhlerinnen herabwürdigen, andre vornehme Damen waren die Vermittlerinnen dazu. Die jungen Griechen waren ſo wollüſtig und ſo verſchwenderiſch in der Wolluſt, als ſie es noch ſind.

Athens

Athens öffentliche Buhlerinnen vom vorzüglichsten Ruf hatten goldnes und silbernes Tafelgeschirr; Purpur und Edelsteine schmückten ihre Gewänder, Pracht ihre Wägen und Sänften, eine Menge Sclaven drängten sich um sie her, ja sie kauften nicht selten theure Landgüter. Und das alles durch die Freygebigkeit ihrer Anbeter. Oft verkauften sie die Gunstbezeigungen einer Nacht um ein Talent, (2) auch wohl um mehrere Talente. Man vergesse dabey nicht, daß Gold und Juwelen in den Provinzen Griechenlands gemeiner waren, als sie es jemals in Deutschland sind, und seyn können. Auch ist bekannt, daß weder Religion noch Sittlichkeit den Athenienfern den Umgang mit einer Buhlerin nachtheilig an Ehr und guten Namen machten. Kaltsinnig bey einer weiblichen Schönheit bleiben, zog Verachtung zu. Den höchsten Genuß predigten die meisten ihrer Weisen. Auch vergiftete damals noch nicht, wie

jetzo, heimliche Krankheit den süssen Genuß der Liebe. Ungestraft schwelgten die Jünglinge im Schooße der Freudenmädchen, und die Jungfrauen kannten allein die Gefahr der Entehrung.

Unsere jungen Sirakuser fanden bald Gelegenheit, für sich und ihr Vaterland auf den Olympischen Spielen zu Pisa, (1) Ruhm zu erwerben. Melintes, der ungern in rühmlichen Handlungen irgend jemand den Vorrang ließ, sah und hörte mit heimlichen Neide, wie die vornehmsten Städte Griechenlands, Könige sogar, prachtvolle Wagen zu Erringung des Preises im Wettrennen nach Olympia sendeten, sah, wie von fern her jung und alt sich aufgemacht hatten, diesem glänzendsten aller Volksfeste beyzuwohnen. Er übte sofort die kostbarsten Rosse des Ephialtes im Laufsen,

sen, trat dann sammt seinem Freunde in Begleitung vieler Sclaven die Reise nach Elis an, und erschien bey dem Olympischen Spielen auf einem von Gold glänzenden Phädon als Apoll gekleidet, mit goldnen Köcher und einer Binde, von Eriphilens Hand gestickt, in der Reihe der Sirakuser. Als die Kampftrompete zum drittenmal erscholl, flogen seine streitschnaubenden Rosse unaufhaltsam von dannen. Sie bedurften weder Peitsche noch Zuruf, warfen einige Wagen übern Haufen, und ließen bald die andern Kämpfer weit hinter sich zurück, so daß sie zuerst das Ziel erreichten. Melintes Sieg war keinem Zweifel unterworfen. Allgemeiner Jubel, lautes Händeklatschen tönt' ihm entgegen. Man trug ihn fast aus den Schranken, und er erhielt den Preis. Aber nicht diesen nur errang er, auch der der Dichtkunst ward sein; indeß Palamed als der reizendste Harfner gekrönt

wurde: so daß auf die von Sirakus ein dreyfacher Preiß fiel.

Hohes Entzücken durchdrang Eriphilens Herz. Heiß glüht' ihre Wange, und ihr bisher noch schwankendes Gefühl gieng schnelles Flugs in wahre Zärtlichkeit über; denn nichts fesselte in jenen Zeiten ein weibliches Herz so sehr an den Mann, als Vorzüge der Kraft und Geschicklichkeit, als das Gefühl ihn öffentlich vorgezogen zu sehn. Wahrscheinlich wäre sie noch gefallen, und hätt' in ihrem Falle Melint nach sich gezogen, hätten nicht die Götter bey der Unschuld gerettet, und ihre Trennung beschlossen. Denn kaum hatten die Sirakuser das Gerücht von dem Ruhme vernommen, der ihrer Stadt durch die errungenen Preise des Melintes und Palamedes zu Theil geworden war, als sie unverzüglich Abgeordnete an sie sendeten, um sie zu den Festlichkeiten und Ehrenbezeigungen, die die Gesetze der Republik ih-

ihnen zuerkannten, geziemend zu laden. Melint fühlt' in diesem Augenblick, daß der Ruf der Ehre lauter in seinem Herzen war, als der der Liebe, als Eriphilens Sirenenstimme. Er beschloß zu reisen, und sagte den Abgesandten zu, daß er mit seinem Freunde kommen würde. Eriphile war unröstlich! Sie kannte keine Pflichten der Klugheit und der Zurückhaltung mehr. Fast ohne Besinnung verlies sie Melint in den Armen ihres Gemahls, der, edelmüthig genung, ihren Schmerz zu ehren schien, denn auch er liebte den jungen Mann, und sah ungern ihn scheiden. Trüb und mißmuthig bestieg auch Melintes sein Schif. Die Trennung beugt' ihn tief. Allein er fühlte bey genauer Prüfung seiner selbst; daß nur der Verlust ihres Umgangs ihm schmerze, aber nichts von jener bleibenden unruhvollen Empfindung, die man Liebe nennt, in seinem Herzen obwalte. Ein süsseres Gefühl erwartete

ihn,

ihn, obzwar ihm unwiſſend, in Sirakus. Vielleicht war dieſe Ahndung die Unterdrükkerin der aufkeimenden ſtrafbaren Leidenſchaft für die Gattin ſeines Wohlthäters.

Leichtſinnig hüpfte Palamed in den Nachen. Erinnerung an alte Liebſchaften in der Vaterſtadt, Entwürfe zu neuen, beſchäftigten ihn. Er vergaß bald Athen, und die Wellen des ägäiſchen Meeres führten das Andenken an Eriphilen von dannen.

Aber vergebens wartete Sirakus auf ſeine geliebten Jünglinge. Neuer Durſt nach Ruhm im Kampfgetümmel lokte ſie. Eben ſeegelt' eine Römiſche Flotte, unter Anführung des Feldherrn Korbulon, den Archipel herauf, um den König der Armenier, Tiridates, zu bekriegen. Melint ſtieß mit ſeinem Schif zu dieſer Flotte, und war willkommen. Sie ſeegelte mit günſtigen Winde durch den Helleſpont, (4) über die Gewäſſer des Pontus Euxinus hin,

hin, und landete bey Trapezunt in Kappadocien, worauf die Mannſchaften zu Lande bald Armenien erreichten, und hier Arbeit genung fanden, die fliegenden kleinen Heere der Parther zu überwältigen. Meſſius und Palamed dienten als Freywillige zu Pferde. Sie thaten beyde Wunder der Tapferkeit, denn ihre Schwerdter graſſen die wilden Parther bey Haufen, deren Pfeile von ihren breiten Schilden fruchtlos abprallten. Korbulon belagerte verſchiedne armeniſche Städte, die er auch bald gewann, und hoffte dadurch den König zu einer ofnen Feldſchlacht zu zwingen. Aber dieſer fühlte wohl, wie wenig er mit ſeinen ſtreifenden Horden den Römern im ofnen Treffen gewachſen ſeyn möchte, ließ daher einen Ort nach dem andern wegnehmen, da ſie ohnehin von keiner Bedeutung waren, und zog ſich ſtets ſeitwärts. Als aber die Römer Artarata, die Hauptſtadt Armeniens (5) belagerten, machte er Halt, und ſchien

geneigt, das römiſche Heer anzugreifen. Gleichwohl nahm die Belagerung ihren Anfang und man ſchickte ſich, allen Zeitverluſt zu vermeiden, eilends zum Sturm an. Auch hierbey zeichnete ſich Melintes vortheilhaft aus. Kaum waren die Sturmleitern angeworfen, ſo ſah man ihn auch ſchon auf der Mauer, die er zuerſt erſtiegen hatte, und Palamedes folgt' ihm auf dem Fuſſe. Alles bewunderte dieſe ſicilianiſche Heiden, alles jauchzt' ihnen Beyfall zu. Die fliegende Reuterey der Barbaren beunruhigte ſie von allen Seiten. Aber ſie vermochten die Belagerung nicht zu unterbrechen. Der Ruf von Melintes Tapferkeit, der überall der erſte war, immer zum Kampf aufmunterte, Ordnung und Eintracht unterhielt, und in den entſcheidendſten Augenblicken durch ſeine Gegenwart des Geiſtes das Ganze eintte, erſcholl bis ins Heerlager des Königs. Noch hatte dieſer Verbindung mit der Stadt. Er ſetzt' einen hohen Preiß

auf

auf den Kopf des Sicilianers, aber vergebens. Furcht und Tod gieng vor ihm her. Ihm vorzüglich hatte Korbulon die Einnahme dieses wichtigen Postens zu verdanken, ihm vielleicht am meisten, daß Tiridates muthlos ward, seine Hauptstadt Preiß gab, und sich rückwärts in die Gebürge zog.

Kaum hatte die weitschallende, schmetternde Tuba den Rückzug kund gethan, als sich die geringe Besatzung der Stadt ergab. Das römische Heer zog nun mit Gepränge ein, und schonte großmüthig der Besatzung auf Veranstaltung Melimes, der durch so auszeichnende Thaten über das Herz des syrischen Prokonsuls herrschte. Ein Tyger im Kampf, ein Löwe in der Gefahr, war er großmüthig und schonend als Ueberwinder. Korbulon ehrt in ihm einen Freund und Vertrauten, die Heerführer bewarben sich um seine Gunst, die gemeinen Krieger beteten ihn an. Seine Ankunft beym Heer

war

war die Erſcheinung eines Halbgotts. Er kam, ſah und ſiegte. Muth und Klugheit erſetzte den Mangel an Erfahrung. Allgemeine Achtung und Liebe ward ſein Lohn. Der Neid erreicht' ihn nicht, denn er war ganz anſpruchlos. Er übernahm die Beſchwerden eines Heerführers, ohne ſeine Würde ſich anzumaaſſen. Er nahm ſogar ſeinen Antheil von der reichen Beute nicht an, und als man ihm denſelben aufdrang, vertheilt' er ihn unter die Soldaten, die ſich am bravſten gehalten hatten. Er erhielt dadurch ſo groſſes Zutrauen beym Herr, daß ſich alles zu ihm drängte, und ſein Zelt immer von den vornehmſten Römern voll war, die ihn anſtaunten, und nicht begreifen konnten, wie ein ſo junger Mann ohne Erfahrung ſo ganz als geübter Krieger handeln, wie ein rauer Held, der im hartnäckigſten Kampfgetümmel ausdauerte, zugleich ein ſo ſanfter, fröhlicher, einnehmender Geſellſchafter ſeyn könne. So gewiß iſts, daß der

Held

Held gebohren wird! Von nun an wurde beym Heer nichts wichtiges mehr ohne ihn unternommen. Er wußte die Flammen des Aufruhrs im Heer schnell und glücklich zu dämpfen, die Soldaten durch Zureden in Zucht und Ordnung zu erhalten, und ließ sich sogar herab, die verwilderten römischen Legionen in Asien, die durch einen langen Frieden träge geworden waren, in den Künsten des Krieges und der Waffen zu üben.

Dies die Hauptzüge seines Karakters als Held! Als Jüngling kennen wir ihn schon, und als Staatsbürger, als den Liebling seines Vaterlandes, als den Abgott der Mädchen werden wir ihn künftig noch kennen lernen.

Ihm hatte, wie schon erinnert worden, Artarata vorzüglich alle die Menschlichkeit zu verdanken, die die Römer an seinen Bewohnern ausübten. Er ließ sichs äusserst angelegen seyn, Gewaltthätigkeiten und Unord-

ordnungen zu verhüten, schützte Tempel, Priester, Greise und weibliche Unschuld, bat, belohnte, strafte, alles mit einer Weisheit und Entschlossenheit, die ihm Bewunderung und Ehrfurcht erwarb. Mitten in diesen ehrenvollen Beschäftigungen nahte sich ihm ein Jüngling, im Sclavengewand, aber mit einer anständigen Miene und feinen Gesichtsbildung. Lange sah er den Sirakuser starr an, und als dieser es bemerkte, sprach er mit furchtsamen aber zutraulichem Anstand:

Edler Römer, ich drängte mich kühn durch die Haufen, dein Antlitz zu schauen. Gönne deinem Knechte Gehör. Ich sehe, daß du in großmüthigen Handlungen Vergnügen und Ruhm suchst. Darum komm' ich, zu einer ehrenvollen That dich aufzufordern, die dir mehr Ruhm bringen wird, als alles, was du bisher thatest; aber nicht, dich darum zu bitten, denn ich weiß, daß ich noch deinen Dank erndten werde.

Mel.

Mel. Sonderbarer Jüngling, was willst du von mir?

Jüngl. Die Götter erkiesen dich, der Retter hoher weiblicher Unschuld zu seyn.

Mel. Retter der Unschuld? Fremdling, wenn du mich täuschen könntest, doch, dein Antlitz verkündiget keine Lüge Sprich, in wessen Person soll ich Unschuld retten?

Jüngl. Herr, drey Fürstentöchter aus dem Stamme der Arsaciden (4.) mit ihren Jungfrauen, schmachten nach einem Beschirmer ihrer Unschuld. Schon seit einer Stunde irr' ich umher, und such' einen Römer, der Macht und Tugend in sich vereinigt, um dieser Ehre fähig zu seyn. Aber noch fand ich keinen, auf den man sicher sein Vertrauen setzen könnte Alle, die ich fand, sind mit Ungerechtigkeiten beschmutzt. Sie würden ihr Ehrenwort geben, und sich kein Gewissen daraus machen, es an besiegten Feinden zu brechen.

Mel.

Mel. Du ſprichſt nicht wie ein getreuer Sclav. Auch trau ich dir jetzt. Führe mich hin zu den Prinzeſſinnen, daß ich deines Zutrauens mich würdig mache.

Jüngl. Siehſt du jenen ſtolzen Pallaſt gegen Morgen hin? Er enthält unermeßliche Schätze. Dort wohnen die bedrängten Fürſtentöchter. Noch iſt er verſchloſſen und deine Krieger haben noch nicht ihr Müthlein daran gekühlet. Aber jede Minute erwarten die Bewohnerinnen Gewaltthätigkeit. Sie davor zu ſchützen, ſey dein Werk. All ihre Schätze ſind dein, man wird dir auch die verborgenſten derſelben entdecken. Nur rette ihre Unſchuld und Ehre, die ſie für den gröſten Schatz halten.

Mel. Und die kein Frevler antaſten ſoll! Dies ſchwör ich dir bey den heiligen Geheimniſſen zu Eleuſis. Aber laß uns eilen! Mir ſage fürder kein Wort von Schätzen zum Lohn. Aber verſprich Lohn den

Kriegs-

Kriegsknechten, die ich zu euern Schutz mitbringe.

Auf Kameraden! wer Edelmuth und Tapferkeit beſitzt, der folge mir nach. Es gilt die Rettung unentweihter weiblicher Unſchuld. Euer Lohn wird gröſſer ſeyn, als alle geraubte Beute eurer Brüder.

In wenig Minuten hatten ſich mehr als hundert bewafnete Römer um ihn verſammelt. Sie marſchirten ihm nach auf den Pallaſt zu. Er ſtellte ſie mit gezogenen Schwerdtern rings um denſelben, und ging mit dem Unbekannten, dem zwey Waffenträger folgten, hinein. In einem von Gold und aller morgenländiſchen Pracht ſtrotzenden Gemach fand er zwey von den erwähnten Prinzeſſinnen, umgeben von einer Menge Jungfrauen, die insgeſammt, nach der Sitte des Landes, auf ihr Antlitz niederfielen. Die beyden Fürſtentöchter umfaſſten ſeine Knie, und baten ihn mit lauten Thränen um Schutz und Rettung. Tief gerührt ſtand

der

der gepanzerte Held in ihrer Mitte, und eine Thräne ſchlüpft' aus ſeinem menſchenfreundlichen Auge. Er hob die Prinzeſſinnen auf, bat ſie, ihren Schleyer zu öfnen. Sie thatens. Sie benetzten ſeine Hände mit ihren Zähren, nannten ihn ihren Retter. Er ſchwur ihnen bey den mächtigen Schutzgöttern Aſiens, daß kein Frevler ihre Ehre, ihre Schätze antaſten ſolle. Jetzt fragt' er nach dem ſchönen Jünglinge, der ihn hergebracht hatte.

Araxia. (In einem köſtlichen Perſer-Gewand aus dem Nebenzimmer heraustretend.) Hier iſt er! Sieh in mir die älteſte unter den von dir geretteten Fürſtinnen. In einem Sclavenkleide wagt' ich mich unter die Haufen der ſiegenden Römer, und ſucht' einen Heerführer, der fähig wäre, uns zu beſchützen. Aber ich ſuchte lange vergebens. Alle höhere und geringere Befehlshaber die ich ſah, beſchäftigten ſich mit Grauſamkeiten, mit Plündern, mit Entehrung der Unſchuld,

oder ließen wenigſtens ſolche Greuel zu. Endlich fand ich dich, und meine Wahl war entſchieden, meine Sehnſucht übertroffen. Tief in dein Anſchaun bey deinen groſſen göttergleichen Handlungen verſunken, vergaß ich ſchier meines eignen Elends.

Mel. Du ſchmeicheiſt. Ich that meine Pflicht. — Aber! vergieb, wenn ich nicht als Fürſtin dich ehrte. Setze dich zu uns, reizende Armenerin, daß ich aus deinem Munde dein Leid vernehme, und es ehre.

Arax. Wiſſe, Melintes, daß ich den Gedanken haſſe, eine Armenerin zu ſeyn. Auch bin ichs nicht. Meine Mutter, die längſt unter den Schatten wandelt, war die Schweſter des Tiridates, eine aſiatiſche Königstochter, vermählt mit dem reichſten Fürſten der Parther, Vonones. Als das Reich meines Groſsvaters von ſeinen 3 Söhnen getheilt wurde, fiel dem Tiritades (7) als dem jüngſten, Armenien zu. Mein Vater ward ihm während ſeiner Minderjährig-

keit zum Regierungsgehülfen gegeben, und blieb auch in der Folge sein erster Rath und Heerführer der Armeen. Dies die Ursach unsers Aufenthalts in Artarata. Der König hasste meinen Vater, weil er von jungen Schwelgern aufgereizt war, zu glauben, derselbe suche seine Gewalt zu unterdrücken, und wohl gar die Krone an sich zu reissen. Als Korbulon landete, und auf Artarata losmarschirte, ergriff Tiridates die Gelegenheit, meinen Vater los zu werden, und warf ihn mit zu weniger Mannschaft in die Veste, weil er hofte, daß seine Tapferkeit ihm daselbst sicher den Tod zuziehen würde, indeß er selbst beym Heer zu Felde blieb. Auch gab er ihm einige Hauptleute zu, die unterrichtet waren, meinem Vater in allem entgegen zu seyn. Einer von diesen, als er sah, daß Vonones seinen Tod noch nicht gefunden, schoß verrätherisch einen Pfeil, den er gegen die Laufgräben der Römer gerichtet zu haben schien,

nach

nach ihm ab, und traf ihn von hinten zu in die Bruſt. Eben trug man ſeinen Leichnam von den Mauern in die Stadt, als ich aus dem Fenſter herab ſah. Unſern Jammer gröſſer zu machen, kam ſein Waffenträger mit der traurigen Todespoſt. Ich ſtürzte ſogleich hin zur Leiche meines Vaters, um vielleicht noch ein Wort des Abſchieds zu vernehmen. Aber ach! ſchon war er im Reiche der Schatten! Wuth und Rache kochten in meinem Buſen. Aber was vermögen ſie in der Bruſt eines Weibes?

Candace. Welche Beſcheidenheit! Vernimm, edler Römer, ihre heroiſche That. Sie zog das Schwerdt von des Vaters Seite, ſuchte den verrätheriſchen Hauptmann auf, und ſtieß es ihm, als er heuchelnde Thränen in ſein Tuch weinte, muthig in die Bruſt, indem ſie zugleich in die Worte ausbrach: Fahr hin, Elender, in den Orkus, und verkünde an den Ufern des Styx meinem Vater, daß, wenn auch ſein Arm ihn nicht

rächen konnte, ihn doch sein eignes Schwerdt durch den Arm seiner Tochter gerochen habe. Alles staunte sie an. Niemand griff sie. Dann eilte sie zu den andern Befehlshabern, ermahnte sie, wenigstens einige Stürme auszuhalten. Aber die Stimme des Weibes vermochte nichts über sie. Schon zagten sie für ihr Leben. Der Tod zweyer Anführer hatte die Feigen noch muthloser gemacht. Die Uebergabe der Stadt ward beschlossen und bewerkstelligt.

Arax. Zu unserm Glück, Schwester. Wie hätten wir sonst je den Vorzug genossen, Melint als unsern großmüthigen Retter zu verehren.

Mel. Du machst mich schaamroth, erlauchte Partherin. Was ich thue, ist nichts als Menschenpflicht, nichts als was ich jedem, der mich drum ansprach, zu thun schuldig war.

Arax. So nennts deine Bescheidenheit. Aber wir fühlen, wie groß unsre

Ver

Verpflichtung iſt; und unſer ſey die Sorge der Vergeltung. Zwar bedarfſt du ohnfehlbar unſre Schätze nicht, biſt, nach deiner erhabenen Handlungsweiſe zu urtheilen, ſicher aus fürſtlichem Geblüt. Aber wofern dir Schätze zum Lohn gnügen, ſo wiſſe, daß ſie nicht nur in dieſem Pallaſt groß ſind, ſondern daß wir noch weit größere zu Tigranocerta (8) beſitzen, ja, daß unſre Perſonen ſelbſt dein Eigenthum ſind, mit denen du nach Gefallen ſchalten kannſt. Denn wir wollen lieber deine Sclavinnen ſeyn, als in die Hände deiner Feinde fallen.

Mel. Ich bedarf keiner Sclavinnen, die aus Fürſtenblut abſtammen. Sorget jetzt für eure Ruhe. Die Zugänge zu enerm Pallaſt ſind beſetzt. Kein Römer ſoll und wird an dieſer Frauſtädte ſich vergreifen. Mitten im Gewühl der Feinde könnt ihr hier ruhig und ſicher wohnen. Lernet die Geſinnungen des römiſchen Volks und ſeiner Verbündeten kennen, die ſelbſt den Feind immer

groß-

großmüthig behandeln. Ihr seyd sichrer unter dem Schutze der Römer, als unter dem des Tiridat, der euren Vater mordete. Aber die Rache der Götter und der Römer wird ihn treffen. Die Tugend ist ehrwürdig am Freund und am Feinde. Welches Weib um Ehr und Unschuld seine Habe, ja sein Leben hinzugeben bereit ist, das verdient Schutz und Achtung. Vielleicht wird Korbulon geneigt seyn, euch mit nach Rom zu nehmen, um seinen triumphirenden Einzug durch so reizende weibliche Gefangne glänzender zu machen. Aber meine Fürsprache sichert euch vor dieser Besorgniß. Ihr werdet euer Vaterland nicht verlassen, werdet eure Ehre, eure Schätze behalten. Selbst für meine Person verbitt' ich jede Belohnung. Verschont mich mit allen Anerbietungen, die den Namen einer Vergeltung haben können, und glaubt nicht, daß ich dem römischen Heere gefolgt bin, mich zu bereichern. Der Durst nach Ruhm rief

mich

mich zum Kampf, und ich preise die Götter, daß sie mir die ehrenvolle Rolle gewährten, die Unschuld und Tugend der schönsten und vornehmsten Asiatinnen zu beschützen. Saget was euer Herz noch ferner beunruhigt. Eure Wünsche sind Befehle für euern Beschützer.

Arar. Ich traue deinem Wort, Melintes, so fest, als sprächens die Götter. Ich bewundre deine Seelengröße. O, sage mir, bist du nicht ein Fürstensohn? Sicher stammen deine Tugenden von einem Thron ab. Auch verräth deine Sprache einen andern Geburtsort als Rom. O laß kennen den edeln Stamm, der solche Sprößlinge hervorbrachte!

Mel. Mein Geschlechte ist ohne Tadel, Prinzessin, aber nicht fürstlich, mein Vater Telephes, einer der vornehmsten Bürger von Sirakus. — Du erröthen? — Ist dir der Dienst, den ich dir leiste, unan-

ge-

der, werth aus der Hand eines Bürgers, als aus der eines Fürsten?

Zel. Nicht doch, Melint. Ihr Herz wünscht aus ganz andern Gründen, als du wohl glaubst, daß du aus fürstlichem Geblüt entsprossen seyn möchtest.

Arar. Schwätzerin! Ist der Scherz dir denn in jeder Lage des Lebens Bedürfniß?

Mel. Wer fragt nach mir im Vorgemach?

Palam. Ha! endlich find ich dich. Schon seit einer Stunde such ich dich in der ganzen Stadt, und, wie ich sehe, würd ich dich noch lange haben suchen müssen, hätte nicht dein Waffenträger am Eingange dieses Pallastes gestanden.

Arar. Dank den Göttern, daß dieser dein Freund ist! Schon bebte mein Herz vor neuer Gefahr.

Mel. Palamedes und ich sind eins. Traust du mir, Araria, so trau auch ihm.

Er

Er wird sich glücklich schätzen, dir zu die-
nen, gleich mir. Ja er ist noch verbindli-
cher gegen das schöne Geschlecht, als ich,
und, wo ich nicht irre, so hängt sein Blick
bereits mit Wohlgefallen an deiner Schwe-
ster Zelinde.

Palam. Vergebt, reizende Prinzes-
sinnen, daß ein rauer Krieger unangemeldet
in eure Gemächer tritt. Ich suche nur die-
sen hier, und wenn ihr mir den ausliefert,
so hab ich weiter keine Ansprüche an euch.

Zel. Willst du unsern Trost uns rau-
ben? Wird nicht die Wuth der Feinde sich
unsrer bemeistern, wenn Melint uns verläßt?
O bleibe hier, Fremdling! der Pallast hat
Raum die Fülle. Unsere Keller strotzen von
Fässern, unter denen du auch deinen Lands-
mann, den Sirakuser finden wirst. Die
schönsten und jüngsten Sclavinnen sollen euch
bedienen, beym Mahl eure Schaalen füllen,
und am Abend euch auskleiden.

Mel.

Mel. Sieh, Palamed, welche Aussichten! Hätten wir nicht gröſsere Pflichten, traun, wir würden diese lockenden Ladungen nicht verschmähn. Schon durchglüht meinen Gefährten der Trieb hier zu verweilen. Das Anerbieten wegen der schönen Sclavinnen, aber gewiß noch mehr der reizende Mund, der sie ihm bot, hat ihn in Unruh versetzt. Doch, wir müssen von dannen.

Arar. Welche Pflichten kann der noch haben, der schon die gröſsten erfüllte, der das beste beym Kampf that, und dann mit beyspielloser Uneigennützigkeit die wehrlose Unschuld schützte?

Mel. Rechenschaft dem Feldherrn abzulegen, von dem, was ich that.

Arar. Harre noch ein wenig, Ritter. Meine Sclaven sollen alles vorräthige Silbergeschirr herbeybringen, daß wir es unter deine Kampfgenossen vertheilen. Sie sollen nicht umsonst unser Haus bewachen.

Zel. Und weil du einmal da bist, fremder Ritter, so kannst du helfen aussuchen.

Palam. (zärtlich) Nicht dies nur, reizende Fürstin! gebiete mit mir, wie mit deinem Sclaven.

Zel. Du scheinst von sehr feuerfangenden Stoffe zu seyn, Fremdling.

Palam. Wer wollt' auch nicht glühn im Strahl der vollen Sonne? Wir Soldaten gerathen durch ein Paar schöne Augen so leicht in Flammen, als durch die Annäherung des Feindes. Magst du mirs verargen, wenn auch von deinem Anschaun mein Herz durchglüht wird?

Die Römischen Soldaten wurden nun reichlich beschenkt. Sie erhielten silberne Schaalen, Becher, Schüsseln, Teller und andre Geräthschaften, auch zum Theil goldne Gefäße. Es wurd' ein feyerlicher Zug

in

in das Heerlager des Korbulon beſchloſſen, und auf die Stelle zurückgeführt. Zwey Waffenträger führten den Zug an. Dann marſchirte, mit Zurücklaſſung einiger Mannſchaft zum Schutz des Pallaſts, die Halfte der Soldaten paarweiſe, mit ihren goldenen und ſilbernen Gefäßen in den Handen. Auf ſie folgt' ein Wagen, beladen mit prächtigen Geſchenken für den Feldherrn, und von 6 weiſſen Roſſen gezogen. Sie beſtanden aus einem ganz ſilbernen Trinktiſch, mit allen dazu gehörigen Geräthſchaften von getriebnem Golde. Nach dem Wagen ritten Arazia und Candace, in ihrer Mitte. Melintes, dann Palamedes und Zelinde. Die Damen ritten muthige braune Zelter mit prachtvollen perſiſchen Decken belegt. Ihnen folgten ihre Hoffräuleins, ſammtlich zu Pferde. Dann kam die andre Halfte der Soldaten von der Schutzgarde, und zuletzt ein ganzer Troß von Hausgeſinde, und von Bedienungen der Syrakuſer. So abenteuerlich

lich ein ſolcher Zug bey uns ausſehen würde, ſo war er doch der Prachtliebe der Morgenländer ſowohl als der Griechen und Römer, vollkommen angemeſſen, und die Geſchichte ſchildert dieſen Aufzug mit den glänzendſten Farben. Eine Menge reizender Mädchen zu Pferde, umgeben von einer Schaar ſtolzer römiſcher Krieger, überall der Widerglanz von goldnen und ſilbernen Geräthſchaften, dies alles reizt allerdings zu hoher Bewunderung. Ganz Artaxata ſtaunte. Die häufig an den Strömen lagernden Eroberer ſchienen Anfangs Luſt zu haben, dieſen reiche Beute verſprechenden Zug zu ſtören. Aber kaum erblickten ſie Meſſalinen in ſeiner Mitte, als ſie ehrerbietig zurück wichen. Der Zug gelangte in glänzender Ordnung ins Heerlager. Auch Korbulon ſtaunte, als er den Zug kommen ſah, den alle Wachen ohne Aufenthalt durchließen, und noch mehr, als die Mitte des Zugs vor ſeinem Zelte ſtill hielt. Alles ſtieg jetzt von den Roſſen, um dem Feldherrn ſei-

ne Ehrerbietung zu bezeigen, der ſich mittlerweile auf ſeinen erhobenen Seſſel begeben hatte. Denn ein römiſcher Heerführer genoß im Felde nicht minder Ehre, als der Kayſer ſelbſt.

Melintes ſtellte nun dem Feldherrn ſeine ſchönen Gefährtinnen vor, und erlangte nicht ohne Mühe von ihm die Freyheit derſelben. Denn Korbulon war ſtolz und wollüſtig. Wie blendend, dacht' er, würden dieſe Fürſtinnen an meinem Triumphwagen glänzen; und wie ſchön ſind ſie!

Aber ſein Genoſſe im Sieg könnte keine Fehlbitte thun. Er nahm halbgezwungen die prachtvollen Geſchenke aus den Händen der Mädchen, die ihm verſicherten, daß es der Trinktiſch und das Prunkgeſchirr ihres Vaters bey Feſtgelagen geweſen ſey. Dagegen gewährt' er ihnen Sicherheit für ihre übrigen Schätze, und gab ihnen eine ſtarke Leibwache, die ſie unter Anführung unſrer Syrakuſer nach Tigranocerta geleiten ſollte.

Denn

Denn sie machten sich anheischig, dem Feldherrn Tigranocerta, wo er unermeßliche Schätze finden würde, ohne Schwerdtstreich und Blutvergießen zu überliefern.

Zufriedenheit von allen Seiten endete dies reizende Schauspiel. Die Soldaten freuten sich ihrer Beute, die Prinzessinnen ihrer Freyheit; Korymbon der Königlichen Geschenke, Melint seiner edeln uneigennützigen Handlung, und der leichtsinnige Pala, med hofte von einem so glücklichen Ausgange der Sache süssen Genuß, und Freuden der Liebe im Pallast der schönen Partherinnen.

Aber niemand fand sich in seinen Erwartungen mehr betrogen als Palamed. Nachdem die Prinzessinnen ihrem Vater Vonones ein prachtvolles Leichenbegängnis veranstaltet hatten, zogen sie, unter Begleitung unsrer beyden Ritter, nach Tigranocerta. Unterweges kam es zu verschiednen

Herz-

Herzensergieſſungen, die aber durchaus ihren Zweck verfehlten. Die älteſte Fürſtin Araxia hatte das ſüſſe Gift der Liebe ſchon eingeſogen, als ſie im Sclavenkleide den Meint mit edeln Heldenthaten beſchäftigt fand. Unſerm Gefühl iſt vom Schickſal ein unabänderliches Loos geworfen. Die Regungen der Zärtlichkeit ſind unaufhaltſam. Liebe durchglühte das Herz der Partherin ſo ſchnell und ſo mächtig, als irgend einer der gebildeſten Schönen Europens. Ich muß bey dieſer Gelegenheit erinnern, daß man ſich eine Aſiatiſche Fürſtentochter der damaligen Zeit ganz anders denken muß, als ſie etwa jetzt beſchaffen ſeyn möchte. Damals war die Erziehung des weiblichen Geſchlechts in dieſem Welttheil, beſonders in den Gegenden des Helleſpont und Archipel, weit feiner, ihre Lage unabhängiger als jetzt. Die Nähe von Griechenland, das wie eine wohlthätige Sonne Licht und Wärme des Geſchmacks,

der Künste und Wissenschaften um sich her verbreitete; die Kriege mit den Römern; der Reichthum, der an Unermeßlichkeit grenzte; dies alles trug viel zur Geistesbildung der asiatischen Nationen bey. Wie vielmehr konnte man da nicht von der Tochter eines mächtigen Partherfürsten hohe Sittlichkeit, Seelenbildung, feines Gefühl erwarten! Araxia besaß ohnstreitig Fähigkeiten genung, die Vorzüge des edeln Sirakusers gehörig zu würdigen. Tag und Nacht schwebt' ihr das Bild ihres Unschuldretters vor der Seele. Gern hätte sie ihn mit dem einstigen Genusse derselben belohnt, gern ihn zum Begleiter des Lebens erkohren, gern ihre Reichthümer mit ihm getheilt. Aber war auch sein Herz noch frey? Konnt' er Liebe für die Morgenländerin empfinden? Sollte sie selbst sich ihm erklären, zuerst den Schritt thun, den die Natur den Männern aufgetragen hat? Und noch mehr als dies alles: sie war eine Fürstentochter. Melint

war nur ein ſicilianiſcher Edler, nur Bürger von Sirakus. Sollte ſie die Würde ihres Stammes durch die Verbindung mit dem ranglosen Republikaner herabſetzen? Doch, was gelten alle ſolche Gründe, wenn das Herz laut ſpricht, und heiß verlangt? Araxia kam nicht von der Seite Melints. Sie ritt ſtets neben ihm. Sie ſprach nur mit ihm, oder ihr Herz ergoß ſich in tiefen Seufzern, die ihre Zärtlichkeit deutlich verriethen. Aber die Ausſaat dieſer Liebe fiel auf einen unfruchtbaren Boden. Nicht die Schönheit und Jugend, nicht die Geiſtesbildung, nicht das Herz dieſer liebenden Fürſtin regte Empfindungen der Zärtlichkeit in ſeiner Bruſt auf. Klugheit, und Erinnerung an ſein Vaterland, würden auch jeden aufkeimenden Trieb gegen ſie erſtickt haben. Sollte der ſicilianiſche Ritter ſich mit einer barbariſchen Fürſtentochter vermählen? Sollt' er den Göttern ſeines Vaterlandes entſagen, oder ſie

in

in ein fremdes Land führen? Oder sollt' er ein junges Weib mit sich in sein Vaterland zurück bringen, wo vielleicht so manches zärtliche Herz ihm entgegen schlug? Nie hätten die Barbaren ihm die Achtung erwiesen, die ihm als Gemal einer der ersten asiatischen Fürstinnen zukam, und nie würden weder seine Familie noch seine Vaterstadt ein Bündniß gut geheissen haben, das so sehr von der Sitte ihrer Väter abwich. Wer philosophirt der liebt nicht, das ist nun einmal eine ausgemachte Wahrheit. Wem nicht jede Bedenklichkeit ohne Prüfung als Tand unterm Auge verschwindet, dessen Herz bleibt gewiß frey. Auch schien Araxia alle die Schwierigkeiten selbst zu fühlen, die eine Verbindung zwischen ihr und Melintes mit sich führen müsse. Darum kam es auch nie zu einer förmlichen Herzenserklärung. Auch suchte Melint ihr gefliessentlich auszuweichen, indem er immer von inniger Freundschaft,

von Dankgefühl und Andenken ſprach, wo man ſo gern das Wort Liebe von ſeinen Lippen ſtammeln gehört hätte.

Ganz anders war der Gang des kurzen Romans zwiſchen Palamed und Zelinde. Dieſer flüchtige junge Mann ſäumte nicht lange, ſein ganzes Herz zu entfalten. Auf ihn hatte Zelinde unter den Drey Schweſtern eben deswegen den meiſten Eindruck gemacht, weil ein leichtes Blut in ihren Adern floß, und weil ihre Freymüthigkeit der ſeinigen genau ähnlich war. Nimmermehr hätt' er daher vermuthet, daß ſie ihn mit Stolz zurück weiſen würde, der doch ſonſt ſelten der Begleiter des Frohſinns und der Ungezwungenheit iſt.

Palam. So könnteſt Du zweifeln, göttliche Zelinde, daß ich von dem Augenblick, da ich Dich ſah, keine Ruhe mehr habe?

Zel. Zweifeln eben nicht, Ritter. Ich habe bemerket, daß Du oft ſeufzeſt, und

und doch scheint das Deinem ganzen Wesen fremd zu seyn.

Palam. Diese kalte und spitzige Antwoet läßt mich wenig gutes hoffen.

Zel. Hoffen? Was könntest Du wohl von mir hoffen? Doch nicht Liebe?

Palam. Und warum nicht Liebe? Bey den Göttern! ich bete Dich an, und Du sagst mir so frostig, daß Du mich nicht liebst, nie lieben wilst.

Zel. Wir scherzten bisher oft, Palamed, weil wir beyde nicht an der Milzsucht kranken. Aber laß uns jetzt ernsthaft sprechen. Meinst Du etwa, ich und meine Schwestern haben mit unsrer Geburt geprahlt? Zweifelst Du, daß wir Fürstinnen sind? Oder wähnst Du, daß die gebohrne Fürstin, die Enkelin eines Königs, geneigt seyn werde, von einem andern, als von einem Fürsten, Liebeserklarungen anzuhören?

Palam. (betroffen) Wahrhaftig, diese Antwort hätt' ich aus Deinem Munde nicht ver-

vermuthet! Aber ſieh, Deine Aufrichtigkeit, die ich dennoch hoch ſchätze, heiſcht auch die meinige. Wiſſe denn alſo, daß ein Edler Siciliens, der Bürger einer freyen, mächtigen Republick und Bundsgenoſſe Roms, einem barbariſchen Fürſten in keinem Falle nachſteht. Ein Tyrannenvertilger war mein Ahnherr, er, der große Timoleon, (9) der die Deſpoten Siciliens verbannte, und deſſen Enkel Könige ſeyn könnten, wenn er nicht Vaterlandsfreyheit höher geſchätzt hätte, als Erhebung ſeines Hauſes. Du haſt zu hohe Begriffe von den Fürſten Aſiens, ſchönſte Zelinde. Sie beherrſchen rohe Völker, die zum Theil unter freyen Himmel wohnen, das Joch ihrer Tyrannen alle Augenblicke abſchütteln, und bey einem rüden Leben den bildenden Künſten feind ſind, indes wir Eingebohrnen Italiens an Kenntniſſen und wahrer Tapferkeit allen Nationen der Welt voran gehn. Gold umglänzt in üppiger Menge eure Fürſtenthrone, aber die-

dieſe täuſchende Hülle gewähret keine wahre Hoheit. Und wie, wenn das allgebietende Rom euch unterwirft, und euch zwingt, die Krone aus ihrer Hand zu nehmen, ſeyd ihr denn wohl mehr, als frey gebohrne Bürger einer mächtigen mit Rom verbündeten Republick? — Vergieb, edle Partherin, meine Freymüthigkeit, die durch die deinige gerechtfertigt wird! Vielleicht bin ich ſo glücklich, daß Du meine Gründe erwägſt, billigſt, und mir einen Schimmer von Hofnung gewährſt.

Zel. (nach langer Pauſe) So ſprach noch nie ein Mann mit mir. Gründete ſich mein Stolz auf Eitelkeit, ich würde mit Dir zürnen, und mich von Dir entfernen. Aber ich ſchätze Deine Aufrichtigkeit. Nur verzeihe, daß die Anpreiſungen deiner Vorzüge, ſo umſtändlich Du ſie auch vortrugſt, mir nicht gnügen. Wiſſe, 20 Könige waren in ununterbrochener Reihe meine Anherrn. Und was dünkt dir vom Vergleich

je-

jener Thaten, eine Inſel von despotiſcher Tyranney zu befreyen, und ein mächtiges Reich zu erobern, und im Beſitz zu behaupten, das an Herrlichkeit dem römiſchen niemals nachgegeben? Siegten nicht Aſiens Völker über die Heere des Craſſus und Antonius? (10) Was endlich die Bildung in den feinern Künſten und Wiſſenſchaften betrift, deren Mangel du meinem Vaterlande vorwirfſt, ſo glaube nur, daß es Klugheit von den Herrſchern Aſiens iſt, wenn ſie der griechiſchen Sittenverfeinerung, die nur Weichlichkeit erzeugt, und zum Gehorchen abgeneigt macht, nicht allgemeinen Eingang verſtatten. Sey denn immer jedes von uns auf ſeine wahren oder eingebildeten Vorzüge ſtolz, guter Fremdling, ſo glaube doch nur ſicher, daß ich Dich als einen meiner Beſchützer immer hoch ſchätzen, aber niemals lieben, noch weniger Dir meine Hand reichen werde.

Palam. Dein Stolz ist Seelenkrankheit, von der ich Dich gern heilen möchte, geschähs auch freylich aus einer eigennützigen Absicht. Darum laß mich Dir jetzt ein widerlegendes Beyspiel aus der Geschichte anführen, in der Du nicht fremd zu seyn scheinst. Themistokles, gebohrner Bürger von Athen, den die Rache der Götter verfolgte, weil er das vornehmste Werkzeug zur Verbannung des liebenswürdigen Aristides war, und der in der Folge selbst bey Molossern und Persern Schutz suchen mußte, ward mit einer Tochter des großen Xerxes vermählt, dessen Reich das der Parther wohl zehnmal aufwiegt. Zwar, er ward Oberbefehlshaber der persischen Kriegsvölker, und als solcher kam aus hergebrachter Sitte ihm der Vorzug zu, des Königs Eydam zu werden. Aber wolltest Du nun wohl lieber in den Fall der Tochter des großen Persermonarchen kommen, lieber die Gemahlin oder besser gesagt, die Leibeigne eines Leibeig-

nen — denn was iſt ein ſolcher Statthalter wohl anders? — werden, und ſeine Liebe mit hundert andern Weibern theilen, als einem Bürger einer freyen Republick deine Hand reichen, der mächtig und reich iſt, und nach den höchſten Ehrenſtellen in einem freyen Staate ſtreben kann? Ein römiſcher Bürger dünkt ſich höher, als die kleinen Königlein der Erde, die ſich für unüberwindlich halten, weil ſie viel Geld und Sclaven haben. Gewiß! mancher ſolcher Bürger würde ſich bedenken, die Tochter eines ausländiſchen Fürſten der eines römiſchen Patriciers vorzuziehen. Hohn und Schmach folgte der Liebe des Antonius gegen die Königin von Aegypten. — Nun aber iſt klar, daß Rom mir und dem Merlint ihr Bürgerrecht auf keinen Fall verſagen können, und als ſolche dürfen wir nach den höchſten Würden im Staate ſtreben, ja wir haben ſelbſt Anwartſchaft auf den Kayſerthron, da derſelbe durch Wahlrecht erlangt

wird.

wird. — Aber alle dieſe Gründe änderten Zelindes ſtolze Geſinnung nicht. Noch lange dauerte dieſer Wortwechſel fort, und gieng endlich von beyden Seiten in Gelächter über, indes Araria an der Seite des edeln Melint in den Gefilden zärtlicher Hofnungen umherſchwärmte.

Mittlerweile war der Zug in der Gegend von Tigranocerta angelangt. Araria nahm Abrede mit Melintes, welchen von ihren Sclaven ſie ihm als Boten zuſenden wolle, dem er in allen ihm von ihr zukommenden Nachrichten vollkommen Glauben beymeſſen könne. Dann trennten ſich Araria und Palamed mit Traurigkeit, Melint mit ſtillem Ernſt, Zelinde mit Scherz und Lachen. Die Fürſtinnen zogen in die Stadt, und unſre Ritter wieder zurück zum römiſchen Heere.

Die morgenländiſche Sitte, werthen Perſonen prachtvolle Geſchenke zu machen,

iſt

iſt bekannt genung. Sie überſteigt, was die ältern Zeiten betrift, faſt allen Glauben. Ein reicher Perſer, Araber, Aegypter war ſo freygebig, oder hatte vielmehr einen ſo unwiderſtehlichen Hang, durch reiche Geſchenke zu glänzen, daß er ſich nicht ſelten dadurch ruinirte. Die ältere Geſchichte liefert hiervon Beyſpiele in Menge. Auch die neuere Geſchichte liefert uns, beſonders von den Saracenen aus den Zeiten der Kreuzzüge, von ſo reichen Geſchenken glänzende Beyſpiele; und noch zeichnen ſich die aſiatiſchen Fürſten und Großen durch Freygebigkeit und Gaſtfreyheit aus. Nur die Muſelmänner haben ein wenig den europäiſchen Hang zur Sparſamkeit eingeſogen.

Einſt an einem ſchönen Morgen, als eben Korbulon ſeinen Völkern nach Tigranocerta aufzubrechen Befehl gegeben hatte, erſchien eine groſſe Karavane vor dem Hauptlager. Der Anführer fragte nach den ſicilianiſchen Rittern. Als er vorgelaſſen wurde,

über-

überreicht' er einige geschriebne Rollen, von Araxia an Melintes, und fragte zugleich an, wo er die mit sich bringenden Schätze abladen solle? Auf nicht weniger als 20 schwer beladenen Kameelen schickten die Prinzessinnen so reiche Geschenke an die Sirakuser, daß es allgemeines Staunen erregte. Melintes ließ sogleich alle Kameele mit ihrer sämmtlichen Ladung vor Korbulons Zelt führen, und ihm als ein Geschenk von den Partherfürstinnen an die Römische Republik überreichen. Korbulon war überrascht. Er hielt die Sache für Irrthum, und forschte den Anführer der Karavane aus, der dann erklärte, daß die Geschenke eigentlich für Melintes bestimmt gewesen wären.' Dieser große Zug von Uneigennützigkeit lief wie ein Blitz durch alle Reihen des Lagers, und erwarb dem Sirakuser allgemeine Bewunderung. Korbulon behielt nur die Hälfte des Geschenks, und schickte unverzüglich die andern 10 Kameele dem Melintes zurück, der

sie

ſie nun zwar annahm, aber ſofort mit Palamedes theilte. Bey Eröfnung der Küſten fand man eine Menge goldne Gefäße, Ketten, Ringe, Perlen, reiche perſiſche und mediſche Kleidungsſtücke, dem Golde am Werth gleichgeſchätzte indianiſche Federn, vorzüglich aber einen unſchätzbaren Vorrath an arabiſchen Räucherwerk, Oelen und Salben, die nach den Gebräuchen jener Gegenden und Zeiten von großem Werthe waren; hiernächſt noch eine Menge zum morgenländiſchen Luxus gehörige Dinge, die den römiſchen Kriegern unbekannt waren. Melintes theilte alles unter ſeine Waffenbrüder aus; jedem gab er nach ſeinem Bedürfniß, beſonders den Befehlshabern. Man kann leicht erachten, daß ſich alles herbey drängte; daher denn der gute Melint nichts für ſich übrig behielt, und gezwungen war, einen Theil von dem zurück zu nehmen, was er ſeinem Freunde gegeben hatte, um doch einiges Andenken von dieſen fürſtlichen Ge-

ſchen-

ſchenken zu haben. Auch der Feldherr theilte dieſe Koſtbarkeiten unter das Heer aus, und der gemeinſte Kriegsknecht ward nicht vergeſſen. Es iſt bemerkenswerth, und zeigt von der orientaliſchen Pracht, daß ein Geſchenk, welches für Eine Perſon beſtimmt war, hinreichte, ein Heer von 50 tauſend Mann zu betheilen.

Der wichtigſte Theil des Innhalts von Araxiens Briefe war die Verſicherung, daß in Tigranocerta bereits alles zur Eroberung vorbereitet ſey. Die ganze Beſatzung ſey gewonnen, bis auf die des Schloſſes, die man unbeſtechbar gefunden habe, die aber, ſo bald ſie die Stadt in der Römer Hände ſähen, ſich bald ergeben würden und müßten.

Das Heer brach ſofort nach der zu erobernden Stadt auf. Unterweges fielen ſtarke Gefechte mit den fliegenden Haufen der Parther und Armenier vor, die überall Gräben und Verhaue gemacht hatten, wodurch den Römern der Marſch ſehr erſchwert wurde.

Den-

Dennoch erreichten ſie ſiegreich und ohne beträchtlichen Verluſt die Stadt, und hielten durch eine kleine Pforte, die auf Veranſtaltung der Töchter Wonnes ihnen geöfnet wurde, ihren Einzug. Zu großem Erſtaunen der jungen Syrakuſer fanden ſie dieſe weiblichen Heiden in kriegeriſcher Rüſtung. Zelinde lachte, ſobald ſie den Palamed erblickte. Aber Araxia empfing mit zärtlichen Thränen und freudiger Rührung des Wiederſehns, ihren Liebling. Keine der Fürſtinnen wollte ſich abhalten laſſen, an dem Sturm aufs Schloß, der nothwendig wurde, weil ſich die Beſatzung nicht ergeben wollte, Theil zu nehmen. Nur die dringende Bitte Melintes, ihres Lebens zu ſchonen, bewog ſie endlich in einiger Entfernung, jedoch bewafnet zu bleiben. Auch gab Araxia ihrem Ritter ein koſtbares, glänzendes Wehrgehänge, damit ſie ihn an demſelben erkennen könne, wenn er die Mauer überſtiegen haben würde.

Aber

Aber die Götter gewährten ihm den Ruhm dieſer Heldenthat nicht. Nachdem er durch tapfre Gegenwehr die Belagerten mög: lichſt von den Mauern entfernt hatte, ließ er die Leitern anlegen, und beſtieg ſie zuerſt. Ihm folgte die ſiegende Menge unaufhalt: ſam, und da jeder ſich beſtrebte, der nächſte an ihm zu ſeyn, da folglich ſeine Leiter am ſtärkſten beſetzt wurde, ſo brach ſie unter der Laſt, und Melintes fiel bey 60 Fuß her: ab in den Graben. Dies verurſachte allge: meine Beſtürzung, denn Melint war Aller Liebling. Kaum bemerkten die Armenier den nachlaſſenden Eifer, ſo erſchienen ſie wieder auf den Mauern, und warfen eine große Laſt Steine herab auf die Belagerer, die beſonders die Herabgeſtürzten trafen, und unſern Melintes ohnfehlbar zerſchmettert ha: ben würden, hätte nicht eben ſein Waffen: träger ſich über ihn hingebeugt, um ihn aufzurichten. Dieſen zerſchmetterte einer der Steine, und er ward ſo der Retter ſeines

Herrn. Araxia, die ihren Ritter nicht aus den Augen ließ, sah ihn fallen, und stürzte pfeilschnell herbey. Sie fand ihn ohne Bewußtseyn, wehklagte laut, achtete nicht des gefahrvollen Platzes auf dem sie stand, wo man mit vereinten Kräften auf die Verräther an Pfeile herab sandte, und brachte kaum mit Hülfe einiger ihrer Sclaven den halb todten Ritter in ihre Wohnung. Drey Pfeile steckten in den Gelenken ihrer Rüstung, einer im Helm, und das Eisen an beyden war voll Vertiefungen. Mittlerweile hatten sich die Römer wieder ermannt, das Schloß erobert, die Besatzung niedergemacht, und Korbulon hielt seinen feyerlichen Einzug in Tigranocerta.

Aber das fröhe Getöse der Tuben und Pauken bey diesem Einzuge war Mißgetön in Arariens und Palameds Ohren. Kaum hatte dieser das unglückliche Schicksal seines Freundes vernommen, als er die Verfolgung seines Sieges sogleich aufgab, und sich von

der

der erſtiegenen Mauer entfernte. Noch fand er ſeinen Freund ohne Bewußtſeyn, und den ganzen Vonon.ſchen Pallaſt in lauter Klage, beſonders aber Araxien, die faſt troſtlos war. Sie kannte keine Zurückhaltung mehr, ſie bürdete ſich die Schuld ſeines Todes auf, beſchwor die Götter, ihr den zurück zu geben, dem ſie Unſchuld, Freyheit und Schutz vor Gewaltthätigkeiten zu verdanken hatte, oder ſie ſelbſt an ſeinem Krankenlager zu tödten. Aber ihr wütender Schmerz war Uebereilung. Nach wenig Minuten ſah man wieder die Pulſe ſeiner Adern hüpfen, und geöfnet ſein ſanftes Auge. Leben und Hofnung durchdrang nun das ganze Haus. Lauter Jubel tönte überall. Araxia gieng aus dem Sturme der Angſt in den des Entzükkens über. Zwar war der Held noch geraume Zeit an ſein Lager gefeſſelt, zwar lag er gleich nach dem Sturze zwey Tage ſprachlos, und brachte zwey Monat krank in Tigranocerta zu; aber doch richtete Hofnung

ſeine Freunde nun wieder auf. Araxia kam während dem Verlauf ſeiner Krankheit nicht von ſeiner Lagerſtätte. Sie befriedigte den kleinſten ſeiner Winke und ſchlief in 2 Monaten kaum 24 Stunden. Alles Zureden ihrer Schweſtern, ja die dringendſten Bitten Melints ſelbſt, konnte ſie nicht von einer ſelbſt aufgelegten Pflicht abhalten, die ihr ſo ſüß war, und deren Unterlaſſung ihr ſchwerer ſchien, als der Kampf des Todes.

So viel wehmüthige, unbefriedigte Zärtlichkeit, ſo viel heiſe Theilnahme, ſolche ſtets währende Abwechſelungen von Freud und Leid, von Furcht und Hofnung, endlich ſo ſtets währende Anſtrengung und Entbehrung des Schlafs, mußten allerdings die Geſundheit einer zärtlich erzogenen aſiatiſchen Fürſtin untergraben. In dem Maaße, als Melints Kräfte zunahmen, nahmen die ihrigen ab. Bleich und entſtellt wankte ſie dem Krankenlager entgegen, um es nie wieder zu verlaſſen. Dies die letzte Unterredung zwiſchen

ſchen ihr und unſerm Ritter, wenige Stunden vor ihrem Tode.

Arar. Geliebter Melint, die Götter rufen meinen Geiſt in die frohen Gefilde der Unſterblichen. Bald wirſt du an meinem Scheiterhaufen trauern, denn auch Freundſchaft trauert. Wärſt du den Tod des Helden geſtorben, um dich hätte Liebe geweint, — denn ach! vergieb mir! ich liebte dich ſo heis, ſo innig, daß jeder Ausdruck für den Grad meiner Zärtlichkeit zu ſchwach iſt. Weibliche Sittſamkeit hielt mich ſtets zurück, dir es zu geſtehen. Aber eh ich in Elyſiums reizende Fluren walle, mußt ich dir mein Herz eröfnen, und dir das traurige Wort des Abſchieds von meiner Lippe ſtammeln.

Mel. Halt ein, Fürſtin! Deine Worte ſind Dolchſtiche in mein Herz. Du wirſt leben, trefliche Araxia, und das Ziel meiner Freude ſeyn. Deine Sorgfalt für mich hat mein Herz entzückt. Deine Leiden ziehen

mich

mich feſter an dich. O lebe! unſre Seelen werden ſich finden.

Arar. O daß es dazu noch Zeit wäre! Aber ich fühle den Genius des Todes in meiner Nähe. Bald wird er ſein Werk vollenden. Wohl mir, daß ich den edelſten Mann kennen lernte, den je ein Weib gebahr! Wohl mir, daß mein Auge den verwundeten Helden geneſen ſah, des Leben ſo reich an edeln Handlungen iſt! Eins nur gewähre mir noch Melint, die Verſicherung, daß ich deine Freundſchaft mit mir hinüber nehme.

Mel. Nicht dieſe nur, gnügſame Fürſtin, meine innigſte Hochſchätzung, meine — Liebe!

Arar. Dank dir Edler! Deine Thränen ſind mir ſo meichelnd. Du verſüßeſt mir den Kampf des Todes. Reiche dieſe blühende Hand meiner ſterbenden, und ſo laß mich hinüber ſchlummern in die glücklichen Wohnungen Elyſiums.

Dies

Dies geschah. Meint wich nicht mehr von ihrem Lager, und als sie nun vollendet, als ihr schuldloses Auge sich geschlossen hatte, da brachen seine Thranen in Strömen hervor. Niemand war im ganzen Pallast, der ungerührt blieb, und Tigranocertas edle Töchter löten weinend ihr Haar an ihrem Scheiterhaufen.

Araria ist ein Beyspiel, daß man auch vor zweytausend Jahren schon aus Liebe sterben konnte. Ja man hat hiervon Beweise, die noch älter sind. —

Die Eroberung von Tigranocerta entschied den Krieg mit Armenien. Die Römer erbeuteten unermeßliche Schätze, und die Truppen des Königs zerstreuten sich, nachdem ihn auch seine Bundsgenossen, die Parther, verlassen hatten. Tiritades bat um Friede, und erhielt von der römischen Großmuth alle eroberte Plätze zurück, jedoch unter der Bedingung, selbst nach Rom zu kommen, und vom Kayser feyerlich die Krone

zu empfangen, auch einen jährlichen Tribut an die Schatzkammer der Republik zu bezahlen. Nachdem Korbulons Heer die armenischen Landschaften ziemlich ausgesogen hatte, trat es seinen Rückzug an, und schiffte das ägäische Meer hinab. Unsre Helden verliessen Candacen und Zelinden mit wehmüthigen Gefühlen. Als sie an der Küste von Griechenland vorbeyfuhren, das Vorgebirge Sunium berührten, und den Piräus (11) mit dem an seinem Ufer prangenden Athen erblickten, wollte Melintes landen, um Eriphilen die Freude des Wiedersehens zu gewähren. Aber Palamed, der ihrer längst vergessen hatte, vermocht' ihn zur Unterlassung dieses Vorsatzes, und wußt' ihm die Begierde nach dem Genuß des ehrenvollen Empfangs in Sirakus meisterhaft in sein Herz zurück zu rufen. Sie seegelten also Achaja und den Peloponnes vorbey, und langten nach einer glücklichen Fahrt im Hafen vor Sirakus an.

Wir

Wir kommen jetzt auf einen wichtigen Abſchnitt in dieſer Geſchichte, der das Herz unſers Melintes näher angeht, nachdem wir uns bisher bey den Szenen ſeiner Jugend, bey den Beweiſen ſeines treflichen Karakters als Krieger, als Held und Menſchenfreund aufgehalten haben. Es lebt' in Sirakus ein Mädchen von hoher Abkunft, von ſtrenger Tugend und untadelhaften Wandel. Arria war ihr Name. Unterrichtet in allen weiblichen Kenntniſſen, in allen Vorzügen, die einer Dame vom Stande nöthig ſind, ihrem Namen Ehre zu machen, vortreflichen Herzens, ſanft, beſcheiden und voll Liebreiz, eine Königin aller Männer Herzen, lebte ſie ſtill und eingezogen im Hauſe ihres Oheim Dicearcus. Gleichweit entfernt von anmaſenden Glanz wie von demüthiger Ziererey, erſchien ſie öffentlich, wo ihr Stand es erforderte, und zog ſich zurück, wo ihr guter Name in Gefahr kommen konnte. Im Cirkus im Tempel, ja ſelbſt im traurigen

rigen Ceramikus (12.) blickte jedes Auge zuerſt nach ihr, und war unzufrieden, wenn es ſie nicht fand. Wo ein Preis auszutheilen war, da kam er aus Arrias Händen. Ihr Oheim war einer der reichſten und mächtigſten Bürger von Sirakus, und der gröſste Theil des Staatsruders in ſeinen Händen. Man ſieht, daſs ſich alles vereinte, ihre Vorzüge geltend zu machen; denn alle Tugenden und Reize eines Mädchens ohne Stand und Vermögen, was ſind ſie? — ungekannt und ungeſchätzt, von wenigen hervorgezogen, von der Menge vernachläſſigt. Aber war ſie denn auch ſchön, fragen halbneidiſch meine Leſerinnen? Sie war es, meine Lieben, und zwar in einem ſo hohen Grade, daſs in der Folge um ihrer Schönheit willen viel Blut vergoſſen wurde. Sie war ſo ſchön, ohne es wiſſen zu wollen, von ihren Zeitgenoſſinnen beneidet, und dennoch geliebt.

Dies

Dies vollkomne Mädchen fühlte schon lange in ihrem noch ganz freyen Herzen etwas für den edeln Melintes. Zwar kannte sie ihn nicht von Person, aber sie kannte sein Herz, seinen Verstand, seine Tapferkeit, denn sie war die Schwester des Palamedes. Seitdem ihr Bruder mit Melintes im engen Freundschaftsbunde stand, war es ihre einzige Sehnsucht, diesen Freund ihres Bruders naher kennen zu lernen, von dem sie schon mehrere Briefe gelesen hatte, die alle die Vortreflichkeit seines Karakters bewiesen. Denn weil ihr leichtsinniger Bruder sehr selten schrieb, so veranlaßte sie dies, sich oft bey Telephes, der öftre Briefe von seinem Sohne erhielt, nach dem Befinden ihres Bruders zu erkundigen. Ihr Herz schlug gewaltig, so oft sie wieder etwas zum Lobe Melintes erfuhr, ja sie erröthete, so oft man seinen Namen aussprach; sichre Beweise von aufkeimender Liebe. Eben so fuhrs auch unserm Helden durch Mark und

Bein,

Ein, wenn er Arrias Namen las oder nennen hörte. Im Kampfgetümmel wie im einſamen Zimmer, auf der ſtürmiſchen See, wie in den Paläſten der Ueppigkeit, in den Lehrſalen Athens, wie in Epiphiliens Sittenſchule, war der Gedank' an Arria ſein Begleiter, groß die Sehnſucht, ſie zu kennen und ihr Antlitz zu ſchauen. Seitdem ſie den Preiß der Schönheit in Sirakus erhalten, glüht' er noch mehr für dies faſt nur noch idealiſche Idol ſeines Herzens, und gewiß war er jetzt weniger begierig auf die Ehre des feyerlichen Empfangs in Sirakus, als auf den Anblick der ſchönen, der geprieſenen Arria. Ihn beſchäftigte auf der ganzen Fahrt nichts ſo ſehr, als jener ſchon erwähnte Preiß der Schönheit und der Tugend, deſſen Geſchichte kürzlich folgende iſt:

Die Jünglinge von Sirakus beſtimmten am Feſte der Ceres einen Preiß für diejenige Mädchen, deren Schönheit und Tugend die größte Zahl von Meiſterſängern

be-

beſingend erheben würde. Meine Leſer wiſ-
ſen ohnſtreitig gröſtentheils, daß Italien
und Griechenland von jeher die meiſten
Dichter hervor brachte, und daß beſonders
in Sicilien die Vorliebe für Poeſie der gan-
zen Nation eigen iſt, und ſich bis zu den
Hirten herab erſtreckt. Daher war ein ſol-
cher Preiß wohl dem Geſchmacke der Zeit
und des Orts angemeſſen. Am anberaumten
Tage erſchien eine Menge junger Siciliane-
rinnen, deren Schönheit keinem Zweifel
ausgeſetzt war, im Cirkus. Der üppigſte
Anzug, das zärtlichſte Augenſpiel, die einla-
dendſten, Unſchuld heuchelnden Minen wur-
den verſchwendet, um das Herz der Sänger
zu rühren. Freylich ſollt' es wohl ſcheinen,
als kämen ſie nur zu hören. Aber klar war
es doch wohl, daß ſie kamen, um geſehen zu
werden. Doch Arria — erſchien gar nicht.
Ob dies nicht auch ein wenig Eitelkeit war,
mag' ich nicht zu beſtimmen. Die Sänger
ſingen ihre Lieder gleich mit Klagen über

Ar-

Arriens Abweſenheit an. Arriens Name, Arriens Ruhm tönte von allen Seiten. Die wenigen andern Namen, die man von einzelnen Sängern — vermuthlich Verlob-ten, — nennen hörte, verſchwanden im Nachhall der Lieder, die zu Arriens Lobe tönten. Einſtimmig erkannten ihr daher die Richter den Preis zu. Er beſtand, nebſt einem koſtbaren Halsſchmucke, in einer einfachen Blumenkrone, die drey der ſchönſten Jünglinge in ihre Wohnung brachten, und ſie damit krönten. Jetzt durfte ſie ihre Gegenwart im Cirkus nicht länger verweigern. Sie folgt' ihren Begleitern, und erſchien in der Krone, ein Schmuck, in welchem ſie um ſo herrlicher glänzte, je minder ſie ſich darum beworben hatte. Ihre Wangen überzog die Schaamröthe der Unſchuld, und ſie blickte nicht triumphirend im Kreiſe umher, auf ihre niedergeſchlagenen neidiſch ſchielenden Schweſtern. Kaum wagte ſie es, die beſcheidnen Augen aufzu-

he-

heben. Herangezogen aus der selbstgewählten Einsamkeit zum allgemeinen Beyfall, hatte sie einen doppelten Preiß gewonnen.

An der Küste von Sicilien erschien jetzt die römische Flotte, und Meintes mit einem Schif in ihrem Geschwader. Da Syrakus hart am Ocean liegt, da Meintes Mitbürger bereits seiner Ankunft entgegen harrten, und Anstalten darzu getroffen hatten, so ritten Abgeordnete vom Senat ihnen entgegen, die sie aufs feyerlichste empfingen. Mittlerweile warfen die Einwohner ein breites Stück Mauer nieder, denn es war Sitte, daß die Sieger auf den Olympischen Spielen bey ihrem Einzuge nicht durch das Thor fuhren. Alle übrige Vorkehrungen übertrafen weit die bey solchen Gelegenheiten gewöhnlichen, indem die beyden Helden nicht blos den Sieg der Olympiade, sondern auch unsterblichen Ruhm beym Heere der Römer gegen die Parther errungen hatten.

Arrio

Attia bebte vor Verlangen, jenen edeln Sirakuſer zu ſehen, der ſchon längſt in ihrem Herzen ſeſten Platz genommen hatte. Ihre Verlegenheit zu vermehren trugen ihr die Vorſteher des Volks auf, die Geſchenke, die für Melintes und Palamedes beſtimmt waren, ihnen öffentlich zu überreichen. Sie beſtanden für Melintes in einem weiſſen Streitroß, nebſt einem köſtlichen Degen und Feldbinde von Gold, reich mit Diamanten gezieret, und für den Palamedes in einem ſilbernen Köcher mit goldnen Pfeilen und Bogen, nebſt einem künſtlich und reich gearbeiteten Leibrock.

Die Sonne ſtieg majeſtätiſch aus dem Jonischen Meere herauf, als unſre Helden ihr Schif verließen, und mit ihrem Gefolge das Ufer von Ortygia betraten. Langſam und feyerlich ging der Zug auf den Gefilden von Sirakus, dieſer Königin der Städte Groß-Griechenlands, von dannen. Sie einzuholen ſtrömt' eine große Zahl Einwoh-

wohnet dem Zug' entgegen, angeführt von Arrians Oheim Dieearcus. Ihm zur Seite ritt Arria, gekleidet in die Farbe der Unschuld. Ihr lockiges feines Haar wallte nachläſſig um den glänzenden Schwanennacken, und ihre Scheitel kränzte die als Preiß ihr zu Theil gewordene künſtliche Blumenkrone. Hinter ihr führten prächtig geſchmückte Sclaven den perüſchen Streithengſt, trugen andre Sclaven die goldenen Waffen, und die übrigen Geräthſchaften. So war es Sitte damaliger Zeit, die Geſchenke beim Empfang' entgegen zu bringen. Alles geſchah mit dem möglichſten Pomp, würdig der mächtigſten Stadt Siciliens, würdig der tapfern Helden, die ihrem Vaterlande ſo vielen Ruhm erwarben. Nichts ehrte den Jüngling, und durch ihn ſein Vaterland mehr, als ein Sieg in den olympiſchen Spielen. Der weit reellere Ruhm der Tapferkeit in der Schlacht, ja die Rettung des Vaterlandes ſelbſt, ſo ſehr

man ſie ehrte, ſo feyerlich man ſie begang, ineete doch nicht auf die Staffel des Ruhms, die der Preiß in dieſen religiöſen Spielen mit ſich führte. Lauter beſangen ihn die Dichter, ſüſſer that' er im Ohr des liebenden Mädchens. Zwiefach erwarb Melintes dieſen Preiß, Palamedes den dritten, ſo daß er mithin für Sirakus dreyfach errungen wurde. Hierzu kamen noch die unſterblichen Thaten, die dieſe Jünglinge im Zuge gegen die Parther vollführten. Darum übertraf auch dieſe Einholung jede andre an Pracht und Glanz. Griechiſch gekleidet nahten ſich jetzt die jungen Sieger ihren Mitbürgern. Jubelnd empfing ſie der Senat, die Archonten und eine zahlloſe Menge Bürger, die dem Zuge gefolgt waren. Mit dem herabwärts geſenkten Blick, der Schuld des Herzens verräth, und mit hochgerötheten Wangen nahte ſich jetzt Arria, nachdem ſie, gleich dem ganzen Zuge, vom Roſſe geſtiegen war, dem Melintes, und überreicht' ihm an einer ſeidnen Schnur den

präch-

mächtigen Perser. Ebenfalls mit gesenktem Blick empfieng ihn Melint, und dies gab dem stotternden Mädchen Muth, ihren Gruß zu verfolgen, und dem durch das Lispeln ihres Korallenmundes entzückten Jünglinge im Namen des Staats für den Ruhm zu danken, den er ihm verschaft hatte, und ihm die Geschenke desselben darzureichen. Ein Blick traf auf sie, o! ein Blick, der tausend Worte aufwog. Seine Antwort war kurz und edel, aber nicht minder unterbrochen, denn man denke sich den kritischen Augenblick, wo Arria ihm den Säbel und Feldbinde um die Hüfte wand, und man wird das unruhvolle Schlagen seines Herzens fühlen. Beyden half Palamedes aus der Verlegenheit, indem er das Wort nahm, dem Senat dankte, und die feyerliche Begrüßung seiner Schwester mit zärtlicher Umarmung erwiederte.

Jetzt hob Melint die schöne Spenderin auf ihr Roß, schwang sich auf den weißen

Perſer, und ritt neben ihn her. Es ward wenig geſprochen, aber deſto mehr gefühlt. Denn nur noch Blick und Aufmerkſamkeit, nicht Worte, waren die willkommnen Verräther des Herzens. Der Zug gieng nach dem Pallaſt des Dicearcus, worauf denn die jauchzende Menge ihren hofnungsvollen Liebling nach der Wohnung ſeines Vaters Telesphes begleitete.

Die kommende Nacht fand Arria tiefſinnig, mit den männlichen Reizen, mit allen körperlichen und geiſtigen Vollkommenheiten ihres Ritters beſchäftigt. Es dünkte ihr, wie das bey der Liebe gewöhnlich der Fall iſt, vollkomner als alle andre Männer, ja ſie ſelbſt ſich ſeines Beſitzes unwürdig. Thränen unterbrachen oft ihre zärtliche Schwärmereyen, denn ach! ſeit einigen Monden warb einer der reichſten Sirakuſer, Amyntas, des Diokles Sohn, um ihre Hand, und ihr Oheim war dem jungen Manne hold. Weit ſtand ihm Melint an Macht und Reich-

thum

thum nach. Sie, sah also voraus, daß man ihr diesen Werber aufdringen würde. Und was konnte sie auch seinem Begehr entgegen stellen? Wußte sie, ob Melint sie liebe, ob er sie bis zum Schritt einer ewigen Verbindung liebe? und durft' er es bey dieser Lage der Sachen wohl wagen, um ihre Hand anzuhalten? oder erlaubt' im Gegentheil ihr weibliche Sittsamkeit, ihm die Gefühle ihres Herzens zuerst zu erklären? Bis tief in die Nacht beschäftigte sie diese wichtige Herzensangelegenheit, und ihren leisen Morgenschlummer umgaukelten zärtliche Träume.

Dicearcus hatte seiner Nichte eine junge reizende Sclavin geschenkt, die nur dann übersehn wurde, wenn sie im Gefolg ihrer Gebieterin erschien. Zu jeder andern Zeit stach sie der jungen männlichen Welt mächtig ins Auge. Der Oheim hatte sie am südlichen Ufer Siciliens von einem Sclavenhändler gekauft. Eucharis war ihr Name. Ihr Geist und ihr Herz ließ eine höhere

Ge-

Geburt vermuthen, als ihre jetzige Bestim-mung anzeigte. Aber sie war auch in der That nicht das, was sie schien, wie uns der Verfolg dieser Geschichte lehren wird; denn sie ist unsrer Aufmerksamkeit als eine Per-son, deren Schicksal mit dem unsers Helden innigst verwebt ist, allerdings merkwürdig. Sie ward wie ein Kind vom Hause behan-delt, und versah zugleich noch den Dienst bey Diearcus Gemahlin Acidalia. Beson-ders war sie Arrias innige Vertraute. Vor ihr schüttete diese ihr Herz aus. Ihr allein gestand sie ihre aufkeimende Liebe. Ihr klagte sie laut die ihr bevorstehende Verbin-dung mit Amyntas. Denn nicht nur ihr Oheim, sondern auch ihr Vater Aristides war für diese Verbindung eingenommen, und glaubten durch sie das Glück seines Hauses zu gründen. Hätten sie den Quell von Dio-kles Reichthümern gekannt, traun, sie hät-ten nicht seines Sohnes Absichten begünstigt. Eucharis tröstete das klagende Mädchen aus

dem

dem nie verſiegenden Quell der Hofnung. Dieſe liebenswürdige Sclavin hatte bey aller theilnehmenden Menſchenfreundlichkeit doch auch einen unwiderſtehlichen Hang zur muntern Laune, und alles um ſie her erſchien ihr in einer fröhlichen Geſtalt. Dieſer Karakter zog bald die Aufmerkſamkeit des harmloſen Palamedes auf ſich. Er ſcherzte viel und oft mit der reizenden Sclavin, und verſpielte endlich, was voraus zu ſehn war, ſein Herz völlig an ſie. Hierzu kam, daß auch ſie ihm hold war, daß ſie nicht als Leibeigne gegen den Bruder ihrer Gebieterin, ſondern aus freyem Herzen etwas für ihn empfand, welches eine unauflösliche Liebe gründete. Denn auch da, wo die Menſchheit durch den Beſitz von Sclaven entehrt wird, kann doch der Gebieter nicht dem Herzen der Sclavin gebieten, denn die Natur behauptet ihre unveräußerlichen Rechte. Er hat Macht über ihr Leben, aber nicht über ihr Herz. Er kann ihre Reize

miß-

mißbrauchen, aber er kann ſie nicht zwingen, ſich ihm mit Zärtlichkeit zu ergeben. Palamed ſah die Vertraulichkeit ſeiner Schweſter mit ihr, und dies erhielt ihn in den Grenzen der Sittſamkeit. Auch hätt' Ericharis unfehlbar, ſo aufgeweckt ſie war, und ſo leichtſinnig ſie ſchien, ihn empfindlich zurückgewieſen, wenn er ihrer Unſchuld Zweydeutigkeiten zugemuthet hätte.

Fünf Tage waren ſeit dem feyerlichen Einzuge Meniis in Syrakus verfloſſen, und noch hatt' er es nicht gewagt, vor Arriens Augen zu erſcheinen. Einmal nur ſah er ſie im Tempel, aber die Andacht ihres geſenkten Blicks wies alle Augenſprache zurück. Nun konnt er dem mächtigen Triebe nicht länger widerſtehn, ſeinen Freund zu beſuchen. Arria erſchien mit ſchaamhafter Gebehrde im Gemach ihres Bruders. Der Streit zwiſchen Gefühl der Liebe und Verheimlichung deſſelben, erſchuf in ihrem Antlitz eine Unruhe, die den Inkarnat ihrer

Wan-

Wangen mächtig erhöhte. Ich will nicht durch Darstellung solcher Dialogen die Geduld meiner Leser ermüden, die zwar für die Liebenden selbst das höchste Interesse haben können, aber für unbefangne Leser fast immer, auch mit der lebhaftesten Fantasie entworfen, etwas Trocknes oder Lästiges behalten. Süßduftender Weyrauch und Schmeicheleyen von männlicher, bescheidene Zurückweisungen von weiblicher Seite, Rückerinnerung an die Vergangenheit, Versicherungen höchster Achtung, dies war abwechselnd der Gegenstand ihrer Unterhaltungen, die Palamed mit lebhaftem Witz und scherzender Laune reichlich würzte. Doch mag zur Erläuterung der Denkungsart Arriens in der Liebe, dieses kurze Fragment aus einer ihrer Unterhaltungen hier ein Plätzchen einnehmen.

Palam. Was streitet ihr über anerkannte Dinge? Ihr bedürft beyde nicht des gegenseitigen Lobes. Indeß wunderts mich, Schwester, daß dir Schmeicheleyen von ei-

nem

nem liebenswürdigen jungen Manne zuwider sind. Ich kosete oft und viel mit griechischen und asiatischen Mädchen, und immer fand ich, daß ihnen Preiß ihrer Schönheit das süßeste Wohlbehagen gewährte. Du weichst also in dem Falle von deinem Geschlecht ab, oder du verläugnest weibliche Eitelkeit. Uns Männern ist es ebenfalls süß euch zu loben. Auch selbst dann, wenn wir euch Vorzüge zueignen, die ihr nicht besitzt, hat es den Nutzen, daß wir uns dabey auf eine angenehme Art täuschen, und uns gleichsam überreden, ihr besäßet diese Vorzüge würklich.

Mel. Und was ist endlich die Folge von dieser Täuschung? Wird nicht Vorwurf ihrem Verschwinden nachfolgen?

Palam. Bey mir war das nie der Fall. Wenn man nur seinen Zweck erlangt, nämlich Gegenliebe. Von Dauer ist hier nicht die Rede.

Mel. Noch mehr! Die Täuschung verschwindet oft mitten im Genuß der

Ge-

Gegenliebe, und mache uns ihn widrig.

Palam. Möglich, dennoch gesteh ich frey, daß der philosophische Ernst eines Frauenzimmers nicht nach meinem Sinn ist. Katonische Weisheit ist mir widrig im Rosenmund' eines Mädchens, zum Kuß geschaffen. Er straft den Liebreiz ihrer Augen und Wangen Lügen. Das Mädchen, das beym Lobe des Mannes sauer sieht, ist für mich abschreckend, und versündigt sich an der Göttin zu Paphos.

Mel. Sie kann mit der Göttin zu Paphos in gutem Vernehmen stehn, wenn sie auch den Weyrauch ihrer Anbeter verschmähet. Doch du magst Recht haben, daß die Mädchen, denen dein Lob schmeichelt, für deinem Zweck mehr versprechen, als die, welche dabey sauer sehn. Aber daß diese letztere große Achtung verdienen, das wirst du doch eingestehen müssen.

Pa-

Palam. Sey es drum! Ich laſſe ſolche ſtrenge Sittenmuſter ihre Wege gehen, und ſuche mir eine freundliche Geſpielin, die meinem Lobe dankbar entgegen lächelt. Auch fürcht ich faſt, daß jener Ernſt mehr Stolz und Ziererey, als Wahrheit iſt.

Arria. Ein wenig bitter, mein Bruder! doch denke du in der Liebe ſo eitel und flatterhaft als du willſt. Ich bleibe auf jeden Fall bey meiner Denkungsweiſe. Nie wird ein Mann mich durch Schmeicheleyen gewinnen. Ich werde dem Glattzüngler raſch entſchlüpfen. Und weil Liebeserklärungen mit Schmeicheleyen meiſt verwandt ſind, weil, nach deinem eignen Geſtändniß, viele Männer nicht auf Dauer ſehn, ſondern nur das Vergnügen des Augenblicks ſuchen, ſo mag ich auch dieſe nicht hören. Reines Gold bewährt die Feuerprobe. Sein äußerer Glanz iſt ein ungewiſſes Kennzeichen.

Dieſe Worte, mit Ernſt und Nachdruck geſprochen, belehrten unſern Ritter, welchen

Weg er einſchlagen und nicht einſchlagen müſſe, ſeines Fräuleins Herz zu gewinnen. Auch fiel ihm dies nicht ſchwer, da Arriens Grundſätze ſeine eignen waren. Nie ſprach er in der Folge mit ihr von Liebe, nie ließ er ſich zur Lobpreißung hinreiſſen. In der That ſind es nicht immer Worte, die das Herz eines Mädchens beſiegen. Handlungen ſprechen lauter. Alles thun, was die Geliebte gern ſieht, Sclav ihrer Wünſche ſeyn, lachen, wenn ſie lacht, weinen wenn ſie weint, ſich nach ihrem Geſchmack kleiden, ihren Meinungen niemals widerſprechen, und endlich ihr blos deswegen nichts von Liebe ſagen, weil ſie es nicht will, das iſt ein untrüglicher Weg zu dem verſchloſſenſten Herzen. Und wie könnt' uns Männern dieſer mit Blumen beſtreute Pfad der Sclaverey läſtig fallen, da er uns des fadeſten Geſchwätzes von der Welt überhebt, und da wir troz der gemeinen Meynung von Männerherrſchaft, von der Natur einmal dazu

bes

beſtimmt ſind, durch unſer ganzes Leben die Sclaven des ſchönen Geſchlechts zu ſeyn. Melint und Arria lebten bereits auf einem ziemlich freundſchaftlichen Fuße, als ſie ſich noch nie ein Wort von Liebe mit dem Munde geſagt hatten.

In dieſem Zeitpunct erſchien ein Werber bey Arrien, der dreuſt genung war, an der Seite eines Melint um ihre Hand zu buhlen. Andere hatte ſie zwar in Menge. Aber ihre für griechiſche Sitten (13.) beyſpielloſe Eingezogenheit ſowohl als ihr Umgang mit dem vortreflichſten Jünglinge ſeiner Zeit, ſchreckten ſie alle vom erſten Verſuch zurück. Doch, dieſer ſtolze und reiche Afrikaner, der blos zu Milderung ſeiner rohen Sitten in der Hauptſtadt Siciliens lebte, war ſtolz genung, Melintes für einen unbedeutenden Nebenbuhler zu halten. Er pocht' auf ſeine Abkunft, die doch in einem repu-

bli-

bikanischen Staate für gar nichts geachtet wurde, da selbst der hohe Adel eines monarchischen Staats dem freyen Bürger Sclaverey zu seyn dünkt. Ueberall drängt' er sich ein, überall wollt er gelten. Auch öfneten ihm seine Reichthümer die meisten Thüren. Er rechtfertigte sogar seinen Hochmuth, den er einräumte, durch den Grundsatz, daß man ohne eine hohen Geist nichts Grosses in der Welt ausführen könne. Schwarz war er nicht, denn auch in Afrika giebt es weisse oder vielmehr braune Völkerschaften. Aber doch war er mehr übel als gut gebildet, vierschrötig, und ohne Sitten. Einen solchen Mann nun sollte Arria, das republikanische Mädchen von hoher Geburt, von griechischer Erziehung, von feinen Sitten, treflichem Herzen und himmlischer Gestalt lieben. Er war dabey äusserst zudringlich, und da sie niemanden gern' mit Unhöflichkeit behandelte, so fiel ihr seine Bewerbung Anfangs sehr lästig. Aber in der Folge, als

sie

ſie ſeine Narrheiten gewohnt war, und er ſich durch ihre deutlich erklärte Abneigung gegen ihn nicht abſchrecken ließ, da ward er für ſie, Melintes und Palamedes, dieſes unzertrennliche Kleeblatt, unterhaltende Beluſtigung. Er ertrug ihre Spöttereyen, weil er ſie nicht verſtand, nahm es für baare Wahrheit, wenn ſie ihm ſchmeichelten, für ſtummes Staunen, wenn ſie auf ſeine Prahlereyen nichts antworteten. Selbſt die ernſte Arria wagt' es zuweilen, ihm aus Leichtfertigkeit eine Schmeicheley zu ſagen, wenigſtens ſein Geſchwätz mit ſcheinbaren Wohlgefallen anzuhören. Sie hatte ſich aber dadurch eine widrige Unterhaltung zugezogen, denn er ward endlich ſo dreuſt, ihr ſeine Liebe, als er ſie einſt allein fand, mit dürren Worten zu erklären.

Garamantes. Ah! wie glücklich, ſchöne Arria, daß ich Dich allein treffe. Ich muß Dir eine Neuigkeit mittheilen, die Dir nicht anders als angenehm ſeyn kann.

Arria.

Arria. Und die wäre?

Garam. Diese, daß ich mit Aſpaſien gebrochen habe; Du weißt, daß man ſie für das ſchönſte Mädchen in Sirakus hält.

Arria. Wohl möglich! Aber ſage mir, edler Afrikaner, was dein Bruch mit Aſpaſien mich angeht?

Garam. O ſehr viel! denn ſieh, nur ihre Reize haben mich bisher zurück gehalten, Dir meine Liebe zu erklären, da ich ungewiß war, welcher ich den Vorzug geben ſollte.

Arria. Loſer Schmeichler! Wie darf ich hoffen, daß Du Dich zu mir herablaſſen werdeſt? Solche Ehre kann ich nur wünſchen, nicht hoffen.

Garam. Wohl darfſt Du es. Was auch Deine Beſcheidenheit dagegen einwenden möchte, ſo kannſt Du Dich doch meiner vollkommnen Liebe verſichert halten. Zwar erwarte von mir keine kriechende Bitten um Gegenliebe. Ich ſind' es ſchimpflich für den

Mann, wenn er wie ein Sclav vor den Füſſen eines Weibes herum kriecht.

Arria. Richtig, Garamant! der Mann bleibt immer die Hauptperſon in der Liebe. Das Weib iſt ihm untergeordnet, und noch glücklich zu preiſen, wenn ſich der Mann zu ihr herabläßt. Aber, weil denn doch die Geſinnungen Deines Geſchlechts oft wankelmüthig ſind, ſo muß ich Deine günſtige Stimmung nützen, und Dich um beſtimmte Erklärung Deiner Abſichten bitten.

Garam. (ſie zärtlich bey der Hand faſſend) Liebe, ich habe Gedenke die Fülle. Laß uns nach Africa gehen, und dort der Liebe genüßen. Hoheit, Pracht und Sclavinnen ohne Zahl ſollen Dich umgeben. Aber ich haſſe das Band der Ehe, weil es den Mann herabwürdigt. Arria, ich kann nicht tauſend Eide verſchwenden, und es würde mir übel anſtehen, wenn ich bitten wollte. Der gradeſte Weg iſt immer der meinige. Artigkeit und Welt iſt bey mir Kleinmuth und Zag-

heit.

heit. Aber meine Geſinnungen ſind ohne falſch. Willſt Du, Arria, ſo ſchlag ein.

Arria. Kann ich wohl ohne meinen Vater und Oheim etwas zuſagen? Zudem —

Melint und Palamed (treten ein)

Arria. Ah, wie gerufen, Palamed, und nicht minder Du, Freund meines Bruders! Schon lange harr ich hier eurer, denn ich muß euch eine wichtige Neuigkeit melden. — Wiſſet, daß ſich ein Mann um mich bewirbt, mit deſſen Denkungsart die meinige ganz übereinſtimmt.

Palam. Ein andrer, als Amynt?

Arria. Schweig von dieſem, ich wollte nicht Bley gegen Gold eintauſchen.

Mel. (beyſeite) Darf man den Namen des Glücklichen nicht wiſſen?

Arria. Dazu iſts noch zu früh. Aber laſſet mich indes euch ſeinen Antrag erzählen. Er war weitſchweifig, und einzig in ſeiner Art, wie der ſelbſt, der ihn machte. Ich geb ihn euch zuſammengedrängt

und dem Hauptinhalte nach, um eure Neugier nicht aufzuhalten. Er lautete alſo: „Ich liebe Dich, Arria: mich wieder zu „lieben iſt Ehre für Dich. Männer erniedrigen ſich durch Bitten an ein Weib. „Ich traue Dir zu, daß Du dies Benehmen billigſt, da Du aufrichtig genung biſt, „die Schwächen Deines Geſchlechts einzugeſtehen. Willſt Du, ſo ſchlag ein.“ Was meynt ihr nun zu dieſem Antrage? Eins nur iſt noch dabey, was mir nicht gefallen will.

Palam. Das iſt ſicher eine Raupe von Dir, Schweſter.

Mel. Hör erſt aus, Palamed. Und was Dir nicht gefällt, Arria?

Arria. Iſt dies, daß er mir nicht ſeine Hand, nur ſein Herz bietet.

Mel. Der Elende! (bewegt ſeine Hand nach dem Schwerdt)

Arria. Nicht ſo raſch Meline. Dies abgerechnet, wär, dächt ich, ſein Antrag

nicht

nicht so unrecht. Was meynst Du Garamant? Du warst Zeuge davon.

Palam. Palamedes meynt, er sey sehr plump.

Garam. Und ich sehe eben nichts ungereimtes darinn. Gröſſer ist doch immer die Ehre des Mädchens, von einem Manne geliebt zu seyn, als die des Mannes, von einem Mädchen geliebt zu seyn.

Mel. Und Deine Gründe, Garamant?

Garam. Schönheit, mit ihren schnellen Flügeln, auf weiblicher Seite, nichts weiter, auf der unsrigen Stärke, Behendigkeit, Tapferkeit, Großmuth, Treue, und tausend andere Vorzüge.

Mel. Du verkennst dies Geschlecht, Fremdling. Unfehlbar geht es uns an Tugenden voran. Ist es nicht keuscher, gesitteter, bescheidner, frömmer und — schöner? Unsre Stärke wiegt keine einzige dieser Eigenschaften auf. Ist der Löwe dem Menschen

ſchen vorzuziehn, weil er ſtärker iſt? und ſiegten nicht von jeher die Griechen und Römer durch Klugheit und Behendigkeit über die ſtärkern Barbaren? Ja hat nicht die Natur ſelbſt ſie uns vorgezogen, da ſie uns faſt nie, wir ſehr oft ſie um etwas bitten?

Garam. So ſprichſt Du in Gegenwart einer Dirne, als ein gewöhnlicher Sclav und Schmeichler dieſes Geſchlechts. Ohne dieſe würdeſt Du anders reden.

Mel. Dank es der Gegenwart dieſer Dirne, und der Achtung, die ich vor ihr habe, daß ich Deine ſehr zur Unzeit angebrachte Vertheidigung jenes Unſinns, nicht mit meinem Degen beantworte.

Palam. Ohnſtreitig biſt du ſelbſt der Werber, hochmüthiger Afrikaner, denn Du vertheidigſt ihn allzuwarm. Entferne Dich, wenn Du mit heiler Haut von dannen kommen willſt. Despotenſclav, darfſt Du Dich erkühnen, eine freygebohrne Republikanerin ſo zu beſchimpfen, ihr ſo entehrende Anträge

zu

zu machen? Rache Dir, und ewige Feindschaft, wenn Du je wieder dieſe Schwelle betrittſt.

Garamant ſchlich mit mürriſchem Blick und unverſtändlichem Gemurmel fort, da es ihm an wahren Muth gebrach, ſeine ſtolzen Grundſätze mit den Waffen zu vertheidigen. Aber er ſchnob Rache. Der verachtete und verlachte Feind wird oft gefährlicher, als man vermuthet.

Unſer Kleeblatt lachte noch den ganzen Abend über dieſen Liebhaber, der ſeiner Werbung durch Prahlerey Gewicht geben wollte, und von Arrien mit beiſſenden Spott behandelt wurde. Aber faſt hätte ſich dieſer Scherz die folgende Nacht in bittern Ernſt verwandelt. Melint und Paſamed kamen von einem Ritt am Geſtade des Meeres nach Hauſe. Unvermuthet wurden ſie in der Stunde der Mitternacht von einem Haufen bewafneter Männer überfallen. Da ſie zu Pferde waren, ſo war-

ten

der Vortheil auf ihrer Seite. Auch fochten ſie mit Löwenkraft, und erlegten 4 der gedungenen Mörder, worauf die übrigen die Flucht ergriffen. Unſre Helden ritten davon, ohne den Vorfall anzuzeigen, doch erfuhren ſie in der Folge, daß die Getödteten römiſche Soldaten waren, von der Schaar des römiſchen Befehlshabers Toraris, der Garamants Freund war. Auch wars Rache, was ihn verleitete, ſeine Mannſchaften zum Meuchelmord zu gebrauchen, weil er einſt Erixenen die Schweſter Melints, zur Ehe verlangt und nicht erhalten hatte.

Zwey Tage darauf erhielten unſre jungen Ritter eine förmliche Ausforderung von den beyden Freunden. Ein Knabe brachte ihnen den Abſagebrief; er hatte Befehl zu warten, bis ſie mitgingen, und ſie an den Ort zu bringen, wo man ihrer harrte. Sie fürchteten Verrätherey. Doch, damit ſie ſich auf keinen Fall dem Vorwurfe der Zaghaftigkeit ausſetzen möchten, entſchloſſen ſie ſich,

zum

zum angebotnen Zweykampf, und folgten bald dem Knaben. Dieser führte sie weit vor die Stadt hinaus zu einem Steinbruch, wo er ihnen von einer Anhöhe die Ausforderer von weiten zeigte. Der Platz, auf dem sie stunden, schien frey, und ohne Hinterhalt. Der Knabe verlohr sich. Melintes spornte sein Pferd, Palamedes ihm nach. Je näher sie dem Orte kamen, jemehr fanden sie Hindernisse auf dem Wege, und endlich die Heerstraße selbst durch einen dichten Verhau von Baumästen unzugänglich. Ein schmaler Fußsteig lief hart daneben weg; der einzige, den man unter diesen Umständen wählen konnte. Bedächtig und argwohnend hielt Melint sein Roß an, indeß der unbefangene Palamed sorglos den Fußsteig hinritt. Kaum war er 5 Schritt vorwärts, als er plötzlich aus den Augen seines Freundes verschwand. Melint ritt näher, und sah Palamed mit seinem Roß tief in einem schlammigen Graben versunken. In demsel-

ken Augenblick ſtürzten zwey bewafnete Kerls mit Dolchen herbey, die ſie dem Palamedes in die Bruſt ſtoßen wollten. Entſchloſſen warf ſich Melintes vom Pferde, den Mördern die Spitze zu bieten. Hart war der ungleiche Kampf, und obſchon einer der Kerls fiel, ſo würde doch Melint endlich untergelegen haben, da Tararis und Garamant jetzt auch mit gezognen Degen wütend herbeyrennten, wenn nicht Palamed ſich indeß auf dem Leibe des umgeſunknen Pferdes heraufgearbeitet, und an der Seite des Freundes tapfer gekämpft hätte. Der Kampf entſchied zu Melintes Vortheil; die Mörder flohn. Der ſterbende Sclav geſtand kurz vor ſeinem Tode, daß man vergangne Nacht hier verſchiedne, nach Art der Wolfsgruben bereitete Löcher gegraben, und den ſchwachen Erdboden auf hölzerne Pfeiler geſetzt habe. Die Ritter verziehn ihm, und er verſchied. Geflohn war Tararis und Garamant. In einer entfernten Behauſung der Vorſtadt ließen ſie

ſich

ſich verbinden, und entrannen nur mit Mühe der Gefahr ihrer Wunden. Auch Melintes lag mehrere Tage krank an ſeinen Verwundungen, ſo wie Palamedes an den Folgen des Sturzes. Aber ſie erhoben keine öffentliche Klage über dieſe ſchändliche That, um die Ehre Arrias zu ſchonen, die dadurch das allgemeine Geſpött in den weiblichen Zirkeln geworden wäre. Denn die Ungerechtigkeit der Menſchen verdammt gern den Unſchuldigen mit dem Schuldigen.

Gefährlicher als dieſer Nebenbuhler war dem Melintes der Sohn des Diokles. Oft nahm Dicearcus Gelegenheit, dieſen jungen Mann gegen ſeine Nichte zu rühmen, und man ſah nur zu deutlich, daß er eine Verbindung derſelben mit ihm gern ſehen würde. Melintes wußte dies ſehr wohl. Als einſt davon in ſeiner Gegenwart die Rede war, verbarg er ſeine Unruh, und ſuchte zu er-

erforſchen, ob Arria wohl den Wünſchen des Oheims nachgeben würde. Nicht ganz ſeiner Erwartung, ganz nicht ſeinen Wünſchen gemäß erklärte ſie; ſie kenne zwar den Aemyntas nicht weiter, als von Perſon, ſie ſey aber entſchloſſen, und halte es für Pflicht, mit geſchloſſenen Augen den zum Gemal anzunehmen, den man ihr geben würde. Er ward durch dieſe Auslaſſung nicht wenig beſtürzt, und dies war das erſtemal, daß er das Innerſte ſeines Herzens ein wenig aufdeckte. Er gieng ſogleich weg. Es verfloſſen dann mehrere Tage, und der allgemeine Liebling in Dicearchs Hauſe, ohne deſſen Gegenwart ſonſt kein Tag verfloß, ließ mit keinem Blicke ſich ſehen. Man zerbrach ſich den Kopf, man ſann hin und her, wie das wohl kommen möchte? Arria kam freylich der wahren Urſache am nächſten, aber ſie hütete ſich wohl, dieſelbe laut werden zu laſſen. Endlich wagt' es Palamed ihn zu beſuchen, und — er war krank. Kaum

der

erfuhr dies Arria, als ſie ſofort die Urſache der Krankheit errieth. Gern hätte ſie die Leiden des liebenden Jünglings mit Troſt gelindert, hätt' es in ihrer Macht geſtanden, und hätt' es ihre weibliche Sittſamkeit erlaubt. Aber ſie grämte ſich im Stillen. Seine heiße Zärtlichkeit war ihr ſüßer Gedanke, und ſie tröſtete ſich mit der Hofnung, auf ſeine baldige Geneſung. — Die Götter gewährten ihr dieſe, und Melintes erſchien wie zuvor in Dicearchs Hauſe.

Einſt traf er Arrien mit ihrem Bruder allein, und da dieſer eben im Begriff war auszugehen, entſchuldigt' er ſich, und ließ ſeinen Freund in der Geſellſchaft ſeiner Schweſter. Dies ein Theil ihres Geſprächs?

Arria. Wahr, Melint! Aber doch ſcheint eben jetzt dieſe Bemerkung Zerſtreuung deiner Seele zu verrathen. Du ſprachſt ſie mit Bitterkeit aus. Dein Blick verkündigt Unruh, Hofnung, Furcht, alles auf einmal. Was fehlt dir, edler junger Mann?

Mel. Ich fürchte und hoffe. Allerdings! Und die Urſache davon — ſollſt du erfahren. Mein Herz dringt mich zu dieſer Offenherzigkeit, obſchon andere Gründe mich davon zurückhalten.

Arria (vor einer Liebeserklärung fürchtend.) Prüfe wohl, was du mir ſagen willſt, du kennſt meine Denkungsart und ich deine Beſcheidenheit. Laß uns auf den freundſchaftlichen Fuß wie bisher fortleben. Wir verſtehn uns. Hofnungsleer iſt die Gegenwart, vielleicht iſt reicher an Hofnung die Zukunft.

Mel. Ehrenvoll für Dich, Arria, iſt mein Vertraun. Ich ſtelle die Sicherheit meines Lebens durch dieſe Entdeckung in deine Hände. Aber dir kann ich länger nicht ſchweigen.

Arria. Mir nicht? Unglücklicher, und du wagſt es troz meiner Warnung? Vergiſſeſt meine Ehrfurcht für Kindespflicht, die in meiner jetzigen Lage mir nicht erlaubt, Erklärungen gewiſſer Art von einem jungen

Man-

Manne zu hören. O! daß ich selbst durch theilnehmende Neugier deinen Herzensdrang aufreizte.

Mel. Ha, ein Irrthum! Deine Sorge ist überflüssig, allzugewissenhafte Amme, eines weit weniger gewissenhaften Oheims. Nur eine seltsame Empfindung, von Freude und Schmerz gemischt, die mir das Herz abdrängt, laß mich vor dir ausschütten.

Arria. So rede, Unbegreiflicher! ich bebe vor Ungeduld. Sprich, Sohn des Telephes.

Mel. Sohn des Telephes? der war ich einst, bins nicht mehr. Ich glaubte noch einen Vater zu haben, aber ich habe keinen, oder wenn ich noch einen besitze, so weiß ich nicht, in welchem Winkel der Erde er sich aufhält.

Arria. Immer dunkler! Ist Telephes verschwunden, oder hat der Tod ihn —

Mel. Keineswegs! Er befindet ſich wohl und thätig in ſeinem Hauſe. Aber er iſt nicht mehr mein Vater.

Arrha. Verſtieß er Dich! oder entſagteſt Du ſelbſt ihm? Unglücklicher, auf jeden Fall!

Mel. Höre mich ruhiger an, Tochter des Ariſtides. Ich bedarf deiner Theilnahme. Du weißt, daß Telephes mit dem Vater Amynts in Zwiſt gerathen iſt. Geſtern ging er zu ihm hin, ihm zur Verſöhnung die Hand zu bieten, und ihn zur Erfüllung ſeiner Pflichten zu bewegen. Aber fruchtlos war ſein Bemühn. Zornig dröhte ſein Antlitz, unwillig war ſeine Gebehrde, als er zurück kam. Doch mit ſanftern Blick rief er mich auf ſein Gemach, wo er ohne Zeugen mich ſprechen wollte. Ich folgt ihm auf dem Fuße. Sohn, ſprach er gerührt, als wir allein waren, obſchon mir dieſer Name nicht zukommt, ſo werd ich Dir ihn doch nie entziehn, werde lebenslang väterli-

che

che Gesinnungen gegen Dich hegen. Aber es ist Zeit, Dir ein Geheimniß zu enthüllen, dessen längere Verschweigung Dir nachtheilig werden könnte. Wisse dann, daß ich nicht Dein leiblicher Vater bin. Deine Bildung ist mein Werk, nicht so dein Daseyn. Aber sey getrost! Ich eröffne Dir kein unangenehmes Geheimniß. Vernimm jetzt näher seinen Zusammenhang.

Diesen wollen wir aber nicht weitläuftig aus dem Munde des Meinten vernehmen, sondern uns davon nur in möglichster Kürze unterhalten.

Klaudius bestieg den römischen Kayserthron, als Friede fast den ganzen bekannten Erdkreis beglückte, und insbesondre Sirakus, aus ihren Ruinen glänzend wieder hervorgegangen, im Genuß des blühendsten Wohlstandes war. Damals waren Hermokrates und Dicearkus, Arrias Oheim, die mächtigsten Bürger und Archonten in dieser Republick. Nebenbuhler waren sie sich an Macht,

an Reichthum, an Herkommen. Hermokrates zählte sein Geschlecht von Pyrrhus, dem Enkel Achills und Königs von Epirus, der die Tochter des Parmenides, Koronis, entführte, darüber seine Eroberungen ja sein Leben verlor, aber einen Sohn hinterließ, von dem Hermokrates in grader Linie abstammte. Unter den Anherrn Dicearchs glänzte der große Timoleon von Korinth, der Tyrannenbändiger Griechenlands und Bezwinger der Karthaginenser. Ganz natürlich nun wären diese beyden Staatsmänner einander stets entgegen. Die Republik litt dadurch ungemein, denn jeder handelte, ohne Rücksicht auf das gemeine Beste, nur immer dem andern zuwider, jeder hatte seine besondern Anhänger und Schmeichler. Weit edler war jedoch Hermokrates, als Dicearkus. Zufrieden mit dem Ansehn, in dem er bereits stand, mit dem Ruhm im Kriege, den er sich beym Heere des Germanikus erworben hatte, sucht' er blos diese Vorzüge zu er-

erhalten. Dabey war er zurückhaltend und redlich. Brausend hingegen, hinterlistig und ehrsüchtig war Dicearkus. Sein unruhiger Kopf strebte stets nach neuen Entwürfen zu seiner Vergrösserung. Keine Treue war ihm zu heilig, sie der Erreichung seiner geheimen Pläne aufzuopfern. Da seinem Ehrgeihe besonders Hermokrates im Wege stand, so sucht' er unablässig diesen zu stürzen, und es gelang ihm durch schändlichen Verrath. Er bestach einige Sclaven des Hermokrates, daß sie ihm eine geheime Thüre, die zu den an seinen Pallast stossenden Gärten führte, öfneten. Dahinein schaft' er bey nächtlicher Weile einen großen Vorrath von Waffen aller Art. Dann schloß er die Thüre, und klagte noch in derselben Nacht beym Senat den Hermokrat als einen Aufwiegler und Verräther des Vaterlandes an. Ehe noch der Tag anbrach, umringte man den Pallast, untersuchte alles, fand im Garten die Waffen, und auf dies zum Verdacht berechti-

gende Zeichen bracht' man ihn ins Staats-gefängniß. Zwar sprachen seine Freunde laut für ihn, und selbst der sonst bey jedem Verdacht schon Gewißheit wähnende Pöbel sah ein, daß dies wohl einer von den Ränken Diearchs seyn möchte, da klar war, daß ein einziger Bürger, dem man keine Mitverschwornen aufführen konnte, ja dem ein solcher Schritt weit weniger, als seinem Ankläger zuzutrauen war, es wagen würde, sich zum Tyrannen einer mächtigen Stadt aufzuwerfen, die unter dem noch mächtigern Schutze der Römer stand. Indes war der Schein wider ihn. Das Volk murrete laut, und wollte sich empören, besonders als es vernahm, daß Diearch die Sache an den römischen Landpfleger spielen wolle. Die Richter waren verlegen. Sie wollten weder das Volk noch den Diearch und durch ihn seinen Freund den Landpfleger beleidigen. Darum beschlossen sie einmüthig, den Hermokrates nach den Gesetzen des Potatiemus

(14.) zu behandeln, und auf 5 Jahre aus Syrakus zu entfernen. Dies gnügte dem Dicearch, zufrieden, seinen Nebenbuhler los zu werden. Nach Verlauf eines halben Monats mußte Hermokrat sein Vaterland verlaſſen. Er reiſte mit seiner hochſchwangern Gemalin, in Begleitung einiger Freunde, darunter ſich auch Diokles und Telephes befanden, nach Lilibea, (15.) um ſich von da, am Ufer des tyrrheiſchen Meeres, nach Karthago einzuſchiffen. Mit bittern Thränen verließ er ſein Vaterland, das unverdient ihn ausſtieß. Die Verwaltung ſeiner Güter übernahm Diokles, der ihn eine Tagereiſe begleitete, dann zurück kehrte. Telephes aber ging mit ihm nach Lilibea. Kaum waren ſie dort angelangt, als die Gemalin Hermokrats, Euphroſina, ihm einen Sohn gebahr, der ein beſonderes Zeichen auf der Bruſt mitbrachte — unſern Melintes. Der Gram des Hermokrates ward durch dieſe freudige Begebenheit ſehr gemildert. Er meldete ſie

ſo:

ſogleich ſeinem Freunde Diokles, und weil er das Leben des zarten Sprößlings der Gefahr auf der ſtürmiſchen See nicht Preiß geben wollte, ſo übergab er ihn dem Telephes, um ihn mit zurück nach Sirakus zu nehmen, und ſeinem Stande und Vermögen gemäß zu erziehen. Telephes thats mit edler Unigennützigkeit. Er harrete nur noch einige Tage mit dem Säugling in Lilibea. Dann trennten ſich dieſe treuen Freunde, und Hermokrat ließ ſeinen kleinen Liebling in Telephes Händen. Aber nur allzutreu nahm ſich dieſer des Kleinen an. Denn als er zurück kam, fand er ſeine Gemalin ebenfalls in Kindesnöthen. Sie gebahr einen todten Knaben. Unverzüglich legt' er, mit Beſtechung der Wehemütter und der gegenwärtigen Sclavinnen, das mitgebrachte Kind an deſſen Stelle, und ließ das todte Knäbchen in der Stille wegbringen. Er brauchte dieſe Liſt, um ſeiner Gattin den Schmerz zu erſparen, den jede Mutter unausbleiblich

über

über die Geburt einer todten Frucht empfinder. Die getäuschte Mutter unterzog sich der Erziehung dieses untergeschobenen Sohnes mit wachsender Zärtlichkeit. Beyde Eltern verwendeten auf seine Erziehung die zärtlichste Sorgfalt, und ihre Liebe war der elterlichen vollkommen gleich. Telephes hing so fest an diesem Pflegesohn, daß er nicht nur eine Entdeckung so lange als möglich verschob, sondern auch nachher dem Melintes versicherte, daß, im Fall dieser zu dem seinem Vater gehörenden, und von ihm rechtmässig ererbten Vermögen nicht wieder gelangen sollte, er seine Güter durch ein Testament zwischen ihm und seiner Tochter Eryeina, gleich als wären sie würklich Geschwister, theilen wolle.

Aber Hermokrates hatte nicht in Karthago gelandet. Seitdem er sich zu Lilibea einschiffte, hörten seine Freunde nie wieder etwas von ihm. Diokles war darüber nicht unwillig. Er maaste sich die großen Reichthümer Hermokrats an, glänzte damit, und

wagt'

wagt' es, unter der Aegide dieſes Glanzes, um die ſchönſte Sirakuſerin für ſeinen Sohn zu werben. Er ahndete nicht, daß der rechtsmäſſige Herr dieſer Güter ihm ſo nahe ſey, ja daß er ebenfalls um die Liebe der reizenden Arria buhle. Auch erinnert' ihn Telephes nicht eher an das Daſeyn eines rechtsmäſſigen Erben, als bis er ſo unumſchränkt mit fremden Gütern zu ſchalten anfing. Nun erſt that er ihm beſcheidene Vorſtellungen. Aber dieſer achtete ſie nicht. Er fand ſich beleidiget. Er verlachte ſeine Drohungen, und glaubte ſich ſicher genung, daß dieſer ihm nie einen rechtmäſſigen Erben werde aufſtellen können. Bey wiederholter Warnung ſpottete er des Telephes, und meinte, es ſey ihm vermuthlich nur um einen Theil des Vermögens zu thun, den er ihm denn verabfolgen zu laſſen bereit war. Telephes verlieſs ihn mit Unwillen, machte aber nach geraumer Zeit noch einen Verſuch, der jedoch weiter zu nichts diente, als daß Diokles

ſeiner ſpottete, und verſicherte, daß weder Senat noch Volk ihm Glauben beymeſſen würde, wenn er ja öffentlich zu klagen Willens wäre, da er keinen Zeugen ſeiner Ausſage aufſtellen könne. Nun erſt reifte beym Telephes der Entſchluß zur That, dem Melintes ſeine Herkunft, und den ganzen Verlauf der Sache zu entdecken, um mit ihm Maaßregeln zu Wiedererlangung ſeines beträchtlichen Vermögens zu nehmen.

Dieſe Geſchichte, Arrien ausführlicher als hier, und mit öftern Unterbrechungen erzählt, erfüllt' ihr Herz mit Staunen und Wehmuth, und ſie konnte Anfangs nur weinen. Aber als Melintes ſo in der ganzen Größe ſeines Karakters, im Glanz ſeiner Schönheit, ein Abkömmling aus dem Blute der Götter, vor ihr ſtund, und mit beſcheidner Erwartung ſie fragte, ob ſie nun noch darauf beharren werde, dem Sohne des Diokles ihre Hand zu geben, da erröthete

von

von keuſcher Zärtlichkeit ihre jungfräuliche Wange. „Wirſt du, ſprach mit edler Entſchloſſenheit der Jüngling, wirſt du, reizende Tochter des Ariſtides, nach der dir mitgetheilten Entdeckung noch immer vor der Erklärung beben, die du zuvor fürchteteſt? Warlich, mehr als vom Dicearkus, der, wenn er meine wahre Geburt erfährt, den Vater noch im Sohne haſſen, ihn vielleicht ſeinem Haſſe aufopfern wird, hängt Tod und Leben Deines Freundes von Dir ab. Ja, es beruht bey Dir, ob ich dem Volke mich als Sohn ihres inniggeliebten, mit Wehmuth verſtoßenen Hermokrat, als ein Reiß aus dem göttlichen Stamme Achills darſtellen, oder auf immer unentdeckt ſtets der Sohn des Telephes bleiben ſoll. Im erſten Falle werd ich den Haß des Dicearkus und Diokles, und aller ihrer Anhänger nicht achten; im andern werd' ich mit Gram mich zurückziehen, und die freywillige Ueberlaſſung meiner Güter an einen unrechtmäßigen Inha-

haber derſelben, wird mein geringſter Verluſt ſeyn.“

Da ſank Arria an Melints Heldenbuſen, und ſie ſchwuren ſich den Schwur ewiger Liebe. —

Das vor Scham und Liebe glühende Mädchen betheuerte nun noch, daß die Kenntniß von des Jünglings hoher Abkunft ihre Achtung gegen ihn nicht vermehre, weil ſie zuvor ſchon keines fernern Wachsthums fähig geweſen, daß ihr zwar ebenfalls bange vor Dicearchs Zorn und Verfolgung ſey, aber, daß ſie dennoch ſich nie werde zwingen laſſen, dem Sohne eines Mörders ihre Hand zu reichen.

Die Liebenden ſchieden nun mit der ganzen Fülle keuſcher Zärtlichkeit. Sie gelobten ſich gegenſeitig Verſchwiegenheit, und beſchloſſen, daß auch ſelbſt Palamed vorjetzt noch nichts von dem Geheimniß erfahren ſolle, weil ſein brauſender Karakter ihn trei-

ben

ben würde, sogleich eine übereilte Rache an Diokles zu nehmen.

Auch Telephes fand noch einige Verschwiegenheit des Geheimnisses nöthig, bis er und Melintes noch reifere Ueberlegung wegen der Entdeckung genommen, und die vielköpfige Hydra des Volks dazu vorbereitet haben würden.

Garten des Dicearkus.

Exicharis. Asylas. (einer von Dicearchs Leibeignen.)

Asyl. Für wen pflückst Du wohl diese Blumen, Exicharis?

Exich. Daß du noch fragen kannst, Asylas! Für meine Gebieterinnen.

Asyl. Wenn Dus erlaubst, will ich Dir helfen.

Exich. Dacht' ichs doch! Wie plump und bäurisch! Wenn Du keine beßre Galanterie vorzubringen weißt, so schweige doch

ja

ja lieber. Auch pflück' ich viel zu gern die Blumen selbst.

Asyl. Immer schlägst Du doch meine Dienstfertigkeit aus, böses Mädchen!

Erich. Bist Du wohl Deiner Dienste mächtig? Du giebst mir, indem Du mir einen Dienst leistest, etwas, das Dir nicht gehört, und so geb' ichs Dir zurück, um mich nicht eines Diebstahls theilhaft zu machen.

Asyl. Ich verstehe Dich nicht.

Erich. Warlich, nur einem Asylas unverständlich! Deutlicher also: Deine Hand mit all ihrer Kraft gehört einzig dem Herrn, dem wir beide dienen, also für jeden andern muß sie unthätig seyn.

Asyl. Daß Du Recht haben mußt! (nachdenkend) Etwas besitz' ich doch, daß nur mir, nicht meinen Herrn gehört, und das ich Dir schenken will.

Erich. Was wäre denn das?

Asyl.

Aſyl. Mein Herz, mit allem Zuhör.

Erich. Welche feine Wendung! Aber wie wollteſt Du es anfangen, mir es zu geben?

Aſyl. Spötterin! Wenn ich Arria um Deine Hand bitte —

Erich. So folgt daraus noch lange nicht, daß Du ſie erhältſt, und daß Dein Herz angenommen wird.

Palam. (aus einer nahen Grotte kommend) So recht, ſchönes Mädchen! der Kerl iſt Dein nicht werth.

Erich. (erſchrocken) Vergieb, Herr! Doch faſt möcht' ich mit Dir zürnen, daß Du uns behorcht haſt, wenn eine Sclavin zürnen dürfte. (Aſyl entfernt ſich ehrerbietig.)

Palam. Du darfſt es, nur nicht gegen mich, denn ich habe Dich nicht behorcht. Eure Neckereyen ſtörten mich aus einem üppigen Schlummer, in dem Du, Erichario, die Hauptrolle ſpielteſt.

Erich.

Erich. So vergieb, mein Gebieter! (Sie will ſich, mit dem ſilbernen Blumenkörbchen am Arm, entfernen.)

Palam. O bleib noch, ſchönes Kind! Sage mir, wie ſind Deine Verhältniſſe mit Aſylas?

Erich. Sehr unbedeutend! Weil wir in Eines Herren Dienſte ſind, ſo bildet er ſich ein, auch alles andre müſſe unter uns gleich ſeyn. Aber der Unterſchied iſt nur der, daß er leibeigen iſt von Natur, ich hingegen durch Zufall.

Palam. Durch Zufall?

Erich. So wähn' ichs wenigſtens, und mehrere Umſtände laſſen michs vermuthen. Hielt mich Dein Oheim wohl je als eine Sclavin? Hat er mich nicht als Kind an Siciliens Küſte von afrikaniſchen Seeräubern erhandelt? Groß iſt mein Gefühl für Freyheit. Darum hoff' ich zu den Göttern, ſie werden mein Gebet erhören, und

mir

mir die Gewißheit einer freyen Geburt wieder ſchenken.

Palam. Wenn es Dir um Erlangung einer Freyheit zu thun iſt, ſo nimm Die meinige, ich will Dein Sclav ſeyn.

Erich. Es iſt nicht fein, einer Sclavin zu ſpotten.

Palam. Mögen alle Mächte des Orkus mich verdammen, wenn ich Dein ſpotte, reizendes Mädchen!

Erich. So belehre mich, was ich thun muß, um mich als Deine Gebieterin zu beweiſen?

Palam. Lieben ſollſt Du mich, ſo recht aus Herzensgrunde lieben.

Erich. So würd' ich warlich nicht frey ſeyn, nicht herrſchen, würde nur aus einer Sclaverey in die andre fallen.

Palam. Laß uns den Scherz in Ernſt verwandeln. Ich liebe Dich wie mein Leben. Komm an mein Herz.

Erich.

Erich. (lächelnd) Komm auf Acidalie-
ens Gemach.

(Sie entschlüpft' ihm wie ein Meerhauch, und
er umarmt' ihren Schatten.)

Acidaliens Landgut.

Erichoris. Palamedes.

(Es ist Morgendämmerung. Erichoris liegt im Vorsaal ihrer Gebietrein auf einem Ruhebette halb entblößt; und schläft sanft.)

Palam. Ob ichs wage? daß man doch auf zweydeutigen Wegen immer schlüpfrigern ist. Aber was ist auch bey einer Sclavin viel zu wagen? Auf, Palamed! Wie viele Mädchen widerstanden noch Deinen Angriff? Dieß Geschlecht läßt sich leichter schnell als langsam, lieber durch Sturm, als durch Blockirung besiegen. (Er nähert sich ihr auf den Zehen. Sie schläft fest. Das Wogen ihres Busens entflammt ihn. Sein Auge funkelt.) Ha! wie dieser Arm den Alabaster beschämt! Wie die Wange, vielleicht vom schönsten Traume,

glüht! Wie das wogt und wallt! jeder Muskel im Schwellen, jeder hüpfende Pulsſchlag ſichtbar, die Corallenlippe zum Kuß ladend — und doch das Aug geſchloſſen, gelahmt jede Kraft zum Widerſtand, Preiß gegeben dem Anſchaun, als geſchäh es freywillig — o ich kann mich nicht länger halten, muß Dich küſſen, dieſen ſchön geformten Buſen an meine Lippen drücken —

Erich. (erwachend) Verwegener! Iſt dies Deine Art die Unſchuld zu überliſten? Laß mich, oder mein Geſchrey erreicht das Ohr Deiner Tante.

Palam. Zürne nicht, göttliche Erichario! die Stärke meiner Leidenſchaft mag meine Fürbitterin ſeyn. Minder fürcht' ich Acidaliens Zorn, als Deinen Unwillen. Sieh, freywillig laß ich Dich jetzt aus meinen Armen, um Dich bald wieder feſter zu umſchließen.

Erich. Was du, bey den Göttern nicht thun ſollſt. Entferne Dich, ſo will

ich

ich ſchweigen, vergeſſen die Schmach, die Du meiner Ehre bereiten wollteſt. Morgen ſage mir, wie Du in dies Gemach kamſt.

Palam. Wie ich herein komm? Durch ofne Thüren kann jedermann eingehn.

Erich. Unglücklicher Zufall!

Palam. Nicht ſo übel, als Du meinſt, wenigſtens für mich nicht. (Er ſetzt ſich auf den Rand des Bettes, und ſucht geſchwind die Decke zu entfernen.)

Erich. Palamedes! ich bin eine Sclavin. Unſchuld iſt mein einziger Reichthum. Nie kann das Band der Ehe uns binden. Sage mir, gönnſt Du mir kein beſſeres Schickſal, als zur Buhlerin herab zu ſinken? O! gewiß, dazu denkſt Du zu edel! Sieh, ich bin leichten Blutes, ſcherze gern, der Gram iſt mir fremd. Aber ich ſchätze drum die Tugend nicht minder, und die Unſchuld iſt mit ihr im heiligſten Bunde.

Verlaß mich Palamed! Dieſer funkelnde Blick iſt Dir und mir gefährlich. Schone der Einſamen! Ein Plätzgen haſt Du in meinem Herzen. Mehr kannſt, mehr darfſt Du nicht verlangen. Bediene Dich nicht der gewaltigen Ueberredungskraft der Männer, die jedem Mädchen ſo gefährlich iſt! Flieh, und rette Deinen Ruhm und meine Ehre.

Palam. So ſpricht keine Sclavin! Auch müßte tief verderbt mein Herz, wahnſinnig mein Geiſt ſeyn, wenn ich länger in Dich dringen wollte. Ich gehe, grauſame Aphrodite, und wag' es doch nicht, mit Dir zu zürnen. Aber noch ein Wort — Deine Verzeihung. Ohne dieſe geh ich nicht von dannen.

Exi. Wenn Du nicht ſpotteſt, wenn Dir daran würklich etwas liegt, Du haſt ſie. Aber verſchone mich mit ſolchen Verſuchen. Sie ſind ganz fruchtlos. Laß eine gemeine Sclavin die Augenblicke Deiner auf-

lo-

lodernden Flamme benutzen. Auch sollst Du nie, das schwör ich Dir, dies Gemach wieder offen finden.

Palam. Auch nicht noch einen Kuß zum Abschiede.

Eri. Rückfälle! — Horch, Acidalia klingelt.

Palam. Einen Augenblick noch! (er drückt sie so fest an sich, daß sie schreyen will, aber — nicht schreyt.)

Von diesem Augenblick an hatte Palamedes Ehrfurcht vor Erichario. So sehr auch seine Leidenschaft wuchs, so sehr seine Begierde in wahre Liebe überging, so wagt' ers doch nie wieder, ihrer Unschuld Schlingen zu legen.

Dies war ihr Glück. Denn sie liebte den schönen raschen Jüngling würklich, liebt' ihn um so mehr, weil er der Bruder ihrer jungen Gebieterin war, an der sie mit ganzer Seele hing, und wer weis, ob sie seinen Versuchen immer widerstanden hätte. Indes

des verbarg ſie ihr wahres Gefühl bis zur bald erfolgenden Abreiſe der beiden Freunde nach Rom, wo ihre zahlreiche Thränen ihr ganzes Herz verriethen.

Sirakus war eine Schutzſtadt Roms, eine Republik, frey dem Namen nach, aber nicht befreyt vom Deſpotismus der römiſchen Kayſer. Da Rom ſelbſt ſeine Freyheit an Julius Cäſar und ſeine Nachfolger verſpielt hatte, ſo durfte ſich Sirakus ſeine Zinsbarkeit um ſo weniger zur Schmach rechnen. Oft und viel wurde indes dieſe reiche Handelsſtadt mit neuen Auflagen beläſtigt. Eine derſelben, die beſonders drückend war, ſuchte man abzuwenden, und das Volk ſchickte deshalb Geſandte an Kayſer Nero nach Rom. Sie zu begleiten ſchiften ſich Melintes und Palamedes mit ihnen ein. Sie hatten hierzu der Gründe mancherley, das ſtolze Rom zu ſehen, ſelbſt zu glänzen, Abentheuer zu

be-

beſtehen, Melintes aber insbeſondre, ſich mächtige Freunde am Hofe zu erwerben, im Fall er dieſelben einſt bey Entwicklung ſeines Geheimniſſes nöthig haben möchte. Die Abgeſandten fanden bald großes Behagen an dem Umgange mit dieſen aufgeweckten jungen Rittern, unternahmen nichts wichtiges ohne ſie, und würdigten ſie ihres Vertrauens. Nach einer kurzen und glücklichen Fahrt landeten ihre Schiffe an der Küſte Italiens, und die Geſandſchaft reißte ohne Gepränge weiter fort nach Rom.

Hier fanden unſere Helden überall Bekannte, Freunde ſogar, und Kampfgenoſſen aus dem Zuge gegen die Parther. Ihr Name ward bald bekannt. Alles drängte ſich um ſie her, alles ſuchte ſie auf, und buhlt' um ihre Freundſchaft. Aber ſie waren betäubt und überraſcht von Roms Größe, und ſtaunten die Mannichfaltigkeit und Pracht ihrer Paläſte an. Die prächtigſten Städte Aſiens und Griechenlands, was waren ſie

ge-

gegen dieſe Königin, gegen die Gebieterin des halben Erdkreiſes. Wenn ſie ſahen den Kayſer in ſeiner Majeſtät nach dem Capitol fahren, oder den Senat daſelbſt ſich verſammeln, der aus lauter Königen zu beſtehen ſchien, oder ſahen die Prunkſänfte einer römiſchen Dame, auf der ſie in üppiger, wollüſtiger Pracht liegend getragen wurde, da ſtaunten ſie mächtig dieſen Pomp an, beſonders Palamed, den alle dieſe zum Beſuch oder in den Tempel gehenden, von ihrem ganzen Hausgeſinde begleiteten Damen, Fürſtinnen vom erſten Range zu ſeyn dünkten; aber auch zugleich viel verſprechend, einladend, gefährlich für ſein Herz. Gleichgültiger war die Seele Melints bey allen dieſem täuſchenden Prunke. Ihm gnügte der Gedank' an Arrien, und nur edle und großmüthige Thaten konnten ihn davon entfernen. Unſere Jünglinge waren bald in einen groſſen Zirkel von Freunden verwickelt. Mgn führte ſie ins Schauſpiel und zu den Kampfübun-

übungen. Jedermann schätzte sie hoch, denn der Ruf von ihrem Heldenmuth hatte sich überall ausgebreitet. Alt und jung zeigte mit den Fingern auf sie, und sagte sich ins Ohr: diese sind die sicilianischen Helden beym Heer des Korbulon.

Palamedes war, wie leicht zu erachten, nicht lange in Rom, als er schon auf Eroberungen dachte, und seine reizende Sclavin in Sirakus vergaß. Darzu boten sich ihm nun der Gelegenheiten zu hunderten an. Besonders drehten ihm in den Logen des Amphitheaters tausend weibliche Schönheiten, die eben so viel Halbgöttinnen zu seyn schienen, in einem magnetischen Wirbel herum. Einst führt' ihn das Glück in die Nachbarschaft zwoer ungemein schönen Römerinnen, deren Reize durch äussern Glanz mächtig erhöht wurden. Um sie her wogte stets ein Heer von anbetenden Gecken und Stutzern. Sie ruhten auf Polstern von orientalischer Pracht, und eine Menge

Scla-

Sclaven lauſchte im Hinterhalt auf ihre Befehle. Emilia hieß die eine, die andre Kamilla, Schweſtern von hoher Abkunft und großem Vermögen, beyde nicht viel über zwanzig, beyde Wittwen. Alles vereinte ſich, ihre Rolle in der großen Welt glänzend zu machen. Emilia, die älteſte war ſtolz. Sie lächelte höhniſch der Unterwürfigkeit ihrer Anbeter, und wußt' ihnen jeden günſtigen Blick ſehr hoch anzurechnen. Auch ließ ihr Dünkel und Eigenſinn nicht zu, einen erklärten Liebhaber zu beſitzen. Leichter floß Kamillens Blut in geſündern Adern. Sie war geſellig, geſprächig, luſtig. Die glänzenden Zirkel von Rom hielten den Günſtling des Nero, Marcellin, für ihren Anbeter.

Näher dem Palamed ſaß Kamilla. Wenig Minuten bedurft' es, um ſie allerliebſt, und ſeiner Bemühungen werth zu finden, denn der ſtolze Anſtand Emiliens ſchreckt' ihn auf den erſten Blick ab. Tief verſenkt

ins

ins Anſchaun ſeiner holden Nachbarin ſah er nicht die Kampfſpiele der Römer zu ſeinen Füſſen. Melint gewahrte, was in ſeinen Herzen vorging, und warnte ihn auf ſeiner Huth zu ſeyn. Du ringſt darnach guter Palamed, ſprach er, Dein Herz zu verwunden. Wollteſt Du meinem Rathe folgen, ſo würdeſt Du frey bleiben. Unſer Aufenthalt iſt kurz und dieſe Damen ſcheinen Ueberfluß an Anbetern zu haben. Palamed hörte kaum, was er ſagte. Er blieb tiefſinnig, verſuchte mit den Frauen zu reden, und blieb doch ſtumm, bis ans Ende der Verſtellungen, wo er einige ſchaale ganz alltägliche Worte fand. Indes war die Sprache ſeines Herzens für ihn um ſo lebhafter. Er kam tief verwundet nach Hauſe, und ging mit ſtarken Schritten im Zimmer auf und ab. Melintes, der die Stärke von Palameds Leidenſchaft kannte, war äuſſerſt bemüht, ſeine aufſteigende Liebe zu erſticken; Er ſtellt' ihm die Gefahr

fahr derſelben vor, weil des Kayſers Lieb: ling Kamillens Anbeter war, erinnert ihn an die Kürze ihres hieſigen Aufenthalts, bat mit der zärtlichſten Freundſchaft. Aber alle ſtrömende Beredſamkeit Melints war vergebens.

Palam. Kannſt Du dem Sturm in meinem Buſen gebieten? Sieh, Lieber, Dir war ich nie gleich. Deine Seele ſchwebt im: mer auf Adlerſchwingen, indes die meinige mit der Turteltaube durch die Flur flattert. Genuß iſt mein Looſungswort. Schwärme: rey das Deinige. Und die ſchönen Wittwen ſcheinen mir beyde ganz für den Genuß ge: macht, beſonders Kamilla. So laß mich denn um ſie her flattern, ihr Herz zu ge: winnen.

Mel. Sorge, daß Du Dir nicht die Flügel verſengſt. Weißt Du wohl, daß des Kayſers Günſtling ihr den Hof macht? In welche Verdrüßlichkeiten wirſt Du Dich ver: wickeln! Es giebt der Mädchen unzählige hier,

, hier, von allen Altern, von mannigfachen Reiz. Weißt Du nicht mehr, was der Sänger der Liebe sagt? So viel der Himmel Sterne hat, hat Dein Rom liebenswürdige Mädchen. (16.)

Palam. Eine nach der andern, Melint.

Melint. Du bleibst schon Palamedes. Laß mich Melint bleiben, und thu was Dir gut dünkt, nur bedenk unsre Sicherheit.

Schlaflos war diese Nacht für Palamedes, und er sann nur auf Mittel, Kamillen seine Glut zu entdecken. Am folgenden Tage erfuhr er, daß dies nicht die mindeste Schwierigkeit habe, daß die beyden Damen sehr gastfrey wären, auf einen großen Fuß lebten, und jeder Person vom Stande, besonders Fremden, ohne Weigerung Zutritt verstatteten. Leicht zu erachten, daß Palamed am selbigen Tage noch hinging. Auch vermocht' er den Melintes nach langem Zwist, daß er ihn begleitete, denn treue Freundschaft ist oft

so

ſo ſchwach als die Liebe, die auch die Fehler des geliebten Gegenſtandes entſchuldigt und unterſtützt. Sie wurden wohl aufgenommen. Beſonders blieben aller Augen in dieſem Hauſe an Melintes hängen, Die Geſellſchaft war zahlreich. Auch Palamedes gefiel durch ſeine Laune, und durch das Zauberſpiel ſeiner Harfe, in das Kamilla mit einer ſonoriſchen Silberſtimme gefliſſentlich einſtimmte.

Palamedes war entzückt, und ſchlief nun auch dieſe Nacht für Freude nicht. Ihm dünkte ſein Sieg ſchon entſchieden. Aber ſehr hatt' er ſich geirrt. Der Erfolg war nicht der erwartete. So raſch er nach einigen Tagen mit ſeiner Liebeserklärung war, ſo raſch war Kamilla mit Zurückweiſung derſelben. Sie ſchien ſich ſogar zu entrüſten und ließ den armen Tropf knien, ſo lang es ihm beliebte.

Der Baum fällt nicht auf einen Hieb, dachte Palamed. Er verzieh, und gieng betrübt nach Hauſe, wo Melintes, ebenfalls

miß-

mißmuthig, bald nach ihm eintraf. Aber beyder Mißmuth floß aus sehr verschiedenen Quellen. So wie Palamedes Kamillen sonder Erwiederung liebte, so liebte hingegen Emilie unsern Helden innig, ohne Gegenliebe zu finden. Diese stolze Schöne, die bis jetzt jeden Anbeter, wenigstens scheinbar, mit Härte und Grausamkeit verschmachten ließ, kam nun, durch die Vollkommenheiten Melintes hingerissen, in die Verlegenheit, den ersten Schritt zur Erklärung zu thun. An ihr rächte sich Cypris auf eine grausame Weise. Jetzt, als klug ich Palamed ihm sein Schicksal eröfnete, hielt er es für den schicklichsten Zeitpunkt, seinem Freunde diese Liebschaft mit Nachdruck auszureden, um dadurch zugleich seiner eignen Verlegenheit ledig zu werden. Als dies nichts verfangen wollte, stellt' er ihm vor, daß Kamilla solcher Anhänglichkeit nichts weniger als werth sey, daß beyde Schwestern eine verdächtige Lebensart führten, in zweydeutigen Rufe stünden,

den, und ihre prachtvolle Aufführung zum Theil von der Freygebigkeit ihrer Anbeter fortsetzten, welches alles er mit seinen von Liebe verblendeten Augen nur nicht bemerken könne. Darüber fand sich aber der zärtliche Ritter höchlich beleidigt. Im Eifer zweifelt' er an Melints Freundschaft, und versichert' ihm, daß er diese Leidenschaft nicht fahren lassen könne, wenn auch sein Leben dabey in Gefahr käme. Er beschwor ihn, sich seiner anzunehmen, und stellt' sich dabey so kläglich, daß Melints kalter Spott in Mitleid überging. Auch der Weise giebt oft den Bitten des Thoren nach, denn das Herz weiß nichts von kalter Philosophie. Diese Rührung, von den schmeichelnden Worten des Bruders seiner Arria unterstützt, bestimmten endlich den ernsten Jüngling, einem Vorschlage Palamedes Gehör zu geben, dessen Ausführung ihm in der Folge ungemein schwer wurde. Diesemnach sollte Melintes die geheuchelte Rolle eines Liebhabers bey Emilien spielen.

Da-

Dadurch hofte Palamedes auch die Schweſter einſt für ſich zu gewinnen, weil Emilie ihr ganzes Zutraun beſaß, und voraus zu ſehen war, ſie würde aus Liebe zu ihrem Ritter Kamillens Herz für ſeinen Freund zu ſtimmen ſuchen.

Unbedeutend wäre an ſich dies zärtliche Intermezzo, und der Verfaſſer dieſes Halbromans würde es nicht gewagt haben, ſeinen Leſern daſſelbe aufzutiſchen, wär' es nicht die unmittelbare Veranlaſſung zu einer folgenden weit wichtigern Begebenheit, die auf das künftige Schickſal unſrer Helden den gröſten Einfluß hatte, die intereſſanteſten Scenen veranlaßte, und des Kayſers Haß ihnen zuzog, der ſpäterhin den ſchuldloſen Melintes, wo nicht ſelbſt aufs Blutgerüſt brachte, doch gewiß ſeine Verdammung zu denſelben beſchleunigte.

Der Verabredung gemäß beſtürmten nunmehr die jungen Fremdlinge mit vereinten Kräften die reizenden Wittwen. Melin-

tes ſpielte ſeine Rolle ſo gut, daß Emiliens Entzücken über ihren Sieg unverkennbar war. An ihr lag es wenigſtens nicht, wenn ſeine Kühnheit nicht den höchſten Genuß herbeyführte. Eben ſo wenig lag es am Palamedes, der vielmehr aus allen Kräften dieſem Ziel entgegen arbeitete. Auch gelang es ihm endlich, das Herz der Schönen zu erweichen. Freylich gehörten dazu nicht Stunden oder Tage, ſondern Wochen, und es würde für unſere Leſer eine fade Unterhaltung ſeyn, wenn wir den Fortgang dieſer Liebſchafft Schritt vor Schritt verfolgen wollten.

Der Günſtling Neros, Marcellin, war der furchtbarſte Rival des Palamedes. Darum hielt man ihm auch die Rache geheim. Unſre Ritter waren ſo gefällig gegen ihn, zogen ihn mit ſo ſprechenden Freundſchafts-beweiſen an ſich, daß er nicht nur ihren Umgang ſchätzte, ſondern ſie auch ſogar beym Kayſer ſelbſt einführte.

Ne-

Nero, der sonderbarste aller Tyrannen, in dessen Seele ein Gemisch von Edelmuth und Schändlichkeit, jedoch mit Uebergewicht des letztern, herrschte, hörte nicht sobald, daß Melintes den schönen hold sey, daß Homer, Virgil, Ovid und andere Dichter Latiums und Graciens seine Lieblingslektüre ausmachten, hörte nicht sobald, daß er den Preiß der Dichtkunst, Poesie, und Palmes den den der Harfe auf den olympischen Spielen erhalten hatte, als er sofort sie zu kennen verlangte, und ihnen eine ehrenvolle Einladnng schickte, an seinem Hofe zu erscheinen. Das Steckenpferd des Kaysers war eben damals Dichterey und Saitenspiel. Es versteht sich, daß er nicht nur sich selbst für den größten Meister in diesen Künsten der Musen hielt. Denn er sang oft selbst bey den Preißkämpfen vor allem Volke zärtliche Gesänge, oder ließ sich auf der Kitarre und Harfe hören. Also nicht die Helden vor den Hauptstädten Armeniens, sondern den

Dichter und den Harfenſpieler nahm Nero mit gröſster Herablaſſung auf, und lud ſie in eigner Perſon, nach 3 Tagen an einem Preiſsringen Theil zu nehmen, das er gröſstentheils ihrentwegen veranſtaltete.

Melintes war im mindeſten nicht erfreut über eine Ehre, die ſeinem männlichen Geiſte kaum mehr gnügte, und wobey er ſehn ſollte, wie ein groſser Monarch um den Beyfall der Menge, alſo um eine Kleinigkeit buhlte. Doch gieng er hin, weil es gefährlich geweſen wäre, einem römiſchen Kayſer, noch dazu einen Nero zu beleidigen. Auch Palamedes erſchien auf dem Kampfplatze, und ihm gewährte die Pracht, die er hier fand, inniges Vergnügen. Ueberall Gold und Purpur, überall Abkömmlinge der Grazien, die den Männern lockende Blicke entgegen warfen, überall die jauchzende Maſſe des Volks, die mit Frohlocken dem Spiel beywohnte. Da die Preiſsbewerber bey dergleichen Spielen gewöhnlich durch eine auf-

fal-

fallende Tracht ſich hervor zu thun ſuchten, ſo erſchien Melint im Koſtum des Herkules, wie er im Begriff iſt, ſeine Gemahlin Eridice aus dem Orkus zu holen; Paſamedes in dem des Apoll, mit einem Lorbeerreis, die Liebſchaft dieſes Gottes mit der Daphne anzuzeigen, die deswegen in einen Lorbeerbaum verwandelt wurde. Melint ſang ein Lied, der Wahl ſeines Anzugs entſprechend, ſo herrlich und lieblich, daß Roms Schönen in ſüße Begeiſterung hingezaubert wurden, und der über das Erſtarren ſeiner Nymphe klagende Apoll reizte mit ſeinen theilnehmenden Fantaſieren ihre Augen zu Thränen. Nahe dem erhöhten Platze, auf den ſich die Preißbewerber befanden, ſaßen Emilia und Kamilla, und ſuchten durch öfters beyfälliges Kopfnicken Muth und Kunſt ihrer Lieblinge anzufeuern.

Als endlich die Preiße zuerkannt wurden, ſo riefen, wie natürlich, die Herolde den Kayſer als allgemeinen Ueberwinder aus.

Doch

Doch wurden die nachfolgenden Preiße den Sirakuſern zuerkannt, und Melint erhielt eine goldne mit aſiatiſchen Perlen reichbeſetzte Krone, Palamedes aber eine koſtbare mit edeln Steinen beſetzte Harfe, deren künſtlich geformter Kopf aus einem einzigen Rubin beſtand. Nero war hiernächſt ſo beſcheiden und herablaſſend, daß er den ihm aufgeſetzten Lorbeerkranz vom Haupte nahm, und ihm den Melintes aufſetzte. Dabey ließ er es noch nicht bewenden, ſondern verſicherte auch unſern Rittern, daß er alles, was ſie in dieſem Augenblick bitten würden, ihnen gewähren wolle. Mit dem hinreiſſenden Betragen der Uneigennützigkeit begehrten ſie nichts für ſich, wohl aber für Sirakus die Befreyung von einigen laſtigen Steuern und Waarenzöllen, eine Wohlthat, um die jene Geſandſchaft vergebens gebeten hatte. Sie erhielten ſie jetzt ohne Weigerung, und noch betrachtliche Geſchenke für ihre Perſonen dazu, unter denen das römiſche Bürgerrecht oben-

obenan ſtand. — Und eben dieſer frevge-
bige Nero hatte kurz zuvor, als er zum
Preiskampf ging, das Todesurtheil über ſeine
leibliche Mutter ausgeſprochen. Welch ein
Kontraſt! Wie kann der, welcher die ſanfte
Dichtkunſt, und die gefallige Muſik ſchätzt,
zugleich ſo barbariſch und grauſam ſeyn?
Die Künſte ſolien die Sitten mildern.
Beim Nero traf es nicht ein.

Wir übergehn billig die Scheenſucht, die
aus den Augen der meiſten Höflinge auf un-
ſre Ritter hinblickte, die fernern Gnadenbe-
zeugungen des Kayſers, ſo wie die großen
Vorſchritte, die ſie durch dieſe öffentlichen
Siege in den Herzen der beyden Wittwen
machten, und bemerken nur, daß endlich der
Augenblick der vollkommen Erhörung gekom-
men war, und eine Beſeilung für die nach-
ſte Mitternacht gemacht wurde. Melintes
nahm keinen Theil an der Freude, die ſein
Freund über dieſe Verabredung im Uebermaaß
empfand. Er war unfähig, Gebrauch davon

zu

zu machen, und ſann auf Mittel, der Haltung ſeiner Zuſage mit guter Manier auszuweichen. Er ſchlug daher vor, daß ſie beyde zwar hingehen, aber ſammt ihren Sclaven, die ſie alle mit ſich nehmen müſten, vor der Thür der beyden Frauen ein lebhaftes Waffengeräuſch machen wollten. Palomed ſollte ſich hierauf eilends in das Haus gleichſam flüchten, die Schäfernacht genüſſen, er aber unterm Vorwande, als ſey er durch einen unerwarteten Zweykampf verwundet, und von ſeinen Leuten in ſeine Wohnung gebracht worden, zurückbleiben. Alles Zureden ſeines Freundes, der nicht begreiffen konnte, wie man eine ſo reizende Gelegenheit zum Genuß ungenützt vorbey gehen laſſen könne, war vergebens. Er konnte ſich nicht entſchlüſſen, die Arrien in ſeinen Herzen gelobte Treue ſo leichtſinnig zu verletzen. Indeß hatt' er ſeines Vorwands, aus dem fürchterlicher Ernſt ward, nicht nöthig, indem beyde Ritter nicht zum Ziel gelangten.

Dies

Dies ging so zu. Marcellin gewahrte zwar nichts von dem Einverständniß des Palamedes mit Kamilla. Er schien ganz sein warmer Freund zu seyn. Kein Gedanke an Eifersucht oder Mißtrauen, denn strenge Verschwiegenheit verbarg dem schlauen Hofmanne das Verständniß meisterhaft. Aber der Verräther schlief dennoch nicht. Evana, eine junge Sclavin der Kamilla, war oft die Zeugin von der Unterhaltung ihrer Gebieterin mit Palamedes. Ihm war diese Aufseherin lästig, und er glaubte, es sey kein andres Mittel, ihrer los zu werden, als daß man sie mit in dies Liebesverständniß zu verwickeln suche.

Mit einigen goldnen Drachmen, vielleicht auch mit einigen leichten, mehr versprechenden Liebkosungen, fing er die Bewerbung um ihre Vertraulichkeit an, und sie gelang. Die schlaue Evana nahm täuschend Gold und Liebkosungen hin, und gelobte Verschwiegenheit, die sie nicht zu halten gedachte.

dachte. Dieſer Schritt geſchah mit Palame-
des gewöhnlicher Uebereilung, und ohne den
Melintes um Rath zu fragen, der ihm ge-
ſagt haben würde, was er von Emilien
wußte, daß dies Mädchen Marcellins Ver-
traute, und der Kamilla gleichſam als Wache
von ihm hingeſtellt ſey. Davon ließ ſich
Palamed nichts träumen. Diana benutzte
ſein Vertrauen meiſterhaft, und erfuhr täg-
lich den Fortgang ſeiner Herzensangelegenheit,
um ihn ſofort an ihren andern Vertrauten,
den Marcellin zu verrathen. Der Höfling
war ſo ſchlau, daß er ſich nichts merken ließ.
Jetzt erfuhr er auf dieſem Wege auch die
verabredete mitternächtliche Zuſammenkunft,
und der Augenblick ſeiner Rache war gekom-
men. Seinem Plane nach ſollte ſie blutig
und grauſam werden, und nur jene Veran-
ſtaltung Melints, mit gewafneten Sclaven
vor der Wohnung Emiliens zu erſcheinen,
dieſe von ſeinem leichtſinnigen Freunde ſo
ſehr gemißbilligte und verlachte Maasregel,

ret-

rettete beyden das Leben, gegen welches ſchon eine Menge Dolche gezückt waren.

Klug und auf ſeine Sicherheit hinlänglich bedacht, legte Marcellin ſeinen Plan an, indem er beſchloß, den Kayſer ſelbſt in dieſe Angelegenheit zu verwickeln. Darzu fand ſich auch die Gelegenheit ſehr günſtig. Marcellin ſpeiſte an der Kayſerlichen Tafel zu Nacht. Nero las ſeinen Schmarotzern ein ſchlechtes griechiſches Gedicht vor, das er dieſen Nachmittag erſt zuſammen geſchmiedet hatte. Enſtimmiges Lob belohnte den Eiteln von allen Seiten, das er mit halb benebelten Kopfe als Huldigung empfing. Nur Marcellin ſchwieg.

Nero. Und Du ſchweigſt, Marcellin? Auch Deinen Tadel acht' ich, und wünſch ihn zu wiſſen

Marc. Vergieb, erhabner Cäſar! Für Lob und Tadel Deiner Arbeiten, deren Werth längſt anerkannt iſt, bin ich viel zu geringe Aber ich konnte mich bey

An-

Anhörung Deiner bezaubernden Idylle eines gewiſſen heimlichen Aergers nicht erwehren, und dieſer machte mich ſtumm.

Nero. Sprich weniger räthſelhaft, Getreuer!

Marc. Ich war in meinem Sinn unwillig, daß es noch Frevler geben kann, die Deine Majeſtät durch Spott über Deine Kunſtwerke läſtern.

Nero. Ha! wer ſind dieſe? — Tadel verträgt der Dichter, keinen Spott der Cäſar.

Marc. Jene beyden Knaben aus Sirakus, die Du beym letztern öffentlichen Preiſe ſo ungemein ehrteſt, die Du ſo vielen Edeln aus der Zahl Deiner getreuen Bürger vorzogſt, die Du mit dem römiſchen Bürgerrecht, deren Vaterſtadt Du mit ſo wichtigen Freyheiten begnadigteſt, ſie ſinds, die Dir mit ſo ſchwarzen Undank lohnen.

Nero.

Nero. Unmöglich! Dieſe? Sprichſt Du auch Wahrheit, Marcian! — Schlangenbrut! Welch ein Bubenſtück?

Marc. Beſonders hat der ränkvolle Harfeniſt Deine Rache verdient.

Nero. Die er auch empfinden, ſchwer empfinden ſoll. Sprich, mein Getreuer, wo hauſen die ſtolzen Jünglinge!

Marc. Kaum weiß ichs recht. Aber dies iſt mir bekannt, daß ſie bey einem Paar junger Wittwen, die bisher eingezogen lebten, und nun durch ſie zu Schwelgerinnen geworden ſind, täglich ein- und ausgehn. Und eben da richten ſie mit unerhörter Keckheit über die Kinder Deines Geiſtes.

Nero. Dort wollen wir ſie auch ſtrafen. Sorge Du dafür, daß es auf ſchickliche Art geſchehen kann, — aber bald, morgen wo möglich, eh meine Rachſucht verfliegt. Ha! ich dürſte nach ihrem Blut.

Marc. Dieſe Rachſucht iſt eines Kayſers würdig, und kann noch heute befriedigt werden.

Nero. Noch heute? Sprich! Ich brenne vor Begier. Meine eigne Hand soll mein Schwerdt mit ihrem Blut färben.

Marc. Großer Cäsar, Du selbst wolltest —

Nero. Seit wenn vertrag' ich Widersprüche? Schweig, Sclav! Ich dürste nach Blut.

Marc. (macht eine stumme Verbeugung.)

Nero. Doch rede, wenn, wo treff' ich die Majestätsschänder?

Marc. Das Haus der erwähnten Frauen ist nicht weit von hier. Man sagte mir, daß sie oft erst um Mitternacht hingingen, um Aufsehen zu vermeiden, ja daß sie auch heute sich da einfinden würden. Ein verschwiegener Koch, der für sie ein üppiges Mahl zu bereiten befehligt ist, hat es einem meiner Sclaven erzählt.

Nero. Genung gezecht für heute! Begleite mich Marcellin, und wer von euch mei-

meine gekränkte Ehre zu retten Muth hat, der folge mir.

Sonder Verzug eilte nun der blutdürstige Tyrann, um auf die bloße Anklage seines Günstlings ein unerwiesenes, an sich unbedeutendes Verbrechen meuchelmörderischer Weise zu bestrafen. Keiner seiner Tischgenossen durfte sich von der Begleitung ausschließen. Auch die Leibwache des Kayſers ward befehligt zu folgen. Nero und Marcellin versteckten sich hinter einen Bogen des in der Nähe befindlichen Kolosseums (17.) Die Wache schritt, nebst den übrigen Begleitern, in der Straſie auf und ab.

Jetzt erschienen Melintes und Palamedes mit ihren Sclaven sammtlich in Waffen, jedoch Palamed ohne Harnisch. Ihrer Verabredung gemäß fingen sie in der Gegend des Hauſes, das die Damen bewohnten, ein Getümmel an, schimpften, klirrten mit den Waffen, und riefen unaufhörlich: Wehr euch tapfer! Verräther! Meuchelmörder!

Die

Die Laurer meynten, ſie wären verrathen, und weil ſie fürchteten, ertappt niedergehauen zu werden, ſo gaben ſie der Wache das Zeichen, und umringten unſre Helden mit ihrem Gefolge. Dieſe waren zwar über den ganz unerwarteten Angrif beſtürzt. Doch fochten ſie mit dem Muthe der Verzweiflung, beſonders nachdem ſie durch das Licht einiger vorbey kommenden Fackeln, die Ueberlegenheit des Feindes gewahrten. Die römiſche Leibwache hielt nicht lange den wüthenden Kampf aus, ſondern rief: der Kayſer, der Kayſer!

Auf dies Wort ſprengte ſogleich alles aus einander, und der Kampf hatt' ein Ende. Nero entfernte ſich. Dem herbey ſtrömenden Volke heftete man auf: Nero ſey vorüber gegangen, und habe, einem hier vorgefundenen Kampfe zu ſteuern, ſein Gefolge zum einhaun befehligt. Man glaubte, was man wollte, denn man kannte ſchon die Lebensart dieſes Fürſten, bey dem es eben nichts ſeltnes war, daß er zur Nachtzeit mit

ſei-

seinen Speichelleckern durch die Straßen zog, und Grausamkeiten verübte. Indeß war er entweder zu furchtsam, oder sein Rausch, in welchem er das gelogne Verbrechen unsrer Ritter für todeswürdig hielt, war vorüber, daß er sie nicht auf der Stelle verhaften ließ.

Mittlerweile eilten auch Emilia und Camilla herbey. Sie brachten einige Fackelträger mit sich, um die Grevelscene zu beleuchten. Zwey von der kayserlichen Wache, und einer von Melintes Leuten waren getödtet. Nicht weit davon lag Palamedes, scheinbar todt, und das Blut strömt' aus 4 Wunden. Halb ohnmächtig und ebenfalls verwundet ruhte Melintes mit dem Kopf auf seines Freundes Schulter. Die Sclaven weinten laut um ihre Gebieter. Das breite Pflaster war mit Blut gewaschen. Alles verrieth eine hartnäckige Fehde.

Die beyden Frauen konnten unter diesen Umständen nur weinen. Doch als man

rief: Die Schaarwache! der Centurio! da befahl Emilie mit Entſchloſſenheit, die beyden Ritter ſchnell in ihr Haus zu tragen. Alles, was zu ihnen gehörte, ſtürzte ſich mit hinein, und man verſchloß die Thüre. Als der wachthabende Offizier erfuhr, daß Nero mit in den Kampf verwickelt geweſen war, ſo entfernt' er ſich bald, und übergieng die ganze Sache mit Stillſchweigen.

Emiliens zärtliche Sorgfalt brachte den ohnmächtigen Melintes bald wieder ins Leben zurück. Ihre Angſt gieng in Freude über, als ſie vernahm, daß ſeine Wunden nicht tödtlich, nicht einmal gefährlich wären. Ihr Dienſteifer, ihre Sorgfalt verdoppelte ſich. Melintes ſehnte ſich nach ſeinem Freunde, aber ſie gab es nicht zu, aus Furcht, dieſe Gemüthsbewegung möchte ſeinem Leben ſchaden. Unerträglich wars ihm, der wollüſtigen Römerin nun doch noch ſo nah, ihren Vertraulichkeiten ſo unentfliehbar ausgeſetzt zu ſeyn. Er entgieng ihren Liebkoſun-

gen

gen nur durch einen verſtellten Schlaf. Da lag er nun auf dem Bett, das zur Wolluſt dieſer Nacht hatte dienen ſollen, und das er zu vermeiden geſucht hatte. Schmerzhafter blutete die Wunde ſeines Herzens, als die ſichtbaren Wunden, die ihn dem Verdacht einer Untreue Preiß gaben. Er tröſtete ſich einzig damit, daß alles, was er bisher in dieſer verſtellten Liebſchaft gethan, ſeinem Freunde zu Liebe geſchehen ſey; ja, daß nur ſeine Anſtalten es waren, die ihnen beyden das Leben retteten. Denn wären ſie ohne dieſelben durch das von Cyanen geöfnete Pförtchen zu ihren Freundinnen gegangen, ſicher hätten ſie die Dolche des Nero und Marcellin getroffen.

Ganz anders ſtand es mit Palamedes. Seine Wunden fand man im hohen Grade gefährlich. Er lag bis zum folgenden Tage ohne Bewuſtſeyn und Gefühl da. Jetzt erſt empfand Kamilla, daß ſie ihn würklich liebe, denn ſie bangte für ſein Leben. Sie

kam nicht von seinem Lager. Ihr Auge trübte kein Schlaf, und die Miene des Muthwillens floh von ihren bleichenden Wangen. Sie erfuhr, daß Cyana von Palamedes oft Geschenke erhalten habe, und seines Vertrauens sey gewürdiget worden. Sogleich zieh sie die Verrätherey der vorigen Nacht auf dies doppelzüngige Geschopf. Sie erzwang vermittelst der Geissel bald ihr Geständniß, und schickte sie dann zur Strafe auf ihre Villa, wo sie unter den hartesten Arbeiten ihr Verbrechen büßen mußte. Nur Palamedes Vorbitte rettete sie vom Kreuztode.

Unterdessen war der Zorn des Kayfers, die Rachgier Marcellins nichts weniger als erkaltet. Eine Verwundung, die beide am Arme davon getragen hatten, diente dazu, sie immer wach zu erhalten. Marcellin kannte das grausame, zu lauter Extremen geneigte Herz seines jungen Monarchen zu gut, um nicht noch Befriedigung derselben

zu

zu hoffen. Er verstand die Kunst, das Feuer seiner Wuth zu unterhalten. Durch die Ränke des Hofmanns und Schmeichlers bracht' er es bald dahin, daß Nero nach einigen Tagen den Befehl gab: Es solle künftige Nacht ein Obersier mit starker Wache in das Quartier der beyden Sicilier dringen, und sie ohne Gnade ermorden. Dieser Befehl ward dem Melintes durch einen seiner Freunde am Hofe, deren er bereits nicht wenige hatte, hinterbracht. Die Weiber zerflossen in Thränen, und hielten die Gefahr für unabwendbar. Denn es war mehr als wahrscheinlich, daß man die Ritter, wenn man sie in ihrer Wohnung nicht fände, in Emiliens Hause aufsuchen würde, und wie konnte man sie in ihrem jetzigen Zustande verbergen? Palamed erfuhr von dieser schrecklichen Nachricht nichts. Melintes aber blieb unerschrocken und ruhig. Nicht die nahe Todesgefahr, nicht das heulen und schreyn der beyden Wittwen, nicht die wehmüthige

Theil-

Theilnahme des Haußgeſindes konnt' ihn aus ſeiner Faſſung bringen. Er glaubte, ſein Name ſey durch den Vorgang der letztern Macht mit Schande gebrandmarkt, und dies bewog ihn, dem Tode mit ſtandhaften Muthe entgegen zu gehn. Alles im Hauſe fürchtete ſich, denn alle glaubten auf nähere oder entferntere Art in dieſen Fall mit verwickelt zu werden.

Aber es war der groſſen Seele zweyer Sclaven aufbehalten, das Leben ihrer Gebieter durch Aufopferung des ihrigen zu retten. Arcas, ein Leibeigner des Melintes, der von Kindheit an ſein Leiter und Führer war, faßte dieſen erhabnen Entſchluß zuerſt. Er war oft Zeuge der Tugenden und Heldenthaten ſeines Herrn geweſen Aelter als er, war er doch ſein Lehrling in Heldenmuth und Tapferkeit. Ihn rührte die Standhaftigkeit ſeines ſchuldloſen Herrn tief im Innern. Wenn man, lieſ er ſich aus, den Ort ſeines jetzigen Aufenthalts nur bis zum folgen-

den

den Tage verbergen könne, so würd' er ohnfehlbar das Leben desſelben zu erhalten wiſſen. Man drang in ihn, was er vorhabe, zu bekennen. Aber er ſchwieg ſtandhaft, und berief ſich auf das, was man erfahren würde.

Hierauf zog er den Niſus, einen Leibeignen Palameds, mit ins Spiel. Folgendes war bey verſchloſſenen Thüren im Hauſe des Marimus, der eine Herberge für vornehme Fremde unterhielt, und wo die beyden Sirakuſer wohnten, ihre Unterredung:

Arcas. Liebſt Du Deinen Herrn, Niſus?

Niſus. Wie Du auch fragen kannſt!

Arcas. So laß uns das Leben unſrer Gebieter retten. Tapferkeit rollt in unſern Adern, ſo gut, als wären wir freygebohren. Aber niemand traut einem Sclaven eine edle Handlung zu. So laß uns denn der Welt das Gegentheil beweiſen, und unſer Leben großmüthig für die aufopfern, die wir haſſen ſollten, weil ſie die Herren des unſrigen ſind.

Minus. Wie meynſt Du das? Und was willſt Du, daß wir thun ſollen.

Arcas. Sieh Kamrad, mein Vorſchlag iſt dieſer: Wir ziehn beyde eins von unſrer Herrn Kleidern an. Um weniger erkannt zu werden, nehmen wir Harniſch und Helm, und erwarten ſo in ihren Zimmern bewafnet die Ankunft der von Nero geſandten Wache. Erſcheint ſie nicht, deſto beſſer für ſie und uns. Kommt ſie aber, ſo verkaufen wir unſer Leben ſo theuer als möglich, und verſtümmeln ſterbend unſre Geſichter mit unſern eignen Schwerdtern, damit wir nicht erkannt, und ſonach unſre Herren für getödtet gehalten werden.

Minus. (ſchweigt nachdenkend.)

Arcas. Du ſchweigſt? Du bedenkſt Dich zu ſterben, da Du durch dieſen Tod das ſchönſte Vorbild der Treue und der Unerſchrockenheit werden kannſt? Willſt Du lieber das niedrigſte, verachtlichſte, verworfenſte Geſchopf von der Welt, ein Sclav,

blei-

bleiben, als ſterben wie ein freyer Held? Und iſts nicht Verdienſt, für die zu ſterben, die uns ſolchen Heldenmuth durch ihr Beyſpiel lehrten?

Nisus. Du verkennſt mich. Entſchloſſen würde dies Herz bluten, wenn ich mit Gewiſsheit das Leben meines Gebieters dadurch rettete. Aber wer bürgt uns dafür? Und dann hätten wir umſonſt geblutet.

Arcas. Wir thun das unſrige, Freund. Den Erfolg überlaß den Göttern. Iſt der Tod einmal ihr Loos, warlich, wir würden ſie doch nicht überleben wollen. Retten wir aber ihr Leben durch dieſe Handlung, ſo preiſen uns einſt noch ihre ſpäteſten Nachkommen. Laß uns dann eine That vollenden, die von Leibeignen unerhört iſt, die beweiſt, daß man dem Menſchen jede Freyheit, nur nicht die Freyheit zu ſterben, rauben kann.

Und ihr Entſchluſs ward That, vom Erfolg gekrönt. Nachdem ſie ſich traulich um-

umarmt, und durch Gespräche von den Heldentugenden ihrer Herren die Zeit bis zum anbrechenden Abend gekürzt hatten, wurde das Haus des Maximus von 50 Mann kayserlicher Satelliten besetzt. Der Hauptmann drang ein, und begehrte vom Wirthe die Auslieferung der beyden Sirakuser. Maximus versicherte, sie wären nicht hier. Dies ward nicht geglaubt. Der Officier stieß den Wirth von sich, und stürmte sofort auf ihre Gemächer, die Maximus öffnen lassen mußte. Hier fand er die vermeynten Sirakuser, aber gegen seine Erwartung bewafnet. Er drang sofort auf sie ein. Sie wehrten sich grimmig. Aber ihre Tapferste Gegenwehr erlag endlich unter den Streichen der Menge. Mius sank tödtlich verwundet. In demselben Augenblick rief eine Stimme von außen: Halt ein! Gnade, Gnade vom Cäsar. Sogleich traten die Soldaten zurück, und Otho, ein römischer Ritter, trat ein, umarmte

den

den Arcas als Melintes, und beklagte mit bitterm Schmerz, daß er nicht früher gekommen, um das Leben des Palame des ebenfalls zu retten. Jetzt warf Arcas den Helm vom Haupte, und entdeckte daß er nicht Melintes sey. Er erzählte dem bestürzten Otho die Ursach seiner Verkleidung, der dann, nachdem er dem erkalteten Nisus ein Todtenopfer gelobt hatte, mit dem Arcas sofort zum Melintes eilte, und mit lauten Munde seine unerhörte Treue prieß Im Hause der beyden Frauen erregte Anfangs das Kommen einer Menge Gewaffneter großes Schrecken, weil alle wähnten, man komme, die Sirakuser zu tödten. Aber diese Furcht verwandelte sich in den lautesten Jubel. Melintes drückte den Arcas an sein Herz, schenkt' ihm auf der Stelle die Freyheit, und versprach, ihn bey ihrer Rückkunft nach Sirakus mit reichlichen Einkünften zu versehen. Dieser treue Die-

ner war mehr erfreut über die Rettung seines Herrn, als über seine eigene, und kaum war er zu bewegen, die ihm angebotne Freyheit anzunehmen. Dem ruhmvoll gestorbenen Nisus setzt' in der Folge Palumed ein Denkmal aus Marmor auf der Via Appia, (18) mit einer seinen Verdiensten angemessenen Innschrift.

Otho war ein vornehmer Römer, nicht minder als Marcellin ein Günstling des Kaysers, aber nicht am Herzen diesem gifftigen Höflinge gleich, ein biederer Mann, der sich aber in die Launen seines Fürsten zu schicken wußte, und dadurch so viel Gewalt über ihn bekam, daß er oft da freymüthig sprechen durfte, wo andre schweigen mußten. Er kannte unsre Ritter aus dem Feldzuge nach Asien, wo er mit ihnen unter Korbulon focht, und Zeuge von ihrer Thaten Glanz war. Er wars auch

der

der dieſe Thaten dem römiſchen Volke kund that, und ſie überall ausbreitete. Den Anſchlag auf das Leben der Sirakuſer erfuhr er wenige Stunden vor der Ausführung. Er eilte ſogleich zum Kayſer. Er ſchilderte ihm die Verdienſte der Angeklagten um den römiſchen Staat. Du willſt Männer tödten, ſprach er, deren geläuterter Verſtand weit über die Thorheit erhaben iſt, die Majeſtät zu läſtern. Ihr unſchuldiger Tod würde wohl eher Deine Majeſtät ſchänden, würde dich dem Volke in einem widrigen Lichte zeigen, würde dir den Vorwurf zuziehn, du hätteſt zwey der edelſten Jünglinge unerhört hingerichtet. Marcellins Anklage iſt bittre Verläumdung, iſt Privatrache. O ſieh, groſſer Cäſar, wie ſehr dieſer Günſtling deine Macht miſsbraucht! Präfe ſelbſt, und findeſt du die Sicilier ſchuldig, ſo treffe meine Bruſt dein wüthendſter Dolchſtoß! — Der ſchwache Nero wiederrufte ſofort den Ermordungsbefehl,

fehl, und Otho eilt' auf den Flügeln der Freundſchaft, dieſen Wiederruf zu vollziehen. Von allen dieſen Begebenheiten wußte Palamedes kein Wort. Ihm verſchwieg man die Gefahr ſowohl als die Freude, um nicht durch Drang der Leidenſchaften ſeinen Tod zu beſchleunigen. Auch ſogar das Antlitz ſeines Freundes ſah er ſeit ſeiner Verwundung nicht, denn allzu zärtliche Sorgfalt Emiliens für das Leben ihres Lieblings hinderte dieſen ſeinen kranken Freund zu beſuchen. Endlich ward dieſe Sorgfalt dem Melintes zur Laſt, und er verwünſchte in ſeinem Herzen die Feſſeln, die ein Weib wieder ſeinen Willen ihm anlegte. Länger, ſprach er, duld' ich dieſe Gefangenſchaft nicht, die die zärtlichſte Freundſchaft trennt — und mit dieſen Worten eilt' er in die Kammer des Palamedes. Ueber alle Beſchreibung zärtlich und rührend war die erſte Zuſammenkunft dieſer innigen Freunde nach ſo langer Trennung. Ruhig heiſchte Palamedes

med von Melintes Vergebung für seine Thorheiten, und dieser gewährte sie ihm so lebhaft, so schonend, daß sich Palamedes ungemein erheitert fühlte. Was der Freund, sprach er, dem Freunde zu Liebe thut, muß ihn nie gereuen, der Erfolg sey, welcher er wolle. Palamedes war tief gerührt. Die Gefahr des Todes macht sanft und wehmüthig. Er sprach von seinem nahen Tode; er bebte vor den Gedanken, seinen Freund, seinen Vater, seine Schwester verlassen zu müssen. Doch auch hier ward Melintes sein tröstender Genius. Du wirst nicht sterben, sprach er mit einem Hoffnungsvollen Blick; du bist auf dem Wege der Besserung, die Götter werden dich für die schönsten Lebensfreuden wieder aufleben lassen. Wer so wie du ans Herz sprechen, so den Freund mit den anzüglichsten Worten entzücken kann, der ist noch nicht so nah an den stygischen Ufern. Mit einer zitternden Thrän' im Auge nahm jetzt Palamedes

medes die Hand ſeines ſtandhaftern Freundes, drückte ſie an ſeine Bruſt und ſagte gerührt: die Hoffnungen deiner Seele gehe in die meinige über. Aber ſollten ſie dennoch Täuſchung ſeyn, ſollten die Götter meinen Geiſt bald vor den Richtſtuhl des furchtbaren Minos fordern, ſollt' es ihnen nicht gefallen, mich länger an meines einzigen Freundes Seite leben zu laſſen, um durch ſein Beyſpiel und durch die überſtandne Gefahr mich weiſer zu machen, dann, Geliebter, iſt dies meine letzte Bitte, daß du meine Schweſter einſt deine Hand reicheſt, und ſie zur glücklichſten aller Weiber macheſt. Traue, ſie iſt deiner Liebe würdiger als ich. Durch dieſe Verbindung würdeſt du dem Manne deines fehlenden aber treuen Palamedes das angenehmſte Todtenopfer bringen. — Du ſchweigſt? — O gewiß, du liebteſt längſt die ſanfte Arria. Wem ſonſt, als ihr, gilt deine ſtandhafte Enthaltſamkeit?

keit? Verbirg dich deinem leidenden Bruder nicht länger.

Melintes war in der größten Verlegenheit. Entweder er muste sein Geheimniß verrathen, oder seinen Freund belügen. Die immer wache, immer gegenwärtige Kamilla trat ein, und half ihm aus dieser Verlegenheit. Sie führt' einen Boten aus Sirakus herein, der Briefe von Palameds Vater und Schwester brachte.

Aristides verlangte darinn dringend die Zurückkunft seines Sohnes, theils aus väterlicher Sehnsucht, theils damit er das Hymenaum seiner Schwester mit Amyntas, dessen Vollziehung herbey nahe, feyern helfen könne. Arria, die voraus sahe, daß dieser Brief ihres Vaters ihren Melint nicht wenig bestürzt machen würde, legte zugleich an ihren Bruder einen Brief bey, worinn sie erklärte, es sey eben nicht nöthig, daß er ihrentwegen seine Rückreise beschleunige, indem sie aus gewissen Ursachen, deren Entdeckung sie auf

 münd-

mündliche Unterhaltung verſpare, mit dem Amyntas in Ewigkeit ſich nicht vermählen werde. Es ſtände alſo bey ihm, wenn er zurückkehren wolle, ſo wie es bey ihr ſtehe, wem ſie einſt ihre Hand reichen wolle.

Da Palamedes vor ſeinem Freunde kein Geheimniß hatte, ſo übergab er ihm beyde Tafeln, und Melintes wurde dadurch eben ſo ſehr verwundet, als geheilet. Für uns dienen dieſe Briefe zur Nachricht, daß die Gefahr einer Zwangsheurath für Arrien noch nicht vorbey, das drohende Ungewitter noch nicht vorüber iſt. In Palamedes Namen beantwortete Melintes dieſe Briefe. Er ſchilderte darinn die Gefahr der Wunden ſeines Freundes, die er in einem Zweykampf erhalten zu haben vorgab, und da Palamed ſich innig nach dem Daſeyn ſeiner Geliebten ſehnte, da die Erfüllung dieſer Sehnſucht die Gegenwart Arriens in Rom, für Melintes ſelbſt ein ſüſſer Gedanke war, ſo bat er den Ariſtides dringend, ſogleich mit ſeiner

Toch-

Tochter nach Rom zu kommen. Iſt auch, ſchrieb er unter andern, die Gefahr deines Sohnes nicht ſo groß, als ſie ihm ſelbſt dünkt, ſo wird doch die Gegenwart ſeines zärtlichen Vaters ſeine Beſſerung ſehr beſchleunigen, dein Ausbleiben aber wird ſie weit hinaus ſchieben, und wir werden noch Monden lang einſam in Rom verharren müſſen.

Marcellin ſchäumte vor Wuth, daß ihm ſein Anſchlag auf das Leben der Sirakuſer zum zweytenmale fehlſchlug. Er gelobte der unerſättlichen Atropos einen Dritten. In das Gewand der Unſchuld und Freundſchaft gehüllt, ſucht' er die Verbindung mit den beyden Damen auf den alten Fuß fortzuſetzen. Da er in den Arm verwundet war, ſo ſchickt' er unterm Vorwande einer innerlichen Krankheit, einen ſeiner treuſten Sclaven in ihr Haus, und ließ ſich nach dem Befinden der beyden Sicilier erkundigen, und als man ihn meldete, Palamedes liege hart

darnieder, ſo ſandt' er ihm, unter Verſicherung ſeiner Freundſchaft und innigſten Theilnahme, eine heilende Salbe, deren wundervollen Werth er mit vielem Wortgepränge anpreiſen ließ. Melintes ward aufmerkſam. Er zeigte die Salbe dem Arzte, der ſie ebenfalls verdächtig fand. Man ließ ſofort einen Hund herbey bringen, ritzt' ihn ein wenig in die Haut, und ſchmiert' etwas von der Salbe in die Wunde. Nach 4 Stunden ſtarb der Hund unter den heftigſten Zuckungen.

Kein weggewiſcht aus Kamillens Buſen war nach dieſer dritten Verrätherey alle Liebe gegen den Elenden, und der bitterſte Haß trat an ihre Stelle. Das Ungeheuer war dreuſt genung, nach einigen Tagen ſelbſt in dies Haus zu kommen, um die Verwundeten zu beſuchen, und die Rolle des Freundes fort zu heucheln. Aber das frohe Betragen Aller ließ ihm keinen Zweifel übrig, daß er völlig verrathen war.

Me-

Melintes führte, bis zur Ankunft Arriens in Rom, in dieſem Hauſe das traurigſte Leben. Mit Palamedes durft' er noch wenig ſprechen, er ſelbſt noch nicht ausgehn. Emilie beläſtigt' ihn mit ihrer zudringlichen Zärtlichkeit, und die Sehnſucht nach Arriens Daſeyn ſchuf ihm die Minuten zu Stunden, die Stunden zu Tagen. Die Geliebte hatte daraus kein Arges, ſondern ſie hielt ſeinen Unmuth für Folge der Krankheit, oder für unterdrückte Rachſucht. Sie verdoppelte daher ihre Zartlichkeit, um ihn zu zerſtreuen, kleidetete ſich täglich ſorgfältiger, reizender, üppiger, ängelte jeden Tag freundlicher, und war doch an jedem Abende ihrem Ziele nicht um eine Spanne näher. Ihm war es Balſam auf ſeine heimliche Wunde, daß ſie ſeinen Unmuth auf die Unmöglichkeit ſchob, an Marcellin Rache zu nehmen, und er beſtärkte ſie abſichtlich in dieſem Wahn. Sie erſchöpfte ſich nun bis zur Ausſchweifung in Worten, ihre Verachtung gegen denſelben an

den

den Tag zu legen. Doch, um ihre bisheri-
ge Achtung gegen diesen Mann zu rechtferti-
gen, erzählte sie ihrem Lieblinge die Geschich-
te ihrer ersten Liebe, und ehelichen Verbin-
dung, bey welcher Marcellin ihr sowohl als
ihrer Schwester Kamilla, große Proben von
Freundschaft und Aufopferung gegeben hatte.
Sie that dies mit einer Schwatzhaftigkeit,
die fast das Ohr des guten Melintes ermü-
dete. Aber so sehr sie sie auch für sich und
ihre Schwester vortheilhaft ausschmückte, so
schimmerte doch ihre Schuld bey allen Sce-
nen durch. Sicher waren beyde selbst an
der Veränderlichkeit ihrer Gemale Ursach.
Und wie nachtheilig war es ihrem Ruf, ei-
nen Mann vertraulich an ihrer Seite zu
dulden, der ein Günstling des bösen Nero
war, der sich mit unzähligen Mordthaten
befudelt hatte, dem nichts zu ehrwürdig und
werth war, um es nicht seinen Leidenschaf-
ten durch Gift oder Dolch aufzuopfern. Of-
fenbar gehörten diese Syrenen unter die ge-
fahr-

fährlichſten heimlichen Buhlerinnen Roms, und unſre jungen Cicilianer waren wohl in ſehr üble Hände gerathen. Auch durchſchaute Melintes dies ganze Gewebe. Seine Sehnſucht, dies Haus zu verlaſſen, wuchs mit jeder Minute. Aber er mußt' um ſeines Freundes willen aushalten, und niemand wußte beſſer als er ſich in die Zeit zu ſchikken. Er lehnte ſogar das Anerbieten Emiliens, dem Marcellin allen fernern Zutritt zu verſagen, gänzlich ab, und fand es nicht rathſam, einen ſo wichtigen Mann dadurch zu erbittern und unverſohnlich wider ſich aufzubringen. Dieſe Vorſicht war allerdings nöthig. Denn da die beyden Freunde, wegen Palameds noch immer fortdauernder Unpäßlichkeit, noch geraume Zeit in Rom ſich aufhalten mußten, ſo waren ſie ihres Lebens vor dieſem mächtigen Feinde keinen Augenblick ſicher, wofern ſie ihn nicht durch Verſöhnung und Aufopferung in Schlummer wiegen konnten. Die Folge wird uns ſagen,

gen, ob dies gelang. Man fieng an, dem Marcellin wieder freundlicher zu begegnen, und erinnert' ihn nicht mit einem Wort an die Vergangenheit. Er ſchien gerührt, und betrug ſich äußerlich gegen dies Haus mit zuvorkommender Freundſchaft.

Schon ſah man der Ankunft des Ariſtides aus Sirakus mit Sehnſucht entgegen, als Melintes noch einmal der Macht der Krankheit unterlag. Vorausgegangne Verwundung, zärtliche Theilnahme am Krankenlager ſeines Freundes, und mehr als alles dies verſchloſſene Sehnſucht nach dem Mädchen ſeines Herzens warfen ihn nieder. Emilie mußt' ihr Krankenwärteramt noch einmal antreten, und ſie thats mit einer Treue, mit einer Unermüdbarkeit, daß ſie das Herz des Sirakuſers, hätt' es nicht für Arrien geglüht, doch vielleicht noch gewonnen hätte. Denn Dankbarkeit iſt ſehr oft die Mutter der Liebe. Die Buhlerin liebte jetzt würklich. Noch war ihre grenzenloſe Sorgfalt, ihr angſtvol-

les

les Ausharren nicht durch den mindeſten Genuß vergolten. Seitdem die Hofnung auf jene der Wolluſt geweihte Nacht ſo ſchrecklich vereitelt worden war, hatten öfterer Thränen als Lächeln ihre Wangen eingenommen. Und doch keine Veränderung, kein Wanken in ihrer Wahl. Mit grenzenloſer Geduld harrte ſie auf Melints Geneſung, ertrug alle ſeine Launen mit beyſpielloſer Nachſicht. Aber ſtatt Geneſung warf neue Krankheit ihn hin. Sie übernahm abermals mit gröſter Treue ſeine Pflege, ward es nicht überdrüſſig, immer nur zu hoffen; kurz ſie liebte mit der Liebe, die ſich ſo merklich von der bloßen Wolluſt unterſcheidet. Faſt möchte ſie nun unſer Mitleid verdienen. Denn auch das leichtſinnigſte Geſchöpf iſt auf dem Wege zur Tugend, wenn es würklich liebt, und einen würdigen Gegenſtand findet. Bald erblicken wir ſie nun in der kritiſchen Lage, wo durch die Ankunft Arriens in Rom die Binde auf einmal von ihren Augen fällt, wo all' ihre

ſüſſen Hofnungen auf einmal von ihrer Hö: he in die äußerſte Tiefe hinabſtürzten.

Unterdeſſen hatten Ariſtides und Arria ihre Reiſe beſchleunigt. Günſtige Winde trie: ben das Schiff, als hätte es Flügel, über die Wellen des tuscischen Meeres hin. Das Herz des Vaters war voll Kummer, ob er ſeinen Sohn noch lebend antreffen, oder ob die heilige Flamme ſeine Reſte bereits ver: zehrt haben würde. Aber ruhiger ſchlug Arriens Herz, die bereits wußte, daß die Gefahr nicht mehr ſo groß ſey. Süße Hoff: nung, den beſcheidnen Liebling bald wieder zu ſehn, mit Wohlbehagen an den beredten Lippen des Holden zu hängen, von ihm vielleicht die Ausſicht zur baldigen Entwi: ckelung ſeines Geheimniſſes zu vernehmen, dies waren die Gefühle, die ihr Innerſtes abwechſelnd durchbebten. Beſſer als ich wer: den übrigens meine ſchönen Leſerinnen beur: theilen können, ob nicht die Begierde, das

ge:

gepriesne Rom zu sehen, und im gepriesnen Rom gesehen zu werden, in der Hauptstadt der Welt als ein Stern erster Größe zu glänzen, auch zuweilen einige langwierige Augenblicke auf der weiten Fahrt ausfüllten. Denn auch das tugendhafteste Mädchen besitzt ein gewisses Maas von Eitelkeit, muß es besitzen, wenn nicht alles Schöne der kultivirten Welt für sie verlohren gehen, wenn sie selbst nicht eine absurde Rolle spielen soll. Vater und Tochter haben gemeiniglich nicht viel mit einander zu sprechen, und diese Einförmigkeit und Stille auf einer langen Reise gewährt' ihrer weiblichen Fantasie Spielraum genung, gleich den gaukelnden Wellen von einem Pole der Empfindung gegen den andern zu kreutzen.

Jetzt hatten sie in Augusts-Hafen gelandet, jetzt den Weg zum glänzenden Rom am romantischen Ufer der Tiber vollendet, und der treue Arcas, der zugleich mit jenem Boten, um sie abzuholen, nach Si-

rakus

rakus gereiſet war, führte ſie zwiſchen Pal-
läſten und Tempeln, die Ariſtides gleich-
gültig überſah, und Arria anſtaunte, in
Emiliens Wohnung. Eben hatte Palamed
ſeinen erſten Ausgang aus einem Zimmer
ins andere gehalten, und befand ſich bey
ſeinem kranken Freunde, indes tiefſinnig die
ſchwärmeriſche Emilie auf dem Rande ſeines
Lagers ſaß, als die Kommenden herein tra-
ten. Stumm war die Scene. Kein lauter
Jubel, kein wechſelſeitiges in die Arme ſin-
ken! Nur Palamed hinkte ſeinem Vater
entgegen. Mit der kältern Freude des Greis
ſes ſchloß dieſer ſeinen Sohn ſtill und zärt-
lich in ſeine Arme. Gerührt dankt' er den
Göttern, daß er ihn der Gefahr entronnen
antraf. Gerührt ſchluchzte der redlich lieben-
de Sohn am Halſe des Vaters. In Me-
lintes Antlitz war Freude, Gram, Furche
der Verkennung, Muth der gerechten Sa-
che, Krankheit in ſich durchkreutzenden Zü-
gen ſprechend ausgedrückt. Weit weg hätt'

er

er jetzt Emilien gewünſcht, indeß ſie auf ihr Daſeyn ſtolz war, und mit zufriedner Miene zu verkündigen ſchien: die Geneſung dieſes Mannes iſt mein Werk, ſeine zweyte Krankheit eine Folge zärtlicher Regungen für mich. Arria betrug ſich gefliſſentlich fremd. Die Entfernung im Betragen, die ſie ſtets gegen Melintes beobachtet hatte, kam ihr jetzt zu ſtatten. Ein einziger faſt neidiſcher Blick auf ihre Nebenbuhlerin, die ihrem Lieblingen ſo nah war, verrieth jedoch zur Gnüge ihre geheimſten Gedanken. Grüße, Fragen, Freundſchaftsverſicherungen verdrängten gemach die ſtumme Scene. Aber ſolche Auftritte laſſen ſich nicht treffend ſchildern, noch weniger dialogiren.

Beſcheiden zog jetzt Arriens ſchöne Hand den Schleyer vom Antlitz. Wie ein Dolchſtich fuhr die Würkung ihrer blendenden Schönheit durch Emiliens Herz. Unwillkührlich röthete ſich ihre Wange zum Neid, und die bis jetzt nur geahndete Gefahr dünkte

ihr

ihr Gewißheit. Dieſer verwundende Feuerblick, dieſe blendede Weiſſe, von der Schminke der Natur mächtig erhoben, dies auf dem wallenden Buſen umherrollende, geringelte Haar, dieſe wölbende Geſtalt des Arms und aller Muskeln, dieſe ſchlanke Gratienform im vollkommenſten Ebenmaaſe der Glieder, verbunden mit der ungewöhnlichen ihre Reize erhöhenden ſicilianiſchen Kleidung, dieß alles war ſelbſt den jungen ſtolzen Römerinnen der Aufmerkſamkeit und Bewundrung werth, und erregten bey dem dieſes Anblicks ſo lang entwohnten Melintes eine gefährliche Kataſtrophe. Sie verrieth ihn auch unausbleiblich. Tief verſunken in ihren Anblick ſah er, hört' er Emilien nicht mehr, vergaß ſich ſelbſt, glühte für Schaam und Liebe. Nicht viel weniger reizend erſchien Erichariß, die ihrer Gebieterin beſcheidentlich nachtrat. Nur Arrias Schönheit verdunkelte die ihrige, die für ſich hundert andre zu verdunkeln groß genung war.

Als Arria auch ihren Bruder umarmt, Freudenthränen des Wiederſehens an ſeiner Bruſt geweint, und ihre Verlegenheit dadurch ein wenig gemindert hatte, nahte ſie ſich dem Bette des Melintes. Jetzt erwacht' er aus ſeinem Taumel.

Mel. Nie konnt' ich auch nur träumen, reizende Tochter des Ariſtides, dich in einer ſo ſonderbaren Verfaſſung zu begrüßen.

Arria. Auf dem Lager glaubt' ich meinen Bruder zu finden, und ich finde ſeinen Freund darauf. Mein Herz iſt gerührt, wenn ich erwäge, daß Freundſchaft, daß Sorgfalt und Theilnahme dich wieder darnieder warf. Nimm meinen heißeſten Dank, und erlaube, daß ich nun ſtatt meines Bruders die Pflichten der Wiedervergeltung übe, und in deiner Krankheit dich pflege.

Emilie. Ein Poſten, den ſich Emilie nicht wird rauben laſſen.

Mel. Den ſie aber auch ſchon zu lange ehrenvoll bekleidet hat, als daß man ihr

nicht

nicht baldige Befreyung davon wünschen sollte. Doch, auch dein Erbieten, Arria, so schmeichelhaft es mir ist, werd' ich nicht annehmen, nicht bedürfen sogar, da deine Ankunft mich mit Riesenschritten der Genesung näher bringt. Schon fühl ich mich gestärkt, vielleicht noch heute meine üppigen Polster zu verlassen, und dann vielleicht in kurzem diese gütige Römerin von einer Last zu befreyen, die sie nun schon so lange mit beyspielloser Geduld und Nachsicht trug.

Emil. Solche Fremdlinge, wie Melintes und sein Freund, sind niemals und nirgends überlästig. Aber ich versteh diese Bescheidenheit. Schon lange schien dich Ueberdruß zu quälen in meinem Hause, und sicher wird die Gegenwart der schönen Sirakuserin mir einen Freund entwenden, für dessen Leben ich mit so zärtlicher Sorgfalt wachte. Aber niemand wird mir den Trost rauben, daß, welche glückliche Hand auch künftig für Deine Genesung sorgen möge,

sie

ſie es doch nie mit größerer Theilnahme thun kann, als ich es that.

Mel. Du verkennſt mich ganz, Emilie. Laß nicht Unwillen den Werth deiner Sorgfalt verdunkeln. Iſts wohl meine Schuld, wenn anhaltende Kränklichkeit mein Herz und meine Laune ein wenig verſtimmt hat? Und wenn nun die Ankunft ſo lieber, lang entbehrter Freunde Leben und Kraft in meinen Gliedern weckt, könnte dies meiner reizenden Pflegerin mißfallen? Nie wird Meſſina die zärtliche Vorſorge vergeſſen, die ihm aus der herablaſſenden Hand einer der edelſten Römerinnen ward. Meine Verpflichtung, meine Dankbarkeit dauert bis zum letzten Hauch meines Lebens.

Arria. Auch ich, edelmüthige Freundin, reihe meinen Dank an den meines Landsmannes, und ehre Dein Herz um dieſer Wohlthat willen.

Emilie. (Arrien umarmend.) Laß uns Freundinnen ſeyn!

Tags darauf.

Ariſtides. Palamedes.

Ariſt. Prächtig fürwahr, über alle Erwartung! Ich glaubt' auf Schwanen zu ruhn, von Roſen umduftet. Die ſchönſte Sclavin aus Aſien lauſcht' im Vorgemach auf meine Winke, und Ganymed reichte mir den Schlaftrunk. Aber ſage mir, mein Sohn, wie kamſt Du in dies Haus?

Palam. Ich vermag Dich nicht zu täuſchen, guter Vater! Jugendlicher Leichtſinn verwickelte mich in Kampf, der vor der Thür dieſes Hauſes zum Ausbruch kam, und dieſe Frauen nahmen aus Menſchlichkeit mich auf, pflegten mein mit beyſpielloſer Sorgfalt.

Ariſt. Nur aus Menſchlichkeit? Kannteſt Du ſie nie zuvor?

Palam. Beſter Vater, ja! zürne nicht. Ich lernte ſie im Cirkus kennen, und bewarb mich ſeitdem um Kamillens Gunſt.

Ariſt.

Arist. Ich zürne nie über geschehene, nicht mehr zu ändernde Dinge. Vorwürfe sind ein Werk schwacher Seelen. Aber warnen muß ich Dich und ermahnen, dies Haus sobald als möglich zu verlassen.

Palam. Du erschreckst mich, bester Vater! dies wäre Undank, schrecklicher Undank.

Arist. Die Liebe macht Dich kurzsichtig, mein Sohn. Wie kann es Undank seyn, wenn man eine Person, die sich unserer annahm, nicht allzulange belästigen will? Und siehst Du nicht, daß dies Haus im hohen Grade verdächtig ist? Dieser übertriebene Prunk, der das Werk der Freygebigkeit Andrer zu seyn scheint, dies Aus- und Eintreiben junger Männer, diese üppigen Gemälde und Verzierungen, dieser freye Zügellose Ton im Umgange, diese Ausgelassenheit und Freymüthigkeit der Leibeignen, alles dies erinnert an ein Haus der Freude. Trägt der Sohn des Aristides sogern Fesseln, die

ihm Schande bringen? Seufzt der Held in Aſien ſo gern zu den Füſſen einer Buhlerin? Edlere Mädchen harren Dein in Deiner Vaterſtadt. Laß uns fliehen Palamed, laß die Phrynen und Meſſalinen den Griechen und Römern. Den rauhern Sicilier dürfen ſie nicht feſſeln.

Palam. Dein Mund ſpricht Weisheit. Faſt wank' ich in meiner Treue.

Artſi. Treue? Wenn iſt man die einer Buhlerin ſchuldig? Laß uns eilen, ihnen für ihre Sorge zu danken, und denn in einem andern Theile der Stadt zu wohnen.

Dies Geſpräch unterbrach Othens Ankunft. Palamed glaubte, er komme ſeinen Vater zu begrüſſen. Aber er kam, ſeinen Freunden den Abſchiedskuß zu bringen. Nero, ſeiner weiſen Leitung überdrüſſig, hatt' ihn zum Statthalter von Luſitanien ernannt. In wenigen Stunden ſchon mußt' er das reizende Rom verlaſſen, um es mit dem geiſt- und reizloſen Luſitanien zu vertauſchen.

Er

Er ſah die ihm erwieſene ſcheindare Ehre für das an, was ſie würklich war, für eine feine Verweiſung. Schwer lag die Trennung von Sabinen, ſeiner Gemalin, auf ſeinem Herzen. Denn nicht nur die Begierden des Kayſers gegen ſie, die vorzüglich ſeine Entfernung veranlaßten, ſchmerzten ihn. Nein! mehr noch die erloſchne Treue Sabinens, die ihn nicht begleitete, ſondern, durch prachtvolle Geſchenke und Verſprechungen gewonnen, in den Armen des Kayſerlichen Wüſtlings zurück blieb — Thränen netzten ſeinen Abſchiedskuß aus den Augen der Sirakuſer, denn ſie verlohren nun ihre treuſte und ſicherſte Stütze am Hofe des rachſüchtigen Nero.

Unter den jungen Römern, die der ſchönen Sirakuſerin bald nach ihrer Ankunft huldigten, war Marcellin nicht der letzte. Unſre Fremden fürchteten ſeine Verfolgung

wegen Emiliens und Kamillens. Aber eine größere Gefahr harrete ihrer. Arrien sehn und für sie glühn, war von Seiten Marcellins nur eins. Seinem Meister gleich an Zügellosigkeit in Wollust und Rachgier, strebt' er ihn auch an Ränken zu Erreichung seiner Absichten ähnlich zu werden. Arria erfuhr dies im ganzen Umfange, und mit ihr unser Ritter, dessen Schicksal die Götter bereits fest an das seines Fräuleins geknüpfet hatten.

Wenige Tage nach Arriens Ankunft in Rom, als sie eines Morgens, von Erichario begleitet, den Melintes besuchte, mit ihm von den Begebenheiten ihrer Reise schwatzte, und sich seiner wachsenden Genesung freute, erschien Marcellin, der schon von der Ankunft der schönen Fremden die Spur hatte, in der Kammer des Melintes. Seltner kam er jetzt in dies Haus, und darum war sein Morgenbesuch unerwartet. Aber die Kunde von der Ankunft der schönen Schwester des

Va-

Palamedes war ihm zu wichtig. Eben führt' ihn ſein Genius zu einer glücklichen Minute her. Er fragte nach dem Befinden Melints, aber alles was er ſprach, zeigte von Zerſtreuung. Seine Blicke weilten mit Wohlgefallen auf Siciliens erſter Schönheit, und beſtrebten ſich, ihr ſonder Verzug die in ihm auflodernde Glut zu entdecken. Aber ſie, die dieſe Blicke nur allzubald verſtand, weil ſie dergleichen Huldigungen von männlichen Augen gewohnt war, ſuchte dies aufglimmende Feuer dadurch zu dämpfen, daß ſie ſich ſchnell entfernte, indem ſie vorgab, ſie wolle ihren Bruder beſuchen. Aber ſie dämpfte dies Feuer nicht dadurch. Es brach bald in hellere Flammen aus, als man nur immer fürchten konnte. Kaum war ſie weg, als Marcellin haſtig fragte:

Wer war die ſchöne Fremde?

Mel. Weil Du es denn verlangſt, ſo will ich Dir ſagen, was Du ſicher ſchon weißt:

weißt: sie ist Palameds leibliche Schwester, Arria ihr Name.

Marcel. Nimmer hätt' ich geglaubt, daß Sicilens Töchter so reizend wären. Traun, ihr Sirakuser begeht eine Thorheit, wenn ihr nach Rom kommt, hier die Schönheit zu suchen.

Mel. Das ist die gewöhnliche menschliche Täuschung. Was fremd oder fern ist, dünkt uns immer schöner und vollkomener zu seyn, als was wir in der Nähe haben. Diese Würkung findet auch bey mir statt. Ich wokte, ständ' es bey mir, alle Sicilianerinnen um eine einzige Römerin hingeben.

Marc. Dein spöttischer Blick straft Deinen Mund Lügen. Aber ich, bey den Göttern, gäb um diese Jungfrau alle Römerinnen, und Rom selbst dazu.

Mel. Nur einen Augenblick sahst Du sie, und glühst schon über und über. Edler Römer, mache dein Herz nicht schwer. Nur einige Tage wird die Schöne hier verweilen.

Marc.

Marc. Sorge nicht, Melint. Ich mache ſie Dir nicht abwendig. Und weil ſie zurückkehren könnte, was Dir während meiner Gegenwart nicht angenehm ſeyn dürfte, ſo will ich mich entfernen.

Er gieng, aber nicht weiter als in Palamedes Zimmer. Er hoffte hier die Schöne zu finden. Doch das Neſt war leer, denn nur Vorwand waren Arriens Worte. Er hatte nicht das Herz ſie aufzuſuchen. Die Leidenſchaft iſt gewöhnlich unentſchloſſen. Er verweilte lange bey Palamedes, aber ohne Erreichung ſeines Zwecks verließ er ihn endlich, doch mit dem feſten Vorſatz dieſe Huldgöttin näher kennen zu lernen.

Unterdeſſen hatte die ſchlaue Ericharis an Marcellus Betragen wohl gemerkt, weswegen er gekommen ſey, und ihrer Gebieterin ihren Verdacht eröfnet. Dieſe ging ſofort zu ihrem Bruder, und bat ihn dringend, ſie ja nicht in die Verlegenheit des Umgangs mit dieſem Menſchen Wüſtlinge

zu bringen. Hingegen wie so gern folgte sie der Einladung des kranken Melints, der sie dringend bitten ließ, in sein Gemach zu kommen, weil er sich sehnte, sein Herz vor ihr auszuschütten, denn eben war der Augenblick günstig und einsam, Emilia und Kamilla in Wirthschaftsgeschäften auf ihre Villa gefahren.

Diese erste ungestörte Herzensergießung enthüllte Arrien alle Verhältnisse ihres geliebten Meints gegen die beyden Römerinnen, und war ihr der angenehmste Beweiß von seiner Treue. Er nahm dann Gelegenheit sie vor dem längern Aufenthalte in diesem Hause zu warnen. Deine Tugend, sprach er, ist zwar über jede Gefahr erhaben, aber dies Haus ist deiner Gegenwart nicht würdig. Sie versprach seinen Rath zu folgen, und befolgt' ihn auch schon am andern Tage, indem sie mit ihrem Vater und Bruder die prächtige Herberge des Marimus bezog. Aber Melintes mußte nach

einige

einige Tage zurück bleiben. Emilie, die ſtolze Römerin, fand ſich bitter beleidigt. Sie, die ſchon ſo manchen edlen Römer unerhört zu ihren Füſſen ſchmachten ließ, ward nun von einem Sirakuſer, von einem Fremdlinge zuerſt verlaſſen. Sie hörte den Entſchluß ſeiner Entfernung mit ſchaamloſen Zorn, und überhäuft' ihn mit den bitterſten Vorwürfen. Aber der ſchlaue, geſchmeidige Melintes wußte ſie bald zu beſänftigen. Er verweilte noch zwey Tage bey ihr. Emilie glaubte dieſe benutzen zu müſſen. Sie ließ die Hülle der Unſchuld ſinken. Keine Lockung blieb unverſucht. Ueppige Tafeln, von halbnackten Sclavinnen bedient, Lieder der Wolluſt, von ihr ſelbſt auf der Skolie geſpielt, vom zärtlichſten Geſange, von den einladendſten Blicken begleitet, ſchaamloſe Bachanaltänze, die die Sinnlichkeit aus dem entfernteſten Winkel aufzureizen geſchickt waren, dies alles wechſelte unaufhörlich. Aber Melintes blieb ſich

gleich

gleich. Er gewährte nichts, ohne doch die Hoffnung zu endlichen Genusse zu benehmen, verwünschte seine von der Krankheit noch zurück gebliebene Schwäche, und verließ endlich, unter dem Versprechen baldiger Rückkehr, Emiliens Haus, um mit der angebeteten Arria unter einem Dach zu wohnen.

Seine Landsleute empfingen ihn mit offnen Armen. Er war nun seiner Geliebten so nah, aber er sah sie nur selten. Es war einmal ihr Plan, zurückhaltend zu bleiben, bis das Geheimniß seiner Geburt sich enthüllt hätte. Melints schwärmerische Liebe ergoß sich indes in zärtlichen lyrischen Liedern, die er so meisterhaft sang, und die der getreue Arcas fleißig auf ihren Nachttisch beförderte, um Arrien damit zu überraschen.

Marcellin war indeß nicht müßig. Auch er fand Mittel, seine Liebeserklärungen unvermerkt auf ihren Putztisch zu bringen.

So

So fand ſie eines Morgens eine Schreibtafel voll zärtlichen Unſinns. Daß ſie von Marcellin ſey, war nicht zu bezweifeln. Arria ließ ihren liebſten Rathgeber rufen, und zeigte ſie ihm mit holden Erröthen. Palamed kam auch dazu, und einſtimmig beſchloß man dieſe Schrift ins Feuer zu werfen, um dem Vulkan ein Opfer zu bringen, welches ſeine Gemalin nicht wollte. Noch dampfte das Wachs von Marcellins zärtlicher Tafel ein ſüßer Wohlgeruch für den geliebten Melintes, als Arria den Schleyer über ihr ſchönes Antlitz hing, um im Tempel der Veſta ihr Morgenopfer zu bringen. Marcellin, der all ihre Handlungen durch Kundſchafter ausſpähte, fand ſich bald nach ihr auch daſelbſt ein. In der Abſicht, die Würkung ſeines Schreibens aus ihren Betragen zu erfahren, drängt' er ſich dicht an ſie. Andacht, jene hohe Zierde des ſchönen Geſchlechts, erfüllt' auch Arrien mit ihren ſeeligen Gefühlen. Sie bemerkte den

Zu:

Zudringlichen nicht. Aber als er gar zu
den anfing, als er sagte: Möge die Gö
deinem Flehn so gnädig seyn, als ich w
sche, daß du dem meinigen seyn mögest,
erschrack sie, und hob ihren langen Schl
auf, zu sehn, wer so dreust am heili
Ort mit ihr spreche. Göttlich strahlte
Glanz ihrer Reize unter dem Tuch her
aber umdämmert von einer Miene
Zorns und Unwillens, die den Marce
mehr strafte, als alle mündliche Antw
die all seine Hofnung, dies Kleinod jen
auf gewöhnlichem Wege zu gewinnen,
lends verdrängte, und ihn zu dem E
schlusse verleitete, einen ganz ungewöhnlic
Weg zu Erreichung seines Zwecks einzusc
gen. Seinem in Ränken aller Art f
erfinderischen Geiste fehlt' es hierzu ni
an Kraft und Mitteln, und die Gelegenh
fand sich bald:

Arriens ſchuldloſe Seele wähnte ſich entehrt durch die Dreuſtigkeit eines Mannes, deſſen böſes Herz, deſſen ausſchweifenden Wandel ſie kannte. Hiernächſt flößt' ihr auch ein wenig Aberglaube, der öftere Begleiter weiblicher Frömmigkeit, den Wahn ein, ihre Unſchuld hab in Emiliens Hauſe Flecken erhalten, wozu gewiß die Warnung ihres Lieblings, ſich daraus zu entfernen, nicht wenig beytrug. Die entfernt von der großen Welt erzogene Sirakuſerin dachte freylich in dieſem Fall empfindlicher, als wohl keine üppige Römerin gedacht haben würde. Sie entſchloß ſich daher, Dianen ein Opfer zu bringen, und in ihren Tempel zu baden. Die Oberprieſterin Lucinens, Virginia, verſprach ihr die Reinigungsgrotte auf den folgenden Tag. Aber als ſie in den Tempel kam, entſchuldigte ſich Virginia, daß ſie ihr das Badegemach nicht eher, als nach 8 Tagen einräumen könne, weil eine Geſellſchaft römiſcher Jungfrauen vom Stande, die ſie ihr

vor-

vorziehn müſſe, ſich dieſe Tage über des hei-
ligen Bades bedienen wolle. Arria hatte
daraus nichts Arges. Sie gieng, und kam
am beſtimmten Tage wieder, von Erichario
begleitet. Die geweihten Jungfrauen des
Tempels führten ſie in das Badehaus. Dies
war ein an den Tempel angebauter
runder Pavillon. Unbeſchreibliche Pracht
ſtrahlte den Kommenden entgegen. Die
Wölbung den Kuppel war durch eine zierli-
che Decke gecönet. Die marmornen Bade-
wannen ſtanden in grottenähnlichen Vertie-
fungen. Säulen, Statüen, Altäre, Fußbo-
den, alles war von pariſchem Marmor.
Entzücken und Staunen durchdrang Arrien,
als ſie in dies Gewölbe trat. Noch nie
ſah ſie einen Reinigungstempel ſo ſchön.
Ungewöhnliche Pracht umgab dieſen reizen-
den Ort. Alle Verzierungen ſo wie alle
Geräthſchaften ſtrotzten von Golde, waren ſo
reich, künſtlich und neu, daß ſie die Hand
der Göttin erſt heute ſelbſt ausgeſchmückt zu

haben schien. Kostbare persische Tapeten bedeckten die Wände. Ein Ruhebett aus Cedernholz mit goldnen, getriebnen Leisten, die Gardinen von ächtem Purpur mit Gold durchwürkt, stand in der einen Grotte. Die Badewannen hatten Wasserleitungen mit goldnen Hähnen, bestehend aus Hieroglyphen von getriebner Arbeit. An der Seite des Eingangs stand ein silberner Kredenztisch mit goldnen Gefäßen, deren Ränder mit Edelsteinen aller Art garnirt waren. Dianens Statue war mit Kränzen von lebendigen Blumen geschmückt, und vom marmornen Altar dampfte das köstlichste Räucherwerk aus Arabiens aromatischen Wäldern. Aber noch nicht genung. Eine andre kostbare Tafel trug prachtvolle Kleidungsstücke und Gewänder; und neben der einen Wanne trug ein Tisch goldnes Waschgeschirr, Leinengeräth und kristallne Flaschen voll wohlriechender Wasser und Salben. Der Wanne gegenüber brüstete sich ein großer

Spiegel mit reichem Laubwerk von orienta-
ſchen Perlen.

Arria ſtaunte dieſe Pracht an. Aber
je mehr ſie ſie betrachtete, je weniger dünk-
ten ſie ihr bewundernswerth. Dieſe Ueber-
ladung von Koſtbarkeiten konnte das Gefühl
der holden Tochter der Natur wohl über-
raſchen, aber nicht feſſeln. Ihr gnügte Dia-
nens von Athens Anarilaus verfertigtes Ge-
bilde mit den Blumenkränzen. All die an-
dre perſiſche Pracht ſchien ihr übel ange-
bracht an einem Orte, wo man die Göt-
tin der Keuſchheit verehrte. Sie kniete nie-
der vor Dianens Statüe mit inniger An-
dacht, opferte nach der Sitte der Zeit, be-
ſprengte dann dreymal den Boden mit dem
heiligen Waſſer, und fieng an ſich auszu-
kleiden. Jetzt verließ ſie die Prieſterin.
Arria und Erichario waren allein. Die
Vorbereitungen waren vollbracht. Arria ließ
die letzte Bedeckung ſinken, und ſtieg in
die Wanne. Das Waſſer war ihr zu heiß.

Sie

Sie zog den reizenden kleinen Fuß zurück, und in dieſer Stellung, indem ſie der Sclavin befahl, kühles Waſſer aus der andern Röhre zu leiten, erblickte ſie ihre himmliſche Geſtalt im Spiegel. Anfangs hielt ſie die Geſtalt für ein von ihr noch unbemerkte in einer Grotte ſtehendes Lucinenbild. Aber die Bewegung verrieth das Leben dieſes Kunſtwerks. Sie war es ſelbſt. Noch nie hatten ihre ſchaamhaften Augen es gewagt, die Reize ihres Körpers in einem Spiegel zu betrachten. Sie erſchrack vor ſich ſelbſt. Das Gefühl der Sinnlichkeit ſiegt' auf kurze Zeit. Es ſtiegen ungewohnte Empfindungen in ihr auf. Sie konnte ſich nicht verhehlen, daß ſie eine der größten Schönheiten ſey, und betrachtete ſich eine Weile mit Wohlgefallen. Aber bald verſchwand der gefährliche Zauber wieder, und eine höhere Kraft, die Keuſchheit, beſiegt' ihn in Arrikens ſo ſchön geformten Buſen. Sie ſprang in die Wanne, und ließ Epicharis den

Spiegel, der ſicher nicht hierher gehörte, mit einem Tuche verhängen. Ihre Wange glühte vor Scham. Schalkiſch lächelt' Eucharis, und zog den Gürtel feſter um ihre Hüften. Stumm war die reizende Scene.

Aber ſie war es nicht lange. Finſterniß umwölkte den Himmel, gleich als zög' ein furchtbares Gewitter über den Tempel herauf. Ein klarer Staubregen von duftenden Wäſſern ergoß ſich über die Badende. Die Jungfrauen riefen ſich angſtvoll zu, und blickten furchtſam nach allen Seiten. Jezt verdrängte plözlich ein himmliſcher Glanz die drohende Finſterniß. Die Decke des Tempels zog ſich gemach auseinander, und ein entzückender Lobgeſang auf die Göttin dieſer heiligen Stätte, von jugendlichen Silberſtimmen geſungen, von Harfen und Flöten begleitet, tönt' in Arriens Ohren. Feyerlich ſank nun Diana ſelbſt auf den Schwingen der Luft hernieder, gekleidet in ein hellblaues Jagdgewand, noch am Buſen mit

mit diamantenen Gürtel gebunden. Ihr Diadem, der halbe Mond, ſchwebte blendend über ihrem fliegenden Haar. Die einfadend gerundeten Arme waren entblößt. Kurz und verrätheriſch war das wegende Gewand. Sandalen von Elfenbein beſchützten den niedlichen Fuß. Ein ſilberner Köcher auf dem ſchlanken Rücken, ein goldner Bogen am weichen Arm, vollendete den Reiz der keuſchen Göttin. Sobald ſie den Boden berührte, ſchwieg Muſik und Geſang. Mit dem Blick des Wohlgefallens nahte ſie ſich Arrien, die in ſtummer Betäubung da ſaß. Alſo ſprach ſie mit melodiſcher Stimme:

„Keuſcheſte der Jungfrauen Siciliens, die ſo oft am heiligen Quell Arethuſa (19) ſüße duftende Opfer mir brachte, mir dünkt auch jetzt lieblich dein Opfer, mich entzückt die Reinigkeit deiner Seele. Du rechneſt dir zur Schmach, was die Schmach einer andern iſt. Emiliens üppige Wohnung ver-

un-

unreinigte dich nicht, denn du bist schuldlos. Doch auch der Schatten von Verdacht müsse meine keuschen Jungfrauen nie treffen, nie müsse böse Nachrede an ihrer Ehre nagen, ja selbst der scharfsehende und lästernde Manus müsse nichts von ihnen zu tadeln finden. Dennoch warn' ich dich vor einem unauflöslichen Gelübde der Keuschheit. Du bist gebohren, das Glück eines Mannes zu machen. Folge dieser Bestimmung, daß mein Beyfall dich seegne; denn mir hult dich so würdig die Keuschheit der Ehegattin als die der Unvermählten. Sieh, ich habe dir einen Gemahl auserkohren, der das Glück deines Lebens vollenden wird. Willst du dem Rathe deiner Tugendbeschützerin folgen, so wähl' ihn zum treuen Gefährten deiner Jugend. Ich verlasse dich, holdes Kind der Natur, um bald an seiner Seite zurück zu kehren. Meine Genien werden dich umgeben, und zum Entschlusse dich einweihen."

So

So ſprach ſie, küßte Arrien auf die Stirn, und ſchwebte wieder hinauf in den bläulichen Himmel, der ſanft ſich hinter ſie zuſchloß. Dies ſeltſame Abentheuer überſtieg des Mädchens Faſſungskraft. Die Gegenwart einer Gottheit, ihr Glanz, ihre Milde, ihre Verheiſſungen, und dann die vorgefaßte Meynung, die in Arriens Lage ſehr natürlich war, daß der von Lucinen auserſehene Gemahl kein andrer, als Melintes ſeyn werde, dies alles wiegt' Arriens Seele in ein ſanftes Wohlbehagen. Der Zweck des Zaubers war erreicht. Sie rief, Euricharis, die in eine Ecke des Saals gewichen war, und ſtrebte nach Worten, ihre Gefühle der treuen Sclavin mitzutheilen.

Aber noch einmal wich der azurne Himmel, der ſich ſo eben geſchloſſen hatte, auseinander. Die zauberiſche Muſik ertönte wieder. Sechs kleine Genien gaukelten ſchwebend herab, und ſchoſſen, gleich Liebesgöttern, mit ihren goldnen Bogen klei-

ne Pfeile in das Badewasser, woselbst sie, sobald sie aufstießen, mit einem blauen Flämmchen zerplatzten. Neue Furcht bemächtigte sich Arriens. Aber — das Feuer beschädigte sie nicht — die Genien waren sanft und schön — alles war im Geschmack, im ehrfurchteinflößenden Gewande der heidnischen Volksreligion. Arriens Ehrfurcht vor Dianen wuchs. Die Genien entfernten sich. Die Musik der Sphären ließ sich noch einmal hören. Melodische Stimmen sangen Arriens Glückseligkeit, und den Ruhm der Göttin, die derselben sie würdigte. Jetzt erschien Diana noch einmal, herabschwebend am Arm eines Mannes, der mit den Attributen einer Gottheit gekleidet war, und über und über von Gold und Edelsteinen glänzte. Dies ist, sprach die Göttin, der Gemal, womit ich deine Tugend belohnen will. Nimm ihn aus der Hand deiner Schutzgöttin. Ehr, und Würde und Reichthum schmücken ihn. Nur durch ihn kannst

du

du glücklich werden. Meine Segnungen werden dich begleiten.

Tief herabgestimmt waren Arrions Gefühle, als der mitkommende Knabe nicht Melintes war, und ganz sanken sie zum Unwillen herab, als er in ihm den Marcellin erkannte. Sie, die bis jetzt, im Anschaun der Gottheit verlohren, kaum sich bewußt gewesen war, daß sie nackend da stehe, sprang nun schneller als ein Reh aus dem Bade, warf ein leinenes Tuch über sich, und sanck auf ein dastehendes Ruhebett. Diana ward aufgehoben. Ihr Günstling aber blieb. Die Göttin schien ihm die Vollendung des angefangenen Werks allein überlassen zu haben. Er nahte sich Arrien ehrfurchtsvoll. Während Erichard, die um die Gesundheit ihrer Gebietherin besorgt war, sie abtrocknete, wobey Marcellin so manchen verborgnen Reiz noch einmal gierig belauschte, verschwendete er tausend süße Worte, die Erschrockne zu beruhigen.

tigen. Er pries ſeine Gröſſe, ſeinen Adel, ſeinen Reichthum, die Gunſt des Kayſers. Er bewies die Reinheit ſeiner Abſichten dadurch, daß ſelbſt die Götter ſie in Schutz nähmen; drohte mit ihrem Zorne, wenn Arria unerweicht bliebe. Aber all ſeine Beredſamkeit war fruchtlos. Je mehr er bat und drohte, je tiefer hüllte ſich Arria in das Bettgeräthe. Marcellin ſchwieg nun von den Göttern. Er ſchwur, daß ſeine Liebe treu und grenzenlos ſey. Nur ihr wolle er ſein Glück verdanken. Als auch dieſer Weg vergebens war, riß er die Gardinen auf, warf ſich wie ein Raſender über Arrien hin, und beſchwor ſie, mit ſeiner quälenden Leidenſchaft Mitleid zu haben. Arria ſtieß ihn zurück. Sie konnte nur weinen. Jetzt nahm der Schändliche ernſtere Maaßregeln. Wenn dann ich nichts vermag, rief er aus, ſo mögen die Götter mich unterſtützen, und ihr angefangenes Werk vollenden helfen. Sofort öffnete ſich

der Himmel noch einmal. Die Sechs Geſtalten ſchwebten wieder herab. Einige entfernten die Schwein, andre hielten Arrien, und einer von ihnen bemühte ſich, die für Schaam glühende, bebende Dirne gewaltſam zu entblößen. Nun erſt giengen Arrias ens ſchwache Klagen in lautes Geſchrey über. Marcellin rüſtete ſich zur Gewalt. Arria fluchte den Göttern, daß ſie Gehülfen einer ſo ſchändlichen That ſeyn könnten. Sie flehte, ſie wand ihre Arme los, und mißhandelte das Angeſicht des Verräthers. Das Geſchrey der Erichtis war fürchterlich: Im entſcheidendſten Augenblick riß Virginia die Thüre des Baadeſals auf. „Welch ein Frevel, ſchrie ſie, die Hände ringend, war dies der Wille der Göttin? Entehrſt Du ſo ihren Tempel? Entferne dich, daß nicht die Blitze des mächtigen Olympiers dich treffen!“ Der in der Boßheit vollkomne Marcellin behielt ſeine Faſſung. Gelaſſen erwiederte er, als er die Unmöglichkeit ſahe,

ſeinen

seinen Zweck zu erlangen: „Hüte dich, daß nicht der Fluch dich selbst treffe, da du dich dem Willen der Göttin widersetzest, und mir ihr Geschenke raubst. Ihr sey die Rache anheim gestellt, ich kehre zu ihren Füßen zurück.“ Sprachs, und schwebte wieder aufwärts zum azurnen Himmel, der ihn zusammt den Genien willig aufnahm.

Arriens Zustand erreicht keine Beschreibung. So schnell aus den täuschendsten Träume aufgeschreckt sah sie auf einmal das von Marcellin angesponnene Gewebe der Bosheit und zitterte. Plötzlich gieng das zarte Andachtsgefühl des schuldlosen Mädchens, das so gern, so theilnehmend bey religiösen Scenen weilte, in Abscheu gegen diesen gemißbrauchten und entheiligten Dianentempel über. Willig ließ sie sich von Virginiens Jungfrauen ankleiden, und entschlüpfte, vor Schaamröthe glühend, an Ericharis Arm dieser gefährlichen Stätte. Sie kam zu ihrem Bruder, und erzählte ihm mit Haß

den

den Vorgang, ſo weit es jungfräuliche Beſcheidenheit ihr erlaubte. Er theilte ihn ſofort ſeinem Freunde mit. Aber, aus wahrer gutgemeynter Abſicht verſchwieg man ihn vor dem Vater. Virginia erſchien bald darauf ſelbſt, begehrte Arrien ohne Zeugen zu ſprechen, und bat fußfällig um Vergebung. Es entdeckte ſich nun, daß ſie Marcellins Schweſter war, daß er eben bey dieſer zugegen war, als das Reinigungsbad beſtellt wurde, und mit Bitten und Drohungen die Oberprieſterin bewog, an jener Götterfarce Theil zu nehmen, und die künſtlichen Dekorationen des Badeſals zu erlauben. Ein Korinthiſcher Baumeiſter übernahm dieſe, und vollendete ſie mit ſo täuſchender Kunſt, daß ein ſo frommes Mädchen wie Arria, wohl hintergangen werden konnte. Der ungeheure Aufwand, den dieſe ganze Vorrichtung verurſachte, floß aus dem kayſerlichen Schatze. Eine der ſchönſten und beſten Schauſpielerinnen Roms hatte die

Rolle der Diana übernommen, und die Genien waren ebenfalls Knaben vom Theater.

Arria verzieh Virginien willig, um durch Verſchweigung dieſes Vorfalls ihrer eignen Ehre zu ſchonen. Aber tief ſchmerzte ſie es, wenn ſie dem Gedanken Raum gab, daß Marcellin wahrſcheinlich den Augenblick ihrer Schwäche vor dem Spiegel beobachtet habe. — Man rüſtete ſich von dieſem Tage an zur Abreiſe, und Arria ſchwur, nie wieder in einem Tempel zu baden, ſondern die Geſchwulſt und Flecken ihrer Keuſchheit zu Syrakus im heiligen unentweihten Quell Arethuſa zu tilgen.

Ende des erſten Theils.

Anmerkungen.

1.

Cirkus.

Ein groſser Platz, für die öffentlichen Spiele beſtimmt, rund, und ringsum mit Logen und Gallerien umbaut, die man zuſammen das Amphitheater nannte. In dieſem befanden ſich die Zuſchauer. Der mittelſte, für die Kämpfer oder Spielenden beſtimmte Platz war unbedekt, prächtig, mit Marmor gepflaſiert. Der ſpätere atheniſche Cirkus war nach dem römiſchen gebauet, kam ihm aber an Pracht nicht gleich, nachdem Caligula den mittlern Raum oder das Theater mit rothem Marmor ausſetzen, und die Quadrate mit Gold zuſammenlöthen, Heliogabalus aber die Gallerieen mit vergoldetem Silberblech bekleiden laſſen.

2.

Talent.

Eine Summe von ſehr verſchiedenem Werthe. Das kleinſte Talent betrug nach

unſerm Gelde tauſend Gulden oder 666 thlr. 16 gr. ein andres 60 Pfund oder Miner, mithin 866 thl. das große attiſche Talent endlich 1083 thl.

2.

Piſa.

Bekannter unter dem Namen Olympia, eine Stadt im Peloponnes, in der Landſchaft Elis. Sie führte jenen Nahmen von der berühmten, ungeheuer großen Statue des Jupiter Olympius. Nahe bey dieſer Stadt, am Fluß Alpheus, wurden aller 4 Jahre die ſchon von Herkules angeordneten olympiſchen Spiele gehalten, die in gymnaſtiſchen und wiſſenſchaftlichen Preisbewerbungen beſtanden. Aus den entfernteſten Gegenden kamen Ritter und Herrn, Könige ſogar, hierbey, um an dieſen Spielen Theil zu nehmen, oder ſie thaten es durch Abgeordnete, welches erlaubt war, wie z. B. beſonders bey den Städten. Hier zu ſiegen, war ehrenvoller, als eine gewonnene Feldſchlacht. Noch rühmlicher war es, in mehr als einer Kunſt auf einmal den Preis zu erhalten; wie denn ſchon Plutarch, Euripides u. a. den dreyfachen Sieg des Alkibiades zu Olympia rühmen.

4.

Helleſpont.

Dieſes iſt jener enge Arm des Archipel, der ſich gegen Norden in den Pontus Euxinus endigt. Er iſt nur ½ deutſche Meile breit, aber 25. lang. Heut zu Tage nennt man ihn die Dardanellen, wegen der denſelben Nahmen führende ſchwarzen Kaſtele oder Thürme, womit ſeine beyden Ufer, gegen das Meer hin beſetzt ſind. An ſeiner nördlichen Mündung liegt das vormalige Bizanz und heutige Konſtantinopel.

5.

Artarata.

Die Hauptſtadt des alten Armeniens, am Fluſſe Araxes, von Hannibal erbaut. König Tiridates ſtellte ſie nach dem Kriege mit Korbulon prächtig wieder her, und nennte ſie Nemea Es iſt das heutige Teflis.

6.

Arſaciden.

Drey Könige, die den Nahmen Arſaces führten, regierten mit Ruhm im Reiche der Parther, und noch lange nach ihnen behaupteten ihre Nachkommen in grader Linie den Thron. Der erſte wurde im Jahre 508.

nach Erbauung Roms vom Volke zum Könige erwählt.

7.

Tiridates.

Der Krieg des Tiridat mit Korbulon dauerte geraume Zeit, doch unterbrochen. Was in dieſer Geſchichte davon vorkommt, iſt nur einer der entſcheidendſten und vermuthlich der letzte Feldzug dieſes berühmten römiſchen Prokonſuls in Aſien.

8.

Tigranocerta.

Auch Tigranopolis genannt; das heutige Sultania.

9.

Timoleon.

Einer der berühmteſten nicht fabelhaften Helden des Alterthums. Er war Feldherr der Korinther, ein ſo ſtrenger Demokrat, und ſo großer Feind des Ariſtokratismus, daß er den Tod ſeines Bruders Timophanes veranlaßte, weil es ſchien, als wolle er nach einiger Herrſchaft anmaaßen. Er ward deswegen von ſeiner Mutter verfolgt, und

um

um die Gunſt des Volks gebracht, worauf er an 20 Jahr in einer Einöde lebte. Er würde darinn vielleicht ſein Leben beſchloſſen haben, hätten ihn nicht die Korinther nach Sicilien geſendet, um die Stadt Syrakus von der Tyranney des Dionyſius zu befreyen. Er vollendete dieſen Auftrag mit Glück und Klugheit, verjagte Dionys, und befreyte nach und nach ganz Sicilien von der Herrſchaft ſeiner Tyrannen. Nach Vollbringung dieſer edeln Thaten lebt' er wieder als Privatmann auf einem von der Republik Syracus ihm geſchenkten Landgute nahe bey der Stadt, und ſchlug alle Ehrenämter aus. Aber der Staat unternahm dennoch nichts wichtiges ohne ſeinen Rath. Nach ſeinem Tode erbaute man ihm ein prächtiges Grabmaal, unter dem Nahmen Timoleontum berühmt, auf dem die Jünglinge im Fechten und der Gymnaſtik überhaupt unterrichtet wurden.

10.

Craſſus und Antonius.

Marcus Licinius Craſſus, der nach einander alle Würden der röm Republik bekleidete, war der gröſte Geizhals ſeiner Zeit, einer der erſten, der Sklavenhandel trieb, womit er unermeßliche Summen gewann. Mehr noch erwarben ihm ſeine Bedrückungen

und

und Eroberungen; wie er denn aus dem Tempel zu Jeruſalem an 6 Millionen werth plünderte, und eine unermeßliche Beute aus Judäa nach Rom brachte. Er überwand einſt aus gewiſſen Abſichten ſeinen Geitz ſo weit, daß er das ganze Röm. Volk traktirte, und jedem Bürger auf 3 Monathe Getraide mit nach Hauſe gab. Sein Vermogen betrug, als er gegen die Parther zu Felde zog, über 7000. Talente, alſo an 5. Millionen Thaler. Ebenfalls aus Geitz unternahm er, als Konſul, dieſen Partherkrieg, der jedoch ihm und ſeinem Sohne das Leben koſtete. Man brachte ſeinen Kopf zum König Orodes, der, ſeines Geitzes zu ſpotten, ihm geſchmolzen Gold in den Mund gießen ließ.

Marc Antonius veranlaßte, als römiſcher Konſul, einen traurigen Bürgerkrieg, und eine Theilung des Reichs mit dem Cäſar Auguſtus. In Aſien focht er Anfangs glücklich, ließ ſich aber von der wollüſtigen Königin Kleopatra bethören, woraus für ihn eine Reihe von Unglücksfallen entſtand. Er entleibte ſich ſelbſt, und ſtarb in den Armen dieſer ägyptiſchen Buhlerin.

11.

Pyräus.

Ein groſſer Hafen, den Themiſtokles mittelſt hoher Mäuern mit Athen verband.

Jetzt

Jetzt heißt er Porto leone, wegen des groſſen Löwens von Marmor, der daſelbſt am Ufer lieget.

12.

Ceramikus.

In Athen war die Beſtimmung dieſes Nahmens zweifach. Ein Ceramikus war in der Stadt, mit Alleen, Statüen und Kolonnaden geziert, wo ſich die ſchöne Welt verſammelte, und beſonders die Freudenmädchen aufhielten. Ein zweyter war außerhalb der Stadt, enthielt die Grabmäler der Helden, und war der ſtillen Betrachtung geweiht. Da die Sirakuſer in allen Dingen die Affen der Athener waren, ſo hatten ſie ſicher auch den Ceramikus.

13.

Griechiſche Sitten.

Eben ſo ware mit ihren Sitten und Gebräuchen. Daher konnte man wohl nicht ohne Grund Arriens Eingezogenheit für griechiſche Sitten, die den Damen erlaubten überall, ſogar bey Feſtgelagen, zu erſcheinen, beyſpiellos nennen.

14. Po-

14.

Potatismus.

Faſt daſſelbe, was in Athen der Oſtracismus war. Das Volk verſammelte ſich auf einem öffentlichen Platze. Hier ſtand ein Gefäß, in welches jeder Bürger, unter Aufſicht der Archonten, ſeine Scherbe warf, worauf der Nahme des Mannes ſtand, der ihm verdächtig und der Verbannung werth dünkte. Die Stimmen wurden alsdenn gezählt, und weſſen Nahme am zahlreichſten aufgeſchrieben war, der mußte, nach dem Oſtracismus 10 Jahre, nach dem Potatismus aber nur 5 Jahre, die Stadt und ihr Gebiet meiden.

15.

Lilibea.

Eine ſtarkbefeſtigte Stadt am Ufer des Meeres in Sicilien. Sie war vormals eine berühmte hohe Schule. Jetzt heißt ſie Marſala.

16.

Liebenswürdige Mädchen.

Dieſe artige Stelle verdient nachgeleſen zu werden, beſonders darum, weil ſie auch auf

auf mehrere groſse Städte paſst. Sie ſteht: Art. amator. L. I. v. 57. ſeq.

17.

Colaſſeum.

Das Amphitheater des Titus. Es ſtand bey demſelben ein Coloſſus, nach dem zu Rhodus gebildet, aber weit kleiner. Nero ließ ihn von Zenodorus verfertigen, und das Nachbild ſeines eigenen Kopfes darauf ſetzen. Veſpaſian nahm dies nach Neros Tode weg, und ſetzte dafür eine Sonne hin; worauf aber Commodus die Sonne wieder aufhoben, und ſeinen Kopf darauf ſetzen ließ.

18.

Via Appia.

Dreyſsig Thore hatte Rom, aus denen man auf eben ſo viel breite, gutgepflaſterte Landſtraſsen kam, die insgeſammt ihre eignen Nahmen hatten. Eine ſolche Straſse war auch Via appia. Sie reichte an 30 teutſche Meilen weit, und war überall mit breiten Baſalt- oder Hornſchieferſteinen gepflaſtert, die ſo in einander gekittet waren, daſs die ganze Straſse aus einer Maſſe zu beſtehn ſchien.

ſchien. Für müde Wandrer waren überall an den Seiten ſteinerne Bänke angebracht. Am Ende jeder Meile ſtand eine Wegſäule. Die Breite dieſes Wegs betrug 25. röm. Fuß. Die Dichter nannten ihn die Königin der Heerſtraßen. Der Konſul Appius Claudius war ihr erſter Erbauer, aber ihre größere Vollkommenheit erhielt ſie von Kaiſer und Trajan. Man ſieht noch in verſchiedenen Gegenden von Neapel Ueberreſte von dieſer koſtbaren Straße. Minder prächtig, aber doch vorzüglich, waren die übrigen Landſtraßen, z. B. Via Aemilia, die in der Folge ebenfalls vorkommt.

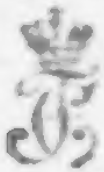
Kleine

Proſaiſche Schriften,

vom

Verfaſſer des Moriz.

Siebentes Bändchen.



Weimar, 1801.

bey der Hoffmanniſchen Buchhandlung.

Ein Mann wie Marcellin wird ſeine Plä-
ne nicht leicht aufgeben. Wenn ihm einer
miſslingt, ſo wird er deſto eifriger, einen
andern auszuſinnen. Doch, da diesmal die
Liſt des Böſewichts miſslungen, und wahr-
ſcheinlich verrathen war, ſo durft' er vom
Betruge hinfort nichts weiter hoffen. Er
ſchlug daher einen andern Weg ein, nemlich
den, um Arriens Hand förmlich zu werben.
Auch dieſer Plan war auf Liſt berechnet.
Es dünkt' ihm zuverläſſig, daß Ariſtides ei-
nen Eidam nicht verſchmähen würde, der
römiſcher Rathsherr, der reich und ein

Günſtling des Kayſers war. Ihm war es eins, ob Arria ihn liebte, oder nicht, wenn er nur, ſeys freywillig oder gezwungen, zu ihrem Beſitz gelangte. Was hielt ihn auf, ſie, wenn er ihrer überdruſſig ſeyn würde, wieder zu verſtoßen, oder wohl gar durch einen Giftbecher aus dem Wege zu räumen. Der Plan war ganz nero-niſch, ganz des Günſtlings eines ſolchen Despoten würdig.

Marcellin, vertraute ſich zuerſt dem Maximus. Ihm gab er Vollmacht, mit den Syrakuſer-Rathsherrn die Sache einzuleiten, und um ſeine Tochter für ihn zu werben. Er ließ ihm alle Ehren verſprechen, die das ſtolze Rom und ſein Despot ihm nur gewähren konnte. Er ſtellte ihm frey, ob er ſeine Tochter hier im Arm der zärtlichſten Liebe allein zurücklaſſen, oder ſelbſt in Rom bleiben, und ein gepriesener, gefürchteter Mann werden wolle. An Arrien gab er ihm keinen Auftrag. Ihre Antwort konnte er voraus wiſſen.

Maximus fand ſich durch dies Zutrauen geſchmeichelt. Dabey durft' er, würd ihm ſein Antrag gelingen, allerdings auf glänzenden Lohn hoffen. Darum ſäumt' er nicht, noch an demſelben Tage ſeine Werbung anzubringen. Der gute Vater, der von allen bisher bewieſenen Ränken des Marcellin nichts wußte, nahm den Antrag nicht ohne Rührung auf. Ihm dünkte nun auf einmal die Verwundung ſeines Sohnes, und ſeine Reiſe nach Rom ein Rathſchluß der Götter. Zwar fiel es ihm ſchwer, ſich von ſeiner Tochter zu trennen, noch ſchwerer, ſeine Vaterſtadt, ſeine Wälder in derſelben zu verlaſſen. Aber der blendende Glanz eines römiſchen Senators ſtellte alle dieſe Einwendungen des Herzens in Schatten. Er bath ſich jedoch eine kurze Friſt zur Ueberlegung in einer ſo wichtigen Angelegenheit aus, und verſprach, ſeiner Tochter den Antrag ſogleich zu eröffnen. Da er auch gewohnt war, nichts wichtiges ohne den Rath ſeines Brü-

ders Dicearkus zu unternehmen, ſo ſandt' er ſofort einen Bothen nach Sirakus an ihn ab, und heiſchte ſeinen Rath. Maximus zu: beite hoch auf, daß der Anfang ſeiner Un: terhandlungen ſo hofnungsvoll war. Er gab ohne Verzug dem Marcellin davon Nach: richt, der dann in ſeinem Herzen bereits frohlockte, und von nun an alles anwendete, Arrien mit ſeiner Pracht die Augen zu blen: den, da er ihr von Liebe nichts vorzuſagen ja ſie ſelbſt nicht einmal zu ſprechen wagte. Er erſchien täglich mit glänzenden Pomp im Tempel, von einer Menge prächtig gekleide: ter Sclaven begleitet; er drängte ſich bey öffentlichen Aufzügen mit wahrer Frechheit hart an den Kayſer; er bewieß ſich überall herablaſſend, menſchenfreundlich, wohlthätig gegen die Armen, demüthig gegen die Götter.

Nachdem Ariſtides eine ſchlafloſe Nacht hindurch an dem Antrage verdaut hatte, ließ er am folgenden Morgen ſeine Kinder rufen, und machte ſie mit demſelben bekannt. Ver:

gebens würd' ich es wagen, ihr Erſtaunen zu ſchildern. Lange blieben ſie beyde ſtumm. Das Stillſchweigen brach endlich

Ariſt. Ihr ſeyd beyde beſtürzt? Du glühſt vor Unwillen, Palamed? Noch nie ſah ich Dich mit dieſem Antlitz vor Deinen Vater.

Palam. Verzeihe, mein Vater, wenn ich mich über dieſen Antrag nicht ſobald erholen kann. Er iſt mir allzu unerwartet. Aber hoffentlich eröfnet Deine Güte ihn uns nur, um uns zugleich zu ſagen, daß Du ihn ablehnen werdeſt.

Ariſt. Du ſprichſt räthſelhaft, mein Sohn. Warum ſoll ich abgeneigt ſeyn, meine Tochter einem der mächtigſten römiſchen Senatoren zur Ehe zu geben? Nur die Trennung von ihr fällt meinem Herzen ſchwer. Aber entſchließe ich mich hier zu bleiben, ſo ſehe ich keine Schwierigkeit weiter, und der Weg zu den höchſten Ehrenſtellen ſteht mir und Dir offen. Aber warum

um ſchweigſt Du ſo ganz Arria? ſeh ich recht? Thränen in Deinen Augen?

Arria. Ja wohl Thränen, Vater! Ich bin auſſer mir, wenn ich voraus ſehe, daß ich den Gehorſam gegen Dich, und die Abneigung vor dieſer Sache, nie werde vereinigen können.

Ariſt. Aber was habt ihr gegen dieſen Marcellin?

Pakam. Länger zu ſchweigen wäre Hochverrath an Dir, mein Vater! Wiſſe denn, daß Marcellin der verworfenſte Böſewicht iſt, daß er die Schandthaten des Kayſers ausführen hilft, daß Rom unter ſeinem Joche ſeufzt, daß hundert Mädchen ihre Unſchuld durch ihn verlohren beweinen, und das Blut eben ſo viel Gemordeter über ihn zu den Göttern um Rache ſchreyt. — Aber noch nicht genug. Wiſſe, daß er es war, der Deinen Erſtgebohrnen verwundete, und der, als er ſah, daß ſein Stoß nicht hinlänglich getroffen hatte, zur Verdoppelung ſeiner

Zuflucht nahm, und mir unterm Deckmantel der Freundschaft eine giftige Salbe zuschickte, von der ein Hund nach 4 Stunden starb. Sprich, Vater, ist dieser würdig, Dein Sohn, mein Bruder zu seyn?

Arist. – Halt ein, Verwegener! Du häufst Verbrechen zu Gebürgen auf einander. Siehe zu, daß nicht Verläumdung und Irrthum Dich hintergangen haben.

Palam. Gewisser kann die Sonne nicht über mir scheinen, als Marcellin mein Mörder auf doppelte Art zu seyn strebte. Oder willst Du Zeugen? Sie sollen Dir werden.

Arist. Noch nie sprachst Du mir von diesen Dingen. Sage, Sohn, kannst Du Mistrauen dem Vater verargen, dem Du Dein Vertrauen zu schenken anstandst?

Palam. Dein Vorwurf trift. Aber hör auch meine Entschuldigung. Ihrem Vater eine Kränkung zu ersparen, schwiegen wir, verschweigen wir der beleidigenden Un-

hil-

bilden von dieſem Marcellin noch mehrere. Auch war Nero in dieſe Sache verwickelt, und das heiſcht' unſre ſtrengſte Verſchwiegenheit. Wollt' uns dieſer Wüthrich doch ſchon ſeiner Rache anſopfern, und längſt irrten ich und Melint an den Ufern des Styx herum, hätten nicht Arkas und Rufus großmüthig unſer Leben durch Aufopferung des ihrigen gerettet, und dann der edle Otho unſre Begnadigung ausgewürkt.

Ariſt. Blitz auf Blitz! Wohl muß um des Kayſers willen dieſe Sache verſchwiegen bleiben. Sein Arm reicht zu weit. Aber was ſoll ich dem Maximus antworten? Wie ſoll ich, wenn auch deine Erzählungen meinen Sinn änderten, ihm abſchlagende Erklärung geben, ohne ihn zugleich mit dem Grunde darzu, mit jenem Geheimniß bekannt zu machen?

Arria. Lieber jede Gefahr auf mein Haupt, als den Mörder meines Bruders an meiner Seite im Thorus.

Ariſt. Ueberlegt wohl, was Ihr thut. Ihr entfernt die Gelegenheit von Euch, unſer Haus auf den höchſten Gipfel des Anſehens und der Macht zu erheben. Zwar, ungern würd' ich Feindſchaft und Uneinigkeit in meinem Hauſe ſehn. Aber bedenkt auch, daß vieles von dem, was Ihr mir ſagt, erdichtet ſeyn, daß man Euch getäuſcht haben kann, daß endlich aus Todfeinden oft innige Freunde werden, und das Band der Ehe ſo manche Uneinigkeiten ſchlichtet.

Palam. Um neue dafür zu erzeugen. Wenn meine Schweſter dieſem Ungeheuer ihre Hand reichen muß, ſo ſtoßt mich aus euerm Stamme. Ich will lieber Vaterlos herum irren, als dieſen Elenden Bruder nennen.

Ariſt. Der erſte Sturm des Unwillens. Ich kenne meinen Sohn — Aber noch hab ich nicht entſchieden. Laſſet uns mit Klugheit verfahren, meine Kinder! Zurückweiſung wird den Günſtling des Kayſers um-

unversöhnlich gegen uns aufbringen. Darum prüfet meinen Antrag. Verlasset mich jetzt. Und Du, Arria, wirst auf meinen väterlichen Befehl den Marcellin mit anständiger Freundlichkeit begegnen.

Arria konnt' ihre Wehmuth, ihren Unwillen nicht länger verbergen. Sie flüchtete schluchzend aus dem Zimmer, indeß Melintes eben eintrat. Er wußte nicht, wovon die Unterredung gehandelt hatte. Aber Thränen in Arriens Auge sehn, dieser ihm seltne sein Herz zermalmende Anblick, war die Losung zum Aufruhr. Er, der sonst voll Bescheidenheit von jedem auch noch so unbedeutenden Geheimnisse zurück wich, fragte jetzt hastig nach der Ursach dieser Thränen, und fragte bitter. Bitter antwortete ihm der Vater, höhnisch lächelt' er seiner Frage. Ihm ward auf einmal Melintes Liebe zu seiner Tochter, die er ohnehin schon aus ihrem gegenseitigen Betragen abnehmen mußte, zum Gewißheit. Schnell drängte sich nun

nun der Verdacht in sein Herz, daß alle jene dem Marcellin aufgebürdete Beschuldigungen wohl erdichtet seyn könnten, daß man vorbereitet spreche und handle. Tausend Ideen von Betrug, von heimlichen Plänen, von Herabwürdigung der väterlichen Gewalt kreuzten durch seine Seele. Ihm schien nichts mehr unverdächtig. Selbst Palamedes Verwundung konnte gemischte Karte seyn, Arrien nach Rom zu locken. So schreitet die Seele mit Riesenschritten von einem Verdacht zum andern, wenn einmal der erste Winkel gefchlagen hat. Unwille folgte diesem Wahn, und fast bestimmt ihn dieser zu dem Entschluß, von seiner Tochter unbedingten Gehorsam zu fordern.

Melintes, der wohl fühlte, daß seine Gegenwart jetzt überflüssig war, entfernte sich schonend, nachdem er vorher noch seinen Freund erinnert hatte, dem Vater den Vorgang in Lucinens Tempel nicht länger zu verschweigen. Palamed erzählte sofort die-

diese niedrigen Kunstgriffe der Länge nach, und machte damit das Herz des Vaters erbeben. Er wankte wieder in seinem harten Entschluß. Ihn trieb der Sturm der Unentschlossenheit in einem fürchterlichen Wirbel umher.

Während dies geschah, stürmte Melintes, fast außer aller Fassung, in Arriens Gemach, und fragte mit derselben Hast, die er beym Vater an sich blicken ließ, ob sie dem Marcellin ihre Hand reichen würde? Nur die Antwort der Dirne, daß sie fest entschlossen sey, sich eher mit dem Tode, als mit Marcellin zu vermählen, konnt' ihn abhalten, ihr, uneingedenk seines Geldbusses, sein Herz durch Vorwürfe der Liebe zu entfalten.

Arria kannt' ihren Vater. Einen festgefaßten Vorsatz gab er sehr schwer oder nie wieder auf. Darum fürchtete sie alles. Zwar hofte sie in freundlichern Augenblicken, daß sein Herz nicht den Vater verleugnen,

sie

ſie nicht mit Gewalt zu dieſer Vermählung zwingen würde. Aber ihre Begriffe von kindlichem Gehorſam waren ſo ganz uneingeſchränkt, ſo ganz ihren ſchwärmeriſch edeln Grundſätzen angemeſſen, daß es ihr ſchon Verbrechen dünkte, ſich nur durch die beſcheidenſte Weigerung den Befehlen des Vaters zu widerſetzen. In der äußerſten Verlegenheit blieb der muthigen Römerin, die den Selbſtmord nicht als Verbrechen kannte, faſt nichts als Gift oder Dolch übrig, und ſie war feſt entſchloſſen, lieber eines von beyden zu wählen, als ſich dem Mörder Marcellin in die Arme zu werfen.

Unterdeſſen kam der Bothe mit der Antwort des Dionarkus aus Sirakus zurück. Dieſer ehrgeitzige Ariſtokrat rieth aus allen Kräften zur Verbindung Arriens mit Marcellin. Ihm dünkte nichts glücklicher, nichts erwünſchter zur Verherrlichung ſeines Hauſes, als dieſe Vermählung. Gern wollt' er die Schätze des Diokles ſammt ſeinen Sohn

Amyn-

Antonius um dieses glänzenden Römers wil-
len fahren lassen. Er ließ zugleich Arrien
ermahnen, ihr Glück ja nicht von sich zu
stoßen.

Diese Auffassungen überwanden beym
Arruntes alle noch ungehobene Bedenklichkei-
ten, und brachten ihn zu einem unerschütter-
lichen Entschluß. Sie verdrangten auch selbst
das Andenken an die Badeseene im Tempel,
oder stellte sie als leicht verzeihlich, als jugend-
liche Uebereilung dar. Er vernichtete alle fer-
nere Gegenvorstellungen mit dem väterlichen
Machtworte, wollte nichts weiter hören, und
befahl seiner Tochter, daß sie sich gefaßt
mache, morgen mit Marcellin feyerlich ver-
lobt zu werden. Der Erfolg war, daß Ar-
ria erkrankte, ob würklich oder scheinbar,
das läßt sich in einem solchen Falle wohl
schwer entscheiden. Die Blässe ihrer Wan-
gen erschreckte zwar den Vater, konnte aber
dennoch nichts weiter bewürken, als einen
Tag Aufschub. Diesen benutzte Arria nach

Mög-

Möglichkeit. Da sie selbst nicht ausgehen konnte, so befahl sie ihrer treuen Epicharis, ihre Kleider anzuziehen, ihren großen Schleyer zu nehmen, den sie während ihrem Hierseyn fast immer trug, und nach dem Tempel zu gehen, dann dem Marcellin, der sich ohnfehlbar daselbst einfinden, und ihr nähern würde, zu sagen, daß sie nie die seine werden könne, daß er so klug seyn und zurück treten, oder erwarten solle, daß sie selbst Hand an sich legte. Epicharis spielte ihre Rolle so, wie es von diesem verschlagenen Mädchen zu erwarten war. Nicht nur ahmte sie ihrer Gebieterin so täuschend nach, daß Marcellin keinen Betrug merkte; sondern sie sprach auch so entscheidend mit ihm, als er es nur erwarten konnte. Freylich war nicht das, was ihr Arria auftrug. Aber es war wahrscheinlicher, gab der ganzen Sache eine andre Wendung. Bald sollen meine Leser aus ihrem eigenen Munde erfahren, was sie mit ihm sprach. Sie kehrte

dann

dann zu ihrer Gebieterin zurück, und berus higte sie durch eine Antwort, die hoffen ließ, Marcellin werde freywillig zurücktreten.

Sehr mannigfaltig waren nun die Stimmungen der Gemüther in Maximus Hause. Der Wirth machte glänzende Vorbereitungen, und die Augenblicke, welche dies Geschäft leer ließ, benutzt' er dazu, der Familie von dem Ansehen und Reichthum des Marcellin blendende Gemählde entwerfen. Aristides sah bereits seine Tochter als die Gemahlin eines römischen Rathsherrn, eines künftigen Consuls glänzen. Melintes und Palamedes giengen mit verdissner Wuth hin her, fest entschlossen, es lieber zu blutigen Auftritten kommen zu lassen, als Arrens Hand in der des Marcellin zu sehen. Arria, ungeblendet von dem Glanze, den ihr Maximus und Aristides ins Auge spielten, wog die Tugenden des Melintes mit diesem Glanze, und tief sank die Waagschale der erstern. Ihr Entschluß war fest. Schon

steckt'

steckt' in ihrem Busen das bittersüße Pulver, gemischt aus dem Extracte des gefleckten Schierlings und Zucker, das das Verlobungsmahl zu ihrer Todtenmahlzeit gemacht haben würde, wenn kein anderes Rettungs-Mittel übrig blieb. Denn ihr hatten die beyden Freunde nichts davon vertrauet, daß sie bewafnet beym Mahl erscheinen würden. Bleich und mit halber Verzweiflung schlich sie herum. Der geblendete Vater sah nicht ihren innern Kampf. Er berechnete nur den Gewinn an Rang und Größe, und hielt das Herz der Tochter — was sehr viele Väter thun — für einen Federball. Seinem Sohne traut' er nicht. Er ermahnt' ihn viel und oft, ja nicht über schwarzen Anschlägen gegen seinen künftigen Schwager zu brüten. Gern hätt' er den Melint, der ihm ein Dorn im Auge war, entfernt, hätt' er nicht befürchtet, dadurch noch mehr den Unwillen seines Sohnes zu reitzen.

So verflossen die Stunden des Aufschubs, und die Trauerscene kam näher. Immer stummer und stiller wards im Zirkel dieser auf mannigfaltige Weise getäuschten Familie. Jedes verschloß seine Gefühle, seine Ahndungen tief in sein Herz, weil es durch Worte sie zu verrathen fürchtete. Der Vater war fest entschlossen, eher seinen Sohn zu verstoßen, als seinen Plan aufzugeben. Maximus, durch Marcellins Zusagen gewonnen, hatte schon alle Anstalten getroffen, die Widersetzlichkeit der beyden Jünglinge zu rechter Zeit durch Gegengewalt unwirksam zu machen. So zückt eins den Dolch gegen das andre. Nur Epicharis war heiter. Unbefangen hüpfte sie einher, und schmückte sich ruhig zum Festgelage. Zwar ehrte sie den Schmerz ihrer Gebieterin. Aber Hofnung und Schadenfreude waren mit den Zügen der Traurigkeit in ihrem Antlitz verschmolzen.

Der Nachmittag erschien jetzt, und man erwartete den Bräutigam. Aristides ließ

nicht

nicht auch mit Ermahnungen an seine Tochter, ihre Thränen zu trocknen, die er blos für Folge der Liebe zu Melinten hielt. Maximus kam auf Komplimente. Melintes und Palamedes, erschienen zu Aller Erstaunen bewafnet im Saal. Vorübergeschlichen war bereits die bestimmte Stunde, und Marcellin erschien nicht. Schon spottete Palamedes, daß es der römischen Herrlichkeit ganz gemäß sey, auf sich warten zu lassen. Schon dämmerte in Arriens Seele ein Strahl von Hofnung, daß Marcellin freywillig zurücktreten werde. Aber als noch einige Stunden in steter Erwartung hinflossen, da waren Aristides und Maximus äußerst bestürzt, daß Marcellin bey einer Gelegenheit saumselig war, deren Beschleunigung er zuvor so hastig betrieben hatte. Sie schickten zu Marcian, der frostig und unhöflich zurück sagen ließ, er habe seit vorgestern seinen Sohn nicht gesehen, wolle auch von dem ganzen Handel nichts wissen. Man sandte nun ob

seine Sclaven, die bestürzt über das lange Ausbleiben ihres Herrn ihn schon allerwegen gesucht hatten. Einer sagte aus, daß er ihn gestern bis ans Ufer der Tiber begleitet hätte, aber auf seinen Befehl dann zurückgegangen sey. Jetzt fürchtete man seinen Tod. Die Furcht vermehrte sich, als er auch noch am folgenden Tage nirgends erschien. Martian kam jetzt selbst, ihn zu suchen. Die Klage ward laut, und drang bis zum Ohr des Kaysers. Aristides fieng an zu argwohnen, daß sein Sohn ihn heimlich aus dem Wege geräumt habe, durfte aber, um sein Leben nicht in Gefahr zu bringen, den Verdacht nicht laut werden lassen.

Als es ruchbar ward, daß selbst Nero seinen Liebling suchen ließe, wurden sogar Melintes und Palamedes bestürzt, die zuvor mit Arrien über sein Ausbleiben gefrohlockt hatten, denn sie fürchteten nicht ohne Grund, daß der Verdacht auf sie fallen werde.

Dies

Dies die Unterhaltung zwischen ihnen, Arrien und Epicharis:

Arria. Aber wo weilt dieser gefährliche Mann? Wir ahndet, sein Ausbleiben werde seine Rückkehr um so furchtbarer machen.

Palam. Möcht' er doch zu Löschung seines Liebesfeuers in der Tiber ersoffen seyn!

Arria. Sollten ihr seinen Tod vermuthet haben?

Palam. Warlich nicht, Schwester.

Wal. Nein, Arria. Dein Bruder und sein Freund [illegible] Menschenmord. Zwar war ihm der Tod geschworen, wenn er mit Gewalt Deine Hand von Deinem Vater genommen hätte, aber in ofner Fehde.

Arria. Tod aber lebendig! Wenn er nur nicht zurückkehrt.

Epicharis. Wirds nicht, wenn ihr nicht selbst wollt.

Arria. Weise Sibylle, was weißt Du von ihm?

Epicharis. Mehr, als ihr alle; weiß, daß er weder ertrunken noch sonst getödtet, wohl aber dem Hungertode nah ist.

Alle. (Entsetzen.) Wie, was sagst Du? Er wäre —

Epich. Eingesperrt, durch die Hand einer Sclavin.

Palam. Sprich, kühnes Mädchen! Wenn? Wie? Wo?

Alle. Sprich! Sprich!

Epich. Wohl wars ein kühner Schritt, aber gewiß der sicherste, euch alle zu retten. Euch beyden Rittern war der Tod durch Meuchellist geschworen, sobald Arria Marcellins Weib war. Dies erfuhr ich von einem Sclaven des Maximus, der sich um meine Liebe bewirbt. Saget selbst, ob dieser Mörder nicht den Tod verdient? Ich kenne Eure Milde. Darum beschloß ich seinen Tod. Zwar trag' auch ich ein menschlichen Herz

im

im Busen. Aber meine Liebe zu Arrien überwiegt das Mitleid mit einem Mörder. Noch beruht es indeß bey Euch, ob Ihr meine Handlung gut heißen, und ihre Verheimlichung schließen wollt, oder nicht.

Arria. So entdeck' uns endlich, was Du thust.

Epich. Ihr alle kennt die verborgene erneuerte Grotte am Ende des Hausgartens gegen die Tiber hin. Dort schmachtet Messalin schon seit ehegestern. Ich wette, daß der Hunger ihn jetzt so sehr als die Liebe quält.

Arria, Messalinen.

Epich. Als ich, in Arriens Schleier gehüllt, im Tempel mit ihm sprach, leitete ich die Unterredung auf meine Weise ein. Ich machte ihm Hoffnung zu meinem Beyschlaf meine zeitherige Widerspenstigkeit auf die Kunst vor meinem Bruder, und versprach dem Entzückten, daß ich ihm über alle bisher gehörende Dinge volles Licht geben

ben wolle, wenn er den Beweiß seiner Liebe mir dadurch gäbe, daß er in der Abenddämmerung bey der hintern Pforte des Gartens am Ufer der Tiber erschiene. Es war vorauszu sehn, daß er darein ohne Bedenken willigen würde. Sein Entzücken wohlte sich auf seinen Mienen, und nur die Gegenwart der eben eintretenden Priester hielt ihn vom lautesten Jubel zurück. Auch erschien er zur bestimmten Zeit. Als Epicharis öffnet' ich ihm die Pforte, sah ihn, unter leiser Versicherung, daß meine Gebieterin bald nachkommen werde, in die Grotte, verriegelte die Thür und entfernte mich. So kam die Maus in die Falle. Ihr wißt, daß außer uns selten jemand in unsers Herrn Garten kommt, am wenigsten er selbst. Auch hatt' ich die Schlüssel zu entwenden gesucht, die man vielleicht für verworfen hält. Gegen die Tiber hin kennt ihn durch die dicke gemauerte Wand niemand hören. Er schmachtet also noch, und verschmachtet, wenn ihr mein

nem

nem Rache folgen wolle. Verdient hat er doch sonder Zweifel dies Schicksal. Es wird uns leicht seyn, von dort aus seinen Leichnam in die Tiber zu werfen.

Arria. Unbesonnene, Du setzest meine Ehre aufs Spiel.

Epich. Die ich nicht im Stich liesse, wenn die Sache entdeckt worden wäre, oder es noch würde.

Mel. Zu grausam ist dies Verfahren. Ich bewundere Deinen Muth, Epicharis, aber ich hasse den Meuchelmord. Den Tod hat Martellin zweifach verdient, aber nicht auf diese Weise.

Polam. So denke auch ich.

Epich. So gehet hin, und rettet sein Leben, um uns Eure in noch gröszere Gefahr zu stürzen.

Arria. Daß Du Recht haben mußt! Dennoch empört sich mein Herz gegen diese Grausamkeit.

Valem. Aber was ſollen wir nun thun?

Epich. Ihr alle verderbt meine Handlung, und ſo wird ſie Euch allerdings mißrathen, da ihre Vollendung Euch ſicher retten hätte. Wohlan denn, ich bin verbunden, das wieder gut zu machen, was ich verdorben habe. Ueber mich komme ſein Zorn und die Folgen deſſelben! Ich ſetze zugleich nun für mein Leben. Aber vielleicht kann ich es erhalten, und Euch zugleich von dieſem Unheil befreyen.

Mel. Muthiger Deines Geſchlechtes, wie kamſt Du ins Sclavengewand? O wärſt Du meine Schweſter! Laſſet uns der ſchlauen Dirne die Ausführung dieſes verwickelten Handels anvertrauen. Sie wird den Kampf ſicher mit Ruhm beſtehn.

Sie trennten ſich nun, und weil bereits die Stille der Nacht ſich näherte, ſo gieng Epicharis in den Garten. Nachdem ſie mit ihrem Ohren die Gegend wohl gemuſtert hatte,

ſo

öffnete sie die Thür. Kraftlos, mehr vom Durst als vom Hunger, wankt' ihr Marcellin entgegen. Sie schob ihn hastig, unterm Vorwande, ihm Dinge von Wichtigkeit zu entdecken, wobey sie aber die Ueberraschung der beyden Ritter fürchtete, bis hinaus vor die Pforte, und blieb innerhalb derselben stehn. Marcellin tobte, wollte aber doch wissen, was sie ihm zu sagen habe. Mit fester Stimme sprach sie jetzt zu ihm:

„Wisse, daß ich allein Dir diese Gefangenschaft bereitete, daß ich aus Liebe zu meiner Gebieterin diese List ersann, im Tempel mit Dir sprach, Dich hieher lockte, und beschlossen hatte, Dich verschmachten zu lassen. Denn Arria war unerschütterlich entschlossen, eher Gift zu nehmen, als Dir ihre Hand zu reichen. Aber es dünkte mir billig, daß eher Du als sie dem Charon den Obolus bezahltest. Doch ihre Milde ists, die Dir das Leben rettet. Unter der Bedingung, daß Du sie nie wieder mit

Dei-

Deiner Liebe und Zudringlichkeit belästigt, ſchenkt ſie Dir Leben und Freyheit. Ich konnte desfalls einen Schwur von Dir fordern, eh ich Dich heraus ließ. Aber Schwüre von Leuten Deines Gelichters haben keinen Werth. Jetzt geh! Willſt Du Rache üben, ſo mußt Du Deinen Dolch gegen dieſe treue Sclavin kehren. Die Ritter ſind ſchuldlos."

Marc. Elende, verdank es meiner Ermattung, daß ich Dich ſo lang' anhörte. Aber jetzt empfange Deinen Lohn.

Mit äußerſter Anſtrengung ſtieß er einen vergifteten Dolch in — ihre Bruſt? Nein, in die Thüre; denn ſchnell wie der Blitz warf ſie Epicharis zu, ſo bald ſie merkte, daß er in den Buſen langte. Was ſollte er nun thun? Lerm machen, wo ihn niemand hörte? Dieſe Geſchichte ausbreiten, und zum Geſpötte Roms werden, daß eine Sclavin ihn überliſtet hatte? Zum Kayſer eilen, und ihn bewegen, daß er alle dieſe

Si:

Sirakuſer verhaften und grauſam hinrichten lieſſe? Dies hätt' er gewiß gethan, wäre nicht noch immer in ſeiner Bruſt die Hofnung aufgeblieben, Arriens Beſitz einſt zu erringen. Selbſt in dem Gedanken, daß ſie ihm das Leben gerettet habe, lag Stoff zur Hofnung. Es ſchien ihm daher das klügſte, ſeinen Zorn einſtweilen zu unterdrücken, ſeine Rachſucht zu verbergen. Wie konnte dies dem geübten Böſewicht ſchwer fallen. Er erſchien mit heiterm Geſicht bey Hofe, belog den Cäſar, und die Höflinge, belog auch ſeinen Mann, als plötzliche Erkrankung vor, wobey ein Schiffer ihm beygeſtanden, dem er ſich nicht habe entdecken wollen, und ſo war die ganze Sache bald vergeſſen.

Nicht ſo beym Ariſtides und Maximus. Sie erfuhren bald, daß er wieder bey Hofe erſchienen ſey. Ariſtides Ehre war nun gekränkt. Marcellin hatte zuerſt gebrochen, hatt' ihn und ſeine Tochter beſchimpft. Die ganze Hofnung auf künftige Größe war geſchei-

schreckt. Er fieng an von Rückreise zu sprechen. Nichts kennt Xerxes und unsern Rittern erwünschter sey, denn sie kommen auf die gemächlichste Rache ihres Todfeindes sichere Meldung machen. Sie suchten daher den Vater in dieser günstigen Stimmung zu erhalten; die Anstalten zur Reise wurden wirklich gemacht.

Auch Maximus konnte die schönen Aussichten auf Belohnung nicht vergessen, die ihm durch den Rückgang dieser Vermählung entschlüpften. Sie waren ihm allzureich und prächtig gewesen. Diese Allmacht rief ihn zur Nachdenklichkeit hin. Er suchte Gelegenheit, Mardonius zu sprechen, und fand sie. Durch ihn erfuhr dieser die nahe Abreise Artistids, und dies bewog ihn auf die schleunigste Rache zu denken. Auch konnte es ihm hierzu nicht an Anschlägen fehlen: Und er wählte wirklich den verderblichsten, wählte einen, den allein Neugier, ohne Mitwirkung der Liebe, ihm eingeben konnte.

Er

Er reihte nemlich des läſterlich Nero Verlangen nach dem Beſitz der vollkommenſten Schönheit, und entdeckt' ihm ſein letztes Abentheuer in der Gartengrotte. Sie zog er den Kayſer in ſein Intereſſe, wählte den ſicherſten Weg zur Rache, gab aber auch zugleich ein Kleinod, daß er ſo gern allein beſeſſen hätte, den Lüſten des Nero Preis. Diesmal überwog Rachgier die Wollüſt in ſeinem Buſen. Aber Maximus erndtete den Lohn ſeiner Schandthat, und hatt' alle Urſache, ſeine Anhänglichkeit an Marcellin zu bereuen.

Während den Zubereitungen zur Abreiſe ſchickte Camilla zu Palamedes, und ließ ihm melden, daß ihre Schweſter ſo eben aus Gram geſtorben ſey. Sie kannte die unverlöſchne Rückkehr ihres Hochgeliebten, ſein Verweilen in den Feſſeln einer Andern nicht überleben. Dies war alſo die zweyte Dame, die aus Liebe zu unſerm Helden, und unerhört von ihm ſtarb. Eine dringende

Einladung Kamillens an Palamed begleitete diese Nachricht. Aber Schwester und Freund vermochten ihn, ihr nicht zu folgen. Auch wie derrieth es ihm seine eigne Sicherheit, denn vielleicht war die Ladung eine marcellinische Falle. Nicht ohne Rührung hörte Melintes jene Todeskundschaft. Selbst Agria schenkte der Abgeschiednen eine Zähre. Von übler Vorbedeutung dünkt' ihr dieser Fall, denn auch ein Traumgesicht hatt' in vergangner Nacht die kleine Schwärmerin geängstigt.

Unterdessen nahte sich der Augenblick der Rache. Nero hörte des Günstlings Vorschläge mit Wohlgefallen. Noch kochte Wuth gegen die Syrakuser in seiner Brust, denn das im nächtlichen Kampfe mit ihnen verlohrne Fingerglied erinnert' ihn ohn Unterlaß an diese verhaßten Fremdlinge. Kein

Ruhe

Otho konnte mehr ihre Unschuld vertheidigen, die drohende Gefahr von ihnen abwenden. Auch ward schleunig der Anschlag gefaßt, sie zu morden, bevor sie der Rache entrinnen konnten. Man wollte deswegen in der nächsten Nacht das Haus des Maximus, uneingedenk seiner Dienstwilligkeit und Treue, von allen Seiten in Brand stecken. So sollten denn alle diese Sirakuser durch Feuer oder Dampf umkommen, oder, dafern sie zur Lebensrettung flüchteten, auf der Flucht niedergehauen, und ihnen Arria entrissen werden, um sie auf die kayserliche Burg zu bringen. Die beyden Ungeheuer achteten nicht der andern schuldlosen Fremden, die zugleich in diesem Hause herbergten, nicht des Maximus noch seiner Gattin und Kinder, die an der ganzen Sache keinen Theil hatten. Der schwarze Anschlag ward entworfen, beschleunigt, ausgeführt.

Mitternacht schwebte vom Himmel auf Roms Palläste hernieder. Kein täuschender

Mondschimmer erleuchtete die Zinnen der Tempel, noch die glänzenden Dächer der Paläste. Stiller wards auf den offnen Plätzen, und die Sclaven der Wollust verkehren sich gemach in heimliche Winkel. Da zog der verworfenste aller Fürsten aus mit seiner Rotte, nicht an der Zahl, eitel gehörnichte Buben, zu Schandthaten und nächtlichen Abenteuern gewöhnt. Sie führten ihren Gebieter in der Mitte. Marcellin führte sie an. Leise schritten sie durch die Straßen bis an Maximus Herberge. Hier machten sie Halt, und entfernten von dem Hause alle andere vorüber gehende Personen, die auch, so bald sie Neros Gegenwart merkten, schnell die Flucht nahmen. Alles lag in der Herberge im tiefen Schlummer. Nur sparsam erleuchteten die Lampen die Fenster der Schlafgemächer. Jetzt kletterten einige, mit Hülfe der aufgehaltenen Schilder anderer, über die Mauer in den anstoßenden Garten und von da in den innern Hof,

und ſo ward das ganze Gebäude umringt. Man legte nun ringsum Brennmaterialien. Nero nahm die Fackel aus der Hand ſeines Waffenträgers, und zündete ſie ſelbſt an, indes Marcellin im innern Hof ein gleiches that. In wenig Minuten loderte das Feuer, das Haus gleichſam umgürtend, von allen Seiten gen Himmel. Ohne Rettung würden alle ſeine Bewohner ein Raub der Flamme geworden ſeyn, wäre das Haus von leichter Bauart geweſen. Aber das feſte Geſtein that der Macht des Feuers Einhalt, und der Qualm weckte die Schlafenden. Alles ward nun rege. Gejammer und laute Wehklage folgte dem erquickenden Zauber des ſorgloſen Schlummers. Bereits waren die Fenſter zerſprungen, und die Zimmer mit Rauch erfüllt. Eins lief wider das andre, eins wehklagte, das andre fand ſeine Kleider nicht, ein drittes rief um Hülfe, welche jedoch wegen der Abweſenheit anderer Menſchen unmöglich war.

Melintes stürmt in Arriens Gemach, und trug das halbohnmächtige Mädchen in einem leichtgeschürzten Nachtkleide rasch von dannen; indes Pelamedes seinen dickbeleibten Vater auf seine breiten Schultern huckte. Alles flüchtete nun dem Melintes nach in den Garten, um wenigstens persönlich in Sicherheit zu seyn, und von Herans das weitere zu veranstalten. Aber sie wurden mit den Schwerdtern der kaiserlichen Soldaten empfangen, die allerwegen auf sie einstürmten, so daß sie entweder sich mit ihnen in Kampf einlassen, oder in das brennende Gebaude zurück flüchten mußten. Sie wählten das letztre. Die Leibeignen des Maximus, die durch jenes Pförtchen, wodurch jüngst Marcellin zu seiner Hungerprobe eingelassen wurde, an die Tiber giengen, Wasser zu schopfen, wurden niedergehauen. Ein andrer, der laut werden ließ, daß er dem Kaiser mit einer Fackel an der Hausthür erblickt habe, ward jammerlich zerstümmelt und

in

in die Tiber geworfen. Das Wüthen des Feuers, und das Niedermetzeln ward allgemein. Wer ein Schwerdt hatte, wehrte sich. Aber die meisten erlagen unter den Streichen der Menge.

Indeß hatten sich unsre Sirakuser mit den Ihrigen wieder zurück ins Haus gezogen. Thränen glänzten im Auge Melints, wenn er die Gefahr des Todes auf Arriens bleichen Wangen erblickte. Stumm sah sie gen Himmel, und fruchtloses Händeringen verrieth das Leiden ihrer Seele. Selbst die tröstenden Worte Melints vermochten nicht, sie aus ihrer Betäubung zu rufen. Andern war hier gewisser Tod. Darum eilte Melints nach dem nahen Pferdestall, zog sein schnellstes Roß hervor, schwang sich darauf, nahm Arrien, deren Haupt er zuvor mit einem Tuch umhüllt hatte, sie vor der überall lodernden Flamme zu schützen, vor sich aufs Pferd, und sprengte mit bloßen Degen durch das bereits einstürzende Portal. Muth und

Schnel-

Schnelligkeit belohnte den Kühnen. Er kam glücklich durch die Flammen, und sprengte wie ein Pfeil durch die Straßen hin. Nero und Marcellin sahn ihn vorüber fliegen. Aber da sie zu Fuß waren, so mußten sie der entfliehenden Beute nachsehn, und sich an der Hofnung begnügen, daß man sie wohl bald wieder finden würde. Nero verließ deswegen sogleich den tragischen Schauplatz, um die nöthigen Befehle zu geben, daß man ihnen schleunig nachsetze.

Günstige Winde hatten indes die Flamme überall herumgetrieben, und es war ringsum fast kein Haus mehr zu sehn, an dem sie nicht mehr oder weniger haftete. Der Lerm ward nun allgemein. Die Straßen voll Menschen. Die Luft voll Rauch. Raub und Mord straft den Flammen gleich wüthend, und das Ungeheuer Nero, anstatt wenigstens zur Rettung der andern Häuser Anstalt zu machen, beschäftigte sich mit Anstalten zur Verfolgung der Flüchtigen. Ohne

Neu

Reu und Wirrel sah er vom kapitolinischen Berge einem so schrecklichen Schauspiel zu, das einige der volkreichsten Straßen Roms in die Asche legte, viel Kostbarkeiten und Geräthschaften fraß, und vielen Menschen den schmählichsten Tod bereitete.

Aber wo blieben die übrigen Sirakuser? Palamed folgte dem Beyspiel seines Freundes, schwang sich auf sein Roß, und nahm seinen Vater hinter sich. Marcellin erwartete dies. Er stellte sich mit einiger Mannschaft, die alle die Degen gezogen hatten, an den Ausgang, und als Palamedes daher gesprengt kam, fand er den Weg mit Spissen und Schwerdtern verschanzt. Er zog sich nun fechtend zurück, und machte andere Anstalt. Seinen Vater übergab er seinem treusten Sclaven Hermes, und dem Arkas die Epicharis. Ihm folgte das übrige Gesinde. Er selbst ritt voran, und hieb mit solcher Wuth in die eindringenden Soldaten, daß sie sich nur mit ihm beschäftigen zu

muß-

müſſen glauben, und die Sclaven ihre beyderſeitige Beute glücklich davon brachten. Sein Schild hielt alle ihre Streiche auf, und ſeine Kunſt und Gewandheit im Fechten kam ihm hier ſehr zu ſtatten. Indes würd' er doch endlich haben unterliegen müſſen, wäre nicht eben die Schaarwache herbey gekommen, die den Marcellin, weil er nicht erkannt ſeyn wollte, nöthigte, ſich zu entfernen. Ihm folgten alle Soldaten von der kayſerlichen Leibwacht. Palamedes blieb mit ſeinem Gefolge allein übrig, und nur ſein ſchnelles Roß rettete ihn von der Verhaftung. So zerſtreute ſich das Kampfgetümmel. Aber die Flamme wüthete noch lange fort, weil ſie ſchlecht gebaute Häuſer zu ihrer Nahrung fand, und nächtlicher Sturm faſt alle Löſchungsanſtalten vereitelte.

Mittlerweile hatte Meſintes ſeine Flucht beſchleuniget. Er ſprengt' ans Thor, beſtach die wachthabenden Soldaten mit einigen goldnen Drachmen, und eilte dann ſo geſchwind

ſchwind als möglich die Oſtiaſtraße hin. Frey war er nun, und hatte das traueri-ſche Rom, das von ſeinen Feinden voll war, im Rücken. Aber vor ſich hatt' er die ſüßeſte Beute, die reitzendſte Flucht-gefährtin. Dieſe allein kommt ihm alle ausge-ſtandnen Gefahren verſüßen. Noch nie war ſie ihm ſo nah, noch nie von ſeinem Arm umſchloſſen. Was ſie ihm vormals um kei-nen Preis gewährt hätte, das ward jetzt Rettung ihres Lebens, ihrer Freiheit, ihrer Ehre. Gefühl der Dankbarkeit, Zärtlichkeit, heißes Hochglühen aus Ermattung, nächtli-ches Dunkel, vergönnten dem liebetrunknen Ritter ſo manchen eilfertigen Kuß, ſo manche kleine Freyheit, die er unter andern Um-ſtänden ſich zu nehmen nicht einmal gewagt hätte. Langſamer ward dadurch die Flucht, und gemächer ſchritt der müde Gaul, der unter doppelter Laſt keuchte, den ebnen Weg hin, den die Flammen der brennenden römiſchen Pallaſte mit blutrothem Schimmer erleuchtet.

Aber

Aber dieſe Langſamkeit der Flucht brachte ihm die höchſte Gefahr. Ein einzelner Reiter kam mit unbeſchreiblicher Schnelligkeit die Straße hergeſprengt. Melintes, der beym düſtern Licht des fernen Feuers ihn nicht vom weiten erkennen konnte, hielt ihn für einen von ſeinem Gefolge, ſtieg vom Pferde, und ſetzte Arrien auf den Raſen. Aber jetzt gerieth einer von den Wachthürmen an der Mauer in Brand, und bey ſeinem Licht erkannte Melintes den Marcellin. Eilig ſchwang er ſich wieder auf ſein Roß, und ſprengte ihm entgegen. Höhnende Schimpfworte reitzten beyde Feinde gegenſeitig zur Wuth, jeder dürſtete nach dem Blut des andern. Hitziger als je einer, war dieſer Zweykampf. Aber Marcellin hatte den Vortheil, daß er gepanzert war. Er trug ein Panzerhemd unter dem Waffenrock. Da nun Melintes hitzig auf ihn eindrang, ſo zerbrach ſein Degen an dem Eiſen. Hier wäre Flucht wohl das beſte Rettungsmittel

tel geweſen, hätten unſern Helden nicht ſei-
ne in Athen erlernten Kampfübungen aus
der Verlegenheit geholfen. Er ſprang von
ſeinem Pferd, und ſchwang ſich von hinten
zu auf das des Marcellin, faßte ihn bey
den Haaren, und riß ihn herunter. Dies
war alles das Werk eines Augenblicks. Der
Römer war minder gewandt, und hatt' ein
ſchwerfälliges Roß. Meluntes ſtürzte zwar
zugleich mit ihm herab, aber er raffte ſich
ſchnell wieder auf, entwand ſeinem Feinde
den Degen, und wollt' ihm denſelben eben
in die Gurgel ſtoßen, als er die nicht weit
davon liegende Artia um Hülfe rufen hörte.
Indes er darauf horchte, bekam Marcellin
Zeit ſich wieder empor zu arbeiten. Melun-
tes gewahrte nun, daß ein Waffenknecht ſei-
ne Geliebte entführen wollte. Indem er
ſich wandte, ihr beyzuſpringen, ſah er einen
andern Kerl hinter ſich, der im Begriff war,
ihn in den Rücken zu verwunden. Dies
zwang ihn, ſeines eignen Lebens wahrzu-

nch-

nehmen, und Arrons Rettung aufzugeben. Doch, der geübte Kämpfer ſtreckte den ungeübten Sclaven bald zu Boden, und eilte nun ſeiner weinenden Arria zu Hülfe, die indeß die Gewalt ihres Räubers mit mehr als weiblicher Herzhaftigkeit aufzuhalten geſucht hatte. Da er ſah, wie ſchnell ſein Waffenbruder von Melintes Streichen gefallen war, ward er feig, ließ ſeine Beute fahren, und floh.

Während dieſen Vorfällen hatte Marcell um ſich den Degen ſeines verwundeten Leibeigenen verſchafft, und drang nun auf Melintes los. Dieſer erwartete ihn feſt, und ſchlug dreymal ſeinen heftigen Angriff ab, indeß der gefallne Knecht ſich wieder aufraffte, und aufs Pferd geſchwungen hatte, ſeinem Herrn beyzuſtehen. Aber ihn traf ein kraftvoller Hieb des Sirakuſers, der auf Marcellus Schulter geführet war, nachdem ein früherer ſeinen Helm getroffen, und ihn wankend gemacht hatte. Melintes

De-

Degen blieb bey diesem Hiebe im Panzer des Schwein stecken, das Pferd riß aus, und indem Melintes, um seinen Degen nicht einzubüßen, einige Schritte zu folgen gezwungen war, stieß Marcellin zu Arria, in der Absicht sie zu durchbohren, um ein Weib nod, für das er sein Leben aufopferte, nicht in den Händen seines Feindes zu lassen. Doch sein Vorhaben kam nicht zur Ausführung. Arria entfloh. Melintes eilte pfeilschnell herbey. Neuer Kampf begann. Marcellins Blutverlust minderte den Vortheil seines Panzers und macht ihn kraftlos. Melintes spaltete sein vom Helm entblößtes Haupt mit einem Streich, und das Treffenspiel war geendigt.

Noch immer beleuchtete das Feuer der Kayserstadt dies blutige Gefilde, und sein düstrer Schein brach sich fürchterlich am nahliegenden Schwarzwalde. Das Klaggeschrey der Abgebrannten erfüllte die Lüfte, und vermischte sich mit dem schauderhaften Rö-

chein

chein des Sterbenden. Dampf und Brandgeruch führten die Winde herüber, durchwebt von drohenden Funken. Welch ein schreckliches Schauspiel für das erschütterte Herz eines flüchtenden Mädchens! Ihre Angst zu vermehren sank Melintes, kraftlos vom langen Kampf, an ihrer Seite nieder. Fast erlagen ihre Sinne. Doch sie blickte betend zum Himmel auf, und der majestätische Sirius, sammt dem prächtigen Gürtel des Orion und den andern zahllosen Prachtgestirnen weckten ihren Muth, und trösteten sie mit dem Daseyn der mächtigen Götter. Sie ermannte sich, zerriß mit einem Schwerdt ihren Schleyer, und verband diejenigen von den Wunden ihres Ritters, die am stärksten bluteten.

Noch war sie damit beschäftigt, als ein Haufen Reuter von Rom her, auf sie zu kam. Beym fürchterlichen Schall ihrer Rossehufen schlug Melintes die Augen auf. Er hielt die Annähernden für neue Feinde,

Bat Arrien, ſich nicht vergebens mit ihm zu verweilen, ihr Heil in der Flucht zu ſuchen, und ihn ſeinem Schickſal zu überlaſſen, da es doch augenſcheinlich ſey, daß er dieſer anbringenden Menge nicht widerſtehen könne. Aber dies vermochte Arria nicht. Sie empfahl ſich dem Beyſtande der Götter, und warf ſich ſchluchzend auf den Raſen hin, indes Melintes mit Mühe auf ſein unbeweglich daſtehendes treues Roß kletterte, und die Kommenden erwartete. Aber der Sirius glänzte nicht umſonſt ſo hoffnungsvoll. Freude harrte der Liebenden ſtatt des erwarteten Todes, denn die daher trabenden Reuter, waren Freunde, waren Ariſtides und Palemedes, mit ihrem Gefolge.

Endlich fanden dieſe ihren verlohrnen Freund, von dem ſie nicht wußten, wo er ſich hingewendet. Zwey der Stadt zueilende Roſſe ohne Reuter hatten ihnen auf die Spur geholfen. Unmöglich iſts, die gegenſeitigen frohen Gefühle dieſer unſchuldigen

Flucht-

Häuptlinge zu schildern. So liegt auch im größten Unglück Trost zur Freude! Man bewunderte Metintes Löwenmuth und Löwenkraft, man billigte den verdienten Tod Marcellins, und selbst Aristides fieng an, einen Mann zu schätzen, den er bisher gehaßt und verachtet hatte.

Nach den ersten Freudenbezeigungen wurden sie Raths, was ihnen ferner zu thun Noth sey. Es war voraus zu sehn, daß man sie noch weiter aufsuchen und verfolgen würde. Sie faßten daher den Entschluß, sich vor jetzt im nahliegenden dunkeln Walde zu verbergen, denn bereits grauete die Morgendämmerung, und ein kühler Ostwind verkündigte den nahen Anbruch des Tages. Sie ritten demnach 9 bis 10 Stadien seitwärts in den Wald hinein, mit dem Vorsatze, sich den Tag über zu verhehlen, mit anbrechender Nacht aber auf Nebenwegen den Seehafen Ostia (20.) zu suchen, um sich daselbst nach Sicilien einzuschiffen. Man

fand

fand auch bald einen ſchicklichen Platz, und lagerte ſich auf Moos und Laub. Jedes beſah ſeine Wunden oder Beſchädigungen, und verband ſie. Epicharis hatt' im Feuer faſt alle ihre Haare verlohren. Ihre Geſtalt war dadurch ſo ſehr verändert, daß allgemeines Gelächter der Bemerkung folgte. Das harmloſe, gutmüthige Mädchen lachte ſelbſt mit. So unbedeutend dieſer Umſtand an ſich ſcheint, ſo iſt er uns doch bemerkenswerth, weil er die Veranlaſſung zu einer wichtigen Rolle war, die dies Mädchen bald darauf ſpielte.

Ariſtides ſendete ſofort einen Sclaven nach dem Seehafen, um Speiſe zu holen, und ein Schiff zu miethen. Nachdem ſie insgeſammt durch dieſe und den Genuß eines ſüßen Waldquells ſich erquickt hatten, beredeten unſere beyden Ritter den Ariſtides und ſeine Tochter des Schlafes zu genießen, indes ſie ſelbſt ſich auf ihre Roſſe ſetzten, um die Waldungen kennen zu lernen, die ſie

'n künftiger Nacht zu durchreiſen hatten. Der treue Arkas folgt ihnen. Bey dieſer Unterſuchung hatten ſie ſich der nach Oſtia führenden Straße zu ſehr genähert. Sie erblickten einen Haufen Reuter auf derſelben, der nach Rom zurückzukehren ſchien. Schnell wandten ſie ihre Roſſe und verbargen ſich im Dunkel des Waldes. Hier konnten ſie deutlich einzelne Worte der Kommenden verſtehen, die insgeſammt klar bewieſen, daß ſie die Flüchtlinge zu ſuchen ausgezogen waren, und unmuthig, ſie nichts gefunden zu haben, heimkehrten. Unglücklicher Weiſe fing Palamedes Pferd an zu wiehern. Dies verrieth ſie. Die Reuter ſprengten gegen ſie an, und ohngeachtet ſie ſich durch die Flucht retteten, ſo waren doch ihre Feinde zahlreich genung, den Wald an mehrern Orten zu beſetzen, und ſie endlich zu fangen. Indes hatten ſie doch ſo viel Gegenwart des Geiſtes, daß ſie nicht auf den Platz zu jagten, wo die Ihrigen lagerten, um ſie nicht zu-

gleich

gleich zu verrathen. Auf einem ſich kreuzenden Waldwege trennten ſie ſich. Melintes hörte bald darauf von weitem ein Waffengeräuſch, und fürchtete, daß man Palamedes ergriffen habe. Die Freundſchaft trieb ihn nach dem Orte hin, wo das Geräuſch herkam. Er befahl Arkas, der ihm noch nicht von der Seite gewichen war, ihn zu verlaſſen, und den Ihrigen die Bothſchaft von ihrem Unglück zu bringen. Schwer entſchloß ſich Arkas, und nur der dringende Befehl ſeines Herrn vermocht' ihn endlich dazu. Melintes fand ſeinen Freund mit 5 Reutern im ungleichen Kampfe. Er hatte den einzigen Vortheil, vor einem ſehr dichten Gebüſche zu halten, wo man ihn nicht im Rücken angreifen konnte. Seine ſchon weichenden Kräfte wurden durch die Ankunft ſeines Freundes wieder ermuntert. Beyde fochten wie die Löwen, und erlegten 4 Feinde. Da aber während des Kampfs die Rotte durch hinzukommende Suchende vermehret wurde,

und bis auf 20 angewachsen war, da hier: nächst ein Hauptmann angesprengt kam, mit dem Befehl, man sollte die Sirakuser, wenn man sie fände, nicht tödten, sondern lebendig nach Rom bringen, so warfen sie end: lich ihre Degen hin, und liessen sich binden.

Arkas trat indes seinen Weg nach dem Lager der Seinigen an. Aber, war es Zerstreuung, oder war es Schickung der Götter, er konnt' es nicht finden. Angstvoll irrt' er überall herum, suchte den ganzen Tag, und die hereinbrechende Nacht zwang ihn, sich ohn es gefunden zu haben, unter einer alten Eiche zu lagern.

Lautes Wehklagen erhob sich unter Arisides Gefolge, als die Suchenden am Abend nicht rückkehrten. Finster wards im Walde. Habicht und Uhu und der Unglück verkündende Kauz krächzten unaufhörlich ihren widrigen Schwanengesang, abgewechselt vom melancholischen Unkenruf im nahgelegnen Sum:

Sumpfe. Plötzlich wards hell im Walde, gleich als bräch' auf einmal die Sonne aus der Mitte des Himmelsgewölbes hervor. Dieser zauberischen Erleuchtung folgte bald ein zweytes Wunder. Auf einem elfenbeinern Wagen von Schwänen gezogen, erschien eine weibliche Gestalt im weißen, glänzenden Gewande, blendenden Himmelslicht im Antlitz. Sie sprach nicht, aber unsichtbare Stimmen sangen über ihr mit ernstem drohenden Ton: „Melintes und Palamedes haben die Götter erzürnt, darum werden sie jetzt zur Verantwortung gefordert, und Tod wird ihr Loos seyn.“ Aristides brauste auf. Sein Staunen verwandelte sich in Wuth und Verzweiflung. Er wagt' es mit den Mächten des Himmels hadern zu wollen. Aber schnell und entscheidend war seine Strafe. Vier starke Männer sprangen aus dem Dickigt, ergriffen ihn und verschwanden mit ihm, indes auch die Göttin oder Zauberin verschwunden war, und das unnachahmliche

liche Licht wieder einer grauvollen Finſterniß Platz machte.

Da lag nun die arme Arria mit ihrem Haupt im Schooß der treuen Epicharis, ohne Geliebten, ohne Vater, ohne Bruder, ein Ball des Schickſals, ſelbſt von den Göttern verfolgt. Die Tröſtungen der Sclavin vermochten ſie nicht zu erheitern. Was ſollte ſie nun thun? Nach Oſtia gehn, die Ihrigen zurücklaſſen? nach Rom rückkehren, die Ihrigen aufſuchen, und ſich zugleich den Nachſtellungen Preiß geben? Ihre Lage war fürchterlich, und die Schauer der Nacht vermehrten den Gram ihrer Seele.

Unter Weinen und Seufzen kam die Morgendämmerung herbey. Alle Gefährten Arriens hatten Mitleid mit der edeln Dirne, die ſo plötzlich in einem ſo hülfloſen Zuſtande zur Waiſe geworden war. Jeder der Knechte ſucht' auf einem verſchiedenen Pfade, um irgend einem von den Fehlenden auf die Spur zu kommen. Selbſt Arria ſchlich, auf

Epi-

Epicharis geſtützt, im Wald' umher. Noch ſahen ſie aus der Ferne Dampf und Rauch von dem groſſen Brande aufſteigen. Dies erinnerte die junge Sirakuſerin aufs neue an die Trauerſcenen der vorletztern Nacht, erinnerte ſie an die Gefahr, in die Nachſtellungen des Kayſers zu gerathen. Schüchtern zogen ſich darum die Jungfrauen in den dichtern Theil des Waldes. Da ſahen ſie von weiten einen Mann knien, der mit Inbrunſt betete, und zum Himmel aufblickte. Hären war ſein Kleid, lang ſein Bart, unbedeckt ſein Haupt und Füſſe, klein und armſeelig ſeine Hütte, die, ohnfern von ihm an einem bemooſten Eichbaum ruhte. Die Jungfrauen blickten ſtumm nach ihm hin, unentſchloſſen, ob ſie ihm ſich nähern oder verbergen ſollten? Neugier überwog endlich die Furcht. Noch nie ſahen ſie einen ſolchen Einſiedler, der ſo andächtig ohne Götzenbild und Weyrauch, zum Himmel blickte, ſo ſtill und ohne Gaukeley betete. Sie nahten

ſich.

ſich. Der Eremit ſtand auf. Heiter prüft' er die Kommenden. Dies ihr Geſpräch:

Erem. Wie kommt Ihr in dieſe Einöde, ſchöne Bewohnerinnen des üppigen Roms?

Arria. Guter Vater, uns verfolgt der Zorn der Götter, und drückt uns faſt zu Boden, haſt Du Mitleid mit uns, ſo hilf uns die Mächte des Himmels verſöhnen.

Erem. So lang' ihr Heyden ſeyd, und Götter anbetet, kann ich Euch nicht beyſtehn.

Epich. Heyden? Was willſt Du damit, räthſelhafter Mann? Biſt Du wahnſinnig, daß Du die unſterblichen Götter verachteſt?

Erem. Seyd Ihr Römerinnen, und kennt den Glauben der Chriſten nicht, die von Eurem Kayſer ſo ſchrecklich verfolgt werden, daß ſie ihren einigen Gott in Hölen und Wäldern anbeten müſſen?

Epich.

Epich. Wer könnt' alle die Götter kennen, die bald dieſer bald jener allen andern vorzieht? Wir ſind Sirakuſerinnen, und verehren die Juno und Diana, ohne die übrigen Gottheiten zu verachten.

Arria. Ich beſinne mich, von Deinem Gott etwas gehört zu haben. Er ward in einer der jüdiſchen Landſchaften gebohren, und hieß, wie mich dünkt, Jeſus von Nazareth. Iſts nicht dieſer, den Du anbeteſt?

Erem. Gebenedeyet ſey der Hochgelobte und Heiligte! Die Wunder, die er verrichtete, beweiſen ſeine göttliche Sendung, und ſeine Lehre iſt der vollkommenſte Weg zur Glückſeligkeit in dieſem und im zukünftigen Leben.

Arria. Er that Wunder? O erzähl' uns etwas von ihm! Wo weilt er?

Erem. Er ſtarb ſchon vor 40 Jahren am Kreuz, und ward nach drey Tagen durch die Kraft ſeines göttlichen Vaters wieder vom Tode zum Leben erweckt, um zu ſeiner

Rech-

Rechten im Himmel zu wohnen und zu herrſchen.

Epich. Er ſtarb? und war ein Gott?

Erem. Laßt uns in die Hütte gehn. Ihr werdet mich doch nimmer faſſen. Darum erquicket Euch bey mir, und laſſet mich dann Euch den rechten Weg zeigen, denn ohnfehlbar habt Ihr Euch verirrt.

Sie giengen jetzt in die Hütte, und nachdem ſie ein geſchnitztes Bild des Eremiten, das Chriſtum am Kreuz vorſtellte, mit vieler Aufmerkſamkeit betrachtet, auch manches über die Religion der Chriſten gefragt hatten, erzählte ſie dem Einſiedler ihre Geſchichte, und die Urſache ihres ängſtlichen Herumirrens.

Der gute Mann ſtaunte über ſo viel menſchliche Torheit, noch mehr über die nächtliche Erſcheinung, die er geradezu für Zauberey erklärte. Waret Ihr Chriſten, ſetzt' er hinzu, ich wollte den Zauber bald löſen. Aber wie darf ich blinde Heyden an der göttli-

lichen Kraft der Wunder Theil nehmen laſſen?

Epich. Sonderbarer Mann, wenn Du ein Wunderthäter biſt, warum willſt Du vor unſern Augen nicht eben ſo damit glänzen, als vor den Augen Deiner Chriſten? Meynſt Du etwa, wir können Dirs nicht vergüten? Sieh, meine Gebieterin hat noch Perlen und Halsgeſchmeide mehr als Du bedarfſt, um reich belohnt zu werden.

Erem. Nicht um Lohn zu erndten, nicht um zu glänzen, giebt Jeſus von Nazareth der Hochgebenedeyte, ſeinen Heiligen die Wunderkraft. Aber wenn er will, daß ſie nur ſeinen Anhängern zu Gute komme, darf Euch das befremden?

Arria. Sey menſchlich Vater! Kannſt Du uns retten, ſo thu es. O! ich will von ganzem Herzen Deinen Jeſus lieben und anbeten.

Erem.

Erem. Mein Herz iſt gerührt. Ich wills. Laſst mich allein, daß ich das Buch des Schickſals enthülle.

Sie gingen aus der Hütte. Eine fremde Geſtalt, das Mittel zwiſchen Adler und Eule, ſaß auf dem nächſten Baum, und erſchreckte die Jungfrauen mit furchtbarem Geheul. Schreyend flüchten ſie zurück in die Hütte. Der Eremit ging mit ihnen heraus, ſah das Ungethüm, holte ſein Crucifix, bedräuete es damit, und augenblicklich verſchwand es. Er ließ die Mädchen darauf wieder allein, die ſich dann ins Gras lagerten. Immer ließ ſich das Geſpenſt noch von fern her hören, aber ohne näher zu kommen. Nach einer Stunde kam der Einſiedler wieder, ſo ſprach er:

Eine Zauberin iſts, die Euch verfolgt, die vergangne Nacht in der glänzenden Frauengeſtalt, und jetzt in der des Ungeheuers erſchien. Sie will nicht, daß ich Euch retten ſoll, denn ſie war Marcellins Verbün-

de:

dete. Ihre Rache ruht auf Euch, weil ſie den Tod ihres Freundes nicht zu verhüthen vermochte. Aber die Macht meines Glaubens iſt ſtärker, als ihr Zauber. Darum fürchtet Euch nicht. Gehet gen Süden, und Ihr werdet Euren Vater finden. Eure Brüder leben, aber die Verblendung des Kayſers hält ſie gefangen. Ihr werdet ſie wiederſehen.

Die gerührten Jungfrauen wollten ihm danken. Er drückt' ihnen traulich die Hand, und verſprach, auch in Zukunft durch Gebet und Kraft ihnen beyzuſtehen. Denket, ſo ſprach er, indem er in ſeine Hütte ging, an Jeſum von Nazareth, und an ſeinen Diener, der nicht gleiches mit gleichem vergilt; der ſeinen Beyſtand Euch nicht darum verſagt, weil Ihr Heyden ſeyd, die die Bekenner Jeſu verachten und verfolgen.

Nachdenkend über die Worte des Eremiten, die ihnen gröſtentheils Dunkel waren, giengen ſie von dannen, und als ſie ſich ei-

nige tauſend Schritt entfernt hatten, ſahen ſie am Ufer eines Sumpfes einen Mann liegen. Sie kamen naher — es war Ariſtides. Schlafend lag er da, doch, ſo ſchien es, von ängſtlichen Träumen gequält. Arria und Epicharis lagerten ſich neben ihn, und wagtens nicht, ihn zu wecken. Mittlerweile kamen alle herumirrende Sclaven wieder zuſammen. Jetzt ſchwebt' ein tobendes Geräuſch in der Luft, furchtbar wie tauſend wogende Adlersflügel, über die Gelagerten hin. Dies erweckte den Alten. Er ſprang auf. Er glaubte, die drohende Zauberin ſey noch hier, griff nach ſeinem Schwerdt, und hätte ſchier ſeine Tochter ermordet, wäre nicht Hermes ihm in die Arme gefallen. Nur nach und nach gelang es ſeinen Begleitern, ihn aus dem Taumel der Täuſchung heraus zu reißen. Nun freut' er ſich des Daſeyns der Seinigen. Aber nun fühlt' er auch wieder mächtig den Verluſt ſeines geliebten Sohnes. Arria erzählt' ihm den

Aus-

Ausgang der furchtbaren Zauberscene, und die Hülfe des Einsiedlers, der so großmüthig und uneigennützig ihr Retter geworden war. Er wußte nichts mehr von seiner Entfernung, außer dem Anfange derselben, denn schwerer Schlummer war auf seine Sinne gesunken. Darum glaubt' er auch die Zauberin noch vor sich zu sehn, als er erwachte. Er gelobte dem Gotte des Einsiedlers ein Opfer, wenn er nach Sirakus zurückgekehrt seyn würde. Zur nächsten Nacht setzt' er seine Abreise fest, denn einer der Sclaven brachte Kundschaft, daß das gemiethete Schiff im Hafen vor Ostia fein harre.

Als sie noch rathschlagten, erschien auch Arkas. Lauter Jubel begrüßt ihn. Sein Zauber war durch die Verbannung der mächtigen Zauberin gelöst, denn eben diese hatt' ihn mit Blindheit geschlagen, daß er den Aufenthalt des Aristides nicht finden konnte. Er ward mit Fragen bestürmt, und erzählte, daß Palamed und Merlin lebten, aber

als Gefangene nach Rom gebracht worden wären, woselbst sie durch unbefangene Darstellung ihrer Unschuld ihre Freyheit und ihr Leben ohnfehlbar retten würden. Er sah sie, als er unbemerkt durchs Gebüsch ihrem Kampfe mit den römischen Kriegsknechten von weitem zusah, die Waffen hinwerfen, und gebunden wegführen.

Die Sonne sank in den Schoos der Thetis, und ihr röthlicher Strahl vergoldete die Thränen in Arriens Augen, die ihrem heimlich Geliebten flossen. Noch nie entdeckte sie die Gefühle ihres Herzens ihrer treuen Gefährtin. Aber jetzt wards ihr enger als jemals im Busen. Wer kennt nicht die tröstende Erleichterung, die Vertraulichkeit leidenden Herzen gewährt? Länger konnte sie ihre Liebe zu einem der edelsten Männer Siciliens nicht verbergen. Sie vertraute sie der treuen Epicharis, die ihr mehr Freundin als Sclavin war. Diese edle Jungfrau, nicht für Leibeigenschaft gebohren, ward nun

aus

aus vollem Herzen ihre Trösterin. Auch belohnte sie das Zutrauen auf der Stelle, indem sie Arrien erklärte, daß sie nicht mit nach Sirakus reisen, sondern in Rom zurück bleiben wolle, um den beyden Jünglingen vielleicht zu nützen. Mit ihren versengten, kurz abgeschnittenen Haaren, mit den verbrannten Flecken im Gesicht und in Mannskleidern war es ihr leicht, unerkannt zu bleiben. Ungern ließ Arria ihre Vertraute von sich. Aber der Gedanke, daß sie im Sclavenkleide ihren Liebling aufsuchen, und ihm dann mehr nützen könnte, als wenn selbst ihr Vater rückkehrte, erleichterte ihr die Trennung. Als nun Aristides mit seinem Gefolge aufbrach, blieb Epicharis zurück, und übergab ihre theure Gebieterin der Sorgfalt des redlichen Arkas. Einige vom Gefolge bemerkten, daß die Sclavin fehle. Aber Aristides unwillig und mürrisch, wollte ihrentwegen seine Reise nicht aufhalten, und meinte, sie würde wohl dem Hermes

nachgelaufen seyn, den er auf Kundschaft nach Rom zurück gesendet hatte.

Durch die düstersten Abwege des Waldes gelangte der Zug endlich ohne fernern Anstoß nach Ostia. Hier fand man einen Reisenden aus Rom, der erzählte, daß man dort 2 Sicilier gefänglich eingebracht habe, die man der Theilnahme am grosen Brande beschuldigte. Die Jünglinge lebten also, aber warlich ein Leben, über dem der Tod unaufhörlich seine Sichel schwang. Wie wenig konnte diese Nachricht Arriens trübgeweinte Augen trocknen! Mit beklommnen Herzen warfen sich unsre Reisenden in das Schif, und landeten nach einer kurzen Fahrt vor Ortygia.

Kaum waren sie hier ans Land gestiegen, als sich jung und alt in Schaaren um sie versammelte. Hundert neugierige Fragen bestürmten sie, und jedes drängte sie heran, sie am ersten zu begrüßen. Aber vergebens suchte man Meint und Palamed in der

Mit-

Mitte der Kommenden. Laute Klage mur-
melte gleich den Wogen des Stroms durch
die Reihen, als man vernahm, daß die
Hofnungen des Vaterlandes nicht mit ihnen
rückgekehrt wären, sondern in der Haft des
blutdürstenden Nero schmachteten. Unaufs-
haltsam versammelten sich die edelsten des
Volks, und hielten Rath, wie sie das Leben
der theuern Jünglinge retten möchten? Las-
set uns, sprach sie, eine Gesandschaft gen
Rom senden. Lasset uns vom Cäsar die
Schonung ihres Lebens erflehen, und wenn
Grausamkeit nicht seine Handlungsweise leitet,
ihm eine Last Goldes bieten, so groß er sie
verlangt. Was rasten unsre Schätze in den
ehernen Kästen unsrer Kaufleute? Zwey Bür-
ger wie diese kauft man nicht um sie alle.
Aber lasset uns eilen, eh Dolch oder Gift be-
cher oder das unfehlbare Beil ihre Geister
an Charons Ufer sende.

So sprachen einige ihrer edelsten Dema-
gogen, und die Menge jauchzte ihnen Bey-

fall zu. Schon am folgenden Morgen ſtach ein mit Schätzen belaſtetes Schif, geführt von einem der tapferſten Kriegshelden, und freywillig begleitet von einer Menge edler Jünglinge und Männer, in See. Unter ihnen hatt' auch Dicearch ſich eingeſchift. Er wollte der erſte ſeyn, die Gefangenen zu retten, weil ihm ſein Herz ſagte, daß er das Unglück veranlaſſen helfen, und es Pflicht für ihn ſey, es möglichſt abzuwenden.

Als ſie durch die Meerenge zwiſchen Meſſina und Rhegium (11.) fuhren, da, wo der drohende Rauch des Aetna über zauberiſche Landſchaften nach dem Meere herüber wallt, da glitt ein Fahrzeug neben ihnen hin, auf deſſen Verdeck ein bekannter Mann in tiefes Nachdenken verſenkt ſtand. Man ging vor Anker, man ſendete ein Boot nach, welches das Fahrzeug bald einhohlte, und den Fremden mitbrachte. Es war Hermes. Erwartungsvoll und bebend heiſchte man

ſeiner Bothſchaft Erfolg. Mit ſtummer Wehmuth vernahm man, daß der Kayſer die jungen Sirakuſer, trotz dem Erweis ihrer Unſchuld, zum Tode verurtheilt, daß ſie aber, dem entehrenden Blutgerüſt zu entgehen, ſich vom Thurm, auf dem ſie gefangen geſeſſen, in die Tiber hinabgeſtürzt und wahrſcheinlich ertrunken, oder an ihren Felſenufern zerſchmettert ſeyn würden, da man von ihnen weiter keine Kunde erlangen können.

Traurig und langſam kehrte ſofort die Mannſchaft des Schifs mit ihren Schätzen wieder nach Sirakus zurück. Laute Wehklage empfing ſie. Mit Thränen brachte Dicearch dem Volke des Hermes Bericht. Tief trauerte Telephes um ſeinen Zögling. Ganz Sirakus brachte Todenopfer. Wüthend war Ariſtides Schmerz. Er raufte ſich das Haar aus, aß und trank nicht, ſein Schmerz grenzt' an Wahnſinn. Die Natur erlag endlich. Nach wenig Tagen hatt' er vollendet.

Arria war nun auch ihres Vaters beraubt. Ihr Bruder, ihr Geliebter war hingerecht und Mitleid erregend ihr Gram. Sie sehnte sich oft nach dem Troste des Einsiedlers, dessen Mythologie ihr so vollkommen und beruhigend schien. Bald haderte sie mit ihren Göttern, bald klagte sie sich selbst an, daß sie zur Reise nach Rom gerathen hatte. Ach! und auch Du, Epicharis, mußtest Deine liebende Gebieterin verlassen, die sich glücklich schätzen würde, ihre Leiden in Deinem Schooße auszuweinen. War wohl je ein Mädchen verlaßner als Arria?

Aber es ist Zeit, daß wir zu unsern Rittern zurückkehren, die wir verließen, als sie im Walde von römischen Soldaten zu Gefangenen gemacht und nach Rom gebracht wur-

wurden. Die Richter ließen sie auf einen Thurm bringen, der an der Tiber lag, und für Staatsverbrecher zum Gefängniß gebraucht wurde. Sie hatten hier die Aussicht über einen Theil des glänzenden Roms und über die lachenden Ufer der Tiber. Dies erheiterte ihren für noch größere Leiden bestimmten Geist. Auch war der Kerkermeister ein menschenfreundlicher Mann, der ihr Schicksal möglichst erleichterte, sie des Mordbrennens nicht fähig hielt, aber dennoch ihr Schicksal beklagte, weil er wohl wußte, daß Nero nicht leicht anders als durch Blut versöhnt werden konnte. Mit edler Standhaftigkeit ertrugen diese jungen Helden die Beschimpfungen der verunglückten Römer, die im Thor ihnen begegneten, und mit Haab und Gut aus der Stadt auf die Güter der Reichen flüchteten. Seht da, rief man von allen Seiten die Stifter unsers Unglücks, die schändlichen Fremdlinge, die unsre Häuser anzündeten! Nur die be-

waffneten Soldaten konnten ſie vor Miſs-handlungen ſchützen. Als ſich der Sturm der Menge ein wenig gelegt hatte, wurden die Gefangnen ruhig an Ort und Stelle gebracht. Einen Tag ſpäter langte auch Hermes, und Epicharis im Sclavenkleide, in Rom an. Der hier immer gegenwärtige Lerm half ihnen, unbemerkt herein zu kommen. Dann trennten ſie ſich. Hermes gieng, die Freunde des Otho aufzuſuchen, und ſie um ihren Beyſtand zu bitten; indes Epicharis bemüht war, das Gefangniß der Angeklagten auszukundſchaften. Dies gelang ihrem verſchlagenen Geiſte bald und glücklich. Sie hielt ſich am ſpäten Abend in der Gegend des ihr bezeichneten Thurms auf. Ihr Herz ſchlug gewaltig, als ſie oben durch einige kleine Oefnungen Licht ſchimmern ſah. Durch mehr als eine geheime Regung fühlte ſie ſich verbunden, an dieſer Begebenheit den ſtärkſten und thätigſten Antheil zu nehmen. Liebe zu ihrer Gebieterin; ein geheimes

mes Intereſſe, das ſie, ohne die Urſache davon zu wiſſen, an Melintes band; ein ſtiller Vorwurf, daß ſie durch die an Marcellin ausgeübte Leichtfertigkeit die Rachgier deſſelben hoch aufgereizt habe; mehr als alles dies aber ein verborgnes Gefühl gegen den feurigen Palamed, den ſie, ſeines Leichtſinns ungeachtet, wirklich und ſtandhaft liebte. Dies waren die gemeinſchaftlichen Triebfedern ihres heldenmüthigen Entſchluſſes, das Leben der beyden Sirakuſer, ſeys auch mit Gefahr ihres eignen, zu retten.

Ihr Plan gieng vorzüglich dahin, beym Kerkermeiſter in Dienſte zu kommen. Denn ob ſie ſchon von ihm auf keinen Vorſchub zur Flucht rechnen durfte, da jeder Kerkermeiſter mit ſeinem Leben für Kapitalverbrecher haften muſte, ſo erblickte doch ihr Scharfſinn im Gelingen dieſes Plans manchen Vortheil. Sie wich daher nicht vom Eingange des Thurms, um jede ſich vielleicht darbietende günſtige Gelegenheit benutzen zu

kön-

nen. Um die Zeit der erſten Nachtwache öfnete ſich das eiſerne Thor. Ein bejahrter Mann trat ſammt einem Jünglinge heraus. Sie entfernten ſich. Epicharis ſchlich ihnen auf dem Fuße nach. Als ſie in den Portikus der Livia (22.) kamen, wo bey Tag und Nacht ein Gewühl von Volk war und beſonders feile Dirnen ihren Sammelplatz hatten, da blieb der junge Menſch, — der Sohn des Kerkermeiſters — zurück, weil Zwiſtigkeiten um ein Mädchen ihn mit einem andern Jünglinge in einen Fauſtkampf verwickelten. Im Gewühl gewahrte dies der Alte nicht. Er ſetzte ſeinen Weg fort. Epicharis folgt' ihm, um ſich mit ihm in ein Geſpräch einzulaſſen. Sie änderte jedoch bald dieſen Vorſatz, als ſie den Alten, der im Dunkeln ſeinen Sohn immer hinter ſich gehend glaubte, folgende, die Ausführung ihres Plans ungemein begünſtigende Worte ſagen hörte: „Du ſiehſt alſo, mein Sohn, „daß an der Aufbewahrung dieſer beyden

„Ge-

„Gefangenen gelegen iſt, und wir uns wohl
„vorzuſehn haben. Da ich aber ein alter
„Mann bin, und Dir allein die Nachtwa-
„chen zu ſchwer fallen möchten, ſo bedürfen
„wir jemand, der uns behülflich, und grö-
„ßerer Sicherheit wegen Nachts bey den
„Gefangenen ſchlafe. Auch hab' ich hier-
„zu ſchon einen jungen Menſchen im Ver-
„ſchlage, der mir empfohlen worden iſt, und
„aus Armuth ſich mir verkaufen will. Die-
„ſen hab' ich an den Eingang des Tempels
„der Iſis beſtellen laſſen. Dahin wollen
„wir nun jetzt gehn und zuſehn, ob ſich die-
„ſer Menſch zu unſerm Vorhaben ſchicke,
„und ob er um einen billigen Preiß zu ha-
„ben ſeyn werde."

Epicharis wußte jetzt genug. Sie hörte den Sohn ſich nähern, und verſchwand. Bekannt mit Roms öffentlichen Gebäuden eilte ſie an den Iſistempel, wo ſie richtig den armen Jüngling ſchon fand, der hier des Kerkermeiſters harrte. Sie redete ihn

an,

an, als vor, daß ſie einen jungen Sclaven für ihren Gebieter einzuhandeln beordert ſey, ward mit dieſem, denn einerley war, wenn er ſich hingab, eins; gab ihm ein ſtarkes Handgeld, und wieß ihn ſofort zum Tempel Minervens, wo er ſeinen neuen Herrn finden, und das weitere mit ihm verabreden könne. Epicharis nahm nun auf den Stufen des Iſistempels ſeinen Platz ein. Bald darauf erſchien der wohlbekannte Kerkermeiſter. Er fand die verkleidete Epicharis zu ſeinem Zweck tauglich, und ward bald mit ihr eins, da ſie ſein geringes Gebot, jedoch mit dem Vorbehalt, ſich für die gleiche Summe wieder loskaufen zu können, ſogleich annahm. Er führte nun ſeinen neuen Sclaven Curtas, — ſo nannte ſich jetzt Epicharis — nach dem Thurm, that ihm unterwegs ſeine künftigen Obliegenheiten kund, und dieſer wußte ſich durch ein offenes, treuherziges Betragen bald die Gunſt eines Gebieters zu erwerben.

Dem

Dem weiblichen Eurilus hüpfte das Herz gewaltig, als er mit seinem Herrn in das Gefängnis der Sirakuser trat, und ihnen eine Schüssel zum Nachtessen auftrug. Das Mädchen ward nicht von ihnen erkannt, denn wie konnten sie, da kein Mensch von ihren römischen Freunden zu ihnen gelassen wurde, jetzt die Gegenwart einer Person aus ihrem Gefolge erwarten? Aber sie sahen das Dableiben dieses Jüngslings nicht ungern, weil sie aus seinem sanften Betragen hoff'en, er werde ihnen hold seyn.

Der alte gieng jetzt weg und verriegelte die Thür. Als sie allein waren, gab sich Epicharis zu erkennen. Das Erstaunen der Sirakuser war gros. Sie bewunderten den Muth, die Männlichkeit dieses Mädchens. Palamedes ahndete in dieser Handlung die Triebfeder der Liebe. Er umschlang die schöne Sclavin, die indes mit kluger Enthaltsamkeit sein Feuer dämpfte. Fragen ohne Zahl bestürmten nun den vorsichtigen Eu-

rilas, aber dieſer erzählte mit kurzen Worten nur die Hauptſachen, daß Ariſtides und Arria in Sicherheit wären, die Zauberſcene im Walde, den Beyſtand des Einſiedlers, die Gegenwart des Hermes in Rom. Sichtbar erheiterte ſich die Stirne Melints bey der Nachricht von Arriens Rückreiſe. Muth gab ihm dies zu künftigen Leiden. Hoffnung ſogar goß es in die Seele des Leidenden.

Nach den erſten Unterhaltungen wollte ſich Palamed verſchiedne Freyheiten bey der Dirne herausnehmen, und prieß ſich glücklich, daß er als Gefangner mit einer Göttin in einem Zimmer ſchlafen ſolle, die er im Zuſtande der Freyheit kaum am Tage auf ſeinem Gemach zu erblicken hoffen durfte. Aber Epicharis ſowohl als Melintes bedrohten ihn mit dem Verluſt ihrer Freundſchaft, wenn er unter den jetzigen traurigen Umſtänden ſeinen gewöhnlichen Leichtſinn ausübe, und etwas gegen das Mädchen un-

unternehmen würde. Palamed gelobte Ruhe, und erklärte, daß er den für schändlich halte, der die Gelegenheit mißbrauche, eine Dirne zu entehren, die für ihre Ehre zittert.

Eurilas reicht' ihm dankend die Hand, warf sich auf ein Polster, und entschlummerte sanft. Aber die beyden Freunde sprachen noch viel von ihren hohen Tugenden, von der Wahrscheinlichkeit, daß sie keine gebohrne Sclavin sey. Palamed erzählte, daß sie sein Oheim nie als eine gemeine Sklavin behandelt, und, als Asylas um sie geworben, zu seiner Gemahlin gesagt habe: ich würd' es bey den Göttern nie verantworten können, wenn ich ihr Blut mit so unwürdigem Blute vermischen wollte.

Eurilas gewann bald das Herz des Kerkermeisters so sehr, daß er ihm erlaubte, herab in die Stadt zu gehn, um verschiedne Bedürfnisse für die Gefangenen einzukaufen. Dem guten Alten schien das ganz fahrlos zu seyn, da nicht zu erwarten stand, daß die

Ge-

Gefangenen in der erſten Nacht mit einem fremden Sclaven in Vertraulichkeit ſich eingelaſſen haben würden. Mit heiterm Geſicht kam Eurilas zurück. Er hatte nicht nur verſchiedne Freunde der Sirakuſer aufgefunden, und ſie zur thätigſten Verwendung angefeuert, ſondern auch Mittel zur Flucht herbeygeſchafft. Ein erkauftes langes und ſtarkes Seil hatt' er am Ufer der Tiber zwiſchen Felſen verborgen, eine ſchwache Schnur brachte er ſelbſt mit, um ſeiner Zeit das Seil damit herauf zu ziehn. Dies alles war leicht und in der Ordnung. Aber wie ſollte man auf die äußere Gallerie des Thurms kommen, um ſich herabzulaſſen? Denn die Fenſter des Kerkers waren klein und mit Eiſenſtäben verwahrt. Ueber dem immer fruchtloſen Nachdenken, dieſe Beſchwerden zu heben, floſſen einige Tage hin. Alle Vorbereitungen zur Flucht waren gemacht, aber noch hatt' es dem Eurilas nicht glücken wollen, ihre Ausführung zu bewerkſtelligen.

Fürch-

Fürchterlich überraſchte ſie daher eines Morgens der Befehl des Prätor peregrinus, vor dem Senat zu erſcheinen. Eurilas war troſtlos. Es ſtand zu befürchten, daß man ſie zum Tode verurtheilen, und vielleicht ohne Verzug hinrichten würde. Aber muthig durch das Gefühl ihrer Unſchuld folgten dieſe kühnen und ſchönen Jünglinge den ſie abholenden Liceren, und ſchritten ſelbſt in ihren Feſſeln, die man ihnen unten am Thurm anlegte, ehrwürdig einher. Selbſt der Pöbel, der auf ihre Herabkunft lauerte, und ihnen mancherley Beſchimpfungen zugedacht hatte, gaffte ſtaunend ſie an, und nicht ein Schmähwort kam über ſeine Lippen. Mit Achtung und Schonung behandelt, doch von einer ſtarken Wache begleitet, gelangten ſie in den Richtſaal. Man gab ihnen Seſſel auſſerhalb den Schranken. Der Herold eröfnete das Gericht und rief die Kläger auf. Martian, der Vater des getödteten Marcellin, trat hervor, und beſchul-

digte feyerlich vor den Blutrichtern die beyden Sirakuſer der Ermordung ſeines Sohns, und der Anlegung des Feuers, das einen groſſen Theil der Stadt Rom verwüſtet, viele Menſchen ihres Lebens und ihrer Schätze beraubt hatte. Wider ſie zeugten einige vornehme Römer, die ihre Ausſage mit einem Eyde zu bekräftigen ſich erbothen, und wider Metintes insbeſondre der Degen Marcellins, mit dem er im Walde focht, als man ihn gefangen nahm. Nach einigen feyerlichſtillen Minuten befahl der Prätor dem Metintes, ſich zu verantworten. Dieſer harrte geraume Zeit, ob jemand von ſeinen Freunden aus dem verſammelten Volke hervortreten und ſich ſeiner vertheidigend annehmen würde, denn dies war erlaubt. Aber als alles ſchwieg, alles vor dem Zorne des Kayſers ſclaviſch bebte, da ſtand er mit Würde und Gelaſſenheit auf, und erſchütterte die Herzen der Anweſenden mit folgender Rede:

„Rich-

„Richter und Edle! Stünd' ich
„vor ungerechten und partheyischen Richtern,
„ich würde fürchtend ihrem Urtheilsspruch
„entgegen sehen. Aber vor Euch, edle Pa-
„trieer, die Ihr Recht und Unschuld schü-
„het, leg' ich muthig und hoffnungsvoll
„die Vertheidigung meiner Unschuld nieder.
„Die Macht unsrer Ankläger hat ganz Rom
„gegen uns eingenommen. Als verlaßne
„Fremdlinge stehn wir hier, doch nicht ver-
„lassen von den allwissenden Göttern. Auch
„ist unser Schirm lautere Wahrheit.
„Schmucklos und ohne Hülle, wie sie selbst
„ist, sey auch meine Aussage von dem Un-
„falle, der uns betroffen, und den Verdachte
„eines Verbrechens auf uns geladen hat."

„Wir kamen nach Rom, die Macht und
„Herrlichkeit dieser Gebieterin des Erdkrei-
„ses zu schauen. Wir fanden bald Freun-
„de. Um unsre Freundschaft bewarb sich
„auch Marcellin, dieser mordgierige Römer,
„der Stifter all unsers Unglücks." Kaum

Gewurmel im Saal; Martian will den Redenden unterbrechen, der Prätor winkt mit dem Schwerdt; alles wird wieder ruhig.) „Eiferſucht entwandt' „uns ſeine Gunſt. Er trachtete nach unſerm „Leben. Er überfiel uns einſt bey Nacht„zeit ohnweit der Behauſung zweyer edeln „römiſchen Frauen mit einer ganzen Rotte, „verwundete uns beyde, meinen Freund aber „höchſt gefährlich; und ohne den Beyſtand „der beyden Römerinnen wären wir vielleicht längſt in den düſtern Gefilden der „Unterwelt. Marcellin ließ dieſem miſſlungnen Anſchlage auf unſer Leben noch mehrere folgen, deren Erwähnung hier nicht „zur Sache dient."

„Bald darauf kam Ariſtides, Palamedes „Vater, ſammt ſeiner Tochter Arria von „Sirakus nach Rom, ſeinen kranken Sohn „zu beſuchen. Marcellin entbrannte gegen „Arrien, verfolgte ſie überall hin, ſogar in „die heiligen Hallen der Tempel, und zu „den Altären der Götter, ja er bediente

„ſich

„ſich in Dianens Heiligthum der niedrig-
„ſten Kunſtgriffe, die Unſchuld der Jung-
„frau zu fällen. Als dies nicht gelang,
„warb er um ſie bey ihrem Vater. Die-
„ſem ſchmeichelte der Antrag; er verſprach
„ſie ihm, er zwang ſeine Tochter zu dieſem
„ihr verhaßten Bündniß. Der Tag des
„Verlöbniſſes ward anberaumt. Man mach-
„te feyerliche Anſtalten, aber Martellin er-
„ſchien nicht. Unbekannte, uns unbegreifli-
„che Urſachen müſſen ihn abgehalten haben.
„Auch ward er von Stund' an gegen uns
„wüthend, ſchwur unſern Untergang, ſchwur,
„daß wir alle Sicilien nie wieder betreten
„ſollten. Dies am ſicherſten zu bewirken,
„ſteck-' er bey Nacht unſere Herberge von
„allen Seiten in Brand. Daß er und ſei-
„ne Rotte mit Fackeln am Hauſe geſehn
„worden, daß ſie ſogar alle Löſchanſtalten
„hinderten, können die ihrem Mordſchwerdt
„entronnene Leibeignen des Wirths, kann
„Maximus ſelbſt bezeugen. Doch Muth,

„und

„und Beyſtand der Götter, rettete uns alle
„aus den Flammen. Wir flohen. Römiſche
„Soldaten ſuchten uns auf. Marcellin ſelbſt
„verfolgt' uns, nachdem er uns als Urheber
„des Brandes angeklagt hatte. Bald hohlt'
„er mich ſammt der jungen Sirakuſerin,
„die ich aus dem Feuer gerettet, ein, und
„gieng auf mich los. Hitzig war der
„Kampf. Es galt Tod und Leben. Sollt'
„ich mich unvertheidigt von ihm morden
„laſſen? — Er fiel durch mein Schwerdt!"

„Nun erſt ſtieß Palamedes nebſt unſerm
„übrigen Gefolge zu mir. Noch immer auf-
„geſucht und verfolgt erlagen wir beyde end-
„lich der andringenden Menge, und wurden,
„ohne vorher zu erfahren, welches das
„Schickſal unſrer zurückgelaßnen Verwand-
„ten und Freunde ſey, gefangen. Hier
„ſtehn wir nun vor Euerm unbeſtechbaren
„Gericht, angeklagt, aber keines ſtrafwürdi-
„gen Verbrechens überwieſen."

„Dies

„Dies der Hauptinnhalt dieſer heilloſen
„Begebenheiten. Aber nun, weiſe Richter,
„fraget alle, die uns kennen, ob ſie uns
„der angeſchuldigten Schandthaten fähig
„halten, ob wir fähig ſind des Undanke,
„gegen eine Stadt ſo zu handeln, deren
„Bürger wir ſind, für deren Ruhm wir
„einſt in Aſien Blut und Leben wagten?
„Noch mehr, iſt es wohl wahrſcheinlich, daß
„wir ſelbſt eine Wohnung werden in Brand
„geſteckt haben, die ſchon in voller Flamme
„ſtand, als wir mit allen den Unſrigen uns
„mühſam daraus retteten?“

„Getödtet iſt Marcellin, gefallen durch
„meine Hand. Aber Eure Geſetze verbieten
„die Nothwehr nicht. Aufgefordert zum
„Kampf ſteht das Leben meines Gegners
„in meiner Hand. So iſts auch mit mei-
„ner Nothwehr gegen die übrigen meiner
„Verfolger. Gewalt ſteht gegen Gewalt.
„Wie kann ich ſtrafbar ſeyn, daß ich mein
„Leben vertheidigte?“

„Aber

„Aber findet Ihr mich dennoch strafbar,
„Richter, so könnt' Ihr doch nicht meinen
„Freund also finden. Was verbrach dieser?
„Er kämpfte durch Marcellins Mordsucht
„mit dreyfacher Lebensgefahr, er floh aus
„dem angezündeten Hause, er folgte mir
„aus inniger Freundschaft, und diese allein
„bewog ihn, mich gegen meine Feinde zu
„vertheidigen. Sagt, was hat dieser
„Schuldlose verbrochen?"

„Alle meine Aussagen sind nackte Wahr-
„heit, denen es an geltenden Zeugen nicht
„wird ermangeln können. Uns klaget man
„um Mord und Brand an, die wir viel-
„mehr berechtigt wären, wegen Feuers- und
„Todesgefahr Recht zu heischen. Darum
„flehe ich auch, Richter, nicht um Eure
„Barmherzigkeit, nein um Eure Gerechtig-
„keit, nicht um Sanftmuth und Schonung,
„die nur der Verbrecher bedarf, sondern um
„Billigkeit und strenge Untersuchung. Ver-
„gesset die Pflichten nicht, die Ihr römi-
„schen

„ſchen Bürgern ſchuldig ſeyd, nicht die Un-
„bilden, die uns als Jünglinge zu raſchem
„Zorn reizten, nicht der Wunden und Nar-
„ben, die wir im Kampfe für die Republik
„erhielten.“

„Findet Ihrs endlich dennoch zur Beru-
„higung des Volkes nothwendig, daß ein
„Schlachtopfer blute, ſo nehmt hin das Le-
„ben, das in meinem Buſen ſchlägt, und
„reizet nicht den Zorn der Götter wider
„Euch durch ein Bluturtheil über den ſchuld-
„loſen Palamedes.“

Feyerliche Stille herrſchte während dieſer ganzen Rede im Saale, und dauerte noch lange fort, als Melintes ſchwieg und mit edelm Stolze ſeinen Platz wieder einnahm. Alle bewunderten ſeinen Muth, ſeine Redner-talente, mehr noch ſeine Redlichkeit und Treue gegen den Palamedes. Die meiſten Beyſitzer des Gerichts erklärten ſeine Ausſa-gen für höchſtwahrſcheinlich, ihn ſelbſt für ſchuldlos; nur die blieben hartnäckig, die

Mar-

Martian beſtochen hatte. Paiamedes ward jetzt ebenfalls aufgefordert, ſich zu vertheidigen. Er that es mit Unerſchrockenheit und Würde, beſtätigte die Auslaſſungen ſeines Freundes, und behauptete blos, daß dieſer zu warm für ihn geſprochen, daß, wenn man jenen ſtrafbar fände, man eher ihn alſo finden müſſe, daß er für ihn, oder, wenn dies nicht möglich ſey, mit ihm ſterben wolle.

Die Richter und Senatoren waren innig gerührt über ſo ſeltne Freundſchaftstreue. Sie verhörten nun jeden insbeſondre. Alle ihre Ausſagen blieben ſich gleich. Man hörte auch die Zeugen ab. Dann berathſchlagten die Richter bey verſchloſſenen Thüren über das abzufaſſende Urtheil. Schon ſiegte die edlere Wahrheit, ſchon war man nach einem ſechsſtündigen Verhör im Begrif die Angeklagten für unſchuldig zu erklären, und ſie frey zu laſſen, als Nero einen Boten an die Richter ſandte, und ihnen befahl: man

ſol-

le das Endurtheil in dieſer Sache ſo lange aufſchieben, bis er ſeinen Willen kund gethan haben würde.

Die Gefangnen wurden ſofort auf ihren Thurm zurück gebracht. Aengſtlich harrte Epicharis ihrer Rückkunft und der Beendigung ihres Verhörs. Sie vernahm den Aufſchub ihres Urtheils und zitterte. Sie ſuchte ſogleich einen Vorwand auszugehn, und erfuhr, daß der Kayſer darauf beſtehe, man ſolle ſie zum Tode verurtheilen. Martian, der vor dem Verhör ſpeichelleckend zu ſeinen Füßen lag, hatt' ihn zu dieſer Unerbittlichkeit vermocht. Epicharis ſchwur bey den Göttern, daß ſie ihre Gebieter retten wolle. Dieſe Nacht oder nimmer, ſprach ſie, und hielt Wort.

Sie brachte den Gefangenen eine traurige Nachricht. Gelaſſen hörten ſie ſie und einſtimmig erklärten beyde, daß ſie ſich lieber in die Tiber ſtürzen, als auf dem Blutgerüſte den Tod der Verbrecher ſterben wollten.

ten. Der Entſchluß, ſprach Epicharis, iſt Eures Heldengeiſtes würdig, aber wie wollt Ihr auf die Höhe des Thurms kommen, oder wie die eiſernen Stäbe an Enerm Fenſter abbrechen? Längſt waret Ihr gerettet, hätt' ich dieſe Schwierigkeit zu heben gewußt. — Doch, ſchnell, kommt mir ein Gedanke — — Mit dieſen Worten ſprang ſie raſch zum Kamin, und fand, daß der Rauchfang nicht hoch war. Freudig rief ſie die Siraküſer herbey, und einſtimmig hielten alle dafür, daß hier hinauf zu kommen möglich ſey. Sofort wurden die zu nehmenden Maasregeln verabredet. Eurilas, der bereits das uneingeſchränkte Zutraun ſeines Herrn genoß, gieng nach Sonnenuntergang aus, ein Fahrzeug zu miethen. Als der Kerkermeiſter viſitiren kam, begnügt' er ſich, wie gewöhnlich, den Eurilas außen an der Thür zur Wachſamkeit zu ermuntern, und gieng ſeiner Wege.

Mit-

Mittlerweile hatte Eurilas die erkauften Kleidungen nebſt dem Seil in den Nachen gebracht, zum Rudern blos einen Schiffersknaben mitgenommen, und erwartete nun am Ufer den verabredeten Zeitpunct, da die Schnur vom Thurme herabfallen würde. Unſre Helden ſäumten indes nicht, auf die Gallerie des Thurms zu kommen. Palamed ſtieg auf Melints Schulter, und kletterte dann vollends hinauf. Hierauf zog er durch Hülfe zerſchnittener Bettgeräthſchaften ſeinen Freund nach. Alles gieng nach Wunſche; alles war ſtill und ſicher, nur die gaukelnden Wellen der Tiber rauſchten, zu hohem Entzücken der Gefangenen, nun lauter unter ihren Füſſen vorüber.

Jetzt ſank die Schnur, durch ein Blei ſenkrecht geleitet, hinab. Die aufmerkſame Epicharis gewahrt' es bald, und band das Seil daran. Oben fühlte man die wachſende Schwere, und zog es hinauf. Melint ſchnürte es ſo feſt an eine eiſerne Zinne der

Gal-

Gallerie, daß es ſich unmöglich auflöſen konnte. Es entſtand nun ein kleiner Zwiſt unter den beyden Freunden, von inniger Freundſchaft veranlaßt. Jeder wollte den andern gern zuerſt in Sicherheit wiſſen. Melintes beſiegte endlich den Freund, indem er vorgab, er wolle ſich, ſobald dieſer das Seil umklammert haben würde, auf ſeine Schultern ſetzen. Er hielt aber nicht Wort, weil er fürchtete, die Laſt möchte zu groß werden. Ihm gnügte das Bewußtſeyn, den Bruder ſeiner Arria zuerſt gerettet zu haben, und er ſah ihn mit Wohlgefallen, beym ſchwachen Schimmer der Lampe aus dem Fenſter des Kerkers, gemach am Seile hinabgleiten.

Aber welch ein Schaudervolles Ereignis! Kaum war Palamed in den Nachen, als das Seil zuſammt der Zinne und einem Stück des ſteinernen Geſimſes mit Getöſe hinabſtürzte. Vom Drucke der Luft wich der Nachen ſeitwärts, ſonſt hätte der ſchwere Körper die darin ſitzenden zerſchmettert.

Grauß

Grauß und Entſetzen ergrif die Unglückli-chen, die ihren edelſten Freund nun ohne Rettung verloren wußten. Sie durften nicht zurufen, nicht Lerm machen, hatten Mühe genug, den Schiffjungen abzuhalten, daß der es nicht that. Weinen und Händeringen war ihre einzige Zuflucht. Schon machte das Getöſe des Herabſturzes die jenſeitigen Wachen aufmerkſam, daß ſie ſich zuriefen.

Indes verlor Melint die Gegenwart des Geiſtes nicht. Er ließ Anfangs die Schnur hinab, in Hofnung, daß man ihm vielleicht nochmals das Seil daran binden würde. Aber dies war unmöglich; das Seil mit der Laſt des Eiſens in den Abgrund geſunken. Schluchzend gewahrt Epicharis dieſe letzte fruchtloſe Rettungshofnung des Unglüklichen. Melintes harrte ein wenig. Aber als er das Seil nicht wieder erhielt, die Urſach ſeines Ausbleibens ahndete, da faßt' er den kühnen Entſchluß, ſich in den Fluß hinabzuſtürzen. In dieſem Augenblick ſtand eine fremde menſch-

menſchliche Geſtalt an ſeiner Seite. Ein ehrwürdiger Greis mit langem Bart und ſilberweiſſem Haar nahm ihn liebreich bey der Hand. Auf ſeinem Gewande hieng in der Gegend der Bruſt ein ſilbernes Kreuz. „Fürchte Dich nicht, ſprach er, ich will „Dein Retter ſeyn.“ Er berührte hierauf unſern Helden mit dem Kreuz, und verſchwand. Räthſelhaft war dem ſtaunenden Melintes dies Betragen. Der Greis wollte ihn retten, und verließ ihn doch in der gefährlichſten Kataſtrophe. Dennoch beſeeligte ihn eine gewiſſe innere Ruhe. Er wandte ſich, und ſah hinter ſich das weiße Gewand des Greiſes mit dem Kreuz, das dieſer zurückgelaſſen hatte, und in welches der Wind gleich als in ein Segel blieſ. Melintes verſtand jetzt den Wink ſeines Retters. Dies das Seegel, ſprach er, das mich durch die Luft führen wird. Er band ſich den weiten Halsſaum dieſes Gewandes feſt um den Leib, ſchlug es über den Kopf, befeſtigte an

je:

jede Hand einen Zipfel des untern Saums, und ſtellte ſich muthvoll auf das Geſimſe. Augenblicklich führt' ihn ein gewaltiger Oſtwind, der mit gleicher Kraft in ſein Segel bließ, erſt aufwärts, dann ſanft und gemach zum Strom hernieder. Jauchzend ſahn Palamed und Eurilas ihn herabſchweben. Sie ruderten auf ihn zu und nahmen den Geretteten auf. Laut und anhaltend war ihre Freude. Aber eine fremde Stimme rief ihnen zu: „Entfernt Euch! Schiffet eilig den „Strom hinab!“ Sie erwachten aus ihrem Freudentaumel, und fühlten, wie hohe Zeit es ſey, ſich zu entfernen, denn ſchon wurden die Wachen aufmerkſamer, und man hörte ſchon einige Menſchenſtimmen am jenſeitigen Ufer.“ Sie gehorchten der Stimme, zwangen den Knaben zum Rudern, und ſeegelten mit günſtigem Winde auf den ſchäumenden Wellen der Tiber hinab.

Schon waren unſre Flüchtlinge an 40 Stadien von Rom entfernt, als die Sonne

über die hohen Appenninen herauf stieg. Sie hatten jetzt Zeit genug gehabt, über ihre sonderbare Errettung nachzudenken. Die Ehrfurcht gegen den Einsiedler — denn wer sonst als er rettete unsern Melintes? — wuchs in ihren Herzen. Epicharis bebte vor Verlangen, seinen Gekreuzigten näher kennen zu lernen; indes ihre Begleiter geneigt waren, ihn für nichts mehr und nichts weniger, als für einen guten Zauberer zu halten. Mit dem Anbruch des Tages wuchs nun aber auch ihre Gefahr. Es konnte nicht fehlen, daß man ihnen nachsetzen werde. Unklug wäre es freylich gewesen, hätten sie den graden Weg nach dem Hafen bey Ostia genommen. Sie machten daher den Plan, von nun an zu Lande zu reisen, und ihren Weg nach dem Seehafen Cajeta, (23.) jedoch mit sorgfältiger Vermeidung der appischen Straße, einzuschlagen. Was sollten sie nun aber mit dem Ruderknaben anfangen? Er bat, den Strom wieder hinauf

schif-

ſchiffen zu dürfen. Aber wie konnte man den Zuſagen der Verſchwiegenheit einer rohen Schifferſeele trauen, die vielleicht um einige Drachmen das ganze Geheimniß verrieth? Man fand es daher räthlichſten, den Nachen an einem ſteilen, einſamen Ufer in Brand zu ſtecken, beſchenkte den jungen Schiffer reichlich, und hoffte, daß er um ſeines eignen Kopfes willen verſchwiegen ſeyn werde.

Die Flüchtenden reiſten nur Nachts, und ruhten am Tage in Höhlen oder dichten Wäldern. Mond und Sterne waren ihre Wegweiſer, da ſie alle Heerſtraßen ſorgfältig vermieden. In nahen Dörfern kauften ſie ihre nöthigſte Speiſe, und zu Stillung ihres Durſts fanden ſie überall klare Bergquellen. Nichts flohen ſie ſorgfältiger, als die prachtvollen Landhäuſer, mit denen dieſe Gegend überſät war; denn wie leicht konnten ſie da auf Marcelliniſche Günſtlinge ſtoßen, wie leicht wegen ihrem flüchtverkündenden

den Aeußern angehalten werden! Sicherer ruhten ſie zuweilen eine Nacht in der Hütte des Landmanns, der ihnen willig ſeine Milch und ſein Brod reichte, ohne ſchwarzen Verdacht über ſie auszubrüten.

Aber eines Morgens, als das traurige Kleeblatt die Nacht mit ſchnellem Vorrücken auf der Flucht zugebracht hatte, ſahen ſie von weitem eine reitzende Villa. Eurilas war ſo erſchöpft, daß ſeine Begleiter ihn abwechſelnd auf dem Rücken tragen mußten. Man brachte daher in Vorſchlag, einmal einen Raſttag zu machen, und der Ruhe in dieſer freundlichen Villa zu pflegen, deren Aeußeres Beſitzer von Geiſt und Herz ankündigte. Bereits ziemlich weit von Rom entfernt, waren ſie dem Verrath nicht mehr ſo ſehr ausgeſetzt. Melint, noch immer mißtrauiſch, widerrieth dies als ein Wagſtück. Aber Parlamed, für ſein erſchöpftes Mädchen beſorgt, ſteuerte unaufhaltſam einem Orangewäldchen entgegen, das die Seitengebäude des Landhau-

hauses beſchattete. Sie fanden hier einen entzückenden Aufenthalt. Ein in der Mitte befindlicher kleiner Hayn war mit majeſtätiſchen Pappeln ringsum eingefaßt. In der Mitte hatten ſich Amor und Pſyche, eine meiſterhafte Gruppe aus Marmor, in trauter Umarmung gelagert. Im nachbarlichen Tannenwalde rauſchte ein klarer Bach über bunte Kieſel herab, und betäubte das Ohr mit ſonoriſchen Geplätſcher, übertönt von Nachtigallen und Graemücken. Unwiderſtehlich, einladend zur Ruhe war dieſer Aufenthalt. Die Reiſenden genoſſen hier ihr mitgebrachtes Frühſtück, tranken aus dem ſpiegelhellen Bach mit hohler Hand, und lagerten ſich dann ins Gras hin, der Ruhe zu pflegen. Laſſen wir ſie hier im erquickenden Blüthenduft der Orange des ſüßen Schlummers genießen, den ſie ſo ſehr bedürfen, und ſehen, was indes zu Rom geſchah.

Der Kerkermeiſter wunderte ſich des langen Schlafs der Gefangenen. Er ſtutzte,

die

die Thür von innen verriegelt zu finden, und donnerte gewaltig an. Alles blieb still. Angst bemeisterte sich seiner. Er fürchtete, daß die Gefangnen den Sclaven ermordet, und sich selbst entleibt haben könnten. Die eiserne Thür aufzuschlagen war unmöglich. Er lief in der Angst mit einer Leiter auf die Gallerie des Thurms, um durch den Rauchfang ins Zimmer hinab zu steigen. Hier fand er das Nest leer. Er untersuchte die Fensterglitter. Sie waren unversehrt. Aber hier gewahrte er den Schaden an der Gallerie, und ahndete nun das ungeheure Wagstück. Schauder und Entsetzen ergriff ihn, und er eilte trostlos zu den Seinigen hinab, die durch Heulen und Schreyen den Vorübergehenden den Unfall verriethen. Auch ward man nun von außen die Beschädigung des Thurms gewahr, und die Aussagen der Wachen, um Mitternacht ein starkes Geräusch auf dem Wasser vernommen zu haben, das sie aber für Kurzweil berauschter

Schif-

Schiffer gehalten, ſetzte vollends die Art der Flucht auſſer Zweifel. Die Feinde der Sirakuſer ermangelten nicht, mit dieſer Nachricht ungeſtüm vor die Ohren des Kayſers zu dringen, der in der Entrüſtung befahl, die Flüchtenden aufzuſuchen, und tod oder lebend in ſeine Gewalt zu liefern. Der Kerkermeiſter wurde zum Tode verdammt. Man kam, ihn abzuholen, aber er war nebſt ſeinem Sohne bereits entwichen. Die Wuth des Kayſers war ſo groß, daß er deſſen Frau und Töchter auf eine ſeiner Meiereyen ſchickte, und zur ſchwerſten Arbeit verurtheilte. Die Suchenden kamen insgeſammt mit leeren Händen zurück. Der Schiffsknabe ſchwieg um ſeines eignen Lebens willen. Die Freunde der Sirakuſer waren froh über ihre wahrſcheinliche Rettung. Der Pöbel glaubte, ſie hätten ſich, einem ſchmählichern Tode zu entgehn, in die Tiber geſtürzt. Martian und ſein Anhang verfluchten Zähneknirſchend die Nachläſſigkeit des Kerkermeiſters,

ſters, und ſannen auf Mittel, die Flüchtigen den, wofern ſie anders lebend entkommen, bis an die äuſerſten Gränzen des Reichs zu verfolgen. Aber der Schutz der Götter wachte über ſie. Martian ſtarb wenige Tage hernach an den Folgen des Zorns, und Neros Rachgier verdrängten andre Abentheuer.

Szene im Pappelhain.

Korinna. (Beſitzerin der nahen Villa, den Curtius betrachtend, den ſie hier allein zu finden glaubt, indem deſſen Geführten hinter einem Epheuſtrauch liegen.)

„Schöner Fremdling, von der Hand der Grazien ſelbſt geformt! Woher kommſt Du? So allein, ſo verlaſſen! Nimmer hätt' ich

hier

hier ſo früh dieſen reizenden Wandrer vermuthet. (Sie kniet neben ihn nieder.) Ha, dieſer Korallenmund, dieſe Alabaſterhaut, dieſe braunen männlichen Locken! (Sie küſt ihn mit) Roſen duftet ſein Mund, Nektar ſtrömt von ſeiner Lippe. Ob ich ihn aufwecke? Still und einſam iſts um uns her, für die Göttergenüße der Lieb' und Wolluſt dies Plätzchen geſchaffen, noch im düſtern Morgenſchlummer mein träger Gemahl. Es glüht und tobt in meinen Adern. Welch ein ſchneller Zauber. Biſt Du ein Abkömmling der Götter, oder ſendete Cythere, die Schutzgöttin dieſes Hayns, meine Thränen ſich erbarmend, Dich mir aus Arkadiens Fluren herüber? Ein geiſtloſer Volcier biſt Du wenigſtens nicht. Erwache, holder Schläfer, erwache! — Doch nein! Wohnen ſollſt Du in meinem Hauſe, verbergen will ich Dir meine Zärtlichkeit, aber durch Amors Künſte Dich beſiegen, und entzücke Dich einſt als Ueberwundenen zu meinen

Füs

Füßen ſehn! Ja ſo ſey es — bald kehr' ich zurück *)."

Sie gieng und ſah ſich oft im Gehen nach dem ſchönen Schläfer um. Es war ihr Entſchluß, ihren Gemahl, der mehr der Jagd und der Flaſche, als der ſanftern Liebe lebte, zu bewegen, daß er den armen ohnfehlbar hierher verirrten Fremdling auf einige Tage Obdach und Pflege gewähre. Tief hatte ſich das Bild des lieblichen Schläfers in ihr Herz gedrückt. Ueberraſchende Situationen machen uns den Gegenſtand unſrer Wünſche ſchöner und liebenswürdiger. Ueber dieſes war Korinna ſo zärtlichen Herzens, ſo empfänglich für männliche Reitze, ſie

*) Was Meißner im Alcibiades u. a. a. O. ſo richtig erinnert hat, daß man ſich ſolche Selbſtgeſpräche nicht als geſprochen, ſondern als gedacht, höchſtens durch einzelne Ausrufungen unterbrochen, vorſtellen müſſe, das bitte ich meine Leſer hier ebenfalls nicht zu vergeſſen.

ſie liebte ſo ſehr das Ungewöhnliche und Abentheuerliche in der Liebe, daß raſches Gefühl für den reizenden Jüngling wohl unvermeidlich war. Mit der Verſchlagenheit, die den Italienerinnen immer eigen iſt, wußte ſie ihren Gemahl für den fremden Wandrer einzunehmen, ohne daß er ihren eigennützigen Plan ahndete, ja ſie bewog ihn ſogar, im Schlafgewand in den Hayn ſie zu begleiten. Eurilas hörte das Geräuſch der Kommenden ſchon von ferne, denn Korinnens Kuß hatte ſeinen Schlaf leiſer gemacht. Er ſprang auf und rief ſeine Gefährten. Lächelnd trat Meilnitz hervor, der bereits gewacht, und Korinnens Begeiſterung belauſcht hatte. Sey ruhig, Freund, ſprach er, die Du kommen hörſt, ſind uns nicht gefährlich. Sicher werden ſie uns Gaſtfreundſchaft anbieten. Eurilas wollte antworten, als ſchon Korinna am Arm ihres Gemahls Kurio vor ihnen ſtand. Aber das Antlitz des wollüſtigen Weibes färbte ſich

vor Scham und Unwillen, als ſie fand, daß noch 2 andre Männer zugegen waren. Ihr ſchön entworfener Plan war nun zernichtet. Selbſt Kurio blickte ſie bedeutend an, weil ſie nur von einem Wandrer ihm geſagt hatte. Doch das geſittete Betragen der Fremden, ihr Anſtand, ihre offnen, redlichen Geſichtszüge, mehr noch der Umſtand, daß ſie ganz ohne Waffen waren, bewog ihn, ſie insgeſammt zu ſich zu laden. Sie nahmen dies freudig an, und erklärten: „Sie wären 3 Brüder, die im großen Brande zu Rom all ihre Haabe verloren hätten, und nun bey ihren Verwandten in Sicilien Schutz ſuchen wollten.“ Kurio erſtaunte, wußte noch kein Wort davon, ſchrieb aber dies auf ſeine Abgeſchiedenheit von der großen Welt. Er bedauerte guthertzig ihr Unglück, und bot ihnen ſeinen Landſitz zum Aufenthalt an, ſo lang' es ihnen gefalle. Sie baten aber blos um ein Nachtlager, das er ihnen gern zuſagte, und verſprach

ſprach zugleich, ſie bey ihrer Abreiſe mit Waffen zu verſehen. Für Korinnen war dies eine traurige Nachricht. Brütend über Anſchlägen und ſchweigend gieng ſie an der Seite des lüſternen Palamedes, der ſich zu ihr drängte, mit den übrigen in ihre Wohnung.

Kurio war einer der reichſten italieniſchen Ritter. Er bewirthete mit römiſchen Luxus ſeine Gäſte. Melints edles Betragen, gemiſcht aus Hoheit und Gefälligkeit, gewann bald ſein Herz. Aber Korinna beſchäftigte ſich nur mit dem ſchönen Eurilas. Nur auf ihn ſchoß das Feuer ihrer Blicke, nur mit ihm beſchäftigte ſich ihre ganze Seele. Kaum bemerkte ſie ſeine Begleiter. Das ſchmerzte den glühenden Palamed. Obſchon Epicharis ihm ſo nah war, konnt' er es doch nicht über ſich gewinnen, gegen die ſchlanke, freymüthige zwanzigjährige Korinna gleichgültig zu bleiben. Epicharis merkte es, und ſah ſcheel. Aber ſie begnügte ſich mit

der

der kleinen Rache, daß Korinnens Herz vergeblich brannte, und beſchloß, zu Fortſpielung des Romans ihre Hand zu bieten. Sie liebäugelte mit dem wollüſtigen Weibe unaufhörlich, und machte dadurch Palameds Bemühungen um Korinnen völlig fruchtlos. Kurio und Melintes blieben indes in ernſte Unterhaltungen verwickelt.

Der Tag war bey Wein und Scherz vorübergerauſcht, die Nacht da. „Man eilte zur Ruh. Ein großes, prächtiges Schlafgemach nahm die Flüchtenden auf, doch, zu aller Verwunderung, mit keiner Lampe verſehen. Der ſchöne Jüngling bekam ein Bett für ſich, indes die beyden Helden neben einander ſchlafen ſollten. So hatt' es Korinna geordnet. Sie verrieth dem Eurilas ihren Plan durch Winken und einen leiſen Händedruck, dann gieng ſie mit ihrem Gemahl aus dem Schlafzimmer. Sehnſucht und Verlangen ſprach aus dem Auge des Weibes. Palamed, der große Mädchenkenner, errieth

dies

dieſe Seelenſtimmung, und beſchloß, ſie zu benutzen. Von einer auf ſeine Seite gebrachten Sclavin erfuhr er, daß Kurio nur ſelten bey ſeiner Gemahlin ſchlafe. Aber dieſe hatte nicht gewußt, daß eben in dieſer Nacht der Ritter, von Wein und Freude aufgereizt, an der Seite ſeiner Gattin ruhen wollte.

Alles lag in tiefen Schlummer, als Palamed und Korinna ihre nächtlichen Wanderungen antraten. Dieſe wußte, daß ihr Mann ſehr feſt ſchlief. Gelogne Unpäßlichkeit hatt' ihn zur Keuſchheit verdammt, worüber er miſsmüthig bald entſchlummerte. Sie löſchte auch hier die Lampe aus und ſchlich dann mit glühenden Wangen, klopfendem Herzen und im einladendſten Nachtgewande, nicht ohne innern Kampf mit der weiblichen Schaamhaftigkeit, die Gallerie entlang. Die Leidenſchaft ſiegte, und trieb ſie raſch vorwärts. Aber plötzlich lief ſie in der dickſten Finſterniß mit ihrem Köpfchen gegen einen

anderen Kopf, gegen den des Palamed. Beyde ſchwiegen jedoch mäuschenſtill, hielten ihren Gegenſtand für einen Sclaven und verfolgten ihren Zweck. Korinna ſchlich in die Kammer der Fremden, fand das Bett des Eurilas, ſetzte ſich darauf, und ein Strom von Küſſen bedeckte den Mund des Geliebten. Eurilas erſchrack und ſchrie laut auf. Melint erwachte, und als er ſeinen Freund nicht neben ſich fand, glaubte er, dieſer wolle etwas gegen Evlcharis unternehmen. Er lief hin zu ihrem Lager. Sogleich verſchwand Korinna. Als ſie in ihr Schlafgemach zurückkam, fand ſie ihren Mann mit einem der Fremden auf der Erde ringend, und ſtürzte theils aus Schreck, theils wegen der Finſterniß über ſie hin. Zugleich ſchrie der Fremde: Bruder, biſt Du wahnſinnig? Ich bin ja Dein Palamedes! Korinna raffte ſich wieder auf, und machte Lerm. Ein Sclav brachte Licht. Auch Melintes und Eurilas eilten herbey. Der Knaul wickelte

ſich

ſich nun auseinander. Jedes hatte ſeine Entſchuldigung in Bereitſchaft. Palamed hatte die Kammer verfehlt, und Korinnen hatt' ein Naturbedürfniß hinaus getrieben. Der betrogne Ehemann mußte nun noch den Fremden um Vergebung bitten, daß er ihn ſo gewürgt, weil er ihn für einen Räuber gehalten. Und aus den Vorwürfen, die leicht ſeine Frau hätten treffen können, ward nun zärtliche Beſorgniß, denn ſie hatte ſich das Geſicht im Aufſchlagen beſchadigt. Auch Palamed war verwundet. Man beſtrich und pflegte die beſchädigten Stellen, und jedes begab ſich zur Ruhe. Die Sirakuſer belachten in ihrem Gemach den Vorfall herzlich. Palamed erzählte mit vieler Laune, wie ſonderbar ihm zu Muthe geweſen, als er einem bärtigen Manne in die Arme geſunken. Epicharis ſpottete und verzieh.

Am folgenden Morgen ſtand man ſpät auf. Noch fanden die Sirakuſer Korinnen auf ihrem Lager. Aber ſie hatte dennoch

nicht unterlaſſen, ſich, trotz ihrer Verwundungen, üppig und reitzend heraus zu putzen. Sie zog, als ihr Gemahl mit ſeinen Gäſten über den geſtrigen Vorfall ſcherzte, den Eurilas, unterm Schutze der Bettgardienen, an ſich, und flüſterte ihm ins Ohr: „Schöner Eurilas, Du kennſt das Opfer, das ich Dir bringen wollte. Vergiß der Allgewalt meiner Liebe nicht, und kehre bald ohne Gefährten zurück. Die ſchönſten Freuden Cytherens erwarten Dich im vollſten Maaße. Ohne die Hofnung, Dich wieder zu ſehn, würde mein Leben hinſchmachten.“ Sie gab bey dieſen mit Thränen ausgeſprochnen Worten abſichtlich verſchiedne Blöſen, und drückte die weiche Hand des Jünglings an ihren ſchönen Buſen; der indes des Lachens ſich kaum enthalten konnte, indem er der guten Frau wohl eben ſo reitzende Hämiſphären hätte vorzeigen können. Indes verſprach er, bald zurück zu kommen. Man rief jetzt zur Tafel, und dieſer zärtliche Abſchied hatt' ein Ende.

Gleich

Gleich nach der Tafel machten die Fremden Anſtalt zum Aufbruch. Kurio führte ſie in einen prachtvollen Pferdeſtall, und erlaubte ihnen, ſich 3 gute Roſſe auszuwählen. Sie nahmen dies nützliche Geſchenk mit Freuden an. Auch gab ihnen Kurio Degen und Bruſtharniſche. Gerührt von dieſer edeln Freygebigkeit nahmen unſre Reiſenden den zärtlichſten Abſchied, beſtiegen ihre Roſſe und ſprengten raſch von dannen.

Flüchtiger als bisher ging die Reiſe nun vorwärts, und ſchneller flogen die himmelanſteigenden Appenninen an den ſchnaubenden Roſſen unſrer Abentheurer vorüber. Erheitert waren ihre Sinne, erquickt ihr Körper, zur Freude geſtimmt ihre Seele. Spott und Gelächter folgte den leidenſchaftlichen Verirrungen Korinnens und ihrem wohmuth-

vollen Abſchiede. Aber auch Palamed ward nicht wenig verſpottet. Tief verwundeten ihn die Witzeleyen ſeines Mädchens, und ernſte Verweiſe ſeines Freundes machten ihn ſchaamroth. Er bereute wie gewöhnlich ſeine Uebereilung, und gelobte Beſſerung, um bald wieder ſündigen zu können. Wenn Epicharis ihn dennoch liebte, wenn ſie bey ſeinen kleinen Galanterien ruhig blieb, ſo rechne man dies auf den Genius der damaligen Zeiten und Sitten, die den Männern in dieſem Punkte viele Freyheit geſtatteten. Wenigſtens verachtete man einen Mann wegen einer kleinen zärtlichen Abweichung nicht, und ſeine andern vorzüglichen Eigenſchaften wurden dadurch nicht verdunkelt.

Verſöhnung folgte dieſem kleinen Zwiſt, und traulich ritt Palamed an Epicharis Seite, indes Metint, tief verſunken im Andenken an die göttliche Arria, immer einſam hinter ſeinen Gefährten zurückblieb. So verſtrichen einige Tage, während denen ſie Si-

eilten eine beträchtliche Strecke näher kamen. Eines Tages ſuchten ſie, immer noch getreu dem Grundſatze, alle Städte und mit ihnen die römiſchen Statthalter zu vermeiden, eine Höhle zur Kühlung und Ruhe. Denn heiß war der Tag, ein ſchwerer Südwind ſchwebte über den Gefielden, und blitzſchwangre Wolken zogen drohend über den hohen Wipfeln der Zedern und Pappeln hin. Auch fanden ſie bald, was ſie ſuchten. Sie zäumten ihre Roſſe ab, banden ſie an die Bäume, und betraten denn eine von alten Haſelſträuchern gewölbte Grotte. Dieſe verdeckte den Eingang in eine ungeheure Höhle, worinn verfallnes oder beſchädigtes Mauerwerk aus Porphir und Lava von ehemaliger Pracht zeugte. Die ganze Geſtalt derſelben ließ vermuthen, daß dieſe Höhle, von Menſchenhänden verſchönert, einſt zu einem heiligen Gebrauche gedient habe. Sanfte Kühle durchſäuſelte dieſen feyerlich ſtillen Ort. Tief im Grunde tönte dies ſchauerli-

che

che Gewölbe jedes Wort wieder, das hier geſprochen wurde. Die Wandrer freuten ſich ihres Funds, und lagerten ſich auf ſteinerne Bänke, wo der Schlummer ſie mit ſeinem Fittig bedeckte. Aber bald ward Schlaf und Stille durch den Graußen erregenden Wiederhall einer Menſchenſtimme unterbrochen. Klagtöne und Verwünſchungen waren in Menge hörbar. Eurilas erwachte zuerſt, und bebte. Er weckte ſeine Gefährten. Auch ſie hörten die hier ſo unerwartete Stimme. Alle drey giengen nun mit entblößten Degen tiefer in die Höhle. Näher kamen ſie jetzt der Stimme, und vernahmen Zuſammenhang der Worte. Es waren lauter Klagen der Liebe, der gekränkten durch Untreu verletzten Liebe. Aber Wahnſinn leuchtete deutlich aus ihnen hervor.

Jetzt erkannte Melintes aus den Anrufungen dieſes Unglücklichen, daß ſie in der berühmten Höhle der Sibylle von Cumä (24.) wären, und die Stadt, die ſie in

ge

geringer Entfernung erblickten, ohnfehlbar Cumä seyn werde. An die Stimme dieser weisen Sibylle, die der Sage nach hier hausen sollte, richtete nun dieser Wahnsinnige seine stürmischen Bitten, und begehrte von ihr einen tröstenden Orakelspruch. Er gewahrte die Näherkommenden nicht, weil er zu sehr mit seiner Einbildung beschäftigt war. Er schwur fürchterlich, die Höhle nicht eher zu verlassen, als bis die Stimme der Sibylle ihm Rath und Trost ertheilt haben würde. Melintes, von Mitleid durchdrungen, hatte den glücklichen Einfall, ihm im Nahmen der Sibylle zu antworten, und so den Armen zu seinem eignen Besten zu täuschen. Sein Vorschlag fand Beyfall. Palamed und Eurilas entfernten sich, Melint versteckte sich hinter eine dicke Säule, und als die Klagtöne des Liebenden schwiegen, sprach er mit etwas dumpfer Stimme:

Unglücklicher, der Du ein Herz verlohren,

Bald wirſt Du ſehn das Ende Deiner Pein;
Doch ſäume nicht, bald an dem Ort zu ſeyn,
Wo Deiner Mutter Schooß Dich einſt gebohren.

Der Leidende horchte, und war entzückt. Mit den Tönen der Freude ſprang er hin und her, warf ſich dann auf ſein Antlitz, und gelobte dem Orakelſpruche zu gehorchen, ſo bald er ſich nur durch einige Stunden Schlaf erquickt haben würde. Er legte ſich nach einigen Minuten auf ein Lager von Moos, deſſen er ſich vermuthlich ſchon ſeit mehrern Tagen bedient hatte, und ſchlief feſt ein. Dies war ſchon die erſte Wirkung ſeiner Beruhigung. Die Sirakuſer ſchlichen zu ſeinem Lager. Sie ſahn in ihm einen der ſchönſten Jünglinge, doch von Gram entſtellt, und in abgenutzter Kleidung. Um die Folgen ihres frommen Betrugs nicht zu vereiteln, gingen ſie jetzt aus der Höhle,

und

und lagerten ſich ohnweit davon ins Gras. Eh noch die Sonne hinter das Gebirge hinab ſank, kam der Verirrte eilfertig aus der Grotte. Schüchtern ſah er ſich überall um, und als er die Reiſenden gewahrte, macht' er einen groſsen Umweg, um ſich ihnen nicht nähern zu dürfen. Indes leuchtete doch ſichtbar aus ſeinen Mienen frohe Beruhigung und Hofnung hervor. Vergnügt über den glücklichen Zufall, da ohne ſie der Leidende vielleicht hier noch lange gelitten, vielleicht verzweiflungsvoll ſein Leben geendet hätte, beſtiegen unſre Reiſenden ihre Roſſe, und beſchleunigten im majeſtätiſchen Glanze des himmelbeherrſchenden Orions ihre dem Ziele ſich nahende Wallfahrt.

Am folgenden Morgen gelangten ſie in die Nähe des Hafens von Cajeta. Sie lagerten

gerten ſich wie gewöhnlich im Dunkel des Waldes. Palamed ritt ſogleich nach dem Hafen, um Kundſchaft einzuziehen, ob ein nach Sicilien gehendes Schif vor Anker lä: ge. Aber ohne günſtige Nachricht kehrt' er zurück. Es war zu befürchten, daß man hier einige Zeit würde verweilen müſſen. Epicharis wollte dieſe ungern im Walde zu: bringen. Palamed ging daher aus, einen Ort zu finden, der ihnen Obdach gewähren könne. Er fand nach einigen Stunden tief im Walde ein Häuschen, das ein Greis mit ſeiner Tochter ganz allein bewohnte. Er machte mit dieſen guten Leuten Bekanntſchaft, und fand ſie bald willig, ihn und ſeine Ge: fährten auf kurze Zeit aufzunehmen. Freu: dig kehrt' er zurück, und brachte dieſe gute Bothſchaft. Man begab ſich ſofort dahin, und fand den Umgang mit den beyden Per: ſonen ſehr angenehm. Sie nährten ſich von Verfertigung kleiner Holzwaaren, die ſie nach Cumä und Cajeta verkauften. Auf

der

der Stirne der Tochter ruhte heimlicher Gram, und auch die Locken des Alten hatte zu früh der Kummer gebleicht. Lange konnt' Epicharis, die so gern schwesterliche Thränen trocknete, und eben so gern mit den Leidenden weinte, als mit den Glücklichen lachte, hinter dies Geheimniß nicht kommen. Aber als sie einst ohnweit dem Häuschen einen Grabhügel fand, auf dem, mit Cypressen umpflanzt, eine schwarze Urne stand, da konnte sie ihre theilnehmende Neugier nicht länger verbergen, sondern sprach schmeichelnd zur immer ernsten Euphemia:

Wenn wird sich Deine Wange zum Lächeln entschließen, gutes Mädchen?

Euph. Nimmer.

Epich. Nimmer? So muß wichtig der Gram seyn, der an Deinem Herzen nagt. Vertrau ihn mir. Die Mittheilung eines Kummers ist süße Erleichtrung. Ich bin hier fremd. Von mir darfst Du keinen Verrath fürchten.

Euph.

Euph. Was nimmt ein Mann für Theil an den Kummer eines Weibes?

Epich. Dein Gram macht Dich ungerecht. Und wie, wenn ich Deines Geſchlechts wäre? Blicke mich an — und wenn Du Deines Vertrauens mich werth findeſt, o ſo ſage mir, was bedeutet jener Grabhügel, von Cypreſſen umſchattet? Ruht dort vielleicht die Aſche Deines Geliebten?

Euph. O wärs nur dies! — Deine ſanfte Theilnahme öfnet mein Herz. Auch läſt Dein bartloſes Kinn und Deine kleine weiche Hand mich unter der Waffenkleidung ein weibliches Herz ahnden. Wiſſe dann — (erröthend,) aber verachte mich nicht — daß ich entehrt bin, daß unter jenem Grabhügel die Aſche meines Kindes ruht. O der Schändliche, der meine Unſchuld zernichtete! Ihm können die Götter nicht wohlwollen. Einſt wird tiefe Reue ihn quälen.

Epich. Armes Mädchen! Gewiß, Du biſt aus höherm Stande, als der äußere

Schein

Schein vermuthen läßt. Um ſo härter für Dich dies Schickſal.

Euph. Der Mann mit den greiſen Locken, mit der vom Sonnenſtrahl verſengten Wange, mit den narbenvollen Händen, den ich Vater zu nennen das Glück habe, war einſt römiſcher Senator. Ich brachte ihn ins Unglück. Aber er verzieh mir. Er ging mir zu Liebe in dieſe Einſamkeit, und nährt ſich vom Werk ſeiner Hände.

Epich. Ein edler, ein ehrwürdiger Greis! — Aber Dein Verführer?

Euph. Marcellin —

Epich. Marcellin? Der Günſtling Nero's? Dieſer Teufel in Menſchengeſtalt hätte —

Euph. Ha, getroffen! Eben dieſer. Wohl mir, daß ich mich Dir entdeckte! Du kennſt alſo dieſen Verworfnen?

Epich. Kannte ihn. Sein Schatten wandelt bereits in den Thälern des Pluto. Einer meiner Gefährten, der Mann mit

der

der Götterſtirn, des Anblick man kaum vertragen mag, der gab ihm den Todesſtich, und rächte Dich und eine Legion Menſchen dadurch für die Leiden, die er ihnen hohnlachend bereitete.

Euph. So will ich den Göttern opfern, daß ſie ihn begnadigen. Seiner Beſſerung würd' ich mich freuen, nicht ſeines Todes.

Noch lange dauerte dieſe wehmuthsvolle Unterhaltung. Epicharis belohnte Euphemiens Zutrauen durch gleiche Vertraulichkeit. Immer kann ja doch ein Weib nicht ſchweigen. Sie entdeckte dieſer Unglücklichen, daß ſie weiblichen Geſchlechts, eine Sclavin, und mit ihren Gefährten flüchtig ſey, weil man ſie des groſſen Brandes in Rom als Urheber angeklagt habe; daß endlich eben dieſer Marcellin an allem Unglück der Ihrigen Schuld ſey, und die Verwüſtung Roms von ihm herrühre. Euphemia ſtaunte. Als ſie ſich erholt hatte, erzählte ſie umſtändlich, ih-

ihre traurige Lebensgeſchichte, deren Hauptinhalt folgender war:

Marcellin hatte ſich in das Haus ihres Vaters eingeſchlichen, Euphemien verführt, ihr die Ehe verſprochen, ſie dann verlaſſen, das Kind durch einen Sclaven heimlich ermorden laſſen, das Mädchen des Mordes beſchuldigt, und ſie dadurch genöthigt, mit ihrem Vater flüchtig zu werden, um einem ſchändlichen Tode zu entgehen. Nero und Marcellin theilten ſich in des Vaters Güter. Euphemie konnte nichts mitnehmen, als einige Juwelen und den Leichnam ihres Kindes, den ſie in dieſem Walde beerdigt. Für die verkauften Juwelen hatten ſie dieſe Hütte angeſchaft, und lebten hier ſo zufrieden, als es ihr Gram ihnen zuließ. Die beyden Ritter erfuhren nichts von allen dieſen Dingen. Epicharis begleitete täglich Euphemien zum Grabe ihres Kindes, und trug nicht wenig bey, einen Theil von Heiterkeit in das Herz dieſer Unglücklichen zurück zu rufen.

Nes

Melint und Palamed ritten indes täglich abwechſelnd nach dem Hafen, ein Schif auszukundſchaften, aber immer vergebens. Dies ſchmerzte ſie tief, wenn ſie den Gram dachten, den man in Sirakus ihrentwegen erdulden würde. Aber Geduld war hier die einzige Zuflucht. Auch giengs ihnen wohl. Der Alte gab her, was in ſeinen Kräften ſtand, und ſie beſchenkten ihn dagegen mit allem, was ſie vermochten.

Einſt ruf Palamed am Ufer von Cajeta einen Mann zu Pferde an, der ihn ſtarr anblickte. Plötzlich ſprang er auf ihn zu, und dieſer ſank vom Pferd in ſeine Arme. Es war Arkas. Sein Erſtaunen war groß, denn er zählte die beyden Jünglinge bereits unter die Todten. Aber er fühlte doch Fleiſch und Bein an dem Freunde ſeines Gebieters. Froh ward ſein Herz, als er erfuhr, daß auch Melintes ſich in der Nähe befinde. Er hatte nun keine Raſt mehr, bis der Weg nach der Hütte angetreten wur-

wurde. Es dämmerte schon, als sie sich näherten. Melint und Eurilas standen an der Thür. Sie erstaunten, daß Palamed einen fremden Mann mit sich brächte. Doch, bald erkannten sie den Treuen, und flogen ihm entgegen. Sprachlos umfaßt' er die Knie seines Herrn. Als seine Zunge sich endlich lößte, hatt' er genug zu thun, alle die Fragen zu beantworten, womit man ihn überhäufte. Er hatte, als er mit Aristides im Sirakuser Hafen anlangte, ein Fahrzeug vor Anker gefunden, das eben im Begrif war, nach Rom zu seegeln. Er konnte der Begierde nicht widerstehn, mit Aristids Erlaubniß, mit demselben zurück zu reisen. Aber er kam grade in dem Zeitpunkte nach Rom, als vom Herabsturtze der beyden Sirakuser vom Thurme die Stadt voll war. Trostlos sucht' er wenigstens ihre Körper aufzufinden, und reißte deshalb zu Fuß bis an den Ausfluß der Tiber, von da am Gestade des Meers bis Cajeta, immer in der Hofnung,

daß die Wellen die Leichname vielleicht an dies Ufer treiben würden. Aber welch Entzücken durchdrang sein Herz, als er statt ihrer Leichname sie selbst lebend und gesund fand. Den Eurilas kannt' er nicht. Als Melintes ihm sagte, daß sie vorzüglich durch den Beystand dieses Jünglings glücklich vom Thurme herabgekommen wären, wollt er hin, seine Knie zu umfassen. Allgemeines Gelächter macht' ihn stutzend. Jetzt erkannt' er die Sclavin, und umarmte sie mit dankbarer Rührung.

Zwölf Tage hatte man nun dem Auslaufen eines Schifs entgegen gesehn, und ward endlich des Harrens müde. Man beschloß daher, die Reise noch weiter zu Lande fortzusetzen, und am Strande des Meers hin bis an den Hafen Rhegium zu reisen, aus dem fast täglich Schiffe nach Sicilien überfuhren. Schwer trennten sich unsre Reisenden von dem Greise und seiner trauernden Tochter. Aber die Zusage des Alten, nächstens

ſtens mit Euphemien, nach Sirakus zu kom-men, erheiterte den bittern Abſchied.

Der Weg von Cajeta bis Rhegium iſt ſo beſchwerlich, ſteil und gebürgig, daß der weibliche Eurilas ſeinen bisher anhaltend be-wieſenen Muth faſt verlor. Daher trugen ihn Palamed und Arkas auf den gefährlich-ſten Stellen, wo man zu Pferde nicht wohl fortkam. Melint war nur halb gegenwärtig. Seine Seele umſchwebte bereits das himm-liſche Mädchen, dem er ſich nun wieder nä-herte. Noch an eben dem Tage, als ſie bey Rhegium ankamen, war ein Schif im Begrif, nach Sicilien auszulaufen. Sie ſchifften ſich daher freudig ein, und verlorgen in wenig Stunden ein Land aus dem Ge-ſichte, in dem ſie ſo viele Gefahren ausge-ſtanden hatten.

Nach einer kurzen und glücklichen Fahrt landeten unſre Flüchtlinge bey Meſſina. Sie

küßten hier den Boden ihres Vaterlandes, und baten die Götter, es nie wieder verlaſſen zu dürfen. Sie übernachteten in Meſſina, reiſten am folgenden Morgen weiter, und gelangten nach einigen Tagen in die Gegend von Sirakus. Laut ſchlug ihr Herz, als ſie Dicearchs Villa vorüber ritten. Palamed wünſchte hier zu übernachten. Aber Melint, der an der Stille im Vorhof merkte, daß niemand von der Herſchaft zugegen ſey, fühlte keine Neigung dazu, und ſo beſchloß man dieſe Nacht im Walde zuzubringen.

Die kommende Sonne fand ſie ſchon auf ihrem Roſſe. Näher kamen ſie dem geliebten Sirakus. Bereits ſahen ſie in düſtrer Ferne die Tempel glänzen, ſahen ſeitwärts den prachtvollen Hafen mit den wehenden Flaggen reichbeladner Kauffarthenſchiffe. Melintes, der bisher immer hintennach geblieben war, befand ſich unwillkührlich jetzt immer vorwärts. Unaufhaltſam trabte ſein

Roß

Roß der stolzen Königin der Städte Sicis liens entgegen

Plötzlich störte ihn ein unerwarteter Anblick aus seinen süßen Träumereyen. Drey gewafnete und vermumte Kerls führten einen betahrten Mann mit verbundnen Augen einem nahen Gehölz zu. Melintes, gewohnt den Leidenden beyzustehn, spornte sein Roß, und sprengte dies Gesindel an. Eben erreicht' ers, als einer von ihnen einen Dolch in die Brust des Alten stoßen wollte. In dieser Stellung zur Gegenwehr nicht gefaßt, fiel er von der Hand des Jünglings, der ihn mit dem Degen durch und durch rennte. Die zwey andern fielen nun über diesen her, und sein Stand wäre sonder Zweifel ohne Palamedes schnelle Herbeykunft sehr hart gewesen. Wir sind es von unsern Helden schon gewohnt, daß sie immer siegen, und das müssen sie auch allerdings, sonst war unsre Geschichte am Ende. Sie stürzten ihre beyden Feinde auch diesmal zu Boden,

hieben dem einen den Kopf ab, und der andre ward von seinem eignen Gaul so jämmerlich zertreten, daß ihm die Gedärme aus dem Leibe heraus quollen. Nicht achtend ihres Röchelns und Stöhnens eilten die Helden nun zu dem Alten, der bebend an einem Baum lehnte. Sie öfneten ihm die Augen, und o Himmel! wen erblickten sie? — Dicearch, Palameds Oheim! — Stumm und rührend war diese Scene.

Dic. (indem sie ihm die Augen aufbinden wollen, sich sträubend:) Vollendet, Mörder, und laßt meine Augen verbunden! Gnügt Euch mein Tod nicht? Muß ich mich auch noch selbst sterben sehn?

Palam. Alter, Du bist gerettet. — Ha! Dicearch, mein Oheim!

Dic. Götter, was seh ich? Ein Schatten! Ist der Tod so leicht? Oder trank ich schon aus Lethens Strom? — (Zu den beyden Alten:) Seyd Ihr die Schatten, die mich an Minos furchtbaren Thron führen sollen?

Pa-

Palam. Mein Oheim, faſſe Dich! In welche Hände warſt Du gerathen?

Dic. Sagt mir vielmehr, in welchen Händen ich jetzt bin? Leb' ich, oder bin ich im Reiche der Schatten?

Mel. Du lebſt, edler Sicilier. Auch wir haben Fleiſch und Bein. Die Götter retteten unſer Leben, damit wir Dir das Deinige retten könnten.

Dic. So lohn's Euch Zevs und alle Mächte des Himmels.

Mel. u. Pal. Lohns genug, Dich gerettet zu haben. Aber wer waren Deine Mörder? (Indem ſie den Leichnamen die Larven abnehmen.) Götter! Saramant und Toxaris! Gerechte Rache!

Dic. Ja wohl gerecht! Die ausgeſtandene Angſt wird mein graues Haupt dem Scheiterhaufen näher bringen.

Pal. Das wollen die Götter nicht! Aber erzähl' uns, Oheim, wie Du in die Gewalt dieſer Unholde kamſt?

Dic.

Dic. Davon ein andermal. Eilet jetzt, die Arria und Ericina zu erlösen. Mehr als 20 Soldaten halten sie gefangen, und erwarten die Rückkehr der Getödteten.

Mel. Arria und meine Schwester? Sprich, Vater, wo? wo? Daß wir eilen, sie zu retten.

Dic. Gemach, Melintes! Ueberlegt wohl, wie Ihr die Sache angreifen wollt. Sey auch Euer Muth noch so groß, was vermögt Ihr gegen die Menge. Sie werden den Dirnen kein Leid thun, denn sie harren linker Hand im Walde der Rückkunft ihrer Führer.

Mittlerweile waren Arkas und Epicharis auch heran gekommen. Ihr Staunen über die blutenden Leichname ging in Freude wegen Dicearchs Rettung über. Gemeinschaftlich überlegten nun alle, wie man die Sache am klügsten angreifen solle. Palamed war kaum mehr zu halten. Er fürchtete diese gedungnen Räuber nicht, die keinen

Füh-

Führer mehr hatten. Aber Melint, gleich hervorſtechend durch Klugheit wie durch Tapferkeit, rieth, man ſolle die Waffenröcke der Gebliebenen anziehn, ihre Larven und Waffen vornehmen, und ſo würde man ungeſtört in die Mitte der Kriegsknechte kommen, und ihnen entweder die Beute entführen, oder mehrere tödten können, bevor ſie vom Betruge überzeugt wären. Der Vorſchlag fand allgemeinen Beyfall, und ward ausgeführt. Die Umkleidung ging haſtig von Statten, man ſtellte den Oheim und Epicharis an einen ſichern Ort, und ſuchte die Rotte auf, mit der Verabredung, keine Gewalt zu gebrauchen, ſondern nur ausdauernd die Rollen des Toxaris und Garamant zu ſpielen.

Bald fanden ſie ſie. In ihrer Mitte ſaßen auf einer hohen Triga die Dirnen, deren Unſchuld die Soldaten durch allerley ſchmutzige Reden ſpotteten. Es ging alles nach Wunſche. Der Haufe feyerte ihre

Rück-

Rückkunft mit Jubel. Sie hielten das Blut an ihren Schwerdtern für das des Diearchus. — Melint, Toraris Stimme nachahmend, befahl ihnen, noch länger hier zu warten, und, indem er den Wagen selbst wegfuhr, gab er vor, er und Garamant wollten sich im jenseitigen Thal ein wenig mit den Dirnen vergnügen. Die rauhen Kriegsknechte billigten dies mit spöttischem Gelächter. Kaum hörten die Jungfrauen dies Vorhaben, so sprangen sie aus dem Wagen, und suchten theils durch Schmähworte, theils durch hitzige Widersetzlichkeit ihre Räuber von sich zu entfernen. Aber die stärkern Männer gewannen die Oberhand, und Arkas, der des ermordeten Sclaven Kleider und Wehr angelegt hatte, half treulich die sich sträubenden Jungfrauen bey Seite bringen.

Arria rang in halber Verzweiflung unaufhörlich mit ihrem Räuber. Aber unbarmherzig und keck schleppt' er sie immer weiter. Im tiefsten Gefühl des Schmerzes rief sie:

„O

„O Melintes, wie gut iſts, daß die Göt-
„ter Dich von der Oberwelt hinweg nahmen,
„damit Du nicht die Schande Deiner treu-
„en Arria überleben durfteſt. Bald werd'
„ich bey Dir ſeyn, und gewiß mit reiner,
„unbefleckter Seele, wenn auch mein Leib
„durch dieſen Elenden entehrt wird!" —
Welche Zaubertöne waren dies für den glück-
lichen Jüngling! Könnt' je eine Erklärung
deutlicher, wünſchenswerther ſeyn? Auch fiel
es ihm hart, die Täuſchung ſo lange fortzu-
ſetzen. Aber noch war ſie nothwendig, denn
die Soldaten konnten den ganzen weiten
Raum überſehn. Bald kamen ſie nun durch
einige Wendungen wieder auf den Platz,
wo ihre Roſſe hielten, wo Dicearch und
Epicharis ihrer bebend harrten. Ein frucht-
loſes Bemühn würd' es ſeyn, das Erſtau-
nen der Jungfrauen zu ſchildern, als ſie aus
der boshafteſten Geſellſchaft auf einmal in
einen traulichen Zirkel von Freunden verſetzt
wurden, in einen Zirkel, der aus Lebendigen

und

und Todten beſtand. Man denke ſich ein ſanftes, tugendhaftes, ſchwärmeriſches Mädchen, die dem Grabe ihrer Unſchuld ganz nah zu ſeyn ſcheint, die, vaterlos, ihren Oheim, ihren Bruder, ihren Geliebten tod, ihre getreuſte Freundin und Vertraute verirrt und verloren glaubt, und die nun auf einmal Oheim, Bruder, Geliebten, Vertraute wieder findet, ihre Unſchuld gerettet ſieht, gerettet durch ihren Liebling, durch den, dem ſie als den muthwilligen Räuber derſelben fluchte — und man wird mitempfinden, welch ein Gedränge von entgegen geſetzten Gefühlen die Nerven des guten Mädchens durchbebte. Mit der Nervenſchwäche unſrer Tage wär Arria ſicher in Ohnmacht geſunken. Aber die ſtärkere Sirakuſerin erhielt ſich aufrecht. Gegenſeitige Fragen reihten ſich nun an einander. Doch der kältere Dicearch, der ſein erſt gerettetes Leben nicht noch einmal aufs Spiel ſetzen wollte, trieb zum Aufbruch an. Man theilte ſich in die Roſſe,

und

und erreichte mit Hülfe des Arkas, der dieſer Gegend ſehr kundig war, ohne fernern Anſtoß das Landgut des Oheims.

Hier war man nun in Sicherheit, hier freute ſich jedes ungeſtört des Wiederſehns. Aber Melint vergaß im Taumel der Freude nicht der Kriegsknechte, die im Walde ſein harrten. Zwar wollte Diccarch nicht geſtatten, daß er ſich ihrentwegen noch einmal in Gefahr begäbe. Aber er hielt ſein Vorhaben geheim, entfernte ſich ſofort mit Palamedes und Arkas, brachte eine Menge junger Landleute zuſammen, denen er Waffen gab, und ſo eilten ſie auf die im Walde mit Ungeduld harrende Mannſchaft los. Hart und hitzig war der Kampf, denn die getäuſchten Soldaten kämpften wie Tyger. Aber endlich erlagen ſie doch der klugen Anführung Melints. Einige ergriffen die Flucht, andre fielen, und 6 wurden gefangen, die man denn, an den Wagen, auf dem zuvor die Jungfrauen ſaßen, gebunden nach dem

Lands

Landhause führte. Hier verwunderte sich alles über den ankommenden Zug. Arria und Ericina waren über Melints Tapferkeit entzückt, und selbst Dicearkus konnte nicht umhin, seinen Heldentugenden Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Jetzt erst befriedigte der Oheim die Neugierde unsrer Ritter, indem er ihnen erzählte, wie er in die Hände der beyden Mörder gekommen. Garamant hatte schon mehrere Versuche auf Arriens Besitz gemacht. Er erneuerte seine Werbung, als Sirakus die Dirne für die einzige Erbin des reichen Aristides anerkannte, und zu vermuthen stand, daß sie auch ihren Oheim einst allein beerben werde. Habsucht gesellte sich nun zur Wollust. Zu gleicher Zeit warb Toxaris um Ericinen. Aber sie wurden beyde abgewiesen. Dadurch fanden sie sich höchlich beleidigt, und schwuren bittre Rache. Sie lauerten dem Dicearch, als er mit Arrien und ihrer liebsten Gespielin Ericine auf seine Villa fuhr,

am Wege auf. Seine Sclaven wurden sogleich niedergemacht. Ihn selbst aber schleppten sie in das nahe Gehölz, und wollten ihn eben tödten, als Melint als Retter dazwischen kam; indes die Soldaten, die Toraris als römischer Hauptmann auf diesen Platz kommandirt hatte, den Wagen mit den beyden Jungfrauen bewachen musten. Ohnfehlbar war es ihr Plan, sich nach Vollbringung des Mordes der Villa zu bemächtigen, und durch allerhand Ränke die Richter von Sirakus zu hintergehen.

Nach dieser Erzählung heischte Dicearch von Melint ein Verlangen, um durch dessen Erfüllung die Rettung seines Lebens ihm zu belohnen. Jetzt war es vielleicht der rechte Zeitpunct, um Arriens Hand zu bitten. Aber dies schien dem bedachtsamen Melintes noch viel zu früh; und da ihm so viel an der fortdauerden Freundschaft dieses Mannes lag, da er das Glück seines künftigen Lebens zum Theil auf ein gutes Verständniß

mit

mit ihm gründete, ſo bat er ihn, daß er nie in ſeinem Herzen einen Groll gegen ihn hegen wolle, wie feind er auch immer ſeinem Vater geweſen ſein möge. Dicearch ſtutzte, und konnte den wahren Sinn dieſer Bitte nicht faſſen. Doch, da er mit Teleſyhes auch oft kleine Zwiſtigkeiten gehabt hatte, ſo nahm er dies an, verſprach es gern, und verlangte noch ein andres Anliegen. Melint blieb aber dabey ſtehen, und forderte über ſeine Zuſage einen Eid. Dicearch fand dieſe Forderung ſonderbar. Weil er aber einmal ſein Wort gegeben hatte, ſo ſchwur er bey den unſterblichen Mächten: daß er nie mit dem Melintes über etwas zürnen wolle, das einſt mit deſſen Vater ihm entzweyt habe. Die Folge wird uns belehren, ob er dieſen Schwur gehalten hat.

Der folgende Tag verfloß in Luſt und Freude. Arria hatt' ihren Eigenſinn, keine Erklärung von Melintes hören zu wollen, nach ſo vielen Prüfungen endlich aufgegeben,

und

und vernahm nun die Versicherungen seiner Zärtlichkeit mit jenem stillen, weiblichen Entzücken, das allein schon das Herz mit Seeligkeit füllet. Selbst erinnerte sie ihn nun, daß es hohe Zeit sey, sein Geschlecht zu entdecken, und vom Oheim ihre Hand zu verlangen; indem nicht nur Diokles noch immer einsig für seinen Amyntas werbe, sondern auch ein junger, reicher Korinther, mit Nahmen Pistirates, ohnlängst angekommen sey, der, ein Anverwandter von Dicearch, und an ihn von seinem Vater dringend empfohlen, sie zur Ehe verlange. So sprach Xenia noch mit unsrem Jüngling. Er fühlte sich innig beglückt, und in einer einsamen für das Girren der Zärtlichkeit ganz geschaffenen Gartenlaube gelobt' er ihr nicht nur unverbrüchliche Treue, sondern versprach auch, daß er die nächste Gelegenheit benuzen wolle, seine wahre Geburt öffentlich bekannt zu machen.

Das Landhaus des Dikearkus war eins der ſchönſten und prächtigſten um Sirakus. Seine Bauart war korinthiſch. Es zeugte von hohem Alter, und ſein jetziger Beſitzer wußte dies ehrwürdige äußere Anſehn geſchmackvoll zu unterhalten. Einſt bewohnte der groſſe Timoleon, nachdem er alle Tyrannen aus Sizilien verdrängt hatte, und nun mit den Seinigen ſein Leben im Sirakuſer Gebiet beſchließen wollte, dieſe friedliche Villa. Jede Schilderung weit übertreffend waren die anſtoßenden Gärten, deren vorzüglichſte Pracht in Grotten, bedeckten Gängen und Waſſerleitungen, nach dem Geſchmack der damaligen Zeiten, beſtand. Dikearch zeigte ſeinem neuen Freunde alle dieſe Herrlichkeiten, und wußte ſich viel damit. Auch war Melintes vorſichtig genug, alles mit Lobſprüchen zu überhäufen. Unvermerkt fand er indeß ſelbſt Gefallen an den ſchönen Anlagen. Sie harmonirten ganz mit ſeiner jetzigen Seelenſtimmung. Die Liebe verweilt

mit Entzücken in den einsamen grünen Gewölben des Waldes oder schattigen Gartens. Hier brachte er den größten Theil dieses Tages oft einsam zu, und öfterer noch überrascht von dem Mädchen seines Herzens, die gleich ihm gern die Einsamkeit aufsuchte, aber nicht minder gern von ihrem Ritter sich darinn stören ließ.

In der folgenden Nacht entdeckte nun endlich Melint seinem Palamed das Geheimniß seiner Geburt. Dieser vernahm es mit jenem freudigen Staunen, das man von einem so innigen Freunde erwarten konnte. Aber er glühte auch vor Verlangen, ganz Sirakus dies Geheimniß wissen zu lassen, und die Niederträchtigkeit des Dinkles zu rächen. — Auch auf dem weichen Lager, welches Arrien und Erionen gemeinschaftlich aufnahm, wurden natürliche und geschichtliche Geheimnisse enthüllt. Schwül war die Nacht, unruhig der Schlaf der beyden Freundinnen, und die Morgenröthe fand sie

ſchön wieder wachend. Arriens Decke war verſchoben, und tauſend Reihe ſtralten von ihrem ſchönen Gliederbau ins Auge der früher erwachten, bewundernden Freundin. Sie ſchmiegte ſich traulich an ihren Buſen, und liſpelte, als dieſe endlich ihr ſchmachtendes blaues Auge aufſchlug, ſchmeichelnd ihr zu: Welcher Sterbliche wird doch einſt der glückliche Beſitzer aller dieſer Reihe ſeyn? Vielleicht, ſprach Arria ſcherzend zu, ein Mann, der Dich, meine gute Ericina, ſehr nah angeht. Hoch glühte bey dieſen Worten Ericinens Wange. Zwar konnte ſie dies leicht auf Melintes deuten, weil ſie ihn für ihren Bruder hielt. Aber argwöhniſch iſt die Liebe. Ericina war dem Amyntas hold. Sie wußte, daß er um Arriens Gegenliebe buhlte, und daß Dicearch geneigt war, ihm ihre Hand zu geben. Darum wähnte ſie, Arria habe ſich endlich entſchloſſen, ihn zu begünſtigen, und wolle ihrer nun ſpotten. Arria errieth dieſen düſtern Gedanken, und

mit

mit ſchweſterlicher Offenheit benahm ſie ihr ihren Wahn. Ericina war beruhigt und entzükt über Arriens Verſicherung, daß ſie nie dem Amyntas ihre Hand geben werde. Nun erſt wagte ſie es, der ſanften Freundin das Geheimniß ihrer Liebe ganz zu enthüllen, und ſie mit der Geſchichte davon bekannt zu machen. Mit Wärme fragte ſie nach deren Vollendung, ob wohl ihr Bruder dieſer Glükliche ſeyn werde? Ich erlaube Dir, zu rathen, ſprach Arria lächelnd, aber nie werde ich Dirs geſtehen. So viel iſt jezt doch gewiß, daß mein künftiger Gemahl nie Dein Bruder ſeyn wird. Ericina fand dieſe Worte räthſelhaft. Sie grübelte noch über den wahren Sinn derſelben nach, als der luſtige Palamed ins Zimmer drang, und mit ſeinen üppigen Neckereyen dieſer traulichen Unterhaltung ein Ende machte. Epicharis ließ ihn ein Weilchen herum faſeln, dann erſah ſie ihren Vortheil, und ſchob ihn gelaſſen zur Thüre hinaus, um ihre Ge-

hieterinn ohne Zwang ankleiden zu können.

Nach dem Ruhgenuß von einigen Tagen beſchloß Dicearch, nach Sirakus zurück zukehren. Seine Prachtliebe bewog ihn zu einem glänzenden Einzuge. Die Gefangnen wurden an einem Wagen gebunden, und herausgeführt. Die Männer folgten ſämmtlich zu Roß, und in einem vergoldeten Prunkwagen die Jungfrauen. Eine Menge Sirakuſer ſtrömt ihnen entgegen, nachdem ſchon vorher alle Freunde des Dicearch und Telephes auf die Villa gefahren waren, die Wiederanferſtandnen zu bewillkommen. Telephes Freude, ſeinen Zögling wieder zu haben, die Klage über ſeinen vermeinten Tod durch ſeine Rückkehr verſüßt zu ſehn, war grenzenlos. Seine Gemahlin Hyperia empfing ihn mit aller glühenden Zärtlichkeit einer wahren Mutter. Die Sirakuſer trugen ihn faſt in die Wohnung ſeines Vaters. Hier rief ihn Telephes ſogleich bey Seite,

und

und übergab ihm zwey längſt geſuchte, und nun endlich aufgefundene Briefe, die dazu dienten, ſeine wahre Geburt zu beſtätigen. In dem einen bezeugte Hermokrates, daß er einen Sohn, Melintes genannt, den ſeine Gemahlin ihm während ſeiner Verbannung zu Lilibea gebohren, in Telephes Händen zur Erziehung gelaſſen habe, und daß dieſer Sohn auf einem Mahl, welches er in Geſtalt eines Herzens auf der Bruſt habe, zu erkennen ſey. Der zweyte Brief war eine Antwort des Diokles, die er auf geſchehene Meldung der Geburt unſers Helden an Hermokrat nach Lilibea ſchrieb, und die Telephes an ſich genommen hatte, worinn er ſich über die Geburt des Knaben freute, und erklärte, daß nach ſeiner Meinung das Zeichen eines Herzens, womit ihn die Natur beſchenkt habe, hoffen laſſe, er werde ſein Vaterland lieben, und die Herzen aller ſeiner Mitbürger gewinnen. Melintes war erfreut, daß er nun Beweiſe ſeiner glänzenden Geburt in

Hän-

Händen hatte, Beweise, die hinlänglich wären, des Diokles Bosheit an den Tag zu bringen. Er faßte daher den Entschluß, diesen Usurpator öffentlich anzuklagen, und deshalb um eine Volksversammlung anzusuchen. Hierzu fand sich schon am folgenden Tage Gelegenheit, als der Rath und das Volk einige Abgeordnete an ihn schickte, ihn zu bewillkommnen, und ihm für seine in Rom geleisteten wichtigen Dienste zu danken.

Die Sirakuser feyerten jährlich ein Fest, an dem sie den Göttern für die Tyrannenvertilgung opferten. Immer mußt' ein Sprößling aus Timoleons Heldenstamme der König dieses Festes seyn, und die feyerlichen Spiele anführen; so wie eine Enkelin aus diesem Stamme die Preiße austheilte, und die Opfer darbrachte. Jetzte nahte dieses Fest her-

heran. Der Rath von Syrakus wollte, daß Melintes bey dieſer Feyerlichkeit ſein Verlangen kund thäte. Aber Melintes fürchtete, das zur Freude geſtimmte Volk werde mit ihm zürnen, wenn er ſtatt einer Bitte eine Anklage vorbrächte, und Diokles werde daher, unterm Vorwande, daß es ein Tag der Freude, nicht des Gerichts ſey, leicht Mittel finden, den ihm drohenden Ungewitter zu entgehen. Er war daher geneigt, ſeinen erſten Vorſatz zu ändern, und hielt es für beſſer, die Sache mit Diokles in Güte und Stille abzumachen. Aber ſeine Freunde widerriethen ihm dieſe Schonung. Sie behaupteten einſtimmig, daß er ſie nicht verdiene, daß er ſich bey Pflegung der Güte auf hundert Ausflüchte gefaßt machen, und es ſonach beſſer ſeyn würde, ihn mit den Beweiſen ſeiner Schande zu überraſchen. Palamed erlangte von ſeinem Oheim die Erlaubniß, an ſeiner Stelle beym Feſte den Vorſitz zu haben, vermöge welcher Würde

es

es ihm frey ſtand, den Diokles zu fordern, oder ſeine Widerſetzlichkeit mit Gefängniß zu ahnden.

Wir übergehn billig die Zubereitungen zu dieſem Feſte, den Glanz und Pomp, der in den Tempeln von Syrakus ſowohl, als auf den öffentlichen Plätzen zu ſehn war, über ſehn ſo manche andre auf das Herz unſres Liebenden Bezug habende Kleinigkeit, und bemerken nur dies einzige, daß zwey Jünglinge beym Feſte zugegen waren, die ſich Arrens Gunſt in den Preisſpielen zu erwerben ſuchten, nemlich Melintes, Piſiſtrates und Amyntas.

Nur einen Sieg errang Melint, denn aus Beſcheidenheit und Klugheit bewarb er ſich um die andern blos ſcheinbar. Als er auf die Bühne hinauf ſtieg, wo Arria mit mehrern Jungfrauen unter einem Thronhimmel ſaß, die Preiſſe auszutheilen, indes die Richter und Senatoren, und unter ihnen auch Diokles, ehrerbietig um ſie her-

ſtan-

ſtanden; da ſchrie alles Volk laut auf vor Freude, denn es liebte den Jüngling mit beyſpielloſer Anhänglichkeit. Aretia reicht ihm den Preiß, und rief dabey ganz laut: Muth, Meſſinteſer! Es iſt Zeit, daß Du Dein Geheimniß enthüllſt. — Der älteſte der Richter forderte ihn auf, jetzt ſein Verlangen dem verſammelten Volke kund zu thun, und zu erklären, welche Art der Vergeltung für ſeine Vaterlandstreue ihm wohl angenehm ſeyn würde. Meſſinteſer warf ſeine Blicke mit Anſtand auf das von Menſchen wimmelnde Gefilde. Er ſah, daß eine groſſe Volksmaſſe die Richter einſchloß, und daß Palamed mit dem Kern der Syrakuſer Jugend zu Pferde dieſe Menge ringsumgingelte. Bey einer auch nicht durch das leiſeſte Geräuſch unterbrochnen Stille erhob er nun ſeine melodiſche Stimme, und ſprach mit Würde:

„Syrakuſer! den Tag der heiligſten Feyer „und Freude würd' ich nimmer durch eine An-

„klas-

„klage trüben, wär ich nicht durch Euer eig„nes Verlangen dazu aufgefordert. Euer „Wille und die Gerechtigkeit meiner Sache „entſchuldigen mich. Ich klage demnach im „Angeſicht der Götter den Diokles, einen „der Richter und Aelteſten des freyen Volks „von Syrakus, feyerlich an, und mache ihn „verbindlich, daß er ſich aus dem Kreiſe der „Richter entferne, und über ſich ſelbſt Un„terſuchung und Recht ergehen laſſe.“

Dumpfes Gemurmel durchlief die Menge; ihm folgte wildes Geräuſch. Alles blickte den erſtaunten Diokles an, der ſich jedoch bald wieder faßte, und erklärte: man habe ihn nur überraſchen wollen, es ſey aber heute nicht Zeit, einen Bürger vor Gericht zu fodern. Das Volk ſtürmte und drang gleichwohl auf die Fortſetzung der Anklage. Diokles ward gezwungen, von den Plätzen der Richter hinweg zu gehn, die Klagpunkte vor den Schranken zu vernehmen, und ſich auf ſeine Vertheidigung gefaßt zu machen.

Mit

Mit weitläuftigem Wortgepränge eröfnete nun Melintes ſeine wahre Herkunft, ſein Entſprießen aus dem Blute des Neoptolemus und Achilles, bewieſ ſie aus dem von Telephes zu dieſem Zweck aufbewahrten Briefen, zeigte dem Volke ſein herzförmiges Mahl auf der Bruſt, und ſchloß mit der Bitte, daß man ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und ſowohl ſeine hohe Abkunft anerkennen, als auch den Diokles anhalten möchte, ſein von ſeinem Vater Hermokrates ererbtes, und ihm ſo lange vorenthaltenes Vermögen, ohne fernere Weigerung auszuliefern.

Freudengeſchrey des Volks erfüllte die Lüfte. Es war entzückt, daß der Mann, dem es ohnehin ſo hoch ſchätzte, von ſo hoher Abkunft ſey, und aus dem Blute der Götter abſtamme. Aber in dem Grade, in welchem durch dieſe Entdeckung ſeine Liebe zu Melintes wuchs, vermehrte ſich ſein Haß gegen Diokles. Es drang mit Ungeſtüm auf

ſei-

seine Verurtheilung. Die Richter beruhigten zuvörderst das Volk, und forderten Dioskles zur Vertheidigung auf. Er unterzog sich derselben mit vieler Fassung und Gegenwart des Geistes. Zwar konnt' er die Richtigkeit der Briefe, die Züge des Hermokrat und seine eignen nicht abläugnen. Aber er versicherte, daß er schriftliche Gegenbeweise in Händen habe, die ihn rechtfertigen würden. Man verlangte, daß er durch seinen Sohn sie holen ließe. Dies wollt' er nicht, weil nur er sie finden könne, und sie also selbst holen müsse. Ob man dies schon für bloße Ausflüchte hielt, so forderte doch die Gerechtigkeit, daß man ihm willfahre. Unter starker Bedeckung ward er in seine Wohnung gebracht. Bewaffnete Jünglinge folgten ihm in seine geheimsten Gemächer. Er suchte lange, und fand — nichts. Beschämt kehrt' er zurück. Die harrende Menge war wüthend. Nur das Ansehn der Richter und der heute so viel geltende

Zu-

Zuruf Palamedes Lettete ihn von Gewaltthätigkeiten. Die Richter berathschlagten sich ingeheim. Die Handhabung der Gerechtigkeit war schnell nach ihren Gesetzen. Auch war bey einem so verschmitzten Manne, wie Diokles, Aufschub gefährlich. Auch das Volk heischte mit Ungestüm einen Rechtsspruch. Dieser verursachte auch keine Schwierigkeit, da alle Beweise gültig waren, und Diokles selbst schwieg. Durch den Herold ließen die Richter sofort ausrufen: daß Melintes der rechtmäßige Sohn und Erbe des seit mehr als 20 Jahren abwesenden Hermokrates sey, daß Diokles sich seines Vermögens widerrechtlich angemaaßt, anschin verbunden sey, ihm solches nicht nur in ursprünglicher Größe und Beschaffenheit auszuliefern, sondern ihm auch die bisher davon gezogne Nutzung zu vergüten; überdieses auch zur Strafe seines Verbrechens auf 5 Jahre von Sirakus verbannt seyn solle.

Lau-

Lauter Beyfall des Volks machte dies Urtheil rechtskräftig. Nur Melintes war damit nicht zufrieden. Er erklärte laut, daß ihm an der Auslieferung seines rechtmäßigen Vermögens gnüge, daß er die Vergütung der gezogenen Einkünfte nicht verlange, übrigens Richter und Volk bitte, die Verbannung des Diokles zu wiederrufen. Nur er selbst war durch seine schmeichelnde Beredsamkeit im Stande, das Volk zu dieser Schonung zu vermögen. Es bewunderte seine Großmuth, und verzieh.

Sehr verschieden waren indeß die Eindrücke, die dieser Vorgang bey einzelnen Personen machte. Dicearch, der beym Fest nicht zugegen war, vernahm die Nachricht davon mit Staunen und Unwillen. Hyperia starb die folgende Nacht vor Gram, daß der allgeliebte Melint nicht ihr leiblicher Sohn war. Und Diokles ward am folgenden Morgen todt im Bette gefunden. Er nahm Gift, weil er die Herausgabe

des

des Vermögens so unerträglich fand, als die Grossmuth des Melintes.

Süß und erquickend war für unsern Helden die Nacht nach dem Feste. Glänzend und anerkannt in seiner Herkunft, angebetet von einem wichtigen Volke, geliebt von dem schönsten und tugendhaftesten Mädchen Siciliens, und voll Hofnung, sie bald zu besitzen, wiegt' ihn der Schlaf in schmeichelnde Träume, lächelt' ihm freundlicher beym Erwachen die Morgenröthe.

Aber trügerisch war dies Lächeln des Glücks, noch weit entfernt die Erfüllung der geträumten Hofnung, und der Sturm hatte sich nur gelegt, um furchtbarer rückzukehren. Nur einmal noch sah er nach dem Feste der Tyrannenvertilgung seine heißgeliebte Arria, nur ein Tag noch floß ihm seelig an ihrem Arm hin. Denn am folgenden Morgen, als er liebeglühend in Dicearchs Pallast kam, fand er weder Arrien, noch Palamed, noch Dicearch. „Sie sind, verkündete ihm

„höhnischlächelnd der Hausmeister, alle 3 in „Gesellschaft des Pisistrates, und mit dessen „eignen Schiffe, nach Korinth gereist.“ Erstaunt fragt' er, warum so schnell, so geheimnißvoll? Der höhnische Sclav antwortete kaltsinnig, daß er es nicht wisse, warf die Thüre zu, und ließ den Abgott des Volks von Sirakus stehen. Traurig und ahndend den Plan Dicearchs, der, seines Schwurs uneingedenk, den Haß gegen seinen Vater auf ihn fortpflanzte, ging er zu seinem sorgsamen Pflegvater Telephes, und weint' an seinem theilnehmenden Busen eine zürnende Thräne.

Die Bürger von Sirakus bemerkten bald die Auszeichnung, mit der Arria und Melintes einander behandelten. Sie liebten beyde bis zur Schwärmerey, und freuten sich einer solchen Verbindung. Aber um so mehr nahmen sie auch Theil an Melintes Schmerz, als sie Arriens Abreise, und den harten Sinn des Oheims erfuhren. Seine Freunde

eil-

eilten herbey, ihn zu trösten. Aber wie gleichgültig war ihm dies jetzt! Man weiß ja wohl, wie wenig leere Trostgründe und Gemeinsprüche in solchen traurigen Lagen über uns vermögen. Der Gram nagte fort an seinem Herzen, denn er wußte nicht, wohin endlich Dicearchs Pläne sein Mädchen führen, zu was seine Hartherzigkeit die sanfte Duldérin endlich zwingen würde.

Arria verbarg sich während der Fahrt in ihre Kajüte: Ihr Oheim und der aufgeblasene Pisistratus sahen sie selten. Ihr einziger Trost waren Thränen, ihr Bruder und Epicharis. Der stolze Weiber-schmeichelte sich mit der Hofnung auf eine glänzende Verbindung, wenn sie in Korinth angelangt seyn würden, wozu ihn Dicearch selbst aufmunterte, der alles auf den weiblichen Wankelmuth und auf seine väterliche Gewalt baute.

Jetzt waren sie die Insel Cephalonien (25.) vorüber geschift, jetzt im Busen vor Korinth eingelaufen, und landeten am Ufer

dieſer vormals ſo mächtigen, ſelbſt für Athen furchtbaren Republik. Ihrer harrte bereits am Ufer der reiche und prachtliebende Sebaſtes, Dicearchs Verwandter, und der angeſehenſte Bürger von Korinth. Er lud die Kommenden ein, in ſeinem Pallaſte zu wohnen. Ihm zur Seite ſtanden zwey liebliche Mädchen, wetteifernd an Schönheit und Beſcheidenheit, Kaſſiope und Cyllenie, Töchter des Sebaſtes. Aber Cyllenie übertraf ihre Schweſter an Verſtand und Grazie. Arria glühte ſogleich für ſie, fand Erwiedrung ihrer Freundſchaft, und beyde wurden bald die innigſten Vertrauten.

Bald nach ihrer Ankunft in Korinth erklärte Dicearch ſeinem Neffen ohne fernern Rückhalt, daß er in keiner andern Abſicht nach Korinth gereiſt ſey, als um hier ſeine Schweſter mit dem Piſiſtratus zu vermählen. Palamed erſchrack über dieſen feſten Entſchluß. Er wandte alles an, ſeines Oheims Herz zu rühren, erinnerte, daß Me-

sint ihm das Leben gerettet, ja von ihm einen Eyd habe, daß er den Haß gegen seinen Vater nicht auf den Sohn übertragen wolle. Dicearch blieb unbeweglich. „Ich leistete, sprach er zornig, diesen Eyd dem Sohne des Telephes, nicht dem des Hermokrat. Melint hat euch hintergangen. Um so mehr hasse ich in ihm seinen Vater, und werde ihm nimmer meine Nichte zur Gemahlin geben. Melde Du, Palamed, Deiner Schwester diesen Entschluß. Er ist felsenfest. Sag ihr das. Sag ihr, daß sie nach wenig Wochen die bräutliche Myrthe in ihr Haar flechte.“ Palamed brauste auf. „Du handelst zu hart, Oheim, sprach er entrüstet. Dir gebührt über mich und meine Schwester das Recht einer sanften väterlichen Leitung, aber mit nichten Tyranney.“ Verächtlich lächelnd erwiederte Dicearch: „Lobe Du immer, junger Mensch! Ohnmächtig ist Dein Zorn!“ Er ging in sein Gemach, und verschloß sich, ohne weiter

auf

auf Palamed zu achten, deſſen ſchnell vorübergehenden Nordſturm er ſchon kannte.

Palamed flog zu ſeiner Schweſter. Das ſanftere Weib hörte ſeine Trauerpoſt mit heißen Thränen. Grenzenlos war ihre Ehrfurcht gegen den Oheim. Um indes ſeinen Vorwürfen und den Zudringlichkeiten Piſiſtrats vor der Hand zu entgehen, faßte ſie den Entſchluß, mit ihrer neuen Freundin Cyllenie ſich auf einige Zeit in den Gallerien des Tempels der Juno aufzuhalten. Cyllenie war eine von den dort dienenden Jungfrauen. Dicearch hatte daraus kein Arges; er gab ſeine Einwilligung. Auch Palamed erhielt Urlaub, nach Athen überſchiffen zu dürfen, um ſeine dortigen Freunde zu beſuchen. Allein er ſchiffte nicht gegen die nahe Küſte von Attika, ſondern nahm den Rückweg nach Cyrakus, um ſeinen Freund nach Korinth zu hohlen.

In heiligen Hallen des Tempels öffneten ſich die Herzen der Jungfrauen einander.

der. Cyllenie fand in Arkiens Schickſal groſſe Aehnlichkeit mit dem ihrigen. Auch ſie hatte durch die Härte ihres Vaters einſt einen Geliebten verloren. Drum dünkt' es ihr nöthig, der Freundin die Geſchichte ihres Herzens zu erzählen, um ſie vor ihren Uebereilungen zu warnen. Dieſe Vertraulichkeiten kürzten den Dirnen die Zeit. Aber oft wurden ſie auch von Arriens Oheim beſucht, der in dieſe drang, ſich ſeinen Wünſchen gemäß zu erklären. Mit ſanfter Weigerung bat ſie immer nur, ihr bis zur Rückkunft ihres Bruders Friſt zu laſſen. Auch Piſiſtratus folgte ihr, von Dicearch begleitet, oft in die Gemächer des Tempels, und ſtrebte ein Herz zu gewinnen, das längſt einem würdigern Nebenbuhler gehörte.

Während Melint ſich ganz ſeinem Kummer überließ, alle Freuden floh, und ſtets in der für die Liebe ſo grauſamen Mitte zwiſchen Furcht und Hofnung ſchwebte, näherte ſich Polamed dem vaterländiſchen Ufer.

Er

Er ſank in die Arme ſeines erſtaunten Freundes. „Biſt Du, rief dieſer, ein Bote des Friedens oder des Kriegs?“ „Des Kriegs,“ erwiederte Palamed, und erzählte die Gefahr, die Arrien bedrohte. Melint verſicherte, es ſey ihm lieber, ein unvermeidliches Uebel zu kennen, um ihm entgegen zu arbeiten, als unthätig in Furcht und Ungewißheit zu wandeln. Seinen Muth fachte noch mehr ein zärtlicher Brief von Arriens Hand an, worinn ſie ihn bat, herbeyzueilen, und mit Kraft und Rathſchlägen ſie zu unterſtützen. Der Zauber ihrer Worte hätt' ihn vermocht, bis an die gegenſeitigen Pole der Erde zu ſchiffen. Sofort ward ein Schif ausgerüſtet, mit Mannſchaft und Proviant verſehen, und die beyden Freunde verſorgten ſich mit den treflichſten Waffen. Melint vergaß inzwiſchen über ſeiner Liebe nicht andre nöthige Veranſtaltungen. Da er erwog, daß Nero früher oder ſpäter erfahren werde, er und ſein Freund ſey noch am

Le-

Leben, ſo ſandte er den treuen Arkas nach Rom, um zu erforſchen, wie man dort jetzt gegen ſie geſinnt ſey. Er befahl ihm, ſich deſſalls an Maximus zu wenden, dem er zugleich, ſeiner vormaligen Untreue uneingedenk, reiche Geſchenke überſchickte. Telephes übernahm die Verwaltung ſeiner Güter, und Amynt, jetzt nicht mehr ſein Nebenbuhler, erbot ſich freywillig zu ſeiner Begleitung.

Die drey Freunde ſchifften ſich nach wenig Tagen ein, von einer Anzahl junger tapfrer Sirakuſer begleitet. Sie ſteuerten auf Korinth zu. Anfangs war der Wind ihnen günſtig. Aber plötzlich erhob ſich ein gewaltiger Südwind, der das Schif an die Küſten von Italien zurück trieb. Grauſam war dieſer Aufenthalt für den liebenden Melint, dem jeder Augenblick jener unglückliche dünkte, an welchem Arria ihre Hand dem Piſiſtratus zu geben gezwungen wurde. Einen Monat mußte das Schif an einem fernen italieniſchen Ufer vor Anker liegen. So-

bald

bald der Wind sich wendete, stach es wieder in See. Aber am Tage nach der Abfahrt ward es von einem andern leichten Schif überseegelt, das Mine machte, jenes anzugreifen. Melint bewafnete sich und seine Leute. Bald erkannte man, daß es ein Rennschif — Brigantine. — der Piraten sey. Melint befahl, es zu entern, und war der erste, der aufs Verdeck sprang. Die Korsaren erstaunten, sich überrascht zu sehn. Schon hatte Melint 6 von der Mannschaft niedergeworfen, als er im Laufe seines Siegs durch einen jungen, schönen Piraten aufgehalten wurde. Er hatte so prachtvolle Rüstung, war bey größter Besonnenheit so kühn und tapfer, daß Melint glaubte, dies sey ein Feind seiner würdig. Er griff ihn an. Lange blieb der Sieg zweifelhaft. Aber endlich sank der junge Held. Melint wollt' ihm den Todesstich geben. In dem Augenblick ward er durch einen andern unbewafneten jungen Mann beym Arm ergriffen,

und

und gebeten, eines so edeln und tapfern Anführers zu schonen. Melint schenkt' ihm das Leben, und während man seine Wunden verband, bemerkt' er, daß seine Gefahrten die meisten Seeräuber getödtet hatten. Ihr Anführer und Melint, beyde an Tapferkeit einander gleich, wurden bald Freunde. Eurymedon, so nannte sich der Seeräuberhauptmann, war von Kindheit an bey dieser Lebensart. Melint nahm ihn, so wie seinen Retter, den unbewafneten aber weisen Griechen, in sein Schif, weil das ihrige voll Todter war. Die Freundschaft beyder ward für unsern Helden in der Folge von äuserster Wichtigkeit.

Die Sonne war hinter die Vorgebürge des Korinthischen Meerbusens bereits hinabgesunken, und die Nacht nahte heran, als die

die Schiffe an der Küſte landeten. Melint ſprang freudig heraus; ihm folgten die andern. Er gab die nöthigen Anordnungen, bat ſeine Reiſegefährten, bey den Schiffen zu bleiben, und ging dann, nur von Palamed begleitet, in die Stadt, und ungehindert bis an die Pforten des Tempels. Palamed fragte hier nach der Sclavin der Sirakuſerin. Der Thürhüter, der ihn einſt mit ſeinem Oheim hier geſehn hatte, und wieder erkannte, auch ſein Gold nicht verſchmähte, war bald willig, ſie herbey zu rufen. Epicharis, die Palameds Ankunft längſt entgegen harrte, erſchien ohne Aufſchub. Mit zerſtreuten Haaren, und ohne auf Palameds Liebkoſungen zu achten, eilte ſie auf den Melintes zu, und macht' ihn mit der äuerſten Gefahr ihrer Gebieterin bekannt. „Drey Tage, ſtammelte ſie haſtig heraus, hat Dicearch ihr Friſt gegeben, nach deren Verlauf ſie zum Vermählungsopfer geſchleppt werden ſoll. Sie ſind vorüber.

über. Morgen bricht der ſchreckliche Tag an. Rette Deine Verlobte, Melintes! Fliehe mit ihr. Dies iſt das einzige, was Euch übrig iſt. — Keine Bedenklichkeiten, geprüfter Held! Nimmer wirſt Du den Neroſinn Deines Oheims durch Tugend und Aufopferung beugen. Weg jetzt mit den übertriebnen Grillen von Wohlſtand. Ueberlaß den Ausgang der Liebe und Deiner Tapferkeit. Auf, die Stunden ſind koſtbar! Verlierſt Du dieſe Nacht, ſo iſt alles verloren.“

Während Melint noch nachſann, was er thun ſolle, während der kühne Jüngling, der hundert Feinde in aſner Fehde nicht ſcheute, bedenklich war, einen hinterliſtigen Mädchenraub zu begehen, und Arriens Ehre einem zweydeutigen Rufe Preiß zu geben, war die entſchloſſne Sclavin, aus Palamedes Armen ſich windend, bereits wieder fortgeeilt, ihrer Gebieterin die Ankunft ihres Bruders und Geliebten zu melden. Was konnte dieſe Botſchaft anders bewirken, als die lau-

teſte Freude. Durchdrungen davon vergaß Arria alle bisher ausgeſtandnen Leiden, und faßte bald den kühnen Entſchluß, mit ihrem Geliebten zu fliehen. Dieſen beförderte auch das ſchmeichelhafte Anerbieten Cyllenius, ſie zu begleiten, der es eins war, an welchem Orte der Welt ſie lebte, da ſie ihren Geliebten unter den Todten beweinte. Sofort ward die Flucht einſtimmig beſchloſſen, und Epicharis beordert, die Ritter davon zu benachrichtigen, auch ihnen zu ſagen, daß ſie eine lange Strickleiter mit ſich brächten, weil kein andrer Weg zu fliehen möglich ſey, als durch die Fenſter des Tempels.

Mit Entzücken hörte Wellneis Arriens Entſchluß. Er ging mit Palamed zu den Schiffen zurück, veranſtaltete alles was nöthig war, bat Amyntas und Eurymedon, mit einiger Mannſchaft an der hintern Seite des Tempels ihrer zu harren, und kehrte dann, von dem weiſen Griechen begleitet, an die Pforten des Tempels zurück. Epi-

charis führte den Melint durch die bestochnen Wachen. Melint und Arria stürzten sich bebend vor Wonne in die Arme. Worte waren zu arm für ihr Gefühl. Jedes schien seinen Geist durch einen langen Kuß in den Geist des andern zu hauchen. Cyllenie erinnerte nach einigen Minuten an die Kostbarkeit der Zeit, und dies war wirksam. Melint ermannte sich. Nachdem die Dirnen einige Kostbarkeiten zu sich genommen, und sich etwas ungewöhnlich gekleidet hatten, eilten alle nach dem Tempel. Von diesem herab retteten sie sich glücklich, indem Palamed und der Grieche die Leiter unten befestigten, die Melintes oben herab warf. Ihre Flucht zu beschleunigen, entschlossen sich die Männer, die Dirnen zu tragen. Dies war nöthig, denn schon dämmerte der Tag. Melintes nahm Arrien, Palamed Episharis, der Grieche Cyllenien auf die Schultern, indes Amyntas und Eurymedon mit der Mannschaft noch Wache hielten.

Kaum

Kaum waren die Fliehenden weg, als ein groſſes Geräuſch entſtand, und eine Menge Sclaven herbeyſtrömten. Das Aus- und Eingehn der Epicharis, ihre Unterredung mit Männern, dies und noch mehreres hatt' einige Dirnen des Tempels aufmerkſam gemacht. Sie muthmaßten die Wahrheit, und ſchickten ſchleunig einen Boten an den Dicearch. Er eilte ſofort ſammt Piſiſtratus und allen Sclaven, die ſie bey ſich hatten herbey. Man ſetzte den Mädchenräubern nach. Amyntas warf ſich ihnen entgegen, und hieb einige davon nieder. Dies wirkte. Die Sclaven flohen furchtſam zurück. Ihre Herren wollten allein ihr Leben nicht wagen. So wie ſie ſich entfernten, eilte Amyntas mit den Seinigen den Fliehenden nach. Alle erreichten glücklich ihre Schiffe. Die Gefahr war vorüber.

Auf den Schiffen erwartete die zärtliche Geſellſchaft ein neues Schrecken. Fackeln erleuchteten das Verdeck. Cyllenie erblickte

nun das Angesicht ihres Trägers, und sank mit einem Schrey in Arriens Arme. Auch der Grieche fiel erbleicht nieder, und lag leblos da. Bald ermannte sich Cyllenie wieder, und floh hinab in den Schiffsraum. Sie betheuerte, den Geist ihres Geliebten gesehn zu haben, der sich in eine irdische Hülle geworfen habe, sie für ihre vermeinte Untreue zu quälen. Sie war so fest von seinem Tode überzeugt, der einst unter ihren Augen geschehn war, daß es schwer hielt, sie zur genauern Untersuchung der Sache zu bewegen. Melint eilte dem Griechen zu Hülfe. Dieser lebte nach einigen Minuten wieder auf. Sein erstes Wort war Cyllenie. Aber er wollte die Untreue — so nannt' er sie — nicht sehen, nicht aus Unwillen, sondern weil sie die Gattin eines andern sey. Man hinterbrachte dies Cylleniен, die es endlich wagte, sich dem Griechen zu nähern. Sie warf sich vor ihm nieder, sie drückte seine Hand an ihre Brust,

und bat ihn, ihr ihre nur scheinbare Untreue zu vergeben, da sie blos nach seinem vermeinten Tode auf den Befehl ihres Vaters dem Kallias ihre Hand zu geben. Aber die Verbindung, fuhr sie fort, nahm schon ihr Ende, als sie anhob. Kallias ist in der Unterwelt. Er starb am Vermählungstage. Ich bin Jungfrau und Wittwe zugleich, und wieder Dein auf ewig, wenn Du vergeben kannst. Jener sank Lepantes in ihre Arme, und die Göttin der Liebe versöhnte die Glücklichen.

Als dies Abenteuer vorüber war, erwog Melintes, wie wenig sicher sie hier im Hafen waren. Er ließ also die Anker lichten, und beyde Schiffe stachen in die hohe See. Aber wohin? Nach Sirakus durften sie sich nicht wagen, denn sie konnten sicher darauf rechnen, daß man sie dorthin verfolgen würde. Sie wurden eins, in einem Hafen des Epirus zu landen. Dort sollte Hymen den Melintes mit Arrien, Lepantes mit Cyllenien

nien verbinden. Ein ſtark bewäffnetes Schif ſegelte nah an der Inſel Cephalonien bey ihnen vorüber und ſteuerte gegen den korinthiſchen Meerbuſen. Aber im Taumel ihrer Freude achteten ſie nicht darauf. Der Himmel war heiter, und die günſtigſten Winde blieſen in ihre Segel. Indem Leander der Geſellſchaft die Geſchichte ſeiner Abentheuer zum beſten gab, fand es ſich, daß die Athenienſerin Eriphile, einſt dem Herzen des Melintes ſo nah, ſeine Schweſter war. Dieſer Umſtand webte um ſo feſter die neu entſtandne Freundſchaft zwiſchen ihm und Melintes. Die Schiffe landeten indes an der Küſte von Epirus. Eurymedon beurlaubte ſich, und eilte, ſeine Piraten wieder zu finden, zu welchem Zweck ihm Melintes ſein Schif zurück gab. Die übrigen begaben ſich nach Nikopolis, der Hauptſtadt von Epirus, jetzt Prävſa oder Preveſa genannt, wo ſie vor ihren Feinden ſich ſicher glaubten.

Das Glück, welches den Liebenden ſchon ſo lange den Rücken gekehrt hatte, ſchien nun ermüdet, ſie zu verfolgen. Sie entſchloſſen ſich, allen ihren Gram zu vergeſſen, und am morgenden Tage dem Hymen das eheliche Opfer zu bringen; indes der arme Palamed ſeine Leidenſchaft noch immer in die trügliche Feſſel der Hofnung ſchmiegen mußte. Denn Epicharis blieb ſtets unerbittlich, als Sclavin ihm ihre Hand zu geben, da ſie fürchtete, er möcht' ihr einſt als kälterer Gemahl über ihren geringen Stand Vorwürfe machen. Er entſchloß ſich daher, gleich nach dem Tage der Verbindung nach Korinth zurück zu reiſen, um, theils ſeinem Oheim glauben zu machen, daß er von der Flucht nichts wiſſe, theils nicht Zeuge von dem Glück der Neuvermählten zu ſeyn. Indes wurden alle Anſtalten zu einer freundlichen Hochzeitfeyer gemacht, die Jungfrauen ordneten ihren Puß, und der lang erſehnte Morgen brach an.

Schon

Schon bereiteten sich die zärtlichen Paare zum Opfer vor, schon war man im Begriff, mit Gepränge nach dem Tempel zu ziehn, als sich von allen Seiten in der Stadt Trompeten hören ließen. Arria glaubte, Melint habe dies veranstaltet, um den Zug festlicher zu machen. Aber o wie sehr hatte sie geirrt, und wie tief sank ihre Hofnung, als sie vernahm, daß der Trompetenschall von einigen Herolden kam, die folgendes öffentlich ausriefen: „Die Sicilier, Melintes und Palamedes, sind vom Kayser Nero geächtet. Jeder Bürger und Unterthan des Reichs ist verbunden, sie aufzusuchen, zu tödten, und ihre Köpfe nach Rom zu liefern; denn sie sind Feinde des Kaysers und des römischen Volkes." Um sie zu kennen, wurde von den Herolden ihre Gestalt genau beschrieben, und dieser Aufruf wurde in allen angesehenen Städten des Reichs wiederhohlet.

Grausame Neuigkeit, die alle Freude, allen Muth zu Boden schmetterte! Welchen

Entſchluß ſollten die Liebenden faſſen? Flohen ſie, ſo konnte man ſie auf der Flucht ergreifen; blieben ſie, ſo war die Verrätherey faſt unausbleiblich. Indes ſie der Wuth des Dicearch entflohn, geriethen ſie in noch gröſſeres Elend. Der Umfang des Reichs war faſt unermeßlich. Wie lange mußten ſie fliehn, eh ſie in Sicherheit kamen! Vor der Hand verſchloſſen ſie ihre Wohnung ſo ſorgfältig als möglich. Arrens Thränen ſtrömten zahllos herab, und mit ihr weinte die treue Freundin, indes die Männer Pläne entwarfen. Die entſchloſſne Epicharis, voll Geiſt und Ränke, ermunterte alle durch ihre Lebhaftigkeit. Auch diesmal ſpielte ſie wieder ihre Rolle, nahm Mannskleider, wie damals in Rom, und eilte davon, um Kundſchaft einzuziehen, wie man in Nikopolis gegen die Freunden geſinnt ſey, und ob ſich die Flucht nicht unternehmen laſſe. Auch reiſte Amyntas nach Corcyra (26.) ab, um den Eurymedon aufzuſuchen, und

ihn

ihn um seinen und des Piraten Beystand zu bitten.

Epicharis forschte indes einen wachthabenden Soldaten im Thor aus, ob er sich wohl bestechen lassen, und in der folgenden Nacht ihre Flucht begünstigen würde. Sie fand ihn geneigt dazu, und drückte einige Goldstücke in seine Hand, wofür er ihr die Stunde anzeigte, in der er wieder die Wache haben werde. Von hier ging sie zu den Schiffen, um alles zur Abfahrt in Stand setzen zu lassen. Allein da sie zum Hafen kam, faßte sie ein junger Fremdling scharf ins Auge, und schrie laut auf: Sehet da, Freunde, mein entflohner Sklave! Er griff zu, aber Epicharis schlug ihn mit ihrem Seitengewehr auf den Arm. Doch, was half ihr? Sie wurde von seinen Begleitern überwannt, und gebunden weggeführt. Der junge Mensch, der den um ihn versammelten Römern sagte, dieser Sclav nenne sich Eurylas, und sey seinem Vater einst entlaufen,

ſen, war kein andrer, als der Sohn des Kerkermeiſters in Rom. Epicharis wandte ſich im Wegführen an ihn, und erinnerte ihn, daß ſie es ſich, als ſie ſich ſeinem Vater verkauft zur Bedingung gemacht, ſich wieder loskaufen zu können. Der Jüngling räumte dies ein, worauf die Dirne ihm einen Beutel mit Geld hinlangte, den er haſtig ergriff, und ſie nun für frey erklärte. Aber kaum war ſie losgebunden, als er ſie noch einmal feſt hielt, und ſeinen Landsleuten erklärte: dieſer Sclav ſey zugleich mit den Strakuſern entflohn, die ſein Hauptmann hier ſuche. Sofort ward Epicharis zum zweytenmal verhaftet und vor den Anführer der Römer Trebacius geführt, denn man hoffte durch dieſen Sclaven den Geächteten ganz gewiß auf die Spur zu kommen. Aber der Verſchmitzte verbarg ſeinen Kummer, ſtellte ſich unerſchrocken, und verſicherte: „er ſey damals, als die Strakuſer entflohn, eben eingeſchlafen geweſen; und als

er

er erwacht und das Nest leer gefunden habe, sey ihm nichts übrig geblieben, als sich auf demselben gefahrvollen Wege zu retten, den jene vermuthlich gewählt hätten. Seitdem wisse er nichts von ihnen." Mit solchen Reden hielt sie den Hauptmann zwar hin, konnte aber doch ihre Freyheit nicht dadurch bewirken. Trebacius traute ihr nicht. Er liess die mit ihm von Korinth gekommenen Fremden herbeyrufen, und ihnen Hofnung machen, daß sie jetzt etwas von den Sirakusern erfahren würden. Sie kamen sogleich. Aber wie groß war Epicharis Erstaunen, als sie in den gerufnen Fremden Dicearkus und Pisistratus erkannte! Sie glaubte sich verloren. Dicearch sah sie kaum, als er ausrief: „Ha, dies ist Epicharis, meine Sclavin. Es ist nicht das erstemal, daß sie in männlicher Kleidung erscheint. In derselben Gestalt verkaufte sie sich zu Rom an den Kerkermeister, um die zu retten, die ihr suchet. Ists nicht alse, Dirne? und

kannst

kannſt Du leugnen, daß Du meine Sclavin biſt?“

Epich. Das bin ich nicht. Ich gehöre Deiner Nichte Arria.

Dic. Keinesweges! Du biſt meine Sclavin, und bey dem Rechte Lebens und Todes, das ich über Dich habe, beſchwör ich Dich zu ſagen, wo ſind Melintes und Palamedes, die der Kayſer geächtet hat, und wo iſt meine ehrvergeſſne Nichte?

Epich. Ha, Du Blutdürſtiger! Fürchteſt Du nicht den Zorn der Götter, indem Du ſogar Deinen Neffen zugleich aufopfern willſt, um nur den ſchuldloſen Melintes zu vernichten. Aber Zevs wird Dich zu ſtrafen wiſſen! — Ja, ich kenne den Aufenthalt der Jünglinge. Aber nie werd' ich ihn entdecken, nie eingeſtehn, zu welchem Zweck ſie mich nach Epirus geſandt haben. Die grauſamſten Martern werden mich zu keiner Verrätherey vermögen.

Dicearch starrte vor Wuth über diese gerechten Vorwürfe. Alle Römer staunten über den Muth und die Klugheit dieses jungen Mädchens. Trebacius befahl, sie zu schließen, und in einem unterirdischen Kerker fest zu halten, bis sie alles, was sie wisse, werde bekannt haben. Sie ward abgeführt. Unterwegs ging ein ihr bekannt vorkommender römischer Soldat bey ihr vorüber, der ihr einen bedeutenden Wink gab. Dies war Arkas, der treue Freygelaßne Melints. Er suchte Gelegenheit, einige Worte mit ihr zu sprechen, und erfuhr den Aufenthalt der Geächteten. Sogleich ging er zu ihnen. Sein Kommen war die Erscheinung eines Genius. Alles hoffte Trost von ihm, und ach! er brachte die schrecklichsten Nachrichten: daß Epicharis gefangen sey; daß, ob sie schon ihrem Aufenthalt standhaft verschwiegen und geäußert habe, sie wären in einem fernen Lande, doch wenig Hofnung zu entwischen für sie vorhanden sey, indem man die Zu-

gän-

gänge der Stadt überall mit Mannſchaft beſetzt habe; daß endlich Dicearch und Piſiſtratus nach Nikopolis gekommen wären, um die Geächteten aufzuwiegeln, und ſie den Römern auszuliefern. Allgemeines Wehklagen folgte dieſen Nachrichten. Arria war untröſtlich und zürnte mit den Göttern, indeß Mellites ſie tröſtete, und Palamed tobte, auch ſeinen Oheim zu ermorden drohte. Arias entfernte ſich, um fernere Kundſchaft einzuziehn. Erſt am Abend kam er zurück, und brachte die Bothſchaft, daß er die ganze Geſellſchaft um Mitternacht in ſein Quartier in Sicherheit bringen wolle, da die Wohnungen der Römer nicht, wohl aber alle andre Häuſer der Stadt, morgen früh ſtreng durchſucht werden würden. Jetzt drang man ihn, ihn, von der Vollbringung ſeiner Aufträge in Rom Nachricht zu geben. Er erzählte folgendes:

Der

Keine Wohlthat bleibt unvergolten. Der Lohn folgt ihr gemeiniglich auf dem Fuße. Hätteſt Du, edler Melint, mich nicht mit Geſchenken für den Maximus gen Rom geſandt, ſo würd' ich jetzt nicht im Stande ſeyn, Dir wichtige Nachrichten mitzutheilen. Sobald ich nach Rom kam, ſucht' ich Maximus auf, deſſen Herberge noch im Ruin liegt. Er freute ſich, von den Sirakuſern Kunde zu erhalten. Deine Geſchenke nahm er nur gezwungen an. Da er oft in den kayſerlichen Pallaſt kommt, ſo erfuhr er früh den Befehl zur Aechtung der Sirakuſer, und daß Trebacius beordert worden, ſie mit 3 Kohorten römiſcher Mannſchaft in Sirakus aufzuſuchen, wozu man ſofort ein Schif ausrüſtete. Er theilte mir dies unverzüglich mit; und ich eilte, unter den ſich einſchiffenden Mannſchaften Dienſte zu nehmen. Ich fand Gelegenheit, mich beym Trebacius einzuſchmeichlen, und war oft um ihn. Da ſah ich denn einen jungen, ungemein ſchönen

Rö-

Römer ſtets in ſeiner Geſellſchaft, den er mit beſonderer Achtung behandelte. Sein Geſicht dünkte mir bekannt. Aber ich konnte nicht genau dahinter kommen. Einſt lag ich ruhend hinter einigen Fäſſern. Der junge Mann ſetzte ſich ohnfern von mir auf eine Bank. Bald darauf näherte ſich ihm Trebacius; faßte zärtlich ſeine Hand und ſprach:

„Du fliehest mich, weibende Römerin, und je mehr ich Dich verehre, um ſo mehr begegnest Du mir mit Kälte, die an Verachtung grenzt.“

Ich horchte hinter meinen Fäſſern hoch auf, als ich jetzt erfuhr, daß dies ein Frauenzimmer ſey.

Römerin. Freund, rechne dies auf die heftigen Empfindungen, die in meiner Bruſt wüthen. Es wird ein Tag kommen, der Dich glücklich macht, der Tag der Rache.

Treb. Wie biſt Du ſo grauſam! Und wenn ich nun den nie finde, den wir ſu-

chen

chen, werd' ich dann nicht ewig unglücklich bleiben.

Röm. Eine Leidenschaft verdrängt die andre. Wie kann Liebe in einer Brust Platz finden, die von Rachsucht glühet?

Treb. Aber was that Dir dieser Melintes, schöne Emilie, daß Du ihn so unversöhnlich hassest?

Melintes fuhr zusammen bey diesem Nahmen. „Ist diese nicht todt?" rief er. „Dieser Nahme," sprach Arkas, erschütterte auch mich, und ich erkannte in dieser Person jene Emilie, die Dir einst das Leben rettete." „O," rief Melint, „das nur fehlt noch zu meinem Unglück, daß auch die Todten wieder aufstehen, und mich verfolgen! Alles hat sich verschworen, unsern Ruin zu vollenden!" Arkas stimmt' ihm bey, und fuhr dann fort, die Unterredung des Trebacius mit Emilien zu wiederholen. Sie erzählt' ihm, was wir längst wissen, die Veranlassung zu ihrer Bekanntschaft mit Melintes,

ih-

ihre Liebe, ſeine Kälte, ſeine Entfernung aus ihrem Hauſe, ja endlich die Gleichgültigkeit, die er ſogar bey ihrem vorgegebnen Tode bewieſen haben ſollte. Ein Sclav des Maximus hatt' ihr allerhand Nachrichten von Melintes hinterbracht, beſonders von ſeinen Verhältniſſen mit der ſchönen Sirakuſerin. Ihr Herz ward dadurch auf den höchſten Grad der Eiferſucht gebracht. Sie dürſtete nach dem Blute des Undankbaren. Daß das von Marcellin angelegte Feuer ihn eben ſo wenig beſchädigte, als die römiſchen Dolche ihn trafen, ſchmerzte ſie tief. Aber freudig hob ſich ihre Bruſt, als die Sirakuſer in Feſſeln vor Gericht geführt wurden, und man ihrer Hinrichtung entgegen ſah. In Mannskleidern wollte ſie der Schauerſcene beywohnen. Kurz: ihr Herz ward ein Tummelplatz von Freud' und Traurigkeit, je nachdem die Nachrichten lauteten, die ſie von Melintes erhielt. Sie erfuhr endlich, daß ſie geächtet wären, und aufgeſucht werden

ſoll.

ſollten. Trebatius liebte ſie längſt, aber ohne Erhörung. Er gründete auf dieſe Liebe einen rachſüchtigen Plan. Ich gebe Dir, ſprach ſie zu ihm, mein Herz und meine Hand, wenn Du bey Führung des Schiffes übernimmſt, das die Syrakuſer aufſuchen ſoll und den Undankbaren tödteſt; und wie glücklich wirſt Du mich machen, wenn Du mich mit in dies Schiff aufnimmſt. Ich werde Dir beyſtehn, und es für die größte Wonne meines Lebens halten, wenn ich den Verhaßten mit eigner Hand tödten kann. „So muß er ſterben" rief Trebatius, und ein Kuß bekräftigte ſeinen grauſamen Entſchluß.

Arkas fuhr fort in ſeiner Erzählung. So beſchloß ſich dies Geſpräch. Ich verbarg mich von dem Augenblick an ſorgfältig vor Emilien, und näherte mich ihr nie. Auch war ich durch meine jetzige Kleidung und einen Kopf voll Haare unkenntlich geworden. Unſer Schif landete nach einer kurzen Fahrt bey Syrakus. Wir kamen

Abends in die Stadt. Für Dich hatte ich hier nichts zu fürchten, da ich Deine Entfernung wußte. Ich hing zum Telephon, und entdeckte mich ihm. Die ganze folgende Nacht waren wir damit beschäftigt, durch kleine in alle Häuser gesendete Tafeln die Bürger aufzufordern, daß, wofern sie den Melint noch liebten, keiner von ihnen dem eben angekommnen Tribun verrathen möge, wohin er gereist seyn. Dies gelang. Dein Feind Diokles war abwesend. Die Liebe der übrigen Bürger von Sirakus war so groß gegen Dich, daß Trebacius nach einem achttägigen Daseyn nichts vom Orte Deines Aufenthalts erfuhr. Allein endlich mußt' er doch verrathen worden seyn. Wir erhielten auf einmal Befehl, uns einzuschiffen, und steuerten auf Korinth los. In wenig Tagen war unsre Fahrt vollendet. Zu Korinth fanden wir alles in Aufruhr. Einige fremde Ritter, erzählte man uns, haben 3 Jungfrauen aus dem heiligen Tempel der Juno

ent

entführt, und ihre Schiffe können nicht über etliche Stunden weg ſeyn. Als wir ausſtiegen, fanden wir den Dicearch und Piſiſtratus ſchon mit Ausrüſtung eines Schiffes beſchäftigt, um den Räubern nachzuſetzen. Trebacius und Emilie verſtändigten ſich bald mit ihnen, daß ſie dieſelben Perſonen ſuchten, um ſie auf kayſerlichen Befehl zu tödten. Sie vermutheten nicht ohne Grund, daß dieſelben ſich in den beyden Schiffen befunden hätten, die uns ohnweit Kephalonien begegneten. Es wurde beſchloſſen, daß Dicearchs Schif mit dem unſrigen ſegeln ſolte. Emilie glühte von Blutdurſt; aber Dicearch übertraf dieſe Furie noch an Eilfertigkeit und Rachgier.

Bald waren wir wieder unter Segel. Sobald wir Naupactus vorübergeſchift waren, erkundigten wir uns durch ausgeſandte Böte an allen Inſeln und Häfen, ob zwey Schiffe von der Art, wie wir ſie beſchrieben, vorüber geſegelt waren, oder ge-

landet hätten; und so konnt' es nicht fehlen, daß wir bald nach Euch im Hafen von Epirus vor Anker gingen. Als wir gelandet hatten, ward Epicharis durch den Sohn des Kerkermeisters, der aus Rom mit uns freywillig gereist war, verrathen. Alles übrige ist Euch bekannt.

Mellites sah, daß es nun ernstlicher als je auf sein Leben abgesehn war. Er entschloß sich, seine Brust den Dolchen der Verfolger freywillig darzubieten, um die Seinigen zu retten. Schwer hielt es, ihn von diesem Entschluß abzubringen. Nur dem weisen Lepantes gelang es endlich. Alle begaben sich nun, als es Mitternacht war, in Arkas Quartier. Als dieser sie in Sicherheit wußte, ging er nach dem Hafen, um ihr Schif in eine Bucht zu bringen, wo es vor den Nachforschungen Emiliens mehr gesichert seyn könnte, als im Hafen.

Am folgenden Morgen ließ der Hauptmann die ganze Stadt durchsuchen. Arkas ließ sich den ganzen Tag nicht sehen. Erst am Abend kam er, und berichtete, daß nun ein Theil der Gefahr vorüber sey. Er bewunderte die Standhaftigkeit der Epicharis, die nicht nur trotz aller Drohungen, nicht das mindeste verrathen, sondern auch sogar durch ihre Fabeln und Schwänke die Vermuthung zu unterdrücken gewußt hatte, daß die Straßer noch hier wären. Zugleich beklagte er, daß man sie noch immer hart behandle. Dies war ein Dolch in Palamedes Busen. Er beschloß bey sich selbst, sie zu retten, oder zu sterben. Von Arkas erfuhr er die Wohnung des Trebacius, nebst andern ihm zu wissen nöthigen Umständen. Dann schien er gleichgültig, und sank auf sein Lager. Als alle seine Gefährten eingeschlafen waren, stand er wieder auf, und entsprang durch ein niedriges Fenster. Mit nichts als seinem Schwerdte bewafnet fand

er

er die Wohnung des Tribuns. Die Wache ließ ihn ungehindert in den Hof passiren, weil er sich für einen römischen Soldaten ausgab. Er suchte nun das Gefängniß. An einer in die Tiefe hinabführenden Thüre fand er einen Wachthabenden Soldaten. Diesen fragte er, ob die verdächtige Sclavin hier gefangen sitze? und kaum hatte dieser es mit Ja beantwortet, als er ihm seinen Mantel schnell über den Kopf warf, daß er nicht schreyen konnte, und ihn mit drey Stichen niederstieß. Er blieb so lange stehn, bis der arme Teufel verschied. Ohne Furcht stieg er nun in den Keller hinab. Hier fand er noch eine Thür, und ebenfalls einen Soldaten davor, neben dem eine Lampe brannte. Der erstaunte Soldat, konnte kaum wer da! rufen, so war er auch schon überflügelt und stürzte tod zu Palamedes Füßen. Dieser nahm ihm nun die Schlüssel zum Gefängniß ab, ergriff die Lampe und ging hinein. Epicharis erwartete neue

Fra-

Banden und Palamed, oder den Tod. Aber sie fühlte sich von 2 Armen umschlungen, die sie Anfangs für die eines wollüstigen Soldaten von der Wache hielt, und von sich stieß. Allein bald war der Irrthum gehoben. Die zärtlichsten Umarmungen folgten nun, doch auch der Gedanke, sich so bald als möglich zu retten. Allein Epicharis trug Fesseln an den Füßen. Schon fürchtete sie, daß der Muth ihres Lieblings fruchtlos seyn würde. Zum Glück fand sich unter den Schlüsseln auch der zu den Fesseln. Welche Freude! Epicharis eilte nun mit dem entzückten Palamed aus diesem dumpfen Kerker. Sie nahm, die äußern Wachen zu täuschen, Waffenrock und Helm von einem der Getödteten, und ging voran. Glücklich entkam sie. Aber nicht also Palamed. Aengstlich harrte die Dirne auf ihren Befreyer. Zwar hatt' auch er seine Kleider mit denen des andern Getödteten verwechselt, und folgte muthig nach. Allein da er dem Ausgange schon

ſchon ganz weh war, faßte ein Kriegsknecht ihn beym Arme und fragte, wohin er wolle. „Im Dienſt des Tribuns“ antwortete Palamed. Aber als er die Parole nicht wußte, ward er ſogleich für verdächtig gehalten, und, ob er ſich ſchon durchzuſchlagen ſuchte, von den herbeykommenden mehrern Wachen überwältigt und entwaffnet. Sobald der Morgen anbrach, führte man ihn vor den Tribun, dem man zugleich die Ermordung der beyden Wachen meldete.

Palamed läugnete nichts. Er freute ſich, Epicharis gerettet zu haben. Trebacius erfuhr, daß er Dicearchs Neffe ſey. Er ließ dieſen herbey rufen. Das Erſtaunen des Greiſes war groß, da er den Jüngling noch in Athen glaubte. Indes er dem Melintes den Tod zu bereiten ſtrebte, kam ſein Neffe in Todesgefahr. Er bat den Tribun flehentlich um ſein Leben. Aber dieſer entſchuldigte ſich mit ſeiner Pflicht, vermöge der er den Mörder kayſerlicher Soldaten nicht begna-

gnadigen könne. Er ließ ihn in daſſelbe Gefängniß werfen, wo zuvor Epicharis lag, und ihm andeuten, daß er nach zween Tagen ſterben müſſe, wofern er nicht den Aufenthalt ſeines Freundes Meintes verriethe. Er verſicherte, daß er nichts von ihm wiſſe. Sein Oheim könne ihm bezeugen, daß er ohne deſſen Geſellſchaft erſt nach Korinth und dann nach Athen gereiſt ſey, und nun mehrere Städte Griechenlands beſuchen wolle. Er habe hier in Nikopolis vernommen, daß Epicharis, die er ſehr liebe, gefangen ſitze, und habe ſie zu retten geeilt. Jetzt, da er dieſe frey wiſſe, ſey ihm ſein Schickſal gleichgültig. Trebacius glaubte ihm nicht. Er drohte mit der Marter, wenn er nicht bekennen würde. Keine Marter, ſprach Palamed, kann mich zwingen, etwas zu entdecken, das ich nicht weiß. Aber Trebacius blieb mißtrauiſch.

Arkas hatte Palameds Lagerſtätte am Morgen leer gefunden, und das Unterneh-

men

men des jungen Maghalies geahndet. Er eilte zum Tribun, und sah eben den Unglücklichen ins Gefängniß führen, ehe ihm beystehn zu können. Er kam zurück, erzählte den Vorgang, und versicherte zugleich, daß man nicht wisse, wo Epicharis hingekommen sey.

Alle wurden durch dies neue Unglück tief erschüttert. Melint konnte die Thränen nicht länger sehn, die Arria um ihren Bruder vergoß. Er ging mit Akkas bey Seite, und nahm von ihm einen Eid, daß er alle seine Befehle unabänderlich befolgen wolle. Er schwur, und Melint eröfnete ihm nun, daß er vorhabe, seinen Freund zu befreyn. Akkas mußte Verschwiegenheit anloben, und versprach, Arrien treu zu bleiben, und alles anzuwenden, daß weder sie noch die übrigen Freunde in die Hände der Römer fielen. Alles Abmahnen des treuen Freygelaßnen war umsonst. Melint schickt ihn, damit er ihn nicht ferner mit Zureden quälte, voraus

zum

zum Tribun, wo er abwarten solle, was er schehn würde. Gleich darauf schlich er sich fort, und suchte sein Schif auf. Hier nahm er 8 junge Männer, die blos aus persönlicher Zuneigung ihm von Sirakus aus gefolgt waren, wohl bewafnet mit sich. Dann ging er geraden Wegs zur Wohnung des Tribuns, warf die Wachen über den Haufen, tödtete mehrere davon, und warf das Thor des Vorhofs hinter sich zu. Im Pallast ward nun der Lerm allgemein. Mehr als 30 Personen eilten bewafnet herbey. Melint und seine Gefährten thaten Wunder der Tapferkeit. Mehr als zwey Drittheile der Feinde traf ihr Schwerdt. Trebacius und Pisistratus kamen nun auch heran, indes Diccarch und Emilie aus einem Fenster herabsahen. Die Niederlage der Ihrigen, die Wuth der Feinde erschütterte sie, aber sie konnten die Veranlassung nicht begreifen. Emilie erkannte zuerst in Anführer den Melintes. Sie rief dies dem Tribun zu, wodurch

durch Melint ihn kennen lernte. Er ging sofort wüthend auf ihn ein, denn er hoffte, daß die übrigen den Muth verlieren würden, wenn der Anführer fiele. Arkas hatte, um nicht gegen die Sirakuser fechten zu dürfen, sein Seitengewehr zerbrochen. Die Zahl der Feinde war nur noch klein, und der Sieg neigte sich bereits auf die Seite der Angreifenden, als ein Römer, der sich durch eine Hinterthüre fortgeschlichen hatte, die Thorwachen herbey brachte, die das Thor des Pallasts aufbrachen, und herein stürmten. Melint ward nun von allen Seiten angegriffen. Seine Gefährten fielen alle, und in kurzem focht er allein. Jetzt rief Emilie dem Trebacius zu: er solle ihm das Leben nicht nehmen. Wüthender gemacht durch diesen Zuruf focht Melint wie ein Löwe. Er wollte lieber Tod als Gefangenschaft. Aber ein fataler Zufall macht' ihn dennoch zum Gefangnen. Ein verwundeter Soldat schlang sich mit seinen Füßen um

ihn,

ihn, und brachte ihn zum Fall. Sofort ward er gefeſſelt, und in ein tiefes Gefängniß gebracht.

Während der Heftigkeit des Streits ſchlich der liſtige Dionyſius zum Kerker ſeines Neffen, beſtach die einzige noch übrig gebliebne Wache, und ließ ihn durch eine geheime Thür entwiſchen, ohn ihn jedoch die Urſach des Kampfes im Verhofe zu entdecken, weil er nicht ohne Grund vermuthete, Palamed würde ſogleich ſeinem Freunde beyſtehen. Emilie war froh, den Inniggehaßten in ihrer Gewalt zu haben. Sie ſann von nun an nur auf die Todesart, durch die er ſterben ſolle. Mittlerweile meldete man, daß Palamedes entwiſcht ſey. Die Vermuthung fiel auf ſeinen Oheim. Einige hatten im Kampf ihn um die Gegend des Kerkers herum ſchleichen ſehn. Auch hatte der dabey wachende Soldat kein Blut an ſeinem Seitengewehr, und in ſeinen Taſchen fand man Gold. Trebacius ward zornig, und ließ den

Greiß

Greiß in dasselbe Gefängniß bringen, das zuvor sein Neffe bewohnte. Auch beschloß er, ihn hinrichten zu lassen, weil er seine Leute verführt, und einen Feind des Cäsars begünstigt hatte. Pisistratus ward ebenfalls verhaftet, und der Soldat, der nichts gestehen wollte, ward enthauptet.

Palamed schlich froh seiner Wohnung entgegen, und wollte die Seinigen überraschen. Er bekümmerte sich wenig um den Zusammenlauf der Menschen auf den Straßen. Aber als er zu seiner Schwester kam, da den Arkas traf, und von ihm den ganzen Vorgang erfuhr, da ergriff ihn Wuth und Schmerz. Arria war trostlos. Alle Gefährten faßte Verzweiflung, denn sie fühlten, daß ihr Liebling diesmal nicht zu retten seyn würde.

Emilie träumte indes nur von Tod und Rache. Sie dünkt' ihr unvollkommen, wenn sie nicht zugleich Arrien in ihre Hände bekäme, um ihren Liebling vor ihren Augen

zu

zu tödten. Eine war die Geliebte des weibischen Trebacius, der die Macht schalten ließ, um sich dadurch ihre Gunst zu erkaufen. Dennoch vermochte sie dies nicht zu erlangen. Die Abgefallenen, das Freygelassenen war so weise und thätig, daß sie nie den Aufenthalt der übrigen Flüchtlinge erfahren konnte. Des Suchens ward sie endlich müde, und der lüsterne Tribun drang mächtig in sie, den Gefangnen zu tödten, damit er endlich in den Armen der schönen Grausamen glücklich würde. Eines Morgens ging sie, mit einem vergifteten Dolche bewaffnet, ganz allein ins Gefängniß. Der Löwe war an Händen und Füßen gefesselt; denn durfte sie das Schütteln seiner Mähne nicht fürchten. Sie nahm in die andre Hand eine Fackel. Aber sie bebte, ihr Herz pochte, sie mußte sich selbst Muth zusprechen, um den Todesstoß zu vollenden.

Meint erkannte sie sogleich. Er sah den Dolch in ihrer Hand blinken. Gefaßt

rief

rief er: Was Du mir bringst, Emilie, ist mir willkommen.

Emil. Bösewicht! Wer sagte Dir, daß ich Emilie bin? Glaubtest Du mich nicht todt? Doch, ja! Ich bin Emilie, bin aus dem Orkus herauf gestiegen, Deine Seele abzuholen, um sie den Furien zu weihen.

Mel. So vollende denn, Emilie! Hier ist meine Brust. Stoß Deinen Dolch hinein, aber wisse, daß der Tod, den Du mir giebst, nicht Strafe, nein, Lohn für Wohlthaten ist, die ich Dir erzeugt habe.

Emil. Wohlthaten? Ich erstaune! Du Verworfner, hättest mir Wohlthaten erwiesen, Du der meine heiße Liebe mit Kälte, meine Sorgfalt mit Undank vergalt. Wie darfst Du Dich erdreusten, Elender, dies zu sagen? Nicht meine Krankheit vermochte Dich, mich zu sehn, nicht mein Dir hinterbrachter Tod entlockte Dir eine Thräne.

Mel. Schweig, Emilie, und vollende Dein Werk. Ich erkenne es als Wohlthat, wenn

wenn Du mir schnell ein Leben raubst, das ich ohnehin nicht mehr retten kann.

Emil. Mein, Undankbarer! Ich tödte Dich nicht, bis Du mir die Wohlthat genannt hast, die Du mir erzeigt haben willst.

Mel. Wohl! Du willst selbst, daß ich unangenehme Rückerinnerungen in Deinem Herzen erwecke. War es nicht Schonung von meiner Seite, nicht Glück für Dich, wenn ich die unedeln Aufwallungen Emiliens, deren Verstand und Tugend ich und alle Welt zuvor bewundert hatten, durch meine Kälte niederschlug? wenn ich fürchtete, ein Schritt aus dem Wege der Tugend werde sie für immer dem Pfade des Lasters zuführen? Beweint' ich nicht heimlich die Verirrungen Deines Geistes? Verhindert' ich nicht strafbare Empfindungen in Deinem Herzen? Sollt' ich mich nicht zurück ziehn, da ich fühlte, daß meine Gegenwart Deine Leidenschaft mehr entflammte; nicht Deine Verirrung, nicht Deinen Fall verhüten;

ich, der ſelbſt nicht mehr frey war? Oder wär Emilie, die Weiſe und Tugendhafte, ſo tief herabgeſunken, daß ſie einen von ihr geſchätzten Mann deswegen haßte, weil er ſeiner Pflicht treu blieb? O Emilie! war ich der, den Du in mir ſuchteſt, was wäreſt Du in dieſem Augenblick? Wäreſt Du noch tugendhaft, noch geehrt, noch angebetet von einem edeln Römer? Selbſt Dein Haß, Deine Rachſucht hat Deine Tugend erhalten. Und Du willſt nicht zugeben, daß ich Dir nützlich geweſen ſey? verfolgſt mich mit ſolcher Wuth? willſt mich tödten, weil ich die mittelbare Urſache Deiner geretteten Ehre bin? Fürchteſt nicht den Tadel der Menſchen, nicht die Vorwürfe Deines Gewiſſens? — Aber es ſey! Hier iſt meine Bruſt! Lieber will ich von der Hand einer Perſon ſterben, die mich einſt liebte, als unter den Händen des Nachrichters.

Emilie war erſchüttert. Noch keimt' ein Saamenkörnlein von Tugend in ihrer Bruſt.

Bruſt. Es ward von Melnts Beredſamkeit befruchtet. Rührung und Schaam bemächtigte ſich ihrer. Sie ſank neben den Geſeſſelten hin. Aus ihrer Hand ſank der Dolch. Die Seelengröſſe des Sirakuſers entwafnete ſie. Lange blieb ſie ſtumm. Sanfte Thränen drangen jetzt aus ihren Augen. Gerührt ſprach ſie: Edelſter unter den Männern, Du haſt mich zweymal überwunden. Dort gewannſt Du mein Herz, hier meinen Geiſt. Es giebt in der Welt keine Tugend, die der Deinigen gleicht. Gebiete über mich. Hier liegt der Dolch. Ich reich' ihn Dir. Die Rach' iſt Dein, und ich nehme den Tod willig aus Deiner Hand.

Mel. Das könnteſt Du von mir wähnen, Emilie? Ich haßte Dich nie, ja, geſchworen ſeys Dir, ich verlieſſ Dich ungern. Aber mein Herz war nicht mehr mein. Arria iſt gröſſrer Aufopferungen als dieſe würdig.

Emil. So nehm' ich mein Leben aus Deiner Hand, und ſo lang' ich es beſitze,

will ich mich bemühn, Deinen weisen Grundsätzen zu folgen.

Trebacius erschien jetzt. Er hatte Ränke von Melint, Gefahr für Emilien befürchtet. Sein Erstaunen war grenzenlos, als er die Wüthende sanft neben dem Gefangnen sitzen sah, mehr in der Stellung einer Bittenden als einer Rächerin. Fast wandelte ihm Eifersucht an. Doch beyde eilten, ihm Aufschluß zu geben. Emilie bat knieend, dem Melintes das Leben zu erhalten. Trebacius versicherte, daß er nichts gegen den Sirakuser habe, und blos der Preiß, den Emilie auf ihre Zuneigung setzte, hab' ihn zur Verfolgung vermocht. Ihm selbst war es willkommen, daß Emilie um einen leichtern Preiß, um die Lebensrettung Melints, sein werden solle. Doch mußte seine Befreyung mit größter Vorsicht geschehen, um den Tribun nicht Neros Zorn auszusetzen. Melint wagt' es jetzt, auch um die Befreyung seines Freundes zu bitten. Als Trebacius ihm sag-

ſagte, daß dieſer durch ſeines Oheims Beyſtand entwiſcht ſey, daß jedoch nun der Oheim ſelbſt um dieſes Frevels willen auf den Tod gefangen ſitze, ſo bat Melint ſchmeichelnd, ihm dafür Leben und Freyheit des Dicearkus zu gewähren. Das wollte Trebacius ungern. Er tadelte die Grosmuth Melints, und verſicherte ihm, er werd' eine Schlange in ſeinem Buſen nähren. Aber Melint wiederhohlte ſeine Bitte. Der Tribun bewilligte ſie endlich, doch unter der Bedingung, daß man ihm wiſſen laſſe, er habe Leben und Freyheit einzig dem Melintes zu danken.

Nach den nöthigſten Vorkehrungen gingen die drey Verſöhnten in römiſchen Helmen und mit geſchloßnem Viſier in die Wohnung des Arkas. Die Dirnen erſchracken, als man ihnen die Ankunft bewafneter Männer meldete; Palamedes und Lepantes, die Verrath fürchteten, bereiteten ſich zu einer blutigen Gegenwehr. Es fehlte wenig, daß nicht Palamed ſeinen zuerſt eintretenden

Freund

Freund verwundete. Bald aber verwandelte sich Furcht und Gefahr in den lautesten Jubel. Versöhnung, Freude, Hofnung belebte abwechselnd die Herzen der Glücklichen. Jetzt erschien auch Dicearkus in Fesseln, von Arkas hereingeführt. Er erstaunte, die Seinigen mit heitern Gesichtern in des Römers Gesellschaft zu finden. Ihm sagte Trebacius kalt: „Alter, Du hattest mehr, denn diese den Tod verdient. Auch war er beschlossen. Aber die Vorbitte Melints hat Dich gerettet.“ Dicearch stand bestürzt. Melint, seine Verlegenheit abzukürzen, sank vor ihm aufs Knie, löste seine Fesseln, und bat ihn um Verzeihung, daß er seine Nichte entführt habe. Arria kniete neben ihm. Es war unbeschreiblich rührend, den Greiß vergeben und zugleich um Vergebung bitten zu hören. Seegnend legt' er nun, vom Edelmuthe Melints überwunden, die Hände der Liebenden in einander.

Man

Man überlegte sodann gemeinschaftlich, wie dieser Vorgang vor den Augen des Volks zu verbergen oder zu rechtfertigen sey. Einstimmig ward für gut befunden, daß man ausſprenge, Palamed sey nicht wieder gefunden worden, der Alte ebenfalls entkommen, Melint aber im Gefängniß hingerichtet worden. Trebacius wollte mit Emilien nach Rom zurück gehen, seine Verbindung zu feyern; indes Dicearch mit allen den Seinigen an einen Ort in Asien auserhalb den Grenzen des Reichs sich begeben sollte, wo sie vor den Verfolgungen des Cäsars sicher seyn könnten.

Alle waren mit diesen Veranstaltungen zufrieden, nur Palamedes nicht. Sollt' er ohne die geliebte Epicharis abreisen, und sie neuer Gefahr Preiß geben? Suchen konnt' er sie nicht, denn er durfte sich nirgends sehn lassen. Auch konnt' Arkas, der es an seiner Bemühung gewiß nicht ermangeln ließ, nicht die mindeste Spur von ihr entdek-

decken. Dennoch konnte um einer Perſon willen nicht noch einmal das Leben aller aufs Spiel geſetzt werden. Dicearch machte ſofort Anſtalten zur Abreiſe, und Melint ließ durch ſeinen treuen Freygelaſſnen ſein Schif in Stand ſetzen, um damit durch den Helleſpont in Aſien zu ſchiffen, und im Königreich Troas — jetzt Klein-Phrygien — ſich einen Wohnſitz zu ſuchen. Auch ſendete er einen Boten nach Sirakus, um den dortigen Freunden Kunde von ihrem Schickſal zu geben und ſeine Vermögensangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Amyntas konnte dieſe Bothſchaft nicht übernehmen, denn noch war er nicht von den Piraten zurück.

Am Abend meldete ein Sclav, daß unten beym Wirth dieſes Hauſes eine kranke Frau ſich aufhalte, die bedürftig aber ſehr achtungswürdig zu ſeyn ſchiene. Alle gingen herab, ſie zu ſehn, und ihr Unterſtützung anzubieten. Als dieſe Perſon den Dicearkus unter den Kommenden gewahrte, ſchrie ſie

laut

laut auf, und übergoß ihn mit Schimpfwor-
ten. Man hielt dies für Aeuſerungen einer
Fieberhitze, verließ ſie und ſorgte für ſie.
Aber als nach einigen Tagen Dicearch von
ohngefehr wieder in ihre Nähe kam, brach
ſie ebenfalls in Verwünſchungen aus. Dice-
arch war betroffen. Ihre Vorwürfe und ge-
wiſſe ihm bekannt vorkommende Züge in ih-
rem Geſicht brachten ihn auf die Vermu-
thung, die Matrone könne wohl Euphroſina,
die Gemahlin des Hermokrates ſeyn. Auch
war ſies wirklich. Aus Diearchs Beſtür-
zung ward Schaam und Reue. Doch, er
faßte ſich bald, nahm ihre Hand, und ſagt'
ihr traulich, daß es jetzt in ſeiner Macht
ſtande, ihr für die trüben Stunden, die er
ihr einſt verurſacht, einen Erſatz zu leiſten,
der allen Schmerz und Kummer ihr verſüſ-
ſen würde. Euphroſine fürchtete, er wolle
ſie aufs neue hintergehn, und drohte ihm mit
der endlichen Ahndung der Götter. Dice-
arch ließ ſich das nicht irren. Er ſuchte ſo-

fort

fort den Melintes auf, und sagt' auch diesem, daß er sich freue, ihm auser seiner Michte noch ein andres Geschenk zu machen, das ihm nicht minder angenehm seyn würde. Dann führt' er ihn zur immer traurigen Euphrosina, und stellt' ihn ihr als ihren Sohn vor. Beyde wußten lange nicht, ob sie dies für Ernst oder für Scherz halten sollten. Aber das Zeichen auf Melints Busen, auf welches Diearch Euphrosinen aufmerksam machte, hob alle Zweifel. Es würde überflüssig seyn, gefühlvollen Lesern diese Scene des Wiederfindens zu schildern. Euphrosina, seit langen Jahren nur mit dem Gram vertraut, fühlt' jetzt wieder ein allgewaltiges Entzücken, das ihr Herz erschütterte, und auch Melintes weinte Thränen der kindlichen Rührung. Er führte die glückliche Mutter, die dem Diearch alles willig verzieh, und keine Klage mehr hatte, als die über den Verlust ihres Gemahls, zu seiner Verlobten. Dies vergrößerte ihr Glück, und

die

die bescheidne Arria warf sich ehrerbietig als Tochter zu ihren Füßen.

Als der Sturm der Freude sich ein wenig gelegt hatte, gab Euphrosina von ihren bisherigen Lebensbegebenheiten ausführliche Nachricht, deren Hauptinhalt folgender war:

Nach der Verbannung ihres Gemahls von Sirakus als sie nach Karthago seegeln wollten, wurden sie sammt ihrem Schif, auf Dicearchs Veranlassung, von den Seeräubern weggenommen. Er hatte sie zugleich bestochen, daß sie das Kind, welches Euphrosina gebähren würde, ins Meer werfen sollten. Aber sie war so glücklich, noch in Lilibea entbunden zu werden, und Telephes erzog den damals gebohrnen Sohn, der ihr jetzt so unverhofte Freude verursachte. Die Piraten führten das unglückliche Paar lange

Jah:

Jahre mit ſich herum. Während dieſer Zeit wurde Euphroſina noch zweymal entbunden, aber die Seeräuber nahmen ihr die Kinder gleich nach der Geburt weg, und ſie hielt ſie für getödtet, oder durch ſchlechte Abwartung umgekommen. Gleich nach ihrer zweyten Niederkunft fiel es ihnen ein, das arme Weib von ihrem Gatten zu trennen, und ihn an einer aſiatiſchen Küſte einem ſcythiſchen Kaufmann zu verkaufen. Sie war troſtlos. Ein neugebohrner Prinz, den die Piraten eben geraubt hatten, und für den ſie eine Säugamme brauchten, ward ihr zum Stillen übergeben, weil ſie ſich eben dazu geſchickt befand. Dies gewährte ihr einige Zerſtreuung. Der Knabe, den man Syrimedon nannte, ward ihr bald ſehr werth. Auch er hing feſt an ihr, und verſprach ihr als ein muntrer Knabe von 7 bis 8 Jahren ſowen, daß er ſie einſt befreyen, und ihrem Mann wiederſchaffen wolle. Auch hielt er Wort. Die Piraten erzogen ihn ganz zu

ih-

ihren Geſchäften. Durch Muth und Klugheit ſchwang er ſich bald zum Befehlshaber empor, und verhalf ihr zu ihrer Freyheit. Auch hatt' er bey ſeinen Fahrten oft ihren Gemahl geſucht, war aber immer ohn' ihm zurück gekehrt. Bey einer weitausſehenden Fahrt hatt' er ſie dem Ammntas übergeben, der eben gekommen war, ihn aufzuſuchen. Dieſer hatte ſie mit vieler Sorgfalt behandelt, und in dies Haus gebracht, war aber ſogleich wieder abgereiſt.

Alle nahmen den herzlichſten Theil an Euphroſinens Schickſalen. Melint freute ſich, daß ſein Freund Eurymedon der Befreyer, und ſein Freund Ammntas ihr Pfleger geweſen war, ohne ſich jedoch das ſchnelle Kommen und Wiederverſchwinden des letztern erklären zu können. Er tröſtete das durch ſo unerwartetes Glück neubelebte Herz ſeiner Mutter, und munterte ſie zu der Hoffnung auf, vielleicht auch ihren Gemahl noch wieder zu finden.

Räh:

Während dieſen Erzählungen, welche die Wiedergefundnen ſich gegenſeitig mittheilten, entfernte ſich Palamedes. Ihm war die Welt zu enge. Da der Abend bereits heran nahte, ſo ſchwang er ſich auf den Gaul des Arkas, und trabte damit hinaus vor die Stadt, um vielleicht zufällig ſeine Geliebte zu finden. Was hofft die Liebe nicht alles? Er durchkroch alle einſamen Plätze und Gebüſche, fragte in allen Hütten nach ihr, und trieb dies bis zu einbrechender Nacht, ohne doch, wie vorauszuſehn war, nur das Mindeſte von ihr zu erfahren. Auf dem Rückwege begegnete er zwey Reutern, die er in der Dunkelheit nicht erkennen konnte. Aber er vernahm, daß ſie vom Melintes ſprachen, und der Name Arria drang mehr als einmal in ſein Ohr. Er ward neugierig, band ſein Pferd an einen Baum, und ſchlich den Reutern nach. Da hört' er nun folgende Unterredung:

Wie, ich sollte vergebens mit so viel Ehrfurcht den meineydigen Greiß nach Korinth gebracht, vergebens so lang' ihm den Hof gemacht haben? Jetzt da ich alle Häfen Griechenlands durchziehe, ihn und mich zu rächen, da wir den Feind in unsern Händen haben, tritt er zurück, und verläßt mich. Wie kann ich das ungerochen dulden? Wie die reitzende Sirakuserin, deren Besitz mir so theuer versprochen war, ruhig in eines andern Arme wissen. Nein! nein! Fürchterliche Rache sey euch allen geschworen. Seyd ihr auch den Händen des weibischen Tribuns entwischt, der auch mich gefangen hielt, aber auf meine Drohungen mich bald wieder frey ließ, so sollt ihr doch den meinigen nicht entkommen. Ich will Deine Vermählung, stolzer Melintes, traurig und blutig enden.

Weißt Du denn gewiß, daß die Sirakuser ihr Leben davon gebracht haben und noch hier sind? Man sagt allgemein, Palameo sey entwischt, und Melint hingerichtet.

Thor.

Thor, glaubſt Du denn das? Erſt vor wenigen Stunden ſah ich den Krevgelaſſenen Melints den alten Sünder Dicearkus, noch mit den Feſſeln an Händen und Füßen, über die Straſe hin in ein Haus führen. Ich ſchickte einen Sclaven nach, der dann bald erfuhr, daß Trebacius mit dem ganzen Völkchen von Sirakus traulich in einem Zimmer beyſammen ſey, und Thränen der Rührung weine.

Aber wird Dir der Landpfleger von Epirus Glauben beymeſſen, wenn Du ihm ſagſt, Melint und Palamed ſeyen Feinde des Kayſers und Reichs, muthm des Todes würdig?

So biſt Du wohl der einzige, der nicht weiß, daß ſie in allen Provinzen des Reichs öffentlich als ſolche ausgerufen und geächtet worden ſind. Gewiß wird ſich daher Marcellinus nicht weigern, ſie zu verfolgen; und ſollt' ers, ſo wird meine Drohung, es ſelbſt dem Kayſer anzuzeigen, ihn ſchon dazu vermögen.

Pa-

Palamed hörte gleich Anfangs, daß der Droher ohnfehlbar Piſiſtratus ſey. Er entſchloß ſich, ſeiner Rache auf dem kürzeſten Wege vorzubeugen. Er drängte ſich an ihn, faßte ſeines Roſſes Zügel, und verſetzte ihm einen kräftigen Hieb mit ſeinem Schwerdte. Sein Begleiter ergriff die Flucht. Piſiſtratus hielt ſich zwar, aber er war überraſcht und unthätig. Ein zweyter Hieb hätt' ihn vielleicht getödtet. Allein Palamed glitt aus, und verlor den Zügel. Der Gaul that einen Sprung, und die Scene war geendet. Piſiſtratus ſprengte davon; nun ſuchte Palamedes auch ſein Pferd, und ritt nach Hauſe. Hier verkündete er haſtig ſein Abentheuer, und rieth aus allen Kräften, ſich nicht mit der vorhabenden Vermählung zu verweilen, ſondern durch eine ſchnelle Flucht der Rache des Korinthers zu entgehen. Dies fanden alle vernünftig, und ſelbſt Palamed dachte nun nicht länger daran, Epicharis aufzuſuchen. Die ganze Geſellſchaft brach ſchon am

folgenden Morgen nach Theſſalien auf. Der Weg zur See war ſichrer, aber auch weiter; unſichrer aber näher der zu Lande. Sie wählten den letztern. Ihr Schifsgefolge, das ſie nun ſammt ihren Koſtbarkeiten, mit Hinterlaſſung des Schifs ſelbſt, mit ſich nahmen, beſtef ſich auf 50 Mann, und ſo hätten ſie weniger zu befürchten. Ohne irgend einen Unfall gelangten ſie am vierten Tage ihrer Reiſe in das berühmte Zauberland, wo freundliche Thuren und treuherzige Menſchen ihnen entgegen lächelten. Alle durchdrang Frohſinn und Hofnung. Melintes hätt' an Arriens Hand die ganze Welt durchzogen. Er achtete nicht der öftern Lebensgefahr, wenn nur ihr Blick ihm zulächelte. Minder vergnügt war Palamed. Die Sorge um das Mädchen ſeines Herzens trübte ſeine Laune. Er war Palamedes nicht mehr. Ja ſelbſt die reizendſten Jungfrauen konnten ihn nicht mehr aufheitern. Denn ſeitdem er Epicharis aus dem Kerker ret-

rettete, ward er ihr nie wieder un-
treu.

Schon waren unſre Reiſenden weit in Theſſalien hinein, und näherten ſich der Hauptſtadt Lariſſa, als ſie die Einwohner einiger kleinen Städte in groſſer Beſtürzung fanden. Melint fragte um die Urſache, und erfuhr, daß ein groſſes Heer Scythen über Thracien und das ägäiſche Meer nach Theſſalien kämen, um ſich in dieſem friedlichen Lande neue Wohnſitze zu erkämpfen, und daß ſie bereits auf Lariſſa losgingen.

Melints Heldengeiſt erwachte. Liebe und Verfolgungen hatten ihn nicht niedergebeugt. Er tröſtete die erſchrocknen Einwohner und verſprach ihnen Beyſtand. Auf der Stelle ſammelte er die tapferſten Männer um ſich her, 500 an der Zahl, ohne die Mannſchaft von ſeinem Gefolge. Er lieſs allen vorräthigen Proviant auf Wägen laden, und dieſe ſammt den Greiſen, Weibern und Kindern auf die Mitte eines freyen Platzes bringen.

Nun vertheilte er die Bewafneten dergeſtalt, daß der Mittelpunkt von allen Seiten gedeckt war. Er ſelbſt befehligte das Ganze, indeß ſeine Freunde auf den Flanken kommandirten. Sie warfen ſich in ihre beſten Waffenkleider, und erwarteten ſtandhaft den Feind. Aber ſie warteten vergebens. Niemand erſchien. Am folgenden Morgen zogen ſie nun in der angenommenen Ordnung ſelbſt aus. Als ſie einige tauſend Schritte vorwärts gerückt waren, gewahrten ſie ſchon einen Haufen Scythen von etwa 2000 Mann, der auf ſie zu kam. Melint ermunterte die Mannſchaften zur Tapferkeit und zum Angriff. Ihr vertheidigt, ſprach er, nicht nur Euch, ſondern auch Eure Eltern, Weiber, Kinder und Güter. Flieht ihr, ſo gebt Ihr Euch dennoch der Grauſamkeit der Barbaren Preiß, die im Gegentheil einen herzhaften Angriff ſelten aushalten. Sein Muth ging in die Streitenden über. Sie griffen die Scythen herzhaft an. Dieſe hielten

ten die Theſſalier für ſtärker als ſie waren. Sie ließen Pfeile in groſſer Zahl auf ſie regnen. Aber die Theſſalier wichen nicht. Sobald ſie den Feind mit dem Schwerdt erreichen konnten, ward er muthlos und floh. Melintes verfolgte ſie. Sein Arm ſchleuderte gleich einem Blitze Tod und Verderben umher. Arriens Gegenwart ſtählte, nach der Sitte der Zeit, ſeinen Muth. Es blieben 1200 Mann auf dem Platze. Den Feind weit zu verfolgen, war nicht rathſam. Die Sieger kehrten mit Staub, mit Schweiß und Scythenblute bedeckt, in die Arme ihrer Weiber und Kinder zurück. Dann zogen ſie ungehindert gen Lariſſa, wo man ſie mit Jauchzen empfing, denn ſchon war der Ruf dieſes Sieges ihnen vorausgegangen.

Lariſſa war ſo eben ohne Führer. Seine Einwohner ſchloſſen ſich voll Zutrauen an unſern Helden, und unterwarfen ſich unbedingt ſeinen Befehlen, bis Rom ihnen Beyſtand und einen Befehlshaber ſenden würde.

Me-

Meliutes war in Verlegenheit, dies anzunehmen, weil er dadurch leicht von den Römern entdeckt werden konnte. Doch, er hoffte sich auch zugleich durch diese Gelegenheit beliebt zu machen. Ueberzeugt, daß der Krieg am ersten seine mißliche Lage ändern könne, nahm er diese Würde an, veränderte aber seinen Nahmen, indem er sich Alcydemas, den Parlamed aber Polydorus nannte. Larissa brachte die Leiden sammt ihrem Gefolge in die glänzendsten Wohnungen der Stadt. Alle befolgten pünktlich die Anordnungen des Alcydemas Er musterte die streitbaren Männer von Larissa, und deren über 3000. Mit diesen hoffte er eine große Armee der Scythen zu schlagen. Er untersuchte die Mauern und ließ sie ausbessern. Dann besetzt' er die Thore reichlich, und unruhig über das lange Ausbleiben des Amyntas schickt' er noch einen Boten an den Eurymedon, dringend um seinen Beystand zu bitten, der jetzt noch wichtiger war, als zuvor in Nikopolis.

So

So verſtrichen 8 Tage. Man erwar-tete den Feind, aber ſucht' ihn nicht auf. Die umherſtreifenden Scythen hielten das für Furcht, und wurden nachläſſig. Jetzt marſchirte Aleydamas mit 1500 Mann aus-erleſener Truppen aus der Stadt, die Scy-then zu überfallen, fand ſie, ſchlug ſie über-all aufs Haupt und kehrte ſiegend zu-rück. Lariſſa verehrt' ihn jetzt als einen Halbgott, den ihnen die Götter zum Bey-ſtande geſendet hatten, denn niemand wuſte, woher er kam, und wer er ſey. So ſehr dies ſeinem edeln Stolze ſchmeichelte, ſo wa-ren ihm doch die Liebkoſungen ſeiner Arria mehr als dieſer Tand. Denn dies edle Mäd-chen vergoß Freudenthränen, ſo oft er zurück kam, und entwafnete ihn mit ihrer zarten Hand, um wonnetrunken in ſeine Arme zu ſinken. Welch ein ſüßer Anblick war dies für die Mutter Aretinte. O es iſt, ſprach ſie oft, das größte, ja das einzige Glück der Erde für den Mann, von ei-nem

nem treuen Weibe ſo innig geliebt zu ſeyn.

Mitten im Lauf ſeiner Siege erſchien Arminius in Lariſſa, ein ſtolzer Römer, den Flavian, der Landpfleger von Macedonien und Theſſalien ſendete, die Mannſchaften zu beſehligen. Willig trat ihm Alcydamas das Kommando ab. Aber er, der die Thaten der Fremdlinge ſchon in der Ferne vernommen hatte, und nun neue Beweiſe ihres Muths und ihrer Klugheit mit eignen Augen ſah, bat ſie, ſeine Gewalt mit ihm zu theilen. Dies war für Lariſſa von großem Vortheil, denn die Bürger dieſer Stadt fochten williger unter den Befehlen des Alcydamas und Polydorus. Lange hielt der Ruf ihrer Heldentugenden die Feinde in Achtung, und Lariſſa genoß mitten unter den Kohorten der Feinde einer ungeſtörten Ruhe. Aber endlich nöthigte die große Menge von Scythen, die täglich zunahm und ganz Theſſalien ſammt benachbarten Provinzen überſchwemmt

ſchwemmt hatten, den Flavian, ſo wie den Statthalter von Epirus Marentius, Mannſchaften gegen dieſe Barbaren auszuſenden. Sofort befehligten ſie ein Heer von 10000 Mann zum Aufbruch. In der Ebne zwiſchen dem Fluſſe Peneus und dem Berge Olympus ſollten ſie den daſelbſt gelagerten Feind angreifen. Die Feldherren ſetzten ihr ganzes Vertrauen auf die Fremdlinge, die von ihrer Herkunft ihnen unſchuldige Fabeln aufgeheftet hatten. Alcydamas erhielt die Führung von 2000 theſſaliſchen Rittern, die der glänzendſten königlichen Leibwache glichen.

Aber bevor ſie noch aufbrachen, fiel Dicearch, der ſchon lange gekränkelt hatte, in eine tödtliche Krankheit. Sein Herz war durch ſo viel rührende Auftritte geſchmolzen, und der nahende Tod rührt' es noch mehr. Er bereute die vielen Vergehungen, die ſeinen Character geſchändet hatten, und den Rückblick in ſein geführtes Leben dunkel machten. Mit ſchwacher Stimme erzählt'

er,

er, sein Herz zu entlasten, seinen Freunden die merkwürdigsten Auftritte seines Lebens. So sehr sie auch mit schwarzen Thaten durchflochten waren, so bekannt' er doch diese mit so unleugbaren Beweisen von Reue, daß alle ihm willig zu verzeihen geneigt waren.

Für seine Zuhörer so wie für uns enthielt seine Erzählung eine wichtige Neuigkeit. Epicharis war die Schwester unsers Wellnts. Dicearch hatte die Seeräuber bestochen, alle Kinder des Hermokrat zu tödten. Aber sie fanden dies Mägdlein zu liebenswürdig, um es in die Wellen zu werfen. Sie schickten es dem Dicearch, und der Ueberbringer sprach: „Willst Du dem holden Kinde das Leben nicht gönnen, so tödte es selbst. Wir wollen von diesem Morde nichts wissen." — Schon suchte der in Rachgenuß unersättliche Dicearch einen Dolch hervor, ihn in das kleine Herz zu stoßen. Da winselte das Würmchen so kläglich, und

streck-

ſtreckte die kleinen Aermchen dem Grauſamen ſo rührend entgegen, gleich als flehte es um ſein Leben, daß er erweicht wurde, und es liebevoll in ſeine Arme nahm, ſeines alten Grolles gegen den Hermokrat auf Augenblicke vergeſſend. Acidalie, das unglücklichſte aller Weiber, — denn nur um ſie recht vollkommen und anhaltend zu quälen, hatte ſie Dicearch geheirathet — nahm ſich ganz des Kindes an, und es ward ihr Troſt in ihrem nahmloſen Leiden. Selbſt Dicearch liebte das Mädchen. Er vergaß, daß ſie Hermokrates Tochter war. Ja, als der Sclav Aſylas ſie zur Ehe begehrte, hatt' er ſo viel Achtung gegen ihre edle Herkunft, daß er ſie ihm verweigerte.

Wer könnte wohl zweifeln, daß Euphroſina über das Wiederfinden einer Tochter entzückt war, daß Melint und Arria ſich nicht minder freuten über die nahe Verwandtſchaft mit einem edeln Mädchen, das ſo lange unverdient das Sclavenjoch trug.

Aber

Aber Melint war zu sehr beschäftigt mit den Vorbereitungen auf die morgen zu liefernde Schlacht. Er tröstete den Alten und eilte zum Heer. Einige Stunden darauf verschied Dicearch in den Armen seiner Nichte, die ihn mit aufrichtigen Thränen beweinte. Melintes fand jetzt den Palamedes. Traurige und fröhliche Bothschaft brachte er ihm. Doch die Freude überwog weit den Gram, und er umarmte mit Wonne den Freund als Bruder. Nun durfte er ferner nicht fürchten, daß sie ihm ihre Hand verweigerte. Aber, ach! wo weilte die Heißgeliebte?

Larissa liegt nah am Meer zwischen zwey Hügeln in einem reitzenden weitumfassenden Thale. Diese Lage gewährte der Stadt den Vortheil, daß die Truppen sich vor derselben

ben bequem lagern und ausbreiten, auch ihre Bedürfniſſe aus der Stadt leicht erhalten konnten. Hier erwartete man den Feind, und ſuchte blos durch kleine Schaaren Reuterey ihn zum Angriff zu reitzen, denn dieſe Stellung war ſehr vortheilhaft. Auch gelang dies. Die Scythen rückten heran. Alcydamas ſprach ſeinen Reutern mit der ihm eignen Beredſamkeit einen ſo ausdauernden Muth ein, daß ſie ihren übrigen Kameraden Vorbilder der Tapferkeit und des Muths in der Schlacht wurden. Eine der blutigſten Schlachten wurde gefochten. Alcydamas und Polydorus ſiegten überall mit ihren Theſſaliern. Der Fürſt der Scythen fiel von des erſtern Hand. Das Schlachtfeld war mit Todten überſät. Die kommende Nacht deckte endlich den Rückzug der Barbaren. Minder glücklich hatten die Römer gefochten. Sie büßten viel Volk ein. Selbſt ihre Anführer, Marentius, Flavian und Milo blieben auf dem Platze. Arm-

nius ſah ſein Leben nur von Melintes ge-rettet. Er prieß den Muth und die Hel-denthaten der Sirakuſer mit lautem Jauch-zen. Im Kriegsrathe ward nach dieſem glän-zenden Siege beſchloſſen, daß man nun ſelbſt angreifen, und den Reſt der Scythen gänz-lich zu vertilgen ſuchen ſolle.

Während dieſen Berathſchlagungen er-ſchien ein alter Grieche im Lager, der lang unter den Scythen gelebt, und den Ober-Feldherrn Arminius zu ſprechen verlangte. Er ward vorgelaſſen. Mit Würde und Frey-müthigkeit ermahnt' er ihn, Larissa beſſer zu beſetzen, und ſtrenge zu verbieten, daß keiner der Seinigen ſich einzeln aus der Stadt wage. Er kenne keinen gefährlichern Feind, als dieſe Barbaren in der Verzweiflung. Sie würden ihre Niederlage bey jeder Ge-legenheit gräßlich zu rächen ſuchen. Er ſelbſt bat die jungen Griechen und Römer, die Befehlshaberſtellen verwalteten, ſich ja nicht in Gefahr zu wagen. Da nach römiſchen

Ge-

Geſetzen derjenige, der ohne Befehl von ſeinem Obern etwas gegen den Feind unternahm, die Todesſtrafe verwirkt hatte, auch ſelbſt dann, wenn ſein Unternehmen glücklich ausgefallen war; ſo ſchärfte Arminius dies Geſetz jetzt aufs neue ein. Der Greiß, der bey den Scythen Opferdienſte verrichtet hatte, erzählte von dieſen Barbaren, daß ſie, ob ſie ſchon ein herumſtreifendes Volk wären, doch ſtreng über ihren Geſetzen hielten. Sie beſtraften den Ungehorſam ihrer Hauptleute, wenn ſie ohne Auftrag den Feind angriffen oder reitzten, mit dem Tode. Dabey beobachteten ſie wunderliche Gebräuche. Sie führten nehmlich den Verbrecher auf einem Triumpfwagen durch den zunächſt liegenden Ort. Die Soldaten, die unter ihm den Angriff gewagt, gingen neben her. Der Opferprieſter folgte dem Wagen, und dieſem wieder der Nachrichter mit einem Beil. In der Mitte des Dorfs oder Fleckens werde ein Blutgerüſt aufgerichtet, auf dem ſich ein

klei-

kleiner Altar befinde. Der Verbrecher werde auf diesem angebunden, worauf ihm der Priester die Brust öfne, und das Herz herausnähme, welches man mit allen Ehrenbezeigungen, die Verstorbnen sonst wiederfahrt, verbrenne. Dann aber werde ihm vom Nachrichter der Kopf abgehauen. Dieser Gebrauch solle anzeigen, daß man dem Herze, als dem Sitze des Muths, die gebührende Ehre erweise, den Kopf hingegen, weil er der Sitz des Verstandes und Willens ist, und den Befehlen nicht gehorche, bestrafe. Man fand diese Art zu strafen ungewöhnlich und grausam, erklärte aber dennoch, daß sie etwas sinnreiches und vernunftmäßiges an sich habe; daher auch Arminius verordnete, daß derjenige, der ohne Auftrag von seinem Vorgesetzten den Feind angriffe, auf die eben genannte scythische Weise am Leben gestraft werden solle. Die Befehlshaber, ihre Ordnungsliebe zu zeigen, schwuren insgesammt, daß sie ohne ihren

Füh-

Führer nichts unternehmen, im Gegenfall aber sich der festgesetzten Strafe unterwerfen wollten. Man gab hierauf dem Greise eine starke Wache, weil man ihm nicht ganz traute, und die sämmtlichen Führer begaben sich in ihre Quartiere nach Larissa.

Alcydamas Mutter empfing ihre Söhne mit Freudenthränen, daß sie so großen Gefahren entronnen waren, so glänzende Siege erfochten hatten. Melint wollte in Arriens Gemach stürmen. Aber die Mutter hielt ihn zurück, unterm Vorwande, sie sey nach so vieler ausgestandnen Angst in einen tiefen Schlummer gefallen. Melint wich ehrerbietig zurück. Hierdurch vermochte sonach die weise Mutter die Jünglinge ebenfalls zum Schlaf, den sie gewiß sehr nöthig hatten.

Allein am folgenden Morgen konnte sie ihrem Sohne nicht länger eine Nachricht verschweigen, die für sein Herz fürchterlich war. Einige Rothen hatten während der Schlacht Gelegenheit gefunden, in die wenig

beſetzte Stadt zu kommen, hatten das Haus umringt, wo die Frauenzimmer waren, hatten den zu ihrer Beſchützung dagebliebnen Lepantes ſchwer verwundet, und ſogar Arrien geraubt und davon geführt. Der ganze Vorgang war das Werk einiger Minuten geweſen. Die Räuber waren mit ihrer Beute geflohn, und hatten auch noch einige Koſtbarkeiten mit ſich genommen. Bleich und wüthend empfing Alcydamas dieſe Nachricht. „Soll ich, rief er im höchſten Schmerze, an einem Tage ſiegen und beſiegt werden? Theſſalien, ja zugleich mehrere Provinzen des Reichs von den Scythen befreyet, und dennoch mein koſtbarſtes Gut auf Erden verlieren? O warum hat man mir geſtern nicht Nachricht davon gegeben, daß ich länger noch den Feinden nachgeſetzt, und Arrien aus ihren Händen gefordert hätte?“ Er machte ſich nun ſelbſt noch tauſend Vorwürfe. Ein Sclav brachte Bothſchaft, daß die Scythen ihre gemachte wenige Beute

auf

auf ihre Schiffe geschleppt hätten. Was war wahrscheinlicher, als daß auch Arria bereits dahin gebracht worden sey. Dies erfüllte sein Herz mit Verzweiflung, denn war die Dirne einmal nach Scythien gebracht, so durft' er schwerlich hoffen, sie jemals wieder zu sehn.

In dieser mitleidigen Lage kehrte Amyntas von Eurymedon zurück. Er ließ seinem Freunde wissen, daß sein Beystand wegen andrer dringenden Unternehmungen nicht eher möglich gewesen, aber nun werde er ganz gewiß nach einigen Tagen mit 3000 Mann zur Unterstützung eintreffen. „Für mich kommt der Pirate zu spät, rief Alcydamas aus; wisse Amynt, daß die Barbaren meine Braut geraubt haben." Amynts Erstaunen war gros. Er trauerte mit seinem Freunde, aber er bracht' auch die unangenehme Nachricht, daß die Scythen nicht nur ganz Thessalien überschwemmt hätten, sondern auch den ganzen Epirus, sammt Europa und

Cephalonien bedrohten. Euphrosinä und Amynt erkannten sich bald, und dieser freute sich innig, der Mutter seines Freundes einen wichtigen Dienst geleistet zu haben.

Alcydamas ging umher wie ein Träumender, aber er brütete über einem Anschlage. Er stellte den Amyntas dem Feldherrn vor, und erfreute ihn mit der Nachricht von dem versprochnen Beystande des Eurymedon. Es war verabredet worden, daß sie in der Nacht sich ausschiffen, und in getheilten Haufen in die Stadt marschiren sollten, um die Cephalen nicht aufmerksam zu machen. Armin billigte dies. Er gab auch am Abend vor der verabredeten Nacht den allgemeinen Befehl aus, daß man alles, was Alcydamas anordnen würde, befolgen solle. Dieser verließ jetzt den Feldherrn, um Anstalten zu einem großen Unternehmen zu machen. Nur Amynt und Arkas wußten um sein Geheimniß. Er wählte sofort von jeder Kohorte der thessalischen Reuter 50 Mann aus, und stell-

ſtellte ſie in Ordnung. Die Hauptleute wi-
derſetzten ſich nicht, weil ſie Armins Befehl
wußten. So brachte er 500 der tapferſten
Krieger zuſammen, mit denen er, von 30
Trompetern begleitet, in möglichſter Stille,
und, wie er ſagte, mit Armins Vorwiſſen,
die Scythen in ihrem Lager zu überfallen
eilte. Sie ſind, ſprach er, jetzt von Wein
und Schlaf betäubt. In dieſem Zuſtande
wird ſie ein kleines Heer leichter überwälti-
gen, als ein großes am Tage. Seine Reu-
ter, lauter theſſaliſche Edle, liebten den Al-
cydamas bis zur Ausſchweifung, und befolg-
ten blindlings ſeine Befehle. Jetzt entdeckt'
er ihnen, daß ſein Unternehmen vorzüglich
dahin gehe, ein von den Feinden geraubtes
junges Frauenzimmer zu befreyn, daher man
beſonders auf alles Weibliche, was man ſä-
he, Acht haben, auch ſtets Arriens Nahmen
rufen müſſe, im Fall ſie ſelbſt ihre Befreyer
nicht erkennen ſollte. Als ſie nahe an das La-
ger kamen, ließ er ringsum daſſelbe in einiger

Ent-

Entfernung 10 Trompeter blaſen. Seine Truppen machten zugleich den fürchterlichſten Lerm. Die Scythen glaubten ſich von Teufeln umringt. Sie ſtürzten vor Schreck nieder. Melint und ſeine Gefahrten würgten ohn Unterlaß und Widerſtand. Zugleich rieſen ſie überall Arriens Nahmen aus. Er ſtürzte ſich auf ſeinem muthigen Streitroß in die dickſten Haufen der Feinde. In jedem Scythen ſah er den Räuber ſeiner Verlobten. Köpfe und Arme flogen um ihn her. Die Barbaren glaubten, Mars ſelbſt ſey gegen ſie ausgezogen. Seine Gefährten kämpften kühn und blutdürſtend wie er. Arria war unaufhörlich ihr Feldgeſchrey.

Jetzt brach der Tag an. Die Theſſalier ſahen ſich von allen Feinden verlaſſen. Sie durchſuchten die wenigen Zelte ihrer Befehlshaber. Aber ſie fanden nichts darinn, am wenigſten Arrien. Man ſetzte den Flüchtigen nach. Aber ſie erreichten, ſchneller im Laufen, ihre Schiffe. Müde vom tödten,

rufen und ſuchen ſtieg Melint vom Pferde, und warf ſich, von Schweiße triefend, an einen Baum. Seine lauten Klagen erfüllten die Lüfte. Theſſalien, rief er, iſt von den Barbaren befreyt, aber ich habe Arrien nicht wieder gefunden. Fruchtloſe Tapferkeit! Ungerechte Götter, wie konntet ihr zulaſſen, daß die tugendhafteſte Dirne in die Hände dieſer Räuber fiel? Oder habt ihr ihre Unſchuld beſchützt, ihr Unſterblichen? O dann verzeiht den Frevel eines Unglücklichen, der vom Schickſal ſo anhaltend und grauſam verfolgt wird.

Indes war dem mit Verzweiflung kämpfenden Helden ſeine Geliebte näher, als er glaubte. Ein Scythe lief bey ihm vorüber, hinter ihm eine ſchöne Dirne, die voll Muth ihn mit einem Säbel verfolgte. Melint ſprang auf, ihr beyzuſtehn, denn er fürchtete, der Scythe würde ſich umwenden, und ſie umbringen. Er rief ihr Muth zu, und erhob ſich, ihr beyzuſtehn. Kaum hörte ſie

Mes

Melints Stimme, als sie sich wandte, und laut schreyend in seine Arme flog. Sprachlos umschlang sie der Held mit verzehrendem Feuer. Seine Freude war grenzenlos. Ermüdet von Kampf und Wonne, sanken sie, fest umschlungen, ins Gras hin. Amynt und Arkas kehrten jetzt zurück, und sahen dies Schauspiel mit frohem Staunen. Als der erste Freudentaumel vorüber war, erzählte Arria die Geschichte ihres Raubes, deren Hauptinnhalt dieser war:

Einer von den Räubern hatte die andern betrogen, und war mit Arrien seitwärts in einen Wald entwischt. Sein schnelles Roß, auf das er sie mit sich genommen hatte, entfernt' ihn bald aus den Augen seiner Kameraden. Nur einer hohlt' ihn ein, und schoß einen Pfeil auf ihn ab, der dicht an Arrien hinstreifte. Der Räuber machte Halt, und schoß ebenfalls einen Pfeil nach seinen Verfolger ab. Beyde waren nur leicht verwundet. Als sie einander nahe kamen, sprangen

sie

ſie von den Roſſen, und kämpften mit dem Säbel. Arria war in äuſerſter Verlegenheit. Sie wollte fliehn, aber ihr Pferd ging nicht von der Stelle. Sie ſprang herab, aber Furcht und Schreck hatten ihre Füße gelähmt. In dieſem Augenblick wand ſich eine große Schlange, deren es in jenen Gegenden viele giebt, auf die Kämpfenden zu. Das war Zufall. Aber im Streit trat einer der Scythen auf ſie. Dies machte ſie wüthend, und ſie biß ihn ins Bein. Er ſprang auf, und ließ ſeinen Sieg fahren, den er bereits errungen hatte. Arria bekam jetzt Muth, und glaubte, die Götter ſendeten ihr dieſen Beyſtand. Sie nahm einen von den weggeworfnen Bogen der Scythen, und ſchoß damit nach den ſich eben wieder aufraffenden Räuber, war auch ſo glücklich, ihn grade ins Herz zu treffen; indes der andre von der Schlange gebiſſene, vom Gifte umſank, und ſich ſchäumend im Graſe wälzte. Beyde waren in einigen Mi-

nu-

nuten todt. Sie athmete freyer, aber die Gefahr war noch nicht vorüber. Fünf andre Scythen, Flüchtlinge aus dem Treffen, kamen auf sie zu. Sie hatten den ganzen Vorgang vom weiten gesehn, und erstaunten — denn sie hatten die Schlange nicht bemerkt — daß sie mit einem Schuß zwey Menschen tödtete. Sie hielten sie für eine Schutzgöttin Griechenlands, und erzeigten ihr Ehrfurcht. Dennoch war ein Verwegner darunter, der sich ihr näherte, und sie umschlingen wollte. Sie zog sich eilend in das Gehölz, worein die Schlange verschwunden war, und schoß auf den Platz einen Pfeil, wo sie lag. Das Thier ward dadurch wüthend, brach hervor und wand sich auf die Scythen zu. Diese geriethen in Angst, fielen auf ihre Kniee, und baten die vermeinte Göttin, sie von dieser Gefahr zu befreyn; denn sie glaubten, aus ihrem Pfeil sey eine Schlange entstanden. Die Schlange zog sich indes wieder zurück, und die

Ein-

Einfältigen beteten nun die Dirne dankend und demüthig an. Sie wollte ſich entfernen, aber die Scythen umſchlangen ihre Kniee, und flehten ſie, mit ihnen zu gehn. Was ſollte ſie thun? Es ſchien ihr der Klugheit gemäß, lieber in den Händen derer zu bleiben, die ſie für eine Göttin hielten, als in andrer Hände zu fallen, die dieſen Wahn nicht hatten. Mit geſpanntem Bogen folgte ſie ihnen; ihr Betragen gegen die Scythen war bald drohend bald gütig. Sie führten ſie in das Zelt eines vornehmen Scythen, und erklärten ſie mit wildem Geſchrey für die Schutzgöttin Graciens. Alles ſtaunte ſie an, und verehrte ſie. Aber wie ſollte dies enden? Zu entkommen war unmöglich, da ſie ſtets von den Barbaren umringt war. Muthvoll entſchloß ſie ſich zum Hungertode. Dieſe Zurückweiſung aller Speiſe erhob ſie immer mehr zur Göttin, weil man glaubte, ſie ſey ihr kein Bedürfniß. So brachte ſie Tag und Nacht hin. Am

fol-

folgenden Abend bemerkte sie, daß die Scythen den Wein sehr liebten. Dies gab ihr Hofnung, sich zu befreyn. Sie schenkte ihnen fleißig ein, und sie fanden sich geehrt, daß ihnen eine Göttin die Schaale so oft credenzte. Einer nach dem andern sank auf seine Matte. Als alle im tiefen Schlafe lagen, nahm sie einige Bissen von ihrem rohen Fleische, verschlang sie, und verdrängte den Ekel durch einige Züge Wein. Dies gab ihr Kraft zur Flucht. Sie nahm Köcher und Bogen und eilte davon. Kaum war sie hundert Schritt vom Zelt entfernt, als Trompeten sich hören liessen. Sie erschrack, zog sich in den Wald, und fand beym Schimmer des Monds eine Höle, in die sie sich verbarg. Beym Anbruch des Tages hörte sie überall Lerm und Geschrey. Eine Menge Flüchtlinge strömten durch den Wald. Eine Schaar jagte die andre. Ihr Herz sagt' ihr, der Held Alcydamas schlage und verfolge die Feinde um ihrentwillen.

Drey

Stunden hatte sie dem Schauspiel zugesehn, und lag eben auf ihren Knieen, den Göttern für diesen glänzenden Sieg der Griechen zu danken, als zwey Scythen in ihre Höle kamen, sich in dieselbe zu verbergen. Sie ging tiefer hinein. Es war jedoch unvermeidlich, daß sie sie entdeckten, und so blieb ihr weiter nichts übrig, als ein muthiger Schritt. Sofort legte sie ihren Bogen an, und traf den einen in die Kehle, daß er zu Boden sank. Der andre ergriff die Flucht. Durch seine Zaghaftigkeit muthig gemacht, setzte sie ihm nach, und fühlte eine brennende Ruhmbegierde, diesen letzten der flüchtenden Scythen zu tödten. Dieser war es, den sie verfolgte, als sie ihren Melittes wieder fand. Seine Umarmung war ihr freylich willkommner, als der Sieg über diesen Elenden.

Arria endete. Ihr rühmte Amynt die Thaten ihres Lieblings, und seine Siege. Jetzt erschienen auch seine übrigen Mannschaf-

ſchaften, und meldeten, daß kein Scythe mehr zu ſehen ſey, und die Fliehenden ſich bereits auf der hohen See befänden. Die jungen Ritter waren auſer ſich vor Freude über einem ſo glänzenden Sieg. Alcydamas unterſagte ſofort, daß irgend eine Beute bey den Todten gemacht werde. Seine Ritter ſollten ſich damit nicht entehren, ſondern ſie dem armen Landmanne überlaſſen. Jedoch befahl er ausdrücklich, daß alle Bogen, die man habhaft werden könne, nach Lariſſa gebracht werden ſollten, damit Arminius und das Volk die Größe des Siegs ermeſſen könne. Der Rückzug nach der Stadt ward nun in möglichſter Ordnung gehalten. Arria führte, auf einem hohen Zelter ſitzend, den Zug an; Bogen und Köcher des erlegten Königs trug ſie an ihrer Seite. Alcydamas und Amynt gingen zu Fuße neben ihr her. Ihnen folgten die ſämmtlichen Ritter.

Während dieſen Begebenheiten war ganz Lariſſa in Unruhe und Aufruhr. Um Mit-

ter-

ternacht hatte man dem Feldherrn gemeldet, daß sich kein Feind habe blicken lassen; dennoch sey Alcydamas mit 500 Rittern ausgezogen, man wisse aber nicht wohin? Arminin erstaunte. Er wußte den Zweck dieses Unternehmens nicht zu erklären. Nach einigen Stunden hinterbrachte man ihm, daß er vermuthlich aufgebrochen sey, um eine von den Scythen geraubte edle Dirne, die seine Verlobte sey, zu befreyen. Der Feldherr fand sich dadurch sehr beleidigt, daß er 500 der edelsten Griechen der großen feindlichen Macht entgegen stelle, und die Stadt eines so großen Theils der Bedeckung berauben, ja wohl gar vielleicht, um seine Geliebte wieder zu erhalten, Larissa den Feinden verrathen könne. Er ließ seinen Freund Polydor rufen. Wüthend schrie er ihm entgegen: Dein Freund ist ein Verräther, ein Böswicht, und Du mußt für ihn haften!" Polydor erfuhr jetzt erst, daß Alcydamas heimlich ausgezogen sey. Dennoch vertheidig-

digte er ihn. Betheuerte seine Redlichkeit, und erbot sich, für dessen Treue mit seinem Leben zu haften. Der Feldherr ließ ihn in Fesseln legen, und ging, die Wachen zu untersuchen. Das Volk war voll Furcht, denn nur aus 3000 Mann bestand die Besatzung. Die Thore wurden verrammelt und sorgfältig bewacht.

Einige Stunden später erschien Alcyonus vor dem Thor. Es ward sogleich dem Feldherrn gemeldet, daß er mit dem größten Theile der mitgenommenen Mannschaft vor der Stadt halte. Armin traute noch nicht ganz, und befahl, man solle sie nicht anders als einen nach dem andern einlassen. Dies diente aber nur dazu, daß die Thaten der Helden, deren jeder einige scythische Bogen trug, um so mehr in die Augen fielen. Als sie alle herein waren, stellten sie sich in die vorige Ordnung, und zogen zum Tempel, um den Göttern für diesen glänzenden Sieg zu danken. Alle Bürger, die schaarenweise

her-

herbey eilten, hoben mit ihnen die Hände gen Himmel. Aller Augen und Wünsche waren auf die junge Kriegerinn gerichtet, die an diesem Siege grossen Theil zu haben schien. Nach vollbrachtem Opfer übergab er Arrien dem Ammut, und zog dann vor die Wohnung des Feldherrn. Bey ihm entschuldigte er sein Vergehn, ohne seine Erlaubniß sich entfernt zu haben. Er bat ihn, es auf die Macht der Liebe zu rechnen, und versicherte, daß die Größe seines Siegs seinen Fehler hinlänglich aufwiege, indem nun ganz Thessalien von Scythen befreyt sey. Armin verzieh. Er empfand Ehrfurcht gegen einen solchen Helden, ließ sich den Vorgang ausführlich erzählen, beurlaubte ihn, und entledigte den treuen Polydor seiner Fesseln. Am Arme des Freundes eilte der Held nun an den Busen der Seinigen, und genoß hier nach so großen Gefahren und Beschwerden der süßesten Ruhe.

In den Stunden des Nachmittags bemerkten Polydor und Amynt einen Lerm auf der Straße, und sahen, wie einige Soldaten ein Mädchen mit Gewalt wegnehmen wollten, die von einem Jünglinge und einem Greise mit mehr Muth als Kraft vertheidigt wurde. Sie fühlten die Ungleichheit des Kampfs, und eilten hinzu, den Schwächern beyzustehn. Zwey Soldaten wurden von ihnen niedergeworfen, und die andern nahmen die Flucht. Aber als sie sich erkennen wollten, und der Jüngling ihnen die Hand zum Dank bot, welch Erstaunen von beyden Seiten! Epicharis war in den Kleidern des Jünglings verborgen. Die vertheidigte Dirne war Eryeine, und der Greiß ihr Vater Telephes. Feurige Umarmungen von allen Seiten. So kamen zwey langgetrennte Paare wieder zusammen, und der angenehm überraschte Greiß hoffte nun auch noch eine andre Freude, denn er konnte ziemlich gewiß schließen, daß da, wo Pala-

med ſey, auch Melint ſeyn würde. Sie gingen ins Haus. Palamed entdeckte haſtig ſeiner Geliebten ihre wahre Herkunft. Sie wollt' ihm nicht glauben, und zürnte, daß er jetzt ſpotten könne. Aber Melint und Arria eilten ſämmt den Uebrigen herbey, und umarmten das überraſchte Mädchen mit dem zärtlichſten Feuer als Schweſter. Willig hörte ſie nun Worte der Liebe aus Palamedes Munde, um mit Arrien doppelt verſchwiſtert zu werden. Und noch waren die frohen Entdeckungen, der Lohn für Epicharis Tugenden, nicht zu Ende. Auch ihre Mutter war gefunden, auch dieſe ſollte ſie jetzt umarmen. Man führte ſie im Triumpf zu der ſtillen, gefälligen Matrone, deren ſtumme Freude alle Gemüther zur innigen Rührung hinriß. Man ging es an ein Händedrücken, küſſen, umarmen, fragen, bedauern, daß jedem Zuſchauer das Herz in ſanfte Theilnahme hinſchmelzen muſte. Wir aber wollen uns dabey nicht aufhalten, ſon-

dern nur die Abentheuer der Epicharis ein wenig beleuchten.

Als sie zu Nikopolis von Palamed aus dem Kerker befreyt worden war, harrte sie auf der Straße lange auf seine Nachfolge. Aber er blieb aus. Sie warf nun den Helm weg, und ging in das Quartier, das die Syrakuser zuerst bewohnten, denn sie wußte nicht, daß sie Arlas an einen andern Ort gebracht hatte. Sie fand hier niemand, und da sie glaubte, sie wären entflohn, ging sie sogleich nach dem Hafen. Eben war ein kleines Schif im Begrif abzusegeln. Sie ließ sich von demselben aufnehmen, weil es nach Italien steuerte, und zwar nach der kayserlichen Galeerenflotte, die gewöhnlich am Vorgebirge Misenum (17.) vor Anker liegt, bestimmt sey. Zwey Nächte hatte sie nicht geschlafen; Müdigkeit wiegte sie daher am folgenden Tage in einen festen Schlummer. Sie war in männlicher Kleidung. Einer von den Schiffsknechten hatte sie bey-

obach-

obachtet, und im Schlaf an ihr etwas weibliches gefunden. Sein Verdacht verleitete ihn zu unanständigen Untersuchungen in der Gegend der Brust, wodurch denn sofort ihr wahres Geschlecht entdeckt wurde. Im festen Schlaf empfand sie davon nichts. Der Untersucher rief seine Kameraden herbey, die sich dann so lustig über sie machten, daß sie erwachte. Man führte sie nun vor den Befehlshaber des Fahrzeugs. Dieser hatte entweder Mitleid mit ihr, oder er hielt sie für eine von jenen verworfnen Dirnen, die in männlicher Kleidung um so sicherer ihr Gewerbe zu treiben hoffen; denn er unterdrückte die Sache, und ließ ihre Entschuldigung sogleich gelten. In der Folge macht' er ihr unter 4 Augen zweydeutige Anträge, die sie mit Klugheit abkehrte, ohne ihn jedoch zu erzürnen. Sie bemerkte in der Unterredung, daß dieser Schiffshauptmann, Proculus genannt, mit dem Kayser Nero sehr unzufrieden war. Ein Wort gab das andre, und

Epi-

charis erfuhr ſo von ihm, daß in Rom eine Verſchwörung im Entſtehn ſey, bey der es nur an einem thätigen Unterhändler mangle, der die Partheyen zu vereinigen ſuche. Sie hörte dies mit Vergnügen, und gab dem Proculus ihre Begierde zu erkennen, an dieſer Sache Theil zu nehmen, weil auch ſie und einige ihrer Freunde von dem Wüthrich ſehr beleidigt wären. Der Hauptmann munterte ſie auf, und da ſie wohl einſah, daß weder Melint und Palaved noch ſie ſelbſt ihres Lebens jemals ſicher wären, ſo lange Nero lebte, ſo wurde beſchloſſen, von Miſenum nach Rom zu reiſen, und Epicharis erbot ſich, den Vermittler bey dieſer Angelegenheit zu machen, und ſollte auch ihr Leben dabey in Gefahr kommen.

Als ſie nach Rom kam, nahm ſie wieder weibliche Kleidung, um nicht wieder als Eurilas ertappt zu werden, und verließ ihren Begleiter. Sie wandte ſich ſogleich an Maximus. Dieſer war über ihre Ankunft

noch

noch mehr über ihren Entſchluß ſehr erfreut. Er ſagte ihr, daß zwar allerdings die Gemüther zur Verſchwörung häufig ſtimmten, aber noch viel Wind bedürften, um in Flamme zu gerathen. Epicharis erbot ſich ſo muthvoll, dabey eine wichtige Rolle zu ſpielen, daß Martinus kein Bedenken trug, ſie den Unzufriednen vom erſten Range vorzuſtellen. Unter ihnen waren mehrere Senatoren und römiſche Ritter, Piſo, Lucanus, Scevinus, Tigellinus, Rufus, Attila Lukans Mutter u. a. m. Martinus rieth ihr, ſich nicht ferner mit jenem Proculus einzulaſſen, weil er ein kleinlicher und boshafter Menſch ſey, der leicht beleidigt werden könne. Sie verbat daher ſeine fernere Beſuche, und ſagte ſich von der Verſchwörung los. Insgeheim aber warb ſie und brachte die Angelegenheit ſchon ſo weit zu Stande, daß Ort und Vollender der That ernennt wurde. Jenes nehmlich waren die Gärten von Puteoli, wo der Kayſer oft luſtwandelte, dieſer

ein

ein gewiſſer Crevinius, Tribun beym Heere.

Lucanus war der Neffe des weiſen Seneca. Er ſuchte, als Epicharis einſt in ein neu Nebengemach verborgen bey ihm war, dem Oheim aus, was er zu dieſer Verſchwörung meynt. Dies ein Theil ihres Geſprächs:

Luc. Aber was macht der Wüthrich Nero? Wie ſtehts Du mit ihm, Oheim?

Sen. Gut! Du weißt, daß der Kayſer mir nicht erlaubte, mich auf meine Villa zurück zu ziehn. Aber ich habe Mittel gefunden, auch in Rom einſam zu ſeyn. Wollte Nero mich nicht von den Geſchäften entfernen, ſo hab ich die Geſchäfte von mir entfernt.

Luc. Nimm Dich in Acht, daß Nero nicht errathe, Du entfernest Dich darum, um kein Zeuge ſeiner Schandthaten zu ſeyn. Ware dies, o dann fürchte ich, daß der, der Mutter, Gemahlin und Bruder gemor-

det,

det, ſich auch nicht ſcheun werde, ſeinen Lehrer zu tödten.

Sen. Und meinſt Du, Lucan, daß mich dies unruhig macht? Wozu hätt' ich mein ganzes Leben der Weisheit geweiht, wenn ich durch ſie nicht Sterben gelernt hätte. Lieber will ich den Tod leiden, als an ſeinem Verbrechen Theil nehmen. Treibt er mich aus der Welt, ſo betrachte ich den Tod, als den Erſatz für jenes verweigerte Geſchenk, die ländliche Ruhe; und ſo wird er, ſich unbewußt, mir dennoch geben, was er mir zu verweigern wähnt.

Luc. Worte, Deiner würdig. Aber, Seneca, ſollt' es nicht größere Tugend ſeyn, die ſterbende Republik mit Thätigkeit zu retten, als den Tod von der Hand des Tyrannen nicht zu fürchten? Wenn ſie Dir im Fallen die Hand reicht, daß Du ſie aufhebſt, wirſt Du ihr Deine Hand verweigern?

Sen. Wenn dieſe Rettung von meiner Seite ohne den Tod deſſen geſchehn kann,

den

den ich erzog und als meinen Sohn betrachtete, ſo will ich, bey den Göttern, mein Leben freywillig zum Wohl der ganzen Welt opfern. Aber welche noch ſo ſtrenge Tugend kann es mir zur Pflicht machen, meinen Zögling, meinen Wohlthäter zu tödten. Und welche Weisheit lehret undankbar, und ein Mörder an dem Wohlthäter zu ſeyn. An Dir rechtfertige ich dieſe Liebe zum Staat. Ich verſtehe ſogar, daß, wenn ich nicht Seneca wäre, ich der erſte ſeyn würde, den Nero zu tödten. So vieles Blutvergießen, ſo groſſe Verbrechen ſchänden und vertilgen die Majeſtät, welche die Götter auf die Stirne der Fürſten gezeichnet haben. Dieſer verächtliche Nachahmer der Gaukelſpieler und Harfenſchläger hat ſich dadurch ſelbſt der Würde eines Kayſers und Beherrſchers der Erde unwürdig gemacht.

Luc. So iſt mein heißeſter Wunſch erfüllt! Der weiſe Seneca miſsbilligt unſre Verſchwörung nicht.

Sen.

Sen. Verſchwörung?

Luc. Mehr als 20 edle Römer haben dem Tyrannen den Tod geſchworen. Noch wenige Tage, und er hat ausgewüthet.

Seneca erſtaunte. Er erklärte die Theilnehmenden alle für brav, bis auf den Scevinius, den er für einen ſtolzen Schwätzer hielt, der nichts zu verſchweigen wiſſe. Auch rieth er überhaupt, die Vollendung dieſes Werks zu beſchleunigen, weil ein Geheimniß, das ſo viele wiſſen, gewöhnlich leicht verrathen wird.

Bald zeigte es ſich, daß Proculus über Epicharis Betragen gegen ihn unzufrieden geweſen war, und Rache ſchnob. Er that nichts geringers, als ſie beym Kayſer ſelbſt der Verſchwörung zu beſchuldigen, und des Hochverraths anzuklagen. Nero verhörte ſie ſelbſt. Aber da er nichts auf ſie bringen, und Proculus ſeine Ausſage nicht beweiſen konnte, indem er von den wahren Theilnehmern an der Verſchwörung nichts wußte, ſo

blieb

blieb sie vor der Hand von der Strafe frey, ward aber in enge Gewahrsam gebracht. Indes sie im Kerker ihrer Befreyung durch den Tod des Tyrannen entgegen sah, den sie für unvermeidlich hielt, ward auf einmal die Verschwörung entdeckt. Die Befürchtung des Weisen war eingetroffen. Scevinus hatte nicht schweigen können, mit seinem Auftrage geprahlt, und sogar den zum Mordstahle bestimmten Dolch, mit geheimnißvollen Betragen, durch einen seiner Freygelassenen schleifen lassen, der dann zum Verräther wurde. Rufus erfuhr dies noch früh genug, und hielt es daher für klug, selbst den Anklager zu machen. Scevinus gestand alles, und war so niederträchtig, die Mitverschwornen zu verrathen. Einige entwischten; die meisten wurden auf die Folter gebracht, worunter auch Epicharis war. Denn als sie der Kayser vorführen ließ, und geneigt war, sie als eine Dirne zu begnadigen, wenn sie alles, was sie wüßte, ans-

sag-

ſagte, ſo verrieth ſie nicht das mindeſte, ſondern ſagte dem Kayſer bittere Wahrheiten, denn ſie war einmal zu ſterben entſchloſſen. Lucan verrieth, auf der Folter ſogar ſeine Mutter. Rufus, der Schuldigſte, ſtand als Befehlshaber bey der Folter. Er erſchrack heftig, als Epicharis in das Marterzimmer trat, denn er hatte ſie bereits lieb gewonnen, und ihr verſchiedene Anträge gemacht. Er wagte, aber ſie mit Hülfe einiger ihm ergebnen Soldaten von der Wache retten. Er that aber aus eigennütziger Abſicht. Sie ward aus den Rachen des Todes in Rufus Wohnung gebracht, welches ein Pallaſt der Ueppigkeit und Wolluſt war. Als Rufus vom Gericht nach Hauſe kam, wollt' er ſich durch den Genuß ihrer Reize bezahlt machen. Epicharis weigerte ſich. Als Bitten nicht halfen, drohete er, ſie aufs neue anzuklagen. Dies hätt' er auch ſicher ausgeführet, wär er nicht ſelbſt noch angeklagt worden. Aber er hatte ſich durch ſeine Härte

alle

alle zu Feinden gemacht, und so ward er verrathen, und durch Henkershand gleich ihnen hingerichtet. Epicharis entfloh aus seinem Pallast während dem Geräusch seiner Verhaftung. Da in Rom für sie nun weiter kein sichres Bleiben mehr war, so nahm sie wieder ihre männliche Kleidung, und schiffte sich im nächsten Hafen nach Sicilien ein. In Syrakus erhielt sie Nachrichten von den Ihrigen, und weil eben Telephes dem Weinutes ein Schif mit Gelde zu bringen im Begriff war, so schiffte sie sich mit ihm ein. Die Fahrt war glücklich und der Streit auf der Straße in Laviffa rührte von einem Zollbedienten her, den Epicharis Reize bezaubert hatten, und der sie, mit Hülfe einiger Mann von der Wache, an sich zu bringen trachtete.

Epicharis Erzählung setzte alle in Erstaunen. Der Rest des Tages ward mit dem Ausladen der Schiffe verbracht. Auch wurden Pläne zur baldigen Flucht nach

Asien

Asien entwerfen, die jedoch das Schicksal durchaus vereitelte.

Nunmehr tritt jener stolze Korinther wieder auf, und sammelt neue Gefahren über unsern Helden, der dem Ziele seines Glücke und seiner Ruhe nun so nah ist. Man erinnere sich, daß Pisistratus in den Gefilden von Nikopolis von Palamed gefährlich verwundet wurde, aber den fernern Streichen seines Rachschwertes entkam. Lange lag er an seinen Wunden nieder. Er gab aber darum den schwarzen Plan seiner Bosheit nicht auf. Maxentius war mit seinen Mamelucken gen Larissa gezogen. Er fand ihn folglich nicht in seinem Pallast. Längst wußte er, daß Meline mit den Seinigen entflohn sey, und es fanden sich auch für blankes Gold bald Personen, die ihm ver-

rie-

rieben, daß er seinen Weg nach Thessalien genommen. Er brach sofort auch dahin auf, dem Landvogt von Epirus die Sirakuser zu verrathen. Eben kam er in Larissa an, als Meint nach seinem entscheidenden Siege über die Scythen mit Arrien seinen feyerlichen Einzug hielt. Obschon überall von dem Held Alcydamas die Rede war, und sich jedermann drängte, seinen Einzug zu sehn, so erkannte doch Pisistratus in ihm sogleich seinen Nebenbuhler. Neue Rachsucht durchdrang seine Brust, als er Arrien so stolz und zärtlich an des glücklichen Sirakusers Seite reuten sah. Auch die ruhmvollen Siege Meints und die Anhänglichkeit der Thessalier empörten sein Herz. Entschlossen, ihn zu verrathen, ward ihm dies noch mehr erleichtert, als er erfuhr, daß dieser Alcydamas, uneingedenk eines strengen Strafgesetzes, ohne dessen Einwilligung gegen die Barbaren ausgezogen. Anstatt dem Muthe und den Großthaten seines Nebenbuhlers Gerech-

tig-

tigkeit wiederfahren zu laſſen, hütete er den Anſchlag aus, dieſe zu deſſen eignen Verderben anzuwenden. Er ging am Abend zum Arminius, und ſtellt ihm vor, wie ſehr er gefehlt habe, den Alcydamas nicht nach den Geſetzen der römiſchen Kriegsdisciplin zu ſtrafen, die einzig durch Strenge erhalten werden könne; daß es ihm keines Weges frey ſtehe, jenes Geſetz der Scythen unerfüllt zu laſſen, da alle Heerführer freywillig zu deſſen Behauptung ſich durch einen Eyd verbindlich gemacht hätten; daß endlich dieſer Fremdling kein andrer ſey, als der vom Kayſer längſt zum Tode verurtheilte Melintes, und Nero würde gewiß ſein unverſöhnlichſter Feind werden, wenn er erführe, daß er dieſen Melintes begnadigt; die Strafe des Verräthers werde auf ſein Haupt fallen; er ſelbſt ſey entſchloſſen, es dem Kayſer zu melden, daß der Geächtete in Arminis Handen ſey, und daß dieſer Verbrecher der beleidigten Majeſtät nun auch die

heiligen Gesetze des Kriegs verletzt habe.

Armin erstaunte. Er fand die Bemerkungen des Korimhers wahr. Sein eigenes Leben dünkt' ihm unsicher, so lange Melint das seine Besitze. Drum unterdrückt' er alles Freundschaftsgefühl gegen ihn, alle Erinnerung seiner hohen Tugenden in seinem Herzen, und beschloß seinen Tod. Dies auszuführen war freilich große Vorsicht nöthig, da Melint bereits so mächtig, so beliebt in Larissa war. Er ließ daher unverzüglich alle Hauptleute zusammen rufen, und als er ihnen entdeckt, daß der siegreiche Alcydamas jener Melintes sey, dessen Tod Nero so sehr wünsche, und der nun auch gegen die Kriegsgesetze gefehlt habe, so beschlossen sie einstimmig seine Hinrichtung. So bald der Morgen dämmerte, befahl Armin einem Centurio, den Alcydamas gefangen zu nehmen. Er thats mit Widerwillen. Melint erstaunte, als ihn der Centurio von seinem

Las

Lager auftrieb; und ihm im Nahmen des Feldherrn befahl, ihm unbewafnet zu folgen. Aber er verlor seine Fassung nicht, sondern fragte gelassen, was die Ursache seines so unerwarteten Verhafts sey. Im Vertraun eröfnete ihm der Centurio, daß ein Fremdling, mit Nahmen Pisistratus, ihn verrathen habe. So bald Melint dies vernahm, hielt er seinen Tod für unvermeidlich; entschlossen dazu sorgt' er nur für die Sicherheit der Seinigen. Aber man hatte bereits die Wohnungen derselben mit Wachen umzingelt, und es durfte niemand aus noch ein. Diese wußten nicht, wie ihnen geschah. Die Edeln von Thessalien, die den Sirakuser bis zur Anbetung liebten, baten Armin um seine Loslassung, und die dankbaren Bürger von Larissa warfen sich flehend zu des Feldherrn Füßen. Aber alles umsonst. Armin fürchtete zu sehr die Rache des Kaysers. Das Volk schrie laut über Ungerechtigkeit und Undank; aber man ach-

tete nicht darauf. Melints Tod war so ge-
schieden gewiß, daß von nichts weiter die
Frage war, als auf welche Weise man ihn
sterben lassen wolle.

Armin wollte den Schwur der Führer
nicht verletzt wissen, und drang darauf, daß
Melint nach Art jenes scythischen Gesetzes
gerichtet würde, ob er schon gestand, daß
es unmenschlich sey. Allein er glaubte sich
durch dies Verfahren beym Nero einzuschmei-
chelt, der nichts mehr liebte, als neue Ar-
ten von Martern und Todesstrafen. Dem
zu Folge ließ er den Oberpriester von Larissa,
der im Tempel der Thetis diente, vor sich
kommen, und trug ihm die Vollbringung je-
ner scythischen Todesstrafe auf, deren Art
und Weise er ihm genau beschrieb. Dieser
weigerte sich, Menschenblut zu vergießen.
Ihm sey es, sprach er, durch einen Orakel-
spruch verboten, Menschen zu opfern, woran
die Götter keinen Gefallen hätten. Armin
tobte; aber wie konnt' er es wagen, den

Prie-

Priester zu einer Handlung zu zwingen, die ohnehin beim Volke verhaßt war. Er entlief ihm, und rief den alten Opferer der Scythen herbey, von dem er diese Todesart erfahren hatte. Auch dieser weigerte sich, und entschuldigte sich damit, daß er das Gesetz zwar kenne, aber es nie weder ausüben gesehn, noch selbst ausgeübt habe. Armin nahm aber seine Weigerung nicht an, sondern bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er nicht sogleich zu dieser Handlung die nöthigen Vorbereitungen machte. Der gute Alte sah sich also gezwungen, aber er grämte sich, selbst, wiewohl absichtslos, die erste Veranlassung zu dieser grausamen Hinrichtung gegeben zu haben. Mit großer Wehmuth ordnete er an, was zu thun sey.

Indes ganz Larissa trauerte, und Westints Gefährten mit Verzweiflung kämpften, war er allein gefaßt und muthvoll. Keine Thräne trübte sein Auge, und er würdigte seinen Geist zu keinem Bitten um sein Leben her-

herab. Aber zwey Bitten that er an den Feldherrn, eine, daß er ihm erlaube, vor seinem Tode mit dem Piſiſtratus zu kämpfen, um ihn für seine Niederträchtigkeit zu strafen, die andre, daß ihm vergönnt sey, auf seinem Todestriumpfwagen neben Arrien zu ſitzen, und auf dem Blutgerüſt an ihrer Hand zu ſterben. Armin bewilligte dies, und sogar mit Vergnügen, denn er glaubte, Mehr [illegible] Bitte ersinnen, um mit den Waffen in der Hand zu ſterben, und jenem ſchmählichen Tode zu entgehen. Er ließ ihm wiſſen, daß er nichts dagegen habe, ſofern Piſiſtratus einwilligte. Dieſen redete er ſelbſt zu, die Forderung anzunehmen. Du kannſt, ſprach er, Ehre mit wenig Gefahr dabey erkämpfen, indem Du einem tapfern Manne das Leben nimmſt, der keinen andern Zweck haben kann, als es zu verlieren. Piſiſtratus benutzte dieſe Gelegenheit, die ihm das gröſte Vergnügen verſprach, ſeinen Nebenbuhler mit eigener Hand zu tödten.

Die:

Dieſer ganze Tag verging mit Zubereitungen zu der grauſamen Feyerlichkeit. Die Gefangnen waren untröſtlich, nicht zu wiſſen, was mit ihrem Lieblinge vorgehe, und wie Verzweiflung rang Palamed, daß er nichts zur Rettung ſeines Freundes unternehmen konnte. Schrecklich war die Nacht. Am folgenden Morgen erfuhren ſie endlich die fürchterliche Beſtimmung. Ihr Schmerz grenzte an Wuth. Arrens Empfindungen erreicht keine Schilderung. Sie glaubte zu vergehn. Ein Balſam für ihr wundes Herz wars, als man ſie mit Bewilligung des Feldherrn zu ihrem Verlobten in den Kerker führte. Auch jetzt behauptete Melint, ſo ſchwer es ihm ward, ſeine Standhaftigkeit. Er bat, er beſchwor Arren, ihm nachzuahmen, und ein unvermeidliches Verhängniß mit Seelengröße zu ertragen, das nothwendig der Wille der Götter ſeyn müſſe. Aber ſo rührend und dringend ſeine Bitten, ſo erhaben auch immer ſeine Troſtgründe waren,

ren, ſo konnten ſie doch das Herz der leidenden Dirne nicht beruhigen. Worte waren ihr fremd; ſie antwortete nur mit Seufzern und Thränen.

Als man ihm jetzt ſagte, daß alles bereit ſey, nahm er ruhig, als gäng' er in die Schlacht, ſeine beſten Waffen, und umgürtete ſich damit. Knieend bat er Arrien noch einmal, daß ſie, während er den Tod litte, ſeine Hand feſthielte. Ihm dünkte es gewiß, daß er im Zweykampf obſiegen, mithin auf dem Blutgerüſt ſterben werde. Arria ward in halber Ohnmacht aus dem Kerker gebracht. Sie ſtarb tauſendfältig vor Schmerz, ihren Liebling einem ſo ſchmählichen Tode beſtimmt zu ſehn, und klagte ſich als die Urſache davon an.

Alle Straſſen von Lariſſa waren mit römiſchen Soldaten beſetzt. Die theſſaliſchen Ritter, welche Melintes zu jenem rühmlichen Siege begleitet hatten, der ſein einziges Verbrechen war, wurden verurtheilt, unbewaf-

waſnet neben dem Triumpfwagen herzugehn, und blos Gebünder von erbluteten feindlichen Pfeilen zu tragen, nicht minder Fakkeln, sein Herz damit zu verbrennen. Metint erblickten auf einem vergoldeten Siegeswagen, völlig bewaſnet, bis auf das Haupt, dessen Helm zu seinen Füßen lag. Neben ihm saß die trostlose Arria. Der Opferprieſter eilte hinter dem Wagen; um ihn her gingen mehrere Prieſter. Ihnen folgte der Nachrichter, ein Beil in der Hand, mit seinen Gehülfen. Soldaten führten und beſchloſſen den Zug, nebſt ihren Führern. Traurig und düſter war dieſer Aufzug, und weit umher herrſchte fürchterliche Stille. Thränen floſſen aus tauſend Augen. Metints Standhaftigkeit und Geiſtesheiterkeit erweichte die Herzen ſo ſehr, als Arriens Aechzen.

Der Zug wand ſich endlich gemach zum Blutgerüſt, wo auf einem Altar ein heiliges Feuer brannte, und das blanke, geweihte

Opfer:

Opfermeſſer ſchauerlich im Sonnenſchein blink-
te. In demſelben Augenblick erſchienen auch
von einer andern Seite Arminius und Piſi-
ſtratus; hinter ihnen führt' ein Sclav ein
Roß für Melintes herbey. Der Opferer und
Arria ſtiegen auf das Blutgerüſt, wo ſie
zwey Sitze an den Seiten des Altars ein-
nahmen. Melint ſtieg vom Wagen, nahm
ſeinen Helm, und ſchwang ſich aufs Roß.
Armin verſtärkte die Wachen des Platzes,
denn das Volk drohete Aufruhr. Die Kämp-
fenden ſtellten ſich nun zum Angriff, blos
mit Schwerdt und Wurfſpieß bewafnet.
Während dieſem bemächtigte ſich Arria heim-
lich eines der Meſſer, die auf dem Altar
lagen, um es ſich, im Fall Melintes im
Kampf erlägt, in die Bruſt zu ſtoßen. Be-
bend erwartete ſie den Erfolg des Zweykam-
pfes.

Jetzt erſchallten die Trompeten. Der
Kampf begann. Piſiſtratus ſchwang die
Lanze leicht in der Luft. Aber der geübtere
Me-

Melint verwundete seinen Gegner mit seiner Lanze in die Kehle. Sie warfen nun die Lanzen weg und nahmen die Degen. Eifersucht und Wuth führten den des Korinthers, und der Degen des Sirakusers strebte einen Böswicht zu strafen. Und Pisistratus ward gestraft. Melintes stieß ihm von oben herein den Degen in die Brust. Er sank vom Pferde. Melintes sprang ebenfalls herunter, und hieb ihm mit einem Hiebe den Kopf ab.

Der Sieg war entschieden, und das Volk schrie laut auf, man solle den tapfern Melint retten. Nur er blieb kalt und ruhig, stieg, keine Rettung hoffend, aufs Blutgerüst, verlangte sein Recht, und bat nur, daß man ihn nicht binde. Dann tröstete er noch einmal Arrien, und trocknete ihre Thränen ab. Herzerhebend waren seine Worte. Aber als er ihr den letzten Kuß bot, sank sie in Ohnmacht. Man sprang ihr zu Hilfe; sie lebte wieder auf; sie warf sich selbst ihre Schwäche vor, die bald ihrem Verlob-

ten

ten seines Beystandes im Tode beraubt hätte. Sie ermannte sich nun mit Kraft, und nahm ihr verborgnes Messer heimlich zur Hand. Mittlerweile kleidete sich Melint an, und sah mit ruhigem Stolze, wie man von den scythischen Pfeilen ein Feuer anmachte, sein Herz zu verbrennen. Er wandte sich dann noch einmal zu der Geliebten. Die letzte Umarmung, o wie innig, wie lang, wie herzerschütternd war sie! Die müssen Abgeh erinnerte der alte Priester den Unglücklichen, daß er sich rückwärts auf den Altar legen müsse. Melint riß sich los, und gehorchte, ohne doch Arriens Hand fahren zu lassen. Entblößt ward seine Brust; und als nun der Opferer das Messer nahm und sich über ihn hinbeugte, da wandte Arria den Blick von ihrem Lieblinge zum Himmel, nahm ihr verborgnes Messer, und erhob so hoch sie konnte den Arm, um es sich mit möglichster Kraft in die Brust zu stossen.

In

In diesem Augenblick erhob der Opferpriester ein entsetzliches Geschrey. Arriens Arm sank herab, und sie sah sich um. Da gewährte sie, daß auch der Priester das Messer weggeworfen hatte. Laut rief er dabey: „nie wird dich Dich vergießen, Blut des Achilles und Pyrrhus! Thessalier, dies ist unser Sohn!“ Gehet da das Zeichen auf seiner Brust. Geräusch verschlang seine Worte. Er sank erschöpft auf einen Sessel. Alles drängte sich herbey, zu wissen, was es gäbe. Auch Armin nahte sich mit seiner Leibwache, aber unwillig und drohend, weil er meinte, der Priester wolle aus Mitleiden seiner Pflicht kein Genüge leisten. Noch einmal rief Hermokrates — denn dieser war der Opferer — „Dies ist mein Sohn,“ ein Sprößling aus Achills göttlichem Heldenstamme!“

Jetzt drängte sich auch der Priester der Thetis durch die Menge, und rief: man solle der Hinrichtung Einhalt thun. Armin glaubte,

te, dieſer Mann ſey andres Sinnes geworden, und wolle keinem fremden Prieſter die Ehre eines ſo ſeltnen Opfers laſſen. Er rief ihn näher. Der Prieſter gebot dem Volke Stillſchweigen, und ſprach laut zum Feldherrn: „Hüte Dich, dieſen Molintes zu tödten, der aus dem Blute der Götter abſtammt. Sieh hier dies alte Buch, deſſen Innſchriften den Theſſaliern heilig ſind. Hier iſts niedergeſchrieben, daß in langer Reihe die Nachkommen Achills über Theſſalien und Epirus herrſchten. Als dieſe Reihe unterbrochen war, und die Theſſalier keinen König hatten, heiſchten ſie einen Rath von der Göttin Thetis, und von ihr ward ihr folgender Spruch zu Theil:

Meine Prieſter mögen ſich wohl hüten, Menſchenblut zu vergießen, wenn ihr jemals aus meinem alten Geſchlecht einen König wieder zu finden wünſchet. Der wird es ſeyn, der

ſein

sein Herz von der Strenge des frythischen Gesetzes rettet.

„Es ist klar, fuhr der Priester fort, daß niemand anders als Melint vom Orakel gemeint sey, und es fehlt nur blos noch an der Bestättigung, daß sein Geschlecht aus dem Blute Achills abstamme. Hermokrates rief vom Blutgerüst herab: man könne davon die Bestättigung in Siräkus erfahren. Armin erklärte, daß wenn auch die ganze Sache gegründet wäre, der Kayser doch niemals zugeben würde, daß Epirus sich der römischen Herrschaft entzöge. Man erwiederte, daß dies nicht nöthig sey, und Melint, gleich andern griechischen Königen von Rom abhängig bleiben könne. Aber der Feldherr, der die ganze Sache für eine Erfindung hielt, um den Melint zu retten, wollte davon nichts wissen, sondern befahl seinen Soldaten, aufs Blutgerüst zu steigen, und den Verurtheilten zu tödten, der seinen wiedergefundnen Vater umarmt hielt, indes Arria

voll

voll banger Erwartung, noch immer den Dolch in der Hand, neben ihm kniete.

Schon war man im Begriff, den Befehl des Feldherrn zu befolgen, als ein neuer Lerm es hinderte. Von der Seite des Meers drang ein Heer von 3000 geübten Streitern herbey, an ihrer Spitze Eurymedon, der, als er Larissa leer fand, und die Gefahr seines Freundes erfuhr, auf den Richtplatz eilte. Schon von weiten rief er mit einer Löwenstimme: Gnade, Rettung für den edeln Melintes, oder ihr seyd alle des Todes. Armin erschrack, und stellte seine Mannschaften. Indes waren bereits eine Menge Thessalier aufs Blutgerüst gestiegen, küßten Melintes die Hand, und begrüßten ihn als ihren rechtmäßigen vom Orakel verkündigten König. Melint wieß alle diese Ehrenbezeigungen zurück, und beschäftigte sich blos mit dem Glück, seinen Vater vor seinem Tode, den er noch immer für unvermeidlich hielt, gefunden zu haben.

Un-

Unterdessen war Armin unentschlossen, ob er die fremden Völker freundlich oder feindlich behandeln solle. Vor der Hand wurde wenigstens die Hinrichtung verschoben. Melint selbst näherte sich ihm, und sagt' ihm vertraulich: „Obschon so viele Begebenheiten zusammen treffen, mich jetzt zu retten, so weiß ich doch, daß, wenn der Kayser auf meinen Tod besteht, ich ihm nicht entgehn werde. Ich schmeichle mir nicht mit der Hofnung auf das Königreich Thessalien, und bin weit entfernt, es zu wünschen. Aber gegenwärtig rathe ich Dir, meinen Tod zu verschieben, bis Du den Willen des Kaysers weißt. Dies ist das einzige Mittel, die Dir drohende Gefahr abzuwenden.

Armin stimmt' ihm bey, und Melints Redlichkeit rührte sein Herz. Er trug ihm auf, den fremden Kriegsvölkern zu sagen, daß man sie als Freunde behandeln wolle. Eurymedon war sogleich zum Freundschaftsbunde geneigt, und umarmte mit Entzücken seinen aus der Gefahr gerissenen Freund. Er wollte

aber nicht zugeben, daß derſelbe zum Armin zurück ginge. Das Volk von Lariſſa, drängte ſich um ihn, nannt' ihn ſeinen König, und machte ſich anheiſchig, ihn ſo lange zu bewachen, bis alle Gefahr vorüber ſey. Melint wieß abermals dieſe Ehrenbezeigungen zurück. Er verſicherte den Feldherrn, daß er keinen Theil an dieſen Auszeichnungen nehme, und nie etwas unternehmen werde, was dem Anſehn des römiſchen Reichs entgegen ſey. Dies einzige bat er ihn, daß er alles anwenden wolle, den Haß und Zorn des Kayſers zu mindern. Armin gelobt' ihm dies mit Hand und Mund, und gab indes ihm ſeine völlige Freyheit wieder. Er eilte nun am Arm ſeines Retters aufs Blutgerüſt, ſeinen Vater und Arrien abzuhohlen, die von Freude trunken waren. Eurymedon hatte ſeine Geliebte, die Prinzeſſin Paſithea, Tochter des Königs Archelaus in Troas, wieder gefunden. Sie begleitete ihn; ſie war die erſte weibliche Theilnehmerin an Arriens Glück, die in der ſüſſen

Ver-

Begeiſtrung ſie innig umarmte. Bald entſtand die zärtlichſte Freundſchaft zwiſchen dieſen beyden edeln Dirnen. Ganz Lariſſa ſtaunte beyder Schönheit an, und die feinſten Mädchenkenner wußten nicht, welcher ſie den Vorzug geben ſollten. Mittlerweile wurden auch Euphroſina und Palamed, ſammt den übrigen Reiſegefährten auf freyen Fuß geſtellt. Wechſelſeitiges Umarmen, und Wonnetaumel feyerten das Wiederſehn der Liebe. Wer könnte das Staunen, das Entzücken mahlen, das Euphroſinens Herz hob, ihren ſo lange verlornen Hermokrat wieder zu finden. Sie gab ihm auch ſeine Tochter, ſeinen Freund Telephes wieder, und erhöhte dadurch ſein Glück. Der Hauptinnhalt ſeiner bisherigen Abentheuer war, daß er von den Korſaren an die Scythen verkauft wurde, auch nie Hofnung gehabt hätte, aus ſeiner Sclaverey erlöſt zu werden, hätte ſich nicht eine große Anzahl derſelben entſchloſſen, ſich andre Wohnplätze zu ſuchen. Er war ſo glücklich, ſeinen Gebieter begleiten zu

ſen, und erwarb ſich bald durch ſeine Klugheit und Kenntniß in natürlichen Dingen ſo viel Achtung beym Heer, daß man ihn zum Opferdienſt einweihte. So kam er an den Ort, wo die Götter ihm alle die Seinigen wieder finden ließen. Um die Wohnung dieſer Glücklichen war ſtets Getöſe und Freudengeſchrey, denn die Theſſalier waren immer in Menge um ſie verſammelt, und freuten ſich, daß ſie einen ſo weiſen, tapfern, liebenswürdigen König erhalten hatten. Sie bewachten ſein Hauß, und waren feſt entſchloſſen, eher zu ſterben, als ihm irgend ein Leid zufügen zu laſſen.

Ein Kummer trübte das Glück unſers Melintes. Er kannte den Zorn und die Grauſamkeit des Kayſers zu gut, um nicht das Schlimmſte fürchten zu müſſen. Indes hatte Atropos auch dafür geſorgt. Sie hatte bereits, ehe man noch unſerm Helden einen ſchmählichen Tod bereiten wollte, den Lebensfaden des Tyrannen abgeſchnitten. Schon am folgenden Morgen gab Armin ihm die frohe

Nach-

Nachricht, daß er einen Boten aus Rom erhalten, der gemeldet: Nero ſey vom Throne geſtoßen worden, habe ſich ſelbſt entleibt; ganz Rom verfluche ſein Andenken wie das eines blutdürſtigen Ungeheuers, und habe den Ritter Galba zur kayſerlichen Würde erhoben. Allgemeines Freudengeſchrey erfüllte die Lüfte, als dieſe Nachricht bekannt wurde. Alles Volk drängte ſich in die Tempel, den Göttern zu danken. Die edelſten Theſſalier baten Erlaubniß von Armin, nach Rom reiſen zu dürfen, um Melintes zum König zu verlangen. Er bewilligte dies nicht nur, ſondern erklärte auch, daß er ſelbſt dahin abgehen wolle, um dem Kayſer die Tapferkeit Melints zu rühmen, durch die allein Theſſalien vom Einfall der Barbaren befreyt worden. Auch Palamed begleitete ihn, um ſeinen Freund Otho, der in Galbas Gefolge von Spanien zurückgekommen war, zu umarmen, und ſeinen Beyſtand für Melintes beym Kayſer, von ihm zu heiſchen.

Während den Zubereitungen zur Vermählung des neuen Königs ward sein Glück und die Freude seiner Eltern noch durch einen neuen Zuwachs vermehret. Ein alter Pirate, Eurymedons Liebling, der ihn nie verließ, erkannte bald den Hermokrat und seine Gemahlin. Er hatte einst ihr Herz sehr getrübt durch die Wegnahme ihrer Kinder. Für diese Bosheit bat er wehmüthig um Vergebung, und machte ihnen zum Ersatz ein kostbares Geschenk, indem er ihnen seinen Gebieter Eurymedon als ihren Sohn vorstellte. Alle staunten; aber sogleich löste der Greiß das Räthsel. „Dicearch, sprach er, hatt' uns gedungen, Euphrosinens Kinder zu morden. Das erste, was sie auf einer Insel gebahr, war Eurymedon. Wir wickelten ihn in einen Mantel, und trugen ihn ans Meer, um ihn hinein zu werfen. Auf dem Wege dahin ruhten wir einst aus und legten das Kind weg. Da kam eilends ein Adler und raubte es. Im Fluge ließ er den Mantel fallen, aber das Kind führt'

er

er mit weg, und ließ sich damit in einem Gebüsch nieder. Wir folgten ihm und fanden nach langen suchen endlich den Knaben unter einen Lorbeerbaum. Wir schlossen daraus, er werde einst ein tapferer Heerführer werden, weil der König der Vögel ihn geraubt, und unter den Baum, dessen Zweige die Helden krönt, verwahrt hatte. Sofort wurden wir eins, sein Leben zu retten, doch ohne ihn seiner Mutter wieder zu geben. Eine Bäuerin stillte ihn etliche Tage, dann gaben wir ihn seiner eignen Mutter zur Ernährung, indem wir ihn für einen geraubten Prinzen ausgaben. Er erfüllte hernach all unsre Erwartungen, und ward einer unsrer tapfersten Anführer. Dir, Eurymedon, wird es nicht schwer fallen, die Person eines Prinzen ohne Vater und Vaterland mit der eines Sprößlings aus dem Götterstamme des Herkules zu vertauschen."

Einige Wochen waren verflossen, als die von Rom rückkehrten, und für Melintes die Ernennung desselben zum König der Thessalier vom Kayser und Senat mitbrachten. Otho, jener innige Freund der Sirakuser, hatt' alles auf eine glänzende Weise durchgesetzt. Ein schmeichelhafter Rathschluß räumte dem Melintes und seinen Erben das Königreich Thessalien sammt einem Theil des Epirus als Eigenthum ein, und als gerechtes

Erb-

Erbtheil von Pyrrhus und Achillas ein; er dankte ihm für seine Tapferkeit und Treue und ermahnte ihn zur Fortsetzung derselben, und zur Wachsamkeit, die Einfälle der Barbaren zu verhüten. Armin überreichte ihm im Nahmen des Kayfers für sich und seine Braut zwey goldne mit Diamanten besetzte Kronen. Palamed ward zum römischen Ritter erhoben, und ihm die Statthalterschaft von Sicilien übertragen. Ganz Larissa jauchzte; Hermokrat und sein Hauß dankten den Göttern mit stiller Rührung. Der folgende Tag ward zur Krönung und Vermählung des königlichen Paars anberaumt. Tausend Hände waren geschäftig, diesen Tag glänzend zu machen.

Er erschien. Das Volk hatte die Straßen mit Blumen bestreut. Römische und thessalische Mannschaften standen in prachtvollen Reihen von der königlichen Wohnung bis zum Tempel der Thetis. Die Trompeten erschallten von allen Seiten. Alle thessalische Ritter hohlten ihn ab. Prächtig war der Zug zu dieser frohen Krönung, bey der das Volk aus wahrer Freude und aus Pflichtgefühl jauchzte. Die Waffen des getödteten Königs der Scythen wurden sammt einer Menge Gefangne vorher geführt. Die thessalischen Ritter waren mit Lorbeeren begränzt. Funfzig weiße zum Opfer bestimmte Stiere schritten, mit Gold und Seide geziert, bedächtig in der Mi-

te

te des Zugs. Feyerlich und glänzend ward die Ceremonie der Krönung und des Opfers vollbracht. Armin ſetzte beyden im Nahmen des Kayſers die Krone auf, und der Oberprieſter weihte ſie, dem Hymen opfernd, zur Ehe ein. Am Schluſſe der Feyerlichkeit bemerkte man, daß zwey Perſonen todt am Fuße des Altars lagen. Dies waren Hermokrates und Euphroſina, die die Freude an dieſer heiligen Stätte getödtet hatte. Dieſer Vorfall trübte ein wenig die allgemeine Heiterkeit und erfüllte das Herz ihrer Kinder mit Trauer. Nur der Gedanke an ihre treue Zärtlichkeit, denn umarmt hielten ſie ſich im Augenblicke des Todes, beruhigte ſie wieder.

Die Göttin der Freude ſchlug nun hier ihren Wohnſitz auf. Ganz Larissa ſchwamm in Taumel. Muſik und Tanz und Feſtgelage erfüllten alle Wohnungen. Still war die Freude des königlichen Paars. Für ſie war die Nacht das reizendſte unter allen angeſtellten Feſten. Sie krönte ihre langgedauerten, oft ſo hoffnungsloſen Wünſche mit der endlichen Erfüllung der Wirklichkeit. Am folgenden Tage ward auch Eurymedon, der ſein Piratenleben nun aufgab, Palamedes, Lepantes und Amyntas mit ihren Bräuten vermählt, und ihre Verbindungen, da ſie Freunde und Verwandte des Königs waren, mit allgemeinem Jubel gefeyert.

Nach-

Nachdem alle dieſe Perſonen, ſammt Armin und Archelaus, mit zärtlichen Umarmungen geſchieden und an die Orte ihrer Beſtimmung abgegangen waren, fing Melintes an, für den Flor und die Sicherheit ſeines Reichs zu ſorgen. Er befeſtigte die Häfen und Grenzſtädte. Er gab weiſe Geſetze, ward ein Retter der Unterdrückten, ein Schrecken der Verbrecher, ein wahrer Vater Theſſaliens. Sein Volk liebte ihn bis zur Anbetung, und er verlebte den Reſt ſeiner Tage in den Armen der heißgeliebten und theuer errungenen Arete, im Kreiſe ſchöner und vielverſprechender Kinder, in den bezaubernd ſchönen Gefilden Theſſaliens. Die Götter gewährten ihm dieſen reizendſten Aufenthalt des Erdkreiſes zur Belohnung für ſeine Tapferkeit und Tugend.

Anmerkungen.

19.

Arethuſa.

Die vornehmſte Merkwürdigkeit von Sirakus war die Quelle Arethuſa, der Diana gewidmet, die hier einen koſtbaren Tempel hatte. Die Jungfrauen badeten ſich in dieſem Waſſer, wenn ſie ihre Unſchuld durch irgend etwas befleckt, oder auch nur in Gefahr glaubten. Dieſe Quelle befand ſich in dem Theile von Sirakus, der Ortygia oder die Inſel hieß. Man erzählte von ihr mancherley Wundergeſchichten, z. B. daß ein Fluß deſſelben Nahmens bey Olympia in Griechenland, der dort ſich unter der Erde verbirgt, hier wieder hervorquelle: daß ein goldner Becher, den man bey Olympia hinein geworfen, in Sirakus wieder zum Vorſchein gekommen ſey, und man auch das Blut von den dortigen häufigen Opfern hier noch deutlich wahrnehmen könne.

(Dieſe Anmerkung gehört noch zum erſten Theile.)

20.

Oſtia.

Ein Seehafen nebſt einer Stadt am Einfluſſe der Tiber ins tyrrheniſche Meer. Sie war vom Aneas Martius erbauet. Jetzt liegt ſie tiefer ins Land hinein, und wird wegen ihrer ungeſunden Luft nur von Fiſchern und Schiffern bewohnt. Man ſieht aber noch große Mauern von dem ehemaligen Hafen.

21.

Rhegium.

Eine Stadt am äuſerſten Ende Oberitaliens, Meſſina gegenüber. Sie wurde von Julius Cäſar

für jetzt in Aufnahme gebracht, daher ſie auch den Nahmen Rhegium Julium führte. Jetzt heißt ſie Reggio oder Regge.

22.

Portikus der Livia.

Einer von den öffentlichen Plätzen, die den Römern zum Vergnügen und zur Erholung dienten. Er war mit Grotten, Schattengängen und ſchönen Gartengebäuden umgeben. Livia, die Gemahlin Auguſts, gab die erſte Veranlaſſung zu ſeiner Erbauung. In dieſem Portikus wimmelte es unaufhörlich von Menſchen, doch hauptſächlich aus der niedern als aus der höhern [illegible]

23.

Cajeta.

Ein vortrefflicher von der Natur ſelbſt befeſtigter und uralter Seehafen am tuſciſchen Meere. Dieſes macht hier einen großen Buſen. Die Stadt Cajeta, jetzt Gaeta genannt, war vormals eine der beträchtlichſten in Italien. Sie liegt zwiſchen Capua und Terracina auf einer kleinen Inſel. Noch heut zu Tage iſt ſie nicht unbedeutend, und wegen ihres Handels mit allerley Früchten berühmt. Ihre Gegend iſt ungemein reitzend. Cicero hatte hier ſein Landgut Formianum, welches noch jetzt im Beſitz einer ſpaniſchen Familie iſt, und von dem die Meerenge auch formianiſcher Buſen genannt wird.

24.

Cumä.

Eine uralte italieniſche Stadt ohnweit Neapel, vormals beſonders merkwürdig wegen eines Tem-

reis des Apollo, und wegen der Grotte oder Höle der italienischen Sibylle, die darinn sich aufgehalten, und ihre weissagenden Bücher geschrieben haben soll. Der Pöbel glaubte noch in spätern Jahrhunderten, daß sie noch als Geist oder blose Stimme diesen Ort bewohne. Auch soll, der Sage nach, die Sibylle dem Aeneas durch diese Höle in die Hölle geführt haben.

25.

Cephalonia.

Eine Insel im ionischen Meere, ohnweit des korinthischen Busens, der jetzt Golfo di Lepanto heißt. Sie hat 170 Meilen im Umfange, und mehrere gute Städte. Sie ist sehr fruchtbar an Getraide, Früchten und Wein. An einem Ufer derselben befindet sich eine Festung. Heut zu Tage nennt man sie Cephalonien.

26.

Corcyra.

Diese Insel liegt nicht weit von der vorigen, ebenfalls gegen die Küste von Epirus. Sie kommt auch unterm Nahmen Phäacia vor. Jetzt heißt sie Corfu. Sie hat zwey berühmte Vorgebirge. An Fruchtbarkeit und Milde des Klima ist sie Cephalonien noch vorzuziehn. Auch ist sie weit größer und sehr volkreich. In alten Zeiten war diese Insel wegen der darauf befindlichen alcinoischen Gärten sehr berühmt.

27.

Misenum.

Ein Vorgebirge, jetzt Capo Miso genannt. Es hat einen tiefen und geräumigen Hafen, in dem sich

ſich damals eine groſſe römiſche Flotte befand, die zum Schutz des alten adriatiſchen oder Götter-meers, jetzt Golfo di Venetia genannt, diente. Bey dieſem Hafen war die berühmte Stadt Miſenum, von der noch heut zu Tage Ruinen, beſonders des prächtigen Schauſpielhauſes, zu ſehn ſind. Die Saracenen haben ſie zerſtöret.

Verfasser:
Schulz, Joachim Chn Friedrich
(Ph.?)

Geschichte
der
Camisarden.

Bey Gelegenheit
der jetzigen
Revolutionen in Frankreich
von neuen erzähle.

(16 D. 709.

Vom
Verfasser des Moriz.

Erste Abtheilung.

Weimar, 1790.
bei Carl Ludolf Hoffmanns Wittwe und Erben.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Die Leſer werden bald ſehen, warum man die Geſchichte derſelben gerade jetzt von neuen zu erzählen ſich entſchloſſen hat. Was neuerlich in Frankreich vorgegangen iſt, und noch vorgeht, hat den Verf. darauf gebracht, und er hofft, daß es vielen Leſern angenehm ſeyn wird, zu bemerken, daß ſich jetzt der Nationalcharakter in Paris gerade ſo zeigt, als er ſich damals in den Sevennen zeigte. Uebrigens hat er bey ſeiner Erzählung die Hiſtoire des Camiſards, Londres 1754. und die Hiſtoire du Fanatiſme, Paris 1733. zum Grunde gelegt, weil erſtre für und letztre wider die Camiſarden Partey nimmt.

Geschichte der Camisarden.

Erste Abtheilung.

Die Geschichte der Camisarden ist die Geschichte der empörten Menschheit, die ihre Rechte vernichtet sieht, und für die Reklamation derselben tyrannisch bestraft wird.

Der Wurm, der sich unter die Füße getreten fühlt, strengt im Nu seine ganze Kraft an, sich zu retten; wer sich von drey andern angegriffen sieht, wird im Ausbruche wilder Verzweiflung oft so stark, als diese drey. Verzweiflung wagt alles, weil sie nichts zu verlieren hat, und in ihren Explosionen schont sie selbst des allmächtigen Schöpfers nicht, weil er nur mit Vernichtung darauf antworten kann.

Aus diesem Umstande erkläre man es sich, wie eine Handvoll Bauern, ohne Erfahrung, ohne Disciplin, ohne andere Anführer, als solche, welche die verzweifelsten unter ihnen waren, drey Jahre hindurch einer überlegenen Anzahl disciplinirter, kriegserfahrner, von Feldherrn angeführter Truppen, die unter den Waffen aufgewachsen waren, Stand halten, sie fast immer und überall zurückwerfen und schlagen, tausende von ihnen entweder niederhauen oder gefangen nehmen, oder in Unordnung bringen, und zwey Marschälle von Frankreich, an der Spitze von zwanzigtausend Köpfen, zwingen konnten, mit ihnen um Ruhe und Frieden zu handeln, und endlich diese Ruhe und diesen Frieden von ihnen zu erkaufen, die weder Schrecken noch Gewalt der Waffen, noch Machtgebot des Monarchen für das Land zu erringen im Stande waren. — Dies Beyspiel ist fast einzig in der Geschichte des menschlichen Geschlechts.

Die Bewohner der Sevennen*) waren von jeher eifrige Anhänger des reformirten Bes-

kennts

*) So heißt ein gebürgigter Landestrich in Languedoc, der gegen Morgen durch die Rhone von Dauphine

ge-

kenntniſſes geweſen. Auch ſie trafen unter Ludwig XIV. die Verfolgungen, die der Fanatismus über die Unkatholiſchen verhängte. Auch ſie wurden ſeit dem Widerrufe des Edikts von Nantes durch Dragoner entweder bekehrt oder niedergehauen, und durch ſchwärmeriſche Abbe's entweder zum Galgen oder zum Himmel befördert. Rechtsgläubig oder todt! riefen ihnen Prieſter an der Spitze von Fanatikern in Uniform zu: der König will es! Aber ſie antworteten: Unſer Leben und unſre Haabe opfern wir dem König auf, wenn er es verlangt, aber unſer Gewiſſen gehört Gott, wir können nicht darüber verfügen.

Dieſe Antwort hätte Männern genügt, welche die Rechte der Menſchheit zu vertheidigen gehabt hätten, aber nicht alſo Menſchen, welche die Rechte der Gottheit geltend zu machen glaubten. Sie fingen bald an, ihre Drohungen zur Wirklichkeit zu bringen, anfangs durch Schrecken, dann durch wirklich grauſame Thätlichkeiten. Haufen von Soldaten drangen mitten in der Nacht

getrennt und gegen Mittag von Niederlanguedoc, gegen Abend von Rovergue und gegen Mitternacht von Auvergne begränzt wird.

mit bloſſen Säbeln in die Häuſer, hielten ſie über die Unglücklichen geſchwungen und riefen: Todt, todt, oder katholiſch! Jetzt floß noch kein Blut, aber Thränen genug. Der Vater zitterte für die Mutter, die Mutter für die Kinder, die Kinder für die Eltern, und im Ausbruche des Schreckens bekannte mancher Mund, was das Herz nicht bekannte.

Aber dieſe Methode dünkte die Bekehrer viel zu langweilig. Man errichtete Folterbänke und Galgen, hing die Unglücklichen bey den Füßen über ihre Kamine auf, und bekehrte ſie über einem Schmauchfeuer; ließ ſie an langen Seilen in tiefe Brunnen hinab bis an das Kinn ins Waſſer und ſchrie ihnen zu: Schwört ab, oder erſauft! Andere ließ man in dreymal vier und zwanzig Stunden nicht ſchlafen; andern riß man die Nägel ab; andere ſtichelte man vom Kopf bis zu den Füßen ſo lange mit Nadeln, bis ſie abſchworen."

Man glaube nicht, daß wir einen Kirchenvater kopiren, der die Chriſtenverfolgungen unter Nero und Diokletian mahlt. Wir ſprechen auf das

Wort

Wort von Gewährsmännern *) nach, die zum Theil Augenzeugen dieser empörenden Auftritte waren. Der Fanatismus ist von jeher unerbittlich und methodisch grausam gewesen. Es ist zunächst das Kind der beleidigten Eigenliebe, die sich von Gott selbst auf den Händen getragen glaubt, und sich doch von Geschöpfen verachtet sieht, die sie selbst verachtet. Dies ist der Stachel, der ein Lamm in einen Wolf verwandeln kann.

Die Listen der Bekehrten wurden nach Hofe geschickt, aber man verschwieg sorgfältig, daß Gewalt das meiste dabey gethan hätte. Ludwig XIV. war wohl schwach, aber nicht grausam; und so eifrig katholisch er auch im Bette seiner letzten Maitresse geworden war, würde er doch schon dieses Umstandes wegen, nie geduldet haben, daß man seine Unterthanen auf der Folterbank zu eifrigen Katholiken machte. Man spiegelte ihm also das Ganze als Wirkung der Gnade Gottes vor, die seinen Eifer belohnen wollte; und Madame Maintenon nährte bey ihm große Achtung für

*) S. Etat des Reformés en Franc, a la Haye 1685. Histor. de la France sous le Regne de Louis XIV. par (Larrey) T. VII. u. VIII.

diese Gnade Gottes; weil sie gern in seiner Gnade bleiben wollte.

Unterdessen gingen die Verfolgungen fort. Man riß die Kirchen der Reformirten nieder, verjagte ihre Priester, führte sie gewaltthätig zu katholischen Beichtväter, die ihnen die Hostie einzwangen, wie man Kindern bittre Medicin einzwingt, und man sezte Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten vor ihre Häuser, die jeden ihrer Schritte bewachten. Man traute seinem Werke nicht und es war natürlich, daß man in jedem Neubekehrten einen Heuchler sah.

Immer noch trieben die Unterdrückten noch nicht Gewalt mit Gewalt ab: sie stahlen sich unter den Augen ihrer Verfolger in Höhlen, Wälder, und Klüfte, und dienten dort nach ihrer Weise dem ewigen Wesen mit einem Feuer, das der Druck in allerhöchste Schwärmerey und unbedingte Ergebung verwandelt hatte. Sie ersetzten den Ungehorsam gegen ihren König mit dem feurigsten Gehorsam gegen Gott; und wenn sie in ihren Höhlen überfallen, oder bey der Zurückkunft aus denselben überrascht und grausam gemishandelt wurden, fügten sie sich mit einer Gelassenheit

darein,

darein, die um Gotteswillen alle Martern duldete, wenn ihre Verfolger um Gotteswillen alle Martern über sie verhängten.

Einer der unerbittlichsten und grausamsten unter letztern war der Abbe von Chaila. Einmal hatte er gehört, daß die Reformirten eine Versammlung in der Nachbarschaft des Dorfes Pont de Montvert hielten. Er verlangte und erhielt eine Anzahl Soldaten, die sich in Hinterhalt legten und als die Versammlung geendigt war, gegen sechzig Hugenotten aufgriffen. Vor der Hand ließ der Abbe, einige davon henken und die übrigen auf das Schloß führen, das er bewohnte.

Traurige Zufälle dieser Art waren in den Sevennen nicht selten gewesen. Sie hatten den dabey verwickelten Familien Leiden und Kummer gemacht, doch ohne sie zu Thätlichkeiten aufzuregen. Auch jetzt, da einige der Gefangenen, die Mittel gefunden hatten zu entfliehen, ihren Glaubensgenossen Nachricht von der Unmenschlichkeit des Chaila gaben, antwortete der große Haufen nur mit Seufzern und Thränen darauf. Aber mitten unter ihnen stand ein junger Mann sprachlos, ohne Gefühl und Bewegung wie es schien, aber

im Herzen wilde Verzweiflung, eine Zeitlang da, und rief endlich im Ausbruche des bitterſten Schmerzes: Nein, ich will ſie nicht verlaſſen! Ich muß ſie wieder haben, oder ſterben!

Dieſe Worte galten einem reformirten Mädchen, das mit den übrigen aufgehoben und im Schloße Pont de Montvert eingeſperrt war. Sie war die verlobte Braut des jungen Mannes und hatte in drey Tagen ſeine Gattin werden ſollen.

Brüder, fuhr er fort, der Abbe iſt ein Prieſter und nicht unſer König. Wir können ihn ohne Bedenken zwingen, unſre Leute herauszugeben. Glaubt mir das, und kommt mit.

Perier, ſo hieß der junge Landmann, ſah, daß ſeine Glaubensgenoſſen unentſchloſſen waren. Gut, ſagte er, wir wollen weiter drüber nachdenken und dann ſehen. Er beſchied ſie auf den folgenden Tag wieder an Ort und Stelle. Bis dahin ging er von Haus zu Haus und gewann alle für ſeinen Vorſatz. Sein Muth theilte ſich den übrigen mit und an dem beſtimmten Tage (es war der 24. Jul. des Jahrs 1702.)

waren

waren mehr als hundert junge feurige und entschloßne Männer mit Gabeln, Senſen, Flinten und Säbeln bewafnet beyſammen. Perier ſprach mit einer natürlichen aber eindringenden Beredſamkeit zu ihnen und befeſtigte ihren Vorſatz. Sie erwählten ihn einmüthig zu ihrem Anführer.

Unter dieſen jungen Männern war kein einziger, dem man nicht einen Vater, eine Mutter, einen Bruder, eine Schweſter oder einen andern Verwandten entriſſen gehabt hätte. Kindliche Liebe und Mitleid wirkten bey ihnen das, was die Liebe zu ſeinem Mädchen bey Perier wirkte.

Dieſer fing damit an, daß er eine Art von Diſciplin unter ſeinem Haufen einführte. In der erſten Hitze hatte man von Ermordung des Abbe von Chaila geſprochen. Dieſen Vorſatz redete ihnen Perier mit Feuer und Nachdruck aus. Er ſtellte ihnen die fürchterlichen Folgen, die er haben könnte, vor und machte ihnen begreiflich, daß der Schwur, den ſie ihm als Anführer gethan, ihn berechtigte, die Widerſpenſtigen ſtreng zu beſtrafen.

Periers Vorſtellungen wirkten auf ſeine Leute ſo ſtark, daß ſie von neuem in Verſicherungen ihrer Treue und ihres Gehorſams ausbrachen. Sie

zogen ab und kamen mit Anbruch der Nacht vor dem Schloße von Pont de Montvert an. Alles war still in demselben. Die Thore waren verrammelt, denn der Abbe hatte Nachricht von ihrem Vorsatze bekommen. Er hatte sein Hausgesinde bewafnet, und einige Soldaten, die bey ihm waren, hatten ihm versichert, daß ihre scharfen Patronen dies Gesindel bald auseinander stieben würden.

Perier untersuchte das zu überwältigende Schloß und fand, daß es keine schwere Arbeit seyn würde. Da er aber Gewalt zu vermeiden Willens war, wenn man ihm die Gefangenen auslieferte, so beschloß er, vorher zu unterhandeln. Er rief also so stark, daß man ihn wohl vernehmen konnte, vor dem Thore des Schloßes: „Wir sind nicht gekommen um Gewalt zu brauchen. Wir wollen blos unsere Leute heraus haben!“ — Einige Flintenschüsse, die ein paar seiner Leute beschädigten, waren die Antwort auf seine Aufforderung. Muth gefaßt, Leute, sagte er: und mir gefolgt!

Er stellte sie vor dem Hauptthore des Schloßes in Ordnung. Ueber demselben hatte er einen Vorsprung bemerkt, der sie vor dem Feuer aus den

Fen

Fenstern sicherte. Drey der stärksten mußten einen Balken aufheben, der in der Nähe lag, und mit demselben wie mit einem römischen Sturmbocke wider das Thor rennen, einige andere halfen ihnen, und sie führten die Stöße mit solcher Gewalt, daß das Thor bald gesprengt war. Als aber Perier bemerkte, daß seine Leute, sobald das Thor stürzte, wild in das Schloß rennen wollten, hielt er sie zusammen und ließ sie in Ordnung vorrücken.

Niemand in dem Schloße zeigte und regte sich. Er gab also eine Art von Wache ab. Indem er eine der Schildwachen ausstellte, bemerkte er jemand, der sich aus einem Fenster retten wollte. Er ging hinzu und erkannte den Abbe von Chaila „Fürchtet nichts, sagte er zu ihm: aber gebt unsre Leute heraus.“ Der Abbe fürchtete für seinen Hals. Er warf sich dem Perier zu Füßen und bat um Gnade. — „Ist nicht nöthig, sagte Perier, meine Leute thun euch nichts. Es ward ihnen untersagt ehe wir auszogen.“ Der Abbe erholte sich von seinem Schrecken, versprach alles was man verlangte, gab die Gefangnen los, ließ Erfrischungen brin-

gen

gen und befahl seinen Leuten: d'obéir en tout point à Monsieur le Commandant.

Alles ging gut ab. Die Auftritte von kindlicher, brüderlicher, und schwesterlicher Liebe, die zwischen den Gefangnen und ihren Rettern vorfielen, beschäftigten die Herzen Aller. Perier ging voll Entzücken mit seinem Mädchen Arm in Arm im Schloßhof auf und ab.

Plötzlich regte sich der Dämon des Fanatismus auf der andern Seite. Ein Enthusiast, der unter den Reformirten war, hatte keinen Vater und keine Schwester und keine Braut zu befreyen gehabt. Er sprach mit den Gefangenen über die Mißhandlungen, die ihnen wiederfahren waren, ließ sich ihre verrenkten Finger, ihre verstauchten Hände und ihre übrigen zum Theil noch blutenden Schäden zeigen, und über dieser Betrachtung geriethen er und sie in eine unaufhaltsame Wuth. Sie suchten den Abbe auf, fielen über ihn her, schleiften ihn aus dem Schloße, und warfen ihn mit Steinen todt, bevor noch Perier Zeit bekam, ihn zu retten. Dieser war ausser sich vor Zorn. Aber die Schuldigen bestanden darauf, daß sie seine Befehle nicht gewußt hätten. Er konnte das

Geſchehene nicht ungeſchehen machen. Mit Tagesanbruch zog er ohne Geräuſch ab und nahm nichts aus dem Schloße mit ſich, als die Waffen, die ſich auf demſelben gefunden hatten. Nichts von allem übrigen durfte angerührt werden. Ungefähr eine halbe Meile von Pont de Montvert bey dem verfallnen Schloße von Vinbouches machte er halt, um abzuwarten, was jene blutige That für Folgen haben würde. Er verſchanzte ſich hinter demſelben, und ſchickte Botſchafter ab, die horchen mußten, was man wider die Mörder des Chaila verfügte. Sie kamen bald mit der traurigen Nachricht zurück, daß man Unterſuchungen angeſtellt, daß man im Schloße von Pont de Montvert das Nahmenverzeichniß der Gefangenen gefunden hätte und wüßte, daß ſie bey Vinbouches ſich aufhielten. Ein Detachement Truppen ſey im Anzuge um ſie aufzuheben.

Perier hielt Rath. Man beſchloß, ſich zu trennen. Jeder ſollte ſich auf Umwegen einen Zufluchtsort ſuchen, den er für den ſicherſten hielte.

Das Detachement vertheilte ſich, als es bey Vinbouches niemand fand, um die Camiſarden aufzuſuchen. Denn jetzt ward dieſer Name erſt berühmt.

rühmt. Den Ursprung hat er von folgendem Vorfalle:

Im Junius eben dieses Jahres, also einige Wochen vor dem Ueberfalle von Pont de Montvert, hatte sich ein Haufen von Reformirten und Katholiken zusammen gerottet, um die Einnehmer der Kopfsteuer, die ihre Pflicht zu strenge gethan hatten, eigenmächtig zu bestrafen. Die Aufrührer hatten sie zur Nachtzeit in ihren Häusern überfallen und sie mit ihren Registern am Halse aufgehängt. Da diese Leute, die eine Zeitlang in dieser Gegend spukten, sich verkleidet hatten, und zwar so, daß sie Ein Hemde über ihre Kleider und ein anderes über den Kopf geworfen hatten: so nennte man sie Camisards von dem Worte Camile, worein ihre Provinzialsprache das Wort Chemile verwandelt hatte.

Durch ein Misverständniß legte man nach der Zeit diesen Namen den Reformirten bey, die zu den Waffen gegriffen hatten, und zugleich schrieb man auch den Unfug jener Mörder auf ihre Rechnung.

Unterdessen wüthete der Geist des Fanatismus immer noch aus dem Menschen, der die

Wer

Veranlassung zu dem Morde des Chaila gegeben hatte. Er hieß Esprit Seguier, und war eine Art von Geistlichen. Als Periers Leute bey Vinbouches auseinander gingen, rafte er gegen dreyßig der Eifrigsten wieder zusammen, zog mit ihnen nach Pont de Montvert, verbrannte das Schloß, und setzte die ganze Gegend herum in Feuer und Blut. Er ermordete die katholischen Priester und alle Anhänger dieses Bekenntnisses jedes Geschlechts, jedes Standes und Alters, und gab vor, der heilige Geist habe ihn gesandt und zu diesen Unternehmungen gestärkt. Das Schloß von Devese und die Dörfer Frugeires und Saint Andre de Lancise und ihre Kirchen waren das Theater dieses fanatischen Wütherichs und alle diese Greuel im Laufe von drey Tagen verübt.

Die übrigen Reformirten, die seiner Wuth nicht Einhalt thun konnten, zitterten vor den Folgen. Die Justiz bemächtigte sich endlich seiner. Ein Detachement stieß auf seinen Haufen und zerstreuete ihn beym ersten Angriffe. Man wollte vorzüglich den Anführer. Er war entwischt,

wiſcht, aber man forſchte ſo lange nach ihm, bis man ihn fand und aufhob.

Die Kühnheit und Seelengröße (wenn Fanatismus Seelengröße genannt werden kann) die dieſer Mann bis zum lezten Augenblicke ſeiner Hinrichtung zeigte, ſind faſt unerhört. Der Offizier, der ihn feſt nehmen ließ, ſagte mit wilden Blicken zu ihm: „Unmenſch, jezt hab' ich Dich! Was erwarteſt du für deine Schandthaten?“ — Was du zu erwarten hätteſt, wenn ich Dich hätte! erwiederte Seguier mit unbegreiflicher Kälte. Mit demſelben Phlegma erſchien er auch vor ſeinen Richtern. Sie verurtheilten ihn zum Holzſtoß. Er hörte dieſe Sentenz heiter, ſtill und voll Ergebung an. Sein Benehmen war beſcheiden, aber entſchloſſen, und ſeine Antworten gaben, wie ſein Stillſchweigen, den Anblick eines chriſtlichen Helden aus den Zeiten des Diokletian. Er blieb in ſeiner Rolle auch auf dem Holzſtoße und die Wuth der Flamme konnte ihm keine Klage, keinen Seufzer abpreſſen.

Die Anſtalten, die man von Seiten der Regierung gegen dieſe Unruhen traf, waren zu

ſtürmiſch; als daß ſie der Erbitterung hätten ſteuern können. Die Truppen, welche die Camiſarden überall aufſuchten, und ein Blutgericht, das man zu Flora niedergeſezt hatte, verbreiteten überall Angſt und Schrecken. Sie gaben der Sache den Schein eines bürgerlichen Krieges, regten das Volk auf und machten, daß man das Uebel für fürchterlicher hielt, als es war. Indeß verſchaften ſie doch eine Zeitlang Ruhe. Seitdem der Haufen Periers auseinander gegangen und Seguier mit den Seinigen aufgerieben war, hatte man nichts mehr von Camiſarden gehört. Eine Proklamation, die man ergehen ließ, ſchien den Reformirten ſogar Hofnung zu machen, daß ſie bald das Ende dieſer Verfolgungen ſehen würden. Aber ſie ſchien es nur: denn hinter der Güte, Nachgiebigkeit und Weisheit, die ſie ſchau trug, war Treuloſigkeit, Intoleranz und Grauſamkeit verſteckt. Hier iſt ein kurzer Begriff ihres Inhalts: Der König gewährt nach ſeiner Gnade und Güte Generalpardon und Losſpruch allen denen, die mittelbar oder unmittelbar an der Ermordung des Abbe von Chaila und allem übrigen darauf erfolgten Unfuge Theil gehabt

haben, doch unter der Bedingung, daß die Schuldigen ihre Waffen niederlegen und ruhig in ihre Wohnungen zurückkehren, widrigenfalls sie nach dem Verlauf einer bestimmten Zeit für Aufrührer erklärt und als solche verfolgt und gezüchtigt werden sollen. —

Auf diese Versicherung kamen viele der Flüchtlinge zurück. Man hob sie auf und henkte sie vor ihren eigenen Häusern. So wollte es das vorhin erwähnte Blutgericht.

Nun setzte sich alles, was reformirt war, auf flüchtigen Fuß und warf sich haufenweise in Wälder und Höhlen. Man fragte ängstlich einander: wo ist Perier?

Dieser erschien bald an der Spitze eines neuen Haufens, der sich aus den Trümmern des ersten gebildet und durch den Zutritt mehrer Braven verstärkt hatte. Die übrigen Vertriebenen schlugen sich dazu, und alles, was Waffen führen konnte, verband sich, durch gleichen Eifer beseelt, für sein Bekenntniß, für seine Familie, für seine Freyheit und sein Leben sich bis auf den lezten Blutstropfen zu wehren.

Der

Der Graf von Broglio, der die königlichen Truppen befehligte, ließ die Wohnungen aller derer verbrennen, die sich aus Mistrauen auf die hinterlistige Proklamation, oder aus Schrecken überhaupt, in die Gebürge gerettet hatten; und zog heran, um die Flüchtlinge zu überfallen und aufzuheben. Aber Perier, der dies erwartet hatte, traf zur rechten Zeit Gegenanstalten, die um so wirksamer waren, da er sich durch Botschafter von den Planen des Grafen, Nachricht zu verschaffen gewußt hatte.

Seinen Standort hatte er in einem dicken Walde und in einer unzugängigen Gegend genommen. Dort entwarf er den Plan zu seinen Unternehmungen. Er erneuerte seine alten Einrichtungen und vermehrte sie mit neuen. Da er sich auf die gewöhnliche Kriegsdisciplin nicht verstand: so schuf er sich eine neue, die seiner Lage angemessen war. Seine Leute musten diese Kriegsgesetze beschwören.

Mit Anbruch der Nacht pflegte er kleinere Haufen abzuschicken, die unausgesezt kamen und gingen und Waffen und Lebensmittel zurückbrachten. So erhielt und bewafnete er seine Leute, die

auſſer Flinten, Säbeln, Piſtolen und Bajonetten noch ein Beil im Gürtel trugen, ein fürchterliches Waffenſtück, wenn es von einer männlichen Fauſt geführt wird. Einige der ſtärkſten hob er aus, bewafnete ſie mit Senſen und machte ein eigenes Korps daraus, deſſen er ſich nach der Zeit mit zerſtöhrendem Erfolge bediente.

Alle dieſe Vorkehrungen hatte er getroffen, als er die Nachricht erhielt, daß ein Korps königlicher Truppen, dreyhundert Köpfe ſtark, bey dem Dorfe Karnule, eine Meile von ſeinem Standorte, eingetroffen ſey. Er beſchloß, die aufzuſuchen, die ihn ſuchten. Sein Anſchlag war überlegt. Er ging aus dem Dickigt hervor, und auf ſeinem Zuge bemerkte er ein Terrain, das zu ſeiner Unternehmung paßte. Es war ein Kreuzweg, mit einem dicken Gebüſche umfaßt, von dem aus man auf beyden Seiten die Straße beſtreichen konnte. Sein Haufen war ungefähr zweyhundert Köpfe ſtark. Er verbarg ihn bis auf funfzig die er für ſich behielt, in dem Gebüſch auf beyden Seiten der Straße und ließ ſie ſich dort niederlegen. Seine Senſenknechte ſtellte er voran in das Gebüſch. Den übrigen Anführern gab er jedem ſeine beſon-

besondern Befehle, und er selbst zog mit seinen Funfzigen den Weg hinan, den die königlichen Truppen kommen sollten.

Er machte sich bald von ihnen bemerkt, wandte sich dann um, und gab sich das Ansehn, als ob er vor ihnen hin fliehend eine Anhöhe erreichen wollte. Die Truppen machten eine Bewegung ihn abzuschneiden; seine scheinbare Flucht ward übereilter, und er warf sich in die Strasse, wo sein Hinterhalt verborgen lag. Diesen hatte er nicht sobald erreicht, als er sich schwenkte und die Truppen mit festem Fuß erwartete. Diese kamen im Feuer des Nachsetzens aus Reih' und Gliedern und drängten sich unordentlich an und in das Gebüsche. Plötzlich gab Perier sein abgeredetes Signal und in eben dem Nu traf ein Hagel von Kugeln aus dem Hinterhalte die Truppen. Ein großer Theil davon stürzte und die übrigen wollten, überrascht und erschrocken, sich durch die Flucht retten; aber auf ein zweytes Signal traten die Sensenknechte hervor, bildeten einen Halbcirkel über den Weg hin und versperr'ten den Flüchtlingen den Rückzug. Nun stürzten von allen Seiten Camisarden über

ſie her und Bajonet, Säbel und Senſe rieben ſie auf, bis auf fünf, denen Perier kaltblütig auftrug, nach Bequemlichkeit zum Grafen von Broglio zurück zu gehen und ihm zu erzählen, daß und wie man ſie geſchlagen hätte.

Die Camiſarden verloren nur acht Männer in dieſem Handgemenge. Die Erſchlagenen plünderte und begrub man, ſo gut man konnte. Perier ſandte ein Detachement mit der errungenen Beute nach ſeinem Standorte, den er zugleich als ein Aſyl für die flüchtigen Familien brauchte. Er hatte daſelbſt eine kleine Anzahl von ſeinen Leuten zurückgelaſſen, die es bewachten und durch kleine Streifzüge in die umliegende Gegend ſich und den Weibern und Kindern, die ſie zu verſorgen hatten, nöthigen Unterhalt verſchaften.

Das Detachement ſtieß um Mitternacht wieder zu Perier und er ſezte ſich zum zweyten mal, minder ängſtlich als das erſtemal, bey dem Schloſſe von Vinbouches. Hier vernahm er, daß der Graf von Broglio an der Spize von vierhundert Mann den Schimpf der königlichen Waffen in eigner Perſon abzuwaſchen Willens wäre.

Die Camisarden waren leicht und schnell, wie die Hirsche, und in Thälern und auf Bergen zu Hause. * Die königlichen Truppen waren schwerer und diesen Umstand nuzte Perier, um den Grafen beständig in Athem zu erhalten und seine Leute zu necken und zu ermüden. Sonach erschien und verschwand er bald hier bald dort wie ein Blitz, und dies trieb er einige Tage hindurch so unausgesezt, daß der Graf endlich müde ward und sich nach Montpellier begab, um sich zu erholen. Nur zuweilen kam er, die Posten zu visitiren, die er zerstreut auf der Ebene zurückgelassen hatte.

Die königlichen Truppen waren, wie ihr Anführer, des Kletterns müde, und die Action von Karnule, verbunden mit unablässigen und fruchtlosen Zügen und Gegenzügen, hatte sie matt und muthlos gemacht.

Die Camisarden nuzten dies, um sich in ihren Wald zurück zu ziehen und für den jüngst erfochtnen Sieg ein feyerliches Dankfest anzustellen. Die Andacht und das religieuse Feuer, das die ganze Versammlung beseelte, entzündete die Schwächern unter ihnen mit einer Schwärmerey, die ihren Unternehmungen eine himmlische Glorie

umwarf, und die eingebildete Gabe der Prophezeyhung unter ihnen aufregte. Greise und Weiber waren jezt noch ihre Propheten; aber wir werden bald sehen, daß selbst ihre handfestern Männer und Anführer von dieser göttlich geglaubten Raserey angesteckt wurden.

Sie behielten während dieser Zeit der Ruhe die Hände nicht unthätig im Schooß. Sie thaten in kleinen Haufen Streifzüge in die benachbarten katholischen Dörfer. Eine ihrer Höhlen hatten sie zu einem Zeughaus, eine andere zu ihrem Proviantmagazin, eine dritte zu einer Kleiderkammer und eine vierte zu einem Lazareth für Kranke und Verwundete eingerichtet. Die Furcht und Achtung, die man für sie hatte, gaben ihnen Muth, sich mehr heraus zu wagen. Im ganzen genommen war auch das Land auf ihrer Seite, und unterstützte und erhielt sie insgeheim. Deshalb konnten sie auch allmählig die Weiber, Kinder und Alten wieder zu ihren Familien zurück schicken, und sich dadurch nicht blos von einer unbrauchbaren Bürde befreyen, sondern sich auch an ihnen Anhänger verschaffen, die ihnen Botschaft und Lebensmittel brachten. Perier hatte

selbst

ſelbſt einige Katholiken durch ſeine Mannszucht, die es nie zu Raub und Plünderung kommen ließ, für ſich gewonnen. Sie kamen oft den Bedürfniſſen der Camiſarden ſogar zuvor und ſelten durften dieſe gewaltthätige Hand anlegen. Ihre Lage war ſolchergeſtalt wo nicht ruhig, doch minder unglücklich geworden.

Der Glückswechſel ins Beſſere erheitert das Herz und feuert zu Unternehmungen an. In dieſer Stimmung waren einmal die Camiſarden während eines großen kriegeriſchen Schmauſes, den ſie von der Ausbeute der Jagd und einiger Streifereyen in die Nachbarſchaft angeſtellt hatten. Ihr Anführer, der nur in ſo fern Bauer war, als er wie ſolcher gebohren und erzogen war, ſagte während deſſelben: „die königlichen Truppen haben ſich empfohlen. Es kömmt mir vor, als ob ſie nach den Regeln der Höflichkeit mit uns umgehen wollten. Wenn das iſt, ſo dürfen wir ihnen den Beſuch, den ſie uns bey Karnule gemacht haben, nicht ſchuldig bleiben. Ich möchte wohl, daß ſich unſre Leute fertig machten.“

Man

Man antwortete ihm in demſelben Tone. Dies war des Abends. Der Befehl zum Aufbruche lautete: Sobald der Morgen grau't.

Alle die Nachrichten, die man von den königlichen Truppen hatte, liefen auf die einzige hinaus, daß ſie ruhig in ihren Quartieren ſtänden. Perier wußte, daß ein Korps von ihnen, zweyhundert Köpfe ſtark, in einer Gegend ſtand, deren Aus- und Zugänge ihm genau bekannt waren. Sein Vorſatz war, dieſe Truppen, um ſeine Leute zu ſchonen, nicht auf ihrem Poſten anzugreifen, ſondern ſie heraus zu locken, und mit ihnen handgemein zu werden, und zugleich ſeine Leute in Uebung und Athem zu erhalten. Aber ſey es nun, daß die Truppen Nachricht von ſeinem Anzuge erhielten, oder daß ſie ein Wetteifer anfeuerte, ihm das zu thun, was er ihnen zu thun im Begriff war: genug, als er aus einem Hohlweg heraus kam, um ſich in die Ebene zu ſtehlen und den Feind zu überraſchen, ſah er dieſen, ſtärker als er war, mit Entſchloſſenheit zu ihm heran und ihm entgegen ziehn. Perier näherte ſich mit Entſchloſſenheit und ſtellte ſich, den Hohlweg im

Rücken,

Rücken, in Schlachtordnung. Die königlichen Truppen rückten heran. Man neckte ſich eine Zeitlang; aber während des Scharmützels bekam Perier eine Wunde, und da er fürchtete, daß dieſer Zufall nachtheilig auf ſeine Leute wirken möchte, zog er ſich mit muſterhafter Ordnung zurück. Die königlichen Truppen thaten ein gleiches, weil ihnen ſeit dem Vorfalle von Karnule die Luſt vergangen war, ihm in Berge und Gebüſche zu folgen. Dieſer Vorfall entſchied nichts und wird nur durch die Bleſſur Periers und durch die Vorſicht der königlichen Truppen merkwürdig.

Periers Wunde hinderte ihn, die Geſchäfte wie bisher mit Thätigkeit zu verwalten. Er übergab alſo die Befehlshaberſchaft einem andern Camiſarden, Namens la Porte, den er vor allen übrigen ſchätzte und ließ ſich zu ſeiner Frau in ein Haus ſchaffen, deſſen die Camiſarden gewiß waren. Dieſe (es war eben die, welche er aus der Gefangenſchaft von Pont de Montvert befreyete) bewachte und pflegte und ſtellte ihn in kurzer Zeit wieder her, während die Camiſarden Bettage für die Erhaltung ihres Anführers

führers anberaumten und in seiner Abwesenheit nichts unternahmen, als daß sie ihre kleinen Detachements wie gewöhnlich ausschickten.

Perier kam endlich wieder, aber nur, um auf immer Abschied von seinen Brüdern zu nehmen. Er erklärte, daß er ausser Landes wollte. Dazu gab er weiter keinen Grund an, als daß die Liebe und die Klagen seiner Gattin seinen Eifer für das Wohl der Brüder besiegt hätten. Diese wandten alles an, um seinen Entschluß umzustossen; aber er blieb unerschütterlich. Was sie an ihm verlören, sagte er: gewönnen sie an la Porte doppelt wieder. Dieser selbst drang in ihn, zu bleiben, aber vergebens. Er ging nach Genf, und die Klagen und Thränen seiner Brüder folgten ihm. La Porte ward an seiner Statt einmüthig zum Hauptanführer gewählt.

La Porte war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, groß und schlank gewachsen, mit einer männlichen und einnehmenden Bildung, einem schwarzen, dicken Bart, einer starken Stimme, einem ernsthaften Wesen und einer erprobten Entschlossenheit. Ueber Mannszucht hielt er mit einer Strenge, die in Unerbittlichkeit über-

ging.

ging. Nur einen Fehler hatte er, von dem Pe-
riet frey war: er hatte Hang zum Fanatismus.
Auch mocht' er lieber angreifen, als sich angreifen
lassen, und in diesem Punkt riß sich seine Herz-
haftigkeit oft von seiner Vorsicht und Klugheit los.

Wir übergehn einige einzelne unbedeutende
Vorfälle, um Raum für einen wichtigern zu be-
kommen, der nicht weit von de la Salles, einer
kleinen Stadt in den obern Sevennen sich darbot.

La Portens Leute waren jetzt über fünfhun-
dert Köpfe stark. Seitdem die Camisarden Mu-
nition und Lebensmittel genug herbey zu schaffen
gewußt hatten, war ihre Anzahl bis auf diesen
Punkt gestiegen. Die königlichen Truppen wuß-
ten nicht, daß sie so stark wären. Es war eine
eigene Kriegslist la Portens, sie diesfalls durch
Spione irre zu führen. Unter letztern war be-
sonders einer, der sich ihm sehr nützlich machte.
Er spielte den eifrigen Katholiken und wenn er es
nicht war, wußte man doch, daß er es gewesen
wäre. Man trauete ihm also. Eben dieser
Spion hatte es den königlichen Truppen als ein
wichtiges Geheimniß entdeckt, daß la Porte aus
seinen Wäldern auf Plünderung ausgezogen wäre.

Der

Der Hunger hätte ihn dazu vermogt, und er hätte nur ungefähr hundert oder hundert und funfzig Leute bey sich. Der Spion hatte gemessene Anweisung von la Porte, mithin konnte er alle Umstände bis auf den Weg angeben, den er genommen hätte und noch nehmen würde.

Sogleich ließ der Graf von Broglio ein Korps von fünfhundert Köpfen unter Anführung eines geschickten Partheygängers ausrücken. Der Spion mußte ihm den Weg zeigen. Er führte ihn gerade zu den Camisarden.

La Porte war auf diesen Besuch gefaßt. Beym Anblicke des Feindes stellte er sich, als ob er vor ihm flöhe, und zog sich in die Wälder von Chateigners, die den Abhang eines Berges bedeckten, zurück. Man mußte hinauf klettern, um ihn zu erreichen. Die königlichen Truppen näherten sich in geschloßnen Gliedern und hatten zu Führern Miquelets bey sich, Bergbewohner, die man aus Rousillon hatte kommen lassen.

Die Camisarden schwenkten sich und standen sobald sich ihnen die königlichen Truppen bis auf einen Büchsenschuß genähert hatten. Die Miquelets thaten den ersten Angriff. Ein Haufen

La

Camiſarden, der eine Zeitlang in dem Gebüſche Stand hielt, hatte Befehl zu weichen, ſo bald die übrigen Truppen zur Unterſtützung der Miquelets heran rückten. Sonach zog dies vorgeworfene Korps plötzlich zurück, während die Feinde im Nu durch ein ſchreckliches Feuer angegriffen wurden, von dem ſie nicht wußten, woher es kam. Sie fuhren auseinander, ſetzten ſich aber wieder. Jetzt ſtürzten die Camiſarden aus den Hecken hervor und warfen ſich mit Gabeln, Senſen, Beilen, und Säbeln auf den Feind. Der Kampf ward hartnäckig. La Porte ſank unter ſeinen Wunden nieder. Dies erſchütterte die Camiſarden. Ein Vetter la Portens hielt einige der Entſchloſſenſten zuſammen und warf ſich dorthin, wo die übrigen wichen. Er und ſeine Leute fochten mit wilder Verzweiflung. Das Glück wollte ſich immer noch nicht für ihn erklären, denn die königlichen Truppen wehrten ſich erbitterter als je. Die Camiſarden ſetzten ſich wieder und feuerten Pelotonweiſe auf ſie; die Senſenknechte und Beilträger warfen ſich unter ſie und zwangen ſie endlich zur Flucht. Der Ueberreſt ſchlug ſich durch und ſtürzte vom Berge herunter, ward aber

auch dort von den Flinten versteckter Camisarden empfangen. Diese drängten und verfolgten sie eine Zeitlang und dann sammelten sie sich von neuen unter den Augen Rolands. So hieß la Portens Vetter. Der Sieg war auf seiner Seite; aber er hatte ihm viel gekostet. Das Schlachtfeld war mit Verwundeten und Todten bedeckt. Die königlichen Truppen hatten gegen dreyhundert, und die Camisarden mehr als hundert Menschen verloren. La Porten fand man in letzten Zügen. Man hob ihn wie die übrigen verwundeten Camisarden auf, und verband ihn, während andere die Todten plünderten und mit ihrer Beute den Wald gewannen.

Gewöhnlich hielten sich die königlichen Truppen nach solchen Aktionen eine Zeitlang ruhig in ihren Quartieren, und diese Ruhe nützten die Camisarden, um sich von ihrem Verluste zu erholen, und sich zu verstärken.

Die königlichen Truppen waren diesmal des Sieges zu gewiß gewesen, als daß sie ihre Niederlage hätten gestehen sollen. Sie wollten also die Camisarden geschlagen und ihren Anführer niedergehauen haben. Man stellte Dankfeste für

dieſen Sieg an, und machte ſie durch la Portens ausgeſtellten Kopf deſto feyerlicher, während dieſer von ſeinen Wunden faſt geheilt, eben dieſen Kopf zu neuen Planen wider ſeine Verfolger ſchon anſtrengte.

Indeſſen liefen doch wahrhaftere Berichte von dieſem Vorfalle nach Hofe. Bis jetzt hatte man dieſen Krieg dort für unbedeutend gehalten. Nun ward man anderer Meynung. Obgleich der König ſeine ſämtlichen Truppen für Italien und Flandern, wo Eugen und Marlborugh ihnen zu ſchaffen machten, nöthig gebraucht hätte: ſo ſchickte er doch einige Regimenter Infanterie und Dragoner unter Anführung des Brigadiers von Julien nach den Sevennen ab.

La Porte lebte, und war auſſer Gefahr. Wenn er auch noch nicht perſönlich wieder thätig werden konnte, ward er ſeinen Brüdern wenigſtens durch paſſende Befehle nützlich. Roland that das Uebrige.

Drey Monate waren ſeit der Aktion bey de la Salles verfloſſen. Da es ſpät im Jahre war, bezogen die königlichen Truppen die Winterquartiere. Faſt täglich kamen neue Detachements

derselben an, die kleine Armee in Languedoc zu verstärken. Der Hof wollte mit einem einzigen entscheidenden Streich alle Camisarden auf ein' mal ausrotten. La Porte glaubte sich gänzlich geheilt und stellte sich von neuem an die Spitze der letztern. Die Zahl seiner Feinde war beträchtlich angewachsen, er wollte also auch seine Freunde vermehren. Da die Feldarbeiten gethan waren, so war eine Menge starker und brauchbarer Männer jezt unthätig zu Hause. Diesen ließ er durch seine Kundschafter die drohenden Gefahren der Provinz vorstellen. Es wäre der Plan des Hofes, die Reformirten ganz und auf einmal auszurotten, also wären sie ihrer Religion und sich selbst die lezte allerhöchste Anstrengung schuldig. Es wäre rühmlicher mit den Waffen in der Hand, als mit einem Strick um den Hals zu sterben.

Diese Vorstellungen wirkten. In wenig Tagen stieß eine ansehnliche Verstärkung von handfesten Männern zu ihm, die Waffen und Munition mitbrachten. So verstärkte und versorgte sich la Porte von allen Seiten, und die königlichen Truppen, die Erhohlung von ihrem weiten

Zuge

Zuge brauchten, hinderten ihn nicht daran. Zugleich verstärkte er sich auch moralisch. Er hatte bemerkt, daß Fanatismus ein trefflicher Vorfechter sey. Er hatte demselben also nicht so gesteuert, wie Perier. Die Schwärmer, Konvulsionairs und kleinen Propheten, die sich unter seinen Leuten befanden, hatte er gebraucht, um den Muth und Enthusiasmus dieser zu nähren und zu verstärken. Von ihnen ließ er sich, wenn er einen Zug zu thun im Begriff stand, immer in voraus Sieg prophezeyhen. Er selbst predigte von Zeit zu Zeit, besonders seit seiner lezten Krankheit, und vermehrte dadurch das Vertrauen, das man allgemein auf ihn setzte, bis auf den höchsten Grad. Aber eben dieser schwärmerische Eifer, den er mit den übrigen in die Wette zeigte, brachte ihm den Tod. Als er eines Sonntags mit der allerhöchsten Anstrengung Psalmen sang, öffneten sich plötzlich alle seine Wunden. Ein heftiges Fieber schlug dazu, und ward sechs Tage nachher tödtlich. Die Bestürzung und Rührung der Camisarden läßt sich nicht mit Worten ausdrücken. Ihr Verlust war um so gefährlicher jetzt, da sich die königlichen Truppen um die

Hälfte vermehrt, von neuem wider sie in Bewegung sezten. Sie hatten keine Zeit zu verlieren. Roland ward an la Portens Stelle zum Hauptanführer ernannt, und man leistete ihm einmüthig den Eid der Treue. Sie kannten ihn als einen entschlossenen, klugen Mann, und erwarteten mit Ungeduld den Zeitpunkt, wo sie einen neuen entscheidenden Schritt zur Vertheidigung ihres Lebens und ihrer Rechte unter seiner Anführung thun sollten.

Die Camisarden hatten jezt nicht bloß mehr auf ihren wilden Muth zu rechnen, der sie anfangs beständig siegen ließ: sie waren förmlich exerziert und an Taktik gewöhnt worden. Roland war Soldat gewesen, und verstand die militärischen Handgriffe aus dem Grunde. Ueber Mannszucht und Subordination war bey ihnen von jeher streng gehalten worden. Ihr Muth und Enthusiasmus thaten das übrige. Ihr Aufzug und ihre Bewaffnung waren freylich sehr seltsam. Ihre Flinten waren bald kurz, bald lang. Im Gürtel trugen sie Pistolen und an der Seite Säbel, Bajonette und Degen von jeder Form und jeder Fabrik. Beile, Sensen, Forken

ken und Piken ſezten dieſem abentheuerlichen Heergeräthe die Krone auf.

Ihre Kleidung war noch weniger im Stande, Achtung zu erwecken: ſie war ſchmuzig, geflickt und zerlumpt. Aber das Ganze gab einen gewiſſen, finſtern, räuberiſchen und mörderiſchen Anblick, der ſehr auf Schrecken wirkte.

Uebrigens war ihr ganzes Korps in Kompagnien von hundert Mann vertheilt, deren jede einen Brigadier an der Spize hatte, unter dem wiederum ein Lieutenant und vier Unteroffiziere ſtanden. Der Anführer des Ganzen hatte den Titel General, den der Kriegsrath dem Roland zuerſt ertheilt hatte.

Roland war noch nicht fünf und zwanzig Jahre alt, als ihm die Anführung ſeiner Leute übertragen ward. In frühern Jahren hatte er als Dragoner gedient. Er war ein großer, nervigter, regelmäßig gewachſener Mann, mit ſchwarzem Bart und männlichem Geſicht. Er hatte viel geſunden Verſtand und einen unerſchütterlichen Muth.

Sobald er das Kommando übernommen hatte, theilte er ſein Korps in drey verſchiedene Hau-

ſen, den einen von dreyhundert, den andern von vierhundert, den dritten von vier- bis fünfhundert Köpfen. Den erſten ſchickte er ab, um die Berge von Poitieres, und den zweyten, um die von Auſerre zu beſetzen. Er ſelbſt nahm mit dem dritten eine Stellung, die mit den beyden übrigen einen Triangel bildete, der ungefähr einen Strich von drittehalb Meilen umfaßte. Dieſe Stellung hatte Roland gewählt, um theils die königlichen Truppen auf mehrern Seiten zu beſchäftigen, theils ohne Zeitverluſt einen Haufen zu dem andern werfen zu können, wenn er von einem überlegenen Feinde angegriffen würde, theils ſie alle drey ohne Zeitverluſt zu vereinigen, wenn er der ganzen Macht bedürfte. Uebrigens war der Strich, den ſie beſetzt hielten, beſonders die Gegend, wo Roland ſtand, Meilenweit in die Runde mit Häuſern beſetzt, aus deren Bewohnern ſich die Camiſarden zum Theil zuſammen gezogen hatten. Das Land umher war ganz von Reformirten bewohnt und auf ihrer Seite. Solchergeſtalt konnten ſie ſich, wenn Noth an Mann trat, aus der Mitte dieſer bis auf drey und vier tauſend Köpfe verſtärken. Endlich hatten ſie auch noch

ihre

ihre Wälder in der Nähe, die ihnen beſtändig einen ſichern Zufluchtsort gewährten; und an Lebensmitteln, Waffen und Munition hatten ſie keinen Mangel.

Uebrigens kampirten ſie nicht regelmäßig, wußten kein Lager abzuſtecken, und hatten keine Zelter. Gegen Wind und Wetter ſchüzten ſie ſich ſo gut ſie konnten in Klüften, unter Bäumen, oder Schuppen. Um ſich her hatten ſie eine Menge Vorpoſten ausgeſtellt, die es unmöglich machten, unentdeckt zu ihnen vorzudringen. Jeder Unbekannte oder Verdächtige wurde auf den geringſten Argwohn niedergeſchoſſen. Rolands Befehle waren über dieſen Punkt beſonders gemeſſen und ſtrenge. So kam es, daß eine Menge Kundſchafter von Seiten der königlichen Truppen, aufgebracht und hingerichtet wurden. Die davon kamen, hatten ihre Entdeckungen gemeiniglich nur von einem Baum, oder einem Berge herab machen können. Deshalb waren die Berichte, die ſie zurück brachten, höchſt unvollſtändig, dunkel und verworren, und nur dies brachte man aus den verſchiedenen Ausſagen heraus, daß überall Camiſarden herum-

ſchwärmten. Einige wollten ſie in den Bergen von Boutieres, andere in den Gebürgen von Auſerre, noch andere in den ihnen entgegen geſetzten Gebürgen geſehen haben. Unzählige Camiſarden! ſagte der Herr von Julien. Er glaubte es nicht; aber man zwang ihn bald, es zu glauben.

Da man dieſe Spionen für verdächtig hielt, ſo ſchickte man einige Detachements aus, denen man ſie als Führer zugab, mit der Drohung, ſie zu henken, wenn ihre Ausſagen nicht beſtätigt gefunden würden. Aber ſie waren ihrer Sache gewiß und führten die Truppen mit Zuverſicht nach den beſchriebenen Gegenden. Wo ſie hinkamen, ſtellten ſich ihnen Camiſarden entgegen; da ſie aber keinen Befehl zum Schlagen hatten, ſo recognoſcirten ſie dieſelben blos, und berichteten nachher, was ſie geſehen und gefunden hatten.

Roland ward von ſeinen Spionen nützlicher bedient. Er erfuhr durch ſie alles bis auf die kleinſten Bewegungen des Feindes. Herr von Julien hatte nach Hofe geſchrieben, und Roland wußte wörtlich, was er geſchrieben hatte. Sein

Brief

Brief war an den Principalminiſter von Chamillard gerichtet und folgenden Inhalts geweſen: Der Graf von Broglio hätte die Lage der Angelegenheiten in den Sevennen nach der Wahrheit berichtet, und das Uebel wäre ſogar nach ärger, als er es geſchildert hätte. Die Camiſarden wären gegen Zehntauſend Köpfe ſtark, wären gut bewaffnet und exercirt, und verheerten in den Gebirgen alles um ſich her, drohten auch, in die Ebene herab zu kommen. Man würde verſuchen, ſie in Zaum zu halten; aber ohne Verſtärkung der Truppen würde es nicht mit Nachdruck geſchehen können.

Und wirklich erſchienen die Camiſarden bald in der Ebene. Sie hatten in einem Kriegsrathe beſchloſſen, bis vor die Thore der umliegenden Städte zu ſtreichen. Mit Nismes wollten ſie den Anfang machen. Hundert Camiſarden zogen dahin. Catinat, einer ihrer Anführer, auf welchen Roland großes Vertrauen ſezte, war an ihrer Spitze. Der Name dieſes Mannes war eigentlich Morel, weil er aber in Piemont unter dem Marſchal von Catinat gedienet hatte, ſo hatte er deſſen Namen angenommen.

Als der Souverneur von Niemes Nachricht bekam, daß man einen bewaffneten Haufen heranziehen sähe, schickte er funfzig Dragoner ab, um ihn zu beobachten. Catinat zeigte sich an der Spitze von nur vierzig Köpfen. Die Dragoner sprengten auf ihn zu. Er floh und zog sie dadurch allmählich von der Stadt ab in ein Thal, wo seine übrigen Leute im Hinterhalte lagen. Die Dragoner sprengten unordentlich hinter ihm her, plötzlich wurden sie von einem mörderischen Feuer empfangen. Einige wichen, andere sezten sich wieder. Aber die Camisarden, die hier und da hinter Hecken und Bäumen versteckt standen und von allen Seiten lebhaft feuerten, brachten sie bald ganz in Unordnung und schlugen sie förmlich in die Flucht. Ein Camisarde von sechszehn bis siebzehn Jahren, klein und unansehnlich von Figur, warf sich einem Dragoner in den Weg, schoß ihn vom Pferde herunter, sprang auf dasselbe, sprengte hinter die Fliehenden her, fiel mit dem Säbel in der Hand, bald auf diesen bald auf einen andern, und verfolgte den Rest bis nahe vor Niemes, wo er ihn seiner Betäubung überließ und darauf ruhig zu seinen Leuten zurück sprengte.

Gegen

Gegen vierzig Dragoner blieben in dieſem Gefechte. Die Camiſarden erbeuteten mehrere Pferde und verlohren nur vier Menſchen. An ſich war dies Handgemenge nicht wichtig; aber die Folgen deſſelben waren es, und auſſerdem hat ſich während deſſelben in der Perſon des Cavalier (ſo hieß der junge Camiſarde) eine Art von Wunder angekündigt, das ihren wilden Enthuſiasmus ſtärker aufregte.

Catinat ſtreifte fünf oder ſechs Tage in der Gegend von Nismes umher, während die königlichen Truppen nicht die mindeſte Bewegung machten, den erlittenen Schimpf abzuwaſchen. Er benuzte dieſe Unthätigkeit, und ſie brachte ihm mehr Vortheile als die Niederlage von funfzig Dragonern. Reformirte und Katholiken beeiferten ſich in die Wette, erſtere vor Freuden und leztere vor Furcht, ihm Lebensmittel, Waffen und Bley zuzuführen; und obgleich er, beſonders von ſeinen Glaubensgenoſſen, viel erwartet hatte, übertraf ihre Unterſtüzung ſeine Erwartung doch. Schon unter La Porte hatten die Reformirten in den Gebirgen ihren Glaubensgenoſſen in der Ebene zugeſezt, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache

zu machen und der Religionseifer wäre an sich schon wirksam genug gewesen, sie dazu zu vermögen; indeß waren sie bis jetzt unentschlossen geblieben, weil sie auf der einen Seite von dem Verlangen die Fesseln ihres Gewissens zu zerbrechen und ihre natürlichen Rechte wieder geltend zu machen, zwar angezogen, auf der andern Seite aber durch die Furcht vor Folter, Galgen und Rad die den Empörern auf dem Fuß folgten und wovon sie schreckliche Beyspiele gesehen hatten, zurück gestossen wurden. Es kam also darauf an, ihnen Schlüssigkeit beyzubringen. Dies Geschäft war dem Catinat als Hauptsache bey seinen jetzigen Streifereyen von Roland anempfohlen worden. Es bedarf wenig, einmal erhitztes Volk zu gewinnen. Der kleine Vortheil, den sich Catinat diesmal erfochten hatte, blendete und ermunterte die Reformirten; sie nahmen ihren Entschluß und versprachen alles zu thun, was er seiner Aufträge gemäß von ihnen verlangen würde. Roland ward hievon benachrichtiget und er mußte diese vortheilhafte Erklärung. Wir wollen etwas näher untersuchen, was er dadurch gewann:

Wenn

Wenn man aus den Sevennen herabſteigt, tritt man in ein weitläuftiges reizendes Thal, das man la Vaunage nennt. Es ſchließt ſich an eine weitläuftige Ebene, die gegen Morgen Nismes, gegen Mittag das Meer und gegen Abend den Fluß Vidourles hat. Ebene und Thal bilden zuſammen eine einzige Landſchaft, die ſo bevölkert und mit Häuſern und Dörfern ſo beſäet, und zugleich ſo fruchtbar und lachend iſt, daß es die Reformirten früherer Zeiten das kleine Canaan nannten. Vor dem Widerruf des Edikts von Nantes zählte man mehr als dreyßig reformirte Kirchen darin, und jetzt noch machten ſie den größten Theil der Bewohner aus, obwohl dem Schein und Namen nach, als Neubekehrte. Roland wollte auch nicht, daß ſie auf der Stelle dieſe Maske abnehmen ſollten. Es war ihm genug, ſich ihrer verſichert zu haben, um gelegentlich bey ihnen einen Zufluchtsort zu finden und von ihnen Mannſchaft, Munition und jede andere Unterſtützung zu erhalten.

Nach dieſer Vorbereitung alſo konnten ſich die Camiſarden allmählig über die Ebene verbreiten und bis vor die Thore der Städte ſtreifen.

Rolands Plan, die ganze Provinz und selbst die anstoßenden in Krieg zu verwickeln, näherte sich auch seiner Ausführung dadurch, und dieser war nichts weniger als chimärisch, weil die Landschaften Vivares und Rovergue den Geist des Aufruhrs nährten und sogar schon Rolanden durch ihre Botschafter hatten befragen lassen, wie und durch welche Mittel sie am bequemsten zu den Waffen greifen könnten.

Catinat war von neuem mit etlichen und sechzig Pferden abgeschickt worden. Jeder Reiter hatte einen Fußknecht hinter sich auf dem Pferde. Dies war ziemlich die ganze Reiterey der Camisarden, und sie war bestimmt, Pferde in der Camargue, (einer morastigen Landschaft, welche von Baucaire bis Cette die Rhone entlang streicht) aufzugreifen, deren die Bewohner in großer Menge ziehn, und die sie so lange wild herum laufen lassen, bis sie dieselben brauchen, oder verkaufen wollen. Es ist eine gute Pferderace, zwar klein, aber stark, flüchtig und unverwüstlich. Roland wollte eine Art leichter Reiterey damit beritten machen.

Catinat

Catinat zog auf Umwegen zu dieſer Unternehmung ab, um nicht auf die königlichen Truppen zu ſtoßen. Aber er erfuhr bald, daß man in Nismes Nachricht von ſeinem Zuge hätte, und daß der Oberſte von Saint-Sernin mit ſeinem Dragonerregiment ausgerückt wäre, um ihn abzuſchneiden. Er ſetzte ſich alſo in einer Gegend, durch die der Oberſte kommen mußte, wenn er an ihn wollte.

Man ſtelle ſich eine Landſtraße vor, die auf beyden Seiten eine halbe Stunde weit durch Weinberge eingeſchloſſen iſt. Catinat verſteckte ſeine Fußknechte in den Vertiefungen und hinter den Schutzmauern dieſer Weinberge, einen halben Büchſenſchuß von der Straße entfernt, und ſeine Reiter poſtirte er oberhalb der Gegend, wo die Weinberge angingen dergeſtalt, daß ſie die Spitze des Regiments angreifen konnten, während deſſen Mittelzug durch den Hinterhalt beſchäftigt würde. Cavalier befehligte den kleinen Haufen Kavallerie, und Catinat ging zu ſeinen Poſten in den Weinbergen zurück und befahl ſeinen Leuten die tiefſte Stille an. Der Vortrab des Dragonerregiments erſchien bald. Man ließ ihn

ruhig vorbey. Sobald aber das Mittel des Regiments vorüber war, gaben die Camisarden plötzlich und abgemessen Feuer, und Reiter und Pferde stürzten verwundet oder todt über einander. Der Oberste von Saint-Sernin versuchte voll Entschlossenheit und Wuth, seine Leute zusammen zu halten; aber vergebens; die Pferde drängten und verwickelten sich zwischen und in den Weinpfählen und Ranken, stürzten und warfen ihre Reiter ab und der Oberste selbst war gezwungen, sich so gut er konnte durchzureissen und durchzuhauen. Alles floh; aber während Cavalier unter dem Vortrabe metzelte und die Flüchtlinge zurückwarf, drang Catinat an der Spitze seiner Handvoll Fußknechte mit aufgepflanztem Bajonet hervor und stieß alles nieder, was ihm in den Wurf kam. Zwey Drittheile des Regiments blieben in diesem Handgemenge. Die Camisarden verloren nicht mehr als sechzehn Menschen und bemächtigten sich über hundert Pferde.

Unterdessen war Cavalier, der vor Ungeduld sich auszuzeichnen brannte, dem Obersten von Saint-Sernin auf den Huf nachgesprengt, und

diesen rettete nur der Umstand, daß sein Pferd besser lief. Vor Nismes brachte er einige Trümmer von seinem Regimente wieder zusammen und zog mit denselben, von seiner Geringschätzung der Camisarden aus dem Grunde geheilt, in die Stadt.

Catinat war mit dieser Unternehmung zufrieden und verschob den Zug nach der Camargue bis auf eine andere Zeit. Die Todten ließ er ausziehen, die Sorge für die Verwundeten überließ er dem Feind, und so zog er mit seinen Camisarden, die nun größtentheils die Uniform des Dragonerregiments von Saint-Sernin trugen, in seine Berge zurück.

Die Bewohner von Nismes sahen mit Schrecken ein Regiment zusammen gehauen, das für eins der bravsten galt, und ihre Bestürzung theilte sich dem ganzen Niederlanguedoc mit. Kalte Ueberlegung hätte die Einwohner über diesen Punkt beruhigen sollen. Es waren damals vierzehn bis funfzehntausend Mann guter Truppen in der Provinz, die zum Theil aus Deutschland und Flandern, zum Theil aus Italien gekommen waren, wo sie, wenn auch nicht immer

gesiegt, doch dem Feinde die Uebergewalt streitig gemacht hatten. Doch vermehrte vielleicht eben dieser Umstand das allgemeine Erstaunen. Man sah', daß eben diese Truppen überall geschlagen wurden, wo sie sich zeigten, und daß sie überhaupt bey ihren Unternehmungen gegen die Camisarden von einem gewissen Zuge von Ekel oder Ueberraschung gemeistert wurden, der ihren Muth abstumpfte. Für den Offizier war es verdrüßlich und abschreckend, mit Leuten zu thun zu haben, die schon in voraus zum Holzstoß oder zum Rade verurtheilt waren, und deshalb wilde Wuth und Verzweiflung mit zum Gefechte brachten, während sie der Soldat, der weniger räsonnirte, für eben so viel Hexenmeister und Teufel hielt. Sonach stritten für die Camisarden Vernunft, Vorurtheil und eine unwillkührliche Muthlosigkeit, die durch ihre wüthende Vertheidigung beständig neue Nahrung erhielt.

Dies vermehrte das Selbstvertrauen und die Kühnheit der Letztern. Catinat ward zum drittenmal abgeschickt. Er war durch die Ebene nach der Camargue gezogen und hatte dort eine beträchtliche Anzahl von Pferden aufgebracht, und

und eine Menge Flinten und anderer Waffen zuſammen gerafft, auf Mauleſel geladen und ſie nach dem Hauptquartier tranſportirt. Er ſelbſt hatte dieſen Tranſport gedeckt, und unterwegs weder königliche Truppen noch andere Hinderniſſe vorgefunden. So war er bis nahe an die Brücke bey Candiac gekommen, die dort über die Vitre, einen ſchmalen aber tiefen und reiſſenden Fluß, geſchlagen iſt. Er erfuhr, daß ein feindliches Korps dieſe Brücke beſetzt hielt. Er überlegte noch, wozu er in dieſer Verlegenheit greifen ſollte, als ihm die zweyte Nachricht zukam, daß ſich eben dies Korps zurückgezogen hätte. Er ſchikte funfzig ſeiner Leute ab, um ſich, wenn die Nachricht gegründet wäre, der Brücke zu bemächtigen, im entgegen geſezten Fall aber ohne Zeitverluſt wieder zu ihm zu ſtoßen. Er ſelbſt folgte ihnen langſam und in geſchloßnen Gliedern aus der Ferne nach.

Cavalier, der das kleine Detachement befehligte, fand wirklich die Brücke frey, ſetzte ſich bey derſelben und gab dem Catinat Nachricht davon. Aber bald ſah er die königlichen Truppen beträchtlich ſtark wieder heranrücken. Er

hatte Urſache zu fürchten, von ihnen überwältigt zu werden, erwartete ſie aber doch feſten Fußes, weil er auf ſchleunige Hülfe von Seiten Catinats rechnete. Dieſer kam auch wirklich noch zur rechten Zeit den königlichen Truppen zuvor, ſtellte ſich ihnen in geſchloßnen Gliedern entgegen und griff ſie ſo wüthend an, daß ſie wichen. Zum Unglück bekam er eine Wunde, die ihn zum Fechten unfähig machte. Die königlichen Truppen ſetzten ſich wieder und die Camiſarden wehrten ſich nicht mehr mit ihrer gewohnten Entſchloſſenheit. Plötzlich trat Cavalier an ihre Spitze und rief: Mir nach, Brüder! Sie ſind geſchlagen, wenn ihr mir folgt! — Auf dies Wort ſetzten und faßten ſich die Camiſarden augenblicklich wieder, ſtürzten auf den Feind los und brachten ihn von neuem in Unordnung. Cavalier rief ſeine Leute zurück, die den Flüchtlingen zu hitzig nachſetzten, lud den Catinat und die übrigen Verwundeten auf Pferde, ließ auf dem Schlachtfelde vierzehn von ſeinen Leuten todt zurück, und marſchirte in ſo guter Ordnung weiter, daß ein neues Korps königlicher Truppen, welches ihm auf den Ferſen

folgte

folgte und gerne an ſeine Konvoy wollte, ihm keinen Vortheil abgewinnen konnte. So kam er ohne Verluſt in dem Hauptquartire der Camiſarden an. Seine Leute glaubten, der heilige Geiſt ſtritte aus ihm, und die königlichen Truppen, der Teufel. Beyde irrten. Fanatismus und Verzweiflung ſtritten aus dieſem Bäckergeſellen, der für ſeinen Muth mit dem Himmel belohnt zu werden hoffte, während die königlichen Soldaten, die einem irdiſchen Könige dienten, nur auf ihre gewöhnliche Löhnung rechnen konnten.

Unterdeſſen hatten der Graf von Broglio und Herr von Julien ernſtlich darauf gedacht, der Inſolenz dieſes neuen Anführers der Camiſarden Einhalt zu thun. Hinter ihrer anſcheinlichen Unthätigkeit war der Plan, ihn einzuſchließen und ihm entweder unter den Säbel oder unter das Rad zu bringen, verſteckt geweſen. Ihre Truppen hatten ſich allmählig aller Zugänge in die Gebirge bemächtigt. Cavalier hatte zwar alle ihre Bewegungen ausforſchen laſſen, war aber ihrem Plane zu ſpät auf die Spur gekommen. Er hatte ſich aus dem Gebirge in die Ebene geworfen und erfuhr bald, daß er nicht zurück,

und von Roland, im Fall er angegriffen würde, nicht unterſtützt werden könnte. Aber er ſetzte ſich nicht blos vor, dieſe Verlegenheit zu heben, er wollte ſogar den Feind in ſeiner eigenen Schlinge fangen, und ſein Plan verunglückte nicht.

Ein Korps königlicher Truppen hielt einen Paß beſetzt. Cavalier beſchloß, daſſelbe zwiſchen zwey Feuer zu nehmen, und darüberhin in das Gebirge zu dringen. Die Schwierigkeit, dem Roland von dieſem Plane Nachricht zu geben, hielt ihn nicht ab. Seine Leute kannten Schlupfwege, die ſie ſich von wilden Thieren hatten zeigen laſſen, und kletterten über Abgründe hin, in welche andere geſtürzt ſeyn würden. So ſpielte er dem Roland einen Brief zu, worin er ihn bat, an einem gewiſſen beſtimmten Tage vor Anbruch der Sonne mit vierhundert Mann in der Gegend des erwähnten Paſſes ſich zu zeigen. Er meldete ihm, daß der Feind denſelben mit ſechshundert Mann beſetzt hielt, und daß er ihn im Geſichte mit zweyhundert Mann angreifen wollte, während er von ihm im Rücken mit vierhundert Mann angegriffen würde.

Roland

Roland fand ſich zur geſetzten Zeit mit fünf hundert Mann ein. Aber ſey es, daß Cavalier, der ſich dem Feinde unter Beyſtand einer finſtern Nacht genähert, eine günſtige Gelegenheit ihn anzugreifen gefunden, oder daß er von einer vermeynten göttlichen Regung ergriffen, ſich den Sieg als unausbleiblich prophezeyht, oder daß er dem ſehr menſchlichen Triebe, allein und ohne Beyhülfe einen glänzenden Streich auszuführen, nachgegeben hatte: genug, er warf ſich, als der Tag kaum grauete, mit ſolcher Wuth auf den Feind, daß dieſer in Unordnung kam und ſeinen Poſten verließ. Roland kam gerade dazu, als die königlichen Truppen von allen Seiten auseinander fuhren, ſtürzte ſich mit ſeinen Leuten unter ſie und mezelte fürchterlich. Der Sieg war vollſtändig auf der Seite der Camiſarden. Sie verloren kaum vierzig Menſchen; aber die königlichen Truppen hatten gegen vierhundert auf dem Platze gelaſſen. Roland lobte mehr den Erfolg der Unternehmung Cavaliers, als die Unternehmung ſelbſt, wie es bey ähnlichen Vorfällen immer iſt, die dem Unternehmer, je nachdem der Ausſchlag fällt, entweder das Schaffot oder den Lor-

beerkranz verdienen. Indessen ließ er der Entschlossenheit Cavaliers alle Gerechtigkeit widerfahren, vereinigte sein Korps mit dem seinigen, und so waren sie im Begriff, unter dem Gewirbel der Trommeln zurück zu marschieren, als sie vernahmen, daß sich neue Truppen sehen ließen, und Bewegungen machten, wodurch sie das Gefecht erneuern zu wollen schienen. Als aber Roland seine Truppen Fronte machen ließ, und die Verstärkerung gleichsam heraus forderte, ließ es diese damit genug seyn, daß sie ihn eine Zeitlang zu erwarten schien und sich bald nachher ganz zurück zog. Nun rückten die Camisarden gleichfalls in ihr Hauptquartier.

Hier hielten sie einen Kriegsrath, in welchem beschlossen wurde, daß sie sich, um dem Feind einen großen Begriff von ihrer Stärke zu machen, überall und auf allen Seiten zeigen, und dadurch die königlichen Truppen, sich zu theilen und ihren Entschluß die Ausgänge des Gebirges besezt zu halten, aufzugeben zwingen wollten. Achthundert Camisarden wurden unter Cavalier zu diesem Behuf abgeschickt, und Roland behielt den Rest für sich, um in den

obern

obern Sevennen zu agiren, seine Magazine und Zufluchtsörter zu decken, und auf alles ein wachsames Auge haben zu können.

Unterdessen war Catinat von seinen Wunden noch nicht ganz wieder hergestellt. Zwar war er einer der ersten gewesen, die Cavaliers Entschlossenheit und Geistesgegenwart nach Verdienst anerkannt hatten; aber er konnte es doch nicht ohne inneres Nagen ansehen, daß er ihm jetzt vorgezogen würde. Er ließ sich auch im Kriegsrathe darüber aus. Ich kann die Wahl eines neuen Chefs in Cavalier nicht mißbilligen, sagte er: aber ein Zug von Ehrgeiz, dessen ich nicht Meister bin, erlaubt mir nicht, unter ihm zu dienen, da er vorher unter mir gedient hat. Man stellte ihm vor, daß man, da er noch nicht völlig wieder hergestellt wäre und bey den gegenwärtigen sehr dringenden Umständen, dem Cavalier das Kommando des ganzen Korps zwar gegeben hätte, daß man es aber, sobald er ganz wieder besser wäre, theilen und ihm

ihm die eine Hälfte übertragen würde, um damit in Vivares zu agiren. So ward dieser Punkt abgethan, der die innere Ruhe der Camisarden leicht hätte erschüttern können.

Plötzlich zeigten sich überall Camisarden. Von fünf Seiten her kamen Couriere, und ihren Berichten nach, hatten sich unzählige Camisarden zu ein und eben derselben Zeit hier und dort und überall gezeigt. Die Befehlshaber der königlichen Truppen sahen wohl, daß man Detachements für Armeen angesehen hätte; da sie aber doch fürchteten, daß die Camisarden ihre ganze Macht nach Niederlangue doc werfen möchten, um das Land zu verheeren: so schickten sie nach allen Seiten Truppen aus, um die Rebellen zu verjagen, und zogen sogar einige Detachements aus Vivares zurück, wo man gefürchtet hatte, daß die Camisarden herausbrechen würden. Auf diese Weise hatten also leztre ihren Endzweck erreicht.

Sobald Roland den Rückzug der königlichen Truppen erfuhr, benachrichtigte er den Cavalier

Cavalier davon und dieſer ſandte ſogleich vier, hundert Mann ab, die unter Catinat agiren ſollten. Die wichtigſten Poſten, welche die königlichen Truppen an den Gränzen von Vivares aufgegeben hatten, wurden ohne Aufſchub von Camiſarden beſetzt.

Cavalier konnte mit ſeinen vierhundert Leuten nichts gewaltthätiges anfangen, mußte alſo ſeine Zuflucht zur Liſt nehmen. Die königlichen Truppen waren überall und zahlreich in Bewegung. Er zog ſie alſo bald hierhin bald dorthin, neckte ſie unausgeſetzt, fiel ihnen in den Rücken, griff ihre Bagage an, und keine dieſer kleinen Unternehmungen blieb ohne Erfolg und Beute.

Unterdeſſen näherte ſich das Oſterfeſt. Die Camiſarden begingen es ſehr feyerlich, wo und unter welchen Umſtänden ſie ſich auch befanden. Cavalier wollte den erſten Tag deſſelben auf einem Vorwerke nicht weit von Alais feyern. Alle ſeine Leute waren beyſammen und auſſer ihnen noch eine Menge von Reformirten aus der umliegenden Gegend.

Wäh-

Während ſie auf ihre Weiſe Gott dienten, wollten ihm die Katholiken auf ihre Weiſe dienen und die Feyer des Oſterfeſtes durch Ströme von Ketzerblut verherrlichen. Die Beſatzung von Alais war ungefähr eilf bis zwölfhundert Mann ſtark. Ein Haufen bewaffneter Bürger ſchlug ſich zu derſelben, und zog mit ihr durch die Prieſter angefeuert aus. So ſtürzten ſechszehn bis achtzehnhundert Mann auf vierhundert, nicht ſo wohl zu einem Kampfe, als vielmehr zu einem übermächtigen Morde.

Die Nachricht von ihrem Zuge lief vor ihnen her. Der Gottesdienſt der Camiſarden ward unterbrochen. Cavalier arbeitete, die Faſſung wieder herzuſtellen, als entſchloßner Anführer und als Prophet zugleich. Die Fremden ſchickte er fort, weil ſie nicht Zeit dazu hatten, und mit ſeinen Leuten hielt er noch einmal eine Betſtunde, während welcher er in Verzuckungen fiel und unausbleiblichen Sieg vorherſagte. Alles flammte von wilder Andacht und wilder Wuth.

Er

Er war entſchloſſen, den Feind feſten Fußes zu erwarten. Er ſtellte ſeine Leute hinter einem alten Gemäuer, das ſie bis an den Gürtel deckte und ihnen gleichſam zu einem Parapet diente. Der Feind war früh und ohne Geräuſch ausgezogen und hatte geglaubt, die Schildwachten niederſtoßen und die Verſammlung überraſchen zu können. Als ſie aber die Camiſarden im Gewehre fanden, waren ſie gezwungen ſie förmlich anzugreifen. Letztere wichen durch Rücken ihrem erſtern Feuer aus, und dann ſtürzten ſie, während ſie ihren gewöhnlichen Schlachtpſalm *) anſtimmten, aus ihren Verſchanzungen hervor, feuerten ab, warfen ſich, immer noch mit Geſang, auf den Feind, der auseinander fuhr und ſich bey der allgemeinen Beſtürzung nicht wieder faſſen konnte.

Die

*) Dieſer Pſalm hub ſo an:

Que Dieu ſe montre ſeulement
Et l'on verra dans le moment
Abandonner la place:
Le Camp des Ennemis épars,
Epouvanté de toutes parts,
Fuira devant ſa Face. etc.

Die Camiſarden ſetzten ihm wüthend nach und ſchlugen ihn bis nach Alais hinein. Kaum daß man die Thore vor ihnen ſchließen konnte. Alle Glocken in der Stadt wurden angezogen und die Kanonen auf der Citadelle abgefeuert, vermuthlich um die Camiſarden zu verſcheuchen, die ſich aber dadurch nicht irre machen ließen, ſondern den Reſt des Tages in den Vorſtädten blieben und ſich erfriſchten. Jede ihrer Schildwachen, die ſie ausſtellten, ward Prediger bey dieſer Gelegenheit und ſchrie aus allen Kräften den Einwohnern Vorwürfe zu, daß ſie auf ſolch eine unanſtändige Art das Oſterfeſt hätten feyern wollen.

Gegen Abend kehrte Cavalier nach dem Schlachtfelde zurück, auf welchem der Feind mehr als zweyhundert Todte gelaſſen hatte. Von da zog er nach dem Vorwerke, wo er bis gegen Abend des folgenden Tages ausruhete und dann einer Verſtärkung von zweyhundert Mann, die er von Roland unterwegs wußte, entgegen ritt und dieſelbe wirklich zu ſich ſchlug.

Unterdeß hatte der Gouverneur von Anduze, auf die falſche Nachricht, daß Cavalier jezt in der Gegend von Uſes ſtände, mehrere Wagen mit Munition unter einer Begleitung von zweyhundert Mann nach St. Hippolite abgeſchickt. Cavalier ward davon benachrichtigt und wollte dieſe treffliche Gelegenheit nutzen. Er ſchickte dreyhundert Mann mit zwey ſeiner geſchickteſten Offiziere ab, die ſich während der Nacht der Zugänge bemächtigen und ſich in zwey Detachements ſo poſtiren mußten, daß ſie jene Eskorte zugleich an der Spitze und am Ende angreifen konnten. Alles ging nach Wunſch. Die Eskorte wurde niedergehauen und die Wagen wurden in den Wald von Desfort gebracht. Man fand auf denſelben eine Menge Flinten, Pulver, Kugeln, Montirungen, Hüte, Strümpfe und Schuhe für das Regiment Cordes. Cavalier kleidete mit leztern ſeine Leute und das übrige ſchickte er nach dem Hauptmagazine der Camiſarden.

Unterdeſſen hatte zwar Roland in den Gebirgen keine Unternehmung von Belang ausgeführt; aber er hielt doch die königlichen Truppen und die Katholiken dort herum beſtändig in Furcht.

Er war des Landſtriches, den er beſezt hielt, völlig Meiſter, und das reformirte Bekenntniß beging öffentlich unter ſeinem Schutze ſeine Religionsübungen. Auſſer ſeinen feſten und gut bewachten Höhlen, die er zu Hoſpitälern, Arſenalen und Proviantháuſern brauchte, hatte er auch dort Pulvermühlen, Bäckereyen, Schmieden und andere Werkſtätte, deren er bedurfte, um den Krieg zu unterhalten. Aus ſeinem Lager ſtammten alle Plane und Befehle her, die den franzöſiſchen Hof ernſthaft zu beſchäftigen anfingen, und denen er nicht anders, als durch eine faſt unerhörte Nachgiebigkeit ein Ende machen konnte. Jezt war er indeſſen noch nicht dazu geſtimmt.

Der Graf von Broglio und Herr von Julien wollten endlich größern Ernſt brauchen, als ſie ihre Truppen beſtändig genekt und geſchlagen ſahen. Sie ließen auf einmal fünf bis ſechstauſend Mann auf die Gebirge zu marſchiren. Roland erhielt von der Beſtimmung dieſes Korps die Nachricht, daß es einige Dörfer, die es mit ihm hielten, plündern und verbrennen ſollte. Er hätte Repreſſalien brauchen können, welche die ganze Provinz verheert haben würden, aber dies war

war nicht in ſeinem Plan. Er wollte ſeinem Vaterlande Gewiſſensfreyheit verſchaffen, nicht es verwüſten. Er unternahm es alſo, die königlichen Truppen zurück zu halten, und dazu bedurfte es ſeiner ganzen Macht. Sonach zog er alle ſeine Detachements an ſich. Dies war das erſtemal, daß ſämmtliche Camiſarden beyſammen waren, und auch das letztemal. Sie beſchloſſen in einem Kriegsrathe, den anrückenden Feind nicht in Schlachtordnung zu erwarten, ſondern ihn in Hinterhalte zu locken und nieder zu ſchieſſen. Sogleich wurden auf allen Seiten dergleichen verſteckt, und dies geſchah ſo geſchickt und raſch, daß die königlichen Truppen, die ſehr vorſichtig zu Werke gingen, ohne etwas unternommen zu haben, halt machten, ihre Plane aufgaben und bald ſogar Befehl erhielten, ſich behutſam nach Montpellier zurück zu winden.

Man hatte für dieſen Platz gefürchtet, weil ſich einige Camiſarden dort herum hatten ſehen laſſen, die durch ihre Kundſchafter die Nachricht verbreitet hatten, daß Roland und Cavalier mit ihrer ganzen Macht im Anzuge wären und mittelſt einer Verſchwörung in der Stadt dieſe von

innen und außen zugleich zu stürmen willens wären. Dies Gerücht hatte viel Wahrscheinlichkeit, weil es wirklich viel Reformirte in der Stadt gab, deren Neigung für die Camisarden man kannte; aber ungegründet war es immer, und nur die Folge von einem Stratagem Rolands, das ihm beynah so viel Vortheil stiftete, als eine gewonnene Schlacht. Die königlichen Generale konnten dieses und ähnliche sehr wahrscheinliche Gerüchte ohne Unvorsichtigkeit nicht vernachlässigen. Ihre Wachsamkeit war lobenswerth und vereitelte immer manchen Plan der Camisarden. Ueberdies war der Erfolg, den sie sich mit ihren sechstausend Mann hätten verschaffen können, immer sehr zweifelhaft, denn ausser den Hinterhalten, die auf sie warteten, hatte Roland auch noch eine Menge andrer Reformirten bewaffnet.

Auf der andern Seite hatte Roland auch wohl Ursache zufrieden zu seyn, daß er dem Sturm auf diese Weise vorgebeugt hatte, denn die königlichen Truppen konnten ohne großen Zeitverlust bis auf die Hälfte verstärkt, und mithin die Camisarden doch wohl endlich überwältigt werden und einen desto größern Verlust leiden, da sie diesmal

alle

alle beyſammen waren und mithin, wenn ſie überwunden worden wären, alle auf einmal eine faſt unerſetzliche Niederlage gelitten haben würden.

In den Gebürgen ging alles wieder den vorigen Gang. Roland hatte ſie in Beſitz und blieb Meiſter darinn. Zwey Detachements ſetzten ſich in Auſerre und Velai, während Catinat und Cavalier nach Vivares abmarſchirt waren, wo die Reformirten rührig zu werden anfingen. Die königlichen Truppen eilten hinzu, ihren Einbruch zu verhüten; dies würde ihnen aber nicht gelungen ſeyn, wenn ſich nicht ein widriger Zufall für die Camiſarden mit ihnen verbunden hätte.

Cavalier kam bald bis Bagnas, das letzte Dorf an der Gränze von Vivares. Dort ließ er ſeine Leute, die Tag und Nacht marſchirt waren, ausruhen. Er hatte noch nicht wieder Befehl zum Aufbruch gegeben, als drey Fremde zu ihm kamen, die ſich für Botſchafter aus der Landſchaft Vivares ausgaben. Sie erklärten, daß ſie Auftrag hätten, den Rettern ihrer Glaubensgenoſſen entgegen zu gehn, und ſie auf einem ſichern Wege nach einem beſtimmten Orte zu führen, wo die Mitglieder einer zahlreichen Konfö-

deration ſie erwarteten. Sie ſchienen von allem unterrichtet zu ſeyn, nannten die Häupter der Verſchwörung und gaben ſolch eine Menge kleiner auch dem Cavalier bekannter Umſtände an, daß ſie ſeine Vorſicht überraſchten, ſein ganzes Vertrauen gewannen und ſelbſt zu einem Kriegsrathe gezogen wurden. Dieſe drey Leute waren aber nichts anders, als Kundſchafter, die der Graf von Broglio und der Herr von Julien abgeſchickt hatten, die auf dieſe Weiſe alle Maasregeln Cavaliers erfuhren und deren einen er ſogar zum Uebermaas der Unvorſichtigkeit an ſeine Brüder in Vivarez abgeſchickt hatte, um ihnen den Weg anzuzeigen, den ſie nehmen ſollten. So verrieth Cavalier ſich ſelbſt.

Unterdeſſen ſtanden die königlichen Truppen immer noch in der Gegend von Alais. Dies wußte Cavalier durch ſeine Kouriere, die ab und zu gingen. Aber Herr von Julien, der jetzt die Depeſchen Cavaliers durch ſeine Spione aufgefangen, und auch ſchon auf vorhergegangene Nachrichten dreytauſend Mann in lauter kleinen einzelnen Korps auf Schleifwegen nach Vagnas hin hatte defiliren laſſen, ſtellte ſich jetzt mit dem

Gou-

Gouverneur von Alais, Herrn de la Lande an die Spitze dieser Mannschaft und marschirte gerade auf Cavalier los, den er durch eine Freykompagnie und einen Haufen Miliz, die der Herr von Vagnas anführte, zum Kampfe herauslocken lassen wollte, um zuzufahren, wenn er sich in diesen verwickelte.

Sobald Cavalier Nachricht erhielt, daß sich ein Korps Truppen nach Vagnas her zöge, eilte er demselben entgegen, erreichte es, griff es mit solcher Wuth an, daß es beym ersten Feuer floh, und verfolgte es so hitzig bis an Fluß Ardeche, der von Flüchtlingen und Todten voll war, daß Herr von Julien nicht so schnell herzukommen nicht einmal sich zeigen konnte. Es waren gegen zweyhundert Leute von der Freykompagnie und der Miliz geblieben, da hingegen die Camisarden keinen Mann verloren und nur vier Verwundete zählten.

Als letztere nach Vagnes zurückkehrten, entdeckten sie in einem hohlen Baume einen Officier von den geschlagenen Truppen, und einige Schritte weiter, einen andern hinter einer Hecke. Man führte beyde zu Cavalier, der sie sehr artig em-

pfing. „Sagt mir, ihr Herren, hub er an: wie kann ſich der Herr von Vagnas mit ſolch einer Handvoll Leute gegen mich ſtellen? Sah er mich etwa nicht für voll an?“ — Wahrhaftig, gnädigſter Herr, erwiederte einer der Offiziere: man muß Sie wohl für voll anſehen. Aber ich muß Ihnen als Mann von Ehre die Wahrheit ſagen: Herr von Vagnas war zu voreilig. Wir hatten Befehl nicht eher anzugreifen, als bis wir den Herrn von Julien im Geſicht hätten — „Herr von Julien?“ unterbrach ihn Cavalier. — Ja, gnädigſter Herr, fuhr jener fort: Sie haben Urſache ſich in Acht zu nehmen, Herr von Julien iſt nicht weit und beynah noch einmal ſo ſtark als Sie!

Sogleich ſchickte Cavalier Leute auf Entdeckungen aus und traf noch andere Vorkehrungen. Dann kam er zu den beyden Officieren zurück und ſagte mit einer Kaltblütigkeit, die anfangs ihre Herzensangſt noch peinlicher machte, ſie aber bald davon befreyete: Herr von Vagnas würde

de ſich wahrſcheinlich nicht ſo übereilt haben, wenn ich mir nicht die Mühe gemacht hätte, ihm den halben Weg zu erſparen. — Aber, ihr Herren, nennt mich nicht gnädigſter Herr.. Ich heiße Cavalier ſchlechtweg. Uebrigens ſeyd ihr frey. Geht und macht dem Herrn von Julien meine Empfehlung.

Dieſe beyden Leute, deren einer Lieutenant und der andere Fähndrich unter der Miliz waren, hatten dem Cavalier eine Art von Comödie gegeben, die ſich aber bald an ernſthaftere Dinge anſchloß. Er hörte nemlich den Augenblick, daß Herr von Julien nur noch eine Viertelſtunde entfernt wär. Er hielt Kriegsrath. Man ſtimmte anfangs für Zurückzug, fand ihn aber ſehr ſchwer und gefährlich. Man beſchloß endlich, den Feind zu erwarten.

Cavalier ſetzte ſich am Ausgange eines Waldes. Die königlichen Truppen zeigten ſich ſchon auf der Höhe und rückten in geſchloßnen Gliedern heran, die Infanterie vorauf und die Cavallerie hinterdrein, um ſie zu decken. Ihr hoher Standpunkt ſtellte ſie bloß, und die Camiſarden ſahen

sie kommen, ohne selbst gesehen zu werden. So bald sie sich bis auf einen Büchsenschuß genähert hatten, empfingen diese sie mit solch einem mörderischen Feuer, daß sie zurück prallten. Sie faßten sich aber wieder und antworteten mit solchem Nachdrucke, daß sie die Camisarden warfen, und dann mit aufgepflanztem Bajonet so wild unter sie fuhren, daß Cavalier, der die andringende Uebergewalt sahe: rette sich, wer sich retten kann! zu schreyen gezwungen war. So retteten sich die Camisarden so rasch und doch dabey so regelmässig, daß ihnen der Feind nichts anhaben konnte. Sie hatten überhaupt nur dreyßig Mann verloren, während Herr von Julien nahe an zweyhundert Todte und Verwundete einbüßte. Indeß war dieser Sieg in so fern für letztern wichtig, daß er die Unternehmung Cavaliers auf Vivares rückgängig machte. Er besetzte alle Ausgänge in diese Landschaft, und obgleich Cavalier noch einigemal durchzubrechen strebte, gelang es ihm doch nicht, sondern er mußte seinen Plan aufgeben und wieder zurück ziehen, freylich nicht ohne Gefahr auf Seiten des Herrn von

Ju-

Julien, von deſſen Regimente er einen Theil ganz zu Grunde richtete.

Es liefen neue Berichte von Seiten des Grafen von Broglio und des Herrn von Baville, Intendanten von Languedoc, nach Hofe, die das Uebel ſehr dringend und größer als es immer noch war, ſchilderten. Man verſicherte, daß eine allgemeine Revolution in Vivares und den angränzenden Landſchaften zu fürchten wäre. Alle Tage liefen Beſtätigungen ein, daß dieſe Beſorgniß ſehr gegründet ſey. Der Hof ſchien endlich die Sache auch ernſthaft zu finden, und ſchickte noch mehr Truppen nach Languedoc, als man verlangt hatte. Dem Marſchall von Montrevel gab man das Commando darüber. Sobald er in Languedoc ankam, wurden die königlichen Truppen thätiger und ihre Bewegungen auf allen Seiten lebhafter. Er wollte die Camiſarden auf das Aeuſerſte treiben und deshalb alle Dörfer, die man im Verdacht hatte, daß ſie es mit ihnen hielten, plündern und verbrennen laſſen. Sein heftiger Charakter paßte zu den gewaltſamen Entſchließungen des Herrn von Baville. Er war hartherzig und blutdürſtig, und doch dabey, was

kein seltner Fall ist, lässig und verzärtelt. Er zwang die Camisarder grausam zu werden, und doch hatten seine Unternehmungen gegen sie weder Nachdruck noch Konsistenz, und waren mehr Lustpartheien als ernsthafte Feldzüge. Seine Liebschaften beschäftigten ihn ernsthafter, und die Fanatiker, die er mehr fürchtete, als die Camisarden, waren die schönen Augen seiner Geliebten*).

Roland begriff leicht, daß ein General von seinem Charakter viel Geräusch machen, aber wenig thun würde. Er übertraf ihn also an Thätigkeit und spannte dadurch die seinige bald ganz ab. Er begegnete seiner Mordgier und Verheerungssucht mit Mordgier und Verheerungssucht, beschäftigte ihn auf allen Seiten und hieb ihm nach und nach so viel Leute nieder, daß er bald von neuem um Verstärkung anhalten mußte.

*) Er machte um die Zeit auf eine derselben ein Impromptü, das so anfing:

Les fanatiques, que je cruins, sont vos beaux yeux, silvie etc. etc.

Geſchichte der Camiſarden.

Bey Gelegenheit der jetzigen Revolutionen in Frankreich von neuen erzählt.

Vom Verfaſſer des Moriz.

Zweyte Abtheilung.

Weimar, 1795.
In der Hoffmanniſchen Buchhandlung.

Der Marſchall von Montrevel ließ unter andern das Dorf Mariege verbrennen, ungeachtet es doch gezwungen worden war, den Camiſarden Quartier zu geben. Darüber ſchrieb Cavalier, den Verhaltungsbefehlen Rolands gemäß, an den Marſchall, er möchte ſich künftig dieſer wüthenden Maßregeln enthalten, ſonſt würde er für jedes verbrannte reformirte Dorf zwey katholiſche anzünden, und, wenn dieß nicht auf ihn wirkte, in gleichem Verhältniſſe damit ſteigen.

Der Marſchall achtete nicht auf dieſen Brief, obgleich Cavalier Wort hielt, und zwey ziemlich große Dörfer um Montpellier einäſcherte. Er hatte abermahls zu Veſtris,

einem andern Dorfe, ſich Quartier geben laſſen: auch Veſtris ließ der Marſchall anzünden. Cavalier ſchrieb noch einmahl an ihn, und ſtellte ihm dringend vor, er möchte wenigſtens die Katholiken ſchonen, wenn er die Reformirten nicht ſchonen wollte; er würde ſonſt doppelt und dreyfach mehr katholiſche Ortſchaften, als er reformirte, verheeren. Zu dieſer Drohung fügte er die feyerliche Verſicherung, daß er dieſe Art Krieg zu führen auf das lebhafteſte verabſcheue. Cavalier trauete zwar auch dieſem Briefe keine Wirkung zu, aber er ließ ihn ab, um der Welt kund zu thun, daß man ihn zu dieſen Grauſamkeiten gezwungen habe. Demnach ſchickte er zwey Detaſchements Camiſarden in zwey katholiſche Dörfer, und ließ ſie anzünden; er ſelbſt marſchierte nach Pouls, einem Dorfe, das faſt ganz von Katholiken bewohnt war, und brannte es ab.

So verbreitete ſich überall Schrecken und Jammer. Die Truppen ſchienen dadurch verwildert zu werden. Kaum ließen ſie den unglück-

unglücklichen Einwohnern Zeit, ſich zu retten. Viele wurden von den Flammen ubereilt und verzehrt, viele, die ſich vertheidigen wollten, nieder gemacht. Die Stände von Languedoc, die damahls verſammlet waren, ſandten ihre Klagen über dieſe Verheerungen und deren zu befürchtende Folgen nach Verſailles. Der Hof mißbilligte das Benehmen des Marſchalls. Er verbrannte keine Dörfer mehr; aber ſein gewaltthätiger Charakter litt dieſe Mäßigung nicht lange. Er verübte aufs neue Grauſamkeiten, die andere unglückliche Folgen hatten.

Um dieſe Zeit war Catinat mit vierhundert Mann detaſchirt worden, um in Vivarez einzudringen; aber er hatte die Zugänge ſo ſorgfältig bewacht und der königlichen Truppen ſo viele gefunden, daß er nach vielen beſchwerlichen Hin- und Herzügen nichts zu Stande bringen können, als eine Wiedervereinigung mit Cavalier. Da ſich dieſer hierdurch verſtärkt fühlte, ſuchte er Gelegenheit, dem Marſchall zu zeigen, daß die Camiſarden

nicht so leicht auszurotten seyen, als er zu äussern pflegte, und zwar in einem Tone, als ob er für den Ruhm, sie vertilgt zu haben, auserlesen sey. Rolands Plan war, ihn nachdrücklicher zu beschäftigen, als er erwartet hatte, um dadurch seine Meynung und seinen Ton zu berichtigen. Cavalier brannte vor Begierde, diesen Entwurf auszuführen, und die Gelegenheit dazu bot sich bald von selbst dar.

Der Parteygänger Poul, ein geschickter und muthvoller Officier, wurde für das Schrecken der Camisarden gehalten. Er hatte zwar noch nichts wichtiges gegen sie ausgeführt, aber sich doch berühmt, das Land von ihnen reinigen zu wollen; und man traucte ihm hierin Geschicklichkeit genug zu, weil ihm in Piemont folgender Streich gelungen war, der ihm Ruf verschafft hatte.

Ein Hauptmann, Nahmens Barnaba, der als Parteygänger keinen geringern Ruf hatte, als Poul, hatte sich gerühmt, letztern schlagen zu wollen, wo er ihn fände, war

war aber von dieſem aufs Haupt geſchlagen worden. Er war ſehr aufgebracht über dieſen Streich und die Vorwürfe, die er von ſeinem Chef darüber hören mußte, ſetzten ihn ſo in Hitze, daß er verſprach, ihm in Zeit von vier Tagen Genugthuung zu verſchaffen, und ihm den Kopf des Poul zu überbringen. Dieſer erhielt Nachricht davon. Er machte ſich ſogleich, nur mit zwanzig Mann, nach einem Dorfe auf den Weg, wo ſich Barnabaga mit zweyhundert Mann einquartirt hatte; überfiel ihn und that dieſem Prahler, wie er ihm hatte thun wollen.

Dieſer Poul alſo hoffte dem Oberhaupte der Camiſarden wie dem Barnabaga mitzuſpielen. Ein Paar Ausfälle des Marſchalls, daß er ſo lange zögerte, zu zeigen was er könne, ſetzten ihn vollends in Feuer. Er verlangte nur ein Regiment Dragoner, mit welchem er über den Cavalier herfallen und ihn lebendig oder todt einfangen wollte. Der Marſchall gab ihm zu dem Regimente Dragoner noch ein Regiment Infanterie; und mit

dieſen ging er von Nimes ab, um Cavalier aufzuſuchen.

Dieſer war nicht weit. Sobald er von dem Plan des Poul hörte, ging er ihm auf dem Wege entgegen, den jener nehmen mußte; verbarg ſich in verwachſenen und eng bepflanzten Weinbergen, die ihm zugleich zum Retranſchement dienten. Poul, der ihn hier nicht erwartete, und deshalb immer vorwärts rückte, zog ſich in ein Defilee, welches längſt dieſen Weinbergen hinlief. Cavalier fiel ihn unvermuthet an und brachte ſeine Infanterie, die voran marſchirte, gänzlich in Unordnung. Poul that alles, um ſie zu unterſtützen und zuſammen zu halten; dennoch konnte er nicht verhindern, daß diejenigen, die den Kugeln und dem Tode entkommen waren, ihr Heil in der Flucht ſuchten. Aber ſie liefen den Tod in die Hände, denn Catinat, der mit der cavaliſardiſchen Reiterey in der Nähe war, hieb ſie nieder. Verzweifelnd warf ſich Poul mit ſeinen Dragonern in die Weinberge und auf die Camiſarden, aber die Dragoner verwickelten

ten

ten ſich in den Hecken und Reben und kamen in Unordnung. Poul drang dennoch wie ein Wüthender vor, und auf Cavalier los, den er zu erkennen glaubte. Auf einmahl traf ihn ein Piſtolenſchuß. Seine Officiere riefen ihm zu: Sitzen Sie auf, Herr Hauptmann! Er beſtrebte ſich noch, wieder aufzuſitzen, als ihm ein Säbelhieb den Kopf ſpaltete. Er ſank todt zurück; ſeine Dragoner nahmen die Flucht. Catinat ſetzte ihnen nach, und da ſeine Reiterey an der Pferden aus der Camarque vortreffliche Renner hatte, ſo holten ſie jene ein und richteten ein großes Blutbad unter ihnen an. Faſt das ganze Infanterieregiment war aufgerieben worden. Von den Dragonern blieben weniger, weil ihnen die Flucht leichter wurde. Die Camiſarden hatten nicht mehr als fünf und zwanzig Todte und ſechszehn Verwundete. Ueberdieß machten ſie vierzig Pferde Beute.

Cavalier trug die äußerſte Sorgfalt für ſeine Verwundeten. Er ließ ſie unter einer ſtarken Bedeckung an einen ſichern Ort bringen:

gen; denn unter vielen andern Grausamkeiten ließ sich der Marschall von Montrevel auch die zu Schulden kommen, daß er Patrouillen in diejenigen Oerter oder Häuser schickte, wo er verwundete Camisarden vermuthete. Diese ließ er in den Gefängnissen heilen; holte sie, indem er ihnen Gnade versprach, über das aus, was er von den Camisarden wissen wollte und ließ sie sodann rädern oder lebendig verbrennen. Bey mehr als einer Gelegenheit hatte er sich dieses unmenschlichen Kunstgriffes bedient, dahingegen die Camisarden, die fast immer Verwundete von den königlichen Truppen in Händen hatten, ihnen kein Leid zufügten.

Als der Marschall die Niederlage und den Tod des Poul erfuhr, war er ausser sich, zumahl da die Unternehmung auf seinen Befehl und fast unter seinen Augen gewagt worden war. Er konnte nicht begreifen, wie zwey Regimenter alter und geübter Truppen so auf einmahl und fast ohne sich gewehrt zu haben, vernichtet werden könnten. Er fluchte auf

den

den Krieg durch Hinterhalte, und beſchloß künftig nur große Korps auszuſchicken, die auf jeden Fall die Camiſarden durch ihre Menge erdrücken könnten.

Das Schickſal des Poul bewog den Roland zu ganz entgegengeſetzten Maßregeln. Er vermuthete richtig, daß der Marſchall, dem zwanzigtauſend Mann zu Gebote ſtanden, dem Cavalier durch zahlreichere Korps nachſetzen laſſen würde. Auch wußte er, daß, wenn man dieſem jungen Manne irgend etwas vorwerfen könne, es der Fehler einer nicht genug überlegten Kühnheit ſey; deshalb ſchickte er einen Expreſſen an ihn ab und ließ ihm ſagen, er möchte unverzüglich und ſo ſtill und heimlich er nur könnte zu ihm ſtoßen, und in der Ebene nur einige Parteyen zurücklaſſen, mit dem Befehl, das Land zu durchſtreifen, um die Aufmerkſamkeit der königlichen Truppen zu theilen und ſie irre zu machen. Cavalier hatte ſo eben einige dieſer Truppen, die Miene machten, ihn anzugreifen, zurückgeſchlagen; jetzt begab er ſich in die Sevenen.

nen. Der Marschall hatte vierzehn bis funfzehn tausend Mann, in mehrere Korps abgetheilt, ausgeschickt, um Cavalier zu überfallen. Diese wurden von seinen zurückgelassenen Parteyen beschäftigt und hin und hergezogen, während er selbst seine Leute ausruhen ließ und mit Roland über Mittel und Wege berathschlagte, wie der Krieg so lange hingezogen werden könnte, bis die Unterstützung ankäme, die ihnen mächtige Beschützer, ihrem eigenen Interesse gemäß, versprochen hatten. Der Marschall von Montrevel hatte sich wieder nach Nimes zurückgezogen und that dort Thaten im Felde der Liebe, während sich Cavalier mit einem verstärkten Korps, das jetzt aus achthundert Mann Infanterie und vierhundert Pferden bestand, nach Niederlanguedoc in Marsch setzte.

Kaum war er einige Stunden weit vorgerückt, als er erfuhr, daß sich die königlichen Truppen von mehreren Seiten näherten, um ihn abzuschneiden und einzuschließen. Roland, der auch davon unterrichtet war, rückte

mit

mit einem Korps Camiſarden vor, um ihn zu unterſtützen oder los zu machen; aber Cavalier wußte die ihn nachſetzenden Truppen durch Hin- und Hermärſche, in Holungen und Schleifwegen, ſo zu verwirren und zu ermüden, daß er Zeit gewann, ſich zu retten. Jene erhielten Befehl, in ihre Quartiere zurück zu kehren.

Aber dieſer Befehl war ein Kunſtgriff des Marſchalls, um Cavalier in eine Schlinge zu locken. Sein Kriegsrath warnte ihn vergebens davor. Er hatte ſich Nimes genähert und ungefähr eine halbe Meile von dieſer Stadt Poſto gefaßt. Der Kriegsrath ſtellte ihm vor, er ſey daſelbſt einem Ueberfalle zu ſehr ausgeſetzt; aber er war anderer Meynung, und erklärte, der Marſchall habe nicht genug Truppen in Nimes, um einen Ausfall zu wagen; er wünſchte ſogar von ihm angegriffen zu werden; nur darum habe er ſich der Stadt ſo weit genähert, weil er wüßte, daß ſich, während die königlichen Truppen in ihre Garniſonen zurückmarſchirt wären,

ren, ein wichtiger Streich ausführen ließe. Aber er fand bald, daß er falsch geschlossen habe. Drey Regimenter rückten aus Nimes und standen bald vor ihm.

Dennoch erwartete er sie ohne zu wanken auf einem vortheilhaften Posten. Sie griffen ihn mit großem Muth an, wurden aber mit nicht minderem empfangen. Das Gefecht war sehr blutig und der Sieg während einer Stunde zweifelhaft. Aber der Marschall hatte frische Truppen bey der Hand, die Cavalier nicht erwartete, die sich aber beständig ablöseten und so ununterbrochen über ihn herfielen. Er zog sich kämpfend über eine Meile zurück; aber endlich mußte er der Uebermacht weichen. Er nahm die Flucht und ward bis zu einem Gehölze verfolgt, das in der Nähe war. Die Camisarden verloren gegen dreyhundert Mann, aber die Königlichen weit weniger. Dieser erste Schlag, den Cavalier erhielt, hätte seine gänzliche Vernichtung bewirken können, wenn er sich nicht eine Hülfsquelle zu eröffnen gewußt hätte.

Es kamen abermahls frische Truppen vor dem Gehölz an, um die geschwächten und geschreckten Camisarden vollends zu erdrücken. Cavalier hatte dieß vermuthet und deßhalb den Catinat mit hundert Pferden abgeschickt, um sich auf der andern Seite des Waldes zu zeigen. Catinat wurde dort angegriffen, aber er trieb den Feind nachdrücklich zurück. Dieser fürchtete Cavalier sey mit seiner ganzen Mannschaft in Catinats Nähe, zog also die Truppen, die das Gehölz auf der andern Seite besetzen sollten, nach dieser Seite und so behielt Cavalier Zeit sich zurück zu ziehen. Mittelst eines forcirten Marsches legte er fünf Meilen in sechs oder sieben Stunden zurück, und machte zu Lussan halt, wo er den Catinat erwartete, der auch bald hernach ankam, nachdem er dem Feinde gegen fünf und zwanzig Mann niedergehauen hatte, ohne selbst einen einzigen verloren zu haben. So entgingen die Camisarden der größten Gefahr, die ihnen noch gedroht hatte; und Cavalier lernte oder hätte lernen sollen, seinen Muth,

der

der oft durch fanatiſche Einbildungen in Verwegenheit überging, beſſer zu ordnen und zu nutzen.

Der Marſchall von Montrevel ward bald überdrüſſig, ſich und ſeine Truppen für ſo geringen Erfolg ſo anhaltend zu plagen, oder er hatte auch vielleicht andere Urſachen, den Krieg in die Länge zu ziehen; kurz, er kehrte zu ſeinen vorigen Vergnügungen zurück und gab dem Cavalier, deſſen Verluſt man ihm übertrieben angegeben hatte, ſo viel Zeit, als er brauchte, um in wenig Tagen ſtärker und unternehmender als vorher auf den Kampfplatz zu treten.

Roland und Cavalier konnten ſo viel Menſchen haben, wie ſie wollten; bis auf funfzig tauſend Mann hätten ſie zuſammen bringen können; aber ſie wieſen alle Tage junge Leute ab, die unter ihnen dienen wollten, theils weil ſie dieſelben nicht hätten unterhalten können, theils weil der Anbau des Landes darunter gelitten haben würde, und theils, weil ſie erbauen und nicht zerſtören wollten.

wollten. Ueberdieß hätte, bey der Art wie ſie Krieg führten, eine gröſſere Anzahl Truppen ihnen mehr Hinderniß als Vortheil gebracht. Cavalier rückte alſo an der Spitze von tauſend oder eilfhundert Köpfen, wovon ein Drittel in guter Cavallerie beſtand, in das Feld, ſuchte den Feind auf, ſchlug ihn überall, wich den Gelegenheiten aus, wo er hätte geſchlagen werden können, und ſetzte durch eine Reihe von ſchnell auf einander folgenden Actionen den Marſchall ſo in Unruhe, daß er nach Hofe ſchreiben und aufs neue um Verſtärkung anhalten mußte.

Unter den mancherley Mitteln, durch die ſich die Camiſarden gegen zwanzig tauſend Mann erhielten, war auch der Umſtand, daß das Land es mit ihnen hielt. Konnte man ſie von dieſer Seite drücken und ſchwächen, ſo war dieß für ihre Unternehmungen äuſſerſt nachtheilig, und ſie unterlagen jedesmahl, bey aller Klugheit und Vorſicht, wenn ihre Freunde oder ihre Spione ſie hintergingen.

So hatte Roland eine Unternehmung eingeleitet, von der er den glücklichſten Erfolg vermuthete; aber ſie ſcheiterte durch die Verrätherey eines ſeiner Vertrauten nicht nur, ſondern verſetzte auch die Camiſarden in ſolche Noth, daß der Moment ihrer gänzlichen Vernichtung da zu ſeyn ſchien, welcher ſie nur, faſt einzeln und unter unglaublichen Anſtrengungen ihrer Standhaftigkeit und Tapferkeit entgingen.

Die königlichen Truppen waren von mehreren Seiten in die Gebirge gerückt. Die Berge bey Auſere ſollten ihr Vereinigungspunkt ſeyn. Auf die Nachricht davon hatte Roland den Cavalier berufen, welcher ſeine Reiterey unter der Anführung des Catinat zurückließ, mit der Beſtimmung nach Niederlanguedoc zu marſchiren, dort aber den Feind bloß zu necken und ſich nicht zu weit von den Sevennen zu entfernen, um im Fall der Noth bey der Hand zu ſeyn. Cavalier und Roland näherten ſich alſo den Truppen in der Auſere, aber dieſe, ſobald ſie vernah-

men,

men, daß ſich die Camiſarden vereinigt hätten, gaben ihre Unternehmung auf, und zogen ſich zurück, ohne einen Schuß gethan zu haben. Sie vereinigten ſich mit andern, die nach Alais und Anduſe vorgerückt waren, in der Abſicht, in größerer Anzahl wieder zu kommen, und, indem noch neue Truppen von Perpignan näher rückten, die Camiſarden von allen Seiten ſo eng zu umſchließen, daß ſie ſich nicht mehr in die Ebene herab getrauen und ſich ergeben oder in den Bergen umkommen ſollten. Die Nachricht davon erhielt Roland von guter Hand und mit allen Umſtänden. Er beſchloß, dem Feinde entgegen zu gehen und ſein Kriegsrath war derſelben Meynung aus folgenden Gründen:

Man bedachte, daß, wenn zwanzig tauſend Mann in die Sevennen brechen wollten, man ihnen ohne Zeitverluſt entgegen marſchiren müſſe und ſie ſolchergeſtalt ohne große Mühe aufhalten könne; da ſie ferner nur durch Hohlwege hereinrücken könnten, ſo müſſe man ſie an den vornehmſten Eingängen

erwarten, angreifen und aus der Faſſung bringen; ſodann könne man ſich ohne Gefahr in Niederlanguedoc werfen und dort den Feind mit zwey tauſend Mann, die jetzt auf den Beinen wären, von ſo vielen Seiten her beſchäftigen, daß er ſeinen ganzen Plan aufgeben müßte; und endlich könne man dann auch die Abſichten, die man auf die Landſchaften Vivarez und Rovergue hätte, bequemer ausführen.

Man verlor keinen Augenblick. Ein Paar camiſardiſche Parteyen erhielten Befehl, in den Bergen von Auſere zu bleiben und die königlichen Truppen, die in dieſer Gegend noch wären, oder ſich zeigen würden, durch verſtellte Vor- und Rückzüge zu beſchäftigen. Catinat erhielt Auftrag, mit ſeiner Reiterey nach Tour de Velot, als dem allgemeinen Vereinigungspunkte, vorzurücken. Die übrigen Camiſarden zogen ſich auf verſchiedenen Wegen eben dahin. Man machte Anſtalt, Proviant und Fourage für zwey tauſend Mann eben daſelbſt anzufahren.

Aber

Aber dieſe Sorgfalt und Vorſicht ſelbſt diente dazu, die Camiſarden deſto ſicherer und früher der Treuloſigkeit eines Menſchen auszuliefern, der ſie für funfzig Luisdor verkauft hatte, und an dem es nicht lag, wenn ſie nicht alle bis auf den letzten Mann aufgerieben wurden. Dieſer Menſch war ein Müller und einer der Lieferanten Rolands, auf den er das meiſte Vertrauen ſetzte. Er hatte drey Söhne unter den Camiſarden, und bey verſchiedenen höchſt gefährlichen Gelegenheiten als Spion ſo weſentliche Dienſte geleiſtet, daß ſeine Treue nicht bezweifelt werden konnte. Er war ſchon in Tour de Belot, als Roland und Cavalier ankamen. Sie fragten ihn: ob er viel Lebensmittel habe? — O, im Ueberfluß ſollt ihr bekommen! antwortete er: ich erwarte ihrer noch von mehreren Dörfern und will jetzt hin, um die Leute anzutreiben. Mit dieſen Worten verſchwand er.

Tour de Belot war eine große, weitläuftige Meyerey, die aus mehrern Hofräumen beſtand und mit Mauern eingeſchloſſen

war. Der gröſte Theil der Camiſarden hatte ſich in Ställen und Scheunen gelagert. Eine Stunde nach der Entfernung des Müllers (es war beym Eintritte einer düſtern Nacht) ſchlichen ſich mehrere Korps königlicher Truppen in die Nähe der Meyerey und beſetzten ſie rund herum in gleichen Entfernungen. Erſt zwiſchen ein und zwey Uhr wurden ſie von einer camiſardiſchen Schildwacht bemerkt.

Sogleich machte dieſe Lärm. Die Camiſarden liefen zu den Waffen. Die Meyerey wurde von allen Seiten eingeſchloſſen und geſtürmt. Roland und Cavalier eilten nach den Haupteingängen, brachten, ſo gut ſie konnten, einige hundert von ihren Leuten zuſammen, drangen heraus, trieben den Feind zurück und wurden von ihm zurückgetrieben; andere von denen, die ſich in der Meyerey befanden, kletterten auf die Mauern, die unter ihrem Gewicht einſtürzten. Sie griffen in unordentlichen Haufen an, ſchlugen zurück, was ſich ihnen entgegenſtellte, ſtachen und ſchlugen nieder, ohne zu wiſſen, ob Freund

oder Feind. Die Officiere nannten ihre Nahmen und riefen ihrer Mannſchaft zu. Es war ein gräßliches Blutbad. Nicht alle Camiſarden waren aus der Meyerey entkommen; ein Theil davon hatte ſich verrammelt und gab Feuer aus den Fenſtern und von den Dächern. Sie ſchoſſen von ihren Freunden eben ſo viele nieder, als von ihren Feinden. So brach endlich der Tag an, und nun fanden die Camiſarden ſich wieder zuſammen, ſchlugen ſich durch den Feind und ſuchten fliehend Roland und Cavalier auf. Dieſe verſammelten den Reſt ihrer Leute um ſich, und ſtießen zu ihrer Reiterey, die ſchon vorgerückt war, um ihnen zu Hülfe zu kommen. Sie marſchirten noch einmahl zurück und erneuerten den Kampf; aber auf einmahl fiel ein Korps friſcher Truppen mit ſo viel Nachdruck über ſie her, daß ſie gänzlich auseinander geſprengt wurden. Während dieſes Handgemenges drangen drey oder vierhundert Camiſarden aus der Meyerey hervor und flohen, unter einem Hagel von Kugeln, ihren Brüdern nach. Die

Meyerey ward mit neuer Wuth angegriffen. Die darin noch Zurückgebliebenen vertheidigten ſich mit gleicher Unerſchrockenheit. Sie hatten ſich in eine Scheune zurückgezogen, aus welcher ſie ein ununterbrochenes Feuer machten; da ſie aber auf dem Punkt ſtanden, überwannt zu werden, ſo legten ſie Feuer an die Scheune und kamen alle in den Flammen um.

Die Camiſarden verloren in dieſer mörderiſchen Aktion ſechs bis ſieben hundert Menſchen; die königlichen Truppen über drey hundert, die Verwundeten auf beyden Seiten ungerechnet, deren eine große Anzahl war.

Bald bemerkten die Camiſarden einen Haufen Dragoner hinter ſich, von dem ſie verfolgt wurden. Roland ſchickte ihnen ſeine Reiterey entgegen und dieſe trieb ſie zurück. Ein kleiner Erſatz nach einer gänzlichen Niederlage! Die Camiſarden gewannen den Wald von St. Benezet und hier erfuhren ſie die Umſtände von der Verrätherey des Müllers. Dieſem Menſchen hatte es nicht genügt, ſeine Freunde in Tour de Belot verrathen

rathen zu haben; er hatte noch neben her der Grauſamkeit des Marſchalls von Montrevel ein abſcheuliches Opfer gebracht. Dieſer hatte ihm, auſſer den erhaltenen funfzig Louisdor, noch einen einträglichen Dienſt verſprochen, wenn er im Nahmen Rolands und Cavaliers, Landleute, die es mit ihnen hielten, aufforderte, Lebensmittel herbey zu ſchaffen, bey Strafe ihre Häuſer eingeäſchert zu ſehen. Dieſe armen Leute gehorchten. Der Marſchall ließ ſie unterwegs aufheben und den Tag darauf in Nimes henken. Roland gab ſich groſſe Mühe, jenen ſchändlichen Verräther in ſeine Hände zu bekommen; aber erſt nach einigen Monathen ertappte man ihn und lieferte ihn dem Cavalier aus. Er geſtand ſein ganzes Verbrechen und ſchien es lebhaft und aufrichtig zu bereuen. Er bat um Erlaubniß, ſeine Söhne noch einmahl umarmen zu dürfen, aber ſie wollten ihn nicht ſehen. Sodann bat er Gott und ſeine Brüder um Verzeihung und ward erſchoſſen.

Uebrigens glaubten die Camiſarden, aus dieſem Verluſte ſelbſt Zuverſicht und Hoffnung ſchöpfen zu können. Sie hielten es für ein Werk unmittelbarer göttlicher Vorſicht, daß ſie nicht alle umgekommen waren. Viele wurden durch dieſen Gedanken ſo begeiſtert, daß ſie an dem Dankfeſte, welches jetzt Roland in dem Walde von Miquelet feyern ließ, zu prophezeihen anfingen, und ihren Brüdern verſicherten, daß ihre Erlöſung nahe ſey. Cavalier ſelbſt fühlte den Geiſt in ſich und erklärte jene erſte Prophezeihung dadurch, daß ihnen die fremden Mächte bald Hülfe ſenden würden. Hoffnung und Zuverſicht lebten von neuem in den Herzen der Camiſarden auf.

Roland und Cavalier trennten ſich jetzt. Erſterer nahm nur vier hundert Mann mit ſich und kehrte in die Gebirge zurück. Dem Cavalier ließ er ſechs bis ſieben hundert Mann, mit denen er ſich in Niederlanguedoc zeigen und dem Marſchall von Montrevel beweiſen ſollte, daß nicht alle Camiſarden todt wären.

Dazu ſchickte ſich denn Cavalier an. Er legte ſeine Leute in drey Dörfer nicht weit von Nimes, erfriſchte, verſtärkte ſie und fing an, ſo lebhaft, von ſo vielen Seiten her, ſo ſchnell, bald in großen bald in kleinen Haufen, zu agiren und ſich mit ſolcher Kühnheit ſelbſt vor den Thoren feſter Plätze zu zeigen, daß das Land in wenig Tagen in allgemeines Schrecken gerieth und daß der Marſchall ſelbſt die Sache für gefährlich genug zu halten anfing, um darüber von neuem nach Hofe zu ſchreiben und die Umſtände als ſehr bedenklich zu ſchildern.

Wir erſparen dem Leſer die Erzählung von einer Menge kleiner Aktionen, Streifzüge, Ueberfälle und Kriegsränke, wodurch Cavalier die königlichen Truppen ſowohl als das ganze Land in Bewegung erhielt, und ſich in den Augen des Marſchalls zu vervielfältigen und faſt unüberwindlich zu machen wußte. Der Marſchall ſagte bey dieſer Gelegenheit: „Ich glaube, dieſe Canaille ſteigt legionenweiſe aus der Hölle hervor. Je

mehr man umbringt, deſto mehr ſind da." — Er war höchſt aufgebracht über den Gang, den dieſer Krieg nahm, und es war ihm äuſſerſt empfindlich, ſeine Ehre durch dieſe Straßenbuben und Galgendiebe*), wie er ſie nannte, compromittirt zu ſehen. Wenn er von nun an nicht mehr in Perſon im Felde erſchien, ſondern, um ſeine Ehre zu retten, lieber die Herzen der Weiber bekriegte, während er ſeine Generale für ſich handeln ließ: ſo blieb er darum doch nicht weniger die Seele aller Unternehmungen gegen die Camiſarden, und erſetzte durch ſeine Aufmerkſamkeit und Verhaltungsbefehle, ſeine Gegenwart und ſein Beyſpiel bey den Truppen, die er in beſtändiger Thätigkeit erhielt.

Cavalier hatte ſich in den Bergen von Bouquet geſetzt. Der Marſchall beſorgte, entweder er möchte von da in Vivarez eindringen, oder er hatte zur Abſicht ihn in den Bergen auszuhungern; genug, er ſchickte faſt

*) Gens de fic et de corde.

faſt alle ſeine Truppen dahin. Aber als ſie ankamen, war Cavalier ſchon nicht mehr da. Zuverläßige Kundſchafter hatten ihn gewarnt. Da er vermuthete, daß die Abſicht der königlichen Truppen ſey, ſeinen Einbruch in Vivarez zu verhindern, ſo brachte ihn dieß auf einen Plan, den er dem Roland mittheilte; ſodann zog er ſich mit Vorſicht und Klugheit nahe an den königlichen Truppen vorbey, bis Ganges, wo er Rolands Antwort erwartete. Dieſer traf in Perſon unverzüglich ein, und hatte ſechs hundert Mann bey ſich, um Cavalier zu verſtärken. Man hielt einen Kriegsrath, deſſen Gegenſtand und Reſultat folgendes war:

Schon einige Zeit vorher waren Deputirte aus Rovergue, einer Provinz, die an Languedoc gränzt und damahls voller Reformirten war, bey Roland erſchienen, mit der dringenden Bitte, daß er ihnen Truppen und beſonders einen entſchloſſenen und von ihm ſelbſt gewählten Anführer ſchicken möchte; ſie verſicherten ihm, daß ſie ſodann bald einen allge-

allgemeinen Aufstand bewirken wollten; alles sey reif dazu; Waffen und Munition hätten sie zusammen gebracht; Menschen würden auch nicht fehlen; kurz, sie erwarteten nur seine Hülfe, um loszubrechen.

Da aber diese Deputirte gerade während der bedenklichen Umstände nach dem Ueberfalle von Tour de Velot gekommen waren, so hatte sie Roland bloß mit der Versicherung abfertigen können, daß er ihr Anliegen in reifliche Ueberlegung nehmen wolle; daß ihr Zustand ihm sehr am Herzen liege; und daß er, wenn er sich wieder erholt und verstärkt haben würde, unverzüglich alles für die Ausführung dieses Entwurfs thun wollte.

Die königlichen Truppen hatten sich also, wie oben bemerkt, nach den Gränzen von Vivarès gezogen. Cavalier hatte gemeynt, daß man ihren Marsch dahin nutzen müsse, um auf der Seite von Rovergue etwas zu unternehmen. Jetzt kam es drauf an, fest zu setzen, wie und durch was für Mittel. Die Ausführung war nicht leicht: denn man mußte

durch

durch ein ganz katholiſches Land, und ein zu groſſes Detaſchement konnte den Plan verrathen und zum Scheitern bringen. Man beſchloß alſo im Kriegsrath: daß man nur funfzig Mann nach Novergue ſchicken wolle, weil dort Mannſchaft und Waffen leicht zuſammen zu bringen wären; Catinat ſollte ſie anführen, nur des Nachts vorrücken und bey Tage ſich verborgen halten; um dieſen Marſch ſo weit zu ſichern, als man könnte, und zugleich jede Aktion mit den königlichen Truppen zu vermeiden, wolle man mit den übrigen Truppen gegen Perpignan marſchiren und von dort ſich eilig in die Oberſevennen zurückziehen. Aber die Sachen wandten ſich ganz anders.

Um die königlichen Truppen irre zu führen, bediente man ſich des gewöhnlichen Kunſtgriffs: man ſchickte drey Haufen unter geſchickten Anführern ab, die den Feind an drey verſchiedenen Orten zugleich beſchäftigen und aufhalten ſollten. Das camiſardiſche Hauptkorps, ungefähr achtzehn hundert Mann

ſtark,

ſtark, war während der Nacht marſchirt, kampirte in einem tiefen Thale, das mit Felſen umgeben war, und glaubte, dort unentdeckt geblieben zu ſeyn.

Aber bald gaben die Poſten auf den Felſen Nachricht, daß ſie ein Korps Truppen nach dem Thale vorrücken ſähen. Es war ein Detaſchement von hundert Mann, die eine Perſon von Bedeutung nach Desforts begleiteten. Die Schildwachten erhielten Befehl, ſich zu verbergen. Die Bedeckung marſchirte hindurch, als ſie aber nach Verlauf einiger Stunden wieder zurück kam, gerade zu der Zeit wo die Camiſarden aus ihrem Lager aufbrachen, wurden ein Paar ihrer Poſten von derſelben bemerkt. Sogleich zog ſich der Officier, der dieß Detaſchement anführte, und dem es wahrſcheinlich an Erfahrung und Kopf fehlte, um die Felſen herum und griff die Camiſarden an. Aber er ward ſogleich von Roland eingeſchloſſen und ſeine Leute wurden in wenig Augenblicken niedergehauen, bis auf einen Sergenten, der ſich in eine

Höhle

Höhle verkrochen hatte, und den man aufs fand und zu Roland brachte. Er bat um ſein Leben. — „Das nehmen wir niemand,“ erwiederte Roland: „auſſer, wenn wir unſer eigenes vertheidigen! Du kannſt nach deiner Garniſon zurückkehren!“ — Zugleich gab er ihm einen Brief an den Gouverneur mit, ungefähr folgenden Inhalts:

„Es thut mir leid, daß ich Ihnen von den hundert Braven aus Ihrer Garniſon, die mich angegriffen haben, nur dieſen Einzigen zurückſchicken kann, der weit klüger war, als ſein Officier, und nicht mit tauſend Mann anbinden wollte. Er wird Ihnen ſelbſt ſagen, wie er ſich geholfen hat; und Sie werden ſehen, daß wir nicht, wie man uns nachſagt, mit kaltem Blute morden. Nur aus Noth führen wir Krieg, und wir verzeihen uns dieſes letztere Blutbad nur darum, weil wir dazu gezwungen wurden. Werden wir gefangen, ſo rädert und verbrennt man uns; aber dieſer Sergent, der mit uns ſehr zufrieden

frieden scheint, muß die Urheber jener Grausamkeiten beschämen."

Uebrigens ward dieser Zufall dem Entwurfe wegen Novergue sehr hinderlich. Man sahe wohl ein, daß die königlichen Truppen, da sie jetzt wußten, daß sich die beyden Häupter der Camisarden vereinigt hatten, Verdacht schöpfen, sie beobachten und verfolgen würden, und daß dieß eine Generalaktion herbeyführen könnte, die man aus Grundsatz vermeiden wollte. Man setzte also die vorgehabte Unternehmung bis zu einer gelegenern Zeit aus und zog sich in die Sevennen, doch mit Zurücklassung einiger kleinen Detaschements, die, wie gewöhnlich, den kleinen Krieg in der Ebene fortführten. Dem Hauptkorps ließ Roland nun eine Weile Zeit, sich zu erholen.

Indessen war er nicht gewohnt, solche Masten lange dauern zu lassen. Er verließ die Sevennen bald, um die Expedition auf Novergue wieder vorzunehmen. Valmal und Castanet blieben mit kleinen Detasche-

ments

ments in den Gebirgen zurück, welche immer noch die Festungen und Waffenplätze der Camisarden vorstellten.

Roland campirte in den Wäldern um Sumene. Vierhundert Mann von der Garnison dieses kleinen Platzes rückten an, um die Camisarden zu verjagen, aber sie verschwanden auf einmahl wieder. Roland ließ ihnen nachsetzen; sie warfen sich eiligst in die Stadt; aber die Camisarden stürmten die Thore und zwangen die Besatzung, sich in die Citadelle zu ziehen. Roland blieb den ganzen Tag in Sumene, ließ eine Menge Waffen und Mundvorrath wegfahren und marschierte sodann gegen Abend nach Ganges. Die Garnison dieses Ortes zog sich ebenfalls, sobald er sich sehen ließ, in die Citadelle.

Der Pfarrer von St. Laurent, einem Dorfe in der Nähe von Ganges, war allein weit muthiger, als eine ganze Garnison. Er kam, von einigen Männern begleitet, nach Ganges. Eine Camisardische Post hielt ihn an und wies ihn zurück. „Schießt die

Hunde nieder! rief der Pfarrer, gab seinem Pferde die Sporn und hatte das Glück, den Schüssen der Camisarden zu entkommen. Seine Begleitung schoß in der That zwey Camisarden nieder, wurde aber bald umringt und zusammengehauen.

Roland brachte die Nacht in Ganges zu, und rückte den andern Morgen nach S. Laurent; aber der Pfarrer war nicht da. Indessen fielen dort Dinge vor, die nichts ähnliches mit der lächerlichen Tollkühnheit dieses Pfarrers hatten.

St. Laurent ist ein groſses volkreiches Dorf, dessen Einwohner damahls fast lauter Reformirte waren. Roland quartierte sich förmlich ein. Seine Leute befanden sich in Freundes Lande, und Roland lieſs sie einige Tage ausruhen. Zwey Kundschafter des Marschalls von Montrevel fanden während dieser Zeit Gelegenheit, sich dem Roland als Deputierte aus Rovergue vorzustellen und ihn in der That zu hintergehen. Gerade um diese Zeit ward Cavalier krank. Er hatte eine ent-

pfan-

pfangene Wunde ſo vernachläßigt, daß er ſich jetzt auf einmahl außer Stande befand, etwas zu unternehmen. Deßhalb mußte er ſich in die Ober-Sevennen begeben, um ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen. Als er von Roland Abſchied nahm, ſagte er: „Bruder, ich kenne unſern Catinat; er iſt hitzig und verwegen. Empfiehl ihm bey der bevorſtehenden wichtigen Unternehmung Mäßigung und Vorſicht!“

Es zeigte ſich bald, daß dieſe Warnung ſehr nöthig geweſen war. Catinat ward auf einmahl ſtärker, als vorher, von einem Geiſte der Verwegenheit und eines hochmüthigen Selbſtvertrauens befallen, welchen jene vorgegebene Deputierte von Rovergue mit hinterliſtigen Lobſprüchen nährten. Kaum hatten die Camiſarden St. Laurent verlaſſen, als ſie hinter ſich die dortige Kirche in Feuer aufgehen ſahen. Roland fragte nach dem Urheber dieſes Brandes und ſogleich antwortete Catinat mit Kälte: „Ich bins! Ich

habe Feuer an die Götzenbilder unserer Feinde gelegt. Sie haben unsre Tempel nicht geschont; ich will ihre Kirchen auch nicht schonen.

Roland stellte ihm mit einiger Hitze die Unregelmäßigkeit und das Gefahrvolle seines Benehmens vor; verwies es ihm, daß er willkührlich gehandelt, gegen sein Ansehn verstoßen und mithin den Eid der Treue, den er ihm geleistet, gebrochen habe.

Catinat antwortete nichts darauf und Roland hielt dieß für ein stummes Eingeständniß seines Fehlers. Sie rückten vor Pompignan. Die Garnison zog sich in die Citadelle. Catinat ging gerade nach der Kirche und zündete sie an. Roland wurde sogleich davon benachrichtigt. „Gott schütze uns," rief er aus: „der Mensch wird uns unglücklich machen!" — Er eilte selbst hin, um zu löschen; aber ein anderer Umstand zog seine Sorgfalt an sich. Die königlichen Truppen erschienen und näherten

herten ſich von mehreren Seiten. Zu gleicher Zeit erfuhr man, daß die vorgegebenen Deputierten von Novergue ſich unſichtbar gemacht hätten. Sie waren der Garniſon in die Citadelle gefolgt. Die Feinde zeigten ſich zwar in geringer Anzahl, aber Roland fürchtete, daß ſie ihn dadurch nur zu einem Angriffe anlocken wollten. Er war dafür, daß man ſich in den nahgelegenen Wald zurückziehen ſolle; aber Catinat war für den Angriff, und zog alle übrigen Officiere zu ſeiner Meynung herüber. So fing man ein Gefecht an, wobey die Camiſarden jeden Augenblick in Gefahr waren, übermannt und vernichtet zu werden.

Roland zog in Schlachtordnung auf den Feind los, der, gleich bey der erſten Salve, zurückwich. Roland ſetzte ihm nach, erblickte aber ſogleich drey andere Korps, die im Begriff waren, über ihn herzufallen. Jetzt wich er zuerſt zurück, nahm die Flucht und rief: rette ſich wer kann! Im vollen Laufe folgten ihm ſeine Leute; da ſie aber eine

halbe Meile bis zum Walde hatten, so holte sie die feindliche Cavallerie ein und hieb eine große Anzahl von ihnen nieder. Roland brachte, so viele er konnte, von den Flüchtigen zum Stehen, setzte sich vor dem Walde, wälzte Felsenstücke vor sich hin, bildete dadurch eine Art von Retranchement, welches die Cavallerie aushielt, die solchergestalt ein starkes Feuer von den Camisarden auszuhalten hatte, dennoch aber nicht zurückwich, weil ein Korps Infanterie zu ihrer Unterstützung heranrückte.

Sobald Roland die Infanterie kommen sahe, warf er sich in den Wald; aber jene verfolgte ihn auf dem Fuße, während die Cavallerie sich um den Wald herumzog und alle Ausgänge desselben besetzte. Roland hatte einen Vorsprung und kannte die Gegend besser, als die königlichen Truppen; er legte also hier und da Hinterhalt zwischen den Felsen und Anhöhen, die im Walde waren. Die königliche Infanterie, die sich auf das Manöuvre der Cavallerie verließ, durchzog voller Hitze,

Hitze, aber doch in Ordnung, den Wald. Dennoch wurde sie durch das unerwartete Feuer, das man aus jedem Winkel auf sie machte, aufgehalten und auseinander getrieben. Sie sammelte sich aber wieder, griff die Camisarden, selbst in ihren Schlupfwinkeln, an und trieb sie so in die Enge, daß alle flohen, die noch fliehen konnten; die übrigen aber ließen sich niederstechen und verkauften ihr Leben theuer.

Unterdessen hatte Roland eine vortheilhafte Stellung genommen, und unterstützte, an der Spitze einer auserlesenen Mannschaft, diejenigen Haufen seiner Leute, die er detaschirt hatte. Zugleich brachte er die Flüchtigen zum Stehen, und so begann das Gefecht von neuem mit der größesten Hartnäckigkeit. Aber Roland wäre verloren gewesen, wenn ihn Catinats Geistesgegenwart und Muth nicht gerettet hätte. Dieser hatte sich mit seiner Cavallerie und mit drey oder vierhundert Flüchtlingen, die sich zu ihm gefunden, aus dem Walde in eine Ebene gezogen,

hinter Anhöhen, die ihn deckten, und wo er sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Die Absicht der feindlichen Cavallerie war ihm klar; er fiel sie also mit jenen Flüchtlingen an, nahm sie zugleich mit seinen Reitern in der Flanke, schlug sie zurück und reinigte solchergestalt die Eingänge des Waldes, die sie besetzt hatten.

Dieß rettete Roland und die Camisarden. Sie hatten sich, da sie von der Menge übermannt wurden, noch eine Weile fliehend geschlagen und dieß gegen fünf Stunden ausgehalten. Endlich flohen sie von allen Seiten, sammelten sich wieder und feuerten in Pelotons, wurden wiederum auseinander gedrückt, suchten und fanden die Ausgänge des Waldes und wären dort von der königlichen Cavallerie niedergehauen worden, wenn Catinat sie nicht verjagt und dadurch den königlichen Truppen einen vollständigen Sieg entrissen hätte. Diese verloren in dieser Aktion ungefähr dreyhundert Mann, und die Camisarden über sechshundert.

Die

Die Camiſarden ſammelten ſich nach und nach wieder, aber in einem traurigen Zuſtande; indeſſen waren ſie immer noch gegen eilfhundert Mann ſtark. Sie zogen ſich in die Wälder von St. Benezet zurück, und hier gaben ſie ein Beyſpiel, wie unparteyiſch ſie die Gerechtigkeit handhabten, und wie ſie ſelbſt ihrer Anführer, trotz den wichtigſten geleiſteten Dienſten, nicht ſchonten, wenn ſie ſich Verſtoße zu Schulden kommen ließen. Roland ließ den Catinat in Arreſt nehmen, und man erwartete nur die Zurückkunft Cavaliers, um ihm den Prozeß zu machen. Cavaliers Krankheit war kurz geweſen; er kam in wenig Tagen wirklich an.

Sogleich wurde ein Kriegsrath gehalten und Catinat wurde als Verbrecher vorgeführt und angeklagt: daß er ohne Grund und Befehl die Kirchen von St. Laurent und Pompignan in Brand geſteckt und dadurch ſeine Brüder und alle ihre Freunde einer gänzlichen Vernichtung, die ihre Feinde nun für billig und verdient halten würden, ausgeſetzt

habe. Der zweyte Punkt der Anklage war, daß er auf die Vorstellungen Rolands, seines Chefs, nicht geachtet.

Man befahl ihm, sich über beyde Punkte deutlich zu verantworten. Er sagte: „die Kirche von St. Laurent habe ich, in einem Anfalle von Eifer, der mich übermannte, angezündet; ich hielt ihn bloß für unschuldig, sogar für gerecht, weil ich mich an die Grausamkeiten erinnerte, die man von jeher und noch täglich an uns begangen hat und begeht. Ich will bekennen, daß ich fehlte, wenn ich zu Pompignan auf Antrieb der Rachsucht gehandelt habe, die ich gegen den Pfarrer dieser Kirche fühlte, der mich ehedem sehr heftig verfolgt hatte. Was das unglückliche Gefecht bey Pompignan betrifft, so sieht jeder leicht ein, daß bloß die Betrügerey der vorgegebenen Deputierten aus Rovergue Schuld daran war; die Ränke und hinterlistigen Rathschläge dieser Spione müssen uns allen bekannt seyn; vielleicht habe ich ihnen mehr geglaubt, als Andern, aber meine Absichten

waren

waren rein und redlich. Ich habe die Befehle Rolands immer geehrt und werde sie zeitlebens ehren; aber mein Zorn auf den Pfarrer von Pompignan hatte mich betäubt und meiner Pflicht vergessen gemacht. Uebrigens habe ich mir in Absicht meiner Gesinnungen für die gemeinschaftliche Sache nichts vorzuwerfen. Ich bin bereit, für sie mein Blut bis auf den letzten Tropfen zu vergießen, und dieß habe ich auch bey mehreren Gelegenheiten bewiesen.“ —

Man ließ ihn abtreten. Der Kriegsrath war getheilt. Einige billigten seine Gründe, Andere fanden sie schwach; aber Cavalier stellte ihnen mit Lebhaftigkeit vor, daß das Geständniß Catinats ihm die Verzeihung von Fehlern verschaffen müsse, denen nicht sowohl Geist des Widerspruchs und des Ungehorsams, als vielmehr Uebereilung und Hitze zum Grunde lägen; daß Catinat bey allen Gelegenheiten sich als ein wackerer Mann gezeigt habe, und daß man ihn in dieser doppelten Hinsicht lossprechen müsse. Sodann nahm Roland

das

das Wort und sagte: er glaube, daß Catinat, wenn er sich auch des Ungehorsams schuldig gemacht und die Niederlage bey Pourignan veranlaßt habe, so sey er doch bey dieser Gelegenheit mit so viel Muth und Klugheit zu Werke gegangen, daß dieses allein Verzeihung verlange und erhalten müsse.

Der Kriegsrath trat dieser Meynung bey; Catinat wurde losgesprochen und trat in die vorige Achtung bey seinen Brüdern wieder ein.

Nachdem diese Sache beygelegt war, berathschlagte man, was man nun beginnen sollte. Man befand sich in einem zerrütteten Zustande. Die Unternehmung auf Novergue war zum zweytenmahl gescheitert, und man konnte nicht leicht von neuem Anstalten dazu machen, weil man sie von feindlicher Seite entdeckt hatte. Auf der andern Seite konnte man, bey dem erlittenen Verluste, nichts ähnliches und wichtiges unternehmen. Man war sogar in Gefahr, überfallen und aufgerieben zu werden. Also beschloß man,

sich

ſich in die Berge zurückzuziehen. Man ſchickte ſich ſchon dazu an, als Roland eine Nachricht erhielt, die ganz entgegengeſetzte Maßregeln zur Folge hatte.

Der Intendant von Baville, den die Camiſarden tödtlich haßten, ſollte den andern Morgen von Montpellier, wo er ſich befand, nach St. Hippolite gehen, um dort einige Gefangene zu verurtheilen, welche die königlichen Truppen bey Pompignan gemacht hatten, und auſſer ihnen mehrere andere Reformirte, die der Marſchall von Montrevel, auf den Verdacht, daß ſie die Camiſarden begünſtigten, hatte einziehen laſſen. Ein Regiment Infanterie und ein Regiment Dragoner ſollten ihn begleiten.

Die Camiſarden erhielten Nachricht davon und ſie faßten den Entſchluß, den Intendanten aufzuheben. Noch keine Unternehmung hatte ihren Eifer ſo beſchäftigt, und man muß bekennen, daß es nicht leicht einen Gegenſtand geben konnte, der fähiger geweſen wäre, die beyden entgegengeſetzten Empfindungen

dungen, Haß und Mitleid in ihnen zu erregen. Zwar ſtanden ihnen nur höchſtens eilfhundert Mann zu Gebote, die noch dazu nicht alle mit Waffen verſehen werden konnten; aber die Aufhebung des Herrn von Baville war ihnen ſo wichtig, daß ſie alle andern Betrachtungen bey ihnen aufhob. Man eilte, ſich auf dem Wege, den der Intendant nehmen mußte, in Hinterhalt zu legen. Was an Gewehren abging, wurde durch Sicheln, Senſen, Aexte und andere mörderiſche Inſtrumente erſetzt. Sie marſchirten mit Anbruch der Nacht aus dem Gehölz von St. Benezet und legten ſich in ein Thal, durch welches der Intendant mußte. Ihre Maßregeln waren mit ausgezeichneter Vorſicht und Liſt genommen. Wir verſchonen den Leſer mit dem Detail davon.

Aber dennoch verunglückte dieſe Unternehmung. Das gute Glück des Intendanten rettete ihn dieſesmahl von der Schlinge, die man ihm gelegt hatte. Sein Wagen näherte ſich, von einer Garde begleitet, allmählig

lig dem Hinterhalte, aber auf einmahl hielt er ſtill, kehrte um und fuhr im ſtarken Trott den Weg zurück, den er gekommen war und die Dragoner mit ihm. Alles verſchwand auf einmahl.

Ein einziger Mann hatte den Intendanten gerettet. Die Camiſarden hatten alles feſt genommen, was ſich auf ihrem Wege zeigte; aber ein Winzer entkam ihnen und eilte Jenem mit der Nachricht entgegen, daß die Camiſarden in der Nähe wären. Noch nie hatten die Camiſarden ſolch einen ſchmerzlichen Verluſt erlitten. Indeſſen wurde er bald nachher durch ein unerwartetes Glück einigermaßen erſetzt.

Der letzte Vorfall änderte zum Theil den Plan, den man gehabt hatte, ſich in die Cevennen zurückzuziehen, um auszuruhen und ſich zu verſtärken. Die Befreyung der gefangenen Reformirten lag dem Roland ſehr am Herzen. Er ließ dem Cavalier neunhundert Mann, die noch am beſten bewaffnet waren, zurück, und er ſelbſt ging mit den

übrigen

übrigen zweyhundert nach den Oberſevennen. Cavalier hingegen näherte ſich der Stadt Anduze und nahm auf der Seite des nahgelegenen Waldes einen vortheilhaften Poſten. Er ſchickte zwey Detaſchements aus, von denen das eine um Montpellier ſtreifen mußte, um den Intendanten beſtändig zu beobachten, und das andere ſich in zwey oder drey Parteyen theilen, zwiſchen Uſes und St. Eſprit ſtreifen und ſo viel Beute machen ſollte, als ſich nur machen ließe.

Roguier, einer der Anführer des letztern Detaſchements, ein braver Parteygänger, ſahe gleich den erſten Tag ein ziemlich beträchtliches Truppenkorps in der Ferne. Er verbarg ſeine Leute, die ungefähr dreyßig Köpfe ſtark waren, hinter einem Berge, legte ſeine Waffen und das ganze Aeuſſere eines Soldaten ab, begab ſich ganz allein nach der Landſtraße und näherte ſich einem Manne, den er dort antraf und den er, nach einigen vorläufigen Fragen, für einen Reformirten erkannte.

„Ich

„Ich bin ein Camisarde," sagte Roguier zu ihm: „meine Leute sind nur ein Paar Schritt von hier. Weißt du, was das für Truppen sind, die da her kommen? —

Der Mann antwortete, schmerzlich bewegt: „Es sind einige von unsern Brüdern, die man unter einer Bedeckung von funfzig Mann nach Anduze führt, um sie dort zu verurtheilen. Meine Frau ist mit darunter. Man beschuldigt sie, daß sie den Konventikeln der Camisarden beygewohnt hätten; aber sie sind unschuldig. Es ist ein Streich von dem abscheulichen Marschall. Ich wollte eben nach Anduze gehen, um meine Frau los zu bitten!"

Roguier ließ dem Manne nicht Zeit, ihm noch mehr zu erzählen; er hatte sich mit ihm unmerklich seinen Leuten genähert; hier ließ er ihn, mehrerer Sicherheit wegen, festnehmen und versprach ihm, daß er ihm seine

Frau bald bringen wolle. Da jenes Korps sich immer mehr näherte, so eilte er, seine Leute in Hinterhalt zu legen, mit dem Befehle, daß sie funfzehn Schüsse auf den Vortrab der Bedeckung und fünf auf den Nachtrab thun sollten; zehn andere Camisarden sollten erst abfeuern, wenn die erstern zwanzig geschossen hätten, damit diese Zeit behielten, von neuem zu laden.

Der Trupp näherte sich. Die Bedeckung verlor durch die ersten Schüsse mehrere Menschen, und gerieth dadurch in solch ein Schrecken, daß sie die Flucht nahm und die Gefangenen zurückließ. Roguier gab sich diesen zu erkennen. Sie waren, zwey und zwey zusammengeschmiedet, in der Mitte der Bedeckung gegangen; deßhalb war keiner von ihnen verwundet worden.

Die drey Haufen, aus welchen dieses Detaschement bestand, vereinigten sich jetzt auf einem bestimmten Sammelplatze wieder, und begleiteten nun ihrerseits die Gefangenen nach dem Posten des Cavalier, der sie mit

großer Freude empfing. Man vertheilte sie unter die Freunde der Camisarden und sorgte für ihre Sicherheit und ihren Unterhalt.

Das andere Detaschement stieß ebenfalls wieder zu Cavalier, nachdem es eine Weile um Montpellier geschwärmt und einige Beute gemacht hatte. Es brachte die Nachricht mit, daß der Intendant zwey Tage nachher nach Anduze abgegangen sey, aber in so starker Begleitung, daß es unmöglich gewesen, ihn anzugreifen. Dieß vermochte den Cavalier, sich von Anduze zu entfernen und in den Wald von Alader zurück zu ziehen, wo er die Verstärkung erwartete, die ihm Roland schicken sollte. Hier beschäftigte er sich mit Dankfesten und andern Uebungen der Frömmigkeit, die, besonders von seiner Seite, mit einem Eifer begangen wurden, welcher mit jedem Augenblicke zu steigen schien und ihn bis zum höchsten Grad erhitzte. Die Zeit her hatte ihn der Geist, wie es die Camisarden nannten, nur periodenweise und nicht gewaltsam in Bewegung gesetzt, aber nun bemächtigte

er ſich ſeines ganzen Kopfes und aller ſeiner Sinne. Er prophezeyete unter Konvulſionen, die ſein ganzes Weſen zerreiſſen zu wollen ſchienen, und ſagte mehrere Dinge vorher, die durch einen Zufall zum Theil eintrafen. Dieß verſchaffte allen übrigen ſtarken Glauben, und erweckte bey ſeinen Brüdern das allerhöchſte Zutrauen auf ſeine Unternehmungen.

Gerade hierin lag das Wunder; aber Cavalier glaubte dieß nicht und war überzeugt, daß der Himmel auſſerordentliche Dinge für ſeine Partey thäte, ſagte und verſicherte dieß auch ſeinen beſten Freunden. Kurz, er hielt ſich für einen wahren Propheten.

Einmahl verſammelte er mitten in jenem Walde ſeine Leute um ſich her. Er betete und predigte, und während er ſprach, ſchien er auf einmahl zu erſtarren. Unbeweglich ſtand er da, die Hände zum Himmel emporgehalten. Nur ſein Auge war in Bewegung. Endlich brachte er folgende Worte, von Seufzern unterbrochen, mit Emphaſe hervor:

hervor: „Höre, o mein Sohn! Schicke zwanzig Mann nach Vic! Sogleich wird le Fevre, dieſer wüthende Verfolger der Kinder Gottes, kommen und ſie angreifen wollen; aber, ich will dieſen Sünder in deine Hände geben, damit du ihn beſtrafeſt, ihn und Alle, die ſich euren heiligen Unternehmungen widerſetzen! Habe Vertrauen, mein treuer Sohn!“ —

Er ſeufzte noch einigemahl und fiel wieder in Ekſtaſe. Als er endlich wieder zu ſich ſelbſt kam, fragte er, was er geſagt habe? Man antwortete ihm, er hätte prophezeyet. — „Ich weiß es wohl!“ verſetzte er: „Aber, was hab' ich geſagt?“ — Man wiederholte ihm ſeine eigne Worte. — „Nein!“ rief er nach einer neuen Anwandlung von Enthuſiasmus aus: „Nein, le Fevre wird dießmahl noch nicht umkommen! Das Maß ſeiner Sünden muß erſt ganz voll werden, ehe er

die Strafe dafür leidet! Aber sein Trupp wird in Eure Hände gegeben und ganz aufgerieben werden! Cavalier, gehorche den Befehlen des Himmels! Schicke zwanzig Mann ab und laß sie von Durand anführen!“ —

Le Fevre wurde angegriffen und geschlagen. Ein Wunder war dieß nicht. Wenn Durand auf Befehl seines prophetischen Chefs bloß mit zwanzig Mann den Le Fevre aufsuchte und bis nach Vic zurücktrieb, so lockte er ihn aber auch, durch eine verstellte Flucht, in einen Hinterhalt von achthundert Camisarden, wo seine Leute freylich wohl in Stücken gehauen werden mußten; was aber wirklich für eine Art von Wunder gelten konnte, war der Umstand, daß Er von seinen hundert Leuten in der That nur allein übrig blieb. Dieß verdrehete dem Cavalier den Kopf vollends; aber der Ruf eines großen Propheten, den er dadurch erhielt, ward seiner Partey desto vortheilhafter. Nicht nur Bauern und

andre

andre gemeine Leute machten jetzt, williger gemeinſchaftliche Sache mit den Camiſarden, ſondern auch die Adelichen und wohlhabenden Reformirten in den Sevennen ſchloſſen ſich thätiger an ſie. Auch in andre Provinzen, ſogar jenſeit des Meeres, ging der Geiſt von Aufmerkſamkeit und Eifer für ihre Sache über, und dieſe vortheilhafte Stimmung ſetzte die Camiſarden mehr als je in den Stand, auf die feſten Verſicherungen von Hülfe und Unterſtützung, die von allen Seiten kamen, ſich muthig zuſammen zu erhalten, und die Vertheidigung ihrer Sache fortzuſetzen.

Um dieſe Zeit war es, als Roland dem Cavalier ſagen ließ, daß er wichtige Depeſchen erhalten habe, deren Inhalt er ihm in eigener Perſon anvertrauen müßte. Cavalier kam und ſetzte ſich bey Sommieres. Dort ließ er ſeine Leute unter dem Befehl des Naſavanel zurück, mit der Anweiſung, den Feind durch mannigfaltige Bewegungen zu beſchäfftigen und irre zu führen. Er ſelbſt nahm nur funfzig Mann für ſich, und näherte

ſich dem Roland, der nach der Seite von Salles, mit achthundert Mann, vorgerückt war. Die Hälfte davon war, nebſt nöthiger Munition und Proviant, für Cavalier ſelbſt beſtimmt, um damit in die Ebene zu rücken, den Marſchall zu beunruhigen und ihn, durch ſcheinbare Unternehmungen gegen andre Oerter, auf die Meynung zu bringen, daß man nicht mehr an den Einbruch in Rovergue und Vivarez dächte; endlich auch, um durch dieſe unabläßigen Streifzüge von allen Seiten her, ihn zu dringen, von neuem nach Hofe zu ſchreiben und dieſen immer unruhiger in Abſicht der Sevennen zu machen.

Letzteres war der Hauptzweck der geheimen Inſtruktionen, die Roland von fremden Höfen erhalten hatte, und man ſieht die Bewegungsgründe davon leicht ein. Dieſer innere Krieg untergrub unmerklich die Kräfte Frankreichs, und trug in der That mit dazu bey, dieſe mächtige Monarchie ſo in die Enge zu treiben, daß der König, nach einer ſchnellen Folge von verlornen Schlachten, Ueberfällen,

fällen, und unglücklichen Kombinationen, ſeine Feinde faſt vor den Thoren ſeiner Hauptſtadt ſehen und ſich ſelbſt von Verſailles nach Chambord überpflanzen mußte.

Die Depeſchen, die Roland dem Cavalier mitzutheilen hatte, gingen wahrſcheinlich auf dieſen ſeinen, weitſehenden Plan hinaus: Es war nähmlich ein Brief von Seiten und im Nahmen der Königinn Anna von England, von der Hand des Marquis von Mircmont, angekommen. Dieſer Mann war ein ausgewanderter Reformirter von Range, der an dem Londoner Hofe geſchätzt war, nicht ſowohl wegen kriegeriſcher Thaten, als vielmehr wegen ſeiner Redlichkeit und wegen ſeines warmen Eifers für die Religion. Sein Brief war folgenden Inhalts: Die Königinn habe erfahren, daß die Reformirten in den Sevennen gezwungen worden, die Waffen zur Vertheidigung ihrer Gewiſſensfreyheit und ſelbſt ihres Lebens zu ergreifen; Dieſe mitleidige Monarchinn habe ihm aufgetragen, ihnen von ihrer Seite zu verſichern,

daß ſie wahrhaften Antheil an ihrer traurigen Lage nehme; ſie habe ihm den ehrenvollen Auftrag gemacht, die Hülfsvölker anzuführen, die ſie ihnen zu ſchicken beſchloſſen; ſie ſollten ferner bis zu ſeiner Ankunft ſich mit Nachdruck und Klugheit benehmen; er würde ihnen zu ſeiner Zeit die Maßregeln wiſſen laſſen, die Roland zu nehmen hätte, um denenjenigen die Hand zu bieten, die er ſelbſt nehmen würde. ꝛc.

Roland und Capalier hielten dieſen Brief unter ſich geheim, und entwarfen eine Antwort, die den Charakter der Einfalt und des kriegeriſchen Geiſtes trug. Sie baten den Marquis, ihre tiefſte Ehrfurcht und Dankbarkeit der Königinn zu Füßen zu legen; gaben ihm einen genauen Abriß ihrer Lage und der Art, wie ſie den Krieg führten, um weit ſtärker zu ſcheinen, als ſie in der That wären; drangen beſonders auf ſchleunige Unterſtützung, und ſtellten vor, daß ſie bey ihrem beſten Willen, ſelbſt ihr Leben für die Gerechtigkeit ihrer Sache aufzuopfern, dennoch ohne

die

die verſprochene Hülfe unterliegen würden. Nachdem dieſe Depeſche abgeſchickt war, verabredeten Roland und Cavalier die Operationen, die unter gegenwärtigen Umſtänden am thunlichſten und nützlichſten wären. Sie verloren Rovergue und Vivares nicht aus dem Geſicht, weil die dortigen Reformirten wiederholt in ſie gedrungen hatten, ihnen zu ihrer Befreyung die Hand zu bieten; aber ſie ſahen aus den Bewegungen der königlichen Truppen, daß der Marſchall gegen dieſe Unternehmung auf ſeiner Huth wär; ſie glaubten alſo, ſie aufſchieben zu müſſen, und fürchteten ſogar, daß ſich nicht leicht wieder eine Gelegenheit dazu finden würde. Indeſſen beſchloſſen ſie, um eine ſolche herbey zu führen, die Aufmerkſamkeit des Marſchalls auf die Sevennen und den Mittelpunkt der Provinz zu ziehen. Roland kehrte in ſein gebirgichtes Lager zurück; aber nur auf ſo lange, bis er ſich zu einer wichtigen Aktion angeſchickt hätte. Cavalier ging zu ſeinen Leuten zurück, die zwiſchen

Sommieres und Sauve ſtanden, und die durch die vorhin erwähnte Verſtärkung bis auf vierzehnhundert Mann vermehrt worden waren. Die Beſtürzung war in Niederlanguedoc allgemein. Der Marſchall hatte die Abweſenheit der Camiſarden genutzt, um die harten königlichen Verordnungen gegen ihre Anhänger, ihrer ganzen Strenge nach, in Ausübung zu bringen. Er hatte eine Menge Unglücklicher henken, rädern und niederhauen laſſen, von denen man argwöhnte, daß ſie den Camiſarden Lebensmittel zugeſchleppt hätten, ungeachtet man wiſſen mußte, daß dieſe mit gewaffneter Hand dergleichen in Beſchlag nahmen, und daß man ſie ihnen nicht ungeſtraft verweigern konnte. Da ſie Städte mit Mauern überwältigten, und deren Einwohner zur Auslieferung ihres Vorraths zwangen, wie hätten ſchwache, unbeſetzte Dörfer ihnen widerſtehen ſollen?

Man trieb die Strenge bis zur Unmenſchlichkeit. Ein Beyſpiel davon mag hier ſtatt aller übrigen dienen. In der Abſicht, den Camiſarden

ſarden allen Unterhalt abzuſchneiden, ließ der Marſchall alle gröſsern Dörfer mit Mauern und Truppen verſehen, und befahl den Bewohnern der kleinern, ſich in jenen nieder zu laſſen. Als er, um dieſe Anſtalten zu beſchleunigen, ſich unter einer Bedeckung von ſieben bis acht tauſend Mann zu St. Genies befand, führte man eine junge Frau mit zwey Töchtern zwiſchen zehn und zwölf Jahren vor ihn. Letztere hatten ihre Mutter begleitet, um einige Metzen Bohnen zu holen, die ſie in dem Dorfe Sauzet zurückgelaſſen hatte, als ſie nach St. Genies zog. Man gab dieſer Frau ohne alle Wahrſcheinlichkeit Schuld, daſs ſie dieſe Bohnen den Camiſarden habe zutragen wollen. Der Marſchall befahl, ſie ſogleich zu erſchieſsen. Der Officier, der zu dieſer Exekution kommandirt war, glaubte, dieſer Befehl gelte nur der Mutter; aber der Marſchall ließ ihm ſagen, er habe Mutter und Töchter verſtanden; man müſſe dieſe hartnäckige Brut ausrotten, und man könne hierin nicht zu viel thun. Der Eindruck, den

das

das Schickſal dieſer Unglücklichen machte, war unbeſchreiblich. Der herzzerreiſſende Schmerz der Mutter und das Geſchrey und die Todesangſt der Kinder erregten das Mitleid der härteſten Herzen, und flößten ſo viel Abſcheu ein, daß die Katholiken ſelbſt das Schickſal der Reformirten beklagten, und daß letztere ſich deſto eifriger für die Camiſarden verwandten.

Der Marſchall erlitt bey dieſer Gelegenheit einen Verluſt, der, für ihn wenigſtens, härter war, als alles andre, was ihn für ſeine Grauſamkeit hätte beſtrafen können. Ein junges Frauenzimmer zu Alais, das eben nicht vom erſten Range war, aber viel Schönheit und ein edles Herz beſaß, hatte den Marſchall gefeſſelt, und er empfand wahre Leidenſchaft für ſie. Er hatte Gefälligkeit, Auszeichnung, Koſten, kurz alles angewandt, um ihr zu gefallen, und es hatte bis jetzt geſchienen, als ob ſie nicht unempfindlich dagegen ſey. Ein Marſchall von Frankreich, der in einer Provinz kommandirt und dort

wie

wie ein Souverain Hof hält; von dem übrigens alle Beförderungen und Gnadenbezeigungen abhangen; der im höchſten Grade galant und freygebig iſt; der mit allen dieſen Vorzügen eine ſchöne Figur, Witz und Heiterkeit verbindet; dieß alles ſind Dinge, die eine Schwachheit oder wenigſtens eine wohlwollende Neigung bey einem jungen Weibe entſchuldigen können. Aber ſobald Jene die letzte That des Marſchalls erfuhr, ließ ſie ihm ſagen, daß ſie ihn nie wieder zu ſehen verlangte. Er flog nach Alais, that alles, was er thun konnte, um ihren Entſchluß zu ändern und drang auf eine Zuſammenkunft, als um die letzte Gnade. Sie ſchlug ihm dieß wiederholt ab; endlich verſtand ſie ſich doch dazu. Aber, ohne auf ſeine dringende und ſchmeichelnde Bitten zu hören, demüthigte ſie ihn mit den härteſten Vorwürfen und erklärte: wenn er ihr Kronen anzubieten hätte, würde ſie ihn doch für einen Henker halten, der nichts als Abſcheu und Verachtung verdiene. Er führte zu ſeiner Entſchuldi-

gung

gung die königlichen Befehle an, und die Nothwendigkeit, Unordnungen dieser Art zu unterdrücken. Sie erwiederte, daß er selbst diese Unordnungen begehe und verwies ihn auf immer aus ihrem Hause. Man konnte dieser Person die verdiente Achtung nicht versagen, und der Marschall selbst konnt' es nicht.

Dieser Vorfall ward bald bey Hofe selbst bekannt, wo schon Unzufriedenheit mit dem Marschall sich zu zeigen anfing. Das Gerücht von seinen neuesten Grausamkeiten hatte sich überall verbreitet, und fiel auf sein Haupt zurück. Ganz Languedoc war wider ihn aufgebracht; und unter diesen Umständen war es, als Cavalier seinen Brüdern zu Hülfe eilte.

Er ging von Uniſac, wo sein Trupp gestanden hatte, mit vierzehn hundert gutbewaffneten und muthigen Leuten ab, und durchstreifte die Gegenden um Uſes und Nimes. Seine Detaſchements hieben nieder, was ihnen an königlichen Truppen aufſtieß,

und

und verbreiteten Bestürzung und Schrecken bis zu den entferntesten Städten der Provinz. Er selbst griff Bouqueiran, nicht weit von Nimes, an, trieb die Garnison in die Citadelle und ward Herr dieses Ortes, dessen Mauern er durch die Einwohner selbst niederreissen ließ. Seine Detaschements stießen wieder zu ihm, und nun zog er sich in die Berge zurück, nachdem er im Vorbeygehen die Mauern der großen Dörfer niedergeworfen und die Bewohner derselben in Kontribution gesetzt hatte. Jetzt rückte der Marschall mit zehn tausend Mann seiner besten Truppen aus Nimes; aber die Camisarden waren verschwunden. Ausgeschickte Spione gaben ihm falsche Nachrichten und ermüdeten ihn durch fruchtlose Märsche. Kurz, seine Truppen gingen unverrichteter Sache und abgemattet in ihre Quartiere, und er selbst ging nach Nimes zurück.

Unterdessen war Roland auch nicht unthätig geblieben. Wir haben ihn in seinem Berglager gelassen, wo er sich anschickte, irgend

gend einen großen Streich auszuführen. Die Brigadiers Julien und Planque hatten sich an den Eingängen zur Landschaft Vivarez verschanzt. Roland hatte den Plan, sie anzugreifen. Da aber sein Kriegsrath dagegen war, so marschirte er nach Sinouillac, einer kleinen befestigten Stadt an den äussersten Gränzen der Sevennen, näherte sich ihr während der Nacht und griff sie bey Anbruch des Tages unerwartet an. Ihre zwey hundert Mann starke Garnison vertheidigte sich mehrere Stunden sehr unerschrocken; aber Roland überwältigte endlich den Platz und hieb dessen Vertheidiger nieder. Von da durchstreifte er alle mit Mauern versehene Dörfer und nahm alle Lebensmittel in Beschlag, ohne daß man es wagte, sich zu wehren. Die königlichen Truppen zogen von allen Seiten heran und verfolgten ihn lange; aber er entzog sich ihnen in guter Ordnung auf Schleifwegen und gewann nach und nach das Gebirge wieder. Auf diese Weise führten Roland und Cavalier den Krieg fort. Jener brach

aus

aus ſeinen Bergen und dieſer aus ſeinen Wäldern von Zeit zu Zeit hervor, und ſie machten ſo ſchnelle, ſo unerwartete Streifzüge, daß der Streich ſchon immer geſchehen war, wenn die königlichen Truppen ſich in Bewegung ſetzten.

Um dieſe Zeit thaten ſich zwey neue Arten von Camiſarden hervor, die von den unſerigen ganz verſchieden waren. Schon ſeit einiger Zeit hatte ſich eine Räuberbande aus Provence, aus Katholiken beſtehend, nach Languedoc hineingezogen und alle Arten von Grauſamkeiten unter dem Nahmen der Camiſarden verübt. Man nannte ſie deßhalb die ſchwarzen Camiſarden. Anfangs ſchienen ſie bloß ſich an die Katholiken zu halten. Sie plünderten und verbrannten ihre Dörfer und Kirchen, ermordeten ihre Prieſter, beraubten und tödteten Arme wie Reiche, zogen nur des Nachts aus und verbargen ſich den Tag über in Wäldern und Höhlen, wo ſie zugleich ihre Beute niederlegten. Da ſie für Camiſarden gelten wollten, ſo vergriffen

sie sich nicht an den Reformirten. Einmahl beobachtete diese Räuberbande vier Camisarden, die zur Nachtzeit sich um ein Dorf herumschlichen, und sie nahmen sich so geschickt, daß sie dieselben ohne Geräusch in die Hände bekamen. Sie brachten sie zu ihrem Anführer, und dieser redete sie folgendergestalt an: Freunde, ihr gehört also zu den wackern Camisarden, von denen man so viel spricht? Aber was gedenkt ihr anzufangen? Ueber kurz oder lang werdet ihr Hunger sterben. Seyd klug und schlagt euch zu uns, und macht euer Glück. Ihr kennt das Land; führt mich hin, wo sich etwas thun läßt. Wir wollen brüderlich theilen. Dieß ist das Beste was ihr thun könnt; entschließt euch dazu, sonst laß ich euch henken!

Die Camisarden ließen sich, weil sie hofften, ihm entwischen zu können, zu seinem Vorschlage willig finden. Sie führten diese

Räu-

Räuber, ſo lang es anging, in die Schlöſſer und Häuſer reicher Katholiken. Da man ſie aber den Tag über binden und des Nachts nicht aus den Augen ließ, ſo wurden ſie wider Willen Zeugen von einer Menge Diebſtähle und Ermordungen. Die Räuber erpreßten ferner durch Drohungen von ihnen Unterricht, wie man ſich bey den Reformirten beliebt machen könnte, und bey dieſer Gelegenheit plünderten ſie viele der letztern aus.

Die Kreutzbrüder, eine andere neue Art von Camiſarden, thaten ſich um eben dieſe Zeit hervor. Sie trugen ein weißes Kreutz am Hut und man nannte ſie deshalb weiße Camiſarden. Sie waren nicht weniger grauſam und verderblich, als die ſchwarzen. Es war ein Haufen von fünf bis ſechs hundert jungen Leuten, die ohne Anführer zuſammengelaufen waren und alle Reformirten oder neue Katholiken mit wilder Wuth verfolgten, ſie ohne Anſehn der Perſon ermordeten, ihre Häuſer anzündeten, ſich ihrer Habſeligkeiten bemächtigten und ſie ungeſtraft raubten. Zu

diesen Kreuzbrüdern schlugen sich in kurzem noch drey andere Haufen, die regelmäßiger schienen, weil sie Anführer hatten, die aber eben so zügellos sich benahmen. Den einen führte ein Müller, Nahmens Florimond, an; den andern der schon oben erwähnte le Fevre; und den dritten ein Eremitenmönch. Dieser war der fürchtbarste unter allen, weil er der grausamste war. Pabst Clemens XI hatte diese Art von Kreuzzug durch eine Bulle vom ersten May 1703 veranlaßt, durch die er allen denen, die gegen die Camisarden, als eine verfluchte Brut, die Waffen nehmen würden, einen Generalablaß versprochen, im Fall sie im Kampfe blieben. Auf diese Autorität hatte der Bischof von Nimes, unter welchem jener Eremit stand, ihn von seinem Gelübde losgesprochen, hatte ihm seinen Segen gegeben, und da solchergestalt seine heilige Wuth legitimirt war, so hielt dieser Bruder, Franz Gabriel genannt, sich mehr als jeder andere berechtigt, mit blindem und barbarischem Eifer die Vernichtung der Reformirten

ten zu betreiben; und er ermordete ohne Unterſchied auch die neuen Katholiken als Betrüger und Häuchler, ſchonte weder Weib noch Kind, und wurde bald in der ganzen Provinz als ein Ungeheuer von Grauſamkeit gefürchtet und verabſcheut.

So ſtanden die Sachen, als Roland auf der einen und Cavalier auf der andern Seite, ſich Mühe gaben, die Maßregeln des Marſchalls zu vereiteln. Sie hatten mehrere Parteyen ausgeſchickt, theils um die ſchwarzen Camiſarden aufzuſuchen, theils um die Gewaltthätigkeit der Weißen zu verhindern, indem ſie dieſelben, wie die königlichen Truppen ſelbſt, von einem Dorfe zum andern herum zogen, wo ihre unerwartete Erſcheinung Hülfe nöthig zu machen ſchien.

Roland erhielt die größern befeſtigten Orte in den Gebirgen in beſtändiger Unruhe, zog von dem einen zum andern, und neckte und ermüdete die Truppen, die unter der Anführung der Brigadiers Julien und Planque ſie beobachteten. Dieß war alles, was Ro-

land zu thun wagen konnte; aber Cavalier hatte mehr zu thun, weil er in der Ebene mehr Gelegenheit dazu fand. Ob es ihm gleich am Herzen lag, Niederlanguedoc von den schwarzen Camisarden zu reinigen, weil sie seiner Partey einen übeln Ruf machten; so ward er doch von den weißen Camisarden, unter Anführung des Florimond, le Fevre und des Eremiten, zu sehr beschäftigt, als daß es ihm hätte gelingen können. Einige seiner Partenen waren sogar von Florimond geschlagen worden. Le Fevre hatte sich von seiner letzten Niederlage bey Vic auch wieder erholt und suchte sich dafür zu rächen; aber der Eremit, der sich nur auf Verbrennen und Plündern einschränkte und keinen rechtlichen Krieg führen wollte, trieb seine Grausamkeiten so weit, daß Cavalier an den Gouverneur von Nimes schrieb: wenn er den Feindseligkeiten des Eremiten nicht ein Ende machte, so würde er von nun an alle Katholiken, die ihm in die Hände fielen, ohne Ansehn der Person niederhauen lassen. Aber

man achtete nicht auf dieſe Warnung und Cavalier ward es müde, eine fruchtloſe Großmuth zu zeigen. In der Hoffnung, die Grauſamkeit durch Menſchlichkeit zu beſchämen, hatte er die Zeit her mehr als einen Gefangenen hergegeben und zurückgeſchickt; aber jetzt glaubte er ein härteres Betragen annehmen zu müſſen. So traf er bey einer ſeiner Streifereyen zu St. Genies auf eine Beſatzung von zweyhundert Mann, die ſich bey ſeiner Annäherung in ein Gewölbe zurückgezogen hatte. Vor dem Eingange deſſelben ließ er Holz und Stroh auffahren und anzünden. In weniger als einer Viertelſtunde kamen dieſe Unglücklichen theils durch den Dampf, theils durch die Flammen, theils durch Bajonnetsſtiche um, wenn ſie ſich retten wollten.

Die Camiſarden zogen ſich zurück. Einige von ihnen, die ſich mit ihren Freunden an einem der Stadtthore verweilten, hörten auf einmahl Schüſſe hinter ſich, und einem von ihnen wurde der Schenkel zerſchmettert. Es war der Pfarrer des Orts der mit ſeinem

Küster und einigen Bauern sich auf einen der nachbarten Thurm gerettet hatte, und von da herunter Feuer gab. Als Cavalier Rache nicht davon erhielt, ließ er ihm sagen, wenn er sich nicht sogleich als Gefangener stellte, so würde er ihn verbrennen lassen, wie die Garnison; aber der Pfarrer antwortete ihm mit Flintenschüssen und Schimpfworten. Man legte also Feuer an den Thurm und dieser Fanatiker kam mit allen seinen Leuten um, fast im Angesichte von vier Regimentern, die, als sie die Flammen erblickten, der Stadt zu Hülfe eilten, aber nicht mehr den Cavalier, sondern bloß die Spuren von seiner Rache daselbst antrafen.

Unterdessen hatte der Eremit in der Gegend von Sommieres gewüthet, und weder schwangere Weiber noch Kinder an der Brust verschont. Er war im Begriff, in die Landschaft Vaunage einzurücken, als Cavalier ihn überfiel, und seine Leute in Unordnung brachte. Er trieb ihn bis an die Vindourles, und zwang ihn, so übereilt und unter so viel Gefahr

über

über diesen Fluß zu ſetzen, daß der Reſt ſeiner Leute größtentheils ertrank, und daß er ſelbſt kaum dem Tode entging.

Die königlichen Truppen waren den Camiſarden bey allen Unternehmungen auf der Ferſe. Auch diesmahl zeigten ſie ſich ſogleich. Cavalier achtete die Kreuzbrüder wenig und das kleinſte Detaſchement hätte hingereicht, ſie zu verjagen; aber die königlichen Truppen, die jetzt immer in großer Anzahl ausmarſchirten, banden ihm die Hände, und er ſah ſich gezwungen, den Krieg wie Roland zu führen. Konnte er indeſſen, ohne zu große Gefahr, nicht fliehen, ſo hielt er auch Stand und zwar mit auſſerordentlicher Standhaftigkeit und Muth. Beydes bedurfte er unter andern bey folgender Gelegenheit:

Um ſeinen Brüdern in der Landſchaft Vaunage, welche die Kreuzbrüder grauſam verfolgten, in der Nähe zu ſeyn, hatte er ſich in den Wäldern bey Nage geſetzt und mehrere kleine Detaſchements ausgeſchickt, um den Feind zu beobachten und zu beſchäf-

tigen.

tigen. Solche Zurückzüge nutzte er beständig zum Gottesdienste und Gebet. An einem Sonntage hatte er die in der Gegend wohnenden Reformirten zu einer solchen Uebung eingeladen, und es hatten sich ihrer gegen tausend mit Weibern und Kindern eingefunden. Der Gottesdienst hatte kaum angefangen, als man Cavalier berichtete, daß ein Truppenkorps sich nähere. Seiner Leute waren ungefähr nur fünfhundert; die übrigen waren in kleinen Detaschements ausgesandt worden.

Das Dragoner-Regiment von Fimarcon, von einem Korps Infanterie begleitet, näherte sich in der That. Die Zeit zum Ueberlegen war kurz. Zu einer andern Zeit wäre ein schneller Rückzug das beste Rettungsmittel gewesen; aber Cavalier konnte seine versammelten, wehrlosen Brüder nicht unter den Säbeln der Dragoner zurücklassen. Er besetzte also eiligst einen vortheilhaften Posten; einen Grund zwischen zwey Bergen, deren Abhänge in einem Halbzirkel zusammenstießen. Dem Ravanel trug er auf, alle Greise, Weiber

ber und Kinder die unter der Verſammlung waren, in den Mittelpunkt des Treffens zu ſtellen, während er ganz allein, auf einem guten Pferde, dem Feinde entgegen ritt, um ihn in der Nähe zu beobachten. Solche Züge von Verwegenheit oder Unbeſonnenheit waren ihm gewöhnlich, und den gegenwärtigen würde er theuer haben bezahlen müſſen, wenn ihn nicht eben die Unerſchrockenheit, die ihn dazu verleitete, gerettet hätte.

Ein Cornet von Fimarcon erkannte Cavalier. Es war einer von jenen jungen Leuten, die nach Auszeichnung dürſten; und der dazu die Gegend dort herum ſehr gut kannte. Er wählte zwey brave Dragoner, verlor ſich mit ihnen, ſchlug einen Schleifweg ein, um den Cavalier abzuſchneiden, kam ihm in der That zuvor und erwartete ihn in einem Hohlwege, den er bey ſeiner Zurückkunft nothwendig nehmen mußte. Cavalier ſchien ihm nicht entwiſchen zu können.

Dieſer kehrte in der That, ohne etwas zu argwöhnen, auf dieſem Wege zu ſeinen

Leuten zurück, und bemerkte den Hinterhalt nicht eher, als bis er sich ihm auf einen Pistolenschuß schon genähert hatte. Da er nicht umkehren konnte, ohne dem Feinde in die Hände zu fallen, so hielt er einen Augenblick still und faßte sein Pistol. In demselben Augenblick legte der Cornet an, und rief ihm zu: „Du bist Cavalier! Ich kenne dich! Ergib dich, oder du bist des Todes!“ — Cavalier zerschmetterte ihm den Kopf statt aller Antwort. Die beyden Dragoner schossen auf ihn, fehlten aber; er schoß den einen mit seinem zweyten Pistol nieder und sprengte mit bloßem Degen auf den andern zu. Dieser nahm die Flucht und Cavalier kehrte mit kaltem Blute zu seinen Leuten zurück.

Er fand sie, seinen Verhaltungsbefehlen gemäß, gestellt und geordnet, und so erwartete er stolz den anrückenden Feind. Die Dragoner thaten den Angriff, während die Infanterie sich hinter eine niedrige Mauer zog, die ihr statt Brustwehr diente. Die

Cava-

Camisarden hielten das erste Feuer aus, ohne einen Schuß zu thun, indem sie sich alle in einem Tempo zur Erde niederbückten, und wieder aufrichteten; sodann schossen sie, unter Gesang und Geschrey, in welche Weiber- und Kinder-Stimmen sich gellend mischten, wüthend hervor und machten, in einer Entfernung von kaum drey Schritten, solch ein mörderisches Feuer, daß die Dragoner in Unordnung zurückgeworfen wurden. Ihre Pferde wurden scheu bey dem gräßlichen Geheul und gingen unaufhaltsam durch. Die Weiber und Kinder, vom Eifer hingerissen, begleiteten sie mit Steinwürfen und vermehrten die Unordnung. Die Infanterie indessen hielt Stand und hinter ihr sammelten sich die Dragoner wieder. Auf einmahl stürzten die Camisarden mit gleicher Wuth auch über sie her. Die Weiber wurden noch wüthender, drängten sich ohne alle Ordnung hervor bis an den Fuß der Mauer, und waren im Begriff, sie zu ersteigen, als ein Mädchen von ungefähr siebenzehn Jahren mit bloßem Säbel

auf

auf dieſelbe ſprang und raſend auf den Feind einhieb. Dieſer unerwartete Anblick wirkte wunderbar auf den Feind. Er wich zurück, und jene Heldinn, von einem Haufen der muthigſten Camiſarden unterſtützt, brachte die Infanterie und auch von neuem die Dragoner in Unordnung. Cavalier ſchrie und beſtrebte ſich, das Feuer ſeiner Leute zu mäßigen und dieſe machten auch endlich Halt, aber das Mädchen, die von einem blinden Eifer und Muth hingeriſſen wurde, konnte er nicht erſt bezähmen. Er hatte bey dieſer Aktion nicht mehr als zwölf Todte und achtzehn Verwundete. Auſſerdem waren einige Weiber, indem ſie ſich der Mauer näherten, niedergeſchoſſen worden. Die königlichen Truppen ließen gegen hundert Mann auf dem Platze. Die Camiſarden zogen ſich in das Gehölz zurück und ſetzten ihren Gottesdienſt fort, der ſich in das feyerlichſte Dankfeſt verwandelte.

Dieſes Gefecht gab zu einem wunderlichen Gerücht Anlaß. Da die königlichen Truppen mit eben ſo vielen Weibern als

Män-

Männern zu fechten gehabt hatten, so sprengte man aus, die Camisarden wären in Weiber verkleidet gewesen; Cavalier selbst sey in dem Anzuge einer jungen Bäuerinn zuerst über die Mauer gesprungen; ihm wären vierzehn- bis fünfzehnhundert Männer gefolgt, unter denen mehr Hauben als Hüte gewesen; und unter diesen Hauben hätten die entschlossensten und wildesten seiner Soldaten gesteckt. Man glaubte endlich sogar, diese Verkleidung sey, wie die Versammlung zum Gottesdienste selbst, eine Kriegslist von Cavalier gewesen.

Cavalier hatte jetzt wieder eine Weile Ruhe, und er nutzte sie, um die schwarzen und weißen Camisarden aufzusuchen, und die Provinz von ihnen zu reinigen. Er schlug sie auch bey mehreren Gelegenheiten.

Besonders machten die schwarzen Camisarden dem Roland und Cavalier viel Unruhe durch die Grausamkeiten, die sie begingen, und die man auf die Rechnung ihrer Leute zu setzen pflegte. Die Parteyen, die sich aus-

schickten, um jene Mörder aufzusuchen, kamen fast immer unverrichteter Sache zurück, weil dieß Gesindel nur immer des Nachts aus seinen Wäldern und Höhlen, wo es nur bekannte oder unzugängige Schlupfwinkel gefunden hatte, sich hervorwagte. Indessen setzte Cavalier so viel Kundschafter wider sie in Bewegung, daß an einem Abend sechs Bauern auf einmahl ihm berichteten, ein Haufen dieser Räuber habe sich nach Guarigues hineingeschlichen. Er befand sich nur eine halbe Meile von diesem Orte, und schickte sich sogleich an, sie zu überfallen; da er aber zu gleicher Zeit einen Expressen von Roland erhielt, der ihn einer wichtigen Sache wegen zu sich berief, so überließ er dem Catinat die Ausführung dieser Expedition.

Catinat setzte sich mit hundert Mann zu Pferde und einer gleichen Anzahl zu Fuße in Bewegung. Hinter jedem Reiter mußte ein Fußknecht aufsitzen. So näherte er sich ohne Geräusch Guarigues, wo er gegen ein Uhr des Morgens ankam. Sein Plan war: die

schwar-

ſchwarzen Camiſarden, wo möglich, lebend dis aufzuheben. Was von königlichen Truppen in dem Dorfe ſtand, hatte ſich bey der Erſcheinung der ſchwarzen Camiſarden, die ſie für den Vortrab der wahren hielten, zurückgezogen. Catinat fürchtete ſeinerſeits, daß dieſe Truppen in der Nähe bleiben, ihn beobachten und zwiſchen zwey Feuer bringen möchten, wenn er ohne nöthige Vorſicht in den Ort rückte. Er ſtellte alſo in einiger Entfernung von dem Dorfe Vedetten aus, um über die Bewegungen jenes Korps zu wachen, beſetzte die Aus- und Eingänge der Ortſchaft, legte in der Gegend herum mehrere Hinterhalte, und ſo erwartete er ruhig den Zurückzug der Räuber, die unterdeß plünderten und zugleich ſich berauſchten.

Mit Anbruch des Tages kamen ſie in der That ſo mit Beute beladen und betrunken, daß Catinat leichtes Spiel mit ihnen hatte. Er ließ ſie, ohne daß ſie ſich vertheidigen konnten, niederhauen, weil er wegen der Nähe der königlichen Truppen, ſich nicht das

mit aufhalten konnte, sie lebendig einzufangen. Was er gefürchtet hatte, traf auch wirklich ein. Kaum hatte er den Einwohnern die geraubten Effekten wieder zugestellt, als er erfuhr, daß ein starkes Detaschement königlicher Truppen gegen ihn in vollem Marsche sey. Er behielt Zeit sich zurück zu ziehen: Von den falschen Camisarden waren ihm doch, während des Handgemenges, sechszehn entkommen.

Der Marquis von Mirepoix war immer noch im Nahmen der Königinn von England thätig. Er hatte an Roland eine Art von Agenten geschickt, der einen Brief voll Versprechungen baldiger Hülfe überbracht und zugleich Auftrag hatte, mit Roland und Cavalier Maßregeln zu einem kräftigen Erfolge zu verabreden. Aber diese Maßregeln sollten vor der Hand nur noch die Standhaftigkeit und Thätigkeit der Camisarden unterhalten; schienen sogar überhaupt nur diesen Zweck zu haben. Uebrigens war dieß Geheimniß schon entdeckt, entweder, weil der Marquis nicht ver-

verſchwiegen genug geweſen war, oder, weil die franzöſiſchen Emiſſarien zu London ihn erforſcht hatten. Vielleicht auch war es dem brittiſchen Hofe ganz recht, wenn er Frankreich von dieſer Seite unruhig machen und den König zwingen konnte, einen Theil ſeiner Truppen von den Gränzen zurück zu ziehen, um ſich im Innern zu verwahren; vielleicht endlich hatte man wirklich den Plan, eine Landung vorzunehmen, und in Languedoc während des Aufruhrs einzubrechen; genug, man wußte zu Verſailles alle Schritte und Intriguen des Marquis, und man nahm die kräftigſten Maßregeln, um ſie zum Scheitern zu bringen.

Roland und Cavalier gaben dem Agenten des Marquis alle nöthigen Aufklärungen, und er kehrte ſodann nach London zurück. Um, vermöge der verabredeten Maßregeln, den Krieg lebhaft fortzuführen und einen Einbruch in Vivares vorzubereiten, fing Roland ſeine Streifzüge in den Gebirgen von neuem an, und Cavalier zeichnete ſich in der

Ebene durch eine That voll Gerechtigkeit und Ehre aus.

Seit der Niederlage der ſchwarzen Camiſarden zu Guarigues hatte Catinat die königlichen Truppen beſtändig auf den Ferſen gehabt. Dieſe wußten, daß Cavalier in den Gebirgen war, alſo hatten ſie jenen unausgeſetzt verfolgt und enge umſchloſſen gehalten. Die Zurückkunft Cavaliers machte ihn los und die Truppen zogen ſich zurück. Die Camiſarden begaben ſich nun in die Wälder von Fontcouvert, weil ſie erfahren hatten, daß einige Banden ſchwarzer Camiſarden in dieſer Gegend wankten. Cavalier ließ ſeine Kundſchafter Nacht und Tag nach ihnen forſchen, weil er dieſe Räuber gerne ganz vernichten wollte; und er erhielt endlich die Nachricht, daß ſie ſich, gegen vierzig Mann ſtark, zu Grange de Vendras befänden. Er ſchickte ſeinen Brigadier des Plantes mit hundert Mann ab, um ſie zu überfallen, und mit dem Befehl, ſich den folgenden Tag zu Caſteinaux, dem allgemeinen Verſammlungs-

punkte

punkte, wieder einzufinden. Des Plantes beſetzte alſo während der Nacht Grange, griff mit Tages Anbruch die Räuber an, und hieb ſie nieder, bis auf ſiebenzehn, die er gebunden mit nach Caſtelnaux nahm. Hier hielt Cavalier mit ſeinem Kriegsrath förmlich Gericht über ſie, um ihre Verurtheilung deſto regelmäßiger und authentiſcher zu machen.

Man hatte bey ihnen dreytauſend Thaler in Golde gefunden. Sie geſtanden mehrere Räubereyen ein, verſicherten aber, daß ſie mit derjenigen Bande, die man zu Guarigues aufgehoben, keine Gemeinſchaft gehabt hätten. Man begnügte ſich mit dieſem Bekenntniß. Cavalier nahm das Wort und ſagte: „Ihr verdient Strafe für eure Verbrechen. Ueberall hätte euch das Rad erwartet, aber nicht bey uns, das iſt nicht unſre Art. Ich werde euch erſchießen laſſen. Bittet Gott um Vergebung eurer Sünden und bereitet euch zum Tode, wie euer Glaube es verlangt.

langt. Wir zwingen niemand in Religionssachen. Betet nach eurer Weise. Gott sey euren Seelen gnädig!" — Cavaliers Leute marschirten auf und nach Verlauf einer Stunde wurden jene siebenzehn Verbrecher erschossen. Aber Cavalier ließ es nicht dabey bewenden. Er verfertigte eine Art von Manifest, worin er der Welt Aufklärung über die schwarzen Camisarden gab, und sich gegen alle Beschuldigungen verwahrte, als ob die Greuel, die sie begangen hatten, von ihm und seinen Leuten begangen worden wären. Er fügte eine Darstellung von der Lage, von den Absichten und von den Grundsätzen seiner Partey hinzu. Diese Schrift war von ihm und den vornehmsten Mitgliedern des Kriegsraths unterzeichnet. Man verbreitete Kopien von diesem Manifeste durch das ganze Land.

Cavalier marschierte von Castelnaux ab und kampirte den folgenden Tag in der Gegend von Nage. Hier zeigte sich, daß die

Pro-

Prophezeihungen der Camiſarden nicht unfehlbar waren.

Die königlichen Truppen, die noch immer die wichtigſten Poſten an der Küſte beſetzt hielten, zeigten ſich nicht mehr ſo zahlreich in der Ebene; da aber der Marſchall die Garniſonen häufig ablöſen ließ, ſo waren immer einige Regimenter auf dem Marſche, vermuthlich in der Abſicht, die Camiſarden im Zaum zu halten. Dieſe Truppen gewannen oft Vortheile über die kleinen camiſardiſchen Partenen, die ihnen während des Marſches aufſtießen. Cavalier hatte ſeiner Seits auch den Plan, dieſe Truppen bey Gelegenheit anzugreifen. Er hatte ſeine Infanterie zu Nage zurückgelaſſen, mit dem Befehl, auf die erſte Nachricht ſich fertig zu halten. Seine Kavallerie nahm er mit nach Vergeſſe, wo er wußte, daß Fourage zu haben ſey und wo er von den Einwohnern, die faſt ganz aus Reformirten beſtanden, willig aufgenommen wurde. Dieſes Dorf war mit einer ſtarken Mauer umgeben. Zwey Barrieren

bildeten die Thore; Cavalier ließ sie durch Verhacke befestigen, um nicht überfallen zu werden. Ausserhalb postirte er Vedetten. Da aber das Dorf groß und rund herum mit Oelbäumen besetzt war, die es verdeckten, so stellte er auf den Kirchthurm eine Schildwacht, auf die er sich am meisten verließ, weil man von diesem Thurm herab die ganze umliegende Gegend und ihre Zugänge übersehen konnte. Darauf versammelte er ruhig die Einwohner und seine Reiter auf dem Platze des Dorfs, stellte sich in ihre Mitte und hob mit lauter Stimme ein langes Gebet an. Seine Zuhörer waren voll inniger Andacht und Rührung, und ihren Eifer machten prophetische Anwandlungen noch glühender. Einer ihrer berühmtesten Propheten fühlte sich stärker davon ergriffen, als alle übrige. Bald zeigten sich an ihm jene Erschütterungen, die gewöhnlich ihren Inspirationen vorhergingen. „Fürchten wir nichts, meine Brüder!" schrie er auf einmahl: „Der Feind flieht vor uns! Er ist weit von

hier!

hier! Wir ſind ſicher! Habe Vertrauen, mein Volk, und ruhe aus! Die Royaliſten fürchten dich, und einer ihrer Haufen wird dir in die Hände gegeben werden!“

Auf einmahl hörte man von allen Seiten her Schüſſe. Die königlichen Truppen waren vor dem Dorfe; ein Korps Infanterie griff lebhaft die Barrieren an, und eine Abtheilung Kavallerie hatte den Ort rund herum beſetzt.

Die Einwohner geriethen in das äuſſerſte Schrecken; die Camiſarden rannten zu ihren Waffen und Pferden, und ſtürzten wild auf einen Trupp Infanterie, der durch die Barrieren eingedrungen war, machten ſich mit dem Säbel in der Hand Luft und traten nieder, was ſich ihnen widerſetzte. Ein Korps Cavallerie ruckte vor, um unter ſie einzuhauen; ſie wandten ſich aber und flohen mit verhängtem Zügel. Die Dragoner ſetzten ihnen nach; aber ihre Pferde waren beſſere Renner und ſo entkamen ſie. Aber diejenigen

gen Camisarden, die in Vergesse zurückgeblieben waren, und sich dort noch vertheidigten, wurden fast alle niedergehauen; was sich von ihnen rettete, hatte die Pferde zurücklassen müssen.

Alles ging demnach anders, als die Prophezeihung gelautet hatte. Zwey Regimenter königlicher Truppen, die in der Nähe von Vergesse vorbeykamen, hatten erfahren, daß Cavalier mit seiner Reiterey sich daselbst befände. Die Vedetten waren überfallen und niedergestoßen worden, und zum Unglücke war die Schildwacht auf dem Thurme eingeschlafen. Kurz bey diesem Vorfalle war auch der kleinste Umstand der Prophezeihung entgegen gewesen. Unterdessen glaubte Cavalier, daß sich seine Leute im Dorfe noch vertheidigten. Er eilte mit seiner Infanterie dahin zurück, um sie los zu machen. Bey seiner Annäherung zogen sich die Dragoner nach dem Dorfe und er folgte ihnen, um sie anzugreifen. Aber sie erwarteten ihn nicht. Er fand in Vergesse nichts, als Todte oder

Sterz

Sterbende: denn man hatte die Einwohner ſowohl, als die Camiſarden, niedergehauen. Der Platz des Dorfes ſchwamm in Blut. Weiber und Greiſe und Säuglinge in den Armen ihrer Mütter, lagen ermordet da, und Verwundete fand man ſterbend unter den Händen ihrer Verwandten und Retter. Sieben Gefangene wurden den folgenden Tag lebendig gerädert.

Dieſer Verluſt bewirkte, daß Cavalier ſeinen Plan änderte. Statt den Feind zu überfallen, ließ ihn ſein jetziger Zuſtand fürchten, von ihm überfallen zu werden. Seine Kavallerie war faſt ganz aufgerieben; er ſchickte alſo den Catinat nach der Camargue, um Pferde zu holen, und er ſelbſt zog ſich eiligſt von Vergeſſe in die Wälder von Dommeſargues zurück.

Das Detaſchement, welches Catinat mit ſich nach der Camargue nahm, war hundert Mann ſtark. Cavalier theilte, nachdem er einige Tage Raſt gehalten hatte, noch drey Detaſchements ab: zwey zu ſechszig Mann, und

und das dritte zu hundert, mit der Bestimmung, Streifzüge zu machen. Er selbst unternahm dergleichen mit dem Reste seiner Leute, doch ohne sich zu weit von dem Walde zu entfernen, welcher der Vereinigungspunkt seiner Korps war.

Unterdessen hatte der Marschall von Montrevel ihm überall nachspüren lassen. Dieser wollte den Umstand nutzen, daß Cavalier von Reiterey entblößt war. Die Befehlshaber der Garnisonen hatten Befehl, ihm nirgend Ruhe zu lassen; demnach war alles in Bewegung, ihn zu überfallen und einzuschliessen. Unter andern hatte der Gouverneur von Usez erfahren, daß sich Cavalier in der Nähe, nur mit drey hundert Mann, gezeigt habe. Sogleich detaschierte er den Kern seiner Garnison, nähmlich das Marineregiment, eines der schönsten und besten in Frankreich, zu welchem er noch eine Anzahl Dragoner gesellte. Das Ganze belief sich auf neunhundert Mann und der Brigadier Jonquiere war an der Spitze. Dieser Officier suchte den

Caval

Cavalier auf und blieb ihm auf den Ferſen. Jener, der davon unterrichtet war, zog ſich, auf Schleifwegen zwiſchen Anhöhen und Buſchwerk, zurück; da es aber gerade geregnet hatte, ſo fand der Brigadier deſto leichter ſeine Spur. Er kam des Abends in der Nähe von Mouſſac an, wo Cavalier übernachtete. Beyde brachen den andern Morgen auf. Der Brigadier, der Cavalier zu Mouſſac verfehlt hatte, marſchierte die ganze Nacht hindurch bis Lascours, einem Dorfe, das auf einem Hügel nahe am Fluß Gardon liegt. In dieſem Dorfe hatte Cavalier ſein Nachtquartier gehabt, und von dort aus die königlichen Truppen bey Anbruch des Tages bemerkt. Er zog ſich aber immer noch nur langſam zurück, um jene zu locken und zu ermüden. Dieſe konnten ſich kaum noch auf den Füßen erhalten, der Brigadier beſchloß alſo, in dieſem Dorfe halt zu machen, und, voller Zorn, ließ er die Einwohner plündern und niederhauen. Sein Eifer verſtattete ihm und ſeinen Leuten nicht lange Ruhe. Er ſetzte

ſich nach einigen Stunden wieder in Marſch, um Cavalier einzuholen, oder darüber umzukommen.

Diejenigen Einwohner von Lascours, die dem Blutbade entgangen waren, retteten ſich zu Cavalier. Die guten Leute hielten ihn für unüberwindlich und beſchworen ihn, ſie zu rächen; aber er ließ ſich in ſeinem Marſche nicht aufhalten. Unterdeſſen kamen immer mehrere dieſer unglücklichen Einwohner an: Väter und Mütter, deren Kinder man umgebracht hatte, Söhne und Töchter, die ihre Väter und Mütter beweinten; auf einmahl nahm er ſeinen Entſchluß. Er befand ſich drey Viertel-Stunden von Lascours. Er verſammelte ſeine Leute zum Gebet, und ermahnte ſie, in der Vertheidigung ihrer Brüder zu ſiegen oder zu ſterben. Sie wurden auf einmahl von Muth und wildem Eifer begeiſtert, und drangen ſelbſt darauf, daß er ſie dem Feinde entgegenführen ſollte. Cavalier rückte vor, wählte ein vortheilhaftes Terrain und nahm folgende Stellung: er poſtirte

ſich an dem Ufer eines Fluſſes, der vor ihm vorbeylief, und verbarg jenſeit deſſelben zur Rechten dreyſſig Reiter, die einzigen, die ihm übrig geblieben waren. Ihnen gegenüber legte er, unter dickem Buſchwerk, einen Hinterhalt von ſechszig auserleſenen Männern, die theils ihre gewöhnlichen Waffen, theils Senſen und Aexte führten. Die Reiter hatten Befehl, nicht eher zu ſchießen, als bis das Hauptkorps abgefeuert hätte, und der Hinterhalt ſollte ſich nicht eher bewegen, als nach dem Feuer der Reiter. Sodann ſollte alles auf einmahl über den Feind herfallen.

Der Brigadier Jonquiere hatte alſo keine große Mühe, den Cavalier einzuholen. Er hielt ſich des Sieges verſichert, rückte alſo ohne Vorſicht heran. Unordentlich griff er die Camiſarden mit einem allgemeinen Feuer an, das nur wenige verwundete. Denſelben Augenblick ſetzte Cavalier über den Fluß, näherte ſich dem Feinde und beſchoß ihn von drey Seiten hinter einander. Sodann griff er ihn mit aufgepflanztem Bajonnet an, drang

in ſeine Glieder, und zu gleicher Zeit ſtürzte ſein kleines Korps Reiter ihm in die Flanke, und metzelte wüthend unter ſeinen Leuten. Der Hinterhalt brach in demſelben Augenblicken hervor und drang ein.

Den königlichen Truppen fiel gleich anfangs der Muth. Sie ließen ſich niedermetzeln, faſt ohne ſich zu wehren. Von neunhundert Mann kamen kaum hundert und funfzig davon, und von dieſen ertrank noch ein großer Theil im Gardon. Der Brigadier ſelbſt ſprang, ſchwer verwundet, von ſeinem Pferde, ſetzte über eine Mauer, von zwey ſeiner Leute gehoben, und rettete ſich ſolchergeſtalt. Alles war geflohen, nur zehn Offiziere von der Marine, die ſich zuſammen gefunden hatten, hielten noch Stand. Sie hatten ſich Rücken an Rücken feſt aneinandergeſchloſſen, und hielten auf beyden Seiten die Spontons vor. Die Camiſarden ſchätzten ihren Muth noch Verdienſt und drangen in ſie, ſich zu ergeben. Cavalier ſelbſt näherte ſich und rief ihnen zu: „Ergeben

Sie ſich? meine Herren, wir geben ihnen gern Quartier! Mein Vater ſitzt gefangen zu Nimes. Sie gehen zum Marſchall und bitten um ſeine Loslaſſung! — Aber die Officiere ſahen ihn verächtlich und mit wilden Blicken an, und machten eine Bewegung, auf ihn einzudringen und ihn zu durchbohren. Sogleich wurden ſie niedergehauen.

Die Camiſarden wurden nach dieſem Vorfall von den königlichen Truppen eine Weile lebhaft verfolgt; aber es gelang letztern nicht, ſich Genugthuung zu verſchaffen; und da der Winter darüber herzukam, ſo ſtellten beyde Parteyen die Feindſeligkeiten ein. Doch unterließen die Camiſarden nicht, auf ihrer Huth zu ſeyn. Sie erſchienen von Zeit zu Zeit mit Detaſchements, um ihre Freunde vor der Verfolgung der Kreuzbrüder, und beſonders vor dem Eremiten zu ſchützen; ſie ſuchten aber die königlichen Truppen nicht auf, um ſich mit ihnen zu ſchlagen.

Uebrigens hatten die Camisarden jetzt eine Art von Ansehen in ihrem Aeußern bekommen, welches sich jedoch schwer beschreiben läßt. Die Beute, die sie bey Laccours gemacht hatten, war beträchtlich gewesen. Bey der erheblichen Anzahl von Waffen, Pferden, Geld, königlichen Montirungen für die Gemeinen, hatten sie noch die Habseligkeiten von wenigstens dreyßig Officieren in die Hände bekommen. Diese waren größtentheils mit dem Ludwigskreuze versehen gewesen. Cavalier vertheilte diese Kreuze unter seine vornehmsten Officiere. Gallonirte Westen und Hüte mit Tressen, mit Federn und Federbüschen, Uhren, Tabatieren und eine Menge anderer Dinge dieser Art, schenkte er seinen neuen Rittern und diese putzten sich damit heraus. Selbst die Unterofficiere und Gemeinen bekamen Theil an dieser Art von Triumph und wurden mit irgend einem Ehrenzeichen ausgestattet. Dieß gab einen etwas abentheuerlichen Aufzug, aber bey dem

Volke

Volke gewannen ſie, wie man leicht vermuthen kann, nicht wenig dadurch.

Der Marſchall von Montrevel wußte ſich nicht wenig mit der Ruhe, worin ſich die Provinz einige Monathe hindurch befand. Er hatte nach Hofe geſchrieben, daß die Rebellen ſich nicht mehr zu zeigen wagten, und daß ſie ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach in einem Zuſtande befänden, der ſie des Krieges überdrüſſig gemacht hätte. Der Hof hatte ſogar, im Vertrauen auf dieſe Nachricht, einige Regimenter aus den Sevennen zurückgezogen und nach den Gränzen von Spanien, Teutſchland und Italien geſchickt, aber ſehr bald ſtöhrten die Camiſarden die ſtolze Sicherheit des Marſchalls und des Hofes. Sie hatten ihre Kavallerie wieder hergeſtellt und verſtärkt. Roland und Cavalier hatten, wegen eines dritten Expreſſen, der mit nachdrücklichen Hülfsverſicherungen von London gekommen war, eine Konferenz gehalten und neue Maßregeln genommen. Der Hof hatte dieß erfahren. Man ließ Truppen aus Teutſchland

und Italien zurück kommen, weil man wußte, daß die Alliirten den Entwurf gemacht hätten, den Krieg bis in den Schooß von Frankreich zu spielen. Der Marschall, dem man, bey seiner übrigen Gewaltsamkeit, Mangel an Vorsicht und Wachsamkeit nicht zum Vorwurf machen konnte, hatte durch Kundschafter, die er überall und selbst in London hielt, Nachricht bekommen, daß in kurzem sehr gefährliche Leute aus den benachbarten Ländern sich nach Frankreich hinein stehlen und in die unruhigen Provinzen vertheilen würden.

Der Marschall ließ also die Zugänge zu diesen Provinzen so sorgfältig bewachen, und alle Reisende so genau ausfragen, daß man sehr bald zwey derselben, die sich für Holländer ausgaben, aber durch ihren Dialekt als Gaskonier verrathen wurden, anhielt und festnahm. Der eine hieß Peytaud, der andere Jonquet, und beyde waren in Diensten einer benachbarten Macht. Jener wurde zu Brisson und dieser zu Saint-Esprit in Verhaft genommen. Man führte sie nach Alais,

wo ſie der Intendant von Baville in eigner Perſon vernahm. Es war nicht leicht, ſie zum Sprechen zu bringen und ſie widerſtanden anfangs ſehr muthig allen Drohungen und Verſprechungen. Peytaud blieb der ſtandhafteſte; aber Jonquet ließ ſich durch das Verſprechen, daß man ihm nicht nur verzeihen, ſondern auch eine Belohnung auswirken wollte, wenn er die nöthigen Aufklärungen über eine Sache gäbe, von der man ſchon im voraus völlig unterrichtet zu ſeyn verſicherte, endlich hinreiſſen, und er geſtand folgendes:

Acht franzöſiſche Officiere, in Dienſten der Alliirten, hätten Befehl erhalten, ſich in die Sevennen zu begeben, um mit Roland und Cavalier Verabredungen zu treffen; drey davon, Teiſſedre und zwey Brüder Peytaud, wären nach Vivares gegangen, aber Teiſſedre habe ſich eher umbringen laſſen, als ſich in Verhaft begeben wollen, und der jüngere Peytaud ſey geflüchtet; die vier andern wären in Genf zurückgeblieben, wo einer von

ihnen, Nahmens Villette, seinen Aufenthalt nehmen und die Korrespondenz zwischen den Camisarden und Alliirten besorgen sollen, während sich die drey übrigen unverzüglich in die Sevennen zu begeben den Befehl gehabt hätten. Ihre Instruktionen wären folgenden Inhalts gewesen: sich genau von der gegenwärtigen Lage des Aufstandes zu unterrichten; die Insurgenten zu versichern, daß man sie durch unverzügliche Unterstützung an Waffen, Munition und Geld in den Stand setzen wolle, sich Gewissensfreyheit und Zurückgabe ihrer Gotteshäuser zu verschaffen; genau zu untersuchen, wie und wo man eine Landung an den Küsten versuchen und decken könnte; die Reformirten in Rovergue, Vivares und Dauphine aufzuregen und sie zu ermuntern, das Joch eben so wie ihre Brüder in den Sevennen abzuschütteln; und endlich, die Anführer dieser letztern sich verbindlich machen zu lassen, keinen Stillstand anzunehmen, würde er ihnen auch unter den vortheilhaftesten Bedingungen angeboten.

Zu dem allen fügte Jonquet noch die Beſchreibung ſeiner übrigen Kameraden ſo genau und treffend, daß man, bey ſorgfältiger Wachſamkeit, zu Lyon, in Auvergne, Velay und an andern Orten, noch einige davon entdeckte und ſie, wie den ſchon gefangnen Peytaud, aufknüpfte. Jonquet allein wurde begnadigt. Man ſieht leicht, daß dadurch der Entwurf zu einem allgemeinen Aufſtande ſcheiterte. Dennoch ließ Roland ſeine Hoffnung noch nicht ſinken, und er hatte wirklich mit Cavalier verabredet, eine allgemeine Inſurrektion in den benachbarten Provinzen zu erregen und mit Novergue den Anfang zu machen.

Catinat, der immer für dieſe Unternehmung beſtimmt geweſen war, hatte ſie endlich mit Erfolg begonnen. Er hatte ſich nach Novergue hineingeſchlichen, nur von einigen Anführern begleitet, die unter ihm befehligen ſollten. Schon hatte er einige Korps Truppen zuſammengezogen und gebildet; ſey es indeſſen, daß er zu dieſer Unternehmung, die

eben ſo viel Klugheit als Muth erforderte, nicht genug geſchickt war; ſey es, daß man ihm nur deßhalb den Eingang ſo leicht gemacht hatte, um ihn deſto leichter in irgend einer Schlinge zu fangen; oder ſey es endlich, daß es veränderliche Laune des Kriegsglückes war: genug, er wurde überfallen und litt eine gänzliche Niederlage. In weniger als ſechs Tagen war ſein Korps errichtet und zerſtreuet worden. Mehrere ſeiner Leute wurden gefangen und gerädert, er ſelbſt entkam unter tauſend Gefahren, und kehrte wieder zum Cavalier zurück.

Indeſſen ſchienen den Marſchall die Bewegungen in Rovergue zu beunruhigen und ihn wegen ihrer Folgen in Furcht zu ſetzen. Er beorderte alle Truppen nach dieſer Seite hin, und dachte jetzt nicht ſowohl darauf, wie er die Camiſarden ausrotten, als vielmehr, wie er mehr als einem Sturme, welche die Küſten von Languedoc und die umliegenden Provinzen drohten, zuvorkommen wollte.

So lebhaft auch Roland und Cavalier den Schlag fühlten, den ihnen die Aufhebung und Hinrichtung der für sie gesandten Officiere beygebracht hatte, verloren sie dennoch weder Hoffnung noch Muth. Sie rechneten immer noch fest auf die versprochene Unterstützung, und zeigten deßhalb mehr Entschlossenheit als je. Roland führte den Krieg in den Gebirgen mit verstärktem Eifer fort, das heißt, er beunruhigte Tag und Nacht die Plätze und Garnisonen, theils in Person, theils durch seine Unteranführer, um die königlichen Truppen in denselben verschlossen zu halten und ihrer immer mehrere nöthig zu machen. Um eine etwanige Landung zu decken, hatte Cavalier den Befehl, die Küste gar nicht mehr zu verlassen. Beyde blieben für ihren Zeitverlust und ihre Arbeiten nicht unbelohnt. Sie schwächten den Feind immer mehr und mehr, und leisteten solchergestalt den Alliirten größere Dienste, als diese ihnen leisteten.

Der Krieg, den Cavalier in der Ebene führte, war für den Feind verderblicher, als

je.

je. Nie waren seine Leute in so gutem Stande gewesen. Es waren ihrer zwischen eilf- und zwölfhundert zu Fuß, und zweyhundert zu Pferde. Er hatte sie in mehrere Korps, und jedes dieser einzelnen Korps in mehrere Haufen, abgetheilt, die bey Tage und bey Nachte das Land durchstreiften und Unruhe und Schrecken von allen Seiten her verbreiteten. Die weißen Camisarden wagten fast gar nicht mehr, sich zu zeigen; und wenn die königlichen Truppen erschienen, wurden sie fast immer überfallen und geschlagen. Man nahm ihnen Wagen mit Montirungen, mit Lebensmitteln, mit Leckereyen ab. Einmahl fingen Cavaliers Leute sechs Maulthiere auf, die mit köstlichem Wein für den Marschall beladen waren. Ihre Treiber, die keinen Paß vorzeigen konnten, versicherten es wenigstens. Cavalier trieb Scherz mit dieser Beute. Er trug den Treibern, die er mit leeren Fässern wieder fortschickte, auf, dem Marschall von seiner Seite zu versichern, daß er ganz gewiß seinen Paß respektirt haben würde, wenn sie

ihm

ihm einen hätten vorweiſen können, daß er aber, da man dieſe Vorſicht nicht gebraucht hätte, den Wein ſich zugeeignet habe, der, weil er für die Tafel des Mars beſtimmt geweſen, nothwendig eine Quelle des Muths und des Ruhms ſeyn müſſe.

Die Parteyen der Camiſarden machten faſt täglich ähnliche und weit wichtigere Beute. Sie hatten unter andern ein Convoy mit zwanzig Salzwagen, die von Cette kamen, auf dem Korn. Die Bedeckung derſelben war zwey- bis dreytauſend Mann ſtark, und ſie war beſtimmt, ſich mit den Salzwagen in mehrere Gegenden der Provinz zu vertheilen, wo das Salz ſelten und theuer geworden war. Die Camiſarden überfielen acht Wagen und zerſtreueten und ſchlugen deren Bedeckung, die zwiſchen drey- und vierhundert Mann ſtark war. Dieſe Beute ward ihnen ſehr nützlich. Sie ſelbſt behielten den geringſten Theil von dem Salze, das übrige vertheilten ſie unter ihre Brüder und Freunde auf dem platten Lande. Ueberhaupt thaten

ſie

ſie für dirſe alles, was ſie konnten, und dieß ward ihnen von jenen bey andern Gelegenheiten mit der größten Willigkeit erſetzt. Alles ſchien ſich günſtig für ihre Entwürfe und Hoffnungen zu erklären; aber dieſer beruhigende Anſchein war trügeriſch. Zwey Unfälle, die über ſie ergingen, ſtürzten ſie bald in einen Zuſtand zurück, der troſtloſer war, als irgend einer von denen, worin ſie ſich ſchon befunden hatten.

Ich weiß nicht, ob die angenehme Hoffnung, welche die Camiſarden nährten, daß bald eine Flotte mit Munition und Geld ankommen würde, den Reformirten in den Sevennen mehr Muth und Vertrauen einflößte, als ſie gewöhnlich beſaßen; oder ob es Eifer für die Religion war, der die Reformirten in Nimes zu einem Schritte verleitete, der ihnen ſehr verderblich wurde: genug, gegen dreyhundert von ihnen verſammelten ſich auf einer Mühle, die in einer der Vorſtädte lag, zu einem feyerlichen Gottesdienſte. Der Marſchall von Montrevel ward ſogleich davon

von benachrichtigt. Da er gerade in Nimes zugegen war, ſo begab er ſich in eigner Perſon nach der Mühle. Er war im äuſſerſten Grade aufgebracht, und alle Umſtände trugen dazu bey, ſeinen Zorn zu vermehren. Es war gerade an einem der feyerlichſten Feſte der Katholiken, am Palmſonntage, gerade zu einer Zeit, wo er ſelbſt in der Stadt war; man ſchien ſolchergeſtalt die Katholiken ſtöhren, ihr Feſt entheiligen und den König und ſeine Befehle in der Perſon des Marſchalls, unter den Augen des letztern, verſpotten zu wollen, Dinge, die ihm, wenn man ſich ſeines Characters erinnert, zu einer grauſamen Härte ſtimmen konnten, die man aber doch deßhalb nicht entſchuldigen kann.

Er erſchien alſo auf einmahl mit einem Korps vor der Mühle, die er rund herum beſetzen ließ. Alles, was aus der Verſammlung fliehen wollte, Weiber wie Kinder, wurde niedergehauen, und als doch einige entkamen, ließ er Feuer an die Mühle legen. Was dem Säbel entging, wurde von

den

den Flammen verzehrt! Es war ein Anblick, der das Herz eines Tigers hätte rühren müssen. Aber der Marschall stand ohne Gefühl in der Nähe dieses gräßlichen Auftrittes und ließ kein Wort von den einmahl gegebenen Befehlen nach. Die ganze versammelte Gemeine kam bis auf wenige um.

Wir haben oben bemerkt, daß der Hof schon seit einiger Zeit mit dem Marschall von Montrevel unzufrieden gewesen sey; jetzt sagte man laut und öffentlich, daß er würde zurück berufen werden, um in Guienne zu kommandieren; und daß der Marschall von Villars zu seinem Nachfolger in Languedoc schon ernannt sey. Dieß war eine Art von Ungnade, worein er fiel, und man gab zwey verschiedene Ursachen davon an. Einige maßen sie der Geistlichkeit bey, die sich von dem Marschall, der von Natur hochmüthig und geringschätzig jedermann behandelte, nicht genug geehrt geglaubt und bey Hofe ausgebreitet habe: er sey in diesem Kriege so verfahren, als habe er Befehle oder Ursachen gehabt,

habt, die Camiſarden zu ſchonen. Andere glaubten, ſeine Zurückberufung ſey die Folge einer heimlichen Rache von Seiten des Intendanten von Baville, gegen welchen ſich der Marſchall beſtändig ſehr übermüthig benommen und den er ſogar Robin genannt hatte: ein Schimpfwort, deſſen ſich ehemahls der Kriegsadel gegen den Geſetzadel in Frankreich oft zu bedienen pflegte.

Wahrſcheinlicher iſt, daß der Hof, da er große Urſache zu fürchten hatte, die Alliirten möchten während der Unruhen in Languedoc in das Innere von Frankreich dringen, ſehr ernſthaft darauf dachte, dieſen Krieg um jeden Preis zu endigen; und daß der Marſchall von Villars ihm mehr geſchickt geſchienen, dieſe Angelegenheit mit Vorſicht und Geiſtesgegenwart durchzuführen. Gewiß iſt es, daß der Marſchall von Montrevel zurück berufen wurde; daß er ſeine Abreiſe auf den ſechszehnten April 1704 feſtſetzte, und daß er vor derſelben noch zeigte, wie leicht er die Ca-

miſarden ausrotten können, wenn er ſich immer ſo genommen hätte, als an dieſem Tage.

Als Roland und Cavalier die Nachricht von der Zurückberufung und nahen Abreiſe des Marſchalls erhalten hatten, waren ſie einig geworden, das Andenken daran durch einen wichtigen Streich gleichſam zu heiligen; aber der Marſchall hatte denſelben Plan gehabt, und ſeine Maßregeln mehr von weitem genommen. Er unterhielt ſeit geraumer Zeit zwey wichtige Kundſchafter, Nahmens Saint Chate und Boucaru, bey Cavalier. Boucaru war ein bejahrter Edelmann, den ſeine Ausſchweifungen zu Grunde gerichtet hatten; Saint Chate ebenfalls ein Edelmann, aber jünger. Ihre liederliche Lebensart hatte ſie beyde unter die Camiſarden gebracht, aber nicht, um mit ihnen zu fechten: denn ſie hielten ſich weit vom Feuer entfernt, ſondern unter dem Vorwande, daß ſie ſich bekehren wollten. Vielleicht hatten ſie dieß im Ernſte gewollt; aber Leute, die ſo verzärtelt waren, wie ſie, konnten unmöglich die unruhige, beſchwer-

ſchwerliche, elende Lebensart aushalten, die ſie gewählt hatten. Sie lagen bald ihren Freunden heimlich an, ihnen Pardon auszuwirken; und dieſer ward ihnen verſprochen, unter der Bedingung, daß ſie ihn verdienen ſollten. Dieß Verdienen beſtand darin, daß ſie die Rolle der Häuchler bey den Camiſarden ſpielten und ſie an ihre Feinde verkauften.

Der Marſchall hatte ihre Verrätherey mehreremahle genutzt. Aber ſey es, daß er nicht immer den ganzen Gebrauch davon machte, den er hätte machen können; oder ſey es, daß er ihre Angaben für eine einzige Gelegenheit aufſparen wollte; genug, er that, durch ihren Vorſchub, erſt am Tage ſeiner Abreiſe etwas, das ihm bisher noch nicht gelungen war: er brachte die Camiſarden nahe an den Punkt einer völligen Vernichtung.

Er hatte ſchon Abſchied genommen und ſich nach Sommieres verfügt. Sein Gepäck hatte den Weg nach Montpellier einſchlagen müſſen, wo er, wie er öffentlich verſichert hatte, noch den Abend zu rechter Zeit einzu-

treffen gedächte. Da er auch seine Truppen zum Marsch beordert hatte, so ließ er ausſprengen, Ein Theil davon sey zu seiner Bedeckung bestimmt, der andere aber solle dem Marschall von Villars, der unverzüglich eintreffen würde, entgegen gehen. Der eigentliche Entwurf, der unter diesen sehr scheinbaren Bewegungen versteckt lag, war so geheim gehalten worden, daß die Kundschafter Rolands und Cavaliers nicht die geringste Spur davon gesehen hatten. Sie bestätigten nicht nur jene Umstände, sondern versicherten noch dazu, der Marschall habe voll Mißmuth gesagt: der General müsse sehr geschickt seyn, der dieses Gesindel zu Paaren treiben wollte.

Seitdem die Camisarden erfahren, daß der Hof jene Veränderung in der Provinz treffen würde, hatten sie wegen dieser Sache mehreremahle Kriegsrath gehalten. Saint Chate und Boucaru waren Ehrenmitglieder desselben. Ihr anscheinend großer Eifer, ihre Andacht und Frömmigkeit beym Gottesdienſte,

dienſte, und eine Art von Leidenſchaft, die ſie für das Beten ſchau trugen, hatte ihnen die Bewunderung der gemeinen Camiſarden und das ganze Vertrauen ihrer Oberhäupter erworben, ſo, daß man ſie für Heilige und ihre Worte für Orakel hielt. Beſonders galt es bey Cavalier für eine Art von Gotteslästerung, wenn man einige Zweifel gegen ihre Redlichkeit äuſſerte. Sie waren beſtändig um ihn und er ſagte ihnen alles. Unter ſolcher Anleitung beſchloß Cavalier, den Tag auszuzeichnen, der, wie er ſagte, ſeine Brüder von den grauſamen Verfolgungen des Marſchalls von Montrevel befreyen ſollte.

Cavalier wußte nicht, daß man ihm auf allen Seiten Schlingen gelegt habe, und daß gegen achttauſend der beſten königlichen Truppen, auf dem Wege, den er nehmen mußte, in mehrere Hinterhalte vertheilt, auf ihn warteten.

Die Camiſarden hatten in dem Walde von Canne kampirt. Den funfzehnten April gegen Abend verließ Cavalier ſein Lager,

ſetzte ſich an die Spitze ſeines ganzen Korps und hatte vor, Vaunage zu durchſtreifen, und alle Quartiere und Poſten des Feindes, den er, wegen der detaſchirten Bedeckungen für die beyden Generale, ſehr verringert und geſchwächt glaubte, anzugreifen und zu beunruhigen.'

Mittelſt eines ſtarken Marſches kam er noch denſelben Abend bis Caveirac, drey Meilen von dem vorhin genannten Walde. Die Garniſon hatte ſich bey ſeinem Anblicke zurückgezogen, und er quartierte ſich ein. Mit Anbruch des Tages marſchirte er aus und kam bis Langlade, wo er Halt machte, um ſeine Leute, die ſehr erſchöpft waren, ausruhen zu laſſen. Sie konnten dem Schlafe nicht widerſtehen. Die Fußknechte ſchliefen neben ihren Waffen und die Reiter neben ihren Pferden, deren Zügel ſie um den Arm geſchlungen hatten.

Cavalier hatte ſich große Mühe gegeben, wach zu bleiben, aber der Schlaf hatte ihn übermannt. Auf einmahl hörte er Schüſſe.

Seine

Seine Schildwachen ſchrien: zu den Waffen! Die Dragoner von Fimarcon hatten ſeine vorderſten Poſten überrumpelt und waren im Begriff, über ihn herzufallen. Seine Infanterie ſprang auf und griff zu den Waffen. Seine Cavallerie, die im Augenblicke zu Pferde war, und die er ſelbſt gegen die Dragoner führte, hielt, von ſeiner Infanterie unterſtützt, das erſte Feuer Jener aus, warf ſich ſodann auf ſie, zerriß ihre Glieder und jagte ſie zurück.

Die Camiſarden ſetzten ihnen hitzig nach und fielen in einen Hinterhalt. Die Flucht der Dragoner war verſtellt geweſen. Cavalier hatte ſeine Leute nicht aufhalten können, weil ſein Pferd bey dem erſten Anfalle verwundet worden war. Indeſſen erſchien er bald auf einem friſchen. Ein Kundſchafter hatte ihm berichtet, daß hinter einem benachbarten Hügel ein Korps Truppen aufmarſchirt wäre. Es gelang ihm durch die paſſenden Befehle, die er gab, und durch die Unerſchrockenheit, mit der er das Gefecht noch eine

Weile aushielt, seine Leute los zu machen und sie mit Hülfe des Catinat, Clari und Ravanel wieder zu sammeln. Er zog sich fechtend zurück und behielt die Dragoner beständig auf den Fersen. Diese machten auf einmahl Halt. Cavalier glaubte, sie wagten nicht, ihn weiter zu verfolgen und hielt sich schon für gerettet. Er entfernte sich und war schon über fünf hundert Schritte vom Feinde, als er von neuem in einen Hinterhalt fiel.

Er zog sich immer vorwärts und als er einen Bauer unterwegs antraf, von dem er glaubte, daß er von seiner Partey sey, fragte er ihn, ob Feinde da wären? Dieser erwiederte, es seyen ihrer überall auf allen Wegen, und er rieth ihm sich nach der Seite von Nage zu schlagen und sich durch ein verstecktes Defilee zu ziehen, das er ihm anzeigte.

Cavalier war kaum in Nage, als er sich eingeschlossen und von einer ganzen Armee umzingelt sah. Die königlichen Truppen hatten die Anhöhen und alle Ein- und Ausgänge

der umliegenden Gegend beſetzt. Nun glaubte Cavalier ſelbſt, er ſey ohne Rettung verloren.

Er warf ſich in den Anzug eines gemeinen Camiſarden, um nicht erkannt zu werden. „Kinder,“ ſagte er: „wir werden gefangen und lebendig gerädert, wenn wir den Muth ſinken laſſen. Es bleibt uns nur noch ein Mittel übrig. Wir müſſen uns durchhauen. Folget mir und haltet euch geſchloſſen.

Von gleicher Unerſchrockenheit beſeelt, fielen ſie jetzt auf den Feind, aber die große Anzahl deſſelben hielt ſie auf. Camiſarden und Royaliſten vermiſchten ſich; von beyden Seiten wurde mit gleicher Erbitterung gefochten. Sie ergriffen einander bey den Haaren, ſtachen einander mit Bajonnetten nieder. Cavalier, den man wahrſcheinlich erkannt hatte, wurde umzingelt und ergriffen. Der Soldat, der ihn hielt, verlor ſeinen Arm durch einen camiſardiſchen Säbelhieb; einem zweyten,

der ihn wieder faſſen wollte, zerſchmetterte er mit ſeinem Piſtol das Gehirn. So machte er ſich wieder los. Seine Leute drangen hindurch und flohen nach allen Seiten; er ſammelte und ſtellte ſie von neuem ſo gut er konnte; da aber überall noch Truppen ſtanden, ſo wußte er nicht, wozu er greifen ſollte. In dieſer Noth eilte er auf eine Brücke zu, die mit Dragonern beſetzt war, und griff dieſe ſo unerſchrocken, ſo raſend an, daß ſie wankten und ihren Poſten im Stiche ließen. So ſetzte er mit ſeinem ganzen Korps im Angeſicht von mehr als ſechstauſend Mann über die Brücke. Aber man kann ſagen, daß ihm ein Kind zum Theil dieß Glück verſchaffte. Es ging ſo damit zu:

Cavalier hatte unter ſeinem Korps ſeinen jüngſten Bruder, der kaum zehn Jahr alt war. Er ritt ein kleines wildes Pferd und auch ſeine Waffen waren ſeiner Stärke angemeſſen. Er kam ſeinem Bruder nicht von der Seite, folgte ihm überall und focht ſeit dem frühen Morgen. Das Hemde hatte er

bis über den Ellnbogen aufgeſtreift und mit rothem Bande umwunden. Er machte überhaupt den Helden, war überall in höchſt eigener kleiner Perſon, vertrat die Stelle eines Adjutanten, trug die Befehle aus und ermunterte die Leute durch Worte und Beyſpiel.

Dieß Kind ſahe ſeinen Bruder noch eine Strecke von der Brücke entfernt, während ſeine Leute ſchon darüber gingen. Auf einmahl ſtellte es ſich mit aufgezogenem Piſtol vor ſie und rief: Wohin, wohin? Marſchirt auf am Ufer! Greift den Feind an und deckt den Rückzug meines Bruders! — Die Camiſarden gehorchten. Cavalier kam mit dem Reſt ſeiner Leute näher und ſo ging das ganze Korps, in Ordnung, aber immer fechtend, über die Brücke. Aber der Fluß war ſeicht. Der Feind ſetzte hindurch und das Gefecht fing von neuem an. Es dauerte den Reſt des Tages. Cavalier verkaufte jeden Fuß Terrain ſehr theuer, während er ſich immer allmählig zurückzog. Er warf ſich nach der

Seite

Seite der Waldungen von Canne und Montpezat; da er aber vorher durch ein Defilee mußte, um eine zweyte Brücke zu paſſiren, ſo hielt ihn dieß auf und es entſtand ein neues Gemetzel.

Die Nacht brach an. Der Marſchall, der ſich geſtellt hatte, als ginge er nach Montpellier, hatte den Weg dahin auf einmahl verlaſſen und ſich auf Saint-Come geſchlagen, von wo aus er ſeine Befehle ertheilte. Da dieß Dorf nicht weit von der zweyten Brücke war, über welche die Camiſarden mußten, ſo detaſchirte der Marſchall von den beſten Truppen, die er bey ſich hatte, ein Korps Grenadiere und Freywillige, die über den Nachtrab Cavaliers herfielen, ihn zuſammen hieben und den Reſt der Camiſarden ſo eifrig bis in den Wald verfolgten, daß ſie ihre Rettung bloß der Finſterniß der Nacht verdankten.

So nahm der Marſchall, wie er ſich ausdrückte, Abſchied von ſeinen guten Freunden. Er reiſte noch dieſelbe Nacht ab.

ab. Das Gerücht von dieſem Siege lief vor ihm her nach Verſailles, diente aber zu nichts weiter, als daß man ſagte: er habe dem Marſchall von Villars den Ruhm rauben wollen, die Rebellen beſiegt zu haben; und es wäre beſſer geweſen, wenn er ſo angefangen hätte, wie er geendigt.

Die Camiſarden verloren an dieſem unglücklichen Tage zwiſchen vier- und fünfhundert Menſchen; aber die königlichen Truppen nicht viel weniger.

Die traurigen Ueberreſte von Cavaliers Körps hatten ſich nach dem Walde von Montpezat gerettet. Cavalier blieb zwey Tage daſelbſt, um ſeine durch die Flucht zerſtreuten Leute wieder zu ſammeln. Jeden Augenblick entdeckte er neue unglückliche Folgen ſeiner Niederlage. Er hatte ſeine Kriegskaſſe, ſein Gepäck, ſeine Munition und eine Menge Waffen verloren. Seine Reiterey war, bis auf wenige Mann, zu Grunde gerichtet. Aber am meiſten ſchmerzte ihn der Verluſt ſeiner entſchloſſenſten Camiſarden, auf die er

das meiſte Vertrauen geſetzt hatte, und die gröſtentheils umgekommen waren.

Indeſſen ſuchte er doch, ſo bald als möglich, ſeinen Verluſt zu erſetzen. Er verließ die Wälder von Montpezat und zog ſich weiter in die Gebirge nach den Wäldern von Vouzet, wo er ſich völlig ſicher glaubte. Auf einmahl überfielen ihn dreytauſend Mann königlicher Truppen. Er konnte ſich nur durch die Flucht vertheidigen. Man ſetzte ihm lange nach und der Feind durchſtreifte den ganzen Tag die Wälder. Cavalier entkam zwar, aber bloß, wie es ſchien, um einem neuen und gröſsern Unglücke entgegen zu gehen. Bey dieſer Gelegenheit verzweifelte Cavalier zuerſt an der Möglichkeit, ſich zu erhalten.

Der Brigadier la Lande hatte bey jenem Ueberfalle nicht bloß die Abſicht, die Camiſarden zu überfallen, ſondern vorzüglich ſich ihrer Magazine zu bemächtigen. La Chate und Boucaru, die während des Gefechts bey Nage ſich von den Camiſarden weggeſtohlen und

und ſich jetzt in Nimes aufhielten, hatten wahrſcheinlich den Ort verrathen, wo ſich die camiſardiſchen Magazine befanden. Sobald alſo der Brigadier den Cavalier aus dem Walde verjagt hatte, ließ er in dem Dorfe Youzet eine alte Frau feſtnehmen und vor ſich führen. Er ſagte zu ihr, er wiſſe, daß ſie zuweilen das Hoſpital der Camiſarden beſuchte, welches ſich in einer Höhle in den nahgelegenen Wäldern befände; man habe bemerkt, daß ſie ſehr oft Suppen und Medizin zu den Verwundeten und Kranken getragen, wofür ſie gut ſey bezahlt worden; würde ſie dieſes läugnen, ſo könnte es ihr theurer zu ſtehen kommen, als ſie vielleicht glaubte.

Die Alte erwiederte mit großer Faſſung, man verwechsle ſie mit einer andern; ſie wüßte nicht, was man von ihr wollte ꝛc. und ſo hielt ſie eine gute Weile kaltblutig und unerſchrocken alle Fragen aus, die man an ſie that, und war weder durch Drohungen noch durch Verſprechungen irre zu machen. Nun änderte der Brigadier den Ton. Er

ließ

ließ einen Galgen errichten und befahl, die Alte augenblicklich zu henken. Sie ließ sich mit voriger Unerschrockenheit zum Gerichte führen, aber der Anblick des Galgens und das Schrecken des nahen Todes erschütterten ihre Standhaftigkeit. Sie verlangte mit dem Brigadier zu sprechen, und sie gestand und entdeckte ihm alles. Das Hospital ward überfallen. Man glaubte, den Verwundeten und Kranken noch eine Gnade zu erweisen, wenn man sie bloß niederhieb. Und es war in der That eine solche: denn unter dem Marschall von Montrevel hätte man sie erst geheilt und sodann lebendig gerädert. Von dem Hospitale ging man zu den Magazinen. Man plünderte und verheerte sie und mit ihnen alle übrige Hülfsquellen der Camisarden. Diese und ihre Freunde und Anhänger waren in der äussersten Bestürzung. Alle ihre Hoffnungen sahen sie zertrümmert, ihre Leute zerstreuet und aufgerieben, und die gänzliche Vernichtung vor der Thür. Nur der einzige Roland blieb unerschütterlich.

Er

Er behandelte das Ganze wie einen vorübergehenden Unfall, der wieder gut gemacht werden könnte. Die Bestürzung und das Schrecken, das jedermann ergriffen hatte, tadelte er als Schwachheit und Feigheit, und suchte Religion, Eifer, Zuversicht und Glauben dagegen geltend zu machen.

Es schien, daß Cavalier sich schämte, bey diesen Unfällen den Muth verloren zu haben. Er ermannte sich wieder. Rolands Rathschläge, Maßregeln, unerschrockene Entwürfe, und selbst seine Propheten, die ganz anders sprachen, als die Propheten Cavaliers, machten letzterm wieder Muth. Er sammelte seine Leute von neuem, bewaffnete sie mit Sensen, Gabeln und mit Eisen beschlagenen Prügeln, und so stellte er sie wieder ins Feld. Roland war mit seinen Leuten schon wieder in den Gebirgen beschäftigt und hatte den kleinen Krieg kühner und strenger als vorher angefangen; Cavalier, Catinat und Ravanel zogen sich wieder in die Ebene und brachten das Land auf den Gedanken, daß sie Kräfte

und Hülfsmittel haben müßten, welche die gröſsten Unfälle zu erſetzen fähig wären.

Unterdeſſen war der Marſchall von Villars in Nimes angekommen und hatte von dem Brigadier la Lande Bericht von ſeinen letzteren Operationen erhalten. Dieſe waren zwar nur Folgen der Niederlage der Camiſarden in Vaunage geweſen, die der Marſchall von Montrevel noch eingeleitet hatte; dennoch ſahe man ſie für Wirkungen des glücklichen Sterns an, der den Villars überall begleitete.

Er fing damit an, daß er ſich von dem Zuſtande der Provinz, von der Stimmung ihrer Einwohner, von der Natur des Aufſtandes, von dem Character der Rebellen, beſonders ihrer Anführer, und von den Maßregeln, die man bis jetzt gegen ſie genommen, gründlich unterrichten ließ. Sodann ſchickte er den Brigadiers la Lande, Julien und den übrigen vornehmſten Officieren den Befehl zu, die Truppen in Bewegung zu ſetzen und ſchneller und thätiger zu agiren, als vorher,

um die jetzige Bestürzung der Camisarden vortheilhaft zu nutzen. Er selbst setzte sich schon den nächsten Tag nach seiner Ankunft in Marsch, um überall selbst zu sehen und selbst zu befehlen.

In Begleitung des Intendanten von Baville, begab er sich in die Sevennen, hielt sich in jedem größern Orte auf, berief den Magistrat und die vornehmsten Einwohner, theilte ihnen den Willen des Königs und seine eigenen Absichten mit, alles mit so viel Würde, Nachdruck und so viel durchscheinender Sanftmuth, daß er sich die Ehrfurcht und die Herzen Aller gewann. Zudem ließ er eine förmliche Amnestie im Nahmen des Königs bekannt machen. Diese Schrift war kurz, aber in sehr gemäßigten Ausdrücken abgefaßt. Die Wörter: Rebellion und Rebellen hatte man gänzlich vermieden; man sprach darin nur von den Reformirten in den Sevennen und in ganz Languedoc, die Religions halber die Waffen ergriffen, und von solchen, die sie unterstützt und be-

ſchützt hätten; man verſprach ihnen Gnade, wenn ſie ſich unterwerfen und zu ihrer Pflicht zurückkehren wollten.

Dieſe erſten Schritte begleitete der Marſchall mit der freywilligen Losgebung mehrerer Gefangenen auf das bloße Verſprechen, daß ſie künftig treuer ſeyn wollten; und er legte dadurch den Umriß eines Friedens an, den der Hof mehr wünſchte, als hoffen konnte, da die Alliirten, wie er wohl wußte, ernſthafte Anſtalten machten, den Camiſarden zu Hülfe zu kommen. Als der Marſchall ſah, daß ſeine Gelindigkeit und ſein Zuvorkommen ſehr wenig oder doch ſehr langſam wirkten, ſo nahm er noch einmahl zu nachdrücklichen Maßregeln ſeine Zuflucht; da aber auch dieſe nicht ſo geſchwind durchgriffen, wie er wünſchte, ſo mußte er endlich zu wirklichen Friedensvorſchlägen und vorläufigen Unterhandlungen fortſchreiten.

Roland und ſelbſt Cavalier wollten nichts von den einleitenden Vorſchlägen ihrer Freunde hören, die als Mittler auftraten, ſondern fuhren

ren fort, jener in den Gebirgen, und dieſer in der Ebene, Unruhe und Schrecken zu verbreiten. Sie neckten die königlichen Truppen, überfielen die Beſatzungen, erpreſsten Lebensmittel und Munition. Ihre Parteyen ſtreiften Tag und Nacht herum, und kamen beſtändig mit Beute aller Art zurück. Man dachte darauf, neue Magazine anzulegen. Das Los war geworfen (ſo ſagte Roland, und er hielt Wort), die Waffen nicht eher nieder zu legen, als bis man ihnen Gewiſſensfreyheit, ungeſtöhrte Religionsübung und Wiedergabe aller ihrer Privilegien zugeſichert haben würde; und ſie ſchmeichelten ſich, ihre Lage ſo zu verbeſſern, daß ſie den Krieg noch eine Weile fortführen und Hülfe von auſſen erwarten könnten. Als der Marſchall dieß vernahm, ſetzte er alle ſeine Truppen in Bewegung, ließ ſie mehrere Tage hindurch die ganze Provinz durchſtreifen und wandte die höchſte Anſtrengung an, die Camiſarden zu überraſchen. Er hatte ſeine Armee in drey Korps abgetheilt, und er ſelbſt ſetzte ſich an

die Spitze des vierten, und durchzog solchergestalt die Gebirge, Wälder und Ortschaften, wo sich Camisarden aufhalten, oder durch welche sie gekommen seyn sollten. Aber vergebens. Die Camisarden bekämpften und schlugen den Marschall und seine Brigadiers gleichsam durch Abmattung, wenigstens zwangen sie ihn, seinen Truppen Rast zu geben; und der ganze Vortheil, den er von dieser Unternehmung hatte, war bloß der, daß er eine bewunderuswürdige Thätigkeit hatte zeigen können.

Unterdessen war die Amnestie, die der Marschall bekannt gemacht hatte, nicht ganz ohne Wirkung geblieben, und den Camisarden selbst waren mehrere von ihren Leuten untreu geworden. Sie verloren ihrer von Zeit zu Zeit fünf bis sechs auf einmahl. Wenn sie sich dem Marschall auslieferten, so empfing und behandelte man sie nicht nur nach den Buchstaben der Amnestie, sondern bewirthete sie noch nebenher köstlich und gab ihnen Geld; und es ist ein Wunder, daß ihrer binnen

nen zwey Monath doch nur höchſtens dreyſſig oder vierzig übergingen.

Cavalier und Roland ſelbſt wurden unruhig über dieſes Syſtem der Beſtechung, das man gegen ſie brauchte. Roland berief ſeine Leute zuſammen und redete ſie folgendergeſtalt mit Ernſt und Nachdruck an: „Zweifelhafte und unzuverläſſige Menſchen können wir unter uns nicht brauchen. Wer nicht mehr den guten Willen hat, lieber ſein Leben aufzuopfern und alles zu erdulden, als die Vertheidigung ſeines Glaubens aufzugeben, und den Eid ewiger Verbrüderung zu brechen, der kann gehen. Ihr hattet freyen Willen bey eurer Verpflichtung, ihr habt ihn noch, um ſie aufzuheben. Bald muß die Hülfe von England erſcheinen; wir haben aufs neue Verſicherungen darüber. Eure Anführer ſind entſchloſſen, entweder mit den

Waffen in der Hand zu ſterben, oder freye Religionsübung, nach Inhalt des Edikts von Nantes, zu erhalten. Wir wiederholen es: wer unter euch nicht ſo denkt, wer wankt oder ſich auch nur beſinnt, der erkläre ſich offenherzig; er kann ſogleich gehen und ſich zu jenen feigen Seelen ſchlagen, die Gottes und ihrer Brüder Sache untreu geworden ſind. —

Keiner war unter allen, der ſich nicht ſtandhaft und von gleichem Entſchluſſe beſeelt gezeigt hätte; alle ſchwuren aufs neue, ihren Anführern überall hin zu folgen. Die Deſertion hörte auf und die Feindſeligkeiten wurden mit ſo viel Nachdruck und auch mit ſo viel Hülfsquellen von Seiten der Camiſarden fortgeſetzt, daß der Marſchall zweifelhaft wurde, ob er ſie mit Güte und Gelindigkeit gewinnen könnte.

Roland hatte noch vier- oder fünfhundert Mann in den Gebirgen, die er in beſtändiger

Be-

Bewegung erhielt; und Cavaliers Korps, von ungefähr gleicher Stärke, ſtreifte, in mehrere Haufen abgetheilt, am Rande der Ebene immer ſo, daß es leicht die Wälder gewinnen konnte. Jeder Tag zeichnete ſich durch irgend einen Streich, oft auch durch kühnere und wichtigere Unternehmungen aus, und ſo wurden des Marſchalls Entwürfe zum Frieden, ſeine Thätigkeit und ſein Muth ſelbſt, fruchtlos und unnützt gemacht.

Aber dieſer General, der nicht minder kriegeriſch als politiſch und klug war, ſich überall in Perſon zeigte und den Camiſarden keinen Augenblick Ruhe ließ, wußte den Nachdruck und das Schrecken ſeiner Waffen durch Mäßigung und Menſchlichkeit zu mildern. Man brachte einige Camiſarden vor ihn, die man auf der Flucht gefangen hatte; er ſchenkte ihnen das Leben und ſagte zu ihnen: der König verzeiht euch, wenn ihr euern Aufſtand bereuet und demſelben entſagt! — Sie gelobten

Treue, und er begnadigte sie auf ihr bloßes Wort.

Er zog von neuem gegen die Camisarden aus. Kaum hatte er den Truppen Zeit gelassen, sich von ihrem vorigen beschwerlichen Zuge zu erholen; schon den dritten Tag hatte er sie wiederum mit einem allgemeinen Streifzug durch alle die Wälder beschäftigt, wo sich die Camisarden zu verhalten pflegten. Jetzt ließ er das ganze Land zwischen Anduse, La Salle und Saint Jean de Gardoningue durch drey große Detaschements besetzen und umringen. Aber Cavalier, der gerade in jenen Gegenden streifte, entging der Gefahr dadurch, daß er seine Leute in lauter kleine Pelotons vertheilte, die den Truppen entkamen, und sich sogar in einzelnen Häusern ihrer Freunde so lange versteckt halten konnten, bis der Sturm vorüber war.

Dieser zweyte Streifzug dauerte drey Tage, und war nicht minder lebhaft und nachdrücklich, aber auch eben so fruchtlos, als der erste. Die Flamme des Aufstandes hatte sich

ſich gleichſam unter ihrer eigenen Aſche in den benachbarten Provinzen, und ſie war, durch die Mühe, die man ſich gab, ſie zu löſchen, nur zurückgedrückt, nicht erſtickt worden. Sie lag mit ihrer ganzen Gluth in den Herzen und in dem Willen vieler Tauſende der Einwohner von Rovergue und Vivarez, Provinzen, worin es von Mißvergnügten, ſelbſt unter den Katholiken, wimmelte. Beſonders war dieß der Fall in Rovergue, wo der Abbe de la Bourlie, aus dem Hauſe Guiſcard, den erſten Samen zu einem allgemeinen Aufſtande ausgeſtreuet und zu letzterm ſogar einen beſondern Plan eingeleitet hatte.

Dieſes Mannes Entwürfe waren durch die letzte unglückliche Unternehmung Catinats auf Rovergue vereitelt worden, und er ſelbſt hatte ſich nach der Schweiz flüchten muſſen. Von da war er nach Holland und England übergegangen. Er hatte um dieſe Zeit Gelegenheit gefunden, den Roland und Cavalier vom Haag aus wiſſen zu laſſen, daß er für ſie arbeite; daß ſeine Plane gebilligt worden;

daß

daß er Korreſpondenz nach Rovergue unterhalte; daß dort alles gut gehe; daß er viel von den Alliirten erwarte; daß er einem glänzenden Erfolg entgegen ſehe, wenn ſie ſtandhaft blieben: daß ſie durch Entſchloſſenheit und Muth die Beſchwerlichkeiten des Wartens, womit ſolche zuſammengeſetzte Unternehmungen verbunden ſeyen, überwinden möchten.

Auch die Reformirten in Rovergue hatten dergleichen Verſicherungen von ihm erhalten. Sie gaben den Camiſarden Nachricht davon und beſchworen Sie, nicht ſowohl die Gefahr, die ſie liefen, als vielmehr den Ruhm, der ihrer erwartete, ins Auge zu faſſen. Sie verſprachen ihnen Unterſtützung an Waffen und Munition, und andere kleine Hülfen, ſo lange bis wichtigere ankämen.

Das Glück ſchien ſich von neuem für die Camiſarden zu erklären. Mehrere Umſtände vereinigten ſich, um ihre Anführer bey Muth zu erhalten. Roland agirte immer noch ununterbrochen in den Gebirgen, errichtete von

neuem

neuem Magazine und bot den königlichen Truppen auf allen Seiten die Spitze. Letztere waren kaum in ihre Quartiere zurück, als Cavalier von neuem sichtbar wurde, seine Leute in mehrere Detaschements vertheilte, bis in die Mitte der Ebene vorrückte und den Marschall zwang, seine Macht zum drittenmahle ins Feld zu stellen.

Indessen konnten die Anstalten des Marschalls nicht klüger erdacht noch thätiger ausgeführt werden. Da er sah, daß die Camisarden sich in mehrere Haufen vertheilt hatten, so that er ein gleiches mit seinen Truppen und ließ sie unausgesetzt die Wälder durchstreifen und durchsuchen; um aber beständig Herr des Landes zu bleiben, so hatte er drey Bataillons so gestellt, daß sie ohne Zeitverlust sich vereinigen konnten, im Fall Cavalier sich entschlösse, seine Leute zusammen zu ziehen. Dieß that er auch wirklich, sobald er die Gefahr inne ward, die seinen Leuten und ihm selbst bey der thätigen Verfolgung des Marschalls drohete. Er that dieß mit

ſo viel Geſchicklichkeit oder Glück, daß der Marſchall es nicht verhindern konnte; und ſo erſchien er auf einmahl mit allen ſeinen Leuten in der Gegend von Bouquet, auf einem Berge, der mit Felſen und Wäldern umgeben war. Hierher berief er eine zahlreiche Gemeinde; er predigte ſelbſt in ihrer Mitte, und man brachte den ganzen Tag mit Gebet zu.

Sobald der Marſchall dieß vernahm, ſetzte er ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner Truppen und marſchirte nach Bouquet; aber Cavalier hatte ſich ſchon den Tag vorher von da weggezogen. Der Marſchall konnte ihm bloß einige von ſeinen Leuten niederhauen, die ſich verſpätet hatten. Er ſahe jetzt immer mehr ein, daß das klügſte und wirkſamſte Mittel, den Krieg zu endigen, dieſes ſey, alles zu verſuchen, um die Anführer der Inſurgenten durch Verſprechungen und Friedensanträge, die der Krone ſo wenig als möglich Schande machten, zu gewinnen.

Man

Man hätte sehr gerne mit Roland selbst verhandelt. Ueber sein Benehmen und seine stolze Sprache hatte man sich anfangs nicht gewundert, vielmehr geglaubt, er sey fein genug, sich so entschlossen und unerschütterlich zu zeigen, um sich geltend zu machen, um desto mehr zu gewinnen. Aber er hatte gewisse Anerbietungen, die man ihm gethan, mit so viel Stolz zurückgewiesen, daß man in Absicht seiner bald alle Hoffnung aufgab und sich ganz an Cavalier schloß, den man weit weniger hartnäckig fand; und in kurzem vollendete die Feinheit und Klugheit des Marschalls, was man durch behutsame und schmeichelhafte Anfragen eingeleitet hatte.

Ein Notar, Nahmens Rouviere, ein schlauer intriganter Mann, dazu ein alter Réformirter, hatte es auf sich genommen, den Brigadier la Lande mit Cavalier zusammen zu bringen. Er hatte in dieser Absicht mehrere Schritte gethan, die wahrscheinlich nur eine unvollkommene Negociation eingeleitet hatten, weil der Marschall nach der

Zeit

Zeit dem Baron d' Aygalliers den besondern Auftrag machte, Cavalier aufzusuchen und zu sehen, wie er gestimmt sey.

Uebrigens war dieser Mann als Reformirter geboren, nachher aber zum katholischen Bekenntniß übergetreten. Man glaubte, daß, ausser seiner Geschicklichkeit im Unterhandeln, sein Beyspiel auf Cavalier wirken würde. Dieser hatte schon vorläufig ein Paar Unterredungen mit dem Baron gehabt, jetzt kamen sie, um eine förmliche Verhandlung einzuleiten, auf dem Schlosse Saint Jean de Sairargues zusammen. Mehrere Maulthiere, mit Erfrischungen beladen, hatten Ueberfluß und Wohlleben dahin verpflanzt. Nach dem ersten freudigen Empfange nahm der Baron den Cavalier auf die Seite, und stellte ihm vor, daß er täglich mit größern Gefahren umringt würde; sein Schicksal werde schrecklich seyn, wenn er auf den Krieg bestände; er müsse selbst fühlen, daß er nicht länger widerstehen könne; daß der König sich herabliesse, ihn nicht nur zu begnadigen, sondern

ſogar ihm eine Stelle bey der Armee anzubie-
ten, wenn er Treue gelobte; und daß er
endlich, wenn er ſich im Punkt der Religion
billig zeige, auf alle nur mögliche Gnaden-
und Ehrenbezeigungen rechnen könne. Uebri-
gens gebe er ihm ſein Ehrenwort, daß man
aufrichtig mit ihm verhandeln wolle; daß
der König dem Marſchall uneingeſchränkte
Vollmacht dazu gegeben; und daß er ſich von
der Aufrichtigkeit des Hofes durch folgende
zwey Punkte völlig überzeugen könne: Erſt-
lich, ganz Europa ſey gegen Frankreich in
den Waffen, und dadurch werde dieſer inne-
re Krieg deſto fürchterlicher; zweytens wolle
der König den Traktat, der zu Beylegung
deſſelben geſchloſſen würde, der geringſten
Clauſel nach brechen, ſo müſſe er befürchten,
daß die Unruhen von neuem ausbrächen;
mithin dringe ihn ſein Intereſſe eben ſo ſehr
als ſeine Ehre zur pünktlichen Vollziehung
des zu ſchließenden Vertrags.

Was Cavalier auf dieſe Vorſtellung ant-
wortete, iſt nicht genau bekannt geworden.

Gewiß iſt, daß der Baron mehrere Kouriere nach Nimes ſchickte und von dort her bekam, weßhalb man annehmen kann, daß man damahls bloß einige vorläufige Punkte debattirte und feßſetzte.

Sobald Cavalier zu ſeinen Leuten zurückgekommen war, ſchickte er einen Expreſſen an Roland, um ihn von allen Umſtänden der Verhandlung zu benachrichtigen. Auch ſeinen vornehmſten Officieren gab er Auskunft darüber. Er erklärte, daß er ſich zu nichts verbindlich gemacht, daß ihm aber der Baron genug geſagt habe, um daraus zu ſchließen, daß man ihnen ſehr vortheilhafte Friedensbedingungen zugeſtehen werde.

Den folgenden Tag erhielt Cavalier einen Brief von Alais, worin ihm der Brigadier La Lande ein Rendezvous, mit aller zu verlangenden Sicherheit, anbieten ließ. Cavalier entſchloß ſich, daſſelbe anzunehmen, und erſchien an dem beſtimmten Orte. Der Brigadier la Lande hatte eine Begleitung von funfzig Mann nebſt einigen Officieren bey

ſich,

ſich, und Cavalier eine gleiche Anzahl. Beyde Bedeckungen ſetzten ſich in einiger Entfernung voneinander, und auf dem freyen Platze dazwiſchen, gingen die beyden Chefs einander entgegen. La Landé gab dem Bruder Cavaliers, der auf einem der vorigen Streifzüge gefangen worden war, ein Zeichen, näher zu treten. „Hier iſt Ihr Bruder," hub er an: der König gibt Ihnen denſelben zurück; noch mehr, dieſer gütige Monarch verzeiht Ihnen, und will alles vergeſſen, wenn Sie künftig als treuer Unterthan ſich benehmen wollen. Ich weiß wohl, daß die Feinde des Königs Sie aufgeregt haben, aber es hängt nur von Ihnen ab, ſich zu überzeugen, daß des Königs Abſichten rein und menſchlich ſind. Und was ſind Ihre Foderungen und Wünſche?

Cavalier erwiederte: er verlange drey Dinge: volle, uneingeſchränkte Gewiſſens-

freyheit; Loslassung Aller der Religion wegen Verhafteten; Erlaubniß, das Land verlassen zu dürfen, im Fall der König jene Gewissensfreyheit nicht bewilligen wollte.

Dieser letzte Punkt schien die Aufmerksamkeit des Brigadiers besonders zu spannen. „Wie viel Menschen glauben Sie, sagte er, daß man Ihnen zu dieser Auswanderung bewilligen müßte?" — Zehntausend, versetzte Cavalier: von jedem Geschlecht und Alter. — „Ich dächte, erwiederte der Brigadier: zweytausend wären genug." — Nein, sagte Cavalier: das wäre nicht genug. Ich will Ihnen meine Meynung noch deutlicher sagen. Entweder, man macht alle vorige zu unserm Vortheil gegebene Edikte, und alle unsere Privilegien wieder gültig; oder, man bewilligt einen Paß für zehntausend Reformirte, worin man uns drey Monathe zur freyen Verfü-

gung

gung über unſere Habſeligkeiten zugeſteht, und uns erlaubt, zu unſern Brüdern im Auslande ungehindert überzugehen.

Der Brigadier antwortete hierauf nichts weiter, als daß er dem Marſchall Nachricht von dieſer Verhandlung geben wolle, und daß es ihm leid thue, mit ihm nichts feſtes beſchließen zu können. Zugleich näherte er ſich den Leuten Cavaliers und warf ihnen ein Paar Hände voll Goldſtücke zu, um, wie er ſagte, die Geſundheit des Königs dafür zu trinken. Aber auf ein Zeichen, das ihnen Cavalier unvermerkt gab, blieben ſie unbeweglich ſtehen und er antwortete ſtatt ihrer dem Brigadier: Geld brauchen ſie nicht; aber wohl Gewiſſensfreyheit!

Der Brigadier antwortete ihm laut genug, daß die Camiſarden es hören konnten: „Es ſteht nicht in meiner Gewalt, Ihren Wunſch zu erfüllen; aber ich glaube, daß Sie am beſten

thun, wenn Sie ſich ohne Bedingung den Verfügungen des Königs überlaſſen." — Wir ſind bereit, erwiederte Cavalier beſcheiden aber entſchloſſen: alles zu thun was der König will, wenn er uns erlaubt, Gott ſo zu dienen, wie wir glauben, ihm dienen zu müſſen; aber auch mit den Waffen in der Hand zu ſterben, wenn man die vorigen Grauſamkeiten gegen uns wiederholen wollte.

Der Brigadier brach dieſe Unterhaltung ab. Er ſchien mit Cavalier zufrieden. Sie ſprachen noch eine Weile über gleichgültige Dinge und trennten ſich ſodann. Der Marſchall hatte während dieſes Tages Befehl gegeben, die Camiſarden in Ruhe zu laſſen, ſogar ſich ihnen nicht zu widerſetzen, wenn ſie bloß Lebensmittel verlangten; und man ermangelte nicht, dem Cavalier dieſe menſchenfreundliche Geſinnungen bemerkbar zu machen.

Obgleich

Obgleich Roland alles wußte, was verhandelt worden war, stellte er sich doch, als ob er nichts davon wüßte. Er schickte seine Parteyen nach wie vor aus, neckte die königlichen Truppen, füllte seine Magazine mit Kriegs- und Mundprovision und blieb fest entschlossen, den Krieg fortzuführen und entweder den Frieden auf die von Cavalier vorgeschriebene Bedingungen zu erhalten, oder mit den Waffen in der Hand umzukommen.

Man hatte von Cavalier seine gemachten Forderungen schriftlich verlangt; und er hatte sie dem Marschall wirklich zugeschickt, ungefähr in denselben Ausdrücken, wie er sie dem Brigadier la Lande vorgetragen hatte. Die Antwort darauf blieb nicht lange aus. Der Baron d'Aygalliers antwortete ihm: die Erfüllung seiner Forderungen würde keine große Schwierigkeit haben, nur wünschte der Marschall mit ihm persönlich zu Nimes zu unterhandeln, und ließe ihm hierdurch die nöthige Sicherheit anbieten. Cavalier antwortete darauf, er wünschte, daß er vorher mit ihm

ſich beſprechen könnte, wie er den ehrenvollen Antrag des Marſchalls am beſten erwiedern könne; er müſſe aber geſtehen, daß, wenn ſeine Forderungen wenig Schwierigkeiten finden würden, dieß vielleicht nicht der Fall mit des Marſchalls Forderungen ſeyn möchte.

Cavalier ward hierüber ſogleich beruhigt. Der Baron erhielt Vollmacht, die nöthigen Anſtalten zu machen, um das Vertrauen Cavaliers zu verſtärken und die Conferenz zu Nimes zu erleichtern. Da Cavalier dem Baron geſtand, daß er ſich, trotz der verſprochenen Sicherheit, nicht in Nimes einſchließen würde, ſo ſchlug man ihm ein Kloſter auſſerhalb der Stadt vor. Aber die Idee eines Kloſters beunruhigte ihn auch noch, ſie ward aber dadurch gehoben, daß man ſich erbot, die Conferenz in dem Garten des Kloſters unter einem Zelte zu halten. Dieß war ihm noch nicht genug. Er verlangte Geiſeln und auch dieſe wurden ihm bewilligt. Nun begab er ſich nach Nimes. Hier that ſich noch eine Schwierigkeit hervor. Cavalier hätte durch

das

das Innere des Kloſters gemußt, um in den Garten zu kommen; dieß hielt er nicht für rathſam. Man mußte alſo ein Stück der Gartenmauer niederreiſſen.

Er ritt auf einem ſchönen Pferde, das er damahls bey der Niederlage des Marineregiments erbeutet hatte. Sein Kleid war roth und auf allen Näthen mit Treſſen beſetzt. Auf ſeinem Hute trug er eine weiße Feder. Sein blondes Haar, von beträchtlicher Länge, war nachläßig mit einem ſchwarzen Bande aufgeknüpft. Nichts fehlte ſeinem Anzuge, als die Kunſt, ihn mit weniger Zwang und mehr Würde zu tragen.

Ihm zur Rechten ritt Catinat auf einem der wildeſten und lebhafteſten Roſſe aus Camargue, übrigens gut gekleidet; und zur Linken ſein Sekretair, einfach gekleidet auf einem anſtändigen Pferde. Voran waren zwölf Reiter und hinterdrein zwölf andere. Ein Trupp Infanterie ſchloß den Zug. So kam Cavalier, unter einem ungeheuern Zulaufe von Menſchen, vor dem Eingange der Gar-

tenmauer an. Als er sah, daß der Marschall seine Bedeckung an der einen Seite des Eingangs hatte aufmarschiren lassen, that er ein gleiches mit der seinigen; sodann stieg er ab, und trat, von Catinat und Villard begleitet, in den Garten.

Der Marschall, von dem Intendanten von Baville und dem Brigadier la Lande begleitet, ging aus dem Zelt hervor, dem Cavalier entgegen. Der Empfang war ohne Ceremonie. Der Marschall behandelte Cavalier sehr herablassend und artig, so daß man wohl sah, er wolle ihn gewinnen. Der Brigadier hingegen empfing ihn wirklich freundschaftlich. Cavalier bemerkte, daß der Marschall und der Intendant ihn verwundert ansahen, und dann durch Blicke mit einander sprachen. Er war höchstens zwanzig Jahr alt, und schien noch weit jünger. Beyde hatten also Ursache, sich zu wundern, daß sie in diesem berühmten Anführer gleichsam nur noch ein Kind sahen.

Die

Die Conferenz nahm ihren Anfang. Der Marſchall ſagte zu Cavalier: der König wolle, vermöge ſeiner Menſchenfreundlichkeit, das Blut ſeiner Unterthanen, und ſogar ſolcher unter ihnen, ſchonen, die ſich gegen ihn aufgelehnt hätten, und deßhalb habe er ihm aufgetragen, den Weg der Güte zu verſuchen; aus Eifer für den Dienſt des Königs, habe er gewünſcht, aus dem Munde eines Anführers der Mißvergnügten ſelbſt die Mittel zu vernehmen, wodurch ſie zu ihrer Pflicht zurückgebracht werden könnten. — Cavalier erwiederte: er könne nichts als die Forderungen wiederholen, die er ſchon mündlich und ſchriftlich gethan habe. Da er Haupt einer Partey ſey, die ihn mit ihrem Vertrauen beehrte, ſo ſey er verpflichtet, dem allgemeinen Intereſſe treu zu bleiben. Der Intendant unterbrach ihn, ſah ihn verächtlich an, und ſagte: Ihr ſeyd ſehr undankbar und ſehr verwegen, daß Ihr mit der königlichen Verzeihung Euch nicht begnügen wollt, ſondern noch

Bedingungen vorſchreibt. — „Nicht meinetwegen habe ich die Waffen ergriffen,“ verſetzte Cavalier: „ſondern für die Vertheidigung meiner Brüder und Freunde. Bin ich nicht durch meinen Eid verpflichtet, verlangt nicht meine Ehre, ihr Intereſſe zu befördern? Und, da die Sachen nun einmahl ſo weit gegangen ſind, was bleibt uns noch übrig, als mit den Waffen in der Hand zu ſterben, oder von der Gnade des Königs und ſeiner Gerechtigkeit unſre Gewiſſensfreyheit zu erhalten? — „O, es iſt zu viel Gnade, verſetzte der Intendant aufgebracht: daß der König mit einem Rebellen unterhandelt.“ — „Daran ſind Ihre Grauſamkeiten Schuld!“ erwiederte Cavalier freymüthig und mit Kälte: „Ich will das Andenken daran nicht wieder auffriſchen, darum bin ich nicht hier.

Viel-

Vielleicht hätte ich beſſer gethan, gar nicht zu kommen. Ich bin auch bereit, wieder zu gehen, wenn man mir nichts anders zu ſagen hat." — Der Zorn blitzte dem Intendanten aus den Augen. Er wollte antworten, aber der Marſchall ſagte in einem ernſthaften Tone zu ihm: Ich bitte Sie, laſſen Sie mich reden! Sodann wandt' er ſich zu Cavalier und ſagte: Sie haben mit mir zu thun. Man wird uns nicht mehr unterbrechen. Sagen Sie mir alſo klar und deutlich, was verlangen Sie und Ihre Leute. — Cavalier wiederholte die drey Punkte, die er dem Brigadier la Lande ſchon vorgelegt hatte. — Ihr beſteht auf Gewiſſensfreyheit, verſetzte der Marſchall: der König bewilligt ſie euch. Ihr könnt euch überall, wo ihr wollt, verſammeln, und Gott nach eurer Weiſe dienen; aber Kirchen oder Tempel zu bauen, wird euch nie

erlaubt werden. In Absicht des übrigen könnten Sie, Cavalier, zufrieden seyn, denk ich, wenn Ihnen der König eine Stelle unter seiner Armee gäbe, und Ihre Leute in seine Dienste nähme. Dieß wäre immer vortheilhafter und ehrenvoller, als das Königreich zu verlassen. — Cavalier versicherte dem Marschall: daß der König nie treuere Unterthanen gehabt haben solle, als seine Leute und ihn; sie seyen bereit, ihm die überzeugendsten Proben einer unerschütterlichen Treue zu geben, und ihr Blut mit Freuden in seinem Dienste zu vergießen, wenn er ihnen die Punkte bewilligte, um die sie gebeten hätten. — Gut, erwiederte der Marschall: Sie werden mir Ihre Forderungen noch einmahl schriftlich und umständlich eingeben; ich will alles mögliche thun, um Ihnen nützlich zu werden.

So

So endigte ſich dieſe Conferenz. Obgleich Cavalier alle Urſach hatte, mit dem Benehmen des Marſchalls gegen ihn zufrieden zu ſeyn, ſchied er doch nicht beruhigt von ihm, und baute wenig auf dieſen glänzenden Schein. Er kehrte mit ſeinem Zuge in derſelben Ordnung zurück, wie er gekommen war. Der Baron d'Aygallier folgte ihm, und ſie entwarfen gemeinſchaftlich jene drey Forderungen der Camiſarden in der umſtändlichern Form, wie der Marſchall ſie zu wünſchen geſchienen. So übergab ſie Cavalier den folgenden Tag unter einem ähnlichen Gepränge. Bey dieſer zweyten Conferenz ſetzte man auch einen Waffenſtillſtand feſt, und Cavalier erhielt die Freyheit, ſich mit ſeinen Leuten nach Calviſſon zu ziehen, mit dem Verſprechen, dort ſo lange auf königliche Koſten verpflegt zu werden, bis Antwort vom Hofe käme. Cavalier ſetzte nun unverzüglich ſeine Geiſeln in Freyheit, und ſtattete dem Roland genauen Bericht von dem ganzen Hergange ab. Dieſer antwortete ihm ſogleich: er nähme den Waffenſtillſtand an;

er ſey bereit, ſich zu unterwerfen, wenn man die gethanen Forderungen erfüllte und dabey Wort hielte; daran zweifle er aber ſehr, und wenn man ihnen nicht die gründlichſte Gewähr leiſtete, ſo wär' es unklug und verwegen, ſich auf die Verſprechungen des Hofs zu verlaſſen; er, für ſeine Perſon, ſey entſchloſſen, es eher auf das Aeuſſerſte kommen zu laſſen, als ſich und ſeine Brüder in Gefahr zu ſtürzen, durch einen hinterliſtigen Friedensſchluß betrogen zu werden; er müſſe ihn noch ſprechen, um dieſen Gegenſtand gründlich und reiflich mit ihm zu überlegen.

Cavalier befand ſich übrigens zu Calviſſon wohl verſorgt, ſicher und frey. Einige Officiere, Männer von Verſtand, vom Marſchall ausdrücklich dazu gewählt, waren theils als Kommiſſarien, theils als Geſellſchafter um ihn, beobachteten und unterhielten ihn in günſtiger Stimmung. Faſt alle Tage waren Religionsübungen und von allen Enden der Provinz eilte das Volk herbey, beſonders die Verwandte und Freunde

der

der Camisarden. Die Reformation schien von neuem aufleben zu wollen.

Unterdessen erhielt der Marschall Antwort vom Hofe. Er ließ Cavalier nach Nimes berufen, und dieser erschien auf vorige Weise und erhielt dieselbe Schrift zurück, die er bey der zweyten Conferenz eingegeben hatte. Die darin geforderten Punkte waren wenig von denen verschieden, die wir oben angegeben haben; sie waren nur erweitert und erklärt, und bestanden aus sieben Artikeln, zu welchen Cavalier noch einen, die ihm angebotene Militairstelle betreffend, hinzugesetzt hatte. Unter jedem Artikel stand eine lakonische Antwort. Gewissensfreyheit und Erlaubniß zu gottesdienstlichen Versammlungen, überall, wo man es schicklich fände, nur nicht in festen Plätzen und Städten mit Mauern — wurde bewilligt. — Loslassung der seit der Aufhebung des Edikts von Nantes gefangenen Reformirten — bewilligt. — Freye Zurückkunft aller, der Religion wegen, Ausgewanderten, und Wiedereinsetzung in ihre Güter

und Privilegien — bewilligt, mit dem Beding, daß sie den Eid der Treue noch einmahl leisten sollten. — Wiedereinsetzung des Parlaments von Languedoc auf vorigen Fuß, mit vorigen Privilegien — wird der König in Ueberlegung nehmen. — Befreyung der Provinz vom Kopfgelde auf zehn Jahr — abgeschlagen. — Bewilligung der drey Städte Montpellier, Cette und Aygues-mortes zu Sicherheitsplätzen — abgeschlagen. — Befreyung von Abgaben auf sieben Jahr für diejenigen Bewohner der Sevennen, deren Häuser während des Krieges verbrannt oder sonst zerstöhrt worden — bewilligt. — Erlaubniß für Cavalier, unter seinen Leuten und denen aus dem Verhaft Loszugebenden, ein Korps zum Dienste des Königs auszuheben, das die Erlaubniß hätte, sein Bekenntniß frey zu üben — zugestanden, doch mit dem Beding, daß die übrigen Nichtgewählten die Waffen niederlegen und sich ruhig verhalten sollen. —

Cavalier hatte keine vortheilhaftern Antworten erwartet, und da er seine Forderungen bloß darum so hoch gespannt hatte, weil er die Negociation in die Länge ziehen und den Alliirten Zeit verschaffen wollte, die versprochene Hülfsleistung zu beschleunigen: so bat er den Marschall, der auf schleunige Abschließung des Vertrags drang, ihn zu entschuldigen und stellte ihm vor: daß weder Roland, noch dessen Leute, noch seine Freunde überhaupt, so ergeben sie ihm auch seyen, ihre Einwilligung zu einem Frieden auf diesen Fuß je geben würden; man habe ihnen jede Gewährleistung versagt, und doch könne nur die Bewilligung der orey Sicherheitsstädte die Grundlage eines festen und dauerhaften Friedens werden. Der Marschall antwortete in einem ernsthaften Tone: das Wort des Königs sey für Rebellen die sicherste Gewährleistung; es sey ein Beweis von ausserordentlicher Gnade, daß der König ihre Forderungen auch nur sich vorlegen lassen; sie hätten von der Gerechtigkeitsliebe des Monarchen

alles zu fürchten, wenn sie seine Güte verach-
teten; er wisse die Willensmeynung des Kö-
nigs, da ihm diese ganze Sache übertragen
sey, gäbe ihm also den nützlichen Rath, den
Vertrag zu unterzeichnen und sich nicht um
die übrigen zu bekümmern, deren Halsstar-
rigkeit man zu beugen wissen würde. — Ca-
valier bedachte, daß seine Unterschrift im
Grunde nur ihn für seine Person verpflichte,
und daß er nöthigenfalls immer Vorwand fin-
den würde, sich von dieser Verpflichtung los
zu machen; auch sah er wohl, daß seine
Partey des Friedens eben so sehr bedürfte,
als der König. Er unterschrieb also den
Vertrag.

Der Marschall und Intendant bezeigten
große Zufriedenheit und wünschten ihm Glück
zu diesem Schritte. Der Marschall überreich-
te ihm ein Obersteupatent, worin er die Frey-
heit erhielt, die Stellen unter seinem Regi-
mente selbst zu besetzen; und ausserdem kün-
digte er ihm an, daß ihm der König einen
Gehalt von zwölfhundert Livres ausgesetzt ha-
be;

be; alles, wie man ſieht, um Cavalier ſo zu binden, daß er nicht leicht brechen könnte, und die übrigen camiſardiſchen Chefs durch ihre Eitelkeit anzulocken, ſeinem Beyſpiele zu folgen.

Cavalier ging nach Calviſſon zurück und ſchickte von dort einen Expreſſen an Roland, mit der Nachricht von dem geſchloſſenen Frieden. Roland antwortete ihm: er ſey nicht im geringſten damit zufrieden, obgleich er nicht gehofft hätte, daß man noch ſo viel erhalten würde; indeſſen könnten wohl die bewilligten Punkte Andere blenden, aber ihn nicht; er müßte ſich ſehr irren, wenn man Willens wäre, ſie zu halten. — Dagegen billigten Catinat, Ravanel und die übrigen Officiere Cavaliers Schritt und nährten nicht das geringſte Mißtrauen. Man drängte ſich nach den Stellen unter ſeinem Regiment. Eben ſo freuten ſich die übrigen Reformirten, und jedermann glaubte nun das Ende aller Unruhen und Verfolgungen zu ſehen.

Aber dieſe Freude dauerte nicht lange. Fanatismus und Intoleranz erhoben von allen Seiten ihre Stimmen und ſchrien über Umſturz der Kirche und Religion. Beſonders blieben die Jeſuiten nicht unthätig, und ſie ſetzten alle ihnen zu Gebote ſtehende, öffentliche und heimliche, Hülfsmittel in Bewegung. Bald wurden die gottesdienſtlichen Verſammlungen verboten. Zwar duldete man dergleichen noch bey den Camiſarden, aber weder ihren Freunden noch Verwandten war es erlaubt, Theil daran zu nehmen. Man zog ſogar einige Neu-Reformirte ein, die ſich unter ihnen hatten finden laſſen. Cavalier beklagte ſich zu Nimes, daß man den Grundartikel des Vertrages gebrochen; aber der Marſchall verſicherte ihn, es ſey ganz gegen ſeinen Willen geſchehen, und wirklich ließ er die Eingezogenen wieder los. Dennoch hielt Furcht die übrigen zurück. Sie ſetzten ſich nicht ferner der Gefahr aus; aber ſie beſchwerten ſich laut.

Roland ſah aus allem, daß man Cavalier betrogen habe, und er ließ ihm durch einen vertrauten Officier ſagen, es ſey Zeit, die Schlinge zu zerreiſſen, worin man ihn gefangen habe, und Maßregeln zu nehmen, um ſich nachdrücklich an dem Hofe und dem Marſchall zu rächen. Aber Roland dachte nicht daran, daß er vielleicht von ſeinen eigenen Leuten verrathen würde, und daß man ihn ſo genau und ſo heimlich beobachtete, daß man nicht nur von ſeinen Bewegungen, ſondern auch von jedem ſeiner Worte unterrichtet ſey. In der That entging er ein paarmahl nur durch einen Glücksfall der Aufhebung.

Während der Marſchall kein Mittel unverſucht ließ und weder Kundſchafter, noch Geld, noch Verſprechungen ſchonte, um Rolands habhaft zu werden, erhielt Cavalier die Erfüllung faſt aller ſeiner Forderungen. Man ließ eine Menge Gefangener los, unter andern auch ſeinen Vater und mehrere ſeiner Verwandten und Freunde, und gab ihm zu

verſtehen, daß alles zu ſeiner Zufriedenheit ausſchlagen würde. Er hatte an den Marſchall einen Brief voller Dankſagungen geſchrieben und die Antwort erhalten, daß man an der allmähligen Erfüllung des Vertrags arbeite, daß aber der König mit dem unbehutſamen Betragen der Neu-Reformirten unzufrieden ſey; daß die Klugheit mehr Vorſicht empfehle, und daß der Wille des Königs ſey, Cavalier ſolle ſich mit ſeinen Leuten binnen drey Tagen nach Montpellier begeben.

Dieß letztere war ein Donnerſchlag für Cavalier und ſeine Leute. Zu Montpellier ſtand eine zahlreiche Garniſon; die Stadt iſt mit Mauern und Wällen umgeben und hat eine ſtarke, weitläuftige Citadelle. Es war eine Art von Gefängniß, wohin man ſich begeben ſollte. Cavalier ſelbſt wurde ängſtlich. Seine Leute waren um ihn her und verſicherten laut, ſie würden nicht nach Montpellier gehen, ſie würden ſich lieber in Stücke hauen laſſen, als zugeben: daß die geringſte Clauſel

des

des Vertrags gebrochen werde. Cavalier widerſprach dieſem Entſchluſſe nicht; er bat ſie nur, ſich zu mäßigen und ihm Zeit zu laſſen, an den Marſchall zu ſchreiben. Dieß that er auch. Er meldete ihm, daß er unfähig ſey, ſeinem letztern Befehle zu gehorchen; ſeine Leute wollten nicht mit ihm nach Montpellier und keine Vorſtellung könnte ſie dazu bewegen; ſie ſagten: zwey Drittel der Gefangenen ſeyen, dem Vertrage zuwider, noch auf den Galeeren und in den Gefängniſſen; ſie könnten nicht dafür, daß die Neu-Reformirten in ihre Verſammlungen gekommen u. ſ. w.; er fürchte, daß ſie ſich nicht eher fügen möchten, als bis ſie jede Clauſel des Vertrags pünktlich erfüllt ſähen.

Cavalier zeigte dieſen Brief den Officieren, die der Marſchall ihm zugegeben hatte, und verſicherte ihnen, daß, bey der jetzigen Stimmung der Gemüther, auf nichts mehr zu rechnen ſey, und daß jede Ausſöhnung unmöglich würde, wenn man nicht alle Urſachen zum Mißtrauen wegzuräumen ſuchte. Jene Offi-

ciere schrieben zugleich mit Cavalier an den Marschall und gaben ihm das Zeugniß, daß er alles gethan habe, um die Mißvergnügten zu beruhigen; daß aber eine Insurrektion unvermeidlich sey, wenn man die neuesten Befehle nicht widerriefe, oder wenigstens aussetzte.

Diese Depeschen waren kaum abgesandt, als Cavalier Nachricht erhielt, daß der Marschall alle Wege nach Calvisson habe besetzen lassen, und zugleich diejenigen Oerter, wo die Camisarden ihre Religionsübungen zu halten pflegten. Dieß schien einen Ueberfall anzukündigen und Cavalier gerieth zugleich seiner eignen Person wegen so in Besorgniß, daß er diese beunruhigende Nachricht seinen vertrautern Officieren mittheilte. Auch diese sahen leicht ein, daß die Gefahr vor der Thür sey. Unter mehreren Maßregeln, die sie zu ihrer Rettung vorschlugen, blieben sie bey folgender stehen: sie sprengten verstellterweise aus, besonders unter ihren Leuten, man könne sich nicht wohl mehr auf die Redlichkeit des

Cava-

Cavalier verlaſſen; er ſey an den Marſchall verkauft, u. ſ. w. Mehrere der gemeinen Camiſarden mußten laut erklären, daß ſie ihm nicht mehr traueten, und daß man diejenigen für Verräther halten müſſe, die noch ferner ſeinen Befehlen gehorchten u. ſ. w. Durch dieſen Kunſtgriff wollte man Cavalier in den Stand ſetzen, als Mittler aufzutreten, die Treue oder Untreue des Hofes zu erforſchen und den Rückzug der Camiſarden zu begünſtigen. Dieſe Comödie wurde meiſterhaft geſpielt. Die geheime Conferenz war kaum geendigt, als ſich durch ganz Calviſſon Murren und Geſchrey erhob. Die Camiſarden liefen zuſammen, ihre Officiere, von den Mißvergnügteſten begleitet, ſuchten die Officiere und Commiſſarien des Marſchalls auf, warfen ihnen mit Ungeſtüm vor: ſie ſeyen ſo gut Betrüger, als Cavalier; ſpeiſten ſie mit leeren Hoffnungen ab, um ſie deſto ſicherer zu betrügen; der Marſchall hielte den Vertrag nicht, alſo wollten ſie ihn auch nicht halten u. ſ. w.

Die Commiſſarien geriethen in die äuſſerſte Beſtürzung. Die camiſardiſchen Officiere ließen durch den ganzen Ort Lärm ſchlagen, die Hauptwache zog ab, und das ganze Korps marſchirte auf und zog nach einem der Thore. Cavalier kam herzu und ſtellte ſich äuſſerſt aufgebracht. Er fragte ſie, auf weſſen Befehl und wozu ſie aufmarſchirten? Er befahl den Officieren, ihre Leute zurück zu halten. Als man ihm antwortete: man wolle die Verräther beſtrafen, erwiederte er, dieß komme ihm zu! Sodann milderte er ſeinen Ton und erinnerte ſeine Leute an ihr ehemahliges Zutrauen, an ihren Eid, an ihre Treue. Er nahm die Officiere bey Seite, ſprach heimlich mit ihnen und dieſe nahmen den Schein an, als ob ſie zum Gehorſam zurückkehrten. Dieß alles ging unter den Augen der Commiſſarien vor. Cavalier ging ſodann zu ihnen und ſagte, ſie ſeyen Zeugen, daß er über ſeine Leute faſt nichts mehr vermöge; aber er wolle eher ſein Leben laſſen, als daß man ihnen Leid zufügen ſollte; ſie

möchten

möchten nur ruhig seyn, er wolle sogleich Befehle zu ihrer gänzlichen Sicherheit geben. Er verfügte sich zu seinen Leuten zurück und sagte in einem nachgiebigen Tone: erklärt mir doch die eigentlichen Ursachen eures Aufstandes! — Sie erwiederten: wir halten uns für verrathen und verkauft; wir mögen keinen Frieden; wir wollen mit den Waffen in der Hand sterben! Cavalier lobte ihren Entschluß, kehrte zu den Commissarien zurück, und sagte ihnen: er sey gezwungen zu heucheln; sie könnten ohne Besorgniß mit ihrer Bedeckung abziehen. Sie versicherten ihn, daß sie sein redliches Benehmen anerkennten, und es beym Marschall zu rühmen wissen würden. Ich bin gezwungen sagte er, die Leute zu führen, wohin sie wollen. Sagen Sie dem Marschall, daß ich alles thun werde, um sie auf andere Gedanken zu bringen; daß ich aber an einem glücklichen Erfolge zweifele, so lange man den Vertrag nicht pünktlich erfüllt. — Die Camisarden zogen ab und warfen sich in die nächsten Wälder, zu

großer

groſser Beruhigung der Commiſſarien, die ſich ihrerſeits nach Nimes zurück verfügten.

Sogleich erhielten ſämmtliche königliche Truppen Befehl, den Camiſarden nachzuſetzen. Aber ihre Arbeit war vergebens. Cavaliers Korps hatte ſich auf unbekannten oder unzugängigen Wegen verloren und Rolands Leute ſchwärmten in mehreren Partenen umher, und ermüdeten die Truppen, die ihnen nachſetzten.

Aber der Marſchall war feſt entſchloſſen, nicht eher abzulaſſen, als bis er ſie eingeholt und völlig zerſtreut hätte. Eine doppelte Nachricht, die er erhielt, veränderte jedoch ſeinen Plan und ſeine Methode. Der Gouverneur von Perpignan meldete ihm, daſs vierzig feindliche Schiffe nach den Küſten von Languedoc geſegelt ſeyen; und von dem Intendanten von Baville erhielt er die Nachricht, daſs man zu Avignon zwey Menſchen arretirt habe, deren einer ausgeſagt, daſs er zu Cavalier reiſen ſollen, um ihn zu bewegen, daſs er ſich bis Ende des Juny halten und ſich in

der Nähe von Vivarais poſtiren möchte, wo er um jene Zeit Unterſtützung finden würde.

Jetzt bereuete der Marſchall, daß er mit den Camiſarden mehr künſtlich als aufrichtig unterhandelt hatte. Er ſuchte ſie von neuem durch die Verſicherung zu gewinnen, daß es noch Zeit ſey, wenn ſie zurückkehren wollten, und daß ſie zufrieden ſeyn würden, wenn ſie es thäten. Aber während ſeine Emiſſarien arbeiteten, um theils Cavaliers Leute zurück zu bringen, theils Roland ſelbſt zu überreden, lief die Nachricht ein, daß die feindliche Flotte eine Menge Waffen und Munition, nebſt einer Anzahl Truppen, zu Villefranche ausgeſchifft habe; und daß drey Tartanen, beſtimmt das Ganze nach Languedoc zu bringen, ſchon wirklich geladen und nach Languedoc, von fünf engliſchen Fregatten begleitet, unter Segel gegangen ſeyen.

Der Marſchall verlor keine Zeit und marſchirte nach der Küſte. Doch noch vor ſeiner Abreiſe empfahl er dem Intendanten und den Officieren, die in den feſten Plätzen kommandirten:

dirten; die Rebellen gut aufzunehmen, die sich unterwerfen wollten; ihre Beschwerden anzuhören, und möglichst nachgiebig bey ihren Forderungen zu seyn; ihnen zu versichern, der König wolle, daß man ihnen Wort hielte; der Friede sey ja geschlossen und nur durch ein Mißverständniß von ihnen selbst gebrochen worden. — Darauf marschirte er in eigner Person nach der Küste und zog dort einen Cordon von Cette bis Aiguemortes. Sodann kehrte er zurück, um jenen unglücklichen Bürgerkrieg zu endigen, oder wenigstens dessen Ende zu beschleunigen.

Wir verschonen den Leser mit dem Detail der aufs neue eingeleiteten Unterhandlung, und sagen nur dieß, daß Roland, trotz allen Anerbietungen, die man ihm that, standhaft dabey blieb: er wolle die Waffen niederlegen, wenn der König das Edikt von Nantes wieder gültig machen und den Reformirten Tempel und Prediger gestatten würde. Cavalier blieb noch eine Weile zweifelhaft, welche Partey er ergreifen sollte; endlich ging er in das Netz des Marschalls. Seine Leute waren

immer

immer noch in den Wäldern von Cannes ge-
wesen, von allem entblößt und von den kö-
niglichen Truppen gleichsam belagert gehalten.
Catinat und Ravancl waren ganz der Mey-
nung Rolands und eben so unerschrocken, als
er. Als sie eines Tages den Cavalier wenu-
ger unruhig als sonst sahen, fragten sie ihn
mit einer Miene voll Verdruß, was denn
aus ihnen werden sollte? Es seyen weder
Magazine, noch Lebensmittel, noch Aussich-
ten dazu da; sie sähen sich auf dem Punkt,
vor Hunger und Elend umzukommen. Cava-
lier ermahnte sie, den Muth nicht sinken zu
lassen, und gab ihnen zu verstehen, daß er
einen Plan habe, der allem Unglücke abhel-
fen und ihre Hoffnungen wieder beleben wür-
de. Dazu wäre nöthig, daß er sie auf eine
Weile verließe. Er empfahl ihnen Eintracht,
als die Seele ihrer Angelegenheiten, und

fügte eine Anweisung hinzu, wie sie den Feind vermeiden und ihre Leute ernähren könnten. Sie hörten ihn so weit gelassen zu, sobald er aber äusserte, daß er zum Marschall wolle, um die Hand ans Werk zu legen, hielten sie ihren Unwillen nicht länger mehr zurück. Du willst uns also im Stiche lassen? riefen sie voller Wuth: O, das haben wir vermuthet. Du bist ein Verräther, du verdienst den Tod! — Nein, erwiederte Cavalier entschlossen: Ich bin euer Freund. Ich will für euch arbeiten. Wenn der Marschall mir nicht Wort hält, so geh' ich aus dem Lände und führe selbst die Hülfstruppen herein, die man uns versprochen hat! —

Mit dieſen Worten ſtieg er zu Pferde und entfernte ſich. Gebt Feuer auf den Verräther! riefen die Officiere, und man ſchickte ihm wirklich einige Schüſſe nach, die ihn aber nicht mehr erreichten. Er ſprengte mit verhängtem Zügel davon. Einige Camiſarden, die ihm ergeben waren, oder dieſe Gelegenheit nutzen wollten, folgten ihm. Er brachte noch gegen vierzig derſelben zuſammen, in einem Dorfe, wo er anhielt, um einen Expreſſen an den Marſchall zu ſchicken. Sodann nahm er ſeinen Weg auf Veſenobre, wo er erfuhr, daß der Baron d' Aygalliers in der Nähe ſey und ihm etwas zu ſagen habe. Er ſuchte ihn auf und der Baron ſagte ihm von Seiten des Marſchalls, er glaube, daß alles gut gehen werde; er habe nach Hofe geſchrieben und erwarte günſtige Antwort. Cavalier beklag-

te sich, daß man so wenig Achtung für den Vertrag gehabt habe. Der Baron versprach ihm, mit dem Marschall davon zu reden; einige Tage darauf erhielt er neue Versicherungen, wobey die Erfüllung des Vertrags kaum berührt war, mit dem Zusatze: der König sey zufrieden mit ihm, und er selbst würde es bald auch seyn; die einzige Veränderung, die man gemacht habe, bestehe darin, daß er nun nicht in Spanien, sondern in Teutschland dienen würde. — Der Marschall fügte hinzu, daß er ihn zu sehen wünschte. Cavalier säumte nicht, weil er sich freuete, Gelegenheit zu haben, sich noch einmahl gegen den Marschall zu erklären. Er begab sich mit seinem kleinen Gefolge, das bis auf sechszig Mann angewachsen war, nach Saint Genies, wo sich der Marschall befand. Dieser vermied die Hauptsache sehr geschickt,

geſchickt, war aber übrigens ſehr gefällig gegen Cavalier. Er gab ihm auf, nach Valabregue, einer kleinen Inſel, welche die Rhone oberhalb Beaucaire bildet, ſich zu verfügen. Die Bedeckung, die er erhielt, war noch einmahl ſo ſtark, als ſeine eigene. Er fing an, wegen ſeines Schickſals beſorgt zu werden, beſonders, da der Officier, der auf der Inſel ſtand, erklärte, er habe keinen Befehl, ihn von der Inſel zu laſſen, doch wolle er darüber an den Marſchall ſchreiben. Dieß that er wirklich, und mit der Antwort kam auch die Erlaubniß für Cavalier, ſich nach Nimes begeben zu dürfen, doch ohne alle Begleitung. Dagegen gab man ihm eine Bedekkung von Dragonern, die ihn, wie einen Verbrecher, in die Mitte nahm und ſorgfältig hütete. Zu Nimes ſagte ihm der Marſchall, er habe Ordre, ihn nach Beyſach

zu schicken, wo er sein Regiment errichten sollte; der Weg sey ihm vorgeschrieben, und er möchte sich fertig halten, binnen vier Tagen abzureisen. Uebrigens wurde Cavalier in Nimes genau bewacht. Vor seinem Quartier war eine Wache, und er konnte keinen Schritt thun, ohne einen Sergenten, der ihm mit einigen folgte. Diese peinliche Behandlung wurde indessen durch die Nachricht versüßt, daß die in mehreren Städten verhafteten Reformirten losgegeben worden; auch kamen einige davon wirklich, um unter seinem Regimente Dienste zu nehmen. Was die zu den Galeeren Verurtheilten betraf, so konnte er bloß das Versprechen erhalten, daß auch sie losgelassen werden sollten, und daß er die Nachricht davon zu Breysach finden würde.

Cavalier

Cavalier reiste endlich von Valabregue, wohin er von Nimes zurückgegangen war, mit ungefähr hundert Camisarden, ab. Ein Detaschement königlicher Truppen begleitete ihn. Man hatte ihm und seinem Gefolge eine Summe Geldes zur Verköstigung gegeben. Sie wurden auf ihrem Wege überall sehr gut behandelt. Vornehme und Geringe wetteiferten, sie zu sehen und zu versorgen. Zu Macon fanden sie Befehl, halt zu machen. Cavalier schrieb von dort an den Minister Chamillard, er habe ihm Dinge von Wichtigkeit mitzutheilen. Der Baron d'Aygalliers ward von Seiten dieses Ministers nach Macon geschickt, mit der Vollmacht, Cavalier zu vernehmen; aber dieser erklärte, er könne sich nur dem Minister, oder dem Könige selbst entdecken. Ein Kabinetskourier holte ihn also von Macon ab und brachte ihn nach Ver-

saillet. Der Minister gab ihm Audienz; auch der König wollte ihn sehen. Man stellte ihn also auf die große Treppe, wo der König vor ihm vorbey mußte. Der Monarch begnügte sich, einen Blick auf ihn zu werfen und die Achseln zu zucken. Der Cabinetskourier brachte den Cavalier nach Macon zurück.

Vermuthlich hätte Cavalier seine Forderungen dem Minister oder dem Könige selbst vortragen wollen, weil er den Berichten des Marschalls von Villars nicht trquete; aber auch dieser Schritt blieb ohne alle Wirkung. Er mußte mit seinen Leuten gegen drey Monath in Macon warten. Endlich erhielten sie Ordre, weiter zu reisen. Man gab ihnen eine Bedeckung von der Marechaussee, und so nahmen sie den Weg nach Breysach. Cavalier ward immer ängstlicher über sein Schicksal,

ſal, da man ihn nicht einmahl einer militäriſchen Bedeckung mehr würdigte. Zu Onnan, einem Dorfe, nicht weit von Mümpelgard, fand er Gelegenheit, ſeine Leute des Nachts heimlich zu verſammeln und ihnen zu entdecken, daß er entſchloſſen ſey, Frankreich zu verlaſſen. Alle waren willig, ihm zu folgen. Sie deſertirten ſämmtlich und warfen ſich in die Schweiz. Cavalier ging nach Piemont und erhielt ein Regiment in Savoyiſchen Dienſten. Nach der Zeit lebte er noch eine Weile in Holland und England, und ſtarb, faſt ganz vergeſſen.

In den Sevennen ſchlug unterdeſſen für die Camiſarden alles widrig aus. Roland hatte erfahren, daß die oben erwähnte Flotte ſich näherte und Hülfe für ihn mitbrächte; aber die Hoffnung, die er darauf bauete und

die

die seinen Eifer und Muth rege erhalten hatte, verschwand im Monath Julius gänzlich. Die drey Tartanen und ihre Bedeckung waren von einem Sturm ergriffen und zerstreuet worden. Die eine Tartane war an den Küsten von Catalonien gescheitert, und die beyden andern waren von dem Ritter Roanez, der mit vier Galeeren an den französischen Küsten kreuzte, weggenommen worden.

Catinat, Clari und einige andere Offiziere hatten bisher mit dem Reste von Cavaliers Korps in den Gebirgen gelegen und von da aus von Zeit zu Zeit bis in den Mittelpunkt der Ebene gestreift, um bey der Hand zu seyn, wenn jene Flotte landen würde. Jetzt, da sie das Schicksal derselben vernahmen, liessen sie den Muth ganz sinken und ergaben sich dem Marschall von Villars, der

ihnen

ihnen erlaubte, mit einigen von ihren Leuten, die ihnen gefolgt waren, ſich nach Genf zu begeben. Der einzige Roland blieb unerſchütterlich und führte den Krieg noch lebhaft fort, aber nicht mehr auf lange Zeit.

Die Camiſarden wurden durch die allmählige Schwächung ſo elend und zugleich ſo ſchlecht, daß ſich unter ihnen ſogar Verräther fanden, die ihren wackern Anführer verkauften. Man gab eines Tages dem Kommandanten von Uſes Nachricht, Roland befände ſich auf dem Schloſſe Caſtellnau, das nur eine Meile von jener Stadt entfernt lag. Sogleich wurde ein Detaſchement von Infanterie und Dragonern dahin abgeſchickt. Man beſetzte während der Nacht das Schloß. Roland rettete ſich, ward aber bemerkt und von den

den Dragonern verfolgt, die ihn sogleich einholten. Er war ganz allein und in einem Augenblick von allen Seiten umringt. Man hatte Befehl, ihn lebendig zu bringen. Er lehnte sich an einen dicken Oelbaum. Man rief ihm zu, sich zu ergeben. Er antwortete mit drey Schüssen aus einer dreyläufigen Flinte. Sodann griff er zu Pistolen, deren er mehrere im Gürtel hatte. Man näherte sich ihm indessen doch; aber ein Dragoner, voll Ungeduld, mehrere seiner Kameraden fallen zu sehen, legte auf ihn an und streckte ihn zur Erde nieder. Roland starb auf der Stelle.

Man brachte seinen Körper im Triumphe nach Nimes und machte diesem den Prozeß. Man verurtheilte ihn zum Feuer, und er wurde mit einem Gepränge verbrannt, welches

das

das Andenken ſeiner Empörung und ſeines Muths zu verewigen beſtimmt war. Seine Aſche wurde in den Wind geſtreut.

Ravanel war der einzige unter den übrigen Anführern, der ſich nicht ergab. Aber er machte ſich unnütz dadurch, daß er ſich entfernte und verbarg. Catinat und die übrigen, die ſich nach Genf begeben hatten, ließen ſich von dem dortigen engliſchen Agenten bereden, nach den Sevennen zurück zu kehren. Sie hatten Geld bekommen, um Leute anzuwerben und den Krieg fort zu ſetzen; aber ſie wurden unterwegs in Verhaft genommen, und theils gerädert, theils lebendig verbrannt. Auch Ravanel wurde endlich entdeckt, gefangen und zum Rade verurtheilt. Es gab nur noch einzelne

seine kleine camisardische Banden ohne Anführer, welche plünderten, um sich das Leben zu erhalten. Man kann sagen, daß diese Unruhen nun beygelegt waren. Der Marschall von Villars erhielt Befehl, zurück zu kommen, und er ging den sechsten Januar des Jahres 1705 aus Languedoc ab.